
3 1761 05227950 2


Thomas Sturges Parsons

RVO Stearns

8 vols only

3 50

Brehms Thierleben.

Erster Band.


Thierleben
von A. E. Brehm.

Brehms

Thierleben.

Allgemeine

Kunde des Thierreichs.

Große Ausgabe.
Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Erste Abtheilung — Säugethiere.

Erster Band.



Leipzig.
Verlag des Bibliographischen Instituts.
1876.

Die Säugethiere

von

Dr. A. E. Brehm.

Erster Band:

Affen und Halbaffen, Flatterthiere, Raubthiere.

Mit 157 Abbildungen im Text und 19 Tafeln
von Gustav Mützel, Ludwig Beckmann, Paul Meyerheim, Robert Kretschmer
und Emil Schmidt.

Leipzig.
Verlag des Bibliographischen Instituts.
1876.


LIBRARY
JUL 2 2 2002
UNIVERSITY OF TORONTO

Seiner Kaiserlich Königlichen Hoheit,

dem

Kronprinzen Erzherzog Rudolf,

ehrfurchtsvoll gewidmet vom

Verfasser.

Aus dem Vorworte zur ersten Auflage.

Unser reiches Schriftthum besitzt viele thierkundliche Werke von anerkannter Trefflichkeit, aber wenige, in denen die Lebenskunde der Thiere ausführlich behandelt ist. Man begnügt sich, zumal in den oberen Klassen, mit einer möglichst sorgfältigen Beschreibung des äußeren und inneren Thierleibes, ja, man gibt sich zuweilen den Anschein, als halte man es für unvereinbar mit der Wissenschaftlichkeit, dem Leben und Treiben der Thiere mehr Zeit und Raum zu gönnen als erforderlich, um zu beweisen, daß der in Rede stehende Gegenstand ein lebendiges, d. h. nicht bloß ein fühlendes und bewegungsfähiges, sondern auch ein handelndes und wirkendes Wesen ist.

Die Ursachen dieses ebenso ungerechtfertigten wie einseitigen Verfahrens sind unschwer zu erkennen. Unsere Meister der Thierkunde zieren die Hochschulen oder wirken an den öffentlichen Sammlungen. Hier haben sie eine für die Zergliederungs- und Systemkunde verlockende Menge von Stoff zur Verfügung, und wenn sie diesen Stoff wirklich bewältigen wollen, bleibt ihnen zur Beobachtung des Lebens der Thiere keine Zeit — ganz abgesehen davon, daß zu solcher Beobachtung ein Jäger- und Wanderleben eine der ersten Bedingungen ist.

Wir danken gedachten Forschern überaus wichtige Aufschlüsse über den äußeren und inneren Bau des Thierleibes, und hierdurch Erklärung gewisser Lebensäußerungen; wir sehen in ihnen immer die das Ganze überblickenden und ordnenden Meister der Wissenschaft und sind geneigt, die jagenden und sammelnden Reisenden jenen gegenüber als Gehülfen und Handlanger zu betrachten, obgleich wir uns nicht verhehlen können, daß nur sie es sind, welche uns mit dem ganzen Thiere bekannt machen. Denn erst das lebende Thier ist ein „fühlendes und bewegungsfähiges" Wesen: das todte, ausgestopfte, in Weingeist aufbewahrte ist und bleibt immer nur ein Gegenstand.

Die Reisenden und die unsere Fluren jagend durchstreifenden Forscher also sind es, von denen wir Schilderungen des Thierlebens fordern müssen und fordern dürfen. Ihnen ist die Aufgabe geworden, vor allem das lebende Thier ins Auge zu fassen; für die wissenschaftliche Behandlung des todten Thieres finden sich andere Kräfte: denn auch für das ersprießliche Gedeihen der Thierkunde ist Theilung der Arbeit unerläßliche Bedingung.

Solche Ansichten haben mich bestimmt, das vorliegende Buch zu schreiben. Durch Lehre und Vorbild meines unvergeßlichen Vaters bin ich von Jugend auf zur eigenen Beobachtung der Thiere veranlaßt worden und habe hierzu später, während eines langjährigen Wanderlebens im Norden und Süden sowie in meinem späteren Wirkungskreise, manche Gelegenheit gefunden, die vielen anderen verschlossen blieb. Dessenungeachtet hielt ich meine Beobachtungen allein zu einer Veröffentlichung nicht für wichtig genug und glaubte deshalb, sie mit den Erfahrungen anderer verschmelzen zu müssen. Hierdurch mußte die Arbeit das Gepräge einer allgemeinen Thierkunde erhalten, und da diese Allgemeinheit nun einmal angebahnt, beschloß ich, den ursprünglichen Plan so zu erweitern, wie er jetzt in der Ausführung vorliegt.

Aelteren Beobachtern habe ich ihr Erstlingsrecht stets gewahrt, wenn ich fand, daß die Beobachtungen richtig oder mindestens wahrscheinlich; ich habe dies auch dann gethan, wenn ich die betreffenden Thiere selbst beobachtet hatte, und ebenso haben die Künstler es angegeben, ob sie das lebende Thier gezeichnet, oder nur eine gute Abbildung benutzt. Wo ich konnte, bin ich an die Quelle gegangen, und nur bei unwesentlichen Angaben, beispielsweise bei der Wiedergabe altklassischer Stellen, habe ich das unterlassen: ich hatte wichtigeres zu thun, als in altem Wuste zu wühlen. Wenn also hinsichtlich solcher Angaben Fehler bemerkt werden, mag Oken sie verantworten.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Ein Buch wie das „Thierleben", welches eine übereinstimmend günstige Beurtheilung erfahren und eine allgemeine Verbreitung gefunden hat, von allen Lehrern mit Freude und Dank begrüßt, von allen Lernenden mit Vergnügen und Nutzen gelesen, auch in die Sprachen fast aller gebildeten Völker übertragen worden ist, legt seinen Verfassern die zwingende Verpflichtung auf, jede neu erscheinende Auflage der sorgfältigsten Umarbeitung zu unterziehen. Dieser Verpflichtung, ohne irgend welche Rücksicht auf den Inhalt der ersten Auflage, nachzukommen, habe ich mich nach besten Kräften bestrebt; sie ist ebenso von meinen Herren Mitarbeitern bedingungslos anerkannt und erfüllt worden; sämmtliche mitwirkenden Künstler haben dieselben Grundsätze befolgt; die Verlagshandlung hat allen Wünschen Rechnung getragen, überhaupt keine Opfer gescheut, um die gestellte Aufgabe zu ermöglichen; viele Freunde des Werkes endlich haben es sich angelegen sein lassen, dasselbe durch werthvolle Beiträge zu fördern. Das „Thierleben" erscheint, dank solchem Zusammenwirken, in durchaus veränderter Gestalt, berichtigt, verbessert, bereichert und vervollständigt nach allen Richtungen hin: ein neues Buch unter altem Titel. Sein Gepräge aber haben wir nicht verwischen, seine Eigenschaft als volksthümliches Werk ihm nicht rauben wollen.

Nach wie vor soll das „Thierleben" bestimmt sein, in gebildeten Familien sich einzubürgern und zu einem Hausschatze im besten Sinne des Wortes zu werden. Für streng wissenschaftliche Kreise ist es nicht geschrieben, für unreife Kinder ebensowenig; gleichwohl dürften jene auch in dem volksthümlichen Buche manches Beachtenswerthe finden, und werden diese, durch Vermittelung Erwachsener, seinen Inhalt sich erschließen können.

Von diesen und den früher erörterten Gesichtspunkten aus wolle man auch die neue Auflage betrachten. Das „Thierleben" hat, meiner Ansicht nach, selbst eine strengere Beurtheilung nicht zu fürchten. Wer in ihm sucht, was er, nach Titel und Anlage, zu finden berechtigt ist, wird sich nicht getäuscht sehen; wer sich des Titels stets erinnert, das nicht suchen, was er nicht finden kann. Mängel und Irrthümer haften erklärlicherweise wohl auch dieser Auflage an; sie hervorzuheben und zu berichtigen, damit sie später vermieden werden können, möge die dankenswerthe Aufgabe des Lesers sein. Eine sachgemäße und wohlwollende Beurtheilung wird mich stets zu warmem Danke verpflichten, eine von Mißgunst oder vom Parteistandpunkte beeinflußte, böswillige Bemängelung auch fernerhin unnahbar finden.

Berlin, März 1876.

A. E. Brehm.

Inhalt des ersten Bandes.

Erste Reihe: Handthiere.

Erste Ordnung: Hochthiere (Primates).

Affen.

Zweite Ordnung: **Halbaffen** oder **Aeffer (Hemipitheci** oder **Prosimii).**

Dritte Ordnung: **Flatterthiere (Chiroptera).**

Zweite Reihe: **Krallenthiere.**

Vierte Ordnung: **Raubthiere** (Carnivora).

Verzeichnis der Abbildungen.

Auf besonderen Tafeln.

Im Text.

Affen.

Halbaffen.

Ein Blick auf das Leben der Gesammtheit.

Selbst wissenschaftlich gebildeten Männern kommt es schwer an, die Lehrbücher der Naturbeschreibung des Thierreiches aus der Hand zu legen, ohne eine Regung ihrer verletzten Eitelkeit zu verspüren. Der „nach dem Bilde Gottes" geschaffene Mensch, der „Herr alles dessen, was da fleucht und kreucht", der „Gebieter der Erde", wird in diesen Lehrbüchern in seiner ganzen Blöße dargestellt: er eröffnet oder schließt die Reihe der belebten Wesen, welche wir „Thiere" nennen. Er, für den schon die uralte Sage einen besonderen Schöpfungstag ansetzt, welcher von den Wortgläubigen mit dem begabt wird, was allen übrigen Geschöpfen mangeln soll, welcher allein einen aufrechten Gang erhielt, „damit seine ausschließliche Befähigung zur Erkenntnis Gottes, sein Aufblick zum Himmel deutsam werde": erscheint hier nur als — ein Säugethier! „Erste Ordnung, erste Familie, einzige Sippe: **Mensch!**" — so heißt es im Lehrbuche; und unmittelbar hinter dem Homo sapiens folgt — der Gorilla oder der Orang-Utan.

Die Naturwissenschaft kennt keine Rücksichten, wenn es gilt, Wahrheit, thatsächliche Wirklichkeit zu verkünden: und sollte sie auch noch so theuren, weil Jahrtausende lang gehegten Wahn, noch so beglückende Gefühle der Eitelkeit zerstören müssen. Der Mensch ist, leiblich betrachtet und von dem Naturforscher angesehen, wirklich nichts mehr und nichts minder als ein Säugethier oder ein lebendes, fühlendes Wesen mit rothem, warmem Blute, welches lebendige Junge gebiert und sie großsäugt: und jede Mutter, welche ohne zu grübeln und mit namenloser Wonne ihrem Kinde sich hingibt, welche das schönste Bild des Menschen darstellt, beweist, — daß sie der ersten Klasse des Thierreichs angehört; ja auch jeder, selbst der unwissenschaftlichste und oberflächlichste Beobachter muß zugestehen, daß zwischen dem Menschen und dem Schimpanse die Aehnlichkeit größer ist, als zwischen dem Affen und dem Pferde oder Rinde. Der Naturforscher kann darin, daß er den Menschen zu den Säugethieren zählt, nichts Verletzendes für ihn finden.

Erst in der Neuzeit hat die Frage über die Stellung des Menschen im Reiche der Thiere die gebührende Beachtung und die allein richtige Beantwortung gefunden. So lange die Naturwissenschaft bevormundet wurde von kindischen Anschauungen vergangener Zeiten, denen nur ihr Alter scheinbare Berechtigung verlieh; so lange selbst Gebildete sich bemächtigen oder doch beeinflussen ließen von den Pflegern des Aberglaubens, den Werkzeugen der Verdummung und anderen Vertretern des Rückstandes, war es unmöglich, vorurtheilsfrei an diese für die Menschheit überaus wichtige Frage heranzutreten. Auch fehlte unseren Vorgängern noch das Beste: ausreichender Stoff zur Vergleichung. Man kannte streng genommen bloß den höchststehenden Menschen, und ihn verkannte man. Absichtlich oder aus Unkenntnis übersah man die nächsten Verwandten desselben und fühlte sich beruhigt durch einfaches Behaupten, anstatt den allein richtigen Weg der Unter-

suchung einzuschlagen. So nur wurde es möglich, daß man allgemach den Menschen aus seinen natürlichen Verbindungen herausriß und zu einem Zwitterwesen stempelte, zum Gott zu gering, zum Thiere zu erhaben.

Die heutige Naturwissenschaft ist außer Stande, sich mit solchem Zwitterwesen zu beschäftigen, weil sie unter allen Umständen das Erforschte und Erkannte an die Stelle des Erdachten und Erträumten setzen muß. Sie vergleicht den gegenwärtigen mit dem gewesenen, den am weitesten vorgeschrittenen mit dem am tiefsten stehenden Menschen, folgt seinem Entwickelungsgange bis in die tiefste Nacht der Vergangenheit, setzt an die Stelle des Erdenkloßes mit dem ihm eingehauchten, lebendigen Athem ein in vollster Entwickelung begriffenes Thier und gelangt zu ganz anderen und entschieden tröstlicheren Ergebnissen, als solche Pfaffenthum und Weltweisheit im Verein, trotz aller Spitzfindigkeit und Traumseligkeit, jemals zu finden im Stande gewesen ist.

„Alle sogenannten specifischen Unterscheidungszeichen zwischen Mensch und Thier", sagt Büchner treffend und wahr, „werden bei genauerer Betrachtung hinfällig, und selbst die für die charakteristischsten gehaltenen Attribute der Menschlichkeit, wie geistige und moralische Eigenschaften, aufrechter Gang und freier Gebrauch der Hand, menschliche Physiognomie und artikulirte Wortsprache, gesellschaftliches Wesen und Sinn für Religiosität &c. verlieren ihren Werth oder werden relativ, sobald man sich zu eingehenden und auf Thatsachen gestützten Vergleichen herbeiläßt und dabei nicht bloß, wie gewöhnlich, den höchstgebildeten Europäer, sondern auch jene dem Thiere näher stehenden Menschen und Menschenarten ins Auge faßt, welche keine Gelegenheit hatten, sich aus dem rohen Ur- und Naturzustande zu der Stufe des civilisirten Menschen emporzuschwingen. Bei solchem Studium sowie bei dem Studium der Thierseele wird man denn alsbald ganz andere Dinge erfahren als diejenigen, welche die Schreibstubengelehrten in ihrer hohen und hohlen Weisheit uns bisher glauben zu machen bemüht waren, und wird sich alsbald überzeugen, daß das menschliche Wesen in seiner tiefsten Erniedrigung oder auch in seinem rohesten Urzustande so nahe an die Thierwelt streift, daß man sich unwillkürlich fragt, wo denn eigentlich die Grenze zu ziehen sei. Wer sich daher ein Urtheil über das wahre Wesen des Menschen oder über dessen wirkliche Stellung in der Natur bilden will, darf nicht, wie unsere Herren Philosophen und angeblich großen Denker zu thun pflegen, nur sein eigenes, kleines Selbst im Spiegel eitler Selbstüberschätzung und ohne jede Rücksicht auf dessen uralte Entstehungs- und Entwickelungsgeschichte betrachten und daraus ein klägliches Konterfei eines philosophischen Mustermenschen abstrahiren, sondern er muß mit voller Hand in das Leben und in die Natur selbst hineingreifen und aus den zahllosen, dort in reichlichster Fülle strömenden Quellen Erkenntnis schöpfen.

„Nirgendwo fließen diese Quellen reichlicher und üppiger als in den zahllosen Berichten der Reisenden nach fremden Ländern über die dort angetroffenen wilden Menschen und Völker und in jenen schmucklosen Erzählungen, welche uns oft mit wenigen Worten einen tieferen Blick in die menschliche Natur und ihre nahe Verwandtschaft mit der großen Gesammtnatur thun lassen als das Studium der dickleibigsten Bände unserer Stubengelehrten. Alle Definitionen der gelehrten Herren, alle ihre Sätze und Aufstellungen, alle ihre Ableitungen aus den angeblich von ihnen gefundenen und sogenannten obersten Grundsätzen des Wissens zerschellen an der Wucht dieser einfachen Thatsache wie schillernde Seifenblasen an den Gegenständen, auf welche sie treffen. Gibt es doch Menschen und Völker und menschliche Zustände auf dieser Erdoberfläche, welche sich durch eine solche Abwesenheit alles dessen auszeichnen, was der gebildete Europäer als ewiges und unentbehrliches Attribut des Menschen anzusehen sich gewöhnt hat, und daß man bei Mittheilung der darauf bezüglichen Berichte mehr Fabel als Wirklichkeit zu hören glaubt. Diejenigen, welche in der sogenannten Moralität oder in der höheren Vernunftthätigkeit die auszeichnende Eigenschaft des Menschen und menschlichen Wesens zu erblicken glauben, werden bei genauerer Kenntnisnahme jener Menschen und menschlichen Zustände ihre Meinung ebenso wenig durch die Thatsache bestätigt finden, wie jene, welche den absoluten Vorzug des Menschen vor dem Thiere in seinem Familien-

leben und in der Einrichtung der Ehe oder in seinem gesellschaftlichen Wesen oder in seiner Schamhaftigkeit oder in seinem Gottesglauben oder in der Kunst des Zählens oder aber darin zu finden meinen, daß er allein Werkzeuge gebrauche, oder daß er allein den Gebrauch des Feuers kenne und sich desselben zum Kochen der Speisen bediene, oder daß er allein Kleider trage, oder daß er allein den Selbstmord ausübe, oder daß er allein den Grund und Boden bebaue ꝛc. ꝛc.

„Selbst die gegliederte Wortsprache, welche gewiß als die auszeichnendste Eigenschaft des Menschen geltend gemacht werden kann, und welche ihn in Anlehnung an die bessere Entwickelung des Kehlkopfes, der Sprachwerkzeuge und des Gehirns und in Gemeinschaft mit dem aufrechten Gange und dem verbesserten Gebrauche der Hände eigentlich erst zum Menschen gemacht hat, ist nur das Ergebnis aus einer ganzen Reihe langer und mühseliger Entwickelungsstufen und findet sich bei manchen wilden Völkern in einem Zustande der Rohheit und Unvollkommenheit, daß sie kaum Sprache im menschlichen Sinne genannt werden kann. Hielt man ehedem die Sprache des Menschen für etwas demselben Angeborenes und Anerschaffenes und schon bei seiner Entstehung in einem gewissen Grade der Ausbildung Vorhandenes, so haben die neueren Untersuchungen der Sprachforscher von dem allen das Gegentheil gelehrt und gezeigt, daß die Sprachen ebenso wie die Arten etwas langsam und ganz allmählich im Laufe der Jahrtausende aus einfachen Anfängen Gewordenes und Entstandenes sind. Gewiß war der früheste Mensch einer geordneten Rede ebenso unfähig, wie es auch heute noch das Thier und zum Theil der wilde Mensch ist. Kann doch nach Westropp der früheste Urmensch nicht anders denn als ein stummes oder sprachloses Wesen angesehen werden, welches erst nach und nach, gerade so wie auch heute noch das Kind, lernte, seinen Gefühlen und Bedürfnissen bestimmte Ausdrücke zu verleihen; und die Zeit muß sehr lange gedauert haben, in welcher der Mensch nur durch Geberden und ungegliederte Laute seine Bedürfnisse auszudrücken im Stande war. Es liegt darin nichts mehr Entwürdigendes als in dem Umstande, daß wir selbst einst Kinder waren, „quäkend und schreiend auf der Amme Arm“.

Auch solche Blicke muß man thun, auch den Menschen in diesem Zustande seiner Entwickelung in den Kreis der Betrachtungen ziehen, wenn man ihn mit dem Thiere vergleichen oder ihn von demselben trennen will. Mag man einstweilen noch über derartige Ergebnisse der Wissenschaft spötteln; mag man den vielfach angefochtenen Lehrsatz der neueren Forscher, daß der Mensch nichts anderes sei als ein hochentwickelter Affe oder ein durch Entwickelung aus einem affenähnlichen Zustande hervorgegangenes Wesen, vornehm belächeln und mehr oder minder entsetzt von sich abzuwehren suchen: unleugbar ist und bleibt, daß dieser Lehrsatz vernünftiger und menschenwürdiger ist als jenes kindische Festhalten an veralteten und vollkommen hinfällig gewordenen Sagen ungebildeter Völker, an welche sich Unwissenheit und Aberglauben anklammern, weil sie hohle, morgenländische Eitelkeit als etwas Göttliches ansehen. In dem denkenden Menschen erweckt der als vollkommenes Wesen erschaffene Mensch ein niederschlagendes, beängstigendes Gefühl, sobald er dieses Traumbild mit dem ungesitteten, auf thierischer Stufe stehenden „Bruder“ vergleicht, während die Annahme einer stetigen Entwickelung unseres Geschlechtes einen wahrhaft erhebenden Blick in die Zukunft eröffnet, wohl geeignet, sich über das blinde Wüthen der Rückständigen und die eigene Zukunft vollständig zu trösten. „Haben sich denkende Menschen“, sagt der englische Forscher Huxley, „einmal den blindmachenden Einflüssen überkommener Vorurtheile entwunden, so werden sie in dem niederen Stamme, welchem der Mensch entsprungen ist, den besten Beweis für den Glanz seiner Fähigkeiten finden und werden in seinem langen Fortschritte durch die Vergangenheit einen vernünftigen Grund erkennen, an die Erreichung einer noch edleren Zukunft zu glauben.“ „In der That“, fügt Büchner diesen Worten hinzu, „je niedriger unsere Herkunft, um so erhabener unsere heutige Stellung in der Natur, je geringer der Anfang, um so größer die Vollendung, je schwieriger der Kampf, um so glänzender der Sieg, je mühseliger und langsamer der Weg, auf dem unsere Gesittung errungen wurde, um so werthvoller diese Kultur selbst und um so mächtiger das Streben, nicht bloß festzuhalten, sondern auch weiter auszubilden.“

Nach dieser Vorbemerkung, durch welche ich meinen und den Standpunkt aller vorurtheilsfreien Forscher der Neuzeit gewahrt wissen will, mag es, wenn auch nicht gerechtfertigt so doch gestattet sein, wenn ich im Nachfolgenden die erste Familie erster Ordnung der höchststehenden Klasse ganz überspringe oder höchstens hier und da berücksichtige, wo wir vergleichen müssen. Unser Buch überläßt den Menschen denen, welche berufen sind, ihn so ausführlich zu behandeln, als er behandelt sein muß, und beschäftigt sich dafür ausschließlich mit den Säugethieren von der zweiten Familie gedachter Ordnung an.

Der Altvater der Thierkunde, Linné, einer der größten Naturforscher aller Zeiten und „das Haupt aller früheren, gegenwärtigen und zukünftigen Jünger der Wissenschaft", theilte in seinem unsterblichen Werke „Systema naturae" die Thiere in sechs Klassen ein: in Säugethiere, Vögel, Lurche, Fische, Kerbthiere und Würmer. Er vereinigte somit in den beiden letzten Klassen so viele verschieden gebaute und gebildete Geschöpfe, daß seine ausgezeichnete Arbeit doch nur für die Zeiten der Kindheit unserer Wissenschaft gültig sein konnte. Viele Forscher versuchten es nach ihm, diese Eintheilung zu berichtigen, bis endlich Cuvier im Jahre 1829 die beiden durchgreifenden Gegensätze der Ausbildung des thierischen Leibes zur Geltung brachte und die wirbellosen den Wirbelthieren gegenüber stellte. Er vereinigte die ersten vier Klassen Linné's zu einer, die beiden letzten zu einer anderen Halbscheid, trennte dagegen die bunt zusammengeworfenen „Kerbthiere" und „Würmer", ihrer natürlichen Beschaffenheit Rücksicht tragend, in drei größere Kreise (Weich-, Glieder- und Pflanzenthiere) und bildete aus ihnen fünfzehn Klassen. Hiermit legte er den Grund der heutigen Thierkunde: und alle Naturforscher nach ihm haben nur auf dieser Grundlage fortgebaut — wenigstens sind, laut Hartmann, alle neuerdings angestellten Versuche, den für den Standpunkt unseres heutigen Wissens noch maßgebenden Unterschied zwischen Wirbelthieren und Wirbellosen auf Grund sehr verdächtiger Untersuchungen aufzuheben, als keineswegs sicher und durchschlagend zu betrachten.

Es ist unerläßlich, daß wir, wenn auch nur flüchtig, einen Blick auf die Gesammtheit der Klassen werfen, deren erste uns zunächst beschäftigen soll. Alle Wirbelthiere haben so entschieden übereinstimmende Merkmale, daß sie niemals mit den wirbellosen Thieren verwechselt werden können. Sie kennzeichnen das innere Knochen- oder Knorpelgerüst, welches Höhlen für Gehirn und Rückenmark bildet und von Muskeln bewegt wird, die Gliedmaßen, deren Anzahl niemals vier überschreitet, das rothe Blut, ein vollständiges Gefäßnetz, die seitliche Gleichmäßigkeit des Leibes und die Längsgliederung der Organe. Ihre hohe Entwickelung ist deutlich genug ausgesprochen. Das große Gehirn befähigt sie zu einer geistigen Thätigkeit, welche die aller übrigen Thiere weit überwiegt; ihre Sinneswerkzeuge haben mehr oder minder einhellige, gleichmäßige Ausbildung erlangt. Augen und Ohren sind fast immer vorhanden und dann stets paarig; die Nase besteht aus zwei Höhlen und dient nur ausnahmsweise als Tastwerkzeug. Leber und Nieren finden sich immer; die Milz fehlt selten. Alle sind getrennten Geschlechts. Empfindung und Lebendigkeit sind ihnen gemein.

Die Säugethiere stehen in dieser Abtheilung entschieden oben an: und eine solche Stellung verlangt der Walfisch ebenso gebieterisch wie der Mensch, welcher die höchste denkbare Entwickelung im Thierreiche darstellt. Eine ebenmäßige Ausbildung aller Leibestheile und die überwiegende Masse des Gehirns spricht sich beim Elefanten wie bei der Maus, beim Hunde wie beim Schnabelthiere aus. Die Säugethiere haben eine sehr vollkommene Lungenathmung und deshalb rothes, warmes Blut, und sie gebären lebendige Junge, welche sie mit einer eigenthümlichen Drüsenabsonderung, der Milch, an ihren Brüsten oder Zitzen eine Zeitlang säugen. Sie bilden die am schärfsten und bestimmtesten nach außen hin abgegrenzte Klasse; denn so groß auch ihre äußere Verschiedenheit sein mag, so groß erscheint die Uebereinstimmung ihres inneren Baues.

Der Schädel ist bei ihnen, wie bei allen übrigen Säugethieren, von der Wirbelsäule getrennt und besteht überall aus den nämlichen, im wesentlichen gleichartig verbundenen Knochenstücken; sein Oberkiefer ist stets mit ihm verwachsen, und die in ihm und dem Unterkiefer stehenden Zähne haben, so verschiedenartig sie gebaut oder gestellt sein mögen, doch das eine gemein, daß sie immer in Zahnhöhlen oder Alveolen eingekeilt sind. Sieben Wirbel bilden den Hals, mag er nun kurz oder lang sein, den Hals der Girafe ebenso wohl wie den des Maulwurfs; und wenn es auch scheinen will, daß die Faulthiere mehr und einige Wale weniger Wirbel des Halses zählen, zeigt die scharfe Beobachtung doch deutlich, daß dort die überzähligen Wirbel zur Brust gerechnet werden müssen, während hier die Verminderung der Anzahl auf Verschmelzung der Wirbel untereinander beruht. Schon den Vögeln gegenüber zeigt sich der Hals der Säugethiere als durchaus einhellig gebaut: denn dort nimmt mit der Länge des Halses auch die Zahl der Wirbel zu. Der Brusttheil der Wirbelsäule wird von 10 bis 23, der Lendentheil von 2 bis 9, die Kreuzbeingegend von ebenso vielen und der Schwanz von 4 bis 46 Wirbeln gebildet. Rippen oder Rippenstummel kommen zwar an allen Wirbeln vor; doch versteht man gewöhnlich unter den Rippen bloß die an den Brustwirbeln sitzenden, platten und gebogenen Knochen, welche sich mit dem Brustbeine entweder fest oder durch Knorpelmasse verbinden und die Brusthöhle einschließen. Ihre Anzahl stimmt regelmäßig mit jener der Brustwirbel überein; die Anzahl der wahren oder fest mit dem Brustbeine verwachsenen im Verhältnis zu den sogenannten falschen oder durch Knorpelmasse mittelbar an das Brustbein gehefteten ist aber großen Schwankungen unterworfen. Die Gliedmaßen sind diejenigen Theile des Säugethierleibes, welche schon im Gerippe die größten Verschiedenheiten bemerklich werden lassen: — fehlt doch das hintere Paar manchen Walthieren gänzlich oder verkümmert wenigstens bis auf unbedeutende Stummel! Auch am vorderen Gliederpaare weichen namentlich der Schultergürtel und die Hand wesentlich ab; das Schlüsselbein ist sehr stark oder fehlt gänzlich, je nachdem die betreffenden Thiere Gräber oder bloß Läufer sind; die Finger sind vorhanden oder verstümmelt, je nachdem die Hand zur Pfote oder Tatze, zum Hufe oder zur Flosse geworden ist: es kann die gewöhnliche Fingerzahl Fünf bis auf Eins herabsinken. Die Ausbildung der Knochen des Beines ist nicht minder verschiedenartig. Doch können solche Schwankungen und scheinbaren Widersprüche niemals die klare Einhelligkeit des Knochenbaues aller Säugethiere verwischen oder auch nur unklar erscheinen lassen; sie ist vielmehr so groß, daß sich der Kundige aus wenigen Knochen das ganze Gerippe eines ihm noch gänzlich unbekannten Thieres wenigstens in Gedanken zusammenzusetzen vermag.

Dieses Knochengerüst, der Stamm des Säugethierkörpers, wird durch die Muskeln bewegt, durch dieselben Gebilde, welche bei vielen Thieren für uns weitaus das Wichtigste des ganzen Leibes sind, weil sie uns zur Nahrung dienen. Sie, welche wir im gewöhnlichen Leben einfach „Fleisch“ zu nennen pflegen, sitzen überall an den Knochen fest und bewegen diese in der allergünstigsten Weise für die Bewegung — nicht immer hinsichtlich der aufzuwendenden Kraft — nach den verschiedensten Richtungen hin. Ich würde eine genaue Kenntnis des menschlichen Leibes voraussetzen müssen, wollte ich sie beschreiben, und ich will meinen Lesern nicht gern durch nicht streng hierher gehörige Auseinandersetzungen lästig werden. So mag es genügen, wenn ich bemerke, daß alle Muskeln im genauesten Einklange mit den Eigenthümlichkeiten des Gerippes und mit der Lebensweise des Thieres stehen, welche ja von der Gestalt desselben bedingt und bestimmt wird. Mannigfache Veränderungen der ganzen Anlage erschweren zudem eine übersichtliche Beschreibung. Dem einen Thiere fehlt dieser Muskel ganz, bei dem anderen ist er besonders entwickelt: der Wal besitzt gar keine eigentlichen Halsmuskeln, bei dem Affen sind sie fast ebenso ausgebildet wie bei dem Menschen; die Säugethiere, welche klettern, graben, flattern oder greifen, haben starke Brustmuskeln zur Beugung des Armes, diejenigen, welche laufen, starke Hüft- und Schenkelmuskeln; die, welche den Schwanz als fünftes Bein oder überhaupt statt der hinteren Beine benutzen, besitzen an ihm kräftige Schwanzmuskeln; die Gesichtsmuskeln mangeln

dem Schnabelthiere, sind aber bei allen Raubthieren auffallend verstärkt 2c. Kurz, jedes Thier ist eben für seine Lebensweise besonders ausgerüstet worden, oder aber, die Ausrüstung hat seine Lebensweise bestimmt.

Nicht minder verschiedenartig gebaut sind die Weichtheile des Säugethierleibes. Die Verdauungswerkzeuge lassen, so sehr sie einander im ganzen ähneln, viele Abweichungen in ihrem Baue erkennen. Der Mund ist bezeichnend für die ganze Klasse; denn er hat fleischige und feinfühlende Lippen. Die in beide Kiefern eingekeilten und sie bewaffnenden Zähne kommen in solcher Ausbildung nur den Säugethieren zu und sind für Lebensweise und Fähigkeiten sowie für die wissenschaftliche Einordnung und Bestimmung entscheidend. Ihre Eintheilung in Schneide=, Eck=, Lücken= und Backenzähne ist bekannt, und ebenso weiß man wohl auch, daß wiederum der Mensch in seinem Gebiß die schönste Einhelligkeit der verschiedenen Zahnarten zeigt; denn jeder meiner Leser hat gesehen, wie sehr die Eckzähne im Maule des Hundes die Schneidezähne, oder wie sehr diese im Maule des Eichhorns die Backenzähne durch ihre Ausbildung überbieten. Die Zähne stehen immer im vollsten Einklange mit der Ernährungsweise des Thieres:

„Jeglicher Mund ist geschickt, die Speise zu fassen,
Welche dem Körper gebührt, es sei nun schwächlich und zahnlos
Oder mächtig der Kiefer gezahnt; in jeglichem Falle
Fördert ein schicklich Organ den Gliedern die Nahrung“.

So mag nun also der Mund gar keine Zähne mehr haben, wie bei dem Ameisenfresser, oder über zweihundert Zähne zählen, wie bei einem Delfin: immer wird er aufs genaueste der Ernährungsweise des Thieres entsprechen.

An den Mund reiht sich die Speiseröhre an, welche dadurch sich auszeichnet, daß sie sich niemals wie bei den Vögeln kropfartig erweitert. Der Magen, in welchen der Schlund übergeht, ist ebenso wenig jemals ein Vogelmagen, wie ihn selbst die naturunkundigsten Hausfrauen vom Huhne kennen, sondern immer nur ein mehr oder weniger dünnhäutiger, einfacher oder bis dreifach eingeschnürter Sack. Ganz eigenthümlich gebildet ist er bei denjenigen Thieren, welche ihre Speise nach dem Hinabschlingen noch einmal behaglich durchkauen und dann erst in die Abtheilung für Verdauung senden, an den ersten Speichern vorüber. Ueber die ausscheidenden Drüsen, wie Leber, Mund= und Bauchspeicheldrüsen und Nieren, läßt sich im allgemeinen ebenso wenig sagen wie über den Darm: es genügt, wenn wir festhalten, daß der Harn nur bei den Säugethieren besonders entleert wird, daß in der Umgebung des Afters oft Drüsen vorkommen, welche eigenthümliche, gewöhnlich sehr stark riechende oder stinkende Stoffe absondern, und daß bei den männlichen Gabelthieren Harnblase, Harn= und Samenleiter in die Kloake münden, an der sich noch ein Glied (penis) befindet, welches den Inhalt der Kloake nach außen entleert, während bei den weiblichen Gabelthieren die Kloake zur Ausscheidung der Harn= und Geschlechtserzeugnisse dient.

Die Gefäße weichen wenig von dem allgemeinen Gepräge ab; Herz und Adern und Aufsauggefäße sind bei dem einen Säugethiere so ziemlich wie bei dem anderen gebildet, obgleich auch hier Schwankungen in der Gestalt und Anlage bemerklich werden. Das Herz besitzt immer zwei Kammern und zwei Vorkammern; die Schlagadern sind ausdehnbar, die Blutadern innen mit Klappen versehen; die Saugadern haben viele Vereinigungspunkte und münden durch einen Hauptgang in die große Hohlader.

Die Brusthöhle ist durch das Zwerchfell vollständig geschlossen; die Lunge hängt frei in ihr und steht nicht mit besonderen Luftsäcken in Verbindung; die Luftröhre theilt sich in gewöhnlich zwei, zuweilen (bei den Wiederkäuern, einigen Dickhäutern und vielen Walen) in drei Zweige und hat immer nur einen einzigen Kehlkopf, welcher im Anfange der Röhre liegt und aus einer bei den verschiedenen Arten schwankenden Anzahl (in der Regel sieben) von Knorpeln gebildet wird. Mit ihm stehen bei einigen Säugethieren eigenthümliche Stimmsäcke in Verbindung.

Gehirn und Nerven sind sehr verschieden ausgebildet. Ersteres füllt zwar regelmäßig die Schädelhöhle aus; allein diese ist auch oft verhältnismäßig sehr klein und die Masse des Gehirns dann äußerst gering. Bei keinem einzigen anderen Säugethiere überwiegt das Gehirn das Rückenmark in demselben Grade wie bei dem Menschen, und bei keinem ist das große Gehirn so entwickelt wie bei ihm. Hierin gibt sich schon leiblich die geistige Ueberlegenheit des Menschen über alle übrigen Thiere kund. Bei den geistesarmen Säugern ähnelt das Gehirn noch dem der Vögel; doch erhebt es sich von den am wenigsten begünstigten zu den vollkommeneren rasch und zu außerordentlicher Entwickelung und zeigt bald die eigenthümlichen Windungen, deren Anzahl und Ausdehnung im Verhältnis zu der geistigen Befähigung stehen. Die Sinneswerkzeuge bekunden eine große Uebereinstimmung in ihrer Anordnung; nur bei den Walen finden sich Abweichungen von der allgemeinen Regel. Diese besitzen wohl noch eine Nase, im günstigsten Falle aber nur einen sehr mangelhaften Geruchssinn. Früher sprach man ihnen Geruchsnerven ab; gegenwärtig glaubt man, daß diese vorhanden sind, hat wenigstens noch nicht mit Sicherheit feststellen können, ob sie fehlen. Uebrigens sind die Nasenlöcher bei allen Säugethieren paarig und von Knochen und Knorpeln umgeben, welche ihre Gestalt bedingen. Auffallend verlängerte Nasen oder Rüssel, welche zuweilen sehr umfassend bewegt werden können, sind regelmäßig Tastwerkzeuge geworden. Die Riechmuscheln stehen hinsichtlich ihrer Größe und Ausdehnung mit der Ausbildung des Sinnes im Einklange; ihr sehr entwickelter unterer Theil hat jedoch mit der Geruchsempfindung nicht in dem Grade zu thun wie ihr oberer Theil und der obere Theil der Scheidewand, auf denen der Riechnerv sich verzweigt. Die Werkzeuge des Gehörs sind weit vollkommener als die aller anderen Klassen; das Ohr besitzt stets die drei Ohrknöchelchen, Hammer, Ambos und Steigbügel, und bei allen höheren Ordnungen, namentlich aber bei den Landbewohnern eine oft sehr große Muschel. Das Gesicht überwiegt die übrigen Sinne nicht in dem Grade wie bei den Vögeln; die stets paarigen Augen sind immer verhältnismäßig klein und niemals im Innern willkürlich beweglich wie die der zweiten Thierklasse; die Nickhaut ist bereits verkümmert, die Lider aber sind vollkommen und auch die Wimpern schon hier und da vorhanden; der Stern ist rund oder senkrecht und seitlich verlängert. Bei einigen Säugethieren, wie bei dem Blindmoll, werden die Augen von der äußeren Haut überdeckt. Die Muskeln, welche den Augapfel bewegen, sind oft zusammengesetzter und zahlreicher als bei dem Menschen; denn zu den vier geraden und zwei schiefen, welche hier wirken, treten noch andere hinzu. Der Geschmack ist weit vollkommener als der der Vögel, wie schon die fleischige, nervenreiche Zunge schließen läßt. Diese zeigt sich übrigens höchst verschieden hinsichtlich ihrer Gestalt, Beschaffenheit und Bewegungsfähigkeit: sie kann breit, platt, flach und unbeweglich oder schmal, lang, ja wurmförmig und vorstreckbar sein, ist zuweilen an den Seiten gefranst, zuweilen mit Hautstacheln besetzt, wie z. B. die Zunge des Löwen oder aller Katzen überhaupt, kann unter der eigentlichen Zunge noch Anhängsel, die Unterzunge, haben ꝛc. Das Gefühl endlich zeigt sich als Tastsinn in ziemlich hoher Ausbildung und kann durch die Nase oder durch die Hand oder auch durch Schnurrhaare vermittelt werden. Das Vermögen der Empfindung macht sich stets und fast an allen Leibestheilen bemerklich.

Man hat die Säugethiere oft „Haarthiere“ genannt, damit aber niemals die ganze Klasse scharf bezeichnet. Die Haare, welche wir als Grannen- und Wollhaare, Wolle und Borsten unterscheiden, sind allerdings vorherrschend; doch kommen auch Schuppen und Stacheln, überhärtete Knochen, hornige Schilder und hornartige Hautschwielen oder die bloße Haut als äußere Leibesbedeckungen vor, wie ja überhaupt die Gebilde der Oberhaupt höchst verschieden sein können, obgleich sie allesammt nur als mannigfaltige Ausprägungen ein und desselben Stoffes betrachtet werden müssen. Eine solche Verschiedenheit zeigt sich auch in den Nägeln, welche bald glatt und dünn, bald rund und dick, gerade und gebogen, stumpf und scharf oder Nägel und Krallen, Klauen und Hufe sind.

Weit bezeichnender als alle diese bisher betrachteten Eigenthümlichkeiten des Säugethierleibes sind die Geschlechtstheile für unsere Klasse. Die äußere Gestalt derselben darf als bekannt vorausgesetzt werden; den inneren Bau derselben müssen wir jedoch etwas ausführlicher betrachten. Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß die Geschlechtswerkzeuge die allervollkommensten in der ganzen Thierreihe darstellen. Was in den unteren Klassen nur angedeutet oder wenigstens nicht ausgeführt ist, erscheint hier vollendet. Schon die äußeren Reiz= und Begattungswerkzeuge sind weit vollkommener als bei den Vögeln, die inneren erzeugenden und ernährenden Drüsen bei diesen ebenso wenig vorhanden als die Milchdrüsen, welche dem neugeborenen Jungen seine Nahrung liefern. Alle weiblichen Säugethiere besitzen einen paarigen (nur bei dem Schnabelthiere und Ameisenigel verkümmerten) Eierstock und Eileiter sowie einen Fruchthälter, in welchem das befruchtete Ei zur Reife gelangt. Der Eierstock ist rundlich, eiförmig oder traubig und enthält viele, aber sehr kleine Eierchen, so daß erst die Neuzeit Genaueres über sie berichten konnte. Von hier aus führen die Eileiter zum Fruchthälter hinab, welcher bei den obengenannten Thieren bloß eine Erweiterung des hier sehr einfachen Organs ist, bei den Beutelthieren und vielen Nagern als eine doppelte Ausweitung beider Eileiter angesehen werden kann, bei den höher stehenden Ordnungen aber zu einem einzigen Sacke zusammenschmilzt. Er mündet bei den Schnabelthieren in den unteren Mastdarm, bei allen übrigen mit dem Harnleiter in die Scheide. — Die äußeren Ernährungsdrüsen für das neugeborene Junge, die Brüste oder Zitzen, fehlen bei keinem Säugethiere, sind aber bald an die Brust allein, bald zwischen die Leisten, bald endlich auf Brust, Bauch und Leistengegend zugleich gestellt und schwanken auch in ihrer Anzahl zwischen Zwei und Zwölf. Sie bestehen aus kauligen, mit Ausführungsgängen versehenen Gebilden, deren Absonderung, die Milch, durch eine mehrfach durchbohrte Warze ausfließen kann. Kurz vor und nach der Zeugung treten sie in Wirksamkeit; in der Kindheit sind sie nur angedeutet.

Diese allgemeinen Bemerkungen mögen für unsere oberflächliche Betrachtung des Säugethierleibes genügen. Wer sich darüber ausführlich belehren will, findet Hand= und Lehrbücher genug, welche ihn in verständlicher oder dunkler Weise mehr berichten können, als er vielleicht selbst wünscht. Unser Zweck ist, das Leben des Leibes und der Seele, das Leben des ganzen Thieres kennen zu lernen, und diesen Zweck fassen wir daher vor allem ins Auge.

Das Leben aller Angehörigen der ersten Klasse bietet uns reichen Stoff zur Belehrung und Unterhaltung. Die Säugethiere leben nicht so viel wie die Vögel; denn ihr Leben ist bedächtiger und schwerfälliger als das jenes leichtsinnigen Volkes der Höhe. Ihnen mangelt die heitere Lebendigkeit und unerschöpfliche Lebensfröhlichkeit der Lieblinge des Lichtes; sie zeigen dafür eine gewisse Behäbigkeit und Lebensgenußsucht, welche vielen sehr gut und vielen sehr schlecht ansteht. Hinsichtlich ihrer Beweglichkeit und Bewegungsfähigkeit kommen sie den Vögeln nicht im entferntesten gleich. Nur wenige kennen die unbeschreibliche Lust einer ungebundenen Bewegung, nur wenige jagen jauchzend zwecklos umher wie die mit ihren herrlichen Gaben scherzenden und spielenden Kinder der Luft. Sie haben ein ernsthafteres Wesen als diese und verschmähen ein unnützes Anstrengen ihrer leiblichen Kräfte. Bloß in der Kindheit, und wenn die allmächtige Liebe sie kindisch oder kindlich macht, sind sie zu fröhlichem Spiele geneigt und geben sich ganz der Lust der Bewegung hin. Bei den Vögeln ist es anders. Hier heißt sich bewegen, leben, und leben, sich bewegen. Der Vogel ist in steter Unruhe und möchte am liebsten die ganze Nacht zum Tage machen, um seiner ewigen Regsamkeit volles Genüge zu leisten. Sein kleines Herz schlägt schneller, sein Blut jagt stürmischer durch seine Adern, seine Glieder scheinen gelenker, gestählter zu sein, als es bei den Säugethieren der Fall ist. Bewegung ist dem Vogel Bedürfnis, unbedingte Nothwendigkeit, dem Säugethiere meist nur ein Mittel zum Zweck. Es scheint die wahre Lebensbehaglichkeit erst zu empfinden, wenn es sich möglichst bequem hingelagert hat und sich, wenn nicht

dem Schlafe so doch wenigstens einem Halbschlummer hingeben kann. Ein in solchem Zustande verharrender, fauler Mensch, ein auf dem Rücken liegender Hund, eine auf weichem Polster ruhende Katze und vor allem der wiederkäuende Ochse mögen meine Behauptung bildlich erläutern: ersterer hat mit letzterem noch das gemein, daß er sich nach Kräften bemüht, während der Ruhe des Leibes auch dem Geiste die ausgiebigste Erholung zu gönnen. Ein solches „süßes Nichtsthun" mit offenen Augen kommt unter den Vögeln höchstens bei einem toll- und vollgefressenen Geier vor. Sie sind eben Bewegungs-, jene Empfindungsthiere.

Man kann allerdings nicht sagen, daß die Bewegungsfähigkeit der ersten Klasse gering sei; denn die Säugethiere gehen, laufen, springen, klettern, „fliegen", schwimmen und tauchen wie die Vögel. Aber die Masse beherrscht, die Scholle fesselt sie, und so wird ihre größte Schnelligkeit von den Seglern der Lüfte, von den erdfrei gewordenen, luftigen Vögeln durchschnittlich überboten. Ja selbst die Erdvögel, wie der Strauß oder der Kasuar, wetteifern im Laufen mit dem schnellfüßigen Roß oder der behenden Antilope. Und wenn die armen Säugethiere nun gar versuchen wollen, den gefiederten Scharen es gleichzuthun, zeigen sie erst recht, wie weit sie hinter diesen zurückstehen: — die Fledermaus ist nur ein Zerrbild des Vogels!

Die Säugethiere gehen auf zwei oder auf vier Beinen. Einen aufrechten Gang hat bloß der Mensch, kein zweites Thier außer ihm. Kein Affe geht aufrecht: die Kängurus oder Springbeutelthiere, welche sich ausschließlich auf den Hinterbeinen fortbewegen, gehen nicht, sondern springen, d. h. fördern sich durch Aufschnellen ihrer Beine satzweise, und die Springmäuse, welche eines ihrer Hinterbeine um das andere bewegen, gehen nicht aufrecht. Alle übrigen Landthiere laufen auf ihren vier Füßen, und zwar indem sie ein Vorderbein und das gegenseitige Hinterbein zugleich oder fast zugleich aufheben, vorstrecken und wieder niedersetzen. Eine Ausnahme hiervon machen Elefant, Nilpferd, Kamel, Giraffe und mehrere Antilopen: sie bewegen beide Beine einer Seite fast genau zu gleicher Zeit. Diese Gangart, der Paß, kann unseren gezähmten Einhufern ebenso gut anerzogen werden wie der natürliche Trab. Jede Beschleunigung des Gehens hebt beide Gangarten, den Paß oder den Wechselschritt, wenigstens scheinbar auf. Man glaubt nämlich, daß ein im schnellsten Laufe dahinjagendes Thier zuerst beide Vorderfüße und dann beide Hinterfüße auf den Boden setze und wieder erhöbe, obgleich es in Wirklichkeit seinen ursprünglichen Gang behält. Die Schnelligkeit dieser Bewegung ist so verschieden, daß eine allgemeine Schätzung derselben hier unausführbar erscheint; zudem hat man sie auch nur beim Pferde genau gemessen. Das Ergebnis dieser Messungen ist übrigens in hohem Grade überraschend. Einige englische Reitpferde haben sich durch ihre Leistungen einen geschichtlichen Namen erworben und mögen deshalb auch hier als Belege aufgeführt werden. Flying Childers durchlief die 20,884 Fuß lange Bahn von Neumarket in 6 Minuten und 40 Sekunden; Eclipse legte in jeder Sekunde 58 Fuß zurück; Firetail durchmaß eine englische Meile in 64 Sekunden. Derartige Anstrengungen dieser herrlichen Thiere können natürlich nur kurze Zeit währen; gleichwohl ist auch die Ausdauer der englischen Vollblutpferde bewunderungswürdig. So machte sich ein Herr Wilde verbindlich, eine Strecke von 127 englischen Meilen mit untergelegten Pferden in 9 Stunden zu durchreiten, und löste sein Wort durch einen Ritt von nur 6 Stunden und 24 Minuten. Er hatte dabei zehn Pferde benutzt, von denen einige in einer Stunde Zeit 20 englische Meilen oder 102,580 rheinländische Fuß durchliefen. Eine ähnliche Schnelligkeit dürfte im Freileben der Säugethiere übrigens selten vorkommen. Und was ist sie gegen die Schnelligkeit des Vogelflugs?! Schon die langsame Krähe würde mit dem Rennpferd wetteifern können; die Brieftaube überholt es bald: denn sie durchfliegt mehr als den doppelten Raum, nämlich 280,000 Fuß in derselben Zeit. Und wenn nun erst ein Edelfalk zu ernster Jagd oder ein Segler zum Liebesreigen seine kraftgestählten, unermüdlichen Schwingen in Bewegung setzt und, wie die geringste Schätzung ergibt, gegen 800,000 Fuß in einer Stunde durchmißt: wo bleibt da die Schnelle des edlen Rosses? Auch dieses

klebt an der Scholle: — darum gewährt die Zeit und Raum überfliegende Dichtung ihrem Rosse die den Leib vergeistigende Schwinge!

Das Springen geschieht sehr verschiedenartig. Alle Säugethiere, welche springend laufen, wie die vorhin genannten, schnellen sich durch plötzliches Ausstrecken ihrer zusammengebogenen Hinterbeine vorwärts und machen Sätze anstatt der Schritte. Diejenigen, welche nur dann springen, wenn sie angreifen oder ein Hindernis übersetzen wollen, schnellen sich immer durch die Kraftanstrengung aller vier Beine empor, wenn auch die Hinterbeine das Hauptsächlichste dabei leisten müssen. Der Schwanz bestimmt oder regelt die Richtung des Sprunges: und deshalb ist auch bei fast allen Springern dieses nothwendige Steuer besonders entwickelt, bei dem Affen ebenso wohl wie bei der Springmaus, bei der Katze wie bei dem Känguru. Ausnahmsweise, z. B. bei den Langarmaffen, verrichten die Hinterbeine anstatt des Schwanzes den Dienst des Steuerns, wie ja auch alle sehr kurzschwänzigen Vögel (Alken, Steißfüße, Seetaucher u. a.) bloß mit den Füßen steuern. Die Kraft des Sprunges ist sehr bedeutend. Ein Affe kann einen in wagrechter Richtung 8 bis 10 Meter von ihm entfernten Zweig springend erreichen; ein Eichhorn springt ungefährdet aus einer Höhe von 20 und mehr Meter zur Tiefe nieder; ein Hirsch setzt über eine Wand von 3, ein Löwe über eine solche von 4 Meter Höhe, eine Gemse über eine Kluft von gleicher Weite; ein Steinbock schnellt sich bis 3 Meter senkrecht empor 2c. Der hüpfende Gang der Springbeutelthiere fördert fast ebenso schnell wie der Lauf des Hundes; eine Springmaus wird niemals von einem laufenden Menschen eingeholt. Im Springen sind die Säugethiere Meister; selbst der behende, starke Lachs, welcher doch oft unter den scheinbar ungünstigsten Umständen bedeutende hohe Sprünge macht, kann mit ihnen nicht wetteifern.

Sehr merkwürdig und verschieden ist die Kletterbewegung der Säugethiere. Wir finden unter denjenigen, deren ganzes Leben auf dem Baume verfließt, ausgezeichnete Kletterer, Seil- oder Zweigkünstler und Gaukler. Nicht nur alle vier Beine, Hände und Pfoten, sondern auch der Schwanz werden in Thätigkeit gesetzt; der letztere übernimmt sogar eine eigenthümliche Rolle, deren Wiederholung wir nur bei einigen Lurchen bemerken: er dient als Werkzeug zum Anheften, zum Festbinden des Leibes. Alle altweltlichen Affen klettern, indem sie das Gestein oder die Aeste und Zweige mit ihren vier Händen packen und sich durch Anziehen der Vorderarme und Strecken der hinteren Glieder fortschieben. Daß bei solchen Künstlern auch das Umgekehrte stattfinden kann, versteht sich von selbst. Ganz anders klettern viele Affen Amerika's. Sie sind geistig wie leiblich träger, also vorsichtiger und langsamer als ihre übermüthigen Verwandten in der alten Welt, auch ihre Bewegungen müssen daher andere sein. Allerdings werden die Hände noch benutzt; der Schwanz aber ist es, welcher zum Festhalten dient. Seine starken Muskeln rollen dessen Ende so fest um einen Ast oder Zweig, daß der ganze Leib hierdurch allein schon eine Stütze oder einen Henkel erhält, mit welchem er sich so sicher befestigen kann, daß die Benutzung aller vier Beine möglich wird. Dieser Schwanz nun ist es, welcher vorausgeschickt wird, um Anhalt zu suchen; an ihm klettert unter Umständen der Affe wie an einem festgebundenen Seile empor. Von beiden Familien unterscheiden sich die Krallenkletterer, zu welchen schon eine Familie der wirklichen Affen gehört. Sie häkeln sich mit ihren gebogenen, scharfen Krallen in die Baumrinde ein und gebrauchen den Schwanz höchstens noch zum Anstemmen gegen die Fläche, an welcher sie hinaufklettern, oder gar nicht mehr. Unser Eichhorn und die Katze, der Marder und der Bär, der Beutelbilch und das Löwenäffchen sind solche Krallenkletterer. Sie können sich mit großer Klettergeschwindigkeit auf wagrechten, schiefen und senkrechten Flächen bewegen, ja auf ihnen förmlich umherlaufen, und einzelne von ihnen, wie die Kusus und Beutelratten, besitzen dazu auch noch einen Wickelschwanz und geben dann kaum den Affen im Klettern etwas nach. Weit schwerfälliger ist das Klettern der Faulthiere. Ihre Füße sind zwar mit starken Krallen versehen, sie benutzen diese aber weniger zum Einhäkeln in die Rinde als vielmehr zum Umklammern der Aeste und Zweige der Bäume. An den Stämmen sollen sie wie ein Mensch emporklimmen. Noch einfacher,

keineswegs aber ungefährlicher, ist das Ersteigen von Felswänden oder starken Steilungen der Gebirge. Die Paviane, auf den Bäumen tölpisch, müssen als die Meister in dieser Fertigkeit angesehen werden; gleich hinter ihnen aber kommen — die Wiederkäuer, welche auf Gebirgen leben. Sie steigen zwar bloß, allein dieses Steigen ist ein Klettern in halsbrechender Weise und erfordert entschieden eine weit größere Sicherheit und eine kaum minder große Gewandtheit als das Klettern aller vorher genannten Thiere. Uebrigens habe ich in den Urwäldern Afrika's die Ziegen mit großer Geschicklichkeit an schiefen Stämmen hinauf- und in dem Gezweige der Bäume umherklettern sehen.

Man sollte nicht meinen, daß die Vögel auch in dieser Bewegung die Säugethiere wenigstens in einer Hinsicht überträfen. Ein Eichhörnchen „reitet" allerdings schneller an einem Stamme hinan als ein Specht, keineswegs aber auch so behend und zierlich kopfunterst an dem Stamme hinab wie die Spechtmeise (Sitta), mit welcher hierin nur die Eidechsen, namentlich die Geckos, wetteifern können. Die Affen, Katzen und Eichhörnchen und einige marderartige Thiere gehen zwar auch in der genannten Richtung nach unten: sie klettern aber nicht, sondern rutschen und können sich, wenn sie einmal in Bewegung gekommen sind, keineswegs so ohne alle Umstände auf derselben Stelle erhalten wie der erwähnte Vogel. Dagegen steht die Wiedergabe derselben Grundform in einer anderen Klasse, ich meine den Vogelaffen Papagei, weit hinter seinem Vorbilde zurück. Er stümpert nur, wo jener vollkommen Künstler ist.

Das Flattern der Säugethiere, welches oft schon mit Unrecht „Fliegen" genannt ward, lehrt uns eine andere Bewegungsart unserer Klasse kennen. Es läßt sich in ihr allerdings eine Steigerung wahrnehmen; doch bleibt diese Bewegung immer nur bei dem Anfange, bei dem Versuche stehen und gelangt nie zur Vollendung. An den Flugeichhörnchen und Flugbeutlern sehen wir die Anfänger in dieser Fertigkeit. Sie benutzen die zwischen ihren Beinen ausgespannte Haut eben nur als Fallschirm, wenn sie aus der Höhe in die Tiefe hinabspringen wollen, und sind nicht im Stande, sich durch Bewegen dieser Haut in freier Luft zu erheben. Auch die Flattermakis, Uebergangsglieder von den Aeffern zu den Spitzmäusen, vermögen nicht, etwas anderes zu leisten. Einzig und allein die wahren Fledermäuse sind befähigt, mit Hülfe der Flughaut, welche zwischen ihren Gliedmaßen und zumal zwischen ihren unmäßig verlängerten Fingern sich ausspannt, in der Luft sich zu bewegen. Das geschieht, indem sie mit der ausgespannten Flughaut schief auf die Luft schlagen und sich dadurch heben und zugleich fördern. Es scheint, als ob ihr sogenanntes Fliegen sehr leicht von Statten ginge. Sie machen so schnelle und jähe Wendungen, daß sie bloß von einem recht tüchtigen Schützen im Fluge erlegt werden können, streichen flatternd rasch eine Strecke weit fort und heben und senken sich gewandt und schnell. Und dennoch ist diese Bewegung kein Flug, sondern nur ein schwerfälliges Sich-Dahinwälzen, ein Kriechen durch die Luft. Jeder Windhauch stört das Flattern der Fledermaus, ein Sturm macht es unmöglich! Der Grund hiervon ist leicht zu erkennen. Die Flughaut ist nicht eine Fläche wie der Vogelflügel, welche bald den Durchzug der Luft verwehrt, bald aber erlaubt, sondern bei jeder Bewegung Widerstand verursacht. Wenn nun auch das Flugwerkzeug des Säugethieres beim Heben etwas verkleinert wird, bleibt der größere Widerstand doch fühlbar und drückt das Thier wieder etwas nach unten; der Niederschlag hebt es, der Aufzug senkt es: es muß flattern! Wie ganz anders erscheint der Flug des Vogels! „Er ist", so habe ich mich früher ausgedrückt, „die köstlichste, erhabenste aller Bewegungen: bald ein geruhiges Schweben, bald ein pfeilschnelles Stürmen, bald ein Wiegen, Schaukeln, Spielen, bald ein Gleiten, Dahinschießen, ernstes Eilen, bald ein Reisen mit Gedankenschnelle, bald ein Lustwandeln, langsam, gemächlich; bald rauschen die Wellen des Aethermeeres unter ihm, bald hört man keinen Laut, auch nicht den geringsten, leisesten; bald erfordert er schwere Flügelschläge, bald keine einzige Flügelbewegung; bald erhebt er den Vogel zu Höhen, von denen uns Menschen nur träumt, bald nähert er ihn der Tiefe, dem Meere, daß dessen Wogen die Fittige netzen mit ihrem Schaume." Er kann so mannigfaltig, so verschieden sein, als er nur will: immer

bleibt und immer heißt er Flug. Bloß das Flugwerkzeug des Vogels nennen wir Flügel; nur mit ihm begabt der Künstlergedanke die entfesselte Seele: — mit der Flughaut der Fledermaus verhäßlicht er den Teufel, die tollste Misgeburt kindischen und krankhaften Wahns. Mag auch die nächtliche Lebensweise der Fledermäuse den ersten Gedanken zu solchen Einbildungen gegeben haben: die Form, die Gestalt der Flughaut ist maßgebend gewesen. Und weil solche Flatterhaut nun gerade „dem aus der Höhe zur Tiefe gestürzten Engel verliehen wurde", während der „nach oben schwebende Bote des Himmels" die Schwinge erhielt, deutet dies sinnbildlich darauf hin, daß die unbewußte Dichterseele des Künstlers wenigstens die eine Wahrheit ahnte: Nur der Vogel ist erdfrei geworden, — das Säugethier hängt auch mit Flügelgedanken noch an der Scholle!

Hierbei ist aber noch Eins zu bedenken. Der allervollendetste Flieger, der Segler allein, nur er, welcher so recht eigentlich der Höhe angehört, ist mit der erlangten Erdfreiheit auch fremd auf der Erde geworden; der Flatterer ist es stets. Jedes Flattersäugethier erscheint als ein trauriges Mittelding zwischen den Geschöpfen der Tiefe und denen der Höhe. Auf der Erde läuft selbst das überaus behende Flattereichhorn verhältnismäßig schwerfällig dahin: die Fledermaus aber humpelt eben bloß noch. An den Hinterbeinen hängt sie sich auf zum Schlafen, das Haupt immer erdwärts gekehrt; auf ihren Flugwerkzeugen kriecht sie weiter! Nur halb vertraut mit dem Aether, fremd auf der Erde: — welch trauriges Loos ist ihr geworden mit ihrem „Flügel!" —

Freundlicher, beglückender für das Thier ist die vielen Säugern verliehene Gabe, das Wasser bewohnen, in ihm schwimmen, in seine Tiefen hinabtauchen zu können. Nur sehr wenige Säugethiere sind gänzlich unfähig, schwimmend auf der Oberfläche des Wassers sich zu erhalten: ich glaube bloß der ungelernte oder ungeübte Mensch und einige Affen, z. B. die Menschenaffen und die Paviane; daß letztere ertrinken, wenn sie in das Wasser fallen, weiß ich aus Erfahrung. Alle übrigen versinken wenigstens nicht alsbald in die Tiefe. Die Meerkatzen schwimmen und tauchen vortrefflich; die Fledermäuse erhalten sich lange Zeit auf den Wellen; die Raubthiere, Nager, Ein- und Vielhufer schwimmen wohl fast sämmtlich; unter den Beutelthieren und Zahnlosen gibt es wenigstens einige, welche nur im Wasser leben, und die übrigen kommen wahrscheinlich auch nicht in ihm um. Eigentliche Wassersäugethiere aber sind, mit Ausnahme der den höheren Ordnungen angehörigen Wasserbewohner, doch bloß die wahren Meeressäuger: die Robben und Fischsäugethiere. Sie sind eben zu säugenden oder kiemenlosen Fischen geworden und brauchen ihr Wohngebiet allein der Athmung wegen noch auf wenige Augenblicke (wenigstens mit einem Theile ihres Leibes) zu verlassen; sie werden im Wasser geboren, leben, lieben und sterben in ihm. Kein Schwimm- oder Tauchvogel dürfte sie in der Schnelligkeit, kaum einer in der Gewandtheit ihrer Bewegungen übertreffen: Wassersäugethiere und Wasservögel stehen sich durchschnittlich gleich.

Es ist anziehend und belehrend zugleich, die Steigerung der Schwimmthätigkeit zu verfolgen und die den Schwimmern gegebenen Bewegungswerkzeuge vergleichend zu betrachten. Wir können dabei zuerst auch auf die unfreiwilligen Schwimmer blicken. Hier ist das behufte Bein als das unvollkommenste Werkzeug anzusehen; allein dieses vervollkommnet sich rasch in demselben Grade, in dem der Huf sich theilt: und so treffen wir unter den Vielhufern bereits ausgezeichnete Schwimmer, ja im Nilpferde schon ein echtes Wasserthier. Die Hand steht höher als der Huf, erfordert aber wie immer so auch zum Schwimmen größere Geschicklichkeit. Viel leichter wird dies den Pfotenthieren. Die weit vorreichende Fingerverbindung durch die Spannhaut läßt aus der Pfote ein breiteres Ruder bilden, und dieses muß um so vollkommener sein, je mehr die Spannhaut sich ausdehnt und zur Schwimmhaut wird. Uebrigens ist letztere keineswegs unbedingtes Erfordernis zu geschicktem Schwimmen: denn die Wasserspitzmaus schwimmt unzweifelhaft ebenso gut wie das Schnabelthier, obgleich bei ihr nur straffe Haare zwischen den Zehen den breiten Entenfuß des letzteren ersetzen. Die Robben bilden Uebergangsglieder von den Pfotenthieren zu den eigentlichen Fischsäugern. Ihre Füße sind nur noch dem Namen nach Füße, in Wahrheit

aber bereits Flossen; denn die Zehen sind schon gänzlich in die Bindehaut eingewickelt, und nur die Nägel lassen sie äußerlich noch sichtbar erscheinen. Bei den Walen fehlt auch dieses Merkmal; die Zehen werden durch Knorpelgewebe dicht und unbeweglich mit einander verbunden, und bloß die gesammte Flosse ist noch beweglich; die hinteren Gliedmaßen verschwinden, aber der Schwanz breitet sich wagrecht zur echten Flosse aus: das Mittelding zwischen Säuger und Fisch ist fertig geworden. Eine solche Verschiedenheit der Werkzeuge ändert auch die Bewegung. Die Huf- und Pfotenthiere gehen oder strampeln im Wasser und stoßen sich dadurch weiter; die Flossen- und Fischsäuger fördern sich, indem sie ihre Ruder auch rudermäßig benutzen, d. h. mit der schmalen Kante durch die Wellen vorschieben und dann mit der Breitseite gegen sie drücken, oder aber den Flossenschwanz kräftig seitlich oder auf und nieder bewegen, wie der Bootsmann sein Fahrzeug mit einem Ruder durch die Fluten treibt, wenn er dieses im Stern einlegt und bald nach rechts und bald nach links hin drückt, immer aber mit der Breitseite wirken läßt. Die Pfotenthiere mit Schwimmhäuten legen ihre Ruder zusammen, wenn sie die Beine vorwärts bewegen, und breiten sie aus, wenn sie gegen das Wasser arbeiten: sie rudern wie die Vögel.

Wenn die Beobachtungen des berühmtesten aller Walfischjäger, Scoresby, wirklich richtig sind, kann die Schnelligkeit der Schwimmbewegung beinahe mit der des Laufes wetteifern; denn ein angeworfener Walfisch versinkt so pfeilgeschwind, daß, wenn er so forttauchen könnte, er in einer Stunde Zeit eine Strecke von zwölf englischen Meilen oder beinahe 80,000 Fuß zurücklegen würde. Die Hälfte dieser Strecke durcheilt er in derselben Zeit ohne Anstrengung.

Die unwillkürlichen Bewegungen des inneren Leibes sind bei den Säugethieren durchschnittlich langsamer als bei den Vögeln. Das Herz schlägt seltener, und der Luftwechsel ist weniger häufig in der Brust des Säugethieres als in der eines gleich großen Vogels. Hiermit steht die etwa um zwei Grad geringere Blutwärme der ersteren im Einklange. Den Wassersäugethieren gewährt diese verhältnismäßige Trägheit der Athmungs- und Blutumlaufswerkzeuge große Vortheile; sie erlaubt ihnen, länger unter dem Wasser auszuharren, als es die Vögel vermögen. Ein Wal kommt nach meinen eigenen, mit der Uhr in der Hand angestellten Beobachtungen durchschnittlich alle Minuten an die Oberfläche, um Luft zu schöpfen, soll aber, nach Scoresby, wenn er angeworfen wurde, auch bis vierzig Minuten unter Wasser verweilen können, ehe ihn das Bedürfnis des Athemschöpfens empor treibt: so lange vermag es kein Vogel unter den Wellen auszuhalten! Wenigstens habe ich immer bemerkt, daß die Alken, selbst wenn ich sie angeschossen hatte und heftig verfolgte, bereits drei Minuten nach ihrem Untertauchen wieder an der Oberfläche erschienen und nach Luft schnappten. Die Eidergans soll zwar bis sieben Minuten unter Wasser bleiben können: ich habe dies aber nie beobachtet. So viel dürfte feststehen, daß alle Vögel, welche länger als vier Minuten unter Wasser waren, beim Aufsteigen sehr erschöpft sind und fast augenblicklich ersticken, wenn man sie unter Wasser faßt und noch einige Zeit dort festhält. Zur Vergleichung und vielleicht auch zur Berichtigung möge die Bemerkung dienen, daß der Mensch höchstens siebzig Sekunden lang unter Wasser verweilen kann. Diese Angabe gründet sich auf die Beobachtungen, welche von wissenschaftlichen Männern auf besondere Anfragen englischer Gelehrten bei Gelegenheit der Perlenfischerei auf Ceylon angestellt wurden.

Am eigenthümlichsten und zugleich auffallendsten zeigt sich die Trägheit der Athmung bei denjenigen Säugethieren, welche Winterschlaf halten, so lange dieser Todtenschlummer anhält. Ein Murmelthier z. B., welches nach Mangili's Beobachtungen im wachen Zustande während eines Zeitraumes von zwei Tagen 72,000 Mal athmet, thut dies während des Winterschlafes in Zeit von sechs Monaten nur 71,000 Mal, verbraucht also während dieser Zeit höchstens den neunzigsten Theil der Luft, bezüglich Sauerstoffmenge, welche während des Wachseins zu seinem Leben erforderlich ist.

Mit den Athmungswerkzeugen steht die Stimme in so enger Beziehung, daß wir sie schon jetzt berücksichtigen können. Wenn wir die Säugethiere auch hierin wieder mit den Vögeln

vergleichen, muß uns sogleich die geringe Biegsamkeit der Stimme fast aller Glieder unserer Klasse auffallen. Der Mensch ist das einzige Säugethier, welches eine vollkommenere Stimme besitzt, als die Vögel sie haben; ja seine Stimme steht so hoch über der aller Vögel und anderen Thiere, daß man sie mit als einen Hauptgrund der Erhebung des Menschengeschlechts zu einer eigenen Klasse angesehen hat. Gegliederte Sprache erscheint allerdings als ein so außerordentlich großer Vorzug des Menschen, daß solche einseitige Gedanken wohl kommen können. Er allein ist es, welcher die stimmbegabten, sangfertigen Vögel übertrifft, welcher durch seine Stimme dem Ohre nicht lästig wird wie die übrigen Säugethiere. Schwatzhafte oder zornig kreischende Menschen, zumal Menschenweiber, müssen wir freilich ausnehmen, weil sie sich eben ihrer hohen Stellung entheben und uns das Säugethier im allgemeinen vor die Seele führen. Dieses muß als ein klang- und sangloses Geschöpf bezeichnet werden, als ein Wesen, welches im Reiche der Töne fremd ist und jedes Ohr durch die Verunstaltung des Tones beleidigt. Schleiden behauptet zwar irgendwo, daß der Esel ein tonverständiges Säugethier sei, weil sein bekanntes I—A in einer Oktave sich bewege: ich möchte diesen Ausspruch aber doch nur als einen Scherz betrachten und den Esel vielmehr für meine Behauptung beanspruchen, d. h. ihn zu den verabscheuungswürdigsten Tonverderbern zählen. Kaum ein einziges Säugethier besitzt eine Stimme, welche unser Ohr befriedigen oder gar entzücken könnte. Die Stimme der meisten erscheint uns in hohem Grade widerwärtig und wird dies um so mehr, je größer die Aufregung und Begeisterung ihres Erzeugers ist. Ich will nur einen einzigen Vergleich zwischen Vögeln und Säugethieren anstellen. Die allmächtige Liebe begabt den Mund des Vogels mit Klängen und Tönen, welche unser Herz gewaltsam an sich reißen: aus dem Maule des Säugethieres aber spricht dieselbe allgewaltige Macht in ohrenzerreißender Weise. Welch ein Unterschied ist zwischen dem Liebesgesange einer Nachtigall und dem einer Katze! Hier wird jeder Ton zerquetscht, verunstaltet und gemishandelt, jeder Naturlaut zum quälenden, ohrenzerreißenden Misklange umgewandelt: dort wird der Hauch zur Musik, die Musik zu dem herrlichsten und reichsten Liebesgedichte in Klängen und Tönen. Das Liebesflehen der Katze ist ein Lied,

„Das Stein erweichen,
Menschen rasend machen kann!"

das Lied der Nachtigall ist

„Nichts als ein Ach,
Das Ach ist nichts als Liebe!"

Und nicht bloß zur Zeit der Liebe ist die Stimme des Säugethieres unserem Ohre unwillkommen, sondern stets, sobald sie irgend welche Aufregung bekundet, ja auch, wenn dies nicht der Fall, fast immer. Wir alle freuen uns der Worte unseres Lieblingsdichters,

„Blökend ziehen heim die Schafe"

sicherlich aber weniger des Blökens, als vielmehr des Bildes der Heimkehr wegen. Das Blöken selbst ist ebenso großer Tonunfug wie das Meckern der Ziege oder das Grunzen des Schweines, das Quieken der Ferkel, das Pfeifen der Mäuse, das Knurren des Eichhorns rc. Es fällt Niemanden ein, von singenden Säugethieren zu reden*), weil man den Menschen gewöhnlich ausnimmt, wenn man von den Säugern spricht, und dann nur von Schreien, Bellen, Brummen, Brüllen, Heulen, Wiehern, Blöken, Meckern, Grunzen, Knurren, Quieken, Pfeifen, Fauchen rc. reden kann — wahrhaftig nicht von angenehmen Tönen. Wir sind zwar an die Stimmen vieler unserer treuen Hausgefährten so gewöhnt, daß wir sie zuletzt ebenso gern vernehmen wie den rauhen Brummbaß eines uns lieb gewordenen Freundes oder mancher Hausfrau „theure Stimme"

---

*) In der Neuzeit hat man allerdings mehrfach von „singenden" Mäusen gesprochen; es bedarf aber unzweifelhaft noch anderweitiger Beobachtung, um jenen Ausdruck zu rechtfertigen. Das „Singen" der Mäuse ist sicherlich auch nichts anderes als ein zwitscherndes Pfeifen.

trotz des frevelhaften Gebrauches der Töne, welche sich in ihr kund gibt; fragen wir aber einen Tondichter nach dem Tonwerth des Hundegebells, Katzenmiauens, Rossewieherns oder Eselgeschreies: so lautet die Antwort sicherlich nicht anerkennend; und selbst das tonkünstlerisch verbesserte Hunde-Wau-Wau in Preciosa dürfte schwerlich vor dem Ohre eines strengen Beurtheilers Gnade finden. Kurz, die Stimme aller Säugethiere, mit Ausnahme des Menschen, ist rauh, mistönig, unbiegsam und unbildsam, und sogar die, welche uns zuweilen gemüthlich, ansprechend dünkt, hört auf, beides zu sein, sobald irgend welche Erregung die Seele des Thieres bewegt, während bei dem Vogel oft das gerade Gegentheil von all dem stattfindet. Auch hinsichtlich der Stimme ist der Vogel Bewegungsthier.

Ueber die Verdauung, die Bewegung des Ernährungsschlauches, wollen wir wenig Worte verlieren. Sie ist eine ganz vortreffliche, wenn sie auch nicht so rasch vor sich geht als die des Vogels und zuweilen, wie bei den Winterschläfern, monatelang unterbrochen sein kann. Wer sich hierüber gründlicher belehren will, mag irgend ein Lehrbuch über die Lebensthätigkeit oder, falls dieses Wort unverständlich sein sollte, über die „Physiologie" des Menschen zur Hand nehmen: dort findet er diesen Abschnitt ausführlicher behandelt, als ich dies thun kann. Eine Art der Verdauung darf ich hier aber doch nicht übergehen, weil sie bloß bei wenigen Säugern vorkommt: ich meine das Wiederkäuen. Die nutzanwendenden Weisheitsbewunderer der Schöpfung belehren uns, daß viele pflanzenfressende Säugethiere nothwendigerweise Wiederkäuer sein müssen, „weil sie sich zum Fressen nicht so viel Zeit nehmen könnten" als die gelehrten Herren selber zu ihren Gastereien und deshalb die ihnen nöthige Nahrungsmenge auf einmal einzunehmen gezwungen wären; ich, der ich die hohe Zweckmäßigkeit der Schöpfung mit vollster Bewunderung anerkenne, muß gestehen, daß ich den Grund, warum es Wiederkäuer gibt, nicht kenne; ich darf dafür aber glauben, daß sie dazu da sind, um vielen Menschen durch ihre gerade beim Wiederkäuen ersichtlich werdende Faulheit zum abschreckenden Beispiele zu dienen.

Es scheint, als ob das Geschäft des Wiederkäuens zu jeder Zeit stattfinden könne, sobald nur das Thier nicht mit Abbeißen und Verschlingen der ersten Nahrung thätig ist. Eine behagliche Lage und eine gewisse Ruhe ist unbedingtes Erfordernis zum Wiederkäuen; ich wenigstens habe bisher bloß Kamele während des Laufens wiederkäuen sehen. Sowie aber die gewünschte Ruhe des Leibes eingetreten ist, beginnt der Magen augenblicklich sein Geschäft, und das Thier betreibt die wichtige Sache mit solcher Hingebung, daß es aussieht, als sei es in die tiefsinnigsten Gedanken versunken. In Wahrheit aber denkt es an gar nichts oder höchstens daran, daß die faule Ruhe des Leibes in keiner Weise unterbrochen werde. Deshalb käut das Leitthier eines Wildrudels nur dann wieder, wenn es nicht mehr für das Wohl der Gesammtheit zu sorgen hat, sondern durch einen anderen Wächter abgelöst worden ist. Das alte, noch immer beliebte Sprichwort:

„Nach dem Essen sollst Du stehen
Oder tausend Schritte gehen"

wird von den eß- und verdauungsverständigen Wiederkäuern am schlagendsten widerlegt.

So lange wir uns mit der rein leiblichen Thätigkeit der Säugethiere beschäftigten, mußten wir die großen Vorzüge anerkennen, welche die Bewegungsthiere oder Vögel, wenigstens in vielen Stücken, den Mitgliedern unserer Klasse, den Empfindungsthieren, gegenüber besitzen. Anders ist es aber, wenn wir die geistigen Fähigkeiten der Säuger betrachten. Die Sinnesthätigkeit, welche bei den unteren Klassen als die einzige geistige Regung angesehen werden muß, ist auch bei den Fischen und Lurchen noch eine verhältnismäßig sehr geringe und bei den Vögeln eine vielfach beschränkte; bei unserer Klasse aber treten alle Sinne gleichsam erst in volle Wirksamkeit. Ihre einhellige und gleichmäßige Entwickelung erhebt die Säugethiere hoch über die Vögel. Sie, die letzteren,

sind vorzugsweise Augen-, jene „Allsinnsthiere". Die Vögel sehen besser als die Säuger, weil ihr großes Auge vermöge seiner inneren Beweglichkeit für verschiedene Entfernungen eingestellt und sehfähig gemacht werden kann: sie stehen dagegen in allen übrigen Sinnesthätigkeiten weit hinter den letzteren zurück. Bei den Säugethieren zeigt sich schon überall mehr oder weniger jene Allseitigkeit, welche im Menschen zur vollen Geltung gelangt: und deshalb eben stehen sie an der Spitze des Thierreiches.

Das Gefühl dürfte unter allen Sinnen derjenige sein, welcher am wenigsten hervortritt: und wie ausgebildet ist gerade dieser Sinn bei den Säugethieren! Der gewaltige Walfisch soll durch die geringste Berührung seiner Haut zum sofortigen Tieftauchen bewogen werden; der Elefant spürt augenblicklich die Fliege, welche sich auf seinem dicken Felle festsetzt; dem Ochsen verursacht leises Krabbeln zwischen seinen Hörnern angenehmen Kitzel; den schlafenden Hund erweckt das sanfteste Streicheln. Und alle diese Thiere sind gefühllos zu nennen, im Vergleiche zum Menschen. Bei ihm ist die äußere Haut ja so zartfühlend, daß auch der leiseste Lufthauch, welcher sie trifft, empfunden wird. Der Tastsinn zeigt sich zwar schwächer als die Empfindung, aber doch überall mindestens in demselben Grade wie bei den Vögeln. Selbst die Einhufer besitzen ein gewisses Tastgefühl in ihren Füßen, trotz des Hornschuhes, welcher vom Hufbeschläger wie ein dürres Stück Holz behandelt werden kann; man muß nur ein Pferd beobachten, wenn es nachts das Gebirge hinauf- oder hinabsteigt: mit seinem Hufe prüft es den Weg, mit ihm betastet es den Boden. Die Tastfähigkeit der Schnurrhaare ist schon viel größer; die mit ihnen versehenen Thiere tasten wohl fast ebenso gut wie viele Kerbthiere, welche ihren ersten Sinn in den Fühlhörnern tragen. Unsere Hauskatze, die Ratte oder die Maus zeigen in sehr ersichtlicher Weise, wie nützlich ihnen die Schnurrhaare sind: sie beschnuppern oft nur scheinbar einen Gegenstand oder wenigstens erst, nachdem sie ihn betastet haben. Allen Nachtsäugethieren dienen die Schnurrhaare als unentbehrliche Wegweiser bei ihren nächtlichen Wanderungen: sie schützen vielfach die edleren Sinneswerkzeuge des Gesichts und Geruchs. Zu welcher bewunderungswürdigen Vollkommenheit aber der Tastsinn in unserer Klasse gelangen kann, hat jeder meiner Leser an seiner eigenen Hand erfahren, wenn diese auch noch weit hinter der eines Künstlers oder eines Blinden zurückstehen dürfte. Die Hand ist das vollkommenste aller Tastwerkzeuge: sie kann das Gesicht, wenn auch nicht ersetzen, so doch oft und wirksam vertreten.

Der Geschmackssinn oder das Gefühl der Zunge kommt, streng genommen, erst in unserer Klasse zu allgemeiner Geltung. Ein gewisser Grad von Geschmack darf den Vögeln und auch den Lurchen und Fischen nicht abgesprochen werden; denn man kann beobachten, daß sie manche Speisen lieber fressen als andere; allein der Sinn erhält doch nur bei wenigen Vögeln, z. B. bei den Papageien und Zahnschnäblern, ein Werkzeug, welches vermöge seiner Weichheit und der hierdurch wirksam werdenden Nerventhätigkeit das Schmecken möglich macht, während dieses Werkzeug, die Zunge, bei der großen Mehrzahl so verhärtet und verkümmert ist, daß es den chemischen Hergang des Schmeckens, die Auflösung der Speisetheile und die dann zur Sinneswahrnehmung gelangende Verschiedenheit derselben, unmöglich einleiten und befördern kann. Anders ist es bei den Säugern. Hier ist die Zunge regelmäßig schmeckfähig, mag sie auch noch so hart und rauh erscheinen. Salz und Zucker äußern, wie Jedermann weiß, fast immer ihre Wirkung auf die Geschmackswerkzeuge der Säugethiere; sogar die Katzen verschmähen diese beiden Stoffe nicht, sobald sie gelöst ihnen geboten werden. Die harte Zunge des stumpfsinnigen Kamels, welche durch nadelscharfe Mimosendornen nicht verletzt werden kann, widersteht dem chemischen Einflusse des Salzes nicht, sondern fühlt sich höchst angenehm geschmeichelt, wenn dieser Zauberstoff durch sie gelöst und seine Annehmlichkeit fühlbar gemacht wird; der Elefant, dessen Zunge als ein ungefüges Stück Fleisch erscheint, beweist durch große Zufriedenheit, daß dieses klotzige Fleischstück mit Süßigkeiten oder geistigen Getränken äußerst angenehm gekitzelt wird; und alle, selbst die wildesten Katzen, finden in der Milch eine Leckerei. Aber auch hinsichtlich des Geschmackes ist es wieder der Mensch, welcher die

hohe Ausbildung dieses Sinnes am deutlichsten kund gibt: lernen wir doch in ihm oft genug ein Wesen kennen, welches in dem Reize dieser Empfindung einen Genuß findet, der es nicht nur die Wonnen der übrigen Sinnesthätigkeiten, sondern auch alle geistigen Freuden überhaupt vergessen läßt; — bei einem echten Fresser heißt schmecken leben, und leben schmecken! Hierin stehen die Vögel wieder unendlich weit zurück hinter den Säugern.

Der Geruchssinn erreicht bei den letzteren ebenfalls die höchstdenkbare Entwickelung. Ein vergleichender Ueberblick der verschiedenen Thierklassen belehrt uns, daß gerade der Geruch schon bei niederen Thieren einer der ausgeprägtesten Sinne ist: ich will bloß an die Kerbthiere erinnern, welche dem Blumendufte nachschwärmen oder zu Aas- und Kothhaufen von fern herangezogen, ja schon durch den eigenthümlichen Geruch ihrer Weibchen herbeigelockt werden. Die Fische erscheinen in der Nähe eines Aases, welches ihnen vorgeworfen wird, in Flüssen sogar von oben her, aus derjenigen Richtung, nach welcher hin das Wasser doch unmöglich Vermittler des Riechstoffes sein kann; bei den Lurchen aber ist der Geruch so schlecht, daß sie wenigstens nichts mit ihm aufspüren können; mag man auch behaupten, daß einige Schlangen ihre Weibchen mit Hülfe dieses Sinnes aufsuchen und finden. Unter den Vögeln haben wir bereits viele, welche tüchtige Spürnasen besitzen, wenn auch die Erzählungen, welche Geier und Raben Aas und andere stinkende Stoffe auf Meilen hin wahrnehmen lassen, auf irrigen und mangelhaften Beobachtungen beruhen. Anders verhält es sich bei den Säugern. Hier finden wir viele Thiere, deren Geruchssinn eine wahrhaft überraschende Ausbildung erlangt hat. Der Geruch ist selbstverständlich nur befähigt, gasförmige Stoffe zur Sinneswahrnehmung zu bringen; wie es aber möglich, bloß noch Andeutungen solcher Gase aufzuspüren und zum Bewußtsein gelangen zu lassen, wird ein ewiges Räthsel bleiben. Ein Hund spürt die bereits vor Stunden getretene Fährte seines Herrn unter tausend anderen Menschenfährten unfehlbar aus oder folgt dem Wilde, welches gestern einen gewissen Weg ging, auf diesem Wege durch das zu vollem Bewußtsein kommende Riechen, d. h. Ausscheiden des einen eigenthümlichen Geruchs aus hundert anderen Gerüchen, und hat dazu nicht mehr Anhalt als die Gase, welche von einer augenblicklichen Berührung des Stiefels oder Hufes und des Bodens herstammen. Dies uns zu denken oder klar vorzustellen, halte ich für unmöglich. Ebenso undenkbar für uns Stumpfsinnige ist diejenige Ausbildung des Geruchs, welche wir „Wittern“ nennen. Daß ein Hase den verborgenen Jäger, welcher im Winde steht, auf dreißig Schritte Entfernung hin riechen kann, erscheint uns nicht gar so merkwürdig, weil selbst unsere Nasen, welche doch durch Stubenluft und alle möglichen anderen edeln oder unedeln, unserem geselligen Leben nothwendig anhängenden Düfte hinlänglich entnervt sind, die eigenthümlichen Gerüche unserer Hausthiere auf zehn bis zwanzig Schritte Entfernung noch wahrzunehmen vermag: daß aber ein Ren den Menschen noch auf fünfhundert Schritte hin wittert, ist unbegreiflich, und ich würde es, offen gestanden, gewiß nicht geglaubt haben, hätte ich es nicht durch eigene Beobachtung erfahren müssen. Spüren und Wittern sind gleich wunderbar für uns, weil wir weder die eine noch die andere Höhe des Geruchs auch nur annähernd erreichen können.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß alle Thiere, welche gute Spürer oder Witterer sind, feuchte Nasen besitzen. Man kann also, so sonderbar dies auch klingen mag, von der mehr oder weniger feuchten Nase aus regelmäßig auf die Höhe des Geruchs schließen. Die Nase der Katze ist schon viel trockener als die des Hundes, die des Affen noch trockener als die der Katze, die des Menschen wieder trockener als die des Affen, und die gradweise abnehmende Fähigkeit des Geruchssinnes der betreffenden Säuger steht hiermit im vollen Einklange. Es würde uns hier zu weit führen, wollten wir alle Abstufungen der Ausbildung des Geruchssinnes von den riechunfähigen Walen an bis zu den spürenden und witternden Säugethieren verfolgen, und es mag deshalb genügen, wenn ich noch angebe, daß unter den Feuchtnasen wiederum diejenigen am ausgezeichnetsten wirken, deren Geruchswerkzeuge noch besonders beweglich oder zu echten

Schnüffelnasen umgewandelt sind. In den Nasenbären oder Koatis und in den Schweinen lernen wir solche Schnüffler kennen, dürfen dabei aber nicht vergessen, daß auch die Nasen der Hunde, Schleich- und Ginsterkatzen, Marder und anderer höchst beweglich sind. Daß die Fledermäuse, welche noch besondere Nasenanhänge besitzen, den Feuchtnasen nicht nachstehen, ist leicht erklärlich: eine derartige Ausbildung des Sinneswerkzeuges, wie sie sich bei ihnen kund gibt, kann nur zur Schärfung des Sinnes dienen. Endlich glaube ich noch anführen zu müssen, daß diejenigen Wohlgerüche, welche stumpfsinnige Nasen angenehm kitzeln, für alle feinriechenden Thiere abscheuliche Dinge sind: jeder Hund wendet sich mit demselben Ekel von dem kölnischen Wasser ab wie vom Schwefelwasserstoffgas. Nur stumpfsinnige Thiere berauschen sich in Düften, wie die Katze in denen des Baldrian; die wahren Geruchsthiere meiden alle nervenerregenden Gase mit Sorgfalt, ja mit Angst, weil starke Gerüche für sie wahrscheinlich geradezu schmerzlich sind.

Fraglich erscheint, ob bei den Säugern der Sinn des Geruchs von dem des Gehörs überboten wird oder nicht. So viel steht fest, daß der letztere in unserer Klasse eine Entwickelung erreicht wie in keiner anderen. Der Gehörssinn ist zwar schon bei den tiefer stehenden Klassen des Thierreiches ziemlich ausgebildet, jedoch nirgends in dem Grade, daß er zum Leben, beispielsweise zum Aufsuchen der Beute oder Nahrung, unumgänglich nöthig wäre. Dies ist erst bei den zwei oberen Klassen der Fall; allein das vollkommenste Ohr der Vögel erscheint immer nur als eine Nachbildung des Säugethierohres. Daß die Vögel ganz vortrefflich hören, geht schon aus ihren tonkünstlerischen Begabungen hervor: sie erfreuen und beleben sich gegenseitig durch ihren liederreichen Mund und durch ihr Gehör, welches ihnen eben das Reich der Töne erschließt. Es ist aber bemerkenswerth, daß auch unter ihnen nur diejenigen liederbegabt sind oder nur diejenigen sich in Klängen und Tönen berauschen, welche das am wenigsten entwickelte Gehör besitzen, während den Feinhörigen, allen Eulen z. B., dieselben Töne, welche andere Vögel entzücken, ein Greuel sind. Geradeso ist es bei den Säugern. Hier zeigt schon der äußere und noch mehr der innere Bau des Ohres die höhere Begabung des entsprechenden Sinnes an; die Begabung aber kann sich so steigern, oder der Sinn kann sich so verfeinern, daß ihm Klänge, welche stumpferen Ohren wohllautend erscheinen, gellend oder unangenehm werden. Ein musikalisches Gehör ist deshalb keineswegs ein gutes oder feines zu nennen; es steht vielmehr auf einer tieferen Stufe der Entwickelung als das eines wirklich feinhörenden Thieres, und wenn man von seiner Ausbildung spricht, kann man immer nur eine bezügliche meinen. Hieraus geht hervor, daß beim Menschen der Sinn des Gehörs wie der des Geruches auf einer tieferen Stufe steht als bei anderen Säugern; dies thut aber seiner Stellung unter den Thieren durchaus keinen Abbruch: denn eben die gleichmäßige Ausbildung aller Sinne ist es, welche ihn über alle Thiere erhebt.

Die Hörfähigkeit der Säuger ist sehr verschieden. Taub ist kein einziger von ihnen: wirklich feinhörig aber sind nur wenige. Das äußere Ohr gibt einen so ziemlich richtigen Maßstab zur Beurtheilung der geringeren oder größeren Entwickelung des Sinnes; d. h. alle Thiere, welche große, stehende und bewegliche Ohrmuscheln besitzen, hören besser als diejenigen, deren Ohrmuscheln hängend, klein oder gar verkümmert sind. Mit dem äußerlich verbesserten Sinneswerkzeuge vermehrt sich die Empfänglichkeit für die Töne; um es mit wenig Worten zu sagen: großöhrige Säuger hassen, kleinöhrige lieben Töne und Klänge. Der Delfin folgt entzückt dem Schiffe, von dessen Bord Musik zu ihm herabklingt; der Seehund erscheint an der Oberfläche des Wassers, wenn der Fischer leise und klangvoll pfeift; das Roß wiehert vor Lust beim Schmettern der Trompeten; das Kamel stelzt frischer dahin, wenn die Zugglocke läutet; der Bär erhebt sich beim Ton der Flöte; der Elefant, welcher wohl einen großen Ohrlappen, aber keine große Ohrmuschel besitzt, bewegt seine Beine tanzartig bei der Musik, unterscheidet sogar schmelzende Arien von kräftigen Märschen oder Kriegsgesängen. Aber keines dieser Thiere gibt einen für uns angenehmen, wohltönenden Laut von sich wie die tonbegabten Vögel, welche die Musik lieben und durch sie zum Singen und Jubeln aufgemuntert werden; sie ähneln vielmehr noch den

Lurchen, der Schlange z. B., welche von der Pfeife ihres Beschwörers herbeigelockt, ja gebändigt wird. Anders benehmen sich die feinhörigen Säuger beim Empfinden der Töne und Klänge, welche ihren Ohren zu stark sind. Der Hund erträgt den Baß des Mannes, nicht aber den Sopran der Frau; er heult beim Gesange des Weibes wie bei Tönen aus Blaswerkzeugen, während er die milderen Saitentöne schon viel besser leiden mag. Noch auffallender geberdet sich eine großöhrige Fledermaus, wenn sie Musik hört: sie geräth in peinliche Unruhe, zuckt mit den Vordergliedern und begleitet die äußeren Bewegungen mit zitternden Lauten ihrer Stimme; ihr sind die starken Töne geradezu entsetzlich. Wie sich das Wild bei Hören geller Töne benimmt, weiß ich nicht: ich glaube aber, daß es ebenso empfindlich gegen sie ist wie die anderen großöhrigen Thiere.

Uebrigens läßt sich über die wirkliche Schärfe des Gehörsinns nichts Bestimmtes sagen. Wir sind nur im Stande, bei den einzelnen Thieren von bezüglicher Schärfe zu reden; die Höhe der Entwickelung des Sinnes läßt sich nicht messen. Daß sehr viele Säuger noch Geräusche hören, welche wir durchaus nicht mehr wahrnehmen können, ist sicher: wie weit dies aber geht, wissen wir nicht. Es steht wohl fest, daß eine Katze wie die Eule das Geräusch, welches eine Maus beim Laufen verursacht, vernimmt; allein wir vermögen nicht zu bestimmen, auf welche Entfernung hin sie die leisen Fußtritte noch vom Rascheln des Windes unterscheiden können. Die großöhrige Fledermaus hört wahrscheinlich das Fluggeräusch kleiner Schmetterlinge, von deren Bewegung wir entschieden nichts mehr durch den Gehörsinn wahrnehmen können, der Wüstenfuchs vielleicht das Krabbeln eines Käfers im Sande noch auf ein gutes Stück; das Wild vernimmt den Schall der Fußtritte des Jägers auf hundert, vielleicht zweihundert Schritte: alle diese Angaben aber beweisen gar nichts und gewähren uns keinen Anhalt zu genauer Bestimmung.

Der Gesichtssinn der Säugethiere erreicht wahrscheinlich nie dieselbe Schärfe wie der Geruch und das Gehör. Daß alle Säuger hinsichtlich des Sehens von den Vögeln übertroffen werden, habe ich bereits erwähnt, bis zu welchem Grade aber, dürfte schwer zu sagen sein, da wir auch hierin wirkliche Beobachtungen nur an uns selbst machen können. Es ist wohl anzunehmen, daß von den Tagsäugern kaum einer den Menschen in der Entwickelung seines Auges und der damit verbundenen Sehschärfe überbietet; wenigstens kenne ich keine Beobachtungen, welche dem widersprächen. Anders verhält es sich bei den Nachtthieren, also fast allen Räubern, einigen Affen, allen Aeffern, den Flatterthieren, mehreren Nagern und anderen. Sie besitzen entweder sehr entwickelte oder aber auch sehr verkümmerte Augen. Die wahren Raubthiere haben unstreitig das schärfste Gesicht unter allen Säugern; ihre Augen sind auch so empfänglich für die Einwirkung des Lichtes, daß schon gewöhnliches Tageslicht wenigstens vielen äußerst unangenehm wird. Das Raubthierauge besitzt daher viel innere Beweglichkeit; diese ist aber keine willkürliche wie bei den Vögeln, sondern eine unwillkürliche, welche mit der größeren oder geringeren Helle genau im Einklange steht. Unsere Hauskatze zeigt uns deutlich, wie das Licht auf ihr Auge wirkt: dieses schließt sich bei Tage dergestalt, daß der Stern nur wie ein schmaler Strich erscheint, während es mit der Dunkelheit verhältnismäßig sich ausdehnt. Sie bestätigt also auch hinsichtlich des Gesichts die Wahrheit, daß nur ein mittelmäßig entwickelter Sinn stärkere Reize vertragen kann. Als Regel darf gelten, daß alle Säuger, welche runde Augensterne besitzen, Tagthiere sind oder bei Tage und bei Nacht verhältnismäßig gleich scharf sehen, während diejenigen, deren Stern spaltartig erscheint, erst mit der Dämmerung die volle Schärfe ihres Sinnes benutzen können.

Merkwürdig erscheint die in der höchsten Klasse einige Male vorkommende Verkümmerung der Augen, welche vollkommene Blindheit bedingen kann, wie beim Blindmoll. Das Auge fehlt, so viel bis jetzt bekannt, keinem Säugethiere: unser Maulwurf, welcher oft genug mit seinem „blinden" Bruder verwechselt worden ist, besitzt schon ein ziemlich sehfähiges Auge, und deshalb enthalten die schönen Worte unseres Rückert die volle Wahrheit:

„Der Maulwurf ist nicht blind, gegeben hat ihm nur
Ein kleines Auge, wie er's brauchet, die Natur;

Mit welchem er wird sehn, so weit er es bedarf
Im unterirdischen Palast, den er entwarf;

Und Staub ins Auge wird ihm desto minder fallen,
Wenn wühlend er emporwirft die gewölbten Hallen.

Den Regenwurm, den er mit andern Sinnen sucht,
Braucht er nicht zu erspähn, nicht schnell ist dessen Flucht.

Und wird in warmer Nacht er aus dem Boden steigen,
Auch seinem Augenstern wird sich der Himmel zeigen,

Und ohne daß er's weiß, nimmt er mit sich hernieder
Auch einen Strahl und wühlt im Dunkeln wieder".

Das Auge der Säugethiere müssen wir übrigens auch noch von einem anderen Standpunkte betrachten: als äußeres, sichtliches Bild des Geistes. Bei den unteren Klassen hat es noch nicht die Beredsamkeit erlangt, daß es als Spiegel der Seele erscheinen könnte. Wir finden es zwar bei der Schlange tückisch, beim Krokodil hämisch und bei einigen Vögeln mild, bei anderen aber streng oder ernst, muthig 2c.: allein mit wenigen Ausnahmen legen wir selbst das hinein, was wir zu sehen glauben. Erst aus dem lebendigen Falken= oder Adlerauge spricht uns das Innere an; bei dem Auge der Säugethiere ist dies aber fast immer der Fall. Hier können wir wirklich von einem Gesichtsausdrucke reden: und an einem solchen nimmt ja eben das Auge den größten Antheil. Deshalb hat sich das Volk mit richtiger Erkenntnis längst seine Bilder gewählt und spricht mit Recht von dem blöden Auge des Rindes, dem schönen Auge der Girafe, dem milden der Gazelle, dem treuherzigen des Hundes, dem frommen oder dummen des Schafes, dem falschen des Wolfes, dem glühenden des Luchses, dem tückischen des Affen, dem stolzen des Löwen 2c.; denn bei allen diesen Thieren ist das Auge wirklich der truglose Spiegel des Geistes. Die Bewegung der Thierseele spricht aus dem Auge, dieses ersetzt die fehlende Sprache. Schmerz und Freude, Betrübnis und Heiterkeit, Angst und Leichtsinn, Kummer und Fröhlichkeit, Haß und Liebe, Abscheu und Wohlwollen finden in dem Auge ihren stummberedten Verkündiger: der Geist offenbart sich hier äußerlich. Und so mag uns das Auge als Bild und Dolmetsch zur allgemeinen Betrachtung des Thiergeistes führen. Von verschiedenen Seiten an mich gerichtete Fragen bestimmen mich, den Gegenstand ausführlicher zu behandeln, als es eigentlich im Plane unseres Werkes liegt, und zunächst einige Worte über die in unseren Augen haltlose Lehre von dem sogenannten „Instinkt" der Thiere und dem Ursprunge gedachter Lehre zu sagen.

Einen ähnlichen Standpunkt wie das Kind im Gegensatze zum Erwachsenen nehmen die „Teleologen" oder Zweckmäßigkeitslehrer, richtiger Zweckmäßigkeitsschwärmer, der heutigen Naturforschung gegenüber ein. Zweckmäßig erscheint es ihnen, daß der Mensch Weisheit und Verstand besitzt; unzweckmäßig aber würde es in ihren Augen sein, wäre dem Thiere ähnliche Begabung geworden. Auf alle Lobhudelei der Zweckmäßigkeit haben wir „Materialisten" nur die eine Antwort: Wäre das Geschaffene nicht zweckmäßig eingerichtet, so würde es nicht vorhanden, weil, wenn wirklich geschaffen, längst zu Grunde gegangen, durch Besseres verdrängt worden sein. Ein Säugethier, welches keinen Kopf hat, kann auch nicht fressen, während gewisse niedere Thiere eigentlich nur aus dem Magen bestehen, also das vermögen, zu dem jenes Thier nicht fähig ist. Zweckmäßigkeit des Geschaffenen leugnen wir durchaus nicht, nehmen sie im Gegentheile als selbstverständlich an; unsere Forschungen gehen jedoch nicht aus von dem „Warum?", sondern von dem „Wie?", aus welchem sich das Warum meist ohne weiteren Aufwand von Deuteleiversuchen ergibt.

An und für sich wäre die kindische Bewunderung des Geschaffenen sicherlich ebenso harmlos als unschädlich zu nennen, versteckte sich hinter der „Teleologie" nicht regelmäßig mehr oder

weniger mittelalterliche „Theologie“. Es handelt sich für die Prediger jener Lehre, welche wir als einen längst überwundenen Standpunkt betrachten, keineswegs darum, in dem Menschen Freude an der Natur zu erwecken, Sinnigkeit der Anschauung zu begründen, sondern einzig und allein darum, dem Gläubigen es begreiflich zu machen, daß alles Bestehende ihm zu Liebe geschaffen worden, er also aus ganz anderem Stoffe gebildet sein müsse als die übrigen uns verwandten Geschöpfe, von denen wir bestimmte Kunde haben. Deshalb bemüht man sich darzuthun, daß das Thier, als geist- und seelenloses Wesen, weder Verstand noch Willen noch Gefühl noch Empfindung für äußere Einflüsse habe, weder denke noch urtheile noch handle, weder liebe noch hasse, weder erkenne noch lerne, weder Erfahrungen sammle noch solche verwerthe, daß es sei ein Spielball in „höherer Hand“, daß es gegängelt, geleitet, behandelt, zur Liebe, zum Haß, zur Tafel, zur Brautschau, zum Kampfe, zum Nestbau, zur Erziehung der Jungen, zum Dienste des Menschen befohlen und gezwungen werde. Und dies alles zu dem Zwecke, dem ebenbildlichen, „obschon noch immer manches Thierische an sich tragenden“ Menschen zu seiner wahren Würde, zu seiner Halbgöttlichkeit zu verhelfen! Je mehr man das Thier herabdrückt, um so höher steigt der Mensch; je mehr man das Uebereinstimmende zwischen Mensch und Thier zu verwischen sucht, um so weniger braucht man zu fürchten, daß er durch das Thier und sein Wesen irgendwie beeinträchtigt werden könne. Gesteht man dem Thiere Verstand zu, so darf man ihm wohl auch freien Willen nicht gänzlich absprechen; freier Wille aber gilt bekanntlich als das bezeichnende Merkmal des Menschengeistes: folglich muß dieser gedachte Eigenschaft ausschließlich besitzen, gleichviel ob dies thatsächlich begründet oder nicht. Wie sehr eine derartige Anschauung den Menschen herabwürdigt, anstatt ihn zu erheben, wird dem Denkfähigen alsbald klar. Die Lehre vom „Instinkt“ der Thiere kann einzig und allein gestützt und gehalten werden durch die Annahme von Gegensätzen, welche nicht vorhanden sind. Man versteht nämlich unter „Instinkt“ keineswegs Naturtrieb, sondern die Fähigkeit, infolge eines oder mehrerer, dem Thiere von außen her zukommender, ihm nicht zum Bewußtsein gelangender Befehle zweckmäßig zu handeln, ohne dabei das eigene Hirn irgendwie zu beanspruchen. Naturtrieb darf man diese Begabung nicht nennen, weil es sich nicht verkennen läßt, daß der Mensch gar manches, was nicht „dem Teufel“ aufgebürdet werden kann, gegen sein besseres Wissen thut, also ebenfalls infolge sogenannter Triebe handelt; es wird daher, weil die Begriffe mangeln, ein Wort zu rechter Zeit herbeigezogen. Ich will versuchen, den mir vollständig mangelnden Begriff des Ausdruckes „Instinkt“ durch gegnerische Worte zu erläutern.

„Wir sind der Ueberzeugung, daß ein zwecksetzendes Wesen nur ein reflektirendes, denkendes sein kann, und daß hienieden ein solches nur der Mensch ist. Das Thier denkt nicht, reflektirt nicht, setzt nicht selbst Zwecke, und wenn es dennoch zweckmäßig handelt, so muß ein Anderer für dasselbe gedacht haben. — Ein höheres Gesetz diktirt allen die Art und Weise, sich zu schützen; wir Menschen allein handeln nach eigener Vernunft. — In den Handlungen des Thieres liegen ohne Zweifel Gedanken, tiefe Gedanken; allein das Thier selbst hat nie gedacht, ebenso wenig als ein Mechanismus, dessen Arbeit eine verkörperte Gedankenkette darstellt. — Der Vogel singt ohne alle und jede persönliche Theilnahme, er muß zu der einen Zeit singen und kann nicht anders, und kann noch darf er zu einer anderen singen. — Der Vogel kämpft, weil er kämpfen muß, er handelt in höherem Auftrage. — Hervorzuheben ist, daß die Thiere selbst nichts intendiren, nicht in bewußter Weise um etwas kämpfen, sich den ungestörten Besitz der Weibchen nicht wünschen, nicht mit Absicht unter Kampf und Mühen denselben zu erwerben suchen. Sie handeln als reine Naturwesen nur nach durchaus nothwendigen und strengen Lebensgesetzen. Sie handeln eigentlich gar nicht selbst, sondern werden nach höheren Gesetzen zu ganz bestimmten Lebensäußerungen veranlaßt. Ein alter Vogel reicht zur Erziehung der Jungen bestimmter Arten nicht aus; hier müssen beide helfen, beide arbeiten, hier haben sie den höheren Befehl zusammen zu bleiben und zusammen zu wirken. Das ist der ganze Werth einer glücklichen Vogelehe. — Hier ist keine Freiheit, keine Willkür, kein Kampf sich widerstrebender Stimmungen, kein Gemüths-, kein Verstandesleben, durch welches des Thieres

Handlungsweise bestimmt würde. Ohne zu wissen, was es thut und warum dasselbe es thut, steuert es geraden Weges sicher auf sein Ziel zu. — Die Thiere weichen nur dann von ihrem eigentlichen Verhalten ab, wenn zwei sich widersprechende Befehle an sie ergehen; sie lassen sich alsdann durch den stärkeren bestimmen, und der zweite wird nicht oder nicht mehr ganz naturgemäß ausgeführt. Wer ein menschenähnliches Ueberlegen und Berechnen dabei annehmen will, täuscht sich selbst und hebt das Thier auf eine geistige Stufe, die nur Eigenthum des Menschen ist. — Die Gedanken liegen über ihnen, nicht in ihnen, sie sind nicht ihr Eigenthum, nach diesen handeln sie nicht selbständig, nicht in ihren eigenen Namen, sondern sie werden physiologisch gereizt und genöthigt, nach denselben zu handeln, sie handeln passiv &c."

Man glaube nicht, daß ich Vorstehendes erfunden habe; so, wörtlich so, spricht sich noch jetzt ein im Dienste der „allerheiligsten Kirche" stehender und wirkender Professor der Thierkunde aus. Wollte man derartige Ergüsse als unfehlbare Glaubenssatzungen hinstellen — ich würde kein Wort der Entgegnung haben: man tischt uns solche Weisheit aber als Ergebnis „tiefernsten Denkens", eingehender Forschung auf, gibt Voraussetzungen und Annahmen mit dreister Stirn als Errungenschaften der Wissenschaft aus und spricht von vornherein die Berechtigung anderer Ansichten ab. Solches Gebaren konnte in dem Zeitalter des blinden Glaubens unbeanstandet hingehen; gegenwärtig haben sich die Verhältnisse geändert. Unsere heutige Forschung läßt sich mit Annahmen nicht abspeisen; sie verzichtet vielleicht darauf, das Verordnungsblatt der Natur zu sehen und zu lesen: aber sie verlangt Beweise für die Gültigkeit beliebiger Annahmen, stichhaltige Gründe für Voraussetzungen.

Versuchen wir, aus der Lehre vom „Instinkt" einige Folgerungen zu ziehen. Das Thier, sagen die Verkünder dieser Lehre, handelt zum Unterschiede vom Menschen und zu dessen Gunsten ausschließlich nach ihm nicht zum Bewußtsein gelangenden, aber doch zukommenden Befehlen. Angenommen, es sei an dem. So frage ich hiermit den Weidmann, was er mit Karo beginnen würde, wenn Karo Hühner suchen soll, aber, vom Instinkt getrieben, mit Nimrod Haschen spielen will? Ich weiß, der Weidmann antwortet, daß er Karo die Peitsche kosten lassen werde. Oder ich frage den Kutscher, den Ackerknecht, den Hirten &c., ob sie sich ähnliche Befehle des Instinktes gefallen lassen würden. Die Antwort lautet sicherlich: Nein! Instinktsklaven können wir Menschen, denen zu Liebe doch alles erschaffen sein soll, einfach nicht gebrauchen.

Soll nun unter solchen Umständen der Einwand gelten: das Pferd, das Rind, der Hund sei zum Diener des Menschen bestimmt, müsse ihm also gehorchen und sei entschuldigt, wenn es die „höheren Befehle" vernachlässige? Oder will man die Stirn haben, zu behaupten, daß das Pferd im höheren Auftrage handle, wenn es durchgeht mit Geschirr und Wagen? Es soll ja alles unbewußt thun! Das Durchgehen des Pferdes oder jede andere uns strafwürdig erscheinende, beziehentlich sonstwie unangenehme Handlung des Thieres würde aufgefaßt werden müssen als Ausführung eines höheren Befehles, für welchen man doch wahrhaftig das Thier, die bewußtlose Maschine, nicht zur Rechenschaft ziehen dürfte. Und solche Lästerung der „höheren Kraft" wagt man den Gläubigen zuzumuthen? Für alle in unseren Augen dumme Streiche eines Thieres will man den „Anderen" verantwortlich machen? Wie unbotmäßig, wie lästerlich! Der gesunde Menschenverstand, eine in den Augen jener Schwätzer allerdings höchst widerwärtige, jedoch kaum wegzuleugnende Macht, urtheilt anders.

Gewiß, noch sind wir weit entfernt, das thierische Leben erkannt zu haben, und noch studiren wir am Thiere, in der Absicht, uns selbst kennen zu lernen. Aber wir schreiten in unserer Erkenntnis vor von Jahr zu Jahre, von Tag zu Tage, und schon seit langem haben wir uns einverstanden erklärt mit Scheitlins goldenen Worten: „Alles Thier ist im Menschen, aber nicht aller Mensch ist im Thiere!"

Das Thier handelt genau so verständig, als sein Gehirn es ermöglicht. Dieses Gehirn kann mehr oder weniger entwickelt, mehr oder weniger geschult, das Handeln dem entsprechend sehr ver-

schieden sein: eine Hirnthätigkeit aber und nichts anderes regelt und leitet die Handlung. Das geschieht beim Thiere wenigstens in annähernd derselben Weise wie beim Menschen. Der heutzutage gültigen Anschauung über den Begriff Geist oder Seele — ich meinestheils habe nie gelernt, das eine vom anderen zu scheiden — liegt die von einer „erdrückenden Anzahl" Menschen als Wahrheit anerkannte Annahme zu Grunde, daß der Geist ist eine Thätigkeit, eine Wirkung, ein Erzeugnis, eine Kraft, oder wie man sonst sagen will, des Gehirns. Für diese Wahrheit gibt es ganz andere Beweise, als unsere Gegner eingestehen wollen: jede Gehirnverletzung macht sie auch dem blöden Verstande erkenntlich. Aehnliches wirkt ähnlich: um über die geistigen Fähigkeiten eines Thieres zu urtheilen, braucht der Anatom nicht die Lebensweise desselben zu beobachten — ihm genügt eine sorgfältige Untersuchung des Gehirns. Gehirn aber haben die Thiere, zum mindesten die Wirbelthiere, und einzelne von ihnen sogar ein sehr ausgebildetes, dem des Menschen höchst ähnliches. Und ein solches Gehirn sollte in jeder Hinsicht anders arbeiten als das des Menschen? Das glaube, wer da will und kann, ohne mit seinem eigenen Gehirn in Zwiespalt zu gerathen.

Wir lassen uns nicht mehr blenden durch Deutelei und eitle Redekunst! „Natürliche Anschauung der Dinge": in diese wenigen Worte faßte Roßmäßler, welcher auch Gottesgelahrtheit studirt hatte, den Wahl- und Wahrspruch unserer Zeit. Wenn also ein Hund einen guten Gebrauch von seinem Gehirn macht, so sagen wir mit Bewußtsein, daß er klug oder verständig sei. Den „höheren Verstand", welcher „für ihn denkt", lassen wir einstweilen bei Seite: der Hund mit seinem eigenen Verstande paßt uns besser.

Was schadet es dem Menschen, wenn man dem Thiere zuerkennt, was ihm gebührt, also Verstand? Ueberbrückt sich dadurch die Kluft, welche ihn, das an der Spitze des gesammten Reiches stehende Säugethier, von den übrigen trennt? Verliert er seine Stellung, seinen Halt, das Bewußtsein seines Werthes, seine Würde, wenn er sich fühlt als der Erste unter unzähligen, von ihm ab stetig an Begabung verlierenden Wesen? Wird sein Denken, Fühlen, Glauben durch solche Annahme irgendwie beeinträchtigt oder geschädigt? Lebt und verkehrt es sich besser mit Maschinen, oder aber mit auch geistig thätigen Wesen, von denen ein jedes wirkt und handelt in der seinen Fähigkeiten entsprechenden Weise?

Möge man diese Fragen beantworten wie man wolle, „tiefernstes Denken" wird immer nur die eine Wahrheit erkennen lassen: „Alles Thier ist im Menschen, aber nicht aller Mensch ist im Thiere!"

Das Säugethier besitzt Gedächtnis, Verstand und Gemüth und hat daher oft einen sehr entschiedenen, bestimmten Charakter. Es zeigt Unterscheidungsvermögen, Zeit-, Ort-, Farben- und Tonsinn, Erkenntnis, Wahrnehmungsgabe, Urtheil, Schlußfähigkeit; es bewahrt sich gemachte Erfahrungen auf und benutzt sie; es erkennt Gefahren und denkt über die Mittel nach, um sie zu vermeiden; es beweist Neigung und Abneigung, Liebe gegen Gatten und Kind, Freunde und Wohlthäter, Haß gegen Feinde und Widersacher, Dankbarkeit, Treue, Achtung und Misachtung, Freude und Schmerz, Zorn und Sanftmuth, List und Klugheit, Ehrlichkeit und Verschlagenheit. Das kluge Thier rechnet, bedenkt, erwägt, ehe es handelt, das gefühlvolle setzt mit Bewußtsein Freiheit und Leben ein, um seinem inneren Drange zu genügen. Das Thier hat von Geselligkeit sehr hohe Begriffe und opfert sich zum Wohle der Gesammtheit; es pflegt Kranke, unterstützt Schwächere und theilt mit Hungrigen seine Nahrung. Es überwindet Begierden und Leidenschaften und lernt sich beherrschen, zeigt also auch selbständigen Willen und Willenskraft. Es erinnert sich der Vergangenheit jahrelang und gedenkt sogar der Zukunft, sammelt und spart für sie.

Die verschiedenen Geistesgaben bestimmen den Charakter.

Das Thier ist muthig oder furchtsam, tapfer oder feig, kühn oder ängstlich, ehrlich oder diebisch, offen oder verschmitzt, gerade oder hämisch, stolz oder bescheiden, zutraulich oder mistrauisch, folgsam oder störrisch, dienstsam oder herrschsüchtig, friedfertig oder streitlustig, heiter oder

traurig, lustig oder grämlich, gesellig oder ungesellig, freundschaftlich gegen andere oder feindselig gegen die ganze Welt — und wer könnte sagen, was sonst noch alles!

Eines dürfen wir hier nicht vergessen: ich meine die Steigerung, welcher alle Geisteskräfte des Thieres fähig sind, wenn ihm Erziehung zu Theil wird. Es gibt ebenso wohl gesittete, wohlerzogene oder ungesittete, flegelhafte, ungezogene Thiere als Menschen. Der Erzieher übt einen unendlichen Einfluß auf das Thier aus. Schon eine wohlerzogene Thiermutter vererbt einen guten Theil ihrer Tugenden auf ihre Kinder; der hauptsächlichste und vorzüglichste Erzieher aber ist der Mensch. Ein einziges Beispiel mag genügen: unser am besten erzogenes Thier, der Hund soll es sein. Dieser wird mit der Zeit ein wahres Spiegelbild seines Herrn; er eignet sich, so zu sagen, dessen Charakter an: der Jagdhund den des Jägers, der Fleischerhund den des Fleischers, der Schifferhund den des Schiffers, der Lappen-, Eskimo-, Indianerhund den seiner bezüglichen Gebieter. Nur Männer können Thiere erziehen; dies beweisen oder bewiesen alle Mopse, dies zeigen die Hunde und Katzen einsamstehender Frauen oder Jungfrauen: sie sind regelmäßig verzogen, nicht erzogen. Das Thier verlangt Ernst und Festigkeit von dem, welcher es lehrt, nicht aber zu große Milde und Wankelmuth.

Ich müßte ein besonderes Buch schreiben, wie Scheitlin, wollte ich mich jetzt über den Thiergeist noch weiter auslassen. Vorstehendes genügt jedem Unbefangenen, — und selbst der hochmüthige Vergötterer des Menschen kann die Wahrheit des Gesagten nicht leugnen. Bei der Einzelbeschreibung der Säugethiere werde ich nicht verfehlen, zu meinen Behauptungen auch Beweise zu liefern.

Der Heimatkreis des Säugethieres ist beschränkter als der eines Vogels oder Fisches, ja selbst eines Lurches. Nur das Meer gestattet den Bewohnern aus unserer Klasse große Willkürlichkeit der Bewegung und Ortsveränderung, allein immer nicht in demselben Grade wie dem Vogel; in den zusammenhängenden Meeren aller Erdtheile finden sich bloß folgende Säugethiere: der Seehund, die Ohrenrobbe, mehrere Delfine und zwei Wale. Auch die Meersäuger beweisen, daß ihre Klasse dem Lande und nicht dem Wasser angehört; denn selbst sie ziehen die Küste dem offenen Meere vor.

Auf dem Festlande nimmt der Verbreitungskreis der Säugethiere viel engere Grenzen an als in dem Meere. Viele Arten haben ein sehr kleines Vaterland. Man hat die Erde mit Rücksicht auf ihre Bewohner in gewisse Reiche getheilt, und diese thierkundliche genannt. Ein solches Reich hat immer seine ihm eigenthümlichen, thierischen Einwohner; zwei sich entsprechende Reiche weisen auch ähnliche Thiere auf, selbst wenn das eine Reich von der Tiefe zur Höhe, und das andere von niederer Breite zur höheren aufsteigt.

Das erste Reich faßt in sich den ganzen Norden, welcher innerhalb des Polarkreises liegt. Die Trennung zwischen beiden Erdhälften ist noch nicht ausgesprochen, aber doch schon angedeutet. Der Eisbär, zwei Vielfraße, der Eisfuchs, mehrere Lemminge, zwei Schneehasen, die Pfeifhasen, das Ren, mehrere Seehunde, das Walroß, der Pott-, Nar-, Finn- und der gemeine Wal kennzeichnen diesen ärmsten Kreis der Erde. Ihm entspricht einigermaßen der Höhenkreis unseres gewaltigen Alpengebirges, von etwa 2000 Meter über dem Meere an aufwärts: er enthält die Gemse, den Steinbock, eine Schneewühlmaus, das Murmelthier und den Alpenhasen.

Ungleich reicher an Formen und Arten zeigt sich der gemäßigte Gürtel unserer Nordhälfte. Seine Pflanzen- und Thierwelt scheidet ihn in zwei Hälften: in die des Ostens und Westens. Wagner trennt den ersteren in fünf Gebiete, nämlich in Mittel- und Südeuropa, in Nordafrika, Südsibirien und die Steppe von Turan. Diesen Gebieten sind gemeinsam: vier Fledermäuse, zwei Spitzmäuse, der Fischotter, der Fuchs, die weltverbreitete Wanderratte und die Wasserratte. Nächst ihnen verbreiten sich über die meisten Gebiete: die Fledermäuse und Spitzmäuse, der Maulwurf,

Bär und Dachs, fast sämmtliche Marder, der Wolf und Luchs, das Eichhorn und die Mäuse. Mitteleuropa für sich allein besitzt nur wenige Fledermäuse und Spitzmäuse, eine Schlafmaus, einen Blindmoll, vier Wühlmäuse und den Wisent, Südeuropa einige Fledermäuse, eine Rüsselspitzmaus, den Blindmaulwurf, die Boccamele (ein Wiesel), eine Manguste, einen Luchs, eine Wühlmaus, einen Hasen und den Mufflon, Nordafrika den türkischen Affen, einen Igel, eine Rohrrüsselmaus, den Ichneumon, den Fenek, den Wüstenluchs, ein Eichhorn, eine Springmaus und andere; Sibirien und Turan zeigen: den Ohrenigel, den Korsak, den Manul, den Zobel, die Steppenantilope. Dachs, Luchs, Wildkatze, Igel, Maulwurf, Blindmoll, die Wühlmäuse, Edelhirsch, Reh, Mufflon und Wisent dürfen als Charakterthiere der ganzen Osthälfte des Reiches betrachtet werden.

Die zweite Hälfte des nördlichen gemäßigten Gürtels kennzeichnet sich durch sehr viele eigenthümliche Fledermäuse und Spitzmäuse, die amerikanischen Bären und Waschbären, einen Dachs, die Stinkthiere, mehrere Marder, einen Vielfraß, einen Fisch- und einen Seeotter, mehrere Hunde, die einfarbige Katze, einige Beutelratten, sehr viele Baum-, Flug- und Erdeichhörnchen, Ziesel, Murmelthiere, kleinere Nager, viele Hasen, mehrere Hirsche, zwei Antilopen, das Bergschaf und den Bison. Die Aehnlichkeit der Thierformen der West- und Osthälfte des gemäßigten Gürtels ist unverkennbar.

Anders finden wir es, wenn wir die verschiedenen Gebiete der Wendekreisländer mit einander vergleichen. Hier spricht sich jedes scharf und bestimmt für sich selbst aus, und nur wenige Formen sind allen Reichen gemeinsam. Der Reichthum der Tropenwelt ist zu groß, und die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Gebiete sind zu bedeutend, als daß nicht auch die Thierwelt in demselben Verhältnisse Reichthum und Eigenthümlichkeit der Gestalten zeigen sollte. Hochasien bildet gleichsam ein Bindeglied zwischen dem Nord- und Gleichergürtel der Erde; es hat vieles mit beiden gemein: und deshalb müssen wir es wenigstens flüchtig betrachten. Wir verstehen darunter Turkestan, die Mongolei, Japan, Nepal und die Eufratländer. Diese Gebiete zeichnen aus: der japanesische Makak, zwei fruchtfressende und einige echte Fledermäuse, Spitzmäuse, ein Maulwurf, der Kragenbär, der japanesische Dachs, der Bandiltis, einige Mangusten und Ginsterkatzen, Baum- und Flughörnchen, kleine Nager, eigenthümliche Hasen und Murmelthiere, der Dschiggetai oder Halbesel, das japanesische Schwein, das Trampelthier, ein Moschusthier, einige Hirsche und Antilopen, der kaukasische Steinbock, die Bezoarziege und die Ziege des Himalaya, der Argali, der Burhal, Nahur und andere Schafe und der Yak oder Grunzochse. Viele andere Thiere gehören Hochasien und dem Nordgürtel oder Hochasien und den Wendekreisländern Asiens zugleich an.

Südasien ist reicher als alle bisher genannten Gebiete, zeigt uns aber zugleich auch große Beschränkung in der Verbreitung mancher Thiere. Wir verstehen unter Südasien Vorder- und Hinterindien, Java, Sumatra und Borneo sowie die Molukken. Hier leben der Orang-Utan, die Langarm- und Schlankaffen, die meisten Makaken oder Hundsaffen, die Loris oder Faulaffen und das Koboldäffchen, die Flughunde, große Fledermäuse, der Halsband- und Lippenbär, der Ratel, viele Zibet- und Schleichkatzen oder Mangusten, viele Hunde, der asiatische Löwe, der Tiger, Panther, langschwänzige Pardel, Jagdpanther und noch mehrere andere Katzen, die meisten und größten Flughörnchen, mehrere Schuppenthiere, der wilde Esel, der asiatische Elefant, das indische Nashorn und der indische Tapir, mehrere Schweine, darunter der Hirscheber, die echten Moschusthiere, der Nilgau, die vierhörnige und die Hirschantilope und mehrere Rinder.

Afrika zeigt ein nicht minder selbständiges Gepräge und eine große Verbreitung der ihm eigenthümlichen Thiere. Ihm gehören zu: der Gorilla und Schimpanse, sämmtliche Meerkatzen, die Stummelaffen, Paviane und viele Aeffer, welche namentlich auf Madagaskar zu Hause sind, eigenthümliche Fledermäuse, Igel, Spitzmäuse, das Scharrthier, viele Ginster-, Zibet- und Schleichkatzen, der Löffelhund und der Fenek nebst vielen anderen Hunden, die Hiänen und der Hiänenhund, der Löwe, Pardel, Gepard, Serwal und Karakal sowie die Falbkatze, die meisten Erd-

eichhörnchen, eigenthümliche Siebenschläfer, die Spring-, Steppen- und Wüstenmäuse, das Erdferkel und zwei Schuppenthiere, das Zebra, Quagga und Tigerpferd, der afrikanische Elefant, drei Nashörner, das Flußpferd, die Larvenschweine, die Klippschliefer, die Girafe, fünf Sechstheile aller Antilopen, einige Steinböcke, das Mähnenschaf, zwei Büffel und eine Ohrenrobbe.

Bei aller Eigenthümlichkeit dieser Thierwelt zeigt sich gleichwohl noch immer große Uebereinstimmung mit jener Asiens und selbst der Europa's. Namentlich die Wüsten- und Steppenthiere erinnern auffallend an die, welche in der Tiefebene Turans leben. Die Waldarmut Afrika's ist sehr deutlich ausgesprochen: die Hirsche z. B. fehlen im Süden und in der Mitte ganz, und die Eichhörnchen sind auf den Boden herabgekommen. In seinen Dickhäutern und der Girafe zeigt sich Afrika gleichsam noch als Urland, als von gewissen neueren Schöpfungsabschnitten unberührt.

Ganz das Gegentheil von Afrika macht sich in Amerika bemerklich. Das ungeheure Gebirge und die unermessenen Wälder sprechen sich deutlich in seiner Thierwelt aus. Alles in diesem Erdtheile ist neu, alles eigenthümlich; an die alte Welt erinnern manche Thierformen bloß noch entfernt. Ich will kurz sein und nur die bemerkenswerthesten Thiere Mittel- und Südamerika's hier nennen. Amerika beherbergt ausschließlich: die Brüll-, Klammer-, Rollschwanz-, Woll-, Schweif-, Nacht- und Krallenaffen, — zwei Familien! — die blutsaugenden Fledermäuse oder Vampire, einige ihm eigene Bärthiere, Stänker und Fischottern, einige Hunde, den Puma, Kuguar und Jaguar, die Pardel- und Tigerkatzen, viele Beutler in zwei Amerika eigenthümlichen Sippen, sehr viele Nager, darunter die Hasenmäuse und Hufpfötler, welche ebenfalls nur hier vertreten sind, die Faulthiere und Gürtelthiere nebst den Ameisenbären, drei Tapire, die Bisamschweine einige Hirsche, drei, oder richtiger zwei Lamas 2c. Im Vergleich zu der Zahl der Ordnungen, Familien und Arten aus der Klasse der Vögel scheint es freilich, als ob Südamerika arm an Säugethieren wäre; wenn man aber die Eigenthümlichkeit der Sippen und die Menge der Arten bedenkt, wird man bald eines Besseren belehrt.

Einige Forscher, unter ihnen Wagner, trennen den höheren Süden Amerika's oder Chile, die Pampas der Platastaaten, Patagonien und das Feuerland von dem übrigen Südamerika und bilden aus diesen Ländern einen eigenen thierkundlichen Kreis, obgleich er nur sehr wenige ihm ganz eigenthümliche Thiere besitzt. Es sind dies etwa folgende: eine Fledermaus, ein Stinkthier, der magellanische und der südamerikanische Hund, die Pampaskatze, mehrere Nager, darunter die Wollmäuse und ein Biber, sowie einige Meersäuger.

Australien zeigt uns ein sehr selbständiges Gepräge, bei all seiner Armut an Säugern. Es ist das eigentliche Vaterland der Beutelthiere. Man kennt im Ganzen etwa 140 Arten von Säugern, welche in Australien leben: davon gehören 110 Arten den Beutelthieren zu. Das allbekannte Känguru, die Raubbeutler und Beutelbilche mögen sie kennzeichnen. Außerdem wohnen in Australien noch der Dingo, das Schnabelthier und der Ameisenigel, sämmtlich echte Charakterthiere des merkwürdigen Erdtheils.

Fassen wir das nunmehr Gewonnene hinsichtlich der Ordnungen und Familien zusammen, so ergibt sich Folgendes: Die Affen sind auf den warmen Gürtel der Erde beschränkt; der Osten und Westen unterscheiden sich aber scharf durch eigene Familien, Sippen und Arten; die Halbaffen oder Aeffer bewohnen bloß die heißen Länder der alten Welt; die Beutelthiere finden sich ausschließlich in Neuholland, Amerika und Asien; die Wenigzähner fehlen in Europa, die Wiederkäuer und Vielhufer in Australien; die Einhufer waren ursprünglich nur in Asien und Afrika heimisch; die Fledermäuse, Raubthiere, Nager, Flossenfüßer und Wale sind Weltbürger.

Bezüglich der engeren Verbreitung kann man sagen, daß sich der Verbreitungskreis einer Art in östlich-westlicher Richtung regelmäßig weiter erstreckt als vom Norden nach Süden hin. Der Osten und Westen weisen auch viel häufiger ähnliche, sich gleichsam entsprechende Gestalten auf als der Norden und Süden; jedoch spricht sich zwischen dem nördlichen und südlichen kalten Gürtel, ja selbst zwischen dem Norden und Süden eines Erdtheils, zumal Afrika's, immerhin eine große

Uebereinstimmung aus. Man darf deshalb sagen, daß ähnliche Länder auch stets ähnliche Thiere beherbergen, so große Strecken auch trennend zwischen sie treten mögen.

Die Anzahl aller jetzt lebenden und bekannten Säugethierarten beträgt über zweitausend. Hiervon gehören etwa 150 Arten Europa (gegen 60 ausschließlich) an; ungefähr 240 Arten wohnen in Afrika, 350 Arten in Asien, 400 Arten in Amerika und gegen 140 in Australien. Auf die Ordnungen vertheilt sich diese Anzahl in folgender Weise: die Affen und Aeffer zählen 220, die Fledermäuse 320, die Raubthiere 410, die Beutelthiere 130, die Nager 620, die Wenigzähner 35, die Vielhufer 33, die Einhufer 7, die Wiederkäuer 180, die Flossenfüßer 33 und die Wale 65 unbestrittene Arten. Genauigkeit beansprucht diese Aufzählung nicht.

Hierzu würden die vorweltlichen Säugethiere zu zählen sein. Von diesen kannte H. von Mayer etwa 80 Arten. Die Verbreitung der vorweltlichen Säuger war eine ganz andere, als die der jetzigen es ist; doch besaßen auch schon in der Urzeit gewisse Gegenden der Erde ihre eigenthümlichen Säugethiere. Die meisten versteinerten Knochen finden sich im Schuttlande oder „Diluvium"; jedoch hat uns auch das Eis Sibiriens vorweltliche Thiere aufbewahrt, und zwar in einer staunenswerthen Frische, so daß sich nicht nur Haut und Haar erhalten hatte, sondern selbst das Fleisch sich noch in einem Zustande befand, daß Eisbären und Eisfüchse sowie die Hunde der Jakuten davon wacker schmausten. Nur wenige Vorweltssäuger (etwa der siebente Theil) von allen, welche man kennt, haben die Zeit der Schuttlandsbildung überlebt und finden sich gegenwärtig noch: die übrigen sind ausgestorben und gestrichen aus dem Buche der Lebendigen. Von den bis jetzt bekannten Vorweltssäugern gehörten an: den Affen etwa 20, den Fledermäusen ebenso viele, den Raubthieren fast 200, den Beutelthieren gegen 30, den Nagern beinahe 100, den Wenigzähnern 40, den Vielhufern 150, den Einhufern 9, den Wiederkäuern 120, den Schwimmfüßern 9 und den Walen endlich 55 Arten. Alle Vorweltsthiere und somit auch die vorweltlichen Säuger bestätigen die mosaische Schöpfungssage hinsichtlich der Zeitfolge, in welcher die verschiedenen Klassen der Thiere entstanden, so weit eine Sage eben bestätigt werden kann: die Säugethiere gehören wirklich nur den neueren Schöpfungsabschnitten an.

Leibliche und geistige Begabungen eines Säugethieres bestimmen seine Lebensweise in der ihm gegebenen Heimat, deren Erzeugnis, deren Geschöpf es ist. Jedes richtet sich nach seinen Gaben ein und benutzt die ihm gewordene Ausrüstung in der ergiebigsten Weise. Eine gewisse, verständige Willkür in der Lebensart kann keinem Thiere abgesprochen werden. Die Säugethiere sind natürlich mehr an eine gewisse Oertlichkeit gebunden als das leichte, bewegungslustige Volk der Vögel; allein sie wissen dafür eine solche Oertlichkeit vielleicht besser oder vielseitiger zu benutzen als diese.

Die Säugethiere sind wesentlich Landbewohner, und je vollendeter eine Art unserer Klasse ist, um so mehr wird sie Landthier sein. Im Wasser finden wir daher bloß die plumpesten oder massigsten, auf dem Lande dagegen die entwickeltsten, edelsten Gestalten. Die größten Landsäuger sind im Vergleiche zu den Walen Zwerge. Das Wasser erleichtert jede Bewegung einer großen, ungeschlachten Masse, und je leichter ein Thier sich zu bewegen vermag, um so größer kann es sein. Daß auch das Umgekehrte stattfindet, beweisen alle Thiere, welche zu ihrer Fortbewegung große Kraftanstrengung nöthig haben, wie z. B. die Gräber und Flatterer, die Maulwürfe oder Fledermäuse. Bei ihnen ist die Körpermasse in demselben Verhältnis verkümmert, in welchem sie bei den Wassersäugern sich vergrößert hat.

So zeigt sich also schon in der Leibesgröße eine Bestimmung für die Lebensweise des Thieres. Noch mehr aber wird diese Bestimmung durch die Ausrüstung ausgesprochen. Daß ein Fisch- oder Flossensäuger schwimmt oder ein Flatterthier fliegt, versteht sich eigentlich von selbst, ebenso gut aber auch, daß der Affe oder das Eichhorn oder die Katze klettern, der Maulwurf gräbt und die

Viel- und Einhufer oder Wiederkäuer auf dem Boden laufen: ihre Gliederung weist sie dazu an. Hierzu kommt nun noch die Willkürlichkeit in der Wahl des Ortes, um den Aufenthalt eines Thieres zu bestimmen.

Hinsichtlich der Ordnungen läßt sich Folgendes sagen: Die Altweltsaffen sind Baum- oder Felsen-, die Neuweltsaffen und die Aeffer aber ausschließlich Baumthiere; die Fledermäuse treiben sich in der Luft umher, schlafen aber auf oder in Bäumen und in Felsen; die Kerbthierräuber leben größtentheils auf dem Boden, einige aber auch unter der Erde und andere sogar auf Bäumen; die fleischfressenden Raubthiere bewohnen Bäume und Felsen, den Boden und das Wasser: doch gehört die größere Anzahl den Erdthieren an, und nur sehr wenige führen ein theilweise unterirdisches Leben; die Beutelthiere hausen auf der Erde, in Höhlen, im Wasser und auf Bäumen, die Nagethiere überall, nur nicht im Meere, größtentheils aber in Höhlen; die Zahnlosen sind Erd-, Höhlen- und Baumthiere; die Dickhäuter leben wieder größtentheils auf dem Boden, einige aber auch im Sumpfe oder im Wasser selbst; die Einhufer und Wiederkäuer sind ausschließlich Erd- oder Felsenthiere, die Flossenfüßler und Wale endlich Meerbewohner.

Es muß Jedem, welcher beobachtet, auffallen, daß nicht allein die Heimat im weiteren Sinne, sondern auch der Wohnkreis, ja, der eng begrenzte Aufenthaltsort des Thieres in dem Geschöpfe selbst sich kund gibt. Die Zusammengehörigkeit von Land und Thier offenbart sich nicht allein in der jedem Thiere eigenthümlichen Gliederung, sondern auch, und zwar sehr scharf und bezeichnend, in der Färbung. Als allgemeine Regel kann gelten, daß das Thier eine Färbung besitzt, welche der vorherrschenden Färbung seines Wohnortes genau entspricht. Der außerordentliche Vortheil, welchen das Thier von einer solchen Gleichfarbigkeit mit seiner Heimat ziehen kann, wird klar, wenn wir bedenken, daß das Raubthier an seine Beute möglichst unmerkbar sich anschleichen, das schwache Thier aber sich vor dem Räuber möglichst gut verstecken muß. Es liegt mir fern, in der Gleichfarbigkeit des Thieres und seiner Heimat ein Schöpfungswunder zu erblicken, weil ich das Thier einfach als Erzeugnis seiner Heimat betrachte und über das Wie dieser Zusammengehörigkeit nicht früher grübeln mag, als mir die Wissenschaft haltbare, auf natürlichem Grunde fußende Vorlagen zur Erklärung gewähren kann; ich will hier auch keine Erklärungen, sondern einfache Thatsachen geben.

Schon die Affen sind durchgehends ihren Wohnorten gleich gefärbt und Braun, Grasgrün und Grau die hauptsächlichsten Färbungen ihres Haarkleides; sie entsprechen eben der Baumrinde oder dem Gelaube und Grase sowie den Felsen, auf denen sie wohnen. Alle Flatterthiere, welche auf Bäumen leben, zeigen ebenfalls eine braune oder grünliche Färbung, diejenigen, welche in Felsenritzen schlafen, das ungewisse Grau der Felsen oder der Dämmerung. Unter den Raubthieren finden sich viele, welche als wahre Spiegelbilder ihrer Heimat zu betrachten sind. Der Wolf trägt ein echtes Erdkleid: das Fahlbraun und Grau seines Pelzes schmiegt sich allen Färbungen seines Wohnkreises an; Reineke, der Schleicher, zeigt uns, daß er bei uns zu Lande ebenso wohl zum Nadel- wie zum Laubwalde paßt; sein Vetter im Norden, der Polarfuchs, legt im Winter ein Schneekleid, im Sommer ein Felsenkleid an; ein anderes Glied seiner Sippschaft, der Fenek, trägt das isabellfarbene Gewand der Wüste. Die Hiänen, als Nachtthiere, sind in Grau gekleidet, in diejenige Farbe, welche am ehesten dem Auge verschwindet. Löwe und Pardel, Gepard und Serwal geben sich als echte Steppenthiere zu erkennen; Braungelb ist Grundfarbe, aber allerlei anders gefärbte Flecken zeigen sich auf ihr: die Steppe ist bunter und darf daher auch das Thier schon malen. Unsere nordischen Katzen entsprechen ihrer farbloseren Heimat und unserer trüberen Nacht: Grau ist ihre Hauptfärbung; der Karakal dagegen bekundet sich als echtes Wüstenthier; der Tiger zeigt sogar die Rohrstängel seiner Bambuswälder in den schwarzen Streifen, der Leopard die buntlaubigen Gebüsche Mittelafrika's auf seinem Felle; die amerikanischen Katzen spiegeln ihre bunten Wälder wieder. In den Ginster- und Schleichkatzen sehen wir echte Erdthiere: Grau mit oder ohne Flecken und Streifen und ein überall hinpassendes, sehr schwer zu beschreibendes Graugrün

sind die hauptsächlichsten Färbungen ihres Pelzes. Die Marder bekunden ihre Allseitigkeit auch im Felle. Beim Baummarder ist es braun, beim Steinmarder graulicher, beim Iltis fahler; das Wiesel endlich wechselt seine Sommertracht mit dem Winter- oder Schneekleide. Unser Bär ist erdbraun, der Eisbär weiß, der Waschbär rindenfarbig. Die Beutelthiere zeigen ebenfalls Erd-, Gras- oder Baumfärbung. Sehr deutlich tritt die Gleichfarbigkeit bei den Nagern hervor. Ich erinnere an die Hasen. Jeder Jäger weiß, was es sagen will, einen Hasen im Lager zu sehen: die Aehnlichkeit seines Pelzes und des Bodens ist so groß, daß man auf zehn Schritte Entfernung an ihm vorübergehen kann, ohne ihn zu bemerken. Der Wüstenhase ist natürlich isabellgelb, der nordische oder Hochgebirgshase aber wechselt ein Sommer- und ein Winterkleid. Das Kaninchen, ein Höhlenthier, hat graue Färbung. Unser Eichhörnchen ist fichtenrindenbraun, das nordische und das fliegende dagegen sind birkenrindenfarbig. Feldmäuse haben ein graubraunes, Wüstenmäuse ein fahlgelbes, Steppenmäuse ein gelblichbraunes, oft gestreiftes Haarkleid. Unter den Wiederkäuern tragen die Hirsche ein Waldkleid, die Gemsen, Renthiere und Steinböcke ein Felsenkleid, die Antilopen ein Steppen- oder Wüstenkleid. Die Einhufer geben sich wenigstens im Quagga, Zebra und wilden Esel als Steppenthiere, die Vielhufer in ihrem unbestimmbaren Grau als Sumpfbewohner zu erkennen. Kurz, die angegebene Regel ist eine allgemeine, und Ausnahmen sind nicht häufig. Man wird selten irren, wenn man in einem braun, graugrün oder silbergrau gefärbten Säuger einen Baumbewohner, in einem dunkelgrau, fahlgelb, röthlichgrau, erdbraun und schneeweiß gefärbten einen Erdbewohner vermuthet. Isabellgelb ist Wüstenfarbe, Dunkelgelb Steppenfarbe, Aschgrau Felsenfarbe; bei Nachtthieren ist Grau vorherrschend, Tagthiere zeigen es mehr mit anderen Farben gemischt. Große Unsicherheit, Unbestimmbarkeit der Färbung läßt auf Vielseitigkeit in der Lebensweise schließen; bestimmte Färbung deutet auf einen abgeschlossenen bestimmten Wohnort des Thieres: einfach gelbe Thiere sind immer Wüstenbewohner, einfach weiße fast ausnahmslos Schneethiere.

Nicht alle, aber doch viele Säugethiere wechseln alljährlich ihr Kleid; es läßt sich dieser Vorgang jedoch kaum mit der Mauser der Vögel vergleichen. Bei den beschuppten Mitgliedern der Klasse, namentlich bei Schuppen- und Gürtelthieren, ersetzen sich wahrscheinlich nur die gewaltsam ausgerissenen Panzertheile, bei denen, welche ein Stachelkleid tragen, wie Igel und Stachelschweine, fallen unzweifelhaft viele von den umgewandelten Haaren aus: es fragt sich nur, ob dies ebenso regelmäßig geschieht, wie bei behaarten Säugern die Härung erfolgt. Bei den Walthieren findet der Ersatz ihrer schleimigen Haut wohl in derselben Weise statt wie bei uns die Neubildung der Oberhaut; Beobachtungen hierüber fehlen aber noch gänzlich. Auch bei den Affen, insbesondere bei den Menschenaffen, habe ich keine innerhalb einer bestimmten, regelmäßig wiederkehrenden Frist vor sich gehende Härung, vielmehr nur ein allmähliches Nachwachsen der Haare bemerkt, und möglicherweise gibt es noch viele in den Wendekreisländern lebende Säugethiere, bei denen es sich ebenso verhält. Unsere nordischen Säugethiere aber hären sich sammt und sonders und zwar in einer wesentlich sich gleichbleibenden Weise. Nachdem die kalte Jahreszeit vorüber und der Frühling wirklich eingetreten ist, lockern sich die Wurzeln der Haare des bisher getragenen Kleides, und es fallen Grannen- und Wollhaare aus. Gleichzeitig sprossen neue Grannenhaare hervor, wachsen ziemlich rasch und durchdringen das filzige Gewebe des alten abgestoßenen Pelzes, welcher, wenn er reich war, noch geraume Zeit in flockigen Fetzen am Leibe hängen bleibt und erst nach und nach abgekratzt, abgescheuert und abgeweht wird; bald darauf beginnt auch das Nachwachsen der Wollhaare, deren raschere Entwickelung jedoch erst später im Jahre erfolgt. Es besteht daher das Sommerkleid der Säugethiere höherer Breitengrade und Gebirgsgürtel überwiegend aus Grannenhaaren, während im Winterkleide die Wollhaare vorherrschen, erstere mit Beginn der kalten Jahreszeit wohl auch gänzlich wieder ausfallen können. So geschieht es beispielsweise bei unseren Hochwildarten, deren Decke im Sommer aus Grannen- und wenigen, hier eigenthümlich veränderten, Wollhaaren, im Winter dagegen fast ausschließlich aus letzteren besteht. Eine doppelte Härung,

d. h. ein vollständiges Wechseln des Kleides im Frühlinge und im Herbste, findet meines Wissens bei keinem Säugethiere statt; wohl aber kann ein Ausbleichen und Umfärben der Haare erfolgen. Die Härung beginnt plötzlich, das Nachwachsen der neuen Haare geschieht allmählich und wird höchstens bei jählings eintretendem rauhen Wetter beschleunigt. Selbst sehr tüchtige Beobachter haben angenommen, daß das Fell solcher Thiere, welche ein dunkles Sommer- und ein weißes Winterkleid tragen, einer zweimaligen Härung unterworfen sei, sich jedoch, wie meine an gefangenen Eisfüchsen und Schneehasen angestellten, später mitzutheilenden Beobachtungen unwiderleglich darthun, vollständig geirrt. Auch in diesem Falle löst sich das Wunderbare, schwer Begreifliche in einen einfachen, stetig vor- und fortschreitenden Hergang auf.

Bei weitem die meisten Säugethiere sind gesellig und scharen sich deshalb mit anderen ihrer Art oder auch mit Gleichlebenden fremder Arten in kleine oder große Trupps zusammen. Niemals erlangen solche Verbindungen die Ausdehnung oder die Anzahl der Vereine, welche die Vögel bilden; denn bei diesen thun sich, wie bekannt, oft sogar Millionen zu einem Ganzen zusammen. Bei den Säugern kommen nur unter gewissen Umständen Gesellschaften von Tausenden vor. Mehr noch als die gleiche Lebensweise vereinigt die Noth: vor der Feuerlinie einer brennenden Steppe jagen selbst erklärte Feinde in dichtem Gedränge dahin.

In jedem größeren Vereine erwirbt sich das befähigtste Mitglied die Oberherrschaft und erlangt schließlich unbedingten Gehorsam. Unter den Wiederkäuern kommen regelmäßig die alten Weibchen zu solcher Ehre, namentlich diejenigen, welche kinderlos sind; bei anderen geselligen Thieren, z. B. bei den Affen, werden nur Männchen Zugführer, und zwar erst nach sehr hartnäckigem, nebenbuhlerischem Kampfe, aus dem sie endlich als allgemein gefürchtete Sieger hervorgehen: hier ist die rohe Stärke maßgebend, bei jenen die Erfahrung oder der gute Wille. Das erwählte oder wenigstens anerkannte Leitthier übernimmt die Sorge für den Schutz und die Sicherheit der ganzen Herde und vertheidigt die schwachen Glieder derselben zuweilen mit Aufopferung. Minder Verständige und Schwächere schließen sich Klügeren an und leisten allen ihren Anordnungen zur Sicherung Folge.

Gewisse Säugethiere leben einsiedlerisch. Alte griesgrämige und bösartige Männchen werden gewöhnlich von dem Rudel oder der Herde verbannt und hierdurch nur noch mürrischer und wüthender gemacht. Allein es gibt auch andere Säuger, welche überhaupt ein Einsiedlerleben führen und mit jedem Eindringlinge sofort in heftigster Weise den Kampf beginnen. Dabei kommt es nicht selten vor, daß der Sieger den Besiegten geradezu auffrißt, und zwar läßt sich, wie bekannt, schon der Mensch eine solche Abscheulichkeit zu Schulden kommen.

Die Mehrzahl unserer Klasse wacht bei Tage und schläft bei Nacht; jedoch gibt es fast unter allen Ordnungen Tag- und Nachtthiere. Einzelne haben keine bestimmte Zeit zum Schlafen, sondern ruhen oder wachen, wie es ihnen gerade beliebt: so die Meerthiere oder in den höheren Breiten auch die Landthiere während der Sommerzeit. Es mag im ganzen genommen vielleicht mehr eigentliche Tag- als Nachtthiere geben, jedoch ist die Zahl derjenigen, welche bei Nacht lebendig und thätig sind, nicht viel geringer als die Menge derer, welche bei Tage ihrem Erwerbe nachgehen. Unter den Affen gibt es bloß einige nächtlich lebende Arten; die Fledermäuse dagegen schlafen fast den ganzen Tag, und nur wenige kommen aus ihren Schlupfwinkeln zum Vorscheine, so lange die Sonne noch am Himmel steht; unter den Kerbthier- und Fleischfressern, den Nagern, Vielhufern und Wiederkäuern gibt es wenigstens sehr viele Nachtthiere, wenn auch mehrere Arten der Wehrloseren solche erst aus Furcht vor Verfolgung geworden sein mögen. Die starken und die sehr flüchtigen oder auf Bäumen lebenden sind größtentheils Tagthiere, einer Verfolgung aber auch weniger ausgesetzt; es würde jedoch voreilig sein, wenn man behaupten wollte, daß alle Nachtthiere feigere, schwächere, dümmere und plumpere Thiere seien als die, welche bei Tage thätig sind; denn wir brauchen eben bloß an die Katzen, Marder, Hirsche und andere, welche fast ohne Ausnahme bei Tage und bei Nacht wach sind, zu denken, um des Gegentheils uns bewußt zu

werden. Als allgemeine Regel kann gelten, daß die wehrloseren Thiere, welche durch ihren Aufenthalt nicht vor Gefahren geschützt sind, die Nacht zu ihrer Thätigkeit benutzen.

Während ihres Wachens beschäftigen sich die meisten Säuger ausschließlich mit Aufsuchen ihrer Nahrung. Dieselbe kann höchst verschieden sein. Alle Mitglieder unserer Klasse sind selbstverständlich Pflanzenfresser oder aber Räuber, welche andere Thiere verzehren. Fast alle Erzeugnisse der beiden Reiche finden ihre Liebhaber. Die Pflanzenfresser verzehren ganze Pflanzen, z. B. Gräser, Disteln, Mose, Flechten, oder einzelne Theile von Pflanzen, als Blüten, Blätter, Früchte, Körner, Sämereien, Nüsse, Zweige, Aeste, Dornen, Rinde rc. Die Raubthiere nähren sich von anderen Säugern oder von Vögeln, Lurchen, Fischen, Würmern und Weichthieren; einige fressen bloß ihre selbst erlegte Beute, andere lieben Aas; manche verschonen sogar ihr eigenes Fleisch und Blut nicht.

Diese Mannigfaltigkeit der Nahrung bedingt auch die Verschiedenheit des Erwerbes derselben, d. h. die Verschiedenheit in der Erbeutung und Aufnahme. Einige nehmen ihre Nahrung mit den Händen zu sich; der Elefant steckt sie mit dem Rüssel in das Maul; die größte Mehrzahl aber nimmt sie unmittelbar mit dem Maule auf, oft, nachdem sie dieselbe vorher mit den Tatzen erfaßt und festgehalten hat. Pflanzennahrung wird mit den Händen oder dem Rüssel abgebrochen, mit den Zähnen abgebissen, mit Zunge und Lippen abgerupft, mit dem Rüssel aus der Erde gewühlt, thierische Nahrung dagegen bei wenigen, z. B. bei den Fledermäusen, Hunden, Fischottern, Robben und Walen, gleich mit dem Maule aufgenommen, bei anderen aber mit den Händen oder Tatzen erfaßt und dem Maule zugeführt und bei einigen auch mit dem Rüssel ausgegraben, so von den Maulwürfen, Spitzmäusen, Igeln und Schweinen.

Die Säugethiere fressen viel, verhältnismäßig jedoch weniger als die Vögel. Dies steht auch mit ihrer geringeren Regsamkeit vollkommen im Einklange. Nach der Mahlzeit suchen sie die Ruhe und verfallen hierbei entweder bloß in einen Halbschlummer, wie die Wiederkäuer, oder in wirklichen Schlaf. Zum Spielen oder unnützen Bewegen zeigen sich, wie gesagt, nur wenige aufgelegt; es sind fast nur die Jungen, welche hierzu Lust haben und durch ihr tolles Treiben auch die gefälligen Alten aufzurütteln wissen. Bei guter und reichlicher Nahrung bekommen alle Säugethiere ein glattes, glänzendes Haarkleid und lagern im Zellgewebe und in den Leibeshöhlen viel Fett ab, welches bei einigen zur Erhaltung des Lebens während der Hungerzeit dienen muß. Einigen Pflanzen- und Kerbthierfressern nämlich geht während des Winters die Nahrung vollkommen aus, und sie sind zu klein und zu schwach, als daß sie sich dagegen lange halten könnten. Zum Wandern in wärmere oder nahrungsreichere Gegenden unfähig, würden sie unbedingt zu Grunde gehen, wenn die Natur nicht in sehr merkwürdiger Weise für sie gesorgt hätte. Es scheint zwar, daß sie sich selbst schützen könnten, indem sie sich tief gelegene, dick und weich ausgepolsterte und deshalb warme Wohnungen unter der Erde bauen und in ihnen Vorrathskammern anlegen, welche auch reichlich mit Nahrung versehen werden; allein die Natur übernimmt doch die Hauptsorge für ihre Erhaltung, und die eingetragene Nahrung dient bloß dazu, sie während der Zeit, in welcher sie wirklich noch Nahrung bedürfen, gegen das Verhungern zu schützen. Diese Säuger, welche so recht eigentlich als Schutzkinder der Natur erscheinen, bedürfen lange Zeit gar keine Nahrung von außen her, sondern zehren, während sie in einen todesähnlichen Schlaf versinken, langsam von ihrem Fette: sie halten Winterschlaf.

Wenn der Herbst fast zu Ende geht und der Winter hereinbricht, ziehen die Schläfer in ihre künstlichen, sehr warmen Schlupfwinkel sich zurück, rollen sich zusammen und fallen nun bald in eine schlafähnliche Erstarrung. Ihr Herzschlag wird langsamer und ihre Athmungsthätigkeit dem entsprechend in auffallender Weise gemildert oder unterbrochen; die Körperwärme nimmt ab; die Glieder werden steif und kalt; der Magen und Darmschlauch entleeren sich vollständig und schrumpfen zusammen. Der Leib erhält hierdurch eine Fühllosigkeit, welche ohne Gleichen ist. Um hierzu einen Beleg zu geben, will ich erwähnen, daß das Herz eines im Winterschlafe

enthaupteten Murmelthieres noch drei Stunden nach seiner Tödtung fortschlug, anfangs sechszehn bis siebzehn Mal in der Minute, dann immer seltener, und daß der abgeschnittene Kopf nach einer halben Stunde noch Spuren von Reizbarkeit zeigte. Der Winterschlaf ist ein wirklicher Scheintod; das Leben des Schläfers gibt sich bloß noch in Andeutungen kund. Allein auch nur aus diesem Grunde ist es möglich, daß ihn das Thier überdauert. Wenn Herz und Lungen wie bei dem lebenden Thiere arbeiteten, würde das im Sommer gesammelte Fett, welches für mehrere Monate ausreichen muß, bald aufgezehrt sein; die geringe Athmungsthätigkeit aber verlangsamt den Verbrennungshergang im Innern des Körpers in günstigster Weise für die Erhaltung des Lebens. Ich habe oben mitgetheilt, daß der Winterschläfer während seines Scheintodes etwa neunzig Mal weniger athmet als im wachen Zustande und füge hinzu, daß im entsprechenden Verhältnis auch die Körperwärme herabgestimmt wird. Ein Wärmemesser, welchen man in den Leib eines während des Winterschlafes getödteten Murmelthieres senkte, wies bloß noch etwas über 7° R. Wärme nach, während die Blutwärme der Säugethiere sonst durchschnittlich zwischen 28 und 30° beträgt. Setzt man das schlafende Thier der Kälte aus, so erfriert es, wenn ich nicht irre, schon bei einer Wärme unter der seines Blutes während der Schlafzeit, und ebenso hat eine plötzliche Erwärmung des Scheintodten den Tod zur Folge; bringt man ihn aber allmählich in höhere und höhere Wärme, so erwacht er nach und nach, und seine Blutwärme steigt allgemach bis auf die gewöhnliche Höhe. Uebrigens erträgt kein Winterschläfer auch solches gemachsame Erwecken mehrere Male nach einander: jeder Wechsel während seines Halblebens ist ihm schädlich. Hieraus erklärt sich wohl auch, daß er sein Winterlager immer nur in Höhlen nimmt und diese durch sorgfältiges Verstopfen noch besonders gegen die äußere Luft und deren Wärmewechsel abzuschließen sucht. Es ist höchst merkwürdig, daß Siebenschläfer aus fremden Ländern, wenn sie zu uns gebracht werden, im Winter ebenfalls ihren Todtenschlaf halten, während sie dies in ihrer Heimat gerade in der Zeit der größten Hitze thun. Allein wir sehen auch hieraus wieder, daß die Zeit der Dürre heißer Erdstriche eben nur mit unserem Winter verglichen werden kann, niemals mit unserem Sommer, wie so oft selbst von gediegenen Leuten fälschlich geschieht.

Mit dem Herannahen des Frühlings erwacht der Winterschläfer und fristet sich nun sein Leben zuerst mit den Schätzen, welche er im vorigen Sommer eintrug. Anfangs schläft er auch nach dem Erwachtsein aus dem Todtenschlafe noch oft und lange, doch mehr in gewöhnlicher Weise; sobald er aber sein Schutzlager verlassen kann, überkommt ihn große Aufregung; denn nunmehr geht er seinem Geschlechtsleben nach. Nur die kleineren Säugethiere verfallen in einen wirklichen Winterschlaf, die größeren, wie z. B. der Bär, schlafen zeitweilig, obschon tage-, ja vielleicht wochenlang, nehmen aber während dieser Zeit ebenfalls fast gar keine Nahrung zu sich.

Einige Säugethiere unternehmen zuweilen Reisen, um ihre Lage zu verbessern; doch kann man bei unserer Klasse nicht wie bei den Vögeln von einer wirklichen Wanderung sprechen. Es kommt allerdings vor, daß sie eine Gegend verlassen und in eine andere ziehen; der Weg aber, den sie zurücklegen, ist nie so lang, daß er mit dem Zuge der Vögel verglichen werden könnte. Von Nahrungsmangel gepeinigt, rotten sich die Lemminge, jene munteren und anziehenden Bewohner der nordischen Gebirge und Ebenen, in großer Masse zusammen und wandern nun gemeinschaftlich in die Tiefe hinab, setzen sogar über Meeresarme, gehen aber dabei fast regelmäßig zu Grunde; südafrikanische Antilopen, das Renthier und der Bison, die wilden Esel, die Seehunde und Wale treten aus demselben Grunde noch weitere Wanderungen an; einige Fledermäuse haben sogar einen beschränkten Zug: allein alle diese Reisen stehen unendlich weit hinter denen der Vögel zurück.

Das Leben der Säugethiere ist viel einförmiger als das der beweglichen Luftbewohner. Bloß die gescheiteren Arten suchen in dieses Einerlei einige Abwechselungen zu bringen, indem sie sich auf irgend welche Weise mit einander unterhalten. Bei dem großen Haufen theilt sich der Tag in Fressen und Schlafen, Schlafen und Fressen. Die Brunstzeit verändert dieses Betragen immer. Sie ist bei den meisten Säugethieren an einen bestimmten Jahresabschnitt gebunden und fällt

entweder in das Frühjahr oder in den Herbst oder auch selbst in den Winter, je nachdem das Thier längere oder kürzere Zeit trächtig geht. Die Satz- oder Wurfzeit der Säugethiere nämlich ist regelmäßig der Frühling, welcher für das Junge oder für die säugende Alte reichliche Nahrung bietet; und der Satzzeit entspricht nun die Brunstzeit. Während derselben zeigt sich das Säugethier oft in ganz anderer Weise als außerdem: die männlichen Thiere, welche sich sonst nicht um die weiblichen bekümmern, finden sich bei diesen ein und bekunden eine große Erregung ihres Geistes und Leibes. Mit den zunehmenden Gefühlen der Liebe wächst die Eifersucht und der Haß gegen etwaige Nebenbuhler; heftige Kämpfe werden zwischen diesen ausgefochten und Kampflustige zu denselben durch lautes Schreien eingeladen; selbst in der Seele des furchtsamsten Säugethieres regt sich der Muth und die Kampfeslust. Der als Sinnbild der Feigheit dastehende Hase kämpft mit seinem Nebenbuhler verhältnismäßig ebenso wacker wie der Löwe, wenn er auch seinen Liebesgegner nur tüchtig mit den Vorderpfoten ohrfeigt; der furchtsame Hirsch wird kühn und selbst dem Menschen gefährlich; die Stiere zeigen eine namenlose Wuth; die Raubthiere aber scheinen gegen alle fremden Geschöpfe milder gesinnt zu werden, als sie es früher waren: die Liebe nimmt sie vorherrschend in Anspruch. In der verschiedenartigsten Weise machen die Männchen ihren Weibchen den Hof. Die Affen werden äußerst zudringlich und erlauben kein Sprödethun; die Hunde dagegen bleiben liebenswürdig, selbst wenn die Hündin noch so ärgerlich über die Liebeserklärungen sich stellt; die Löwen brüllen, daß die Erde zu erzittern scheint, und die verliebten Löwinnen geberden sich, als ob sie ihre Liebhaber verschlingen wollten; die Katzen rufen mit unglaublicher Sanftheit sehnsuchtsvoll nach dem Gegenstande ihrer Schwärmerei, sind aber so reizbar gegen die Nebenbuhler, daß die zarten Töne bei deren Anblick sofort in ein höchst wüthendes Fauchen übergehen; die männlichen Maulwürfe sperren ihr Weibchen augenblicklich in einen ihrer unterirdischen Gänge ein, sobald es sich zu spröde zeigt, und lassen ihm hier Zeit, sich zu besinnen; die Wiederkäuer führen gleichsam zur Ehre des weiblichen Theiles große Kämpfe auf, müssen aber sehen, wie ihnen der Siegespreis oft von Feiglingen, welche den Zweikampf klug benutzen, entrissen wird ꝛc. Auch die Weibchen sind sehr aufgeregt, behalten jedoch die ihnen eigene Sprödigkeit trotzdem bei und beißen, schlagen, stoßen oder wehren sich sonstwie gegen die sich nähernden Männchen, deren Zärtlichkeit sie sich später doch gefallen lassen. Die Paarung erfolgt bei vielen in der häßlichsten und uns widerstrebendsten Weise; sobald sie vorüber ist, tritt große Gleichgültigkeit zwischen beiden Geschlechtern ein, und die meisten Männchen bekümmern sich nun gar nicht mehr um die Weibchen, denen sie kurz vorher so glühende Liebeserklärungen machten. In geschlossener, länger als ein Jahr währender Ehe leben wahrscheinlich nur einige Wiederkäuer, namentlich mehrere kleine Antilopenarten, und vielleicht auch noch einzelne Wale: alle übrigen sind der Vielehigkeit zugethan.

In der Regel genügt eine einmalige Begattung der brünstigen Säugethiere zur Befruchtung aller Keimbläschen oder Eier, welche für ein und dieselbe Geburt zur Entwickelung gelangen, obgleich deren Zahl in sehr erheblichen Grenzen schwanken kann. Mehr als 24 Junge wirft kein Säugethier auf einmal; schon ihrer 14 oder 16 werden selten zugleich geboren. Alle großen Säuger gebären weniger und seltener Junge als kleinere, bei denen die Frucht schon innerhalb drei Wochen nach der Begattung ausgetragen und das geborene Junge in derselben Frist auch erzogen werden kann. Bei denen, welche länger als sechs Monate trächtig gehen, kommt regelmäßig nur ein Junges zur Welt.

Die Geburt selbst geht fast immer rasch und leicht vorüber, ohne daß irgend ein mitleidiges anderes Thier dabei behülflich wäre. Ein glaubwürdiger Mann hat mir allerdings erzählt, daß er eine solche Hülfe bei den Hauskatzen beobachtet und gesehen habe, wie eine ältere Katze die Nabelschnur der Kinder einer jüngeren Mutter abbiß; doch steht dieser Fall bis jetzt noch zu vereinzelt da, als daß wir von ihm folgernd etwas allgemein Gültiges sagen könnten. Sogleich nach der Geburt leckt die Mutter ihre Kleinen sorgfältig rein und wärmt sie mit ihrem eigenen

Leibe. Einige Nager bauen vorher ein Nest und füttern dieses mit ihren abgerupften Haaren aus, um eine sanfte Wiege für ihre Jungen zu haben; die große Mehrzahl aber wirft dieselben auf die bloße Erde oder doch nur in eine nicht mit Nest versehene Höhle. Die Nachgeburt wird von vielen Thieren, welche sonst nie Fleisch anrühren, gierig aufgefressen, so z. B. von den Ziegen, Antilopen und Stachelschweinen.

Die neugeborenen Jungen zeigen einen sehr verschiedenen Grad der Entwickelung. Bei den Beutelthieren ähneln sie einem rohen Stücke Fleisch; sie werden aber in die diesen Thieren eigenthümliche Hautfalte am Bauche, die sogenannte Tasche, gesteckt und in ihr gleichsam ausgetragen; die meisten Raubthiere sind blind, wenn sie geboren werden, und öffnen erst nach einer oder zwei Wochen ihre Augen; diejenigen Säugethiere dagegen, welche später ein bewegtes und ruheloses Leben führen sollen, kommen sehr ausgebildet zur Welt und sind im Stande, ihrer Mutter schon wenige Stunden nach der Geburt zu folgen, bedürfen aber auch am längsten der Milch. Alle höheren Thiere gebären sehende Junge, welche jedoch so hülflos sind, daß die Mutter sie wochenlang mit sich herumtragen muß; deshalb sehen wir die Kinder der Affen und Fledermäuse lange Zeit mit allen vier Gliedern fest angeklammert an ihrer Mutter hängen.

Jede Säugethiermutter liebt ihre Kinder ungemein und vertheidigt sie mit Aussetzung ihres eigenen Lebens gegen jeden Feind, selbst gegen den Vater. Dieser bekümmert sich, streng genommen, gar nicht um sie, ja, wird ihnen im Gegentheil oft geradezu gefährlich, indem er sie auffrißt, wenn er ihrer habhaft werden kann. Selten nimmt er mittelbar Theil an der Pflege und Erziehung seiner Sprößlinge: er vertheidigt sie nämlich zuweilen, wenn der Gesammtheit eine Gefahr droht, bei welcher er überhaupt eintritt. Um so mehr thut die Mutter. Sie allein ernährt, reinigt, leitet, straft und schützt, kurz erzieht ihre Kinder. Sie bietet ihnen ihre Zitzen oder jagt später für sie, leckt und putzt sie, führt sie aus dem Schlupfwinkel oder wieder in denselben zurück, spielt mit ihnen und lehrt sie ihre Nahrung erbeuten, gibt ihnen Unterricht im Laufen, Klettern, Schwimmen &c., hält sie wohl auch durch Strafen zum Gehorsam an und kämpft für sie mit jedem Feinde, welcher es wagen sollte, sie anzugreifen. Die Liebe macht sie erfinderisch, friedliebend, mild, heiter gegen ihre Nachkommenschaft, oder auch heftig und wüthend, bösartig und zornig nach außen hin. Sie lebt und sorgt bloß für ihre Kinder und scheint, so lange sie diese vollständig in Anspruch nehmen, für nichts anderes Sinn zu haben. Selbst das ernsthafteste Thier wird als Mutter kindlich und spiellustig, wenn sein Kind dies wünscht. Ohne Uebertreibung kann man behaupten, daß ihr die Liebe und Zärtlichkeit, der Stolz und die Freude der Mutter an den Augen abzulesen sind: man muß nur einen Hund, eine Katze, ein Pferd, eine Ziege in Gesellschaft ihrer Sprößlinge beobachten — keine Menschenmutter kann stolzer als sie auf ihr Kind sein. Und sie haben auch das vollste Recht dazu; denn alle jungen Säugethiere sind, wenn sie nur erst einigermaßen Herr ihrer Kräfte geworden, allerliebste Geschöpfe, welche ja selbst uns große Freunde bereiten.

Man kann bei jeder Säugethiermutter wahrnehmen, daß sie ihr Betragen gegen ihre Jungen mit der Zeit wesentlich verändert. Je mehr das junge Volk heranwächst, um so kälter wird das Verhältnis zwischen Mutter und Kind: die Alte kennt den Grad der Bedürftigkeit des letzteren genau und bestrebt sich, wie jedes Thier überhaupt, seine Nachkommenschaft so rasch als möglich selbständig zu machen. Deshalb entzieht sie derselben nach einer gewissen Säugezeit zunächst die Milch und gewöhnt sie nach und nach, ihre Nahrung sich selbst zu suchen. Sobald dieser Zweck erreicht und das junge Thier selbständig geworden ist, endigt die Zärtlichkeit zwischen ihm und der Mutter, und jeder Theil geht nunmehr seinen eigenen Weg, ohne sich um den anderen zu kümmern. Die geistig begabtesten Thiere, wie die Pferde und Hunde, beweisen uns, daß sich Mutter und Kind sehr bald nach ihrer Trennung so von einander entfremden, daß sie sich, wenn sie wieder zusammenkommen, gar nicht mehr kennen, während wir dagegen Beispiele haben, daß das geschwisterliche Verhältnis zweier Jungen lange Zeit sich erhalten kann.

Die zur Erlangung der Selbständigkeit eines Säugethieres nothwendige Zeit ist fast ebenso verschieden wie seine Größe. Unter den Landsäugethieren bedarf der Mensch entschieden die meiste Zeit zu seiner Ausbildung, selbst der Elefant wird eher groß als er.

Wahrscheinlich erreichen nur die großen Vielhufer und die größten Meersäuger ein höheres Alter als der Mensch. In demselben Grade, in welchem die Entwickelung verlangsamt ist, nimmt das Alter zu oder umgekehrt ab. Schon mittelgroße Säugethiere können, wenn sie zehn Jahre alt geworden sind, als greise Thiere betrachtet werden; bei anderen tritt das Greisenthum vielleicht erst nach zwanzig Jahren ein: allein ein Alter von dreißig Jahren, in welchem der Mensch doch bekanntlich erst zur vollen Blüte gelangt, ist schon sehr selten. Das Greisenthum zeigt sich sowohl in der Abnahme der Kräfte wie auch im Ergrauen des Haares und in der Verkleinerung gewisser Schmuckzeichen: so setzen alte Hirsche geringere Geweihe auf als vollkräftige. Der Tod erfolgt gewöhnlich nicht durch Krankheiten, denn diese sind unter den freilebenden Säugethieren selten. Seuchen, welche in entsetzlicher Weise unter Thieren unserer Klasse wüthen, kommen zwar auch vor; die Mäuse z. B., welche sich zuweilen ins Unglaubliche vermehren, sterben in Zeit von wenig Wochen in solcher Masse dahin, daß ihre kleinen Leichname verwesend die Luft verpesten. Allein solche Fälle sind doch nur selten, und die größeren freilebenden Säugethiere scheinen von Krankheiten wenig zu wissen. Bei ihnen erfolgt der Tod gewöhnlich aus Altersschwäche.

„Das Thier hat auch ein Schicksal", sagt Scheitlin. „Es hängt von seinen Verhältnissen zur Natur und den natürlichen Umgebungen zu dem Menschen, wenn es mit ihm in Verkehr kommt, zum Theil auch von sich selbst ab. Oft muß es des Menschen Schicksal und der Mensch das des Thieres theilen; es geht mit ihm zu Grunde im Feuer und Wasser, in der Schlacht und im Kampfe. Manche Pferde sind Helden, für welche keine Kugel gegossen zu sein scheint, andere streckt die erste feindliche Kugel nieder. Das junge, schöne Füllen wird fast mit Gold aufgewogen, dann zugeritten, zu freien, frohen Wettrennen benutzt, bald darauf mit Stricken an eine Kutsche gespannt, doch immer noch mit Hafer gefüttert: es ist noch der Ruhm seines Kutschers, der Stolz seines Reiters. Dann geht es an einen Lohnkutscher über; rohe Menschen quälen es beinahe zu Tode. Es muß dennoch alltäglich wie ein Sklave ziehen; es hinkt, dennoch muß es laufen. Ist es ein Postpferd geworden, so geht es ihm nicht besser. Es wird halb oder ganz blind, seine Weichen und seine Vorderrücken bluten vom Riemenwerke, sein Bauch von Bremsenstichen. Ein armer, roher Bauer hat es für wenige Thaler auf Leben und Tod gekauft; es wird noch einige Jahre lang mit Stroh gefüttert, angeflucht, mit den groben Schuhen in die Rippen geschlagen und zuletzt, wenn es zehnmal auf der Straße erlegen, todtgestochen, oder es krepirt endlich. Das ist der Fluch mancher Pferde, und diesen Fluch trägt mancher edle Hund, mancher Bär, mancher Büffel, manches andere Thier. Tagelöhner sind auch sie, und ihr Leben ist ein immerwährender Streit auf Erden. Von den höchsten Stufen der Ehre steigen sie zur tiefsten Schande herab; ihr Dasein geht vom üppigsten Ueberflusse bis zum nagendsten Hunger, von rascher Jugendfülle und Blüte zur elendesten Krankheit und Altersschwäche herab. Glücklich, daß wenigstens das tiefstehende Thier seinen Lebensfluch nicht erkennt, traurig, daß der Mensch vergessen kann, daß die höheren Thiere sehr wohl zwischen guter und schlechter Behandlung unterscheiden lernen!

„Andere Thiere aber leben in Glück und Freude von Anfang an bis zu Ende. Manches Hündchen wird wie ein Kind geliebt, gekost, geküßt, zu Tische geladen, kostbar gespeist, Aerzten übergeben, beweint, begraben; mancher gelehrige und gutmüthige Hund hat ein Schicksal, dessen Glück dasjenige der meisten Menschen übertrifft, so daß er sagen müßte: das Loos ist mir gefallen auf das lieblichste, mir ist ein schönes Erdentheil geworden. Er darf mit tanzen, mit denken, mit reisen, mit genießen, kurz, so weit er kann, gerade wie ein Mensch thun; es wird an seinem Grabe noch geschluchzt. Mancher völlig untaugliche, bissige Hund, manches blindgewordene Pferd bekommt

bis zu seinem Sterben ein schönes Gnadenbrod, wie es tausende von Menschen, die es besser verdienten und eher bedürften, nicht bekommen. Auch das Thier hat sein Schicksal."

Aber nicht bloß die wenigen Hausthiere, welche hier aufgeführt wurden, müssen dem Menschen zollen mit Leib und Leben, mit ihren Kräften, Fleisch, Haut, Haar, Horn und Dünger: er hat noch weit mehr sich unterjocht und nutzbar gemacht, selbst solche, welche nicht mit ihm seine Wohnung theilen; zum Lasttragen, Ziehen und Reiten, zum Kriege wie zur Jagd, zum Post- und Hirtendienst, zu Gauklerkünsten und Kurzweil müssen sie ihm ihre Kräfte leihen. Zur Nahrung dienen ihm ihr Fleisch, ihre Milch, ihr Schmeer und Fett, und selbst ihre eigenen gesammelten Vorräthe. Andere liefern Wohlgerüche, Spezerei und Arzneimittel, sehr viele müssen ihr Pelz- und Rauchwerk zu seiner Kleidung, ihre Haut zu Leder, ihre Wolle zu Gespinsten und Geweben, hergeben, noch andere liefern Horn, Elfenbein, Zähne, Fischbein für seine Industrie, Düngstoffe für seinen Acker. Einen solchen Nutzen kann keine andere Klasse des Thierreichs für uns aufweisen, und deshalb eben sind die Säuger bei weitem die wichtigsten aller Thiere für den menschlichen Haushalt; deshalb eben kann man sagen, daß das bequeme Leben der Menschen, wie wir es gewohnt sind, ohne die Säugethiere geradezu unmöglich sein würde. Aber wir sehen auch wiederum aus dem Nutzen, welchen die Säugethiere uns gewähren, aus der treuen Hülfe, welche sie uns leisten, aus der Verbrüderung, welche sie mit uns eingehen, — wie nahe, wie innig verbunden wir, als die höchststehenden Säuger, mit den übrigen sind, denen wir unser Joch auferlegt haben.

Erste Reihe.

Die Handthiere.

Erste Ordnung.

Die Hochthiere (Primates).

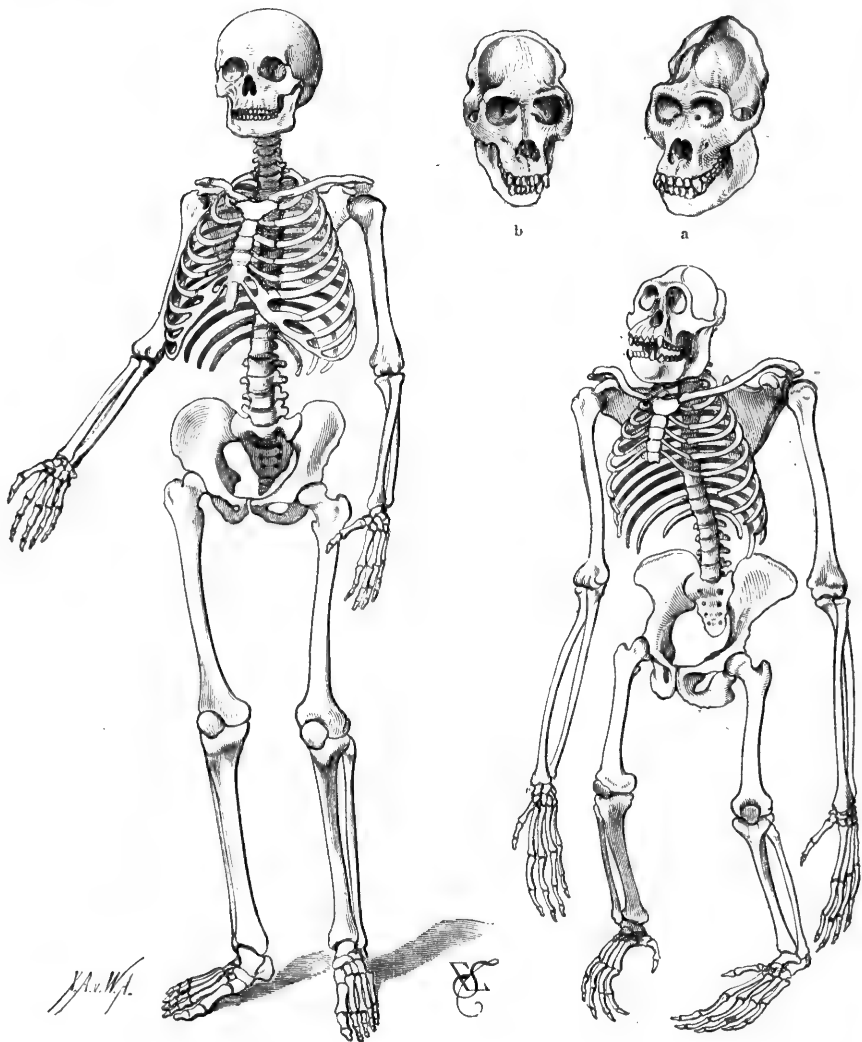
Die erste Unterordnung der Hochthiere lehrt uns den Menschen, die zweite seine nächsten Verwandten kennen.

Wagler nennt die Affen „umgewandelte Menschen" und wiederholt damit die uralte und doch immer neue Ansicht aller Völker, welche mit diesen fratzenhaften Wesen verkehrt haben und verkehren; das Gegentheil seines Ausspruches würde heutzutage gültigen Anschauungen entsprochen haben. Nicht die Affen sind umgewandelte Menschen, sondern diese vollkommener entwickelte Affen oder, falls ein solcher Ausdruck anstoßen sollte, höher stehende Handthiere.

Von den alten Völkern scheinen nur die Egypter und Inder eine gewisse Zuneigung für die Affen gezeigt zu haben. Die alten Egypter, auf deren Affenwürdigung ich zurückkommen werde, gruben ihre Bildnisse in den unvergänglichen Porphyr ein und schufen nach ihnen die Abbilder ihrer Götter; die alten Inder erbauten ihnen, wie ihre Nachkommen es heute noch thun, Häuser und Tempel. Salomo ließ sich zwar ebenfalls Affen aus Ophir kommen, und die Römer hielten solche zu ihrem Vergnügen, studirten, ihren Leib zergliedernd, an ihnen den inneren Bau des Menschen, freuten sich der drolligen Nachahmungssucht der Thiere, ließen sie wohl auch mit Raubthieren kämpfen, befreundeten sich aber nie recht mit ihnen und verkannten, ebensowenig wie Salomo, das „Thier" in ihnen. Die Araber gehen noch weiter; denn sie sehen in ihnen Söhne, Enkel, Urenkel und Nachkommen des Ungerechten, denen nichts heilig, nichts achtbar, nichts zu gut und nichts zu schlecht ist, welche keine Freundschaft halten mit anderen Geschöpfen des Herrn und verflucht sind seit dem Tage, an welchem sie durch das Strafgericht des Gerechten aus Menschen zu Affen verwandelt wurden, von Allah Verdammte, welche jetzt das Bild des Teufels und des Adamssohnes in wunderlicher Vereinigung zur Schau tragen.

Wir denken nicht viel anders als die Araber. Anstatt unserer nächsten Verwandten und vielleicht Vorgänger wollen auch wir kaum mehr in ihnen erkennen als Zerrbilder unserer selbst und schleudern das Urtheil der Verdammnis auf sie. Daraus erklärt sich mindestens theilweise der mit gelindem Entsetzen gemischte Abscheu aller nicht naturwissenschaftlich Gebildeten oder Verbildeten vor den Folgerungen, zu denen Darwins Lehre Veranlassung gegeben hat. Der Mensch, leiblich ein veredelter Affe, geistig ein Halbgott, will nur das letztere sein und versucht mit kindischer Aengstlichkeit seine nächsten Verwandten von sich abzustoßen, als könne er durch sie irgendwie beeinträchtigt werden.

Es ist beachtenswerth, daß wir bloß diejenigen Affen wirklich anmuthig finden, welche die wenigste Aehnlichkeit mit den Menschen zeigen, während uns alle diejenigen Arten, bei denen diese



Gerippe des Menschen und des Gorilla; a männlicher und b weiblicher Schädel des letzteren.
(Aus dem Berliner anatomischen Museum.)

Aehnlichkeit schärfer hervortritt, geradezu abscheulich erscheinen. Unser Widerwille gegen die Affen begründet sich ebensowohl auf deren leibliche wie geistige Begabungen. Sie ähneln dem Menschen zu viel und zu wenig. In der Gestalt des Menschen zeigt sich das vollendete Ebenmaß, in der Affengestalt gibt sich oft widerliche Fratzenhaftigkeit kund. Ein einziger Blick auf das Knochengerüst des Menschen und das des Affen zeigt den in beider Anlage begründeten Unterschied, welcher jedoch keineswegs ein durchgreifender ist, vielmehr nur als ein bedingter, nicht aber unbedingter aufgefaßt werden darf. Jedenfalls ist es unrichtig, die Affen als mißgebildete Geschöpfe zu bezeichnen, wie gewöhnlich zu geschehen pflegt und auch von mir selbst geschehen ist. Es gibt bildschöne, und es gibt sehr häßliche Affen; mit dem Menschen aber ist dies nicht im geringsten anders: in einem Eskimo, Buschmann oder Neuholländer sehen wir auch kein Vorbild Apollo's. An und für sich sind die Affen sehr wohl ausgestattete Thiere; mit dem höchststehenden Menschen verglichen, erscheinen sie als Zerrbilder des vollendeteren Wesens. Doch hüte man sich vor aller

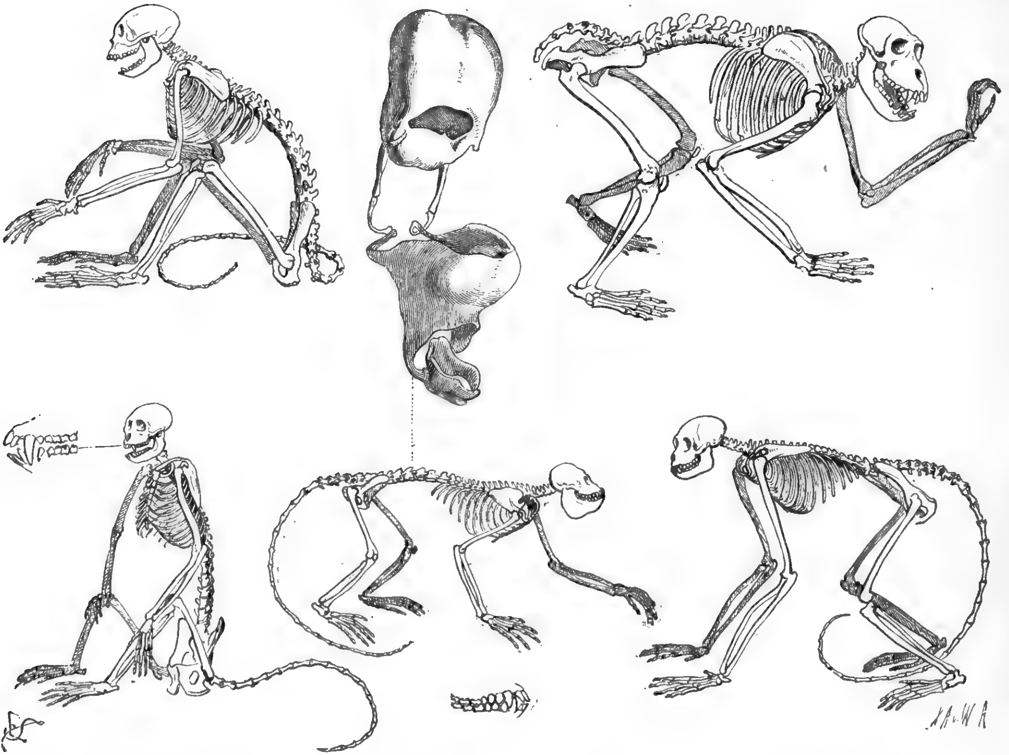
Ueberschwenglichkeit; denn der Affenmensch spiegelt sich selbst in den Augen des salbadernden Menschenverherrlichers als Bruder des Menschenaffen.

Die Leibesgröße der Affen spielt in weiten Grenzen: der Gorilla kommt einem starken Manne, das Seidenäffchen einem Eichhorne gleich. Auch der Bau des Leibes ist sehr verschieden, wie die im allgemeinen richtigen Bezeichnungen „Menschen-, Hund- und Eichhornaffe" besser als lange Beschreibungen darthun. Einige sind massig, andere schlank, diese plump, jene zierlich gebaut; die einen haben stämmige, die anderen schmächtige Gliedmaßen, die meisten lange, einige kurze, einzelne gar keine Schwänze. Ebenso verhält es sich mit der Behaarung: bei diesen deckt ein spärliches Haarkleid, bei jenen ein ziemlich dichter Pelz den Leib. Die Farben des Felles, im ganzen düster, können doch zuweilen lebhaft und ansprechend sein, während die der nackten Theile oft geradezu grell, für unser Auge abstoßend erscheinen.

Die Uebereinstimmung des inneren Leibesbaues der Affen ist größer als man, von ihrer äußeren Erscheinung folgernd, vermuthen möchte. Das Gerippe enthält 12 bis 16 Brustwirbel, 4 bis 9 Lendenwirbel, 2 bis 5 Kreuzbein- und 3 bis 33 Schwanzwirbel; das Schlüsselbein ist stark; die Unterarmknochen sind getrennt und sehr beweglich, die Handwurzelknochen gestreckt, die der Finger aber theilweise verkümmert, während an den Füßen gerade der entgegensetzbare Daumen auffällt. Der Schädel ist sehr verschieden gestaltet, je nachdem der Schnauzentheil vor- oder zurücktritt und der Hirnkasten sich erweitert; die Augen liegen vorn, in stark umrandeten Knochenhöhlen, und die Jochbogen stehen nicht bedeutend vom Schädel ab. Das Gebiß enthält alle Zahnarten in ununterbrochenen Reihen, d. h. ohne Lücken zwischen den verschiedenen Zähnen: vier Schneidezähne, zwei oft außerordentlich und wie bei Raubthieren entwickelte Eckzähne, zwei oder drei Lück- und drei Mahlzähne in jedem Kiefer pflegen es zu bilden. Unter den Muskeln verdienen die der Hände unsere Beachtung, weil sie im Vergleiche zu denen der Menschenhand außerordentlich vereinfacht erscheinen. Der Kehlkopf befähigt nicht zu einer Sprache im menschlichen Sinne; die sackartigen Erweiterungen der Luftröhre dagegen begünstigen gellende, heulende Laute. Besonderer Erwähnung werth sind die Backentaschen, welche einige Affensippen besitzen: Ausbuchtungen der Mundhöhlenwände, welche durch eine hinter dem Mundwinkel gelegene Oeffnung mit der Mundhöhle in Verbindung stehen und zur zeitweiligen Aufspeicherung der Nahrung dienen. Bei den Meerkatzen, Makaken und Pavianen erreichen sie die höchste Entwickelung und ziehen sich tiefer herab als der Unterkiefer; bei den Schlankaffen verringern sie sich bis auf ein sehr kleines Säckchen; den Menschenaffen wie denen der Neuen Welt fehlen sie gänzlich.

Man nennt die Affen oft auch Vierhänder und stellt ihnen die Zweihänder oder Menschen wegen des abweichenden Hand- und Fußbaues als grundverschiedene Thiere gegenüber. Beides ist falsch: die Affen sind keine Vierhänder, und die Zweihänder unterscheiden sich durch ihren Hand- und Fußbau wohl merklich, aber nicht grundsätzlich. Giebel versichert zwar, daß „Vergleichung beider Hände die behauptete Abstammung des Menschen von den Affen als durchaus unmöglich erweise und letzterer Unbildungsfähigkeit bekunde"; auf diesen Ausspruch ist jedoch kein Gewicht zu legen: denn eine unmittelbare Abstammung des Menschen von den jetzt lebenden Affen hat weder Darwin noch einer seiner Anhänger oder Vorgänger behauptet. Vergleicht man Menschen- und Affenhand und Menschen- und Affenfuß, so wird man zunächst erkennen müssen, daß die einen wie die anderen nach denselben Grundgesetzen gebaut sind. Man wird demgemäß entweder auch den Menschen zu den Vierhändern rechnen oder aber die Affen Zweihänder nennen müssen. Selbstredend bin ich weit entfernt, die Verschiedenheit von Hand und Fuß bei Mensch und Affe wegleugnen zu wollen, stelle aber in Abrede, daß dieser Unterschied des Baues zu einer so weit gehenden Trennung, wie sie auf Hand und Fuß begründet worden ist, berechtigen könnte.

Um meiner Behauptung eine Grundlage zu geben, beschreibe ich Hand und Fuß eines jungen lebenden Schimpanse. Die mittelgroße Hand erscheint ihrer Schmalheit halber sehr lang: ihre Breite, in der Mitte des Handtellers gemessen, beträgt nur 5 Centim., ihre Länge dagegen



Gerippe des weiblichen Hulman. Stimmsäcke des Brüllaffen (vergrößert). Bärenpavian.
Marimonda. Brüllaffe. Meerkatze.
(Aus dem Berliner anatomischen Museum.)

13 Centim. Der Daumen ist auffallend klein, schwach und so kurz, daß er zusammengelegt nur die Einlenkung des Zeigefingers erreicht. Die Finger, welche äußerlich, wie beim Menschen, in der Hälfte der Handlänge gelenken, und sich ebenso wie hier abstufen, sind bedeutend kräftiger, zumal dicker als der Daumen; namentlich gilt dies für Mittel= und Ringfinger, wogegen Zeige= und Kleinfinger zumal im Vergleiche zu den menschlichen schwächer erscheinen. Auffallend kurz ist das Nagelglied der Finger, welche außerdem einen durchaus regelmäßigen Bau zeigen. Alle Nägel sind im Verhältnis zu den menschlichen klein. Der Daumen kann den übrigen Fingern ebenso weit entgegengesetzt werden, wie dies an der menschlichen Hand der Fall ist; auch die Finger lassen sich fast ebenso weit wie die der menschlichen Hand spreizen; doch scheint die willkürliche Beweglichkeit der gesammten Hand, obgleich sie allen von mir angestellten Bewegungen im ganzen und einzelnen willig folgt, beschränkter zu sein als die der unserigen. Der Fuß ist fast genau ebenso lang wie die Hand, 12,8 Centim. nämlich, erscheint jedoch breiter und ist dies von der Einlenkung der Zehen wirklich, da hier die Breite reichlich 5,5 Centim. beträgt. Die Zehen sind verhältnismäßig länger als die menschlichen und namentlich die Daumenzehen stark entwickelt; denn während die Länge der Mittelzehe 3,8 Centim. beträgt, mißt die Daumenzehe 4,6 Centim. Letztere kann auch ebenso gut und ebenso weit, wie der Daumen den anderen Fingern, den übrigen Zehen entgegengesetzt, aber ebenso ohne sonderliche Anstrengung an dieselben so fest angeschlossen werden, daß sich beide einzig und allein in der Einlenkungsstelle nicht berühren. Im übrigen ähnelt der Fuß dem menschlichen in jeder Hinsicht, bis auf die Hautfalten der Sohle sogar, obschon diese erklärlicherweise einen etwas anderen, durch die größere Beweglichkeit der Daumenzehe bedingten Verlauf haben. Hand und Fuß sind bis zu den Knöcheln mit Haaren bekleidet, von hier an aber nackt.

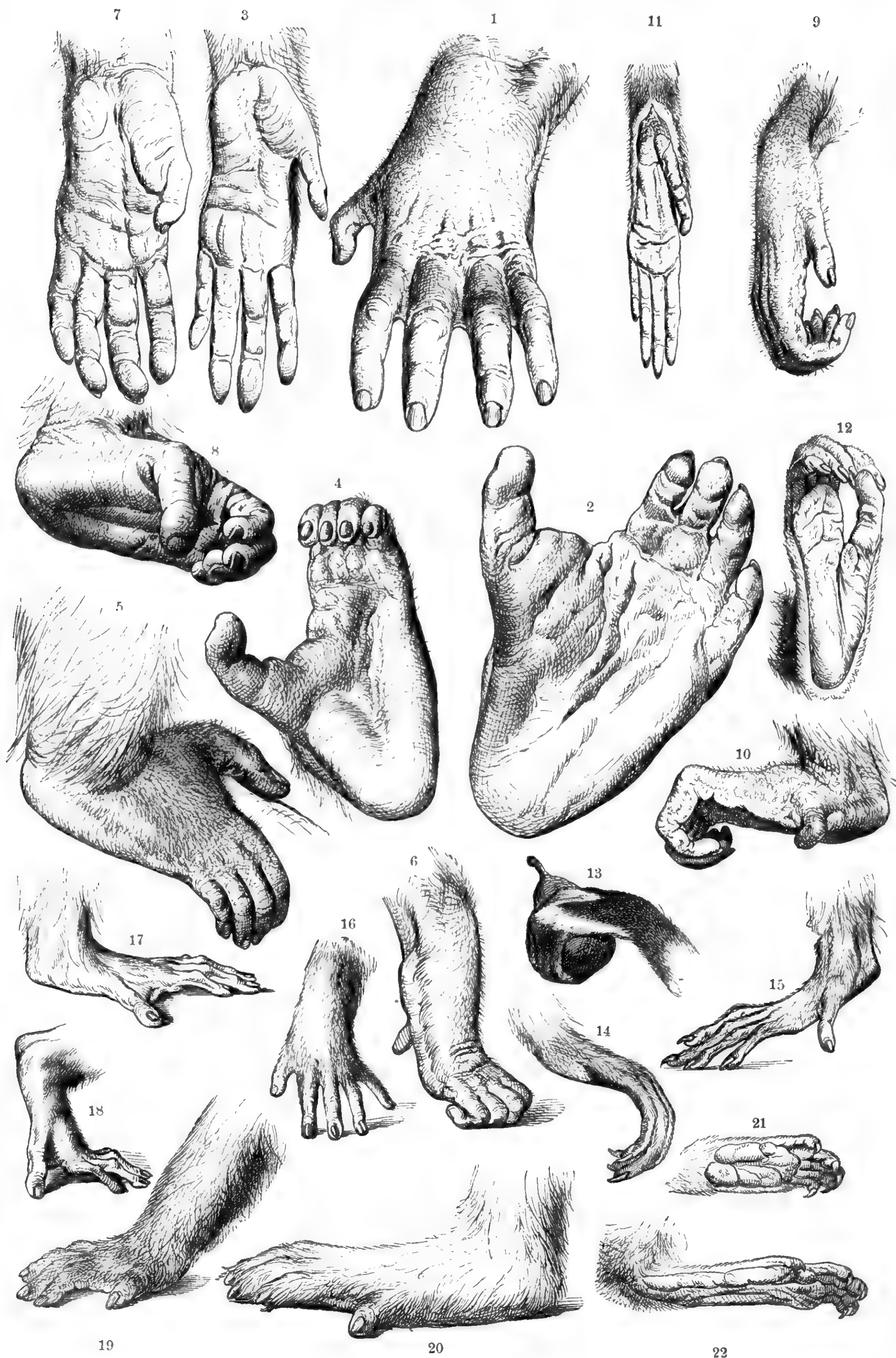
Soll ich das Ergebnis meiner Vergleichung in wenige Worte zusammenstellen, so lauten diese, daß ich außer Stande bin, einen durchgreifenden Unterschied zwischen beiden aufzufinden. Selbstverständlich weichen beide Glieder von den entsprechenden des Menschen ab; beide aber sind genau nach denselben Grundzügen gebaut, und die Verschiedenheit der Entwickelung darf wohl auf die Verschiedenheit der Verwendung zurückgeführt werden. Daß auch bei anderen Affen der Gegensatz zwischen Hand und Fuß ersichtlich ist, lehrt ein Blick auf die umstehend gegebenen Abbildungen.

Ungeachtet der großen Aehnlichkeit zwischen Mensch und Affe lassen sich Unterscheidungsmerkmale aufstellen; nur darf man denselben nicht ausnahmsweise ein größeres Gewicht beilegen, als man sonst bei Vergleichung verschiedener Säugethiere zu thun pflegt. Der hagere, behaarte Leib ohne Gesäß, die langen Arme, die dünnen Beine ohne Waden, die Gesäßschwielen bei einem großen Theile der Arten, der vielen zukommende lange Schwanz und vor allem der thierische Kopf mit dem rückliegenden und kleinen Schädel und den eingezogenen dünnen Lippen sind Kennzeichen der Affen, welche als gegensätzliche von denen der Menschen aufgefaßt werden dürfen.

Oken beschreibt die Affen im Vergleiche zu dem Menschen mit folgenden Worten: „Die Affen sind dem Menschen ähnlich in allen Unsitten und Unarten. Sie sind boshaft, falsch, tückisch, diebisch und unanständig, sie lernen eine Menge Possen, sind aber ungehorsam und verderben oft den Spaß mitten im Spiele, indem sie dazwischen einen Streich machen wie ein tölpelhafter Hanswurst. Es gibt keine einzige Tugend, welche man einem Affen zuschreiben könnte, und noch viel weniger irgend einen Nutzen, den sie für den Menschen hätten. Wachestehen, Aufwarten, verschiedene Dinge holen, thun sie bloß so lange, bis sie die Narrheit anwandelt. Sie sind nur die schlechte Seite des Menschen, sowohl in leiblicher wie in sittlicher Hinsicht."

Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Schilderung im wesentlichen nicht unrichtig ist. Wir wollen jedoch auch gegen die Affen gerecht sein und dürfen deshalb wirklich gute Seiten derselben nicht vergessen. Ueber ihre geistigen Eigenschaften in Einem abzuurtheilen, ist nicht gerade leicht, weil die ganze Sippschaft zu viele sich widersprechende Eigenthümlichkeiten zeigt. Man muß freilich anerkennen, daß die Affen boshaft, listig, tückisch, zornig oder wüthend, rachsüchtig, sinnlich in jeder Hinsicht, zänkisch, herrsch- und raufsüchtig, reizbar und grämlich, kurz leidenschaftlich sind, darf aber auch die Klugheit und Munterkeit, die Sanftheit und Milde, die Freundlichkeit und Zutraulichkeit gegen den Menschen, ihre Unterhaltungsgaben, ihre erheiternde Ernsthaftigkeit, ihre Geselligkeit, ihren Muth und ihr Einstehen für das Wohl der Gesammtheit, ihr kräftiges Vertheidigen der Gesellschaft, welcher sie angehören, selbst gegen ihnen überlegene Feinde, und ihre oft sehr unschuldige Lust an Spielereien und Neckereien nicht vergessen. Und in einem Punkte sind sie alle groß: in ihrer Liebe gegen ihre Kinder, in dem Mitleiden gegen Schwache und Unmündige nicht allein ihrer Art und Familie, sondern selbst anderer Ordnungen, ja sogar anderer Klassen des Thierreichs. Der Affe in seiner sinnlichen Liebe ist ein Scheusal; er kann aber in seiner sittlichen Liebe manchem Menschen ein Vorbild sein!

Die geistige Ausbildung, welche die Affen erreichen können, erhebt sie zwar nicht so hoch über die übrigen Säugethiere, mit Ausschluß des Menschen, stellt sie aber auch nicht so tief unter den Menschen, als von der einen Seite angenommen, von der anderen behauptet worden ist. Die Hand, welche der Affe besitzt, gewährt ihm vor anderen Thieren so große Vorzüge, daß seine Leistungen theilweise größer erscheinen, als sie sind. Er ist gelehrig, und der Nachahmungstrieb, welchen viele seines Geschlechtes besitzen, erleichtert es ihm, irgend eine Kunst oder Fertigkeit zu erlernen. Deshalb eignet er sich nach kurzer Uebung die verschiedenartigsten Kunststücke an, welche einem Hunde z. B. nur mit großer Mühe gelingen. Allein man darf nie verkennen, daß er das ihm Gelehrte immer nur mit einem gewissen Widerstreben, niemals aber mit Freude und Bewußtsein ausführt. Es hält nicht schwer, einen Affen daran zu gewöhnen, mit Messer und Gabel zu essen, aus Gläsern zu trinken, Kleider anzuziehen, ihn zum Drehen des Bratspießes oder zum Wasserholen ꝛc. abzurichten; allein er wird solches nie mit derselben Sorgfalt, ich möchte sagen



Hand und Fuß verschiedener Affen.
1, 2 Gorilla; 3—6 Tschego; 7, 8 Schimpanse; 9, 10 Orang-Utan; 11—13 Gibbon (Lar); 14, 15 Stummelaffe (Guereza); 16—18 Meerkatze (Malbruk); 19, 20 Pavian (Babuin); 21, 22 Krallenaffe (Seidenäffchen).

Gewissenhaftigkeit, thun wie ein wohlerzogener Hund. Dafür haben wir den Hund aber auch Jahrtausende hindurch gepflegt, gelehrt, unterrichtet und ein ganz anderes Geschöpf aus ihm gebildet als er war, während der Affe keine Gelegenheit hatte, mit dem Menschen in nähere Verbindung zu kommen. Was Affen leisten können, wird aus dem nachfolgenden hervorgehen und damit der Beweis geliefert werden, daß man Recht hat, sie zu den klügsten aller Thiere zu zählen. Ein hoher Grad von Ueberlegung ist ihnen nicht abzusprechen. Sie besitzen ein vortreffliches Gedächtnis und wissen ihre Erfahrungen verständig zu benutzen, mit wirklicher Schlauheit und List ihre Vortheile immer wahrzunehmen, bekunden überraschendes Geschick in der Verstellung und lassen es sich oft nicht merken, welche heillose Absicht sie in ihrem Gehirne ausbrüten, wissen sich Gefahren gewandt zu entziehen und finden trefflich die Mittel auf, gegen sie sich zu wahren. Auch Gemüth muß ihnen zuerkannt werden. Sie sind der Liebe und Zuneigung fähig, besitzen Dankbarkeit und äußern ihr Wohlwollen gegen diejenigen, welche ihnen Gutes thaten. Ein Pavian, welchen ich besaß, bewahrte mir unter allen Umständen seine unverbrüchliche Zuneigung, obgleich er leicht mit jedermann Freundschaft schloß. Sein Herz schien jedoch bloß für die Liebe zu mir Raum zu haben; denn er biß seinen eben gewonnenen Freund, sobald ich mich ihm und diesem nahte. Eine ähnliche Engherzigkeit habe ich bei allen Arten der Ordnung, welche ich beobachten konnte, wahrgenommen. Die Liebe, welche alle Affen gegen ihresgleichen bethätigen, spricht ebenfalls für ein tiefes Gemüth. Sehr viele Thiere verlassen die Kranken ihres Verbandes, einige tödten, andere fressen sie sogar: die Affen versuchen selbst ihre Todten wegzuschleppen. Doch ist ihre Zuneigung oder Liebe im allgemeinen ebenso wetterwendisch, wie sie selbst es sind. Man braucht bloß das Affengesicht zu studiren, um sich hierüber klar zu werden. Seine Beweglichkeit ist unglaublich groß. In ebenso rascher wie unregelmäßiger Folge durchlaufen es alle nur denkbaren Ausdrücke: Freundlichkeit und Wuth, Ehrlichkeit und Tücke, Lüsternheit, Genußsucht und andere Eigenschaften und Leidenschaften mehr. Und noch will es scheinen, als könne das Gesicht den Kreuz- und Quersprüngen des Affengeistes kaum folgen.

Hervorgehoben zu werden verdient, daß alle Affen, trotz ihres Verstandes, auf die albernste Weise überlistet und getäuscht werden. Ihre Leidenschaften tragen häufig einen vollständigen Sieg über ihre Klugheit davon. Sind jene rege geworden, so achten sie auch die plumpeste Falle nicht mehr und vergessen ihre Sicherheit gänzlich über der Absicht, ihrer Gier zu fröhnen. Die Malaien höhlen harte Kürbisse durch eine kleine Oeffnung aus und füllen sie mit Stücken von Nahrung, namentlich mit Zucker oder mit Früchten, welche die Affen gern fressen. Diese zwängen, um zu ihrer Lieblingsspeise zu gelangen, ihre Hände durch die enge Oeffnung und erfassen eins der Stücke mit solcher Gier, daß sie sich lieber fangen als das einmal Erfaßte wieder loslassen. In solcher Weise beherrschen die Leidenschaften auch die klügsten Affen — just wie so manche Menschen. Ob man deshalb berechtigt ist, ihren Verstand zu unterschätzen, möchte zu bezweifeln sein.

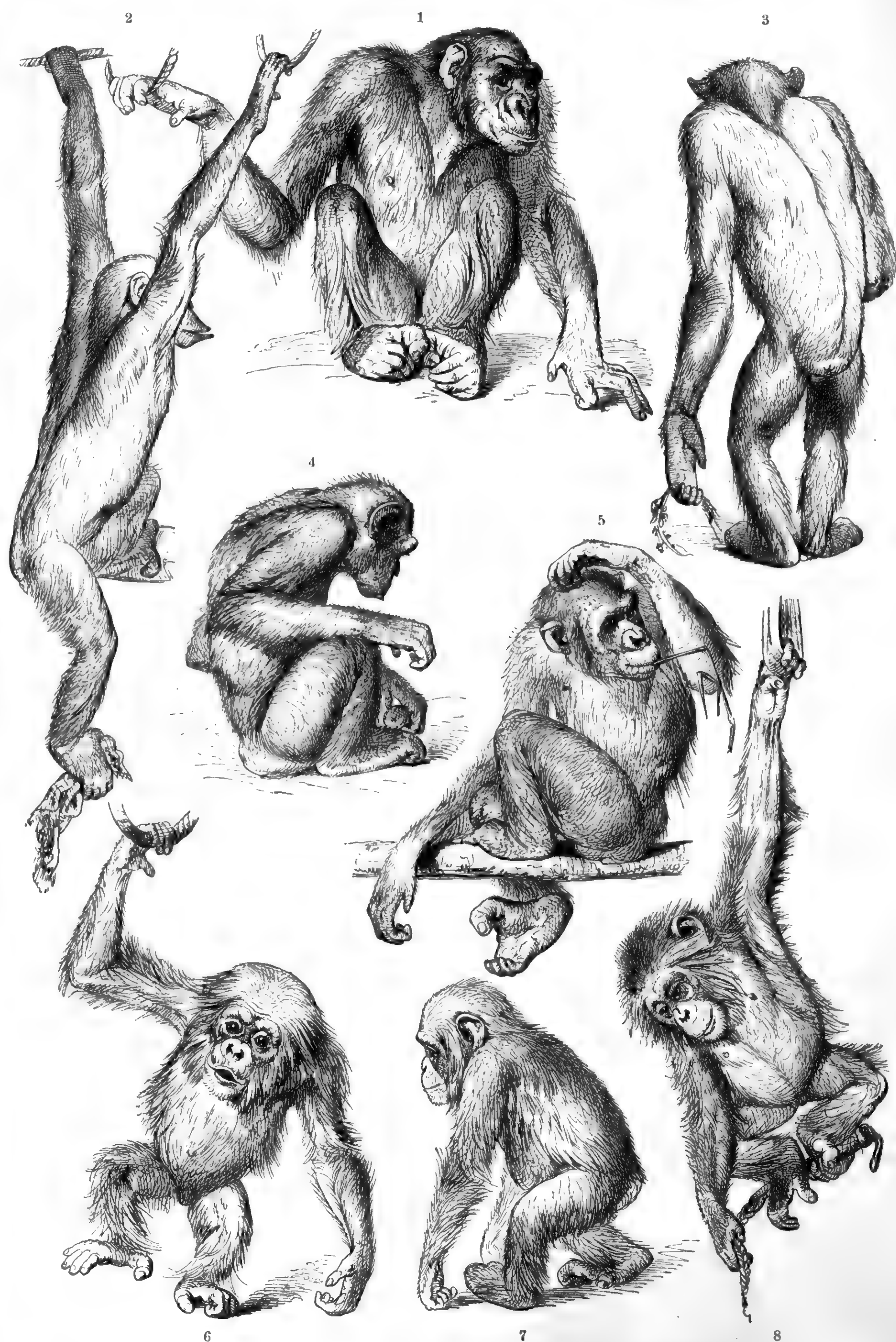
Die Affen waren in früheren Schöpfungsabschnitten über einen größeren Theil der Erde verbreitet als gegenwärtig; denn sie hausten im südlichen Europa, in Frankreich und England. Gegenwärtig beschränkt sich ihr Vaterland auf die warmen Theile der Erde. Gleichmäßige Wärme scheint Lebensbedingung für sie zu sein. Einige Paviane steigen zwar ziemlich hoch im Gebirge empor und ertragen geringere Wärmegrade, als man vermuthen möchte; fast alle übrigen Affen aber sind gegen Kälte höchst empfindlich. Jeder Erdtheil besitzt seine eigenen Arten, Asien mit Afrika wenigstens eine gemeinschaftlich. In Europa kommt nur eine Art vor, und zwar in einem einzigen Trupp, welcher an den Felsenwänden Gibraltars unter dem Schutze der Besatzung dieser Festung lebt. Gibraltar ist übrigens nicht der nördlichste Ort, welcher Affen besitzt; denn ein japanischer Makake geht noch weiter nach Norden hinauf, etwa bis zum 37. Grade nördlicher Breite. Nach Süden zu reichen die Affen ungefähr bis zum 35. Grade südlicher Breite, doch nur in der Alten Welt, während sich der Verbreitungskreis der Neuweltsaffen bloß vom 28. Grade nördlicher Breite bis zum 29. Grade südlicher Breite erstreckt.

Der Verbreitungskreis einer Art ist ziemlich beschränkt, obwohl es vorkommt, daß in entfernten Ländern eines und desselben Erdtheils gewisse, sich sehr ähnliche Arten einander vertreten.

Die Mehrzahl der Affen gehört dem Walde an; nur ein kleiner Theil lebt auf felsigen Gebirgen. Ihre Ausrüstung weist sie auf das Klettern hin: Bäume bilden daher ihren Lieblingsaufenthalt. Alle Felsenaffen bewegen sich auf diesen ungeschickt, besteigen sie auch bloß im Nothfalle.

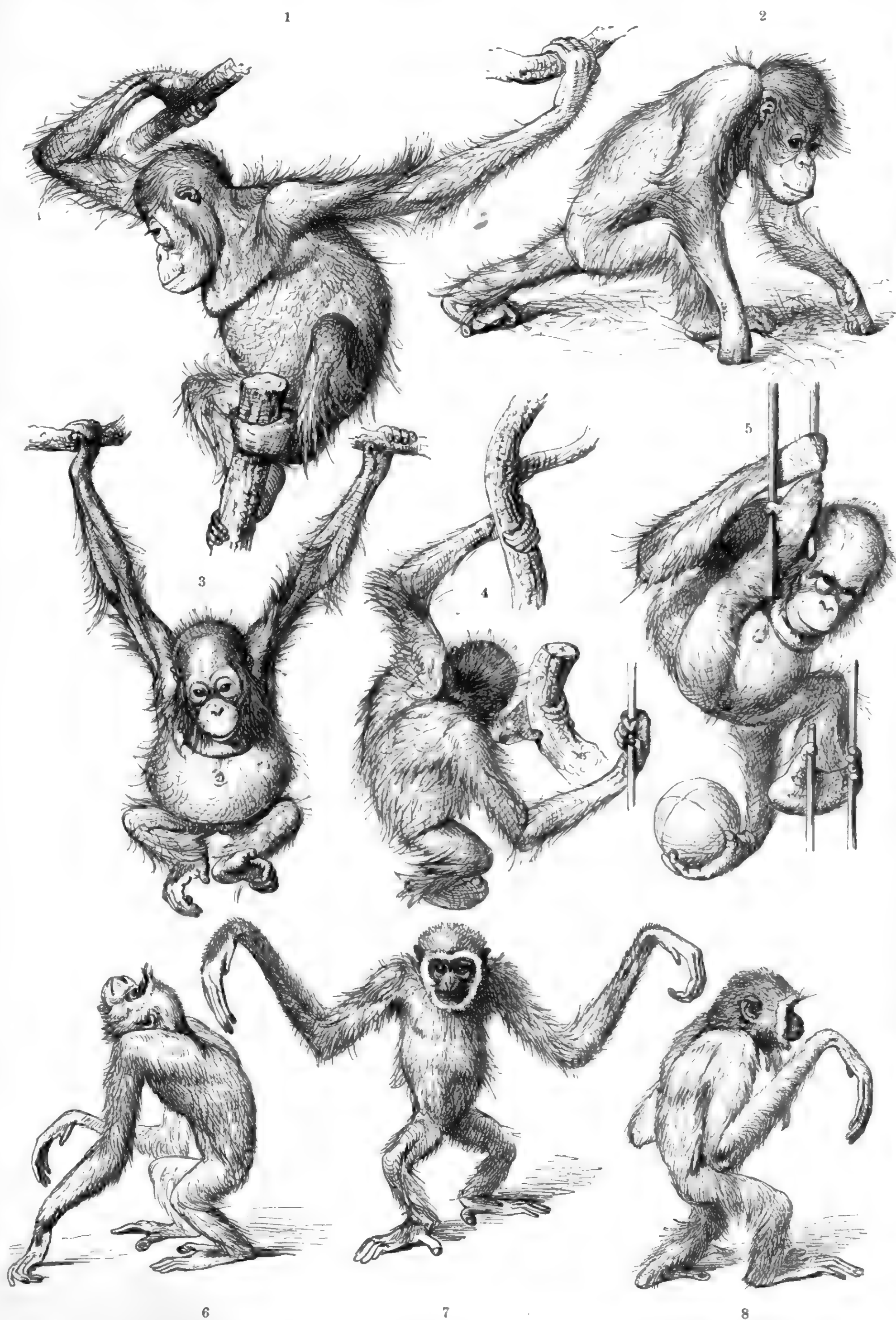
Die Affen gehören unstreitig zu den lebendigsten und beweglichsten Säugethieren. So lange sie auf Nahrungserwerb ausgehen, sind sie nicht einen Augenblick lang ruhig. Schon die Mannigfaltigkeit ihrer Nahrung bedingt dies. Ihnen ist alles Genießbare recht. Früchte, Zwiebeln, Knollen, Wurzeln, Sämereien, Nüsse, Knospen, Blätter und saftige Pflanzenstengel bilden den Hauptttheil ihrer Mahlzeiten; ein Kerbthier aber wird auch nicht verschmäht, und Eier, junge Vögelchen ꝛc. sind Leckerbissen. Da gibt es nun immer etwas zu begucken, zu erhaschen oder abzupflücken, zu beriechen und zu kosten, um es entweder zu genießen oder auch wegzuwerfen. Solche Untersuchungen erfordern viel Bewegung; deshalb ist die ganze Bande niemals ruhig. Die Sorge um das liebe Futter scheint groß zu sein: sogar der gewaltige Elefant soll seine Prügel bekommen, wenn er so dreist ist, an der Affentafel — und das ist der ganze, große Wald — schmausen zu wollen. Von Eigenthum haben die Schelme äußerst mangelhafte Begriffe: „Wir säen, aber die Affen ernten", sagen die Araber Ost-Sudâns. Felder und Gärten werden von allen Affen als höchst erquickliche Orte angesehen und nach Möglichkeit gebrandschatzt. Jeder einzelne Affe verwüstet, wenn er dies thun kann, zehnmal mehr, als er frißt. Gegen solche Spitzbuben hilft weder Schloß noch Riegel, weder Hag noch Mauer; sie öffnen Schlösser und steigen über Mauern hinweg, und was nicht gefressen werden kann, wird wenigstens mitgenommen, Gold und Edelsteine auch. Man muß eine Affenherde selbst gesehen haben, wenn sie auf Raub auszieht, um begreifen zu können, daß ein Landwirt sich halb todt über sie ärgern kann. Für den Unbetheiligten ist die Beobachtung der sich während des Raubzuges in ihrer ganzen Regsamkeit zeigenden Geschöpfe freilich ein höchst unterhaltendes Schauspiel. Alle Künste gelten. Es wird gelaufen, gesprungen, geklettert, gegaukelt, im Nothfalle auch geschwommen. Die Künsteleien auf dem Gezweige übersteigen allen Glauben. Nur die Menschenaffen und Paviane sind schwerfällig, die übrigen vollendete Gaukler: sie scheinen fliegen zu können. Sätze von sechs bis acht Meter Sprungweite sind ihnen Spaß; von dem Wipfel eines Baumes springen sie zehn Meter tief hernieder auf das Ende eines Astes, beugen denselben durch den Stoß tief herab und geben sich, während der Ast zurückschnellt, noch einen mächtigen Schwung, strecken Schwanz oder Hinterbeine als Steuer lang aus, und durchfliegen wie ein Pfeil die Luft. Sofort nach glücklicher Ankunft geht es weiter, auch durch die fürchterlichsten Dornen, als wandele man auf getäfeltem Fußboden. Eine Schlingpflanze ist eine höchst bequeme Treppe für die Affen, ein Baumstamm ein gebahnter Weg. Sie klettern vor- und rückwärts, oben auf einem Aste hin oder unten an ihm weg; wenn man sie in einen Baumwipfel wirft, erfassen sie mit einer Hand ein Zweiglein und hängen an ihm geduldig, bis der Ast zur Ruhe kommt, steigen dann an ihm empor und so unbefangen weiter, als hätten sie sich stets auf ebenem Boden befunden. Bricht der Zweig, so fassen sie im Fallen einen zweiten, hält dieser auch nicht, so thut es doch ein dritter, und im Nothfalle bringt sie ein Sturz auch nicht außer Fassung. Was sie mit der Vorderhand nicht ergreifen können, fassen sie mit der Hinterhand oder die neuweltlichen Arten mit dem Schwanze. Dieser wird von allen als Steuer angewandt, wenn weite Sprünge ausgeführt werden sollen, dient auch sonst noch zu den verschiedensten Zwecken, sei es selbst als eine Leiter für den nächsten. Bei den Neuweltsaffen wird er zur fünften — nein, zur ersten Hand. An ihm hängt sich der ganze Affe auf und wiegt und schaukelt sich nach Belieben; mit ihm holt er sich Nahrung aus Spalten und Ritzen; ihn benutzt er als Treppe für sich selbst; er dient anstatt der Hängematte, wenn sein Eigner Mittagsruhe halten will.

Die Leichtigkeit und Zierlichkeit ihrer Bewegungen zeigt sich übrigens nur beim Klettern. In dieser Beziehung leisten selbst die Menschenaffen erkleckliches, obgleich sie, wenigstens die höher



Stellungen verschiedener Menschenaffen. (Erstes Blatt.)

1—5 Tschego, 6—8 Schimpanse.



Stellungen verschiedener Menschenaffen. (Zweites Blatt.)

1—5 Orang-Utan, 6—8 Gibbon.

begabten, mehr nach Art eines Menschen als nach Art anderer Ordnungsverwandten klettern. Der Gang der Affen ist immer mehr oder weniger plump und schwerfällig. Meerkatzen, Makaken, Roll- und Krallenaffen gehen noch am besten, schon die Paviane aber humpeln in spaßhafter Weise dahin und bewegen ihren dicken Hintern dabei so ausdrucksvoll, daß es aussieht, als wollten sie einen deutschen Bauerntanz aufführen. Der Gang der Menschenaffen ist kaum noch Gang zu nennen. Während jene mit der ganzen Sohle auftreten, stützen diese sich auf die eingeschlagenen Knöchel der Finger ihrer Hände und werfen den Leib schwerfällig vorwärts, so daß die Füße zwischen die Hände zu stehen kommen. Dabei werden letztere seitlich aufgesetzt, und die Thiere stützen sich also auf die eingeschlagene Faust der Hände und auf die Außenseite oder äußere Kante der Füße, deren Mittelzehen oft ebenfalls unter die Sohle gekrümmt werden, wogegen die große, weit abstehende Zehe als wesentliche Stütze des Leibes dient. Nur die Gibbons scheinen nicht im Stande zu sein, in solcher Weise zu laufen, gehen vielmehr auf dem Boden in der Regel aufrecht, strecken dabei alle Zehen aus, spreizen die Daumenzehe bis zu einem rechten Winkel vom Fuße ab, und halten sich mittels der ausgebreiteten Arme im Gleichgewichte, recken dieselben auch um so weiter aus, je schneller sie forttrippeln. Vom Gorilla sagt man, und die Zergliederungskunde bestätigt es, daß er am leichtesten aufrecht gehe; nach eigenen Erfahrungen vermag der Tschego mit geringerer Anstrengung zu voller Höhe sich aufzurichten und gehend länger aufgerichtet sich zu erhalten als jeder andere Affe, dessen Bewegungen ich beobachten konnte. Auch viele Hunds-, Neuwelts- und selbst Krallenaffen vermögen längere oder kürzere Strecken aufrecht gehend zurückzulegen; alle aber fallen, wenn sie das Gleichgewicht nicht länger erhalten können, auf die Vorderglieder nieder und gehen bei ernsterem Laufe, beispielsweise wenn sie verfolgt werden oder zum Kampfe schreiten wollen, stets auf allen Vieren. Die beigegebenen Tafeln bringen verschiedene Stellungen der Menschen-, später folgende Abbildungen solche der übrigen Affen zur Anschauung.

Einige Sippen der Ordnung schwimmen vortrefflich, andere gehen im Wasser unter wie Blei. Zu ersteren gehören die Meerkatzen, von denen ich einige mit der größten Schnelligkeit und Sicherheit über den Blauen Nil schwimmen sah, zu den letzteren die Paviane und vielleicht auch die Brüllaffen; von jenen ertrank uns einer, als wir ihn baden wollten. Die Schwimmunkundigen scheuen das Wasser in hohem Grade: man hat eine fast verhungerte Familie von Brüllaffen auf einem Baume gefunden, dessen Fuß durch Ueberschwemmung unter Wasser gesetzt worden war, ohne daß die Affen es gewagt hätten, nach anderen, kaum sechzig Schritte entfernten Bäumen sich zu retten. Ulloa, welcher über brasilianische Thiere schrieb, hat daher für die armen, schwimmunkundigen Thiere eine hübsche Brücke erfunden, welche gewiß sehr gute Dienste leisten würde, wenn — die Affen sie benutzen wollten. Er erzählt, daß je ein Brüllaffe mit seinen Händen den Schwanz eines anderen packe, und daß in dieser Weise die ganze Gesellschaft eine lange Kette aus lauter Affengliedern bilde, welche vermittels des Schwanzes des Endgliedaffen am Wipfel eines Unterbaumes befestigt und hierauf durch vereinigte Kraft aller Glieder in Schwingungen gesetzt werde, bis das Vorderglied den Zweig eines Baumes des jenseitigen Ufers erfassen und sich dort festhalten könne. Auf der solchergestalt hergerichteten Brücke sollen nun zuerst die Jungen und Schwächeren auf das andere Ufer übersetzen, dann aber der Vorderaffe die ganze Kette, deren Endglied seine Klammer löst, zu sich hinüberziehen. Prinz von Wied, ein sehr gewissenhafter Beobachter, nennt diese Erzählung bei ihrem rechten Namen: „eine spaßhafte Fabel".

Alle Affen sind außerordentlich starkgliedrig und heben Lasten, welche verhältnismäßig für unsere schwachen Arme zu schwer sein würden: ein Pavian, den ich besaß, hing sich viele Minuten lang an einem Arme auf und hob seinen dicken Leib daran in die Höhe, so hoch es der Arm zuließ.

Das gesellige Leben der Affen ist ein für den Beobachter sehr anziehendes. Wenige Arten leben einsiedlerisch, die meisten schlagen sich in Banden zusammen. Von diesen erwählt sich jede einzelne ihren festen Wohnsitz, welcher größeren oder geringeren Umfang haben kann. Die Wahl fällt regelmäßig auf Gegenden, welche in jeder Hinsicht günstig scheinen. Etwas zu knacken und

zu beißen muß es geben, sonst wandert die Bande aus. Waldungen in der Nähe menschlicher Ansiedelungen sind Paradiese: der verbotene Baum in ihnen kümmert die Affen nicht, wenn nur die Aepfel auf ihm gut sind. Mais- und Zuckerrohrfelder, Obst-, Melonen-, Bananen- und Pisanganpflanzungen gehen über alles andere; Dorfschaften, in denen jeder, welcher die unverschämten Spitzbuben züchtigt, den Aberglauben der Bewohner zu fürchten hat, sind auch nicht übel. Wenn sich die Bande erst über den Wohnort geeinigt hat, beginnt das wahre Affenleben mit all seiner Lust und Freude, seinem Kampf und Streit, seiner Noth und Sorge. Das stärkste oder älteste, also befähigtste männliche Mitglied einer Herde schwingt sich zum Zugführer oder Leitaffen auf. Diese Würde wird ihm nicht durch das allgemeine Stimmrecht übertragen, sondern erst nach sehr hartnäckigem Kampfe und Streite mit anderen Bewerbern, d. h. mit sämmtlichen übrigen alten Männchen, zuertheilt. Die längsten Zähne und die stärksten Arme entscheiden. Wer sich nicht gutwillig unterordnen will, wird durch Bisse und Püffe gemaßregelt, bis er Vernunft annimmt. Dem Starken gebührt die Krone: in seinen Zähnen liegt seine Weisheit. Der Leitaffe verlangt und genießt unbedingten Gehorsam und zwar in jeder Hinsicht. Ritterliche Artigkeit gegen das schwächere Geschlecht übt er nicht: im Sturme erringt er der Minne Sold. Das jus primae noctis gilt ihm heute noch. Er wird Stammvater eines Volkes, und sein Geschlecht mehrt sich, gleich dem Abrahams, Isaaks und Jakobs, „wie der Sand am Meere.“ Kein weibliches Glied der Bande darf sich einer albernen Liebschaft mit irgend welchem Grünschnabel hingeben. Seine Augen sind scharf, und seine Zucht ist streng; er versteht in Liebessachen keinen Spaß. Auch die Aeffinnen, welche sich oder besser ihn vergessen sollten, werden gemaulschellt und zerzaust, daß ihnen der Umgang mit anderen Helden der Bande gewiß verleidet wird; der betreffende Affenjüngling, welcher die Harêmsgesetze des auf sein Recht stolzen Sultâns verletzt, kommt noch schlimmer weg. Die Eifersucht macht diesen furchtbar. Es ist auch thöricht von einer Aeffin, solche Eifersucht heraufzubeschwören; denn der Leitaffe ist Manns genug für sämmtliche Aeffinnen seiner Herde. Wird diese zu groß, dann sondert sich unter der Führung eines inzwischen stark genug gewordenen Mitbruders ein Theil vom Haupttrupp ab und beginnt nun für sich den Kampf und den Streit um die Oberherrschaft in der Leitung der Herde und in der Liebe. Kampf findet immer statt, wo mehrere nach gleichem Ziele streben; bei den Affen vergeht aber sicher kein Tag ohne Streit und Zank. Man braucht eine Herde nur kurze Zeit zu beobachten und wird gewiß bald den Streit in ihrer Mitte und seine wahre Ursache kennen lernen.

Im übrigen übt der Leitaffe sein Amt mit Würde aus. Schon die Achtung, welche er genießt, verleiht ihm Sicherheit und Selbständigkeit, welche seinen Untergebenen fehlt; auch wird ihm von diesen in jeder Weise geschmeichelt. So sieht man, daß selbst die Aeffinnen sich bemühen, ihm die höchste Gunst, welche ein Affe gewähren oder nehmen kann, zu theil werden zu lassen. Sie beeifern sich, sein Haarkleid stets von den lästigen Schmarotzern möglichst rein zu halten, und er läßt sich diese Huldigung mit dem Anstande eines Pascha's gefallen, welchem eine Lieblingssklavin die Füße kraut. Dafür sorgt auch er treulich für die Sicherheit seiner Bande und ist deshalb in beständiger Unruhe. Nach allen Seiten hin sendet er seine Blicke, keinem Wesen traut er, und so entdeckt er auch fast immer rechtzeitig eine etwaige Gefahr.

Die Affensprache darf ziemlich reichhaltig genannt werden; wenigstens verfügt jeder Affe über sehr wechselnde Laute für verschiedenartige Erregungen. Auch der Mensch erkennt bald die Bedeutung dieser Laute. Der Ausruf des Entsetzens, welcher stets die Mahnung zur Flucht in sich schließt, ist besonders bezeichnend. Er läßt sich allerdings sehr schwer beschreiben und noch weniger nachahmen; man kann eben nur sagen, daß er aus einer Reihe kurzer, abgestoßener, gleichsam zitternder und mißtöniger Laute besteht, deren Werth der Affe durch die Verzerrung des Gesichts noch besonders erläutert. Sobald dieser Warnungston laut wird, nimmt die Herde eiligst die Flucht. Die Mütter rufen ihre Kinder zusammen; diese hängen im Nu an ihr fest, und mit der süßen Bürde beladen, eilen sie so schnell als möglich nach dem nächsten Baume oder Felsen. Der

alte Affe zieht voran und bezeichnet den Weg, welcher stets in der kühnsten Weise ausgeführt wird. Erst wenn er sich ruhig zeigt, sammelt sich die Herde und beginnt dann nach kurzer Zeit den Rückweg, um die unterbrochene Plünderung wieder aufzunehmen.

Jedoch nicht alle Affen flüchten vor Feinden; die stärkeren stellen sich vielmehr selbst furchtbaren Raubthieren und dem noch gefährlicheren Menschen kühn zur Wehre und lassen sich auf Kämpfe ein, deren Ausgang für den Angreifer mindestens zweifelhaft ist. Alle größeren Affen, namentlich Menschenaffen und Paviane, besitzen in ihren Zähnen so furchtbare Waffen, daß sie es mit einem Feinde wohl aufnehmen können, zumal sie im Kampfe außerordentlich treu und fest zusammenhalten. Weibliche Affen lassen sich nur, wenn sie sich ihrer Haut wehren oder ihr Junges vertheidigen müssen, in Streit ein, bethätigen dann aber ebenso große Tapferkeit wie die Männchen. Die meisten Arten kämpfen mit Händen und Zähnen: sie kratzen und beißen; allein es wird von vielen Seiten einstimmig versichert, daß sie auch mit abgebrochenen Baumästen sich vertheidigen, und es ist gewiß, daß sie Steine, Früchte, Holzstücke und dergleichen von oben herab auf ihre Gegner schleudern. Schon mit dem Pavian beginnt ohne Feuergewehr kein Eingeborener Kampf und Streit; dem Gorilla gegenüber wird er nicht einmal durch das Feuergewehr in allen Fällen zum überlegenen Gegner. Jedenfalls ist die beispiellose Wuth der Affen, welche deren Stärke noch bedeutend steigert, sehr zu fürchten, und die Gewandtheit, welche sie alle besitzen, nimmt ihrem Feinde nur zu häufig die Gelegenheit, ihnen einen entscheidenden Schlag beizubringen.

In der Gefangenschaft halten fast alle Affenarten gute Freundschaft; doch bildet sich bald ein ähnliches Herrschafts- und Abhängigkeitsverhältnis wie unter einer freilebenden Bande. Der Stärkste erringt auch hier die Oberherrschaft und knechtet und peinigt den Schwächeren so lange, bis dieser sich fügt. Zarte Rücksicht zu nehmen, ist nicht der Affen Art; Uebermuth macht sich jederzeit geltend, selbst inniggeliebten Pfleglingen gegenüber. Größere Arten, und zwar die Männchen ebensowohl wie die Weibchen, nehmen sich der kleineren, hülfloseren regelmäßig an; starke Aeffinnen zeigen selbst Gelüste nach kleinen Menschenkindern oder allerlei jungen Thieren, welche sich tragen lassen. So abscheulich der Affe sonst gegen Thiere ist, so liebenswürdig beträgt er sich gegen Thierjunge oder Kinder, am liebenswürdigsten natürlich gegen die eigenen, und daher ist die Affenliebe sprichwörtlich geworden.

Die Affen gebären ein Junges, wenige Arten zwei. Dies ist regelmäßig ein kleines, häßliches Geschöpf, ausgestattet mit doppelt so lang erscheinenden Gliedmaßen, wie seine Eltern sie besitzen, und einem Gesichte, welches, seiner Falten und Runzeln halber, dem eines Greises ähnlicher sieht als dem eines Kindes. Dieser Wechselbalg ist aber der Liebling der Mutter, und sie hätschelt und pflegt ihn in rührender oder — lächerlicher Weise; denn die Liebe streift, mindestens in unseren Augen, an das lächerliche. Das Kind hängt sich bald nach seiner Geburt mit beiden Vorderhänden an dem Halse, mit beiden Hinterhänden aber an den Weichen der Mutter fest, in der geeignetsten Lage, die laufende Mutter nicht zu behelligen und ungestört zu saugen. Aeltere Affenkinder springen bei Gefahr auch wohl auf Schulter und Rücken ihrer Eltern.

Anfangs ist der Affensäugling gefühl- und theilnahmlos, um so zärtlicher aber die Mutter. Sie hat ohne Unterlaß mit ihm zu thun; bald leckt sie ihn, bald laust sie ihn wieder, bald drückt sie ihn an sich, bald nimmt sie ihn in beide Hände, als wolle sie sich an seinem Anblicke weiden, bald legt sie ihn an die Brust, bald schaukelt sie ihn hin und her, als wolle sie ihn einwiegen. Plinius versichert ernsthaft, daß Aeffinnen ihre Jungen aus Liebe zu Tode drücken; in der Neuzeit ist dies niemals beobachtet worden. Nach einiger Zeit beginnt der junge Affe mehr oder weniger selbständig zu werden, verlangt namentlich ab und zu ein wenig Freiheit. Diese wird ihm gewährt. Die Alte läßt ihn aus ihren Armen, und er darf mit anderen Affenkindern scherzen und spielen; sie aber verwendet keinen Blick von ihm und hält ihn in beständiger Aufsicht, geht ihm übrigens willig auf allen Schritten nach und erlaubt ihm, was sie gewähren kann. Bei der geringsten Gefahr stürzt sie auf ihn zu, läßt einen eigenthümlichen Ton hören und ladet ihn durch denselben ein, sich an

ihre Brust zu flüchten. Etwaigen Ungehorsam bestraft sie mit Kniffen und Püffen, oft mit förmlichen Ohrfeigen. Doch kommt es selten dazu; denn das Affenkind ist so gehorsam, daß es manchem Menschenkinde zum Vorbilde dienen könnte, und gewöhnlich genügt ihm der erste Befehl seiner Mutter. In der Gefangenschaft theilt sie, wie ich mehrfach beobachtet habe, jeden Bissen treulich mit ihrem Sprößlinge und zeigt an seinem Geschicke einen solchen Antheil, daß man sich oft der Rührung nicht erwehren kann. Der Tod eines Kindes hat in vielen Fällen das Hinscheiden der gefangenen Mutter zur Folge. Stirbt eine Aeffin, so nimmt das erste beste Mitglied der Bande die Waise an Kindesstatt an, und die Zärtlichkeit gegen ein Pflegekind der eigenen Art ist kaum geringer als die, welche dem eigenen Kinde zu theil wird. Bei anderartigen Pfleglingen ist dies anders: hier zeigt sich der Affe oft als unerklärliches Räthsel. Er pflegt seinen angenommenen Liebling nach Möglichkeit, drückt ihn an sich, reinigt ihn, behält ihn unter steter Aufsicht ꝛc., gibt ihm aber gewöhnlich nichts zu fressen, sondern nimmt das für das Pflegekind bestimmte Futter ohne Gewissensbisse zu sich, hält jenes auch, während er frißt, sorgsam vom Napfe weg. So habe ich an Pavianen beobachtet, wenn sie junge Hunde oder Katzen zu Pfleglingen erkoren hatten.

Es ist noch nicht ermittelt, wie viele Jahre der Affe durchschnittlich zu seinem Wachsthume braucht. Daß diese Zeit bei den größeren Arten eine längere als bei den kleineren ist, versteht sich wohl von selbst. Meerkatzen und amerikanische Affen sind vermuthlich in drei bis vier Jahren erwachsen, Paviane aber bedürfen acht bis zwölf Jahre zu ihrem Wachsthume und die größeren Menschenaffen erreichen wahrscheinlich noch viel später ihre Mannbarkeit, da bei ihnen der Zahnwechsel kaum in einem früheren Lebensabschnitte als beim Menschen eintritt. Im Freileben scheinen alle Affen wenigen Krankheiten ausgesetzt zu sein; mindestens weiß man nichts von Seuchen, welche dann und wann unter ihnen wüthen sollten. Wie hoch sie ihr Alter bringen, kann nicht bestimmt werden; doch darf man wohl annehmen, daß die Menschenaffen auch ein volles Menschenalter erreichen, vielleicht noch älter werden als der Mensch. Bei uns zu Lande leiden alle außerordentlich von dem rauhen Klima. Die Kälte drückt sie nieder, verstimmt sie und macht sie still und traurig. Gewöhnlich pflegt die Lungenschwindsucht ihr Leben zu beenden. Ein kranker Affe ist eine Erscheinung, welche jedermann rühren muß. Der sonst so heitere Gesell sitzt traurig und elend da und schaut den mitfühlenden Menschen kläglich bittend, ja wahrhaft menschlich in das Gesicht. Jemehr er seinem Ende zugeht, um so milder wird er; das Thierische verliert sich, und die edlere Seite seines Geistes zeigt sich heller. Er erkennt jede Hülfe mit größtem Danke, sieht bald in dem Arzte seinen Wohlthäter, nimmt ihm gereichte Arzneien willig ein, gestattet sogar wundärztliche Eingriffe, ohne sich zu wehren. Auch bei übrigens gesunden Affen kränkelt in der Regel wenigstens der Schwanz; sein Ende wird wund, eitert, bekommt den Brand, und ein Glied nach dem anderen fällt ab.

Ich weiß nicht, ob ich irgend einen Affen als Hausgenossen anrathen darf. Die munteren Gesellen bereiten viel Vergnügen, verursachen aber noch weit mehr Aerger. Auf lose Streiche aller Art darf man gefaßt sein, und wenn man eben nicht die Geisteskräfte des Affen studiren will, bekommt man jene doch bald gründlich satt. Die größeren Arten werden auch mitunter gefährlich; denn sie beißen und kratzen fürchterlich. Als frei herumgehendes Hausthier ist der Affe nicht zu dulden, weil sein ewig regsamer Geist beständig Beschäftigung verlangt. Wenn sein Herr solche ihm nicht gewährt, schafft er sie sich selbst und dann regelmäßig nicht eben zum Vortheile des Menschen. Einige Arten sind schon wegen ihrer Unanständigkeit nicht zu ertragen; sie beleidigen jedes sittliche Gefühl fortwährend in der abscheulichsten Weise. In Anbetracht der Untugenden, welche der Affe zeigt, der Tollheiten, welche er verübt, verschwindet der geringe Nutzen, welchen er gewährt. Ihn zu allerlei Kunststücken abzurichten, ist sehr leicht. Man zeigt ihm in handgreiflicherweise dasjenige, was er ausführen soll, und prügelt ihn so lange, bis er es ausführt: hierin beruht die ganze Kunst, welche man anwenden muß! In der Regel lernt der Schüler binnen ein bis zwei Stunden ein Kunststück; doch muß man ihn in Uebung halten, weil er rasch wieder vergißt. Mit seiner Ernährung hat man keine Noth: er frißt alles, was der Mensch genießt.

In ihrer Heimat schaden die Affen ungleich mehr als sie nützen. Man ißt das Fleisch einiger Arten und verwendet das Fell anderer zu Pelzwerk, Beuteln und dergleichen: allein dieser geringe Gewinn kommt nicht in Betracht gegen den außerordentlichen Schaden, welchen die Affen im Walde, Felde und Garten verursachen, und es ist wirklich unbegreiflich, daß heute noch die Inder in ihnen heilige Geschöpfe sehen und sie deshalb pflegen und hegen, als wären sie wirklich Halbgötter.

Bei der außerordentlichen Wichtigkeit, welche die Erforschung der Affen und ihrer Beziehungen zum Menschen neuerdings gewonnen hat, darf ein nochmaliger Rückblick auf ein vergangenes Volk und seine Anschauungen über unsere nächsten Verwandten als der beste Schluß des vorstehenden erachtet werden. Ich verdanke das folgende meinem verehrten Freunde Dümichen, einem der kenntnisreichsten unserer Alterthumsforscher, welcher die Güte gehabt hat, mir in kurzer Zusammenfassung mitzutheilen, was die Denkmäler der Pharaonenzeit in Bezug auf die den alten Egyptern bekannt gewesenen und von ihnen zur Darstellung gebrachten Thiere uns berichten.

„Während die steinernen Urkunden an den Außen- und Innenwänden altegyptischer Tempel uns vorzugsweise Egyptens Stellung in der Weltgeschichte erkennen lassen; während hier in Bild und Schrift die mehr als dreitausendjährige Geschichte jenes wunderbaren Volkes uns vorgeführt wird, des Volkes, welches vor Jahrtausenden am Ufer des Nils wohnte, groß an politischer Macht und das erste seiner Zeit an Kunst und Wissenschaft; während die Tempel uns vorzugsweise von dem Staatsleben der alten Egypter und von ihrem religiösen Dichten und Trachten erzählen und uns bestätigen, was Griechen und Römer preisend berichten über die Weisheit altegyptischer Priester: sind es seltsamerweise gerade die Darstellungen und Inschriften, mit denen die Wände der Grabkapellen geschmückt sind, welche das Leben des alten Egypters und seine Freude am Leben in anschaulichen Bildern vorführen. Was der Verstorbene besaß, was er erlebt und geliebt, was seinen Geist beschäftigte und was sein Herz erfreute — alles das sehen wir in seinem Grabe, so weit es eben bildlich sich darstellen ließ, zur Darstellung gebracht. Unter den lebensvollen Bildern nun, welche, überall an den Wänden egyptischer Grabkapellen uns entgegentretend, von einer in nebelhafter Ferne hinter uns liegenden Vergangenheit uns erzählen, nehmen fast immer einen hervorragenden Platz die in mannigfachster Abwechselung dargestellten Scenen aus dem Thierleben ein. Man sieht, wie der egyptische Künstler mit einer besonderen Vorliebe immer und immer wieder gerade bei diesem Gegenstande seine schöpferische Thätigkeit hat walten lassen. Hier erblicken wir z. B. den Inhaber des Grabes, wie er den ganzen Reichthum seiner Herden an sich vorüberziehen läßt, dort ist Vogel- und Fischfang abgebildet; hier wird uns eine Jagd auf Löwen, Antilopen und Gazellen vorgeführt; dort sehen wir, wie man den großen Nilthieren, dem Krokodil und Nilpferde, zu Leibe geht u. a. m. Diese zumeist durch hieroglyphische Beischriften noch weiter erläuterten Thierbilder, in denen der egyptische Künstler die einzelnen Thiere in ihrer bezeichnendsten Eigenthümlichkeit und zwar nicht selten mit dem glücklichsten Erreichen der Naturwahrheit zur Anschauung bringt, diese reichen thierkundlichen Beiträge von Seiten der Denkmäler darf die naturforschende Wissenschaft der Gegenwart entschieden nicht außer Acht lassen, und sehr zutreffend bemerkt der um die Aufklärung des egyptischen Alterthums so hoch verdiente Brugsch in Bezug hierauf an einer Stelle seiner Schriften: „Diese Art steinerner Bilderbücher, welche sich in alten Gräbern der ältesten geschichtlichen Epoche Egyptens, und man kann sagen der Menschengeschichte, überhaupt wieder finden — und, wie ich hinzuzufügen mir erlaube, auch auf den Denkmälern des neuen Reiches keineswegs ganz aufhören — sie sind von einem hohen Werthe für den Forscher, sie gewähren ihm in der leichtesten Weise gemalte Wörterbücher, genauer und sicherer als es jede andere schriftliche Ueberlieferung thun könnte. Sie geben ferner bedeutsame Winke über das älteste Vorkommen und die Verbreitung der Hausthiere und bieten nach dieser Seite hin der Geschichte der Naturforschung einen unschätzbaren Stoff.

„Aus der Ordnung der Affen finden wir und zwar in zahlreichen Beispielen den Mantelpavian oder Hamadryas und den Babuin abgebildet. Selten, aber doch einige Male kommen beide

Meerkatzen des Ostsudân, Nisnâs und Abulandj der heutigen Araber, vor. In den Wandgemälden der Grabkapellen, welche dem Todtenacker des alten Memphis angehören, in den Felsengräbern von Beni-Hassan, in der thebanischen Nekropolis und anderen Grabdenkmälern begegnen uns Darstellungen des erstgenannten Affen, ebenso auf Tempelwänden. Doch sehen wir hier fast immer nur das Männchen, dessen Bedeutung hier stets eine mythologische ist und zwar meistens in Beziehung zum Monde steht, natürlich abgesehen davon, wo das Bild desselben in den Inschriften der Tempel als einfaches Schriftzeichen von mancherlei Bedeutung erscheint. Ganz allerliebst, mitunter geradezu meisterhaft ausgeführt sind die kleinen aus verschiedenen Steinen geschnittenen Figuren, einen sitzenden Hamadryas darstellend, von denen man in allen egyptischen Museen Europas mehrfache Stücke findet. Da weder der Hamadryas noch der Babuin in Egypten heimisch sind, und ebensowenig die beiden Meerkatzen der Thierwelt des unteren Nillandes angehören, sind wir durch das Vorkommen derselben schon auf solchen Denkmälern, welche theils noch aus den ältesten Zeiten, theils aus dem Mittelalter des altegyptischen Reiches herrühren, zu dem Schlusse berechtigt, daß bereits in jenen Urzeiten der Geschichte, aus denen die gedachten Denkmäler stammen, ein Verkehr zwischen Egypten und dem Heimatslande unserer vier Affenarten bestanden haben muß. Und weiter schließen wir, daß dieser Verkehr wohl damals schon vorzugsweise durch die Schiffahrt auf dem Rothen Meere vermittelt worden sein wird, wie das denn auch in der That einzelne Tempelinschriften geschichtlichen Inhalts, auf welche wir später noch näher zurückkommen werden, zu bestätigen scheinen. Das Vorkommen unseres Affen auf den ältesten egyptischen Denkmälern liefert also mehrmals den Beweis von einer uralten Verbindung Egyptens mit dem fernen Süden und Südosten und von einer vielleicht schon im dritten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung stattgehabten Schiffahrt auf dem Rothen Meere. Daß dasselbe wenigstens im siebzehnten Jahrhundert v. Chr. bereits in einer gewissen Großartigkeit bestanden, stellt ein Werk von mir: „Die Flotte einer egyptischen Königin", außer allen Zweifel.

„Was nun insbesondere die erste der vier auf den Denkmälern abgebildeten Affenarten, eben unseren Mantelpavian, betrifft, so lautet die hieroglyphische Schreibung desselben: An, Anin, Anan, Anân, welche Bezeichnung, wenn man sie wörtlich übersetzen wollte, so viel bedeutet als Nachahmer, Nachäffer, weshalb denn auch dieses Wort mit dem gleichbedeutenden „Uten", einer anderen Benennung des Hamadryas, ganz allgemein für alle Affenarten in den Inschriften gebraucht wird. Wir haben demgemäß in dem altegyptischen Anin oder Annin besser ganz dieselbe Ableitung wie in unserem Worte: Affe; denn es dürfte wohl keinem Zweifel unterliegen, daß das in Rede stehende herzuleiten ist von der Wurzel An mit der Grundbedeutung, einen Gegenstand durch Nachahmung in irgend einer Weise durch Bild oder Wort darstellen, woraus denn, durchaus dem Geiste des altegyptischen Sprachbaues entsprechend, alle jene scheinbar so verschiedenen, aber nichtsdestoweniger sämmtlich auf die angegebene Wurzel zurückgehenden Bedeutungen entstanden, in denen nun das Wort je nach dem Zusammenhange und je nach dem Determinitiv, d. h. demjenigen Zeichen, welches gleichsam als eine Erklärung und nähere Bestimmung der voranstehenden Wurzel noch angefügt wird, in den Inschriften erscheint als Nachbilden, Nachahmen, Nachahmer, Malen, Maler, Beschreiben, Schreiber, Schreibtafel, Schrift. Bemerkenswerth ist, daß in der späteren Zeit unter der Ptolemäerherrschaft, wo man sich mit den Bilderschriftzeichen allerlei Schreibspielereien erlaubte, in den Inschriften zuweilen geradezu das Bild eines sitzenden Mantelpavians, welcher den Griffel oder die Rohrfeder in der rechten Hand hält, für das Wort Schreiben, Schreiber, Schrift, eintritt. Noch glaube ich hier nicht unerwähnt lassen zu dürfen eine in Betreff der Unterscheidung und Namensfeststellung des Hamadryas oder Babuin äußerst lehrreiche Abbildung an einer Wand des oberegyptischen Terrassentempels, des von Teïr el Bahheri, auf der Westseite von Theben, in welcher uns eine im siebzehnten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung von Egypten aus nach Arabien unternommene Seereise vorgeführt wird. In meiner „Flotte einer egyptischen Königin" habe ich diese geschichtlich wichtige Darstellung zur Mittheilung gebracht, und

gibt uns Tafel 2 derselben die Belastung der egyptischen Flotte mit den fremdländischen Erzeugnissen. Die alten Egypter versäumten es selten, ihre Wandgemälde durch hieroglyphische Beischriften noch besonders zu erläutern; so finden wir denn auch eben zur Seite der Schiffe eine Erklärung, in welcher uns unter anderem ein sorgfältiges Verzeichnis der Schifferladungen, gewissermaßen der Frachtbrief, gegeben wird. Diese Inschrift lautet in wörtlicher Uebersetzung: Das Belasten der Schiffe mit einer großen Menge von Kostbarkeiten des Landes Arabien, allerlei wohlriechenden Hölzern, Haufen von Weihrauchharz, mit grünenden Weihrauchbäumen (man sieht, wie dieselben, in Holzkübel gepflanzt, von je sechs Männern auf die Schiffe getragen werden), mit Ebenholz, mit reinem Elfenbein, mit Gold und Silber aus dem Lande der Hirten, mit dem kostbaren Taschepholze und Kassiarinde, mit Ahemweihrauch und Mestemschminke, mit Ananaffen (Hamadryas), Kafuaffen (Babuin) und Tasemthieren (Wüstenluchsen), mit Fellen von Panthern des Südens, mit Weibern und ihren Kindern. Niemals ist eine Zufuhr gemacht worden gleich dieser von irgend einem Könige seit Erschaffung der Welt.

„Die meisterhafte Vollendung in der Ausführung dieser Wandskulpturen und die überraschende treue Nachbildung der beiden Affen, welche den Worten „Anan" und „Kafu" hier nachgesetzt sind, stellen es außer Zweifel, daß wir in dem Anan den Hamadryas und in dem Kafu den Babuin vor uns haben. Das alte egyptische Kafu ist übrigens, was Beachtung verdient, kein egyptisches Wort, sondern wohl dem Indischen entlehnt, wo es im Sanskrit und Malabarischen als „Kapi" erscheint, und offenbar ist aus ihm das hebräische „Kof" entstanden. Dieser Kafu der heiligen Inschriften, der „Kof" der Bibel, welcher gelegentlich einer salomonischen Ophirfahrt erwähnt wird, ist also, wie die oben besprochene Tempelinschrift den klaren Beweis liefert, der Babuin, und nicht, wie man bisher angenommen, der Hamadryas. Die hieroglyphischen Bezeichnungen für die übrigen Arten, die Meerkatzen nämlich, wage ich mit Bestimmtheit nicht anzugeben, da in den wenigen Darstellungen, welche mir von diesen Thieren bekannt sind, die Beischrift fehlt. Der Name mag in einem von jenen Worten stecken, welche gelegentlich zur Bezeichnung des Affen in den Inschriften gebraucht wurden.

„In dem zweifellos auf altegyptische Quellen zurückkehrenden Werke des Hieroglyphenerklärers Horopollon, welches uns in der griechischen Uebersetzung eines gewissen Philippus erhalten worden ist, wird in Bezug auf den Hamadryas unter anderem gesagt: Schrift hätten die Egypter in den Hieroglyphen durch das Bild eines Hamadryas ausgedrückt, weil sie der Ansicht gewesen, daß eine gewisse Art derselben diese gekannt, und daß wegen der Kenntnis der Buchstaben sie, die Egypter, mit jenen, den Affen, verwandt seien. Man habe in den Tempeln gedachte Thiere gehalten, und jedesmal, wenn ein Hamadryas in den Tempel eingeführt worden, habe ihm der Priester Schreibtafel, Dinte und Feder gereicht, damit er durch das, was er auf die Tafel schriebe, den Beweis liefere, ob er zu jener Art gehöre und zur Aufnahme berechtige. Aus denselben Gründen sei auch der Hamadryas dem Merkur, dem Urheber aller Wissenschaft, geheiligt gewesen.

„In diesem Ausspruche Horopollons liegt viel wahres. Die Forschung hat bestätigt, daß zu den von den alten Egyptern in den Tempeln heilig gehaltenen Thieren, welche nach ihrem Tode einbalsamirt wurden, und von denen mehrfach Mumien gefunden worden sind, auch der Hamadryas gehörte. Wir wissen, daß derselbe insbesondere dem Gotte Thoth (Hermes) in seiner Auffassung als Herr der Schrift und aller Wissenschaft wie in seiner Auffassung als Mondgott geweiht war, und daß er in verschiedenen Tempeln, namentlich in Hermopolis gehalten wurde. Die egyptischen Priester, dieses Thieres Klugheit erkennend, werden es gewiß nicht verabsäumt haben, demselben allerlei überraschende Kunststücke beizubringen, unter anderem auch das, auf eine Schreibtafel einzelne Zeichen zu malen, welche dann als hieroglyphische ausgegeben worden sein mögen, und es dürfte hiermit vielleicht das vorerwähnte, in den Inschriften sich findende Bild eines schreibenden Mantelpavians zusammenhängen. Weiter wird im Horopollon erzählt, daß man zur Bezeichnung des Mondes das Bild eines Mantelpavians gemalt habe, weil der wunderbare Einfluß jenes

Gestirns auf unser Thier beobachtet worden sei, indem der männliche Hamadryas von Trauer erfüllt werde über den Verlust des Mondes, sich um jene Zeit verberge und keine Nahrung zu sich nehmen wolle, und indem man an dem Weibchen zu eben jener Zeit einen regelmäßigen Blutfluß wahrgenommen habe. Beides sei ebenfalls Veranlassung gewesen, daß man diese Thiere in den Tempeln gehalten habe, um durch sie die Zeit, in welcher Sonne und Mond in Konjunktion stehen, zu erkennen. Die Tag- und Nachtgleichen hätte man ebenfalls durch einen sitzenden Hamadryas ausgedrückt, und infolge des häufigen und regelmäßigen Wasserabschlagens, welches man um diese Zeit an dem Mantelpavian beobachtet, sei man auf die Erfindung der Wasseruhren und die Eintheilung des Tages und der Nacht in je zwölf gleiche Theile geführt worden. Trismegistus, wird dann weiter erzählt, habe, als er in Egypten gewesen, obige Wahrnehmung in Betreff des zwölfmaligen, in gleichen Zeitabständen erfolgenden Wasserabschlagens an dem Hamadryas gemacht; dies habe ihn auf die Erfindung eines Werkzeuges geführt, welches ein Gleiches gethan, und daher stamme die Eintheilung des Tages in zwölf Stunden.

„Auch in allen diesen Aussprüchen liegt wiederum viel wahres. In den astronomischen Darstellungen, welche zumeist an den Decken der Tempel angebracht sind, wird der Mantelpavian in deutlichste Beziehung zum Monde gesetzt. Bald tritt er zur Bezeichnung des Mondes selbst ein, bald erscheint er in aufrechter Stellung mit erhobenen Händen, in freudiger Erregung den aufgehenden Mond begrüßend, und ebenso wird das Bild eines sitzenden Hamadryas zur Bezeichnung der Tag- und Nachtgleichen gebraucht. Wie weit nun diesen Auffassungen eine richtige Naturbeobachtung von Seiten der alten Egypter zu Grunde liegt, was es mit dem Einflusse des Mondes auf den Hamadryas, mit der Freude über dessen Wiedererscheinung, mit der Trauer des Männchens und seinem Verstecken, wenn er des Mondlichtes beraubt ist, mit dem Blutflusse des Weibchens zu eben jener Zeit, mit dem häufigen und regelmäßigen Wasserabschlagen dieser Affenarten, was es mit alledem für eine Bewandnis habe: darauf zu antworten, kommt nicht der Alterthums-, sondern der Naturkunde zu.

„Während der Mantelpavian, wie wir sahen, vorzugsweise in mythologischer Auffassung auf egyptischen Denkmälern uns entgegentritt, während ihm der besondere Vorzug zu theil wurde, an geheiligter Stelle eine Rolle zu spielen, treffen wir die anderen drei Arten seiner Ordnung, den Babuin und beide Meerkatzen, im altegyptischen Hause an. Musik und Tanz, Zwerge, Hunde und Affen bildeten die ergötzliche Unterhaltung in dem Hause des vornehmen Egypters; und so finden wir denn in Darstellungen, welche uns derartige Scenen vorführen, ziemlich häufig eins von letzteren lustigen Aeffchen abgebildet, wie es, an dem Lehnstuhle seines Herrn angebunden, diesen durch seine komischen Sprünge und Grimassen erheitert.

„Der Affe gar possirlich ist,
Zumal, wenn er vom Apfel frißt."

Auch dieser gewiß wahre Ausspruch ist bereits auf den altegyptischen Denkmälern wiederholt bildlich dargestellt, nur mit dem Unterschiede, daß es dort nicht Aepfel, sondern Feigen sind, deren Vertilgung der bald auf, bald unter dem Baume sitzende Affe sich angelegen sein läßt."

Ueber die Eintheilung der Affen sind die neuzeitlichen Forscher sehr verschiedener Meinung. Während einzelne sich von den althergebrachten Anschauungen nicht trennen können und für den Menschen nicht allein eine besondere Ordnung, sogar ein eigenes Reich bilden wollen, vereinigen diesen andere mit den Affen in einer und derselben Ordnung, deren erste Familie von dem Menschen, deren letztere von den Pelzflatterern gebildet wird. Huxley, welcher die erste Ordnung in sieben Familien zerfällt, bemerkt ausdrücklich, die Vergleichung der Reihenfolge der Affen, welches System von Organen man auch studiren möge, führe stets zu demselben Ergebnis: daß die Unterschiede der

Bildung, welche den Menschen vom Gorilla und Schimpanse trennen, nicht so groß sind, wie diejenigen, welche den Gorilla von den tiefer stehenden Affen sondern. Trotzdem kann es entschuldigt werden, wenn man das Menschengeschlecht in einer besonderen Ordnung des Thiereiches vereinigt und für die eigentlichen Affen eine anderweitige Ordnung aufstellt.

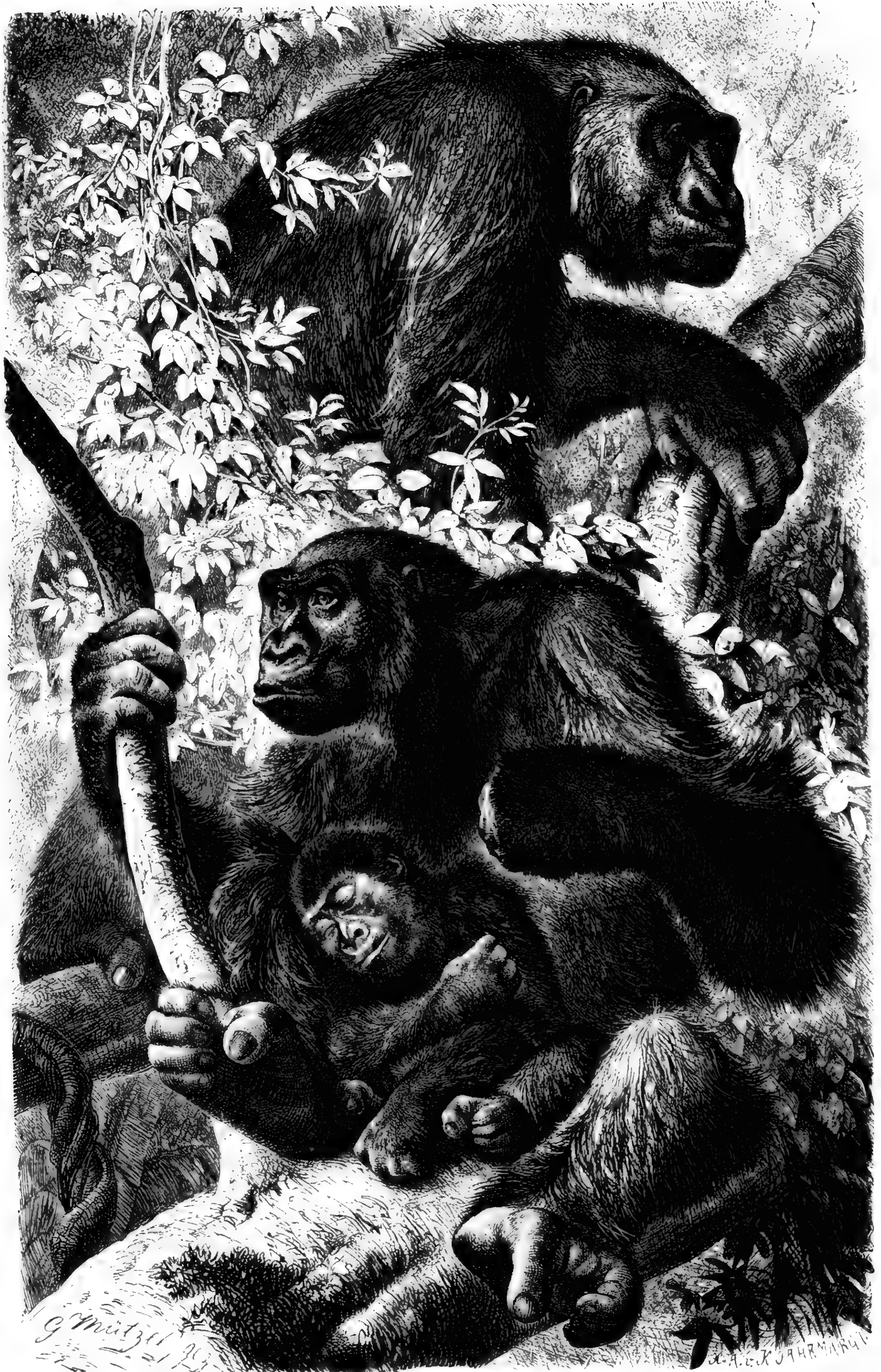
In der zweiten Familie der Hochthiere, welche die Altweltsaffen (Catarrhini) umfaßt, mag man die Menschenaffen (Antropomorpha) als besondere Unterfamilie von den übrigen trennen und hat dann für sie folgende Merkmale anzugeben. Der Leib ist menschenähnlich gebildet; die Vorderglieder aber sind länger, die hinteren kürzer als bei den Menschen. Das Gesicht erscheint namentlich durch den Bau und die Stellung der Augen und Ohren menschenähnlicher als das aller übrigen Affen. Ein Schwanz fehlt gänzlich. Das Haarkleid besteht aus langen, jedoch ziemlich dünn stehenden, schlichten Grannenhaaren, welche bloß das Gesicht und die Zehen frei lassen; Gesäßschwielen sind meist nicht vorhanden. Das Gebiß ähnelt dem des Menschen bis auf die Eckzähne, welche bei alten Männchen thierische Größe erreichen. Alle hierher gehörigen Affen bewohnen die Alte Welt und zwar Asien und Afrika, ersteres in größerer Anzahl als letzteres.

Vor mehr als zweitausend Jahren rüsteten die Karthager eine Flotte zu dem Zwecke aus, Ansiedelungen an der Westküste von Afrika zu gründen. Auf sechzig großen Schiffen zogen ungefähr dreißigtausend Männer und Frauen zu diesem Behufe von Karthago aus, versehen mit Nahrung und allen Gegenständen zur Ansässigmachung. Der Befehlshaber dieser Flotte war Hanno, welcher seine Reise in einem kleinen, aber wohlbekannten Werke (dem „Periplus Hannonis") der damaligen Welt beschrieb. Im Verlaufe der Reise gründete die Mannschaft jener Schiffe sieben Ansiedelungen, und nur der Mangel an Nahrungsmitteln zwang sie, früher als man wollte, zurückzukehren. Doch hatten die kühnen Seefahrer die Sierra Leone bereits hinter sich, als dieses geschah. Jener Hanno nun hinterließ uns in seinem Berichte eine Mittheilung, welche auch für uns von Wichtigkeit ist. Die betreffende Stelle lautet: „Am dritten Tage, als wir von dort gesegelt waren und die Feuerströme durchschifft hatten, kamen wir zu einem Busen, das Südhorn genannt. Im Hintergrunde war ein Eiland mit einem See und in diesem wieder eine Insel, auf welcher sich wilde Menschen befanden. Die Mehrzahl derselben waren Weiber mit haarigem Körper, und die Dolmetscher nannten sie Gorillas. Die Männchen konnten wir nicht erreichen, als wir sie verfolgten; sie entkamen leicht, da sie Abgründe durchkletterten und sich mit Felsstücken vertheidigten. Wir erlangten drei Weibchen; jedoch konnten wir dieselben nicht fortbringen, weil sie bissen und kratzten. Deshalb mußten wir sie tödten; wir zogen sie aber ab und schickten das abgestreifte Fell nach Karthago." Die Häute wurden dort später, wie Plinius berichtet, im Tempel der Juno aufbewahrt.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß Hanno unter den wilden behaarten Menschen nur einen Menschenaffen meinen kann, und wenn er auch vielleicht den Schimpanse vor Augen gehabt hat, sind wir doch berechtigt, den riesigsten aller Affen Gorilla zu nennen.

Der Gorilla, „Njina", oder „Ingiine" der Eingeborenen (Anthropopithecus Gorilla, Simia, Pithecus, Satyrus, Troglodytes und Chimpanza Gorilla, Troglodytes Savagei, Gorilla Gina und Savagei), Vertreter einer besonderen Sippe oder doch Untersippe (Gorilla), ist zwar etwas kleiner, aber bei weitem breitschulteriger als ein starker Mann. Laut Owen beträgt beim erwachsenen Männchen die Höhe von der Sohle bis zum Scheitel 1,65 Meter, die Breite von einer Schulter zur anderen 95 Centim., die Länge des Kopfes und Rumpfes zusammengenommen 1,08 Meter, die der Vorderglieder 1,08 Meter, der Hinterglieder bis zur Ferse 75 Centim., bis zur Spitze der Mittelzehe aber 1,5 Meter. Die Länge und Stärke des Rumpfes und der Vorderglieder, die unverhältnismäßige Größe der Hände und Füße sowie die durch Bindehaut größtentheils vereinigten mittleren Finger und Zehen sind die bezeichnendsten Merkmale. Der Umriß des Kopfes bildet von dem stark hervortretenden Augenbrauenbeine an nach dem Scheitel zu anfänglich eine etwas

eingesenkte, später sanft gewölbte Linie, steigt am Scheitel auf und fällt nach dem Nacken zu gerade ab. Der Brauenbogen wird durch die aufliegende dicke Haut und starke Behaarung noch weiter vorgerückt und läßt das kleine, braune Auge um so tiefer zurücktreten; die Nase ist flach gedrückt, in der Mitte der Länge nach eingebuchtet und an ihren Flügeln sehr verbreitert, tritt aber, der weiten, schief nach vorn und oben geöffneten Nasenlöcher halber, an ihrer Spitze merklich hervor; das breite Maul wird durch dicke Lippen geschlossen, welche kürzer und minder beweglich sind als bei anderen Menschenaffen und mehr mit denen des Menschen übereinstimmen; das Kinn würde seiner Kürze halber zurücktreten, wäre nicht der ganze Untertheil des Gesichtes vorgeschoben; das ziemlich weit nach hinten, in gleicher Höhe mit den Augen gelegene Ohr ist verhältnismäßig kleiner als das des Schimpanse, jedoch vergleichsweise größer als das des Menschen, diesem ähnlicher als das irgend eines anderen Affen, Leiste wie Gegenleiste, Ecke wie Gegenecke wohl entwickelt und selbst ein zwar kleines, aber entschieden hängendes Läppchen vorhanden. Der kurze Hals bildet hinten, wegen der langen, mit mächtigen Muskeln überdeckten Wirbelfortsätze mit Hinterkopf und Rücken eine gerade Linie, trennt sich daher nur seitlich und vorn vom Rumpfe ab, so daß der Kopf unmittelbar auf letzterem zu sitzen scheint. Der Rumpf selbst fällt ebensowohl durch seine außerordentliche Stärke wie seine, im Vergleiche zu dem des Menschen, unverhältnismäßige Länge auf; der mächtige Brustkasten ist ungemein geräumig, die Schulterbreite fast unmäßig, der Rücken sanft gebogen, ohne daß die Schulterblätter hervortreten, der Bauch allseitig gewölbt. Die Glieder unterscheiden sich wesentlich von denen des Menschen durch die gleichmäßige Stärke ihrer einzelnen Theile, indem dem Oberarme die Anschwellung, dem Schienbeine die Wade gänzlich fehlt. Verhältnismäßig ist der Oberarm länger, der ganze Arm aber kürzer als bei anderen Menschenaffen, unter Berücksichtigung der Rumpflänge vergleichsweise nicht viel länger als beim Menschen, obgleich dies, der in der Entwickelung zurückgebliebenen Beine halber, den Anschein hat. Der Unterarm geht ohne erhebliche Verschmächtigung in die ebenso kurze wie breite und dicke, wegen ihres langen Tellers ausgezeichnete Hand über, deren drei überaus dicke und kräftige, gleichsam geschwollene Mittelfinger bis zu dem dritten Gliede durch eine Bindehaut vereinigt sind, also höchstens zwei Glieder frei bewegen können, und Nägel tragen, welche zwar denen der Menschenhand an Größe gleichkommen, im Verhältnisse zu den Fingern aber klein erscheinen; der Daumen ist wie bei allen Menschenaffen beziehentlich schwach und kurz, kaum halb so lang als jeder andere Finger. Mit dem der Verwandten verglichen, erscheinen der Oberschenkel stark, der Unterschenkel dagegen ebenso kurz als schwach, der Fuß kurz und unförmlich breit, die an ihrer Spitze verbreiterte, sehr bewegliche Daumenzehe, welche unter einem Winkel von sechzig Graden zu den anderen steht, verhältnismäßig stark und lang, die übrigen Zehen, unter denen die dritte die längste, die letzte sehr verkürzt ist, und deren zweite bis vierte unter sich ebenfalls größtentheils durch Haut verbunden sind, jener gegenüber kurz und schwach. Das gewellte, entfernt an Wolle erinnernde Haar läßt das Vordergesicht, nach oben bis zu den Augenbrauen, seitlich bis zur Mitte der Jochbogen, nach unten hin bis zum Kinne, das Ohr, die Hand und den Fuß seitlich und, so weit Finger und Zehen nicht vereinigt sind, auch unten gänzlich frei, bekleidet dagegen ziemlich regelmäßig den übrigen Leib, Oberkopf, Nacken, Schultern, Oberarme sowie Ober- und Unterschenkel am dichtesten, Brust und Bauch am spärlichsten, ist bei alten Thieren aber auch auf Mittel- und Unterrücken gewöhnlich abgerieben und hat, mit Ausnahme des Unterarmes, seinen Strich von vorn und oben nach hinten und unten, am Unterarme dagegen von unten nach oben. Alle nackten Theile haben graulich schieferschwarze, die mit Haaren bekleideten Hauttheile dunkellederbraune, die Haare dagegen verschiedene, schwer zu beschreibende Färbung. Ein düsteres Dunkelgrau, hervorgebracht durch wenige röthliche und viele graue Haare, herrscht vor; die Mischung beider Farben wird gleichmäßiger auf Oberkopf und Nacken, weshalb diese Theile deutlich grauroth aussehen; auf dem Rücken kommt mehr das Grau, an den inneren Schenkelseiten das Braun zur Geltung. Einige wenige weiße Haare finden sich am Gesäße. Männchen und Weibchen unterscheiden sich nicht, Alte und Junge anscheinend nicht wesentlich.



Band I, S. 56. **Gorilla.**

Die Zähne sind sehr kräftig, die Eck- oder Hundszähne kaum weniger als bei Raubthieren entwickelt; der hinterste untere Backenzahn zeigt drei kleine äußere und zwei innere Höcker, nebst einem hinteren Anhange. Das Geripp entspricht hinsichtlich seiner Massigkeit der Größe des Thieres; der ungeheuere Schädel fällt besonders auf durch die Länge und Schmalheit des seitlich sehr zusammengedrückten, hinten eckig vortretenden, innen kleinen, d. h. wenig geräumigen Hirntheiles, den mächtig entwickelten Scheitelkamm des Männchens, die weit vortretenden Brauen und Jochbogen und den riesigen Unterkiefer, das Arm- und Handgerüst durch seine gewaltige Stärke, der von dreizehn Rippenpaaren umschlossene Brustkasten durch seine Weite.

Bis jetzt ist es noch nicht möglich gewesen, den Verbreitungskreis des Gorilla genau abzugrenzen, insbesondere wissen wir nicht, wie weit derselbe in das Innere des Erdtheiles sich erstreckt. Einstweilen haben wir die zwischen dem Gleicher und dem fünften Grade südlicher Breite gelegenen Länder der Westküste Afrikas als seine Heimat, die von den Flüssen Gabun, Muni und Fernando-vaz durchschnittenen Urwaldungen als seine Aufenthaltsorte anzusehen.

Abgesehen von Hanno, berichtet zuerst Andreas Battell über die großen Menschenaffen Westafrikas. Gelegentlich der Beschreibung von Majumba und des an der Loangoküste mündenden Stromes, welchen er Banna nennt, sagt er: „Die Wälder sind derartig überfüllt mit Pavianen, Meerkatzen, Affen und Papageien, daß sich jedermann fürchtet, in denselben zu reisen. Namentlich gilt dies für zwei Ungeheuer, welche in diesen Waldungen leben und im höchsten Grade gefährlich sind. Das größte dieser Scheusale wird von den Eingeborenen „Pongo", das kleinere „Ensego" genannt. Der Pongo hat den Gliederbau eines Menschen, ähnelt aber eher einem Riesen als einem Manne; denn er ist sehr groß und besitzt zwar das Antlitz eines Menschen, aber hohlliegende Augen, welche von langen Brauenhaaren überdeckt werden; Gesicht und Ohren sind haarlos, die Hände ebenfalls, der Leib dagegen ist, wenn auch nicht gerade dicht, mit Haaren bekleidet, welche eine düstere Färbung haben. Vom Menschen unterscheidet er sich nur durch seine Beine, welche keine Waden zeigen. Er geht stets auf seinen Füßen und hält, wenn er auf dem Boden läuft, seine Hände zusammengeklammert im Nacken. Er schläft auf Bäumen und baut sich Dächer gegen den Regen. Sein Futter besteht aus Früchten, welche er in den Wäldern findet, auch wohl aus Nüssen; Fleisch ißt er niemals. Sprechen kann er nicht, und sein Verständnis ist nicht größer als das eines Viehes. Haben die Eingeborenen, welche die Wälder durchreisen müssen, nachts ein Feuer angezündet, so erscheinen die Pongos am Morgen, sobald jene das Lager verlassen, und sitzen am Feuer, bis dasselbe ausgeht; denn sie verstehen nicht, daß man, um es zu erhalten, Holz zulegen muß. Oft vereinigen sie sich zu Gesellschaften und tödten manchen Neger im Walde, oft auch überfallen sie Elefanten, welche weidend in ihre Nähe kommen, und schlagen dieselben so mit ihren mächtigen Fäusten, daß sie brüllend davonlaufen. Niemals kann man diese Pongos lebend erhalten, weil zehn Männer nicht im Stande sind, sie festzuhalten; doch erlegt man viele ihrer Jungen mit vergifteten Pfeilen. Der junge Pongo klammert sich so fest an den Leib seiner Mutter, daß die Eingeborenen, wenn sie das Weibchen erlegen, auch das Junge erhalten, welches die Mutter nicht verläßt. Stirbt eines dieser Ungeheuer, so bedecken es die übrigen mit einem großen Haufen von Zweigen und Holz; solche Haufen findet man viele in den Wäldern."

Später erwähnt ein Schiffsführer, welcher längere Zeit an der Westküste Afrikas sich aufgehalten hat, derselben Affen, führt aber drei Arten von ihnen auf und bemerkt, daß der größte „Impungu" heiße. „Dieses wundervolle und fürchterliche Erzeugnis der Natur", sagt er, „geht aufrecht wie ein Mann, ist erwachsen sieben bis neun Fuß hoch, verhältnismäßig dick und entsetzlich stark. Schwarzes Haar, welches auf dem Kopfe sich verlängert, bedeckt seinen Leib. Sein Gesicht ähnelt dem des Menschen mehr als das des Schimpanse, ist aber ebenfalls schwarz. Wenn dieses Thier einen Neger sieht, verfolgt und fängt es denselben; zuweilen tödtet es ihn auch, und manchmal packt es ihn bei der Hand und nimmt ihn mit sich fort. Einige, welche so glücklich waren, dieser Gefangenschaft zu entrinnen, sagen, daß das Ungethüm, wenn es schlafen geht, sich nicht

niederlegt, sondern gegen einen Baum anlehnt; dann wartet der Gefangene bis es eingeschlafen ist, löst vorsichtig seine Hand von sich ab und stiehlt sich still hinweg, erregt aber doch zuweilen die Aufmerksamkeit des Gegners und wird zurückgeholt. Das Thier lebt von den Früchten und Wurzeln dieses Landes und macht sich vornehmlich die Arbeit der Eingeborenen zu Nutze. Fehlt es ihm an Wasser, so sucht es sich einen Baum mit saftiger Rinde auf, reißt diese mit der Hand ab, zerquetscht sie und saugt den Saft aus; ja es nimmt zuweilen einen solchen Baum bei seinen Wanderungen mit, wenn es weiß, daß sich auf dem Wege kein Wasser findet. Ich habe gehört, daß es im Stande ist, einen Palmbaum abzubrechen, um zu dem Safte desselben zu gelangen. Niemals habe ich dieses Thier zu sehen bekommen; allein ein Junges von ihm wurde während der Zeit, als mein Sohn in Malemba war, von einem Lande des Inneren dem Könige geschenkt, und die Leute, welche es brachten, sagten, daß es seit der Zeit, in welcher sie es in Besitz hatten, ruhig und ernsthaft gewesen sei, seine Speisen widerstandslos genommen und verständig gegessen und getrunken habe. Man hatte ihm ein Joch um den Nacken gelegt und seine Hände gebunden wie die der Sklaven, welche mit ihm kamen, und so führte man es widerstandslos fort. Als es aber in der Königsstadt angelangt war, und sich eine unschätzbare Menge von Leuten einfand, um es zu betrachten, wurde es traurig und mürrisch, wollte keine Nahrung mehr zu sich nehmen und starb nach vier oder fünf Tagen. Es war noch jung, aber doch über sechs Fuß hoch. Auch mein Sohn sah es nicht, wohl aber die Hand von ihm, welche man etwas über dem Gelenke abgehauen und getrocknet hatte, und deren Finger noch in diesem Zustande so dick waren wie drei von den seinigen, stärker fast als sein Handgelenk, im Verhältnisse zu den menschlichen länger, während der Armtheil auch in getrocknetem Zustande noch dicker war als die dickste Stelle seines Armes. Der obere Theil der Finger und aller übrigen Handtheile war mit schwarzem Haar bedeckt, der untere Theil der Hand ähnelte der eines Negers. Man sah, daß es das stärkste aller Thiere des Waldes sei, und begriff, daß die übrigen sämmtlich vor ihm sich fürchten."

Erst im Jahre 1846 gelang es Wilson, einem amerikanischen Heidenprediger, den Schädel dieses Affen zu erhalten. Derselbe ließ keinen Zweifel zu, daß er einer noch unbeschriebenen Art angehöre. Nach einigen Anstrengungen wurde ein zweiter Schädel erworben; andere Theile des Gerippes konnten später erlangt werden. Die Eingeborenen, vollständig vertraut mit Wesen und Sitten dieses Thieres, gaben die eingehendsten Berichte über seine Größe, seine Wildheit, die Beschaffenheit der Waldungen, welche es bewohnt, versprachen auch in kürzester Frist ein vollständiges Geripp zu beschaffen. Wilson selbst hat einen Gorilla gesehen, nachdem er getödtet worden war. Nach seiner Versicherung ist es unmöglich, einen richtigen Begriff weder von der Scheuslichkeit seines Aussehens, noch von seiner außerordentlichen Muskelkraft zu geben. Sein tiefschwarzes Gesicht offenbart nicht allein verzerrte (der englische Text sagt „übertriebene") Züge, sondern die ganze Erscheinung ist nichts anderes als ein Ausdruck der rohesten Wildheit. Große Augapfel, ein Schopf von langen Haaren, welcher in der Wuth über den Vorderkopf fällt, ein riesenhaftes Maul, bewaffnet mit einer Reihe von gewaltigen Zähnen, abstehende Ohren: dies alles zusammen läßt den Affen als eines der fürchterlichsten Geschöpfe der Erde erscheinen. Es ist nicht überraschend, daß die Eingeborenen sogar bewaffnet mit ihm zusammenzutreffen fürchten. Sie sagen, daß er sehr wild sei und unabänderlich zum Angriffe übergehe, wenn er mit einem einzelnen Manne zusammenkomme; „ich selbst", versichert Wilson, „habe einen Mann gesehen, welchem eins dieser Ungeheuer die Wade fast gänzlich weggebissen hatte, und welcher wahrscheinlich in Stücke zerrissen worden wäre, hätte er nicht rechtzeitig die Hülfe seiner Gefährten erhalten. Es wird versichert, daß sie dem bewaffneten Manne das Gewehr aus der Hand reißen und den Lauf zwischen ihren Kiefern zusammendrücken; und wenn man die ungeheure Muskelkraft der Kinnladen in Erwägung zieht, kann man nicht finden, daß dies unmöglich sei."

Ungefähr in derselben Zeit stellte Savage unter den Negern eingehende Nachforschungen über die Lebensweise des Affen an und veröffentlichte die Ergebnisse derselben in der „Bostoner

naturwissenschaftlichen Zeitung" vom Jahre 1847. Ihnen zufolge lebt der „Ingiine" im Inneren von Unterguinea, während der Verbreitungskreis des Schimpanse mehr längs der Küste sich erstreckt. Der Gang des ersteren ist wackelnd oder watschelnd, die Bewegung des Leibes, welcher immer nach vorn überhängt, etwas rollend oder von einer Seite zur anderen schwankend. Die Arme werden beim Gehen vorwärts geworfen und auf den Grund gestemmt. Man sagt, daß der Gorilla beim Gehen die Finger nicht beuge, sondern sie ausgestreckt als Stütze der Hand verwende. Wenn er sich aufrichtet und in dieser Stellung geht, hält er seinen mächtigen Körper dadurch im Gleichgewichte, daß er seine Arme nach oben beugt. Er lebt in Banden; dieselben sind jedoch nicht so zahlreich als die, welche der Schimpanse bildet. In jeder solchen Bande befinden sich mehr Weibchen als Männchen; denn alle Nachrichten stimmen darin überein, daß nur ein altes Männchen sich bei solcher Gesellschaft befindet, und daß, wenn junge Männchen ihre volle Größe erreicht haben, zwischen ihnen und anderen ein Kampf um die Oberherrschaft stattfindet und der stärkste, nachdem er den Nebenbuhler getödtet oder doch vertrieben hat, zum Haupte der Gesellschaft sich aufwirft. Seine Wohnungen, falls man sie so nennen darf, ähneln denen, welche der Schimpanse baut und bestehen einfach aus wenigen Stecken und blätterigen Zweigen, welche von Astgabeln und Aesten der Bäume unterstützt werden, gewähren auch keinen Schutz gegen das Wetter und werden nur des Nachts benutzt. Gorillas sind außerordentlich wild und stets angriffslustig, flüchten auch niemals vor dem Menschen. Die Eingeborenen fürchten sie in hohem Grade und nehmen niemals den Kampf mit ihnen auf, es sei denn, um sich selbst zu vertheidigen. Die wenigen Stücke, welche erbeutet wurden, fanden ihren Tod durch Elefantenjäger und Handelsleute, welche im Walde mit ihnen zusammentrafen. Angesichts eines Menschen soll der männliche Gorilla zuerst einen entsetzlichen Schrei ausstoßen, welcher auf weithin im Walde wiederhallt und etwa wie ein langgezogenes und schrilles „Kheh, Kheh" klingt, dabei die ungeheuren Kiefern zu voller Weite öffnen und mit über das Kinn herabhängender Unterlippe und über die Brauen herabfallendem Haarschopfe das Bild unbeschreiblicher Wildheit sein. Weibchen und Junge verschwinden bei dem ersten Schrei des Männchens; dieses aber nähert sich, in rascher Folge seinen entsetzlichen Schrei ausstoßend, dem Jäger. Letzterer erwartet seine Ankunft mit dem Gewehre an der Wange, und verzögert, wenn er seines Schusses nicht ganz sicher ist, sein Feuer, bis das Thier den Gewehrlauf ergriffen und, wie es zu thun pflegt, in das Maul gebracht hat. Sollte das Gewehr versagen, so zerquetscht der Gorilla den dünnen Lauf zwischen seinen Zähnen, und das Zusammentreffen kann für den Jäger verhängnisvoll werden. Im übrigen ähneln die Sitten und Gewohnheiten des Gorilla denen des Schimpanse; er baut ähnliche Nester auf die Bäume, lebt von denselben oder ähnlichen Früchten und macht seinen Aufenthaltsort von den Umständen abhängend.

Im Jahre 1852 gibt Ford übereinstimmende Nachrichten. „Der Gorilla", sagt er, „erhebt sich zum Angriffe auf seine Füße, nähert sich jedoch seinem Gegner in gebeugter Haltung. Obgleich er niemals auf der Lauer liegt, stößt er doch, sobald er die Annäherung eines Menschen wahrnimmt, augenblicklich seinen bezeichnenden Schrei aus, bereitet sich zum Kampfe und geht zum Angriffe über. Der Schrei ist mehr ein Grunzen als ein Heulen, ähnelt dem des erregten Schimpanse, ist jedoch lauter und wird in weiter Entfernung vernommen. Zuerst nun begleitet er die Weibchen, von denen er regelmäßig umgeben wird, auf eine kurze Strecke bei ihrer Flucht, kehrt hierauf zurück, sträubt den Haarschopf, so daß er vorn überhängt, weitet seine Nüstern, zieht die Unterlippe herab, fletscht die Zähne und läßt nochmals jenen Schrei hören, wie es scheint, in der Absicht, seinen Gegner zu erschrecken. Streckt ihn jetzt nicht eine wohlgezielte Kugel zu Boden, so nimmt er einen Ansatz, schlägt seinen Gegner mit der Hand nieder oder packt ihn mit einem Griffe, welcher kein Entrinnen ermöglicht, wirft ihn auf den Boden und zerfetzt ihn mit den Zähnen. Das wilde Wesen dieses Geschöpfes konnte man deutlich sehen an einem kleinen Jungen, welches hierher gebracht wurde. Man hielt es mehrere Monate und gab sich die größte Mühe, um es zu zähmen; es war jedoch so unverbesserlich, daß es mich noch eine Stunde vor seinem Tode biß."

Der nächstfolgende Berichterstatter ist Du-Chaillu. Ich würde dessen Mittheilungen vorzugsweise benutzt haben, hätte die Darstellung nicht beim ersten Lesen ein unbesiegliches Mißtrauen in mir erweckt. Demungeachtet mag auch diese Schilderung hier eine Stelle finden; nur verwahre ich mich gegen die Annahme, als wolle ich sie in irgend einer Weise bekräftigen. Ich bin vielmehr durchaus der Meinung Reade's, daß Du-Chaillu's Erzählung ein wunderbares Gemisch von Wahrheit und Erdichtung ist, und stimme dem letztgenannten bei, wenn er sagt, daß jener vieles über den Gorilla geschrieben hat, welches wahr, aber nicht neu ist, und weniges, welches neu, aber nicht wahr ist. Man urtheile selbst, was wohl von einem Forscher zu halten ist, welcher sein erstes Zusammentreffen mit dem Gorilla schildert, wie folgt:

„Schnell vorwärts bewegte es sich im Gebüsche, und mit einem Male stand ein ungeheurer männlicher Gorilla vor mir. Durch das Dickicht war er auf allen Vieren gekrochen; als er uns aber sah, erhob er sich und sah uns kühn und muthig in die Augen. So stand er etwa zwölf Schritte vor uns — ein Anblick, den ich nie vergessen werde! Der König des afrikanischen Waldes kam mir wie eine gespenstische Erscheinung vor. Aufgerichtet war der ungeheure, fast sechs Fuß hohe Körper; frei zeigten sich die mächtige Brust, die großen, muskelkräftigen Arme, das wild blitzende, tiefgraue Auge und das Gesicht mit seinem wahrhaft höllischen Ausdruck. Er fürchtete sich nicht! Da stand er und schlug seine Brust mit den gewaltigen Fäusten, daß es schallte, wie wenn man eine große metallene Trommel schlägt. Das ist die Art des Trotzbietens, das ist das Kampfeszeichen des Gorilla! Und dazwischen stieß er einmal nach dem anderen sein gräßliches Gebrüll aus — ein Gebrüll, so grauenerregend, daß man es den eigenthümlichsten und fürchterlichsten Laut der afrikanischen Wälder nennen muß. Es beginnt mit scharfem Bellen, wie es ein großer Hund hören läßt, und geht dann in tiefes Dröhnen über, welches genau dem Rollen fernen Donners am Himmel gleicht: habe ich doch mehr als einmal dieses Gebrüll für Donner gehalten, wenn ich den Gorilla nicht sah! Wir blieben bewegungslos im Vertheidigungszustande. Die Augen des Unholdes blitzten grimmiger; der Kamm des kurzen Haares, welcher auf seiner Stirn steht, legte sich auf und nieder; er zeigte seine mächtigen Fänge und wiederholte das donnernde Brüllen. Jetzt glich er gänzlich einem höllischen Traumbilde, einem Wesen jener widerlichen Art, halb Mann, halb Thier, wie es die alten Maler erfanden, wenn sie die Hölle darstellen wollten. Wiederum kam er ein paar Schritte näher, blieb nochmals stehen und stieß von neuem sein entsetzliches Geheul aus. Und noch einmal näherte er sich, noch einmal stand er und schlug brüllend und wüthend seine Brust. So war er bis auf sechs Schritte herangekommen: da feuerte ich und tödtete ihn. Mit einem Stöhnen, welches etwas schrecklich menschliches an sich hatte und doch durch und durch viehisch war, fiel er vorwärts auf sein Gesicht. Der Körper zuckte krampfhaft mehrere Minuten; dann wurde alles ruhig: der Tod hatte seine Arbeit gethan."

Zu vorstehender Stelle gehört ein kurzer Nachsatz von Reade: „In einem Vortrage, welchen ich in einer Sitzung der Londoner thierkundlichen Gesellschaft las, und welcher in den Schriften der Gesellschaft veröffentlicht worden ist, habe ich die Gründe entwickelt, aus denen ich mit vollster Sicherheit schließen darf, daß Du-Chaillu niemals einen Gorilla erlegt hat".

Doch auch das Unwahrscheinliche, richtiger vielleicht, die Lüge, mag hier Erwähnung finden, um so mehr, als die Berichtigung auf dem Fuße folgen wird.

„Mein langer Aufenthalt in Afrika", erzählt Du-Chaillu, „erleichterte es mir, mit Eingeborenen zu verkehren, und als meine Neugierde, jenes Ungeheuer kennen zu lernen, aufs höchste erregt worden war, beschloß ich, selbst auf dessen Jagd auszuziehen und es mit meinen Augen zu sehen. Ich war so glücklich, der erste zu sein, welcher nach eigener Bekanntschaft über den Gorilla sprechen darf, und während meine Erfahrungen und Beobachtungen zeigen, daß viele Erzählungen auf falschen und leeren Einbildungen unwissender Neger und leichtgläubiger Reisenden beruhen, kann ich anderseits bestätigen, daß keine Beschreibung die entsetzliche Erscheinung, die Wuth des Angriffs und die wüste Bosheit eines Gorilla versinnlichen wird.

„Es thut mir leid, daß ich der Zerstörer vieler anmuthigen Träumereien sein muß. Aber der Gorilla lauert nicht auf den Bäumen über dem Wege, um einen unvorsichtig Vorübergehenden zu ergreifen und in seinen zangengleichen Händen zu erwürgen; er greift den Elefanten nicht an und schlägt ihn mit Stöcken zu Tode; er schleppt keine Weiber aus den Dörfern der Eingeborenen weg; er baut sich kein Nest aus Blättern und Zweigen auf den Waldbäumen und sitzt nicht unter deren Dach; er ist nicht einmal ein geselliges Thier, und alle Berichte von gemeinschaftlichen Angriffen haben nicht ein Körnchen von Wahrheit in sich.

„Der Gorilla lebt in den einsamsten und dunkelsten Stellen des dichten afrikanischen Niederwaldes, tiefe bewaldete Thäler und ebenso schroffe Höhen allen übrigen Aufenthaltsorten vorziehend. Gerade die Hochebenen, welche mit unermeßlichen Halden bedeckt sind, scheinen seinen Lieblingswohnsitz zu bilden. In jenen Gegenden Afrikas findet sich überall Wasser, und ich habe beobachtet, daß der Gorilla just an solchen Stellen sich aufhält, wo es am feuchtesten ist. Er ist ein rastloses Vieh, welches von Ort zu Ort wandert und schwerlich an einer und derselben Stelle zwei Tage lang bleibt. Dieses Umherschweifen ist zum Theil bedingt durch die Schwierigkeit, sein Lieblingsfutter zu finden. Obgleich der Gorilla vermöge seiner ungeheuren Eckzähne ohne Mühe jedes andere Thier des Waldes zu zerstückeln vermöchte, ist er doch ein echter Pflanzenfresser. Ich habe die Magen von allen untersucht, welche zu tödten ich so glücklich war, und niemals etwas anderes gefunden als Beeren, Pisangblätter und sonstige Pflanzenstoffe. Der Gorilla ist ein arger Fresser, welcher unzweifelhaft an einem Orte alles auffrißt und dann, in beständigem Kampfe mit dem Hunger, zum Wandern gezwungen wird. Sein großer Bauch, der sich, wenn er aufrecht dasteht, deutlich genug zeigt, beweist dies; und wahrlich, sein gewaltiger Leib und die mächtige Muskelentwickelung könnten bei weniger Nahrung nicht unterhalten werden.

„Es ist nicht wahr, daß der Gorilla viel oder immer auf den Bäumen lebt; ich habe ihn fast stets auf der Erde gefunden. Allerdings steigt er oft genug an den Bäumen in die Höhe, um Beeren oder Nüsse zu pflücken; wenn er aber dort gegessen hat, kehrt er wieder nach unten zurück. Nach meinen Erfahrungen über die Nahrung kann man behaupten, daß er es gar nicht nöthig hat, die Bäume zu erklettern. Ihm behagen Zuckerrohr, die weißen Rippen der Pisangblätter, mehrere Beeren, welche nahe der Erde wachsen, das Mark einiger Bäume und eine Nuß mit sehr harter Schale. Diese letztere ist so fest, daß man sie nur mit einem starken Schlage vermittels eines Hammers öffnen kann. Wahrscheinlich ihrethalben besitzt er das ungeheure Gebiß, welches stark genug ist, einen Gewehrlauf zusammenzubiegen.

„Nur junge Gorillas schlafen auf Bäumen, um sich gegen Raubthiere zu schützen. Ich habe mehrere Male die frische Spur eines Gorillabettes gefunden und konnte deutlich sehen, daß das Männchen, mit dem Rücken an einen Baumstamm gelehnt, in ihm gesessen hatte; doch glaube ich, daß Weibchen und Junge zuweilen die Krone des Baumes ersteigen mögen, während die Männchen immer am Fuße der Bäume oder unter Umständen auf der Erde schlafen. Alle Affen, welche viel auf Bäumen leben, haben an ihren vier Händen längere Finger als der Gorilla, dessen Hand mehr der menschlichen ähnelt. Infolge dieses verschiedenen Baues ist er weniger geeignet, Bäume zu erklettern. Zugleich muß ich bemerken, daß ich niemals einen Schirm oder ein Zelt gefunden habe und deswegen zu dem Schlusse gekommen bin, er führe ein derartiges Gebäude überhaupt nicht auf.

„Der Gorilla ist nicht gesellig. Von den Alten fand ich gewöhnlich ein Männchen und ein Weibchen zusammen, oft genug auch ein altes Männchen allein. In solchem Falle ist es immer ein alter, mürrischer, böswilliger Gesell, welcher nicht mit sich spaßen läßt. Junge Gorillas traf ich in Gesellschaft bis zu fünf Stück an. Sie liefen stets auf allen Vieren davon, schreiend vor Furcht. Es ist nicht leicht, sich ihnen zu nähern; denn sie hören außerordentlich scharf, und verlieren keine Zeit, um zu entkommen, während die Beschaffenheit des Bodens es dem Jäger sehr erschwert, ihnen zu folgen. Das alte Thier ist auch scheu: ich habe zuweilen den ganzen Tag gejagt, ohne auf mein Wild zu stoßen und mußte bemerken, daß es mir sorgfältig auswich. Wenn

jedoch zuletzt das Glück den Jäger begünstigt und er zufällig oder durch ein gutes Jagdkunststück auf seine Beute kommt, geht diese ihm nicht aus dem Wege. Bei allen meinen Jagden habe ich nicht einen einzigen Gorilla gefunden, welcher mir den Rücken zugekehrt hätte. Ueberraschte ich ein Paar, so fand ich gewöhnlich das Männchen, an einen Felsen oder Baum gelehnt, im dunkelsten Dickichte des Waldes, wo die strahlende Sonne nur ein düsteres Zwielicht hervorrufen kann; das Weibchen weidete in der Regel nebenbei, und dieses war es auch, welches zuerst unter lautem und heftigem Schreien und Kreischen davonrannte. Dann erhob sich langsam das Männchen, welches noch einen Augenblick mit wüthendem Blicke dagesessen hatte, schaute mit glühenden Augen auf die Eindringlinge, schlug auf seine Brust, erhob sein gewaltiges Haupt und stieß das furchtbare Gebrüll aus. Ich glaube, daß ich dieses Gebrüll auf die Entfernung von drei Meilen gehört habe.

„Es ist Grundsatz eines geschulten Gorillajägers, sein Feuer bis zum letzten Augenblicke zu bewahren. Die Erfahrung hat gelehrt, daß, wenn der Jäger feuert und fehlt, der Gorilla augenblicklich auf ihn stürzt. Und seinem Anpralle kann kein Mann widerstehen! Ein einziger Schlag der gewaltigen, mit mächtigen Nägeln bewehrten Hand, und das Eingeweide des armen Jägers liegt bloß, seine Brust ist zertrümmert, sein Schädel zerschmettert; es ist zu spät, neu zu laden, und die Flucht vergebens! Einzelne Neger, tollkühn aus Furcht, haben sich unter solchen Umständen in ein Ringen mit dem Gorilla eingelassen und mit ihrem ungeladenen Gewehre vertheidigen wollen, aber nur Zeit zu einem einzigen, erfolglosen Streiche gehabt: im nächsten Augenblicke erschien der lange Arm mit verhängnisvoller Kraft und zerbrach Gewehr und Negerschädel mit einem Schlage. Ich kann mir kein Geschöpf denken, welches so unabwendbare Angriffe auf den Menschen auszuführen versteht wie der Gorilla, und zwar aus dem Grunde, weil er sich Gesicht gegen Gesicht dem Manne gegenüber stellt und seine Arme als Waffen zum Angriffe gebraucht, gerade wie ein Preisfechter thun würde, nur daß jener längere Arme und weitaus größere Kraft hat, als sich der gewaltige Faustkämpfer der Erde träumen läßt.

„Da man sich in den dunkeln und undurchdringlichen Dickichten, der vielen Ranken und Dornen halber, kaum bewegen kann, bleibt der Jäger klugerweise stehen und erwartet die Ankunft des wüthenden Thieres. Der Gorilla nähert sich mit kurzen Schritten, hält häufig an, stößt sein höllisches Gebrüll aus, schlägt ab und zu mit den Armen seine Brust, ruht auch wohl länger aus und setzt sich, blickt aber immer wüthend auf seinen Gegner. Die sehr kurzen Hinterbeine genügen entschieden nicht, um den Körper aufrecht zu tragen: daher hält sich das Thier durch Schwingungen mit den Armen im Gleichgewichte; aber der dicke Bauch, das runde, stierartige Haupt, welches rückwärts fast auf dem Nacken aufliegt, die großen, muskelkräftigen Arme und die weite Brust — alles dies läßt sein Schwanken unsäglich entsetzlich erscheinen und vermehrt noch das Furchtbare seiner Erscheinung. Zugleich blitzen die tiefliegenden grauen Augen in unheimlichem Glanze; die Wuth verzerrt das Gesicht auf das abscheulichste; die dünnen, scharf geschnittenen Lippen, welche zurückgezogen werden, lassen die gewaltigen Eckzähne und die furchtbaren Kinnladen, in welchen ein Menschenglied zermalmt werden würde wie Zwieback, sichtbar werden. Der Jäger steht, mit ängstlicher Sorge seinen Feind bewachend, auf einer und derselben Stelle, das Gewehr in der Hand, oft fünf lange bange Minuten, mit aufregendem Grauen den Augenblick erwartend, in welchem er feuern muß. Die gewöhnliche Schußweite beträgt zehn Schritte. Ich meinestheils habe nie weiter auf ein Gorillamännchen geschossen als auf acht Ellen. Zuletzt kommt die Gelegenheit: so schnell wie möglich wird das Gewehr erhoben, — ein ängstlicher Augenblick, welcher die Brust zusammenschnürt, und dann — Finger an den Drücker! Wenn der Neger einem Flußpferde während der Jagd eine Kugel zusandte, geht er im Augenblicke auf seine Beute los — wenn er nach einem Gorilla schoß, steht er still; denn falls er gefehlt hat, muß er kämpfen für sein Leben, Gesicht gegen Gesicht, hoffend, daß irgend ein unerwartetes Glück ihn von dem tödtlichen Streich errettet, und er davon kommt, wenn auch vielleicht gelähmt auf immer. Glücklicherweise stirbt der Gorilla ebenso leicht wie der Mensch: ein Schuß in die Brust bringt ihn sicher zu Falle. Er stürzt vorwärts auf sein Gesicht, die langen, gewaltigen

Arme ausstreckend und mit dem letzten Athem ein Todesröcheln ausstoßend, halb Brüllen, halb Stöhnen, welches, obgleich es dem Jäger seine Rettung verkündet, dennoch sein Ohr peinigt wegen der Aehnlichkeit mit dem Seufzer eines sterbenden Menschen. Die Neger greifen den Gorilla nur mit Flinten an, niemals mit anderen Waffen, und da, wo sie kein Feuergewehr besitzen, durchzieht das Unthier unbelästigt als alleiniger Herrscher den Wald. Einen Gorilla getödtet zu haben, verschafft dem Jäger für sein Lebenlang die größte Achtung selbst der muthigsten Neger, welche, wie ich hinzufügen muß, im allgemeinen durchaus nicht nach dieser Art des Ruhmes lüstern sind.

„Der Gorilla gebraucht keine künstlichen Waffen zur Vertheidigung, sondern wehrt sich mit seinen Armen und im weiteren Kampfe mit seinen Zähnen. Ich habe oft Gorillaschädel untersucht, in denen die gewaltigen Reißzähne losgebrochen waren, und von den Negern erfahren, daß ein derartiger Verlust während der Kämpfe entstand, welche zwei Gorillamännchen in Sachen der Liebe ausgefochten haben. Solch ein Streit muß ein in jeder Hinsicht gewaltiges, großartiges Schauspiel gewähren: ein Ringen zwischen zwei tüchtigen männlichen Gorillas würde alle Kampfspiele der Welt überbieten.

„Der gewöhnliche Gang des Gorilla geschieht nicht auf den Hinterbeinen, sondern auf allen Vieren. Bei dieser Stellung wird das Haupt bedeutend erhöht, weil die Arme verhältnismäßig sehr lang sind. Wenn er schnell läuft, setzt er die Hinterbeine fast bis über den Leib vor, und immer bewegt er beide Glieder einer Seite zu gleicher Zeit, wodurch er eben einen so sonderbar wackelnden Gang erhält. Nicht zu bezweifeln steht, daß er auch in erhobener Stellung ziemlich schnell und viel länger als der Schimpanse oder andere Affen dahinwandeln kann. Wenn er aufrecht steht, biegt er seine Knie nach auswärts. Sonderbar ist seine Fährte. Die Hinterfüße hinterlassen keine Spur von ihren Zehen, nur der Fußballen und die große Zehe scheinen aufzutreten; die Finger der Hand sind undeutlich dem Boden aufgedrückt. Junge Gorillas klettern, verfolgt, nicht auf Bäume, sondern laufen auf dem Boden dahin.

„Niemals habe ich gefunden, daß eine Gorillamutter an Vertheidigung denkt, durch die Neger aber erfahren, daß dies zuweilen wohl der Fall sein könne. Es ist ein hübscher Anblick, solch eine Mutter mit ihrem sie umspielenden Jungen! So begierig ich auch war, Gorillas zu erhalten, konnte ich es doch nicht über das Herz bringen, ein solches Verhältnis zu stören. Meine Neger waren weniger weichherzig und tödteten ihren Erzfeind ohne Zeitverlust. Flüchtet die Mutter vor dem Jäger, so springt das Junge ihr sofort auf den Nacken und hängt sich zwischen ihren Brüsten an, mit den kleinen Gliedern ihren Leib umschlingend. Schon ein junger Gorilla ist außerordentlich stark. Einen, welcher nur zwei und ein halbes Jahr alt war, vermochten vier starke Männer nicht festzuhalten. Der Alte kann mit seinen Zähnen einen Gewehrlauf platt beißen und mit seinen Armen Bäume umbrechen von 10 bis 15 Centim. im Durchmesser (?). Das Fell des Thieres ist dick und fest wie eine Ochsenhaut, aber verhältnismäßig zarter als das anderer Affen.

„Am 4. Mai lieferten einige Neger, welche in meinem Auftrage jagten, einen jungen, lebenden Gorilla ein. Ich kann unmöglich die Aufregung beschreiben, welche mich erfaßte, als man das kleine Scheusal in das Dorf brachte. Alle die Beschwerden und Entbehrungen, welche ich in Afrika ausgehalten hatte, waren in einem Augenblicke vergessen. Der Affe war etwa zwei bis drei Jahre alt, 2½ Fuß hoch, aber so wüthend und halsstarrig, wie nur einer seiner erwachsenen Genossen hätte sein können. Meine Jäger, welche ich am liebsten an das Herz gedrückt hätte, fingen ihn in dem Lande zwischen dem Rembo und dem Vorgebirge St. Katharina. Nach ihrem Berichte gingen sie zu Fünft nahe einer Ortschaft an der Küste lautlos durch den Wald, hörten ein Geknurre, welches sie sofort als den Ruf eines jungen Gorilla nach seiner Mutter erkannten, und beschlossen, ohne Zögern dem Schrei zu folgen. Mit den Gewehren in der Hand schlichen die Braven vorwärts, einem düsteren Dickicht des Waldes zu. Sie wußten, daß die Mutter in der Nähe sein würde, und erwarteten, daß auch das gefürchtete Männchen nicht weit sein möchte, beschlossen jedoch, alles aufs Spiel zu setzen, um wo möglich das Junge lebend zu erhalten. Beim Näherkommen

hatten sie einen selbst ihnen seltenen Anblick. Das Junge saß einige Schritte entfernt von seiner Mutter auf dem Boden und beschäftigte sich, Beeren zu pflücken. Die Alte schmauste von denselben Früchten. Meine Jäger machten sich augenblicklich zum Feuern fertig: und nicht zu spät; denn die Alte erblickte sie, als sie ihre Gewehre erhoben. Glücklicherweise tödteten sie die besorgte Mutter mit dem ersten Schusse. Das Junge, erschreckt durch den Knall der Gewehre, rannte zu seiner Erzeugerin, hing sich an sie, umarmte ihren Leib und versteckte sein Gesicht. Die Jäger eilten herbei; das hierdurch aufmerksam gewordene Junge verließ aber sofort seine Mutter, lief zu einem schmalen Baume und kletterte an ihm mit großer Behendigkeit empor, setzte sich hier nieder und brüllte wüthend auf seine Verfolger herunter. Doch die Leute ließen sich nicht verblüffen. Nicht ein einziger fürchtete sich, von dem kleinen wüthenden Vieh gebissen zu werden. Man hieb den Baum um, deckte, als er fiel, schnell ein Kleid über den Kopf des seltenen Wildes und konnte es nun, so geblendet, leichter fesseln. Doch der kleine Gesell, seinem Alter nach nur ein unerwachsenes Kind, war bereits erstaunenswürdig kräftig und nichts weniger als gutartig, so daß die Leute nicht im Stande waren, ihn zu führen, und sich genöthigt sahen, seinen Hals in eine Holzgabel zu stecken, welche vorn verschlossen wurde und als Zwangsmittel dienen mußte. So kam der Gorilla in das Dorf. Eine ungeheure Aufregung bemächtigte sich aller Gemüther. Als der Gefangene aus dem Boote gehoben wurde, in welchem er einen Theil seines Weges zurückgelegt hatte, brüllte und bellte er und schaute aus seinen bösen Augen wild um sich, gleichsam versichernd, daß er sich gewiß rächen werde, sobald er könne. Ich sah, daß die Gabel seinen Nacken verwundet hatte, und ließ deshalb möglichst rasch einen Käfig für ihn anfertigen. Nach zwei Stunden hatten wir ein festes Bambushaus für ihn gebaut, durch dessen sichere Stäbe wir ihn nun beobachten konnten. Er war ein junges Männchen, erwachsen genug, um seinen Weg allein zu gehen, für sein Alter auch mit einer merkwürdigen Kraft ausgerüstet. Gesicht und Hände waren schwarz, die Augen jedoch noch nicht so tief eingesunken wie bei den alten, Brust und Bauch dünner, die Arme länger behaart. Das Haar der Brauen und des Armes, welches röthlichbraun aussah, begann sich eben zu erheben; die Oberlippe war mit kurzen Haaren bedeckt, die untere mit einem kleinen Barte, die Augenlieder waren fein und dünn, die Augenbrauen etwa 2 Centim. lang; eisgraues Haar, welches in der Nähe der Arme dunkelte und am Steiße vollständig weiß erschien, bedeckte seinen Nacken.

„Nachdem ich den kleinen Burschen glücklich in seinen Käfig gelockt hatte, nahete ich mich, um ihm einige ermunternde Worte zu sagen. Er stand in der fernsten Ecke; sowie ich mich aber näherte, bellte er und sprang wüthend nach mir. Obgleich ich mich so schnell als ich konnte zurückzog, erreichte er doch meine Beinkleider, zerriß sie und kehrte augenblicklich wieder nach seinem Winkel zurück. Dies lehrte mich Vorsicht; doch gab ich die Hoffnung, ihn zu zähmen, nicht auf. Meine erste Sorge war natürlich, Futter für ihn zu schaffen. Ich ließ Waldbeeren holen und reichte ihm diese nebst Wasser; doch wollte er weder essen noch trinken, bevor ich mich ziemlich weit entfernt hatte. Am zweiten Tage war Joe, wie ich ihn genannt hatte, wilder als am ersten, fuhr auf jedermann zu, welcher nur einen Augenblick vor seinem Käfige stand, und schien bereit, uns alle in Stücke zu zerreißen. Ich brachte ihm einige Pisangblätter und bemerkte, daß er davon nur die weichen Theile fraß. Er schien eben nicht wählerisch zu sein, obschon er jetzt und während seines kurzen Lebens, mit Ausnahme der wilden Blätter und Früchte seiner heimischen Wälder, alles Futter verschmähte. Am dritten Tage war er noch mürrischer und wüthender, bellte jeden an und zog sich entweder nach seinem fernen Winkel zurück oder schoß angreifend vor. Am vierten Tage glückte es ihm, zwei Bambusstäbe auseinander zu schieben und zu entfliehen. Beim Eintreten in mein Haus wurde ich von ärgerlichem Brüllen begrüßt, welches unter meiner Bettstelle hervorkam. Es war Meister Sepp, welcher hier lag, sorgfältig alle meine Bewegungen beobachtend. Augenblicklich schloß ich die Fenster und rief meine Leute herbei, das Thor zu beaufsichtigen. Als Freund Joe dies sah, bekundete er grenzenlose Wuth: seine Augen glänzten, der ganze Leib bebte vor Zorn, und rasend kam er unter dem Bette hervor. Wir schlossen das Thor und ließen ihm das Feld,

indem wir vorzogen, lieber einen Plan zu seiner sicheren Gefangennahme zu entwerfen, als uns seinen Zähnen auszusetzen. Es war kein Vergnügen, ihn wieder zu fangen: er war schon so stark und wüthend, daß ich selbst einen Faustkampf mit ihm scheute, aus Furcht, von ihm gebissen zu werden. Mitten im Raume stand der biedere Gesell und schaute grimmig auf seinen Feind, prüfte dabei aber mit einiger Ueberraschung die Einrichtungsgegenstände. Ich besorgte, daß das Picken meiner Uhr sein Ohr erreichen würde und ihn zu einem Angriffe auf diesen unschätzbaren Gegenstand begeistern, oder daß er vieles von dem, was ich gesammelt hatte, zerstören möchte. Endlich, als er sich etwas beruhigt hatte, schleuderten wir ihm glücklich ein Netz über den Kopf. Der junge Unhold brüllte fürchterlich und wüthete und tobte unter seinen Fesseln. Ich warf mich schließlich auf seinen Nacken, zwei Mann faßten seine Arme, zwei andere die Beine: und dennoch machte er uns viel zu schaffen. So schnell wie möglich trugen wir ihn nach seinem inzwischen ausgebesserten Käfige zurück und bewachten ihn dort sorgfältiger.

„Niemals sah ich ein so wüthendes Vieh wie diesen Affen. Er fuhr auf jeden los, welcher ihm nahete, bis in die Bambusstäbe, schaute mit bösen Augen um sich und zeigte bei jeder Gelegenheit, daß er ein durch und durch bösartiges und boshaftes Gemüth hatte."

Im Verlaufe seiner Erzählung theilt Du-Chaillu mit, daß Joe weder durch Hunger noch durch „gesittete Nahrung" zu bändigen war, nach einiger Zeit, als er zum zweitenmal durchbrach, mit vieler Mühe wieder gefangen, trotz alles Widersträubens in Ketten gelegt wurde und zehn Tage darauf plötzlich starb, seinen Herrn zuletzt aber wohl kennen gelernt hatte. Später will Du-Chaillu ein junges Gorillaweibchen erhalten haben, welches mit außerordentlicher Zärtlichkeit an der Leiche seiner Mutter hing und das ganze Dorf durch seine Betrübnis in Aufregung versetzte. Das Thierchen war noch ein kleiner Säugling und starb, weil Milch nicht zu bekommen war, schon am dritten Tage nach seinem Fange.

„Die Eingeborenen des Inneren essen das Fleisch des Gorilla und anderer Affen sehr gern, obgleich es schwarz und hart ist; die Stämme nahe der See dagegen verschmähen es und fühlen sich beleidigt, wenn man es ihnen anbietet, weil sie sich einer gewissen Aehnlichkeit zwischen ihnen und den Affen bewußt sind. Auch im Inneren weisen Negerfamilien Gorillafleisch zurück, weil sie wähnen, daß vor Zeiten eine ihrer weiblichen Ahnen einen Gorilla geboren habe.

Unter allen Berichterstattern macht Winwood Reade den Eindruck der größten Verläßlichkeit. „Als ich im Inneren der Gorillagegenden reiste", sagt er, „pflegte ich in jedem Dorfe, welches mir zur Nachtherberge wurde, nachzufragen, ob sich hier ein Neger befinde, welcher einen Gorilla getödtet habe. Wollte das Glück, daß dies der Fall war, so ließ ich ihn zu mir bringen und befragte ihn mit Hülfe eines Dolmetschers über die Sitten und Gewohnheiten der Affen. Diesen Plan verfolgte ich unter den Belingi am Muni, unter Schikeni am Gabun und unter den Kommi am Fernandovaz. Ebenso befragte ich auch die aus dem Inneren stammenden Sklaven, welche von ihren Herren als Jäger verwendet wurden. Alle Nachrichten, welche ich empfing, habe ich verglichen und nur das behalten, welches durch das gleichlautende Zeugnis aller Jäger dieser drei verschiedenen Gegenden Innerafrikas bestätigt wurde.

„In Bapuku ist der Gorilla unter den Küstenstämmen nicht bekannt. Der nördlichste Punkt, wo ich von seinem Vorhandensein Kunde erhielt, war das Ufer eines kleinen Flusses bei St. Jones. Am Muni findet er sich weniger häufig als um den Gabun, und in den Waldungen am Fernandovaz wiederum häufiger als dort. Glaubwürdige Berichte bestätigen, daß er in Majumba, von welchem Battell spricht, und nach Süden hin bis nach Loango vorkommt; ich bin jedoch geneigt zu glauben, daß er sich über ein weit größeres Gebiet verbreitet, als wir gegenwärtig annehmen. Der Schimpanse lebt nach Norden hin bis zur Sierra Leona, und ich nehme an, daß der Gorilla sich in demselben Gebiete wie jener findet. Der Schimpanse hält sich mehr an der Seeküste und in offeneren Gegenden auf als der Gorilla, und darin liegt die Erklärung, daß man jenen besser kennt als diesen. Die Fens erzählten mir, der „Nji" sei sehr häufig in dem weiten Lande gegen Nordosten, von

welchem sie ausgewandert wären, und man höre dort seinen Schrei in unmittelbarer Nähe der Stadt; und ebenso wurde mir in Ngumbi gesagt, daß der Gorillatanz — ein Tanz der Neger, welcher die bezeichnendsten Bewegungen des Gorilla nachzuahmen versucht — in einem neunzig Tagereisen nach Osten hin gelegenen Lande seinen Ursprung habe.

„Während der Schimpanse in der Nachbarschaft kleiner Steppen haust, scheint der Gorilla das düstere Zwielicht der dichtesten Wälder zu lieben. Er läuft auf allen Vieren, und man sieht ihn zuweilen allein, zuweilen in Begleitung eines Weibchens und Jungen. Von den Bäumen bricht er sich Zweige und Blätter, welche sich in einer ihm erreichbaren Höhe über dem Boden befinden. Zuweilen erklettert er auch einen Baum, um dessen Früchte zu genießen. Eine Grasart, welche in kleinen Büschen wächst, liebt er so, daß man sein Vorkommen da, wo dieses Gras vorhanden, fast mit Sicherheit annehmen kann. Morgens und abends besucht er die Pflanzungen der Dörfer, frißt Pisang und Zuckerrohr und läßt seinen kläglichen Schrei vernehmen. Nachts erwählt er sich einen hohlen Baum, um auf ihm zu schlafen. Wenn das Weibchen trächtig ist, baut das Männchen, meist in einer Höhe von fünf bis acht Meter über dem Boden, ein Nest, d. h. ein bloßes Lager aus trockenen Stecken und Zweigen, welche es mit den Händen zusammenschleppt. Hier bringt das Weibchen sein Junges zur Welt und verläßt dann das Nest. Während der Brunstzeit (?) kämpfen die Männchen um ihre Weibchen. Ein glaubwürdiger Zeuge sah zwei von ihnen im Kampfe; einer war viel größer als der andere, und der kleinere wurde getödtet. Aus dieser Thatsache scheint mir hervorzugehen, daß die Gorillas in Vielehigkeit leben wie andere Thiere, welche um die Weibchen kämpfen. Das gewöhnliche Geschrei des Gorilla ist kläglich, das Wuthgeschrei dagegen ein scharfes, rauhes Bellen, ähnlich dem Gebrülle eines Tigers.

„Entsprechend der Neigung der Neger, alles zu übertreiben, hörte ich anfänglich die verschiedensten Geschichten bezüglich der Wildheit des Gorilla. Als ich aber die wirklichen Jäger befragte, fand ich sie, so weit ich zu urtheilen vermochte, wie alle muthigen Leute bescheiden und eher schweigsam als geschwätzig. Ihre Mittheilungen über die Wildheit der Affen reichen kaum bis an die Erzählungen von Savage und Ford heran. Sie leugnen, daß der Gorilla, ohne gereizt zu sein, den Menschen stets angreife. Laßt ihn allein, sagen sie, und er läßt euch allein. Wenn er aber beim Fressen oder im Schlafe plötzlich überrascht wird, dreht er sich in einem Halbkreise herum, heftet seine Augen fest auf den Mann und stößt einen unwillig klagenden Schrei aus. Versagt das Gewehr des Jägers, oder wird der Affe nur verwundet, so läuft er zuweilen davon; manchmal aber stürzt er sich mit wüthendem Blicke, herunterhängender Lippe und nach vorn überfallendem Haarschopfe auf den Gegner. Es scheint nicht, daß er sehr behend sei; denn die Jäger entkommen ihm häufig. Er greift stets auf allen Vieren an, packt den betreffenden Gegenstand, reißt ihn in seinen Mund und beißt ihn. Die Geschichte vom Zusammenbeißen des Gewehrlaufes wird allgemein erzählt, ist aber durchaus nicht wunderbar, weil die billigen Gewehre aus Birmingham von jedem starkkieferigen Thiere zusammengequetscht werden dürften. Von den verschiedensten Seiten her hörte ich erzählen, daß Leute durch den Gorilla getödtet worden seien; immer aber fand ich, daß solche Erzählungen auf Ueberlieferungen sich gründeten. Daß ein Mann von einem Gorilla umgebracht werden kann, möchte ich keinen Augenblick bezweifeln, daß aber kein Mann seit Menschengedenken umgebracht worden ist, kann ich mit Bestimmtheit versichern. Der Jäger, welcher mich in den Waldungen von Ngumbi führte, wurde einst von einem Gorilla verwundet. Seine Hand war vollständig verkrüppelt und die Narben der Zahnwunden am Gelenke noch sichtbar. Ihn forderte ich auf, mir genau die Art und Weise des Angriffes eines Gorilla zu zeigen. Ich stellte den Jäger vor, er den Gorilla. Er nahm eine gebückte Stellung an, und ich that, als ob ich ihn schießen wollte. Nun kam er auf allen Vieren auf mich zu, ergriff meine Hand am Gelenke, zog sie zu seinem Munde, biß hinein und lief davon. So, sagte er, hat der Gorilla mit mir gethan. Durch solche einfache Zeugen gelangt man unter den Negern am ersten zur Wahrheit. Der Leopard gilt allgemein für ein wilderes und gefährlicheres Thier als der Gorilla. Auch der Schimpanse greift,

wenn er angefallen wird, einen Menschen an; dasselbe thut der Orang-Utan, dasselbe thun in der That alle Thiere vom Elefanten bis zu den Kerbthieren herunter. Ich kann also keinen Grund zu der Annahme finden, daß der Gorilla wilder und mehr geneigt zum Angriffe auf einen Menschen sei als andere Thiere, welche, wie unser Affe, bedächtig und furchtsam sind, und welche ihre ausgezeichnete Befähigung im Riechen und Hören sich zu Nutze machen, um vor dem Menschen zu entfliehen.

„In meiner bescheidenen Eigenschaft, als ein bloßer Sammler von Thatsachen, wünsche ich nichts weiter als zu der Wahrheit zu gelangen. Meine Angaben unterscheiden sich von denen meiner Vorgänger, und ich muß frei zugestehen, daß für die eine wie für die andere Seite gleiche Berechtigung vorliegt. Alle Neger sind geneigt, eher zu übertreiben als zu unterschätzen. Ich habe eine größere Anzahl von Zeugen befragt als vielleicht Wilson, Savage und Ford zusammen und, nachdem die Frage einmal wichtig geworden war, doppelte Vorsicht bei meinen Untersuchungen angewendet; aber jene hatten ihrerseits großen Vortheil über mich, weil sie die Sprache der Eingeborenen kannten und keiner Dolmetscher bedurften, auch besser mit dem Wesen der Eingeborenen vertraut waren als ich. Den bezüglichen Werth unserer Mittheilungen vermag ich also nicht bestimmt abzuschätzen, schon weil ich nicht weiß, von welchem Stamme jene ihre Nachrichten erhalten haben. Das, was ich aus persönlicher Anschauung versichern kann, ist folgendes: Ich habe die Nester des Gorilla gesehen und beschrieben, bin jedoch nicht im Stande, bestimmt zu sagen, ob sie als Betten oder nur als zeitweilige Lager benutzt werden. Ich habe ebenso wiederholt die Fährte des Gorilla gefunden und darf deshalb behaupten, daß der Affe gewöhnlich auf allen Vieren läuft. Niemals habe ich mehr Fährten gesehen als von zwei Gorillas zusammen. Auch habe ich einen jungen Gorilla und einen jungen Schimpanse in gefangenem Zustande beobachtet und darf versichern, daß beide gleich gelehrig sind. Endlich kann ich behaupten, daß der Gorilla wenigstens zuweilen vor dem Menschen flüchtet; denn ich war nahe genug, um zu hören, daß einer von mir weglief.

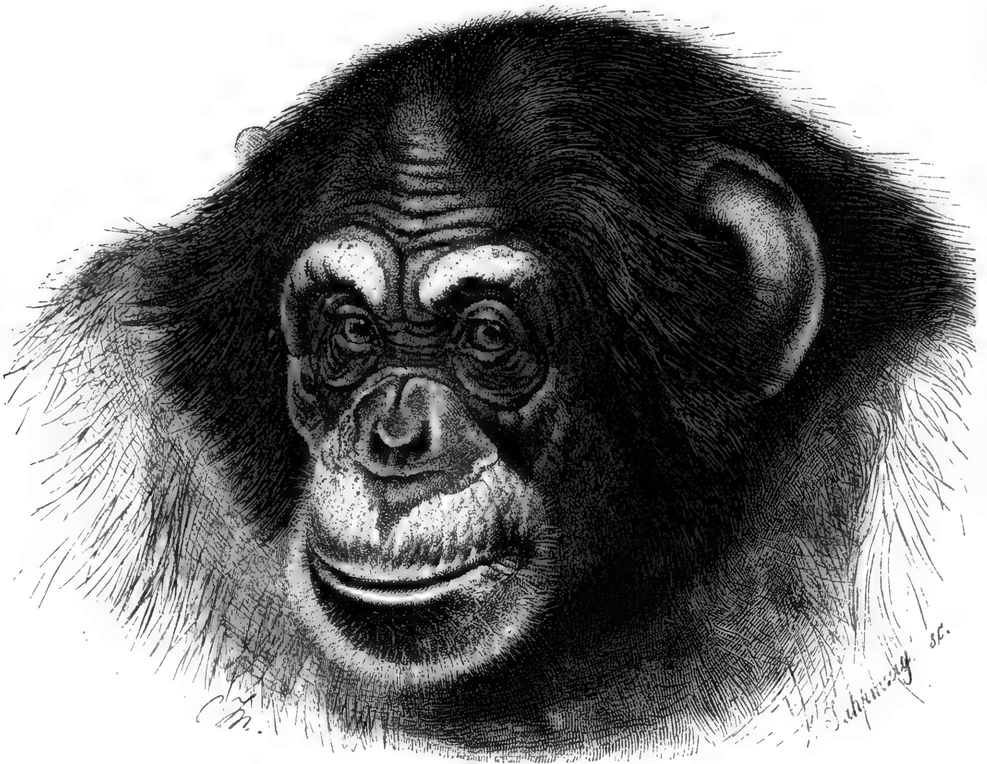
„Von den vielen Erzählungen über den Gorilla, welche mir mitgetheilt wurden, habe ich alle nicht genug beglaubigten weggelassen. Eine von diesen berichtet z. B., daß zuweilen eine Gorillafamilie einen Baum erklettere und sich an einer gewissen Frucht toll und voll fresse, während der alte Vater unten am Fuße des Baumes verbleibe. Kannst du, sagen die Eingeborenen, nahe genug herankommen, um ihn zu erlegen, so kannst du auch den Rest der Familie tödten. Die zweite Geschichte ist die, welche von allen großen Affen berichtet wird, daß sie Frauen mit sich nehmen. In einem Dorfe am rechten Ufer des Fernandovaz wurde mir erzählt, daß die Frauen, während sie zum Brunnen gingen, sehr häufig von Gorillas gejagt werden; ja, man brachte mir sogar eine Frau, welche versicherte, selbst die Leidenschaft eines Gorilla erlitten zu haben und ihm kaum entkommen zu sein. In alldem kann ich nichts wunderbares finden; denn wir wissen, daß die Affen höchst empfängliche Thiere sind. Demungeachtet wird man berechtigt sein, Zweifel zu hegen, wenn erzählt wird, daß eine Frau in die Wälder geschleppt und halbwild unter den Affen gelebt habe."

Winwood Reade schließt seine Mittheilungen mit der Bemerkung, daß er nicht im Stande gewesen sei, etwas zu erfahren, worin der Gorilla vom Schimpanse wesentlich sich unterscheide. Beide Thiere bauen Nester, beide gehen auf allen Vieren, beide greifen in ähnlicher Weise an, beide vereinigen sich, obschon sie durchaus nicht gesellig sind, zuweilen in größerer Anzahl ꝛc. „Ein weißer Mann hat bis jetzt weder einen Gorilla noch einen Schimpanse erlegt. Die Vorsicht der Thiere, die Ungewißheit ihres Aufenthaltes, die Eifersucht der eingeborenen Jäger stempelt eine derartige Jagd zu einem sehr schwierigen Unternehmen."

So viel wissen wir gegenwärtig über das Freileben dieses vielbesprochenen, ebenso berühmten als berüchtigten Menschenaffen. Mit dem Schimpanse hat man bisher nur seinen Balg oder seinen in Weingeist bewahrten Leichnam, nicht aber das lebende Thier, vergleichen können; denn bis jetzt soll nur ein einziger Gorilla lebend nach Europa gelangt, aber von einem Thierbändiger gehalten worden sein, welcher ihn nicht einmal kannte.

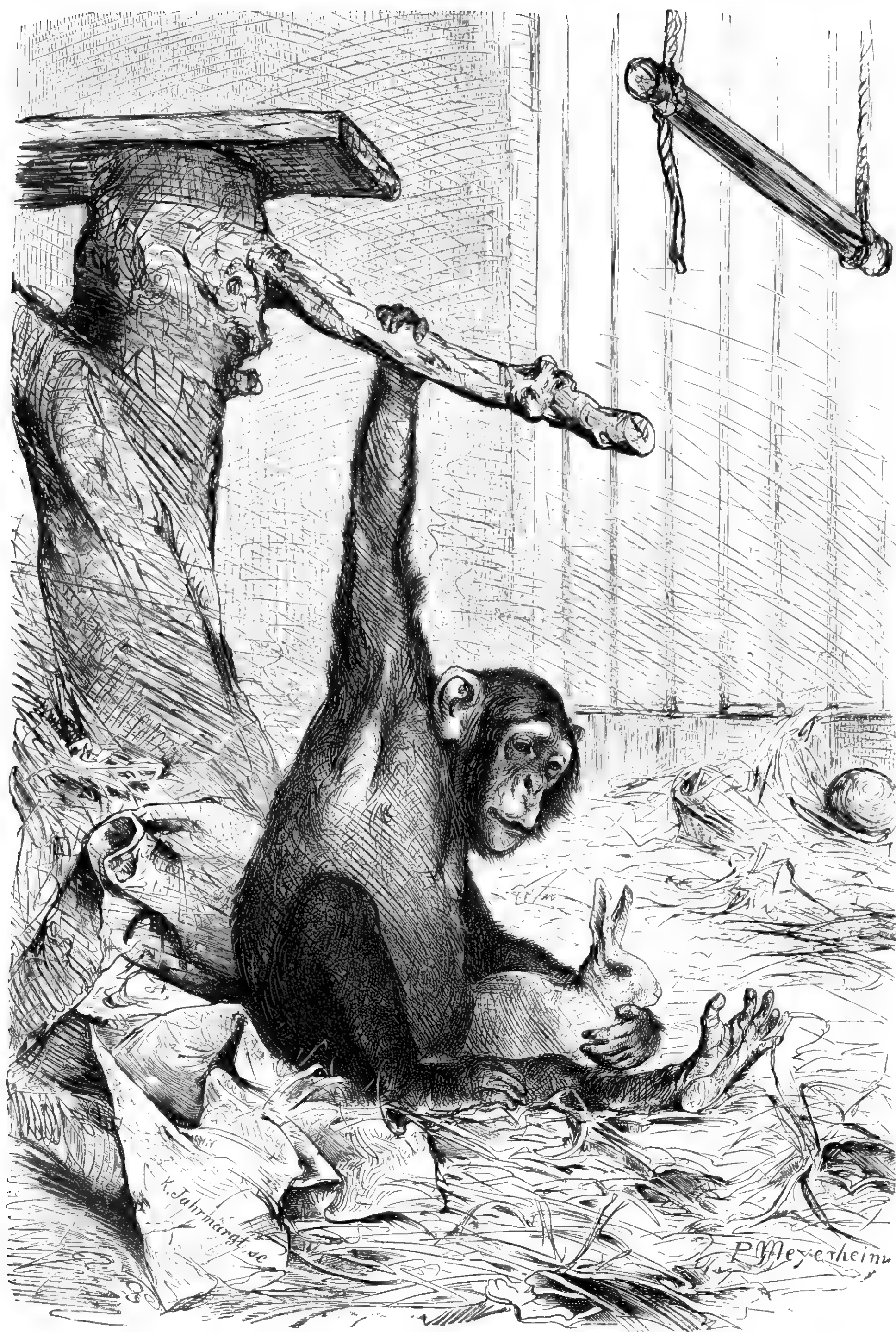
*

Der vorstehend mehrfach erwähnte Schimpanse, „Barris“, „Inschoko“, „Insiëgo“, „Soko“, „Nschniëgo“, „Baâm“, und wie er sonst noch bei den Eingeborenen heißen oder von Reisenden genannt worden sein mag (Anthropopithecus troglodytes, Simia, Pithecus, Chimpanza, Mimetes und Pseudanthropos troglodytes, Satyrus lagarus und Chimpanza, Troglodytes niger), wird gegenwärtig ebenfalls als Vertreter einer gleichnamigen Sippe oder Untersippe (Pseudanthropos) betrachtet. Er ist beträchtlich kleiner, im Rumpfe verhältnismäßig viel kürzer als der Gorilla, trotzdem er dieselbe Anzahl von rippentragenden und Lendenwirbeln



Schimpanse.

(dreizehn und vier) besitzt wie dieser, sein Kopf verhältnismäßig groß, die breite Schnauze wenig vorgezogen, der Vorderarm für Menschenaffen auffallend kurz, die Hand gestreckt und schmal, das Bein ebenfalls kurz, der Fuß der Hand entsprechend gebaut; auch zeigt der hinterste Backenzahn nur vier Höcker und einen hinteren Anhang. Sein Gesicht ist ziemlich breit und flach, die Stirn tritt namentlich bei alten merklich, jedoch weit weniger als beim Gorilla zurück und das Kinn in demselben Verhältnisse vor, so daß der Gesichtswinkel 55 Grad beträgt. Die Augenbrauenbogen stehen deutlich vor; die Nase ist klein und flach, der Mund übermäßig groß; die schmalen, weit vorstreckbaren Lippen sind im Leben vielfach gefaltet. Die Ohrmuschel ist viel größer, steht auch weiter vom Kopfe ab als bei dem Menschen, und zeigt fast denselben Bau wie beim Gorilla. Hände und Füße habe ich bereits (S. 41 f.) beschrieben, jedoch noch hinzuzufügen, daß die Arme bei aufrechtem Gange sehr weit am Beine herabreichen und die Fingerspitzen der ausgestreckten Hand fast die Knöchel berühren. Um das Verhältnis der Glieder zum Leibe anzugeben, will ich die Maße eines jungen Schimpanse, welchen ich lebend untersuchen konnte, angeben. Es beträgt die



Band I, S. 69.

Schimpanse.

Länge vom Scheitel bis zum Steiße 52 Centim., die Armlänge von der Achselhöhle bis zur Fingerspitze 44 Centim., die Beinlänge bis zur Zehenspitze 41 Centim., die Länge des Oberarmes 19 Centim., die Länge des Unterarmes 19 Centim., die Länge der Hand 13 Centim., die Länge des Oberschenkels 17 Centim., des Unterschenkels 17 Centim., des Fußes oben gemessen 12 Centim., der Umfang des Schädels über dem Brauenbogen gemessen 38 Centim., der Umfang des Halses 26 Centim., der Umfang des Leibes unter den Armen 50 Centim.

Ein ziemlich dichtes, aus mittellangen schlichten und glänzenden Haaren bestehendes Kleid, welches sich bartartig an beiden Gesichtsseiten und schopfig auf dem Hinterkopfe verlängert, deckt gleichmäßig Stirn, Scheitel, Hinterkopf, Nacken und Rücken, wogegen die Unterseite weit spärlicher bekleidet und die Kinn- und Weichengegend nur sehr dünn behaart ist. In der Gegend des nackten Afters sieht das Haar weißlich aus. Die Färbung des unbehaarten Gesichtes ist ein grauliches Ledergelb, welches zwischen den Augen in Braunschwarz übergeht, ohne daß jedoch letztere Färbung zur vorherrschenden würde. Hände und Füße sehen lederbraun, die Lippen blaßroth, die Ohren lebergelb aus. Die milden, sanften Augen haben lichtzimmetbraune Iris.

In wiefern das Thier in höherem Alter von dem eben beschriebenen Jungen abweicht, vermag ich nicht zu sagen, weil ich noch niemals einen lebenden Schimpanse gesehen habe, welcher bereits über die Jahre der Kindheit hinaus gewesen wäre, und mich auf eine Beschreibung getrockneter Bälge nicht einlassen mag. Nur so viel will ich noch bemerken, daß der erwachsene Schimpanse nach Versicherung der Eingeborenen zuweilen bis 1,5 Meter hoch wird und sich durch weißen Kinnbart, welcher auch bei den Jungen bereits angedeutet ist, besonders auszeichnet. Die Knochen des Schimpanse sind, laut Hartmann, im ganzen schlanker und zierlicher als diejenigen des Gorilla. Dem Schädel des männlichen Schimpanse fehlt der riesige Knochenkamm des ebengenannten Verwandten gänzlich; ebensowenig bemerkt man an ihm die beim männlichen Gorilla sehr mächtigen, beim weiblichen deutlich erkennbaren Knochenwülste über den Augen.

Um zu beweisen, daß die Alten den Schimpanse gekannt haben, führt man das berühmte Mosaikbild an, welches einstmals den Tempel der Fortuna in Präneste schmückte und unter vielen anderen Thieren der oberen Nilländer auch unseren Menschenaffen dargestellt haben soll. Erwähnt wird dieser von vielen Schriftstellern der letztvergangenen Jahrhunderte meist unter den Namen „Insiégo“ oder „Nschniégo“, welche er in Mittelafrika heute noch führt. Ein junger Schimpanse wurde in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts lebend nach Europa gebracht, von Tulpius und Tyson zergliedert und von Dapper beschrieben. Von dieser Zeit an gelangte das Thier wiederholt zu uns, und neuerlich trifft es sogar mit einer gewissen Regelmäßigkeit auf dem europäischen Thiermarkte ein: im Jahre 1870 wurden fünf Stück allein nach Deutschland gebracht.

Während man früher Ober- und Niederguinea für seine ausschließliche Heimat hielt, wissen wir gegenwärtig durch Heuglin und Schweinfurth, daß er sich bis tief in das Innere von Afrika verbreitet. „Auf dem dichtbelaubten Hochholz längs der Flüsse im Lande der Niamniam“, sagt Heuglin, „haust in Paaren und Familien der Mban (richtiger Baâm), ein Affe von der Größe eines Mannes und von wildem Wesen, welcher sich nicht scheut, den ihn verfolgenden Jäger anzugreifen. Derselbe baut sich große Nester auf den Kronen der Bäume und versieht sie mit einem dichten Schutzdache gegen den Regen. Er hat eine olivenschwärzliche, nicht dichte Behaarung, nacktes, fleischfarbenes Gesicht und weißliches Gesäß.“ Vorstehende Schilderung, welche durch Schweinfurths Angaben durchaus bestätigt wird, kann sich nur auf den Schimpanse beziehen, und diese Ansicht wird unterstützt durch die Berichte des Letztgenannten und Hartmanns über die wenigen Stücke dieses mittelafrikanischen Affen, welche in schlecht zubereiteten Bälgen nach Europa gelangt sind. Schweinfurth erfuhr, daß ein Krainer Jäger, Klancznik, im Jahre 1863 außer einer Ladung Sklaven auch einen lebenden Schimpanse vom oberen Weißen Flusse mitbrachte. Der Affe starb, noch ehe er Chartum erreichte, wurde dort abgehäutet und der Hochschule für Aerzte in Kairo überlassen. Hier sah Schweinfurth den Balg; auf der Pariser Aus-

stellung konnte Hartmann einen zweiten untersuchen. Beide Forscher sprechen sich dahin aus, daß man das Thier als Schimpanse bestimmen müsse. „Im December 1868“, schaltet Schweinfurth hier ein, „fand ich in Chartum einen dritten, schlecht ausgestopften, aber sehr großen Balg des betreffenden Affen, welcher sich gegenwärtig im Berliner Museum befindet und nach Hartmanns Ueberzeugung von dem westafrikanischen Schimpanse sich nicht unterscheidet. Unter den von mir bereisten Ländern des tiefsten Inneren von Afrika nenne ich als Heimat dieses Menschenaffen vor allen anderen das waldreiche Land des Königs Uando, weil das Thier hier besonders häufig auftreten muß. In einem Dorfe nahm ich zwölf vollständige Schädel desselben von einem einzigen der hier gebräuchlichen Merkpfähle, welche mit Beutezeichen der Jagd behangen zu werden pflegen. In dem bevölkerten Monbuttulande dagegen, welches weite, dem Bananenbau gewidmete Lichtungen in sich schließt, scheint das menschenscheue Thier nur ein ziemlich vereinzeltes Dasein zu führen. Auch mir wurde erzählt, daß er auf den von ihm bewohnten Bäumen sich Nester errichte.“ In Ober- und Niederguinea bewohnt der Schimpanse die großen Wälder in den Flußthälern und an der Küste, scheint jedoch trockene Gegenden feuchten vorzuziehen. Auf der nördlichen Seite des Kongo soll er, laut Monteiro, sehr häufig sein.

„Man kann nicht sagen“, berichtet Savage, „daß die Schimpansen gesellig leben, da man selten mehr als ihrer fünf, höchstens ihrer zehn zusammen findet. Auf gute Gewähr mich stützend, darf ich behaupten, daß sie sich gelegentlich in größerer Anzahl versammeln, um zu spielen. Einer meiner Berichterstatter versichert, bei einer solchen Gelegenheit einmal nicht weniger als ihrer funfzig gesehen zu haben, welche sich durch Jubeln, Schreien und Trommeln auf alten Stämmen erfreuten. Sie meiden die Aufenthaltsorte der Menschen soviel als möglich. Ihre Wohnungen, mehr Nester als Hütten, errichten sie auf Bäumen, im allgemeinen nicht hoch über dem Boden. Größere oder kleinere Zweige werden niedergebogen, abgeknickt, gekreuzt und durch einen Ast oder einen Gabelzweig gestützt. Zuweilen findet man ein Nest nahe dem Ende eines dicken blattreichen Astes, acht bis zwölf Meter über der Erde; doch habe ich auch eins gesehen, welches nicht niedriger als dreizehn Meter sein konnte. Einen festen Standort haben die Schimpansen nicht, wechseln ihren Platz vielmehr beim Aufsuchen der Nahrung oder aus sonstigen Gründen, je nach den Umständen. Wir sahen sie öfters auf hoch gelegenen Stellen, wohl nur deshalb, weil die dem Reisbau der Eingeborenen günstigeren Niederungen öfters gelichtet werden, und jenen dann passende Bäume zum Bau ihrer Nester mangeln. Selten sieht man mehr als ein oder zwei Nester auf einem und demselben Baume oder sogar in derselben Umgebung. Doch hat man einmal deren fünf gefunden.“ Nester, wie solche Du-Chaillu bespricht und abbildet, wahrhaft künstliche Flechtereien nämlich, beschreibt kein einziger der übrigen Berichterstatter.

„In der Ruhe nimmt der freilebende Schimpanse gewöhnlich eine sitzende Stellung an. Man sieht ihn in der Regel stehen oder gehen; wird er dabei entdeckt, so fällt er unverzüglich auf alle Viere und entfernt sich fliehend von dem Beobachter. Sein Bau ist derart, daß er nicht ganz aufrecht stehen kann, sondern stets nach vorn neigt; wenn er steht, sieht man ihn die Hände über dem Hinterhaupte zusammenschlagen oder über der Lendengegend kreuzen, was nothwendig zu sein scheint, um sich im Gleichgewichte zu erhalten. Die Zehen sind beim Erwachsenen stark gebogen und nach innen gewendet, können auch nicht vollständig ausgestreckt werden. Beim Versuche hierzu erhebt sich die Haut des Fußrückens in dicken Falten, woraus hervorgeht, daß völlige Streckung des Fußes ihm unnatürlich ist. Die ihm bequemste Stellung ist die auf allen Vieren, wobei der Leib auf den Knöcheln ruht. Infolge des Gebrauches sind letztere verbreitert und wie die Fußsohle mit schwieliger Haut bekleidet. Wie man schon aus dem Baue vermuthen kann, ist der Schimpanse ein geschickter Kletterer. Bei seinen Spielen schwingt er sich auf weite Entfernungen von einem Baume zum anderen und springt mit staunenerregender Behendigkeit. Nicht selten sieht man die „alten Leute“, wie einer meiner Berichterstatter sich ausdrückt, unter einem Baume sitzen, mit Aufzehren von Früchten und freundschaftlichem Geschwätz sich unterhaltend,

während ihre Kinder um sie herumspringen und ausgelassen von Baum zu Baume klettern. Die Nahrung besteht wahrscheinlich aus denselben Pflanzen und Früchten, welche der Gorilla verzehrt: Früchte, Nüsse, Blatt- und Blütenschößlinge, vielleicht auch Wurzeln bilden wohl die Hauptspeise. Nicht selten soll er Bananen und andere Fruchtbäume besuchen, welche die Neger zwischen ihren Maisfeldern anpflanzen, oder sich in verlassenen Negerdörfern, in denen die Papaya in großer Menge wächst, einfinden und dort so lange verweilen, als es Nahrung gibt, nach Aufzehrung derselben aber wieder Wanderungen von größerer oder geringerer Ausdehnung unternehmen.

„Der Schimpanse bekundet scharfen Verstand und warme Liebe zu seinen Jungen. Ein Weibchen, welches sich mit seinem Manne und zwei Jungen auf einem Baume befand und von dem Jäger aufgefunden wurde, stieg zuerst mit großer Schnelligkeit herunter und versuchte mit dem Männchen und einem Jungen ins Dickicht zu entfliehen. Bald darauf aber kehrte es zur Rettung des zurückgebliebenen Jungen zurück, stieg wieder auf den Baum, nahm das Kind in seine Arme und erhielt in demselben Augenblicke die tödtliche Kugel, welche auf dem Wege zum Herzen der Mutter durch den Vorderarm des Jungen drang. In einem anderen Falle blieb die Mutter, nachdem sie entdeckt war, mit ihrem Jungen auf dem Baume und folgte aufmerksam dem Vorgehen des Jägers. Als er zielte, bewegte sie ihre Hand, genau in der Weise, wie ein Mensch thun würde, um den Gegner zum Abstehen und Fortgehen zu bewegen. Verwundete suchen das Blut durch Ausdrücken der Hand oder, wenn dies nicht ausreicht, durch Auflegen von Blättern und Gras zu stillen, schreien auch laut, „nicht unähnlich einem Menschen, welcher plötzlich in große Noth geräth." Ferner wird erzählt, daß sich die Schimpansen in ihrer geschlechtlichen Liebe weit weniger abschreckend als andere Affen zeigen, sogar eine gewisse Sittsamkeit an den Tag legen sollen. Auch von ihnen geht überall, wo sie vorkommen, das Gerücht, daß die Männchen an weiblichen Menschen Gefallen finden, und diese Behauptung erscheint denjenigen, welche das Gebaren großer männlicher Affen beim Anblicke von Frauen aus eigener Erfahrung kennen gelernt haben, durchaus nicht unwahrscheinlich. Ueber Zeit und Umstände der Paarung, Schwangerschaft und Entwickelung der Jungen &c. sind mir keinerlei Angaben bekannt; ich weiß bloß aus Beobachtung an gefangenen Jungen, daß deren Wachsthum weit langsamer vor sich geht, als man bisher angenommen zu haben scheint. Der Zahnwechsel beginnt nicht vor dem zurückgelegten vierten Lebensjahre, wahrscheinlich noch um ein Jahr später. Ein Schimpanse, welchen ich drei Jahre lang pflegte, war, als er in meinen Besitz kam, jedenfalls älter als zwei Jahre und wechselte erst kurz vor seinem Tode die unteren Schneidezähne; der Zahnwechsel würde also, die Richtigkeit meiner Annahme vorausgesetzt, erst im sechsten Lebensjahre stattgefunden haben. Wenn man, hierauf fußend, den Schimpanse bezüglich seines Wachsthums und des zu erreichenden Alters dem Menschen annähernd gleichstellt, wird man sich schwerlich irren.

Unter den Eingeborenen Westafrikas geht eine Ueberlieferung, nach welcher die Schimpansen einmal Mitglieder ihres eigenen Stammes gewesen seien, wegen ihrer schlechten Gewohnheiten aber aus aller menschlichen Gesellschaft verstoßen und infolge hartnäckigen Beharrens bei ihren gemeinen Neigungen allmählich auf den gegenwärtigen Zustand herabgesunken wären. Dies hindert die Eingeborenen übrigens nicht, die Herren Vettern zu essen; ja deren Leiber gelten, mit Palmöl gekocht, sogar für ein äußerst schmackhaftes Gericht.

Wie es scheint, kämpft der Schimpanse mit dem Menschen einzig und allein, um sich zu vertheidigen. Fürchtet er gefangen zu werden, so leistet er dadurch Widerstand, daß er seine Arme um den Gegner schlingt, ihn zu sich heranzieht und zu beißen versucht. Savage hat einen Mann gesehen, welcher so an den Füßen bedeutend verwundet worden war. „Die starke Entwickelung der Eckzähne beim erwachsenen Schimpanse möchte Neigung zu Fleischnahrung andeuten. Solche zeigt sich jedoch nur, wenn er gezähmt wurde. Anfänglich weist er Fleisch zurück, nach und nach aber verzehrt er es mit einer gewissen Vorliebe. Die Eckzähne, welche sich frühzeitig entwickeln, spielen

also nur eine Rolle bei der Vertheidigung. Kommt ein Schimpanse mit dem Menschen in Zwiespalt, so ist beinahe das erste, was er thun will, beißen."

„Leider", erzählt Schweinfurth, „noch war es mir nicht vergönnt, im Lande der Niamniam eine Jagd auf Schimpansen veranstalten zu sehen. Eine solche bereitet nämlich viele Schwierigkeiten. Nach Aussage der Niamniam selbst gehören dazu mindestens zwanzig bis dreißig entschlossene Jäger, denen die heikle Aufgabe zufällt, in den achtzig und mehr Fuß hohen Bäumen mit dem Schimpanse um die Wette umherzuklettern und dabei die gewandten und kräftigen Thiere in Fangnetze zu locken, in denen sie, einmal verwickelt, mit Lanzenwürfen leicht abgethan werden können. In solchen Fällen sollen sie sich grimmig und verzweifelt wehren, in die Enge getrieben, den Jägern sogar die Speere zu entreißen vermögen, mit welchen sie dann wüthend um sich schlagen. Weit verderblicher aber noch soll den Angreifern der Biß ihrer gewaltigen Eckzähne und die erstaunliche Muskelstärke ihrer nervigen Arme werden."

Unter allen Menschenaffen gelangt gegenwärtig der Schimpanse am häufigsten lebend zu uns, hält hier aber leider nur ausnahmsweise zwei bis drei Jahre aus, während er, wie man versichert, in Westafrika bis zwanzig Jahre in Gefangenschaft gelebt haben und groß und stark geworden sein soll. Bis jetzt hat man stets beobachtet, daß die Gefangenen sanft, klug und liebenswürdig waren. Grandpret sah auf einem Schiffe ein Weibchen, welches man gelehrt hatte, den Backofen zu heizen. Es erfüllte sein Amt zur allgemeinen Zufriedenheit, gab acht, daß keine Kohlen herausfielen, wußte, wenn der Ofen den nöthigen Grad von Hitze erlangt hatte, ging hin und berichtete den Bäcker durch sehr ausdruckvolle Geberden davon. Derselbe Affe verrichtete die Arbeit eines Matrosen mit ebenso viel Geschick als Einsicht, wand das Ankertau auf, zog die Segel ein, band sie fest und arbeitete vollkommen zur Zufriedenheit der Matrosen, welche ihn zuletzt als ihren Maat betrachteten. Brosse brachte ein Pärchen junger Schimpansen nach Europa, ein junges Männchen und ein Weibchen. Sie setzten sich an den Tisch wie ein Mensch, aßen von allem und bedienten sich dabei des Messers, der Gabel und der Löffel, theilten auch alle Getränke, namentlich Wein und Branntwein, mit den Menschen, riefen die Schiffsjungen, wenn sie etwas brauchten, und wurden böse, wenn diese es ihnen verweigerten, faßten die Knaben am Arme, bissen sie und warfen sie unter sich. Das Männchen wurde krank, und der Schiffsarzt ließ ihm deshalb zur Ader; so oft es sich unwohl fühlte, hielt es ihm stets den Arm hin. Buffon erzählt, daß sein Schimpanse traurig und ernsthaft aussah und sich abgemessen und verständig bewegte. Von den häßlichen Eigenschaften der Paviane zeigte er keine einzige, war aber auch nicht muthwillig wie die Meerkatzen, gehorchte aufs Wort oder auf ein Zeichen, bot den Leuten den Arm an und ging mit ihnen umher, setzte sich zu Tische, benutzte ein Vorstecktuch und wischte sich, wenn er getrunken hatte, damit die Lippen; schenkte sich selbst Wein ein und stieß mit anderen an, holte sich eine Tasse und Schale herbei, that Zucker hinein, goß Thee darauf und ließ ihn kalt werden, bevor er ihn trank. Niemandem fügte er ein Leid zu, sondern näherte sich jedem bescheiden und freute sich ungemein, wenn ihm geschmeichelt wurde. Traills Schimpanse hielt man einen Spiegel vor: sogleich war seine Aufmerksamkeit gefesselt; auf die größte Beweglichkeit folgte die tiefste Ruhe. Neugierig untersuchte er das merkwürdige Ding und schien stumm vor Erstaunen, blickte sodann fragend seinen Freund an, hierauf wieder den Spiegel, ging hinter diesen, kam zurück, betrachtete nochmals sein Bild und suchte sich durch Betasten desselben zu überzeugen, ob er wirkliche Körperlichkeit oder bloßen Schein vor sich habe: ganz so wie es wilde Völker thun, wenn ihnen zum erstenmal ein Spiegel gereicht wird. Leutnant Sayers erzählt von einem jungen Männchen, welches er wenige Tage nach der Gefangenschaft an der Westküste Afrikas erhielt, daß es sehr bald und im hohen Grade vertraut mit ihm wurde, noch innigere Freundschaft aber mit einem Negerknaben schloß und im höchsten Zorne zu kreischen anfing, wenn jener ihn nur für einen Augenblick verlassen wollte. Sehr eingenommen war der Affe für Kleidungsstücke, und das erste Beste, das ihm in den Weg kam, eignete er sich an, trug es sogleich auf den Platz und setzte sich unabänderlich,

mit selbstzufriedenem Gurgeln, darauf, gab es auch gewiß nicht ohne harten Kampf und ohne die Zeichen der größten Unzufriedenheit wieder her. „Als ich diese Vorliebe bemerkte“, fährt der Erzähler fort, „versah ich ihn mit einem Stück Baumwollenzeug, von dem er sich dann, zur allgemeinen Belustigung, nicht wieder trennen mochte, und welches er überallhin mitschleppte, so daß keine Verlockung stark genug war, ihn zum Aufgeben desselben auch nur für einen Augenblick zu bewegen. Die Lebensweise der Thiere in der Wildnis war mir völlig unbekannt; ich versuchte deshalb, ihn nach meiner Art zu ernähren und hatte den besten Erfolg. Morgens um acht Uhr bekam mein Gefangener ein Stück Brod in Wasser oder in verdünnter Milch geweicht, gegen zwei Uhr ein paar Bananen oder Pisang, und ehe er sich niederlegte wieder eine Banane, eine Apfelsine oder ein Stück Ananas. Die Banane schien seine Lieblingsfrucht zu sein, für sie ließ er jedes andere Gericht im Stiche, und wenn er sie nicht bekam, war er höchst mürrisch. Als ich ihm einmal eine verweigerte, bekundete er die heftigste Wuth, stieß einen schrillen Schrei aus und rannte mit dem Kopfe so heftig gegen die Wand, daß er auf den Rücken fiel, stieg dann auf eine Kiste, streckte die Arme verzweiflungsvoll aus und stürzte sich herunter. Alles dies ließ mich so sehr für sein Leben fürchten, daß ich den Widerstand aufgab. Nun erfreute er sich seines Sieges auf das lebhafteste, indem er minutenlang ein höchst bedeutungsvolles Gurgeln hören ließ: kurz, jedesmal, wenn man ihm seinen Willen nicht thun wollte, zeigte er sich wie ein verzogenes Kind. Aber so böse er auch werden mochte, nie bemerkte ich, daß er geneigt gewesen wäre, seinen Wärter oder mich zu beißen oder sich sonstwie an uns zu vergreifen.“

Ich kann diese Berichte nach eigener Erfahrung bestätigen und vervollständigen, da ich selbst mehrere Schimpansen jahrelang gepflegt und beobachtet habe. Einen solchen Affen kann man nicht wie ein Thier behandeln, sondern mit ihm nur wie mit einem Menschen verkehren. Ungeachtet aller Eigenthümlichkeiten, welche er bekundet, zeigt er in seinem Wesen und Gebaren so außerordentlich viel menschliches, daß man das Thier beinahe vergißt. Sein Leib ist der eines Thieres, sein Verstand steht mit dem eines rohen Menschen fast auf einer und derselben Stufe. Es würde abgeschmackt sein, wollte man die Handlungen und Streiche eines so hoch stehenden Geschöpfes einzig und allein auf Rechnung einer urtheilslosen Nachahmung stellen, wie man es hin und wieder gethan hat. Allerdings ahmt der Schimpanse nach; es geschieht dies aber genau in derselben Weise, in welcher ein Menschenkind Erwachsenen etwas nachthut, also mit Verständnis und Urtheil. Er läßt sich belehren und lernt. Wäre seine Hand ebenso willig oder gebrauchsfähig wie die Menschenhand, er würde noch ganz anderes nachahmen, noch ganz anderes lernen. Er thut eben so viel er zu thun vermag, führt das aus, was er ausführen kann; jede seiner Handlungen aber geschieht mit Bewußtsein, mit entschiedener Ueberlegung. Er versteht, was ihm gesagt wird, und wir verstehen auch ihn, weil er zu sprechen weiß, nicht mit Worten allerdings, aber mit so ausdrucksvoll betonten Lauten und Silben, daß wir uns über sein Begehren nicht täuschen. Er erkennt sich und seine Umgebung und ist sich seiner Stellung bewußt. Im Umgange mit dem Menschen ordnet er sich höherer Begabung und Fähigkeit unter, im Umgange mit Thieren bekundet er ein ähnliches Selbstbewußtsein wie der Mensch. Er hält sich für besser, für höher stehend als andere Thiere, namentlich als andere Affen. Sehr wohl unterscheidet er zwischen erwachsenen Menschen und Kindern: erstere achtet, letztere liebt er, vorausgesetzt, daß es sich nicht um Knaben handelt, welche ihn necken oder sonstwie beunruhigen. Er hat witzige Einfälle und erlaubt sich Späße, nicht bloß Thieren, sondern auch Menschen gegenüber. Er zeigt Theilnahme für Gegenstände, welche mit seinen natürlichen Bedürfnissen keinen Zusammenhang haben, für Thiere, welche ihn sozusagen nichts angehen, mit denen er weder Freundschaft anknüpfen, noch in irgend ein anderes Verhältnis treten kann. Er ist nicht bloß neugierig, sondern förmlich wißbegierig. Ein Gegenstand, welcher seine Aufmerksamkeit erregte, gewinnt an Werth für ihn, wenn er gelernt hat, ihn zu benutzen. Er versteht Schlüsse zu ziehen, von dem einen auf etwas anderes zu folgern, gewisse Erfahrungen zweckentsprechend auf ihm neue Verhältnisse zu übertragen. Er ist listig, sogar verschmitzt, eigen-

willig, jedoch nicht störrisch; er verlangt, was ihm zukommt, ohne rechthaberisch zu sein, bekundet Launen und Stimmungen, ist heute lustig und aufgeräumt, morgen traurig und mürrisch. Er unterhält sich in dieser und langweilt sich in jener Gesellschaft, geht auf passende Scherze ein und weist unpassende von sich. Seine Gefühle drückt er aus wie der Mensch. In heiterer Stimmung lacht er freilich nicht, aber er schmunzelt doch wenigstens, d. h. verzieht sein Gesicht und nimmt den unverkennbaren Ausdruck der Heiterkeit an. Trübe Stimmungen dagegen verkündet er ganz in derselben Weise wie ein Mensch, nicht allein durch seine Mienen, sondern auch durch klägliche Laute, welche jedermann verstehen muß, weil sie menschlichen mindestens in demselben Grade ähneln wie thierischen. Wohlwollen erwiedert er durch die gleiche Gesinnung, Uebelwollen womöglich in eben derselben Weise. Bei Kränkungen geberdet er sich wie ein Verzweifelter, wirft sich mit dem Rücken auf den Boden, verzerrt sein Gesicht, schlägt mit Händen und Füßen um sich, kreischt und rauft sich sein Haar. Andere Affen bekunden ähnliche Geistesfähigkeiten; beim Schimpanse aber erscheint jede Aeußerung des Geistes klarer, verständlicher, weil sie dem, was wir beim Menschen sehen, entschieden ähnlicher ist als die Verstandesäußerung jener Thiere.

Der Schimpanse, welcher, während ich diese Zeilen in die schnellläufige Feder des Eilschreibers fließen lasse, in meinem Zimmer umhergeht und sich nach Herzenslust unterhält, langte in der traurigsten Verfassung an. Er war ermüdet und ermattet von der Reise, krank und leiblich und geistig herabgekommen. In dieser Lage verlangte er die sorgsamste Pflege, eine solche, wie man sie einem kranken Kinde angedeihen läßt, und erhielt diese und eine treffliche Erziehung durch einen der ausgezeichnetsten Thierpfleger, meinen alten Freund Seidel, in der freundlichsten Weise. Kein Wunder, daß er an diesem Manne hängt wie ein Kind an seiner Mutter, daß er sich seinen Wünschen fügt und in überraschend kurzer Zeit zu dem folgsamsten Pfleglinge unter der Sonne geworden ist. Namentlich seitdem er seine Krankheit vollständig überwunden hat, zeigt er sich als ein ganz anderes Geschöpf als vorher. Er ist rege und thätig ohne Unterlaß, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, sucht sich ununterbrochen mit irgend etwas zu beschäftigen, und sollte er auch nur mit seinen Händen klatschend auf seine Fußsohlen klopfen, ganz so wie Kinder es ebenfalls zu thun pflegen. So ungeschickt er zu sein scheint, wenn er geht, so gewandt und behend ist er wirklich, und zwar bei jeder Bewegung. In der Regel geht er in der sämmtlichen Menschenaffen eigenen Weise auf allen Vieren, und zwar mit schiefer Richtung seines Leibes, indem er sich mit den Händen auf die eingeschlagenen Knöchel stützt und entweder ein Hinterbein zwischen den Vorderarmen und eins außerhalb derselben setzt oder beide Hinterbeine zwischen die Vorderame schiebt. Trägt er jedoch etwas, so richtet er sich fast zu voller Höhe auf, stützt sich nur mit einer Hand auf den Boden und bewegt sich dann eigentlich ebenso geschickt als sonst. Wirklich aufrecht, also nur auf beiden Beinen allein, ohne sich mit einem Arme zu stützen, geht er bloß dann, wenn er in besondere Erregung geräth, beispielsweise wenn er glaubt, daß sich sein Pfleger von ihm entfernen wolle, ohne ihn mitzunehmen. Bei dieser Bewegung hält er die im Armgelenk gebogenen Hände seitlich vom Kopfe ab nach oben, um das Gleichgewicht herzustellen. Der Gang auf allen Vieren sieht äußerst holperig aus, fördert aber verhältnismäßig rasch genug und jedenfalls mehr, als ein Mensch zu laufen im Stande ist. Eigentliche Beweglichkeit und Behendigkeit entfaltet er aber doch nur im Klettern, und hierin unterscheidet er sich, wie wahrscheinlich alle übrigen Menschenaffen, wesentlich von seinen Ordnungsverwandten. Er klettert nach Art eines Menschen, nicht nach Art eines Thieres, und turnt in der ausgezeichnetsten Weise. Mit seinen Armen ergreift er einen Ast oder sonstigen Halt und schwingt sich nun mit überraschender Gewandtheit über ziemlich weite Entfernungen weg, macht auch verhältnismäßig große Sätze, immer aber so, daß er mit einer Hand oder mit beiden einen neuen Halt ergreifen kann. Die Füße spielen beim Klettern und Turnen den Händen gegenüber eine untergeordnete Rolle, obgleich sie selbstverständlich ebenfalls in Mitleidenschaft gezogen und die höchst beweglichen Zehen gebührend benutzt werden. Mit dem ihm gebotenen Turngeräthe macht er sich vom Morgen bis zum Abend zu schaffen, und weiß ihnen fortwährend

neue Seiten der Verwendung abzugewinnen. Er schaukelt sich minutenlang mit Behagen, klettert an seiner hängenden Leiter auf und ab, setzt diese in Bewegung, geht am Reck, mit den Händen fest hangend, hin und her und führt andere Turnkünsteleien mit vollendeter Fertigkeit aus, ohne jemals im geringsten unterrichtet worden zu sein. So sicher er sich auf diesen ihm bekannten Turngeräthen fühlt, so ängstlich geberdet er sich, wenn er auf einen Gegenstand klettert, welcher ihm nicht fest genug zu sein scheint: ein wackeliger Stuhl z. B. erregt sein höchstes Bedenken. Den Händen fällt der größte Theil aller Arbeiten zu, welche er verrichtet. Mit ihnen untersucht und betastet, mit ihnen packt er Gegenstände, während der Fuß nur aushülfsweise als Greifwerkzeug benutzt wird. Er gebraucht seine Hände im wesentlichen ganz so wie ein Mensch und unterscheidet sich von diesem hauptsächlich darin, daß er die einzelnen Finger der Hand unter sich weniger als der Mensch bewegt, d. h. gewöhnlich mit dem Daumen und der übrigen ganzen Hand zugreift; doch wendet er bei genaueren Untersuchungen sehr regelmäßig auch den Zeige- oder Mittelfinger an.

Winwood Reade erzählt, daß ihm auf die Frage, ob sich der Gorilla auf die Brust schlage und ein Geräusch wie das einer Trommel hervorbringe, erwiedert worden sei, der Gorilla habe keine Trommel, wohl aber der Schimpanse; daß man ihn dann, als er die Trommel zu sehen gewünscht, zu einem hohlen Baume geführt und ihm gezeigt habe, wie der Schimpanse diesem durch Stampfen mit den Beinen einen trommelnden Ton zu entlocken wisse. Der Bericht der Neger ist gewiß vollständig richtig; denn auch der zahme Schimpanse thut dasselbe, indem er bei heiterer Stimmung, gleichsam um seinen Uebermuth auszulassen, nicht bloß mit den Händen auf den Boden schlägt, wie andere Affen es ebenfalls thun, sondern auch mit den Beinen auf und nieder trampelt, besonders da, wo es tönt, und damit allerdings ein trommelndes Geräusch hervorbringt. Er zeigt sich wahrhaft entzückt, wenn sich ein Mensch herbeiläßt, in derselben Weise wie er zu klopfen, ja er fordert Bekannte geradezu auf, derartig mit ihm zu spielen.

Mein Schimpanse kennt seine Freunde genau und unterscheidet sie sehr wohl von Fremden, befreundet sich aber bald mit allen, welche ihm liebreich entgegenkommen. Am behaglichsten befindet er sich im Kreise einer Familie, namentlich wenn er aus einem Zimmer ins andere gehen, Thüren öffnen und schließen und sich sonstwie zu unterhalten vermag. Man vermeint es ihm anzusehen, wie gehoben er sich fühlt, wenn er sich einmal frei unter ihm wohlwollenden Menschen bewegen und mit ihnen am Tische sitzen darf. Merkt er, daß man auf seine Scherze eingeht, so beginnt er mit seinen Händen auf den Tisch zu klopfen, und freut sich höchlich, wenn seine Gastgeber ihm folgen. Außerdem beschäftigt er sich mit genauer Untersuchung aller denkbaren Gegenstände, öffnet die Ofenthüre, um sich das Feuer zu betrachten, zieht Kisten heraus, kramt sie aus und spielt mit dem, was er hier findet, vorausgesetzt, daß es nicht verdächtig erscheint; denn er ist im hohen Grade ängstlich und kann vor einem Gummiballe sich entsetzen. Sehr genau merkt er, ob er beobachtet wird oder nicht. Im ersteren Falle thut er nur das, was ihm erlaubt wird, im letzteren läßt er sich mancherlei Uebergriffe zu Schulden kommen, gehorcht aber, wenn sein Pfleger ihm etwas verbietet, auf das bloße Wort hin, obschon nicht immer sogleich. Lob feuert ihn an, namentlich wenn es sich um Schwingen und Turnen handelt. Beschenkt oder freudig überrascht, beweist er sich dankbar, indem er, ohne gerade hierzu abgerichtet oder gelehrt worden zu sein, seinen Arm zärtlich um die Schulter des Wohlthäters legt und ihm eine Hand oder echt menschlich auch einen Kuß gibt. Genau dasselbe thut er, wenn er des Abends aus seinem Käfig genommen und auf das Zimmer gebracht wird. Er kennt die Zeit und zeigt sich schon eine Stunde, bevor er in sein Zimmer zurückgebracht wird, höchst unruhig. In dieser letzten Stunde darf sein Pfleger sich nicht entfernen, ohne daß er in ausdrucksvolles Klagen ausbricht oder auch wohl verzweifelnd sich geberdet, indem er sich, wie beschrieben, auf den Boden wirft, mit Händen und Füßen strampelt und ein unerträgliches Kreischen ausstößt. Dabei beachtet er die Richtung, in welcher sein Pfleger sich bewegt, genau, und bricht nur dann in Klagen aus, wenn er meint, daß jener ihn verlassen wolle. Wird er getragen, so setzt er sich wie ein Kind auf den Arm seines Pflegers, schmiegt den Kopf an dessen Brust und

scheint sich außerordentlich behaglich zu fühlen. Von nun an hat er anscheinend bloß den einen Gedanken, sobald als möglich auf sein Zimmer zu kommen, setzt sich hier auf das Sopha und betrachtet seinen Freund mit treuherzigem Blicke, gleichsam als wolle er in dessen Gesichte lesen, ob dieser ihm heute Abend wohl Gesellschaft leisten oder ihn allein lassen werde. Wenn er das erstere glaubt, fühlt er sich glücklich, wogegen er, wenn er das Gegentheil merkt, sehr unglücklich sich geberdet, ein betrübtes Gesicht schneidet, die Lippen weit vorstößt, jammernd aufschreit, an dem Pfleger emporklettert und krampfhaft an ihm sich festhält. In solcher Stimmung hilft auch freundliches Zureden wenig, während dieses sonst die vollständigste Wirkung auf ihn äußert, ebenso wie er sich ergriffen zeigt, wenn er ausgescholten wurde. Man darf wohl sagen, daß er die an ihn gerichteten Worte vollständig versteht; denn er befolgt ohne Zögern die verschiedensten Befehle und beachtet alle ihm zukommenden Gebote; doch gehorcht er eigentlich nur seinem Pfleger, nicht aber Fremden, am wenigsten, wenn diese sich herausnehmen, in Gegenwart seines Freundes etwas von ihm zu verlangen.

Im hohen Grade anziehend benimmt er sich Kindern gegenüber. Er ist an und für sich durchaus nicht bösartig oder gar heimtückisch und behandelt eigentlich jedermann freundlich und zuvorkommend, Kinder aber mit besonderer Zärtlichkeit, und dies um so mehr, je kleiner sie sind. Mädchen bevorzugt er Knaben, aus dem einfachen Grunde, weil letztere es selten unterlassen können, ihn zu necken; und wenn er auch auf solche Scherze gern eingeht, scheint es ihn doch zu ärgern, von so kleinen Persönlichkeiten sich gefoppt zu sehen. Als er zum erstenmal meinem sechswöchentlichen Töchterchen gezeigt wurde, betrachtete er zunächst das Kind mit sichtlichem Erstaunen, als ob er sich über dessen Menschenthum vergewissern müsse, berührte hierauf das Gesicht überaus zart mit einem Finger und reichte schließlich freundlich die Hand hin. Dieser Charakterzug, welchen ich bei allen von mir gepflegten Schimpansen beobachtet habe, verdient besonders deshalb hervorgehoben zu werden, weil er zu beweisen scheint, daß unser Menschenaffe auch im kleinsten Kinde immer noch den höher stehenden Menschen sieht und anerkennt. Gegen Seinesgleichen benimmt er sich keineswegs ebenso freundlich. Ein junges Schimpanseweibchen, welches ich früher pflegte, zeigte, als ich ihm ein junges Männchen seiner Art beigesellte, keine Theilnahme, kein Gefühl von Freude oder Freundschaft für dieses, behandelte das schwächere Männchen im Gegentheile mit entschiedener Roheit, versuchte es zu schlagen, zu kneipen, überhaupt zu mißhandeln, so daß beide getrennt werden mußten. Ein solches Betragen hat sich keiner der von mir gepflegten Schimpansen gegen Menschenkinder zu Schulden kommen lassen.

Abweichend von anderen Affenarten ist er munter bis in die späte Nacht, mindestens so lange, als das Zimmer beleuchtet wird. Das Abendbrod schmeckt ihm am besten, und er kann deshalb nach seiner Ankunft im Zimmer kaum erwarten, daß die Wirtschafterin ihm den Thee bringt. Erscheint dieselbe nicht, so geht er zur Thüre und klopft laut an diese an; kommt jene, so begrüßt er sie mit freudigem „Oh! Oh!“, bietet ihr auch wohl die Hand. Thee und Kaffee liebt er sehr, den ersteren stark versüßt und mit etwas Rum gewürzt, wie er überhaupt alles genießt, was auf den Tisch kommt, und sich auch an Getränken, namentlich an Bier, gütlich thut. Beim Essen stellt er sich auf das Sopha, stützt beide Hände auf den Tisch oder legt sich mit dem einen Arme auf, nimmt mit der einen Hand die Obertasse von der unteren, schlürft mit Behagen den flüssigen Inhalt und geht dann erst zu den eingebrockten Brodstückchen über. So weit er diese erlangen kann, zieht er sie mit den Lippen an sich; geht es auf die Neige, so bedient er sich, da ihm untersagt ist, mit den Händen zuzulangen, des Löffels mit Geschick. Während des Essens zeigt er sich aufmerksam auf alles, was vorgeht, und seine Augen sind ununterbrochen nach allen Seiten gerichtet. Wie andere junge Thiere seiner Art hat er zuweilen natürlich zu erklärende Gelüste, ißt z. B. eine größere Menge Salz, ein Stück Kreide, eine Hand voll Erde; niemals aber habe ich an ihm die abscheuliche Unart, den eigenen Koth zu verschlingen, bemerkt, wie solches an Affen, einschließlich seiner Art- und Sippschaftsgenossen, und ebenso zuweilen an Menschenkindern beobachtet worden ist. Der innige

Umgang mit ernst und verständig erziehenden Menschen hat seine Sitten auch in dieser Hinsicht veredelt und vielleicht vorhanden gewesene häßliche Gelüste im Keime erstickt.

Nachdem er gespeist, will er sich in seiner Häuslichkeit noch ein wenig vergnügen, jedenfalls noch nicht zu Bette gehen. Er holt sich ein Stück Holz vom Ofen oder zieht die Hausschuhe seines Pflegers über die Hände und ruscht so im Zimmer umher, nimmt ein Hand- oder Taschentuch, hängt sich dasselbe um oder wischt und scheuert das Zimmer damit. Scheuern, Putzen, Wischen sind Lieblingsbeschäftigungen von ihm, und wenn er einmal ein Tuch gepackt hat, läßt er nur ungern es sich wieder nehmen. Anfangs sehr unreinlich, hat er sich bald daran gewöhnt, seinen Käfig, das Zimmer und das Bett nicht mehr zu beschmutzen; und wenn er einmal das Mißgeschick hat, in Schmutz zu treten, zeigt er sich sehr verdrießlich, geberdet sich genau wie ein Mensch in gleichem Falle, betrachtet mit entschiedenem Ekel den Fuß, hält ihn so weit als möglich von sich, schüttelt ihn ab und nimmt dann eine Hand voll Heu, um sich damit zu reinigen. Ja, es ist bemerkt worden, daß er letzteres, nachdem es Dienste gethan, zur Thüre seines Käfigs hinauswarf.

Sobald das Licht ausgelöscht wird, legt er sich zu Bette, weil er sich im Dunkeln fürchtet. Er schläft ruhig die Nacht hindurch, streckt und reckt sich aber mitunter, namentlich wenn es ihm zu kalt oder zu warm wird. In schwülen Sommernächten ruht er langgestreckt auf dem Rücken, beide Hände gleichseitig unter den Kopf gesteckt; im Winter hingegen liegt er mehr zusammengekauert. Mit Tageshelle ermuntert er sich und ist von nun an wieder so rege als Tags vorher.

Mit anderen Thieren pflegt er wenig Umgang. Größere fürchtet, kleine mißachtet er. Ein Kaninchen, welches ihm zum Spielen beigegeben wurde, mißhandelte er ebenso wie das erwähnte Weibchen das zu ihm gesetzte Männchen der eigenen Art. Vögel lassen ihn gleichgültig, falls sie nicht in besonders naher Beziehung zu seinem Gebieter stehen, und dadurch seine Theilnahme erregen. In seinem Zimmer befindet sich ein Graupapagei, mit welchem er sich stets zu schaffen macht. So furchtsam er selbst ist, so kann er es doch nicht unterlassen, diesen zu ängstigen. Leise schleicht er an den Bauer heran, hebt plötzlich eine Hand hoch und thut, als ob er seinen Gefährten erschrecken wolle. Dieser aber ist viel zu sehr an ihn gewöhnt, als daß er sich fürchten sollte, und hat für den Schimpanse ergötzlicherweise nur ein verbietendes „Pst! Pst!“, welches er seinem Herrn abgelauscht, zur Antwort. Vor Schlangen und anderen Kriechthieren sowie vor Lurchen hat er eine lächerliche Furcht und geberdet sich ihnen gegenüber fast in derselben Weise wie nervenschwache Frauenzimmer oder verbildete Männer. Schon ihr Anblick verursacht ihm Entsetzen. Zeige ich ihm Krokodile, so ruft er halb ängstlich, halb ärgerlich „Oh! Oh!“ und sucht sich schleunigst zu entfernen; lasse ich ihn Schlangen durch eine Glasscheibe betrachten, so stößt er denselben Ruf aus, versucht aber nur ausnahmsweise sich zu entfernen, weil er die Bedeutung des trennenden Glases genau kennt; nehme ich aber eine Schildkröte, Eidechse oder Schlange in die Hand, so eilt er im schnellsten Laufe davon, um sich zu sichern. Alles schlangenähnliche Gethier ist ihm unheimlich.

Heute, während ich diese Zeilen überlese, weilt das vortreffliche Thier nicht mehr unter den Lebenden. Eine Lungenentzündung, welche auf eine Halsdrüsengeschwulst folgte, hat seinem Dasein ein Ende gemacht. Ich habe mehrere Schimpansen krank und einige von ihnen sterben sehen: keiner von allen hat sich in seinen letzten Lebenstagen so menschlich benommen wie dieser eine. Das mehrfach erwähnte Männchen kam ebenfalls krank in Europa an, war, wie ein leidendes Kind in gleicher Lage, eigensinnig, klammerte sich ängstlich an dem ihm zuertheilten Wärter fest oder ruhte bewegungslos auf seinem Lager, den schmerzenden Kopf mit einer oder beiden Händen haltend, verweigerte Arzneien zu nehmen, zeigte sich auch sonst oft unfolgsam und unartig: vorstehend beschriebener Schimpanse, der gesittetste, welchen ich jemals kennen gelernt habe, verleugnete auch während seiner Krankheit die ihm gewordene Erziehung nicht. Er genoß die sorgsamste Pflege mehrerer Aerzte, welche dem Verlaufe der Krankheit mit um so größerer Theilnahme folgten, jemehr sie den Leidenden schätzen lernten, und ich kann deshalb wohl nichts besseres thun, als einen dieser Aerzte, Dr. Martini, anstatt meiner reden zu lassen.

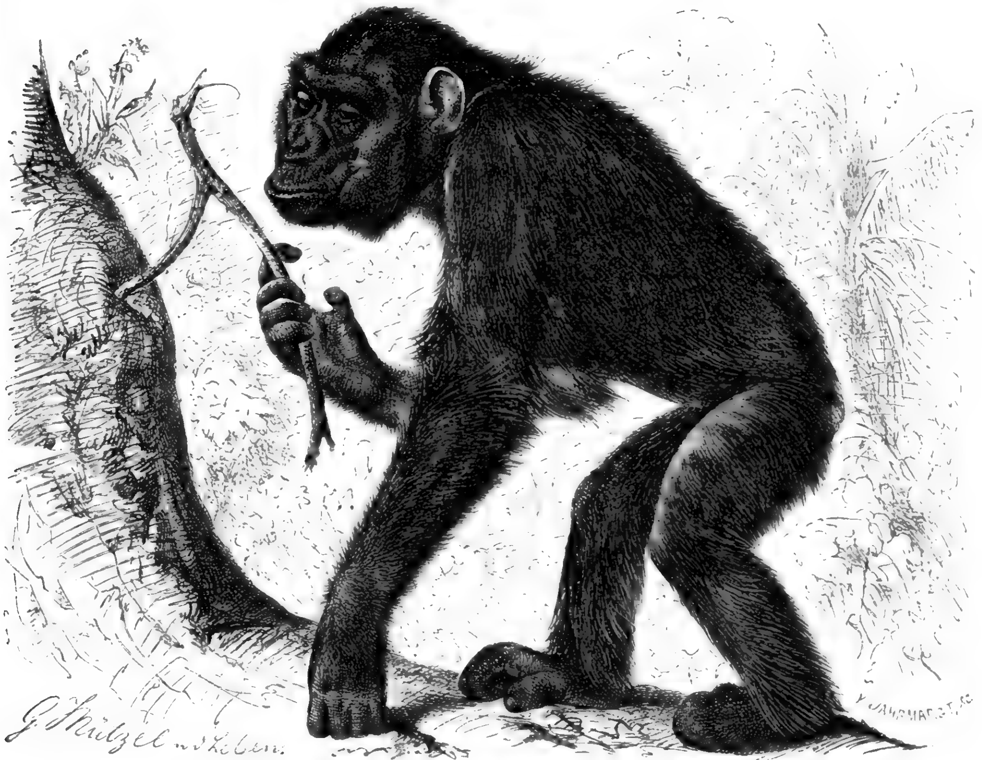
„In meiner Eigenschaft als Arzt machte ich die Bekanntschaft des Schimpanse Ende December bei trübem Winterwetter. Ich zögerte nicht, der auch an mich ergangenen Bitte, dieses Thier zu behandeln, Folge zu leisten; denn die vergleichende Anatomie sprach in vorliegendem Falle dem Menschenarzte größeres Recht als dem Thierarzte für die Behandlung zu. Ich hatte den Schimpanse vordem oft beobachtet und die Ausgelassenheit seines Wesens, das lebhafte Mienenspiel, die rastlose Beweglichkeit und die unbegrenzte Liebe zu seinem Pfleger angestaunt. Um so mehr überraschte mich der Eindruck, welchen der kranke Affe auf mich machte. Bis auf den Kopf in sein Deckbett gehüllt, lag er ruhig und theilnahmlos gegen alles, was um ihn her vorging, auf seinem Lager, den Ausdruck schweren Leidens im Antlitze, von Hustenanfällen geplagt, in oberflächlicher, aber beschleunigter Athmung nach Luft haschend, nur zeitweise unter Schmerzensseufzern die Augen aufwärts schlagend. Wie ein Kind scheute er vor mir, dem ihm unbekannten Manne zurück und machte an diesem Tage eine genauere Untersuchung unmöglich. Letztere gelang erst, nachdem ich während der folgenden Besuche durch Beileidsbezeigungen und freundliches Nähertreten sein Vertrauen mir erworben hatte. Außer bedeutender Schwellung der Lymphdrüsen zu beiden Seiten des Halses ließen sich Veränderungen des Gewebes in beiden Lungenspitzen und eine neuerdings hinzugetretene Entzündung des linken unteren Lungenlappens feststellen. Hierzu kam noch eine eiternde Geschwulst vor und unterhalb des Kehlkopfes, welche nachweislich mit der Drüsenerkrankung im Zusammenhange stand und bereits Kehlkopf und Luftröhre zusammenpreßte, früher oder später also entweder zur Erstickung führen oder zum Durchbruche nach außen oder innen kommen oder, was wahrscheinlicher, ihren Inhalt in den Mittelfellraum senken und dadurch weitere Gefahren hervorrufen mußte. Das beklagenswerthe Geschöpf schien sich dieser Geschwulst als Athmungshindernisses bewußt zu sein; wie bräunekranke Kinder in ihrem Lufthunger nach dem Sitze des Leidens fassen, so führte der Schimpanse meine untersuchende Hand, als erwarte er in dunkler Ahnung von dieser Hülfe, immer und immer wieder zur Halsgeschwulst zurück.

„Nach vorgängiger Berathung mit einem Berufsgenossen wurde die Oeffnung des Senkungsgeschwüres durch einen Schnitt in der Höhe des Kehlkopfes als dringend nothwendig erkannt. Leicht gefunden war dieser Rath, schwierig die Art und Weise der Ausführung. Jede Bewegung des leidenden Thieres während der wundärztlichen Operation konnte dem Messer eine tödtliche oder doch schwer verletzende Richtung geben. Betäubung durch Chloroform war infolge der schweren Erkrankung der Lunge untersagt; Chloralhydrat in einer Gabe von drei Gramm versuchsweise angewandt, bewirkte kaum einen Halbschlummer, nicht aber Bewußtlosigkeit. Nach dreistündigem erfolglosen Warten gingen wir endlich mit Gewalt ans Werk. Vier Männer sollten das Thier festhalten. Umsonst: mit Aufbietung all seiner Kräfte schleuderte der Schimpanse die Leute zur Seite und hörte nicht eher zu toben auf, bis wir die vermeintlichen Peiniger zur Thüre hinausgewiesen hatten. Was durch Zwangsmittel nicht zu erreichen gewesen war, sollte jetzt zu unserem Erstaunen freiwillig gewährt werden. Wieder beruhigt durch gütliches Zureden und Liebkosungen, gestattete der Leidende ohne Widerstreben eine nochmalige Untersuchung der Halsgeschwulst und leitete auch diesmal bittenden Blickes meine Hand. Dies mußte uns ermuthigen, die Operation ohne Hülfe betäubender Mittel und ohne jegliche Fessel zu wagen. Auf dem Schoße seines Pflegers sitzend, beugte der Affe den Kopf rückwärts und ließ sich willig in dieser Stellung festhalten. Die erforderlichen Schnitte waren rasch geführt; das Thier zuckte weder, noch gab es einen Laut des Schmerzes von sich. Eine Menge dünnflüssiger Eiter quoll hervor, und mit seiner Entleerung schwand die Geschwulst. Jetzt trat freiere Athmung ein, obwohl die bestehende Lungenentzündung immer noch eine Vermehrung der Athemzüge bedingte. Ein unverkennbarer Ausdruck der Freude und des Besserbefindens prägte sich in den Zügen des Kranken aus, und dankbar reichte er, unaufgefordert, uns beiden die Hand, beglückt umarmte er seinen Wärter.

„Leider genügte die Beseitigung dieses einen Leidens nicht zur Rettung des Lebens. Die Halswunde heilte, aber die Lungenentzündung griff weiter um sich. So heldenmüthig und

verständig das kranke Thier sich während der wundärztlichen Behandlung gezeigt, so willig und folgsam nahm er die ihm gereichten Arzneien, so sanft und geduldig erschien er in seinen letzten Stunden. Er starb, wie ein Mensch, nicht wie ein Thier stirbt."

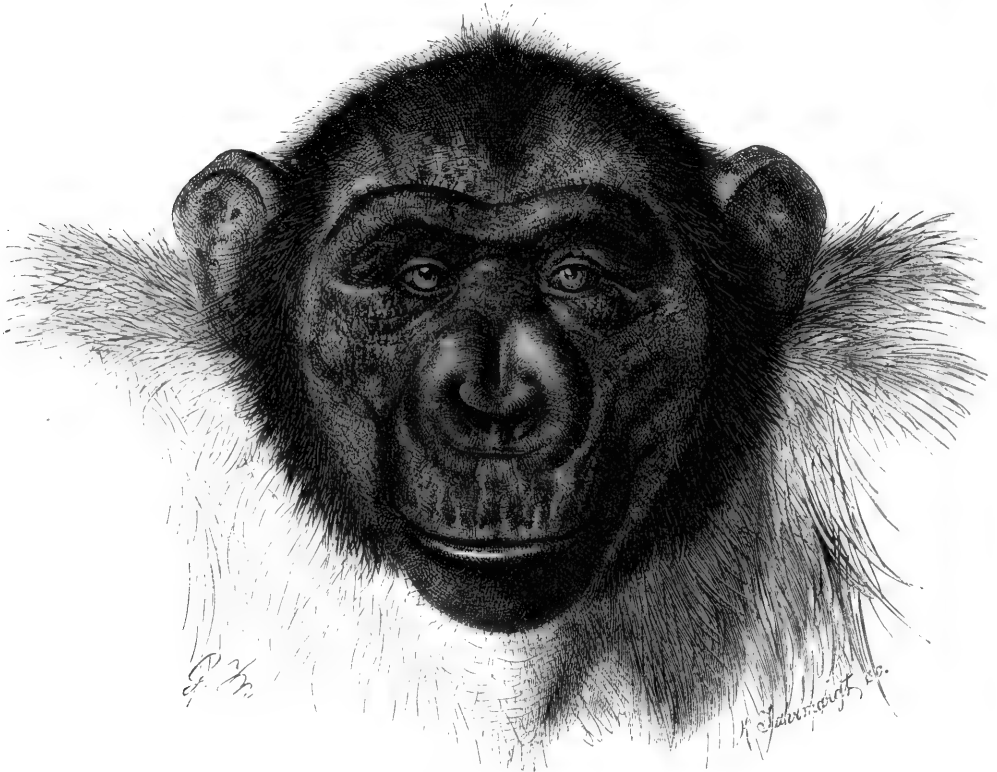
Dies sind Beobachtungen, welche ich verbürge, und welche niemand bemäkeln soll. Möge man sich auch den Anschein eines „tiefernsten Denkens" zu geben suchen, um zu beweisen, daß das Thier keinen Verstand besitze: ein solcher Schimpanse wirft alle Ergebnisse jenes tiefernsten Denkens einfach über den Haufen. Nicht aller Mensch, aber sehr viel Mensch ist an ihm!



Tschego (Anthropopithecus Tschego), jung.

In einem vor kurzem im Dresdener Thiergarten gestorbenen Menschenaffen erkannte ich sofort eine vom Schimpanse und, nach genauerer Prüfung des Hand- und Fußbaues, auch vom Gorilla verschiedene Art, muß mich jedoch außer Stande erklären, dieselbe mit Bestimmtheit zu deuten, d. h. eine der vielen, ausnahmslos aber mangelhaften, unklaren und wirren Beschreibungen auf sie zu beziehen, welche über mehrere, als eigenartig angesehene und wissenschaftlich benannte afrikanische Menschenaffen veröffentlicht wurden. Unter diesen Beschreibungen scheint mir die von Franquet und Duvernoy herrührende, auf einen „Tschego" genannten Menschenaffen begründete, die meiste Berücksichtigung zu verdienen, und nehme ich deshalb keinen Anstand, das von mir gesehene Thier mit besagtem Namen zu bezeichnen. Irre ich mich, so verstoße ich wenigstens nicht gegen den heutigen Stand unserer Kenntnis, glaube im Gegentheile, daß die von mir und Mützel nachstehend gegebene wörtliche wie bildliche Darstellung unter allen Umständen diese Kenntnis fördern helfen dürfte.

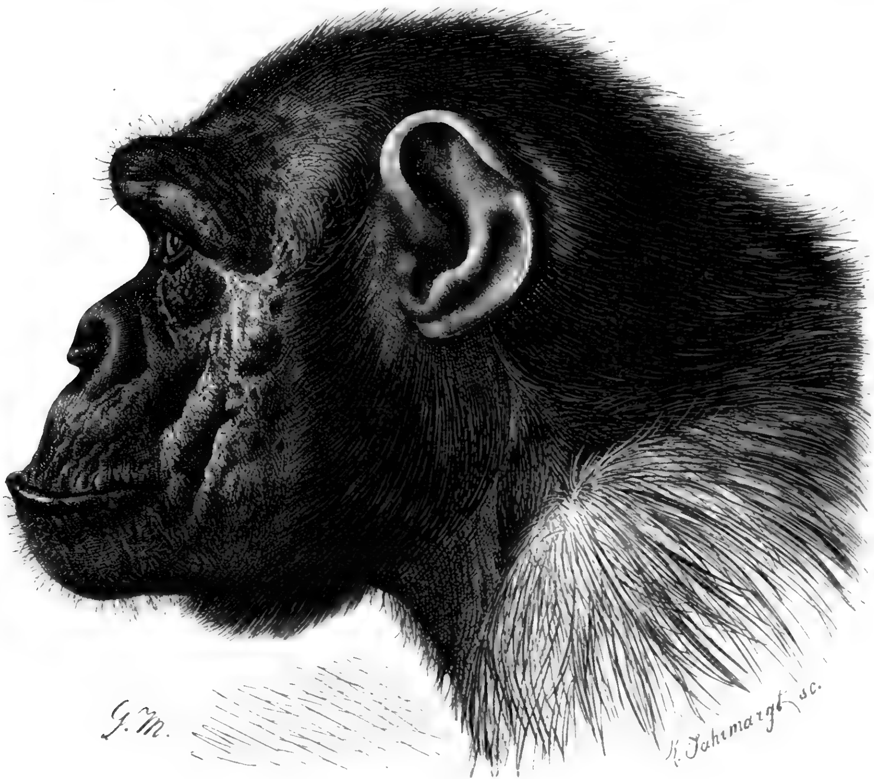
Der Tschego (Anthropopithecus Tschego, Troglodytes Tschego), welchen ich Anthropopithecus angustimanus genannt haben würde, ist, wie das höchstens fünfjährige Weibchen des Dresdener Gartens vermuthen läßt, merklich größer als der Schimpanse, vielleicht nur wenig kleiner als der Gorilla. Die dem lebenden und widerstrebenden Thiere entnommenen Verhältnismaße sind folgende. Es beträgt die Höhe des aufrecht stehenden Thieres 110, die Länge von der Oberlippe bis zum Gesäß 94, die des Rückens 53, des Armes bis zur Handwurzel 51,5, des Oberarmes 32, des Unterarmes 29,5, der Hand bis zur Einlenkung der Finger 12, bis zur Spitze



Tschego, von vorn.

des Mittelfingers 26, des Handtellers, bei 7,5 Centim. Breite, 12,5, des Mittelfingers 13, des Daumens und Kleinfingers je 9, des Zeige- und Ringfingers je 12, des Oberschenkels 27, des Unterschenkels 27, des Fußes längs der Sohle, bei 8 Centim. Breite, 22, des Sohlentellers 16,5, der Daumenzehe 10, der zweiten und dritten je 12, der vierten 8, der letzten 5, die Stirnbreite 10, die Ohrhöhe 7, die Ohrbreite 4,5, der Umfang der Brust 70, der Dünnung 55 Centim. Der namentlich im Verhältnisse zum Schimpanse kleine Kopf ruht auf kurzem Halse, zwischen sehr breiten Schultern, welche so hoch gezogen sind, daß die wegen der nackten Kehle leicht erkennbaren Schlüsselbeine in ihrer Richtung der senkrechten sehr nahe kommen; der Leib ist schlank, nach den Hüften zu bedeutend verschmächtigt, der Brustkorb ebenmäßig gerundet, nicht aber wie bei dem Gorilla und Schimpanse von vorn nach hinten zusammengedrückt, der Bauch eingezogen, wenigstens nicht vorgewölbt, der Leib überhaupt durchaus anders, weil verhältnismäßig länger, in der Schultergegend viel breiter, in der Hüftengegend weit schmäler als beim Schimpanse gebaut. Die vergleichsweise langen Arme sind sehr kräftig, die Hände ungemein schlank und schmal, bei gleicher Länge mit einer großen Manneshand nur so breit wie diese ohne den letzten Finger; der weit zurückstehende Daumen ist lang, aber merklich

schwächer als die übrigen, unter sich ziemlich gleichmäßig entwickelten, kräftigen, jedoch nicht dicken, wie bei Mensch und Schimpanse nur durch kurze Bindehäute vereinigten Finger, unter denen die beiden mittelsten durch ihre Stärke hervortreten; die Nägel ähneln bis auf dem etwas mehr gewölbten des Kleinfingers denen der Menschenhand, sind aber ebenfalls kleiner als hier. Die kräftigen Beine scheinen verhältnismäßig länger zu sein als bei irgend einem anderen bekannten Menschenaffen; die wohlgestalteten Füße, welche schwache Knöchel, aber eine ziemlich entwickelte Ferse zeigen, sind sehr gestreckt, die mittleren Zehen fast bis zum Ursprunge des ersten Gelenkes frei, und von der



Tschego, von der Seite.

langen und starken Daumenzehe weit getrennt. Am Kopfe, welcher sich außer seiner geringen Größe auch durch Schmalheit auszeichnet, fallen namentlich die sehr stark vortretenden, mit dicker, runzeliger Haut überdeckten Augenbrauenwülste und die ziemlich großen, abstehenden, ein kleines Läppchen tragenden Ohren auf. Erstere verleihen, weil sie die kleinen, lebhaften, braunen, rundsternigen, von vielen Falten umgebenen Augen zurücktreten lassen, dem Gesichte einen Ausdruck eigenthümlicher Wildheit; letztere ähneln denen des Schimpanse, weichen also mehr von denen des Menschen ab als die des Gorilla. Die Nase ist sehr flachgedrückt, der Nasenrücken kurz, in der Mitte durch eine tiefe Längsfurche getheilt, die Nasenspitze flach gerundet, die Nasenscheidewand beträchtlich vorgezogen, jeder Nasenflügel wulstig verdickt, wodurch die erwähnte Wildheit des Gesichtausdruckes sich steigert. Von der Nasenwurzel bis zum Rande der Oberlippe bildet der Umriß des Gesichtes eine fast gerade Linie und mit dem von den Lippen aus merklich zurücktretenden Kinne einen stumpfen Winkel. Die wie das Gesicht vielfach gefalteten, sehr dünnen, weit gespaltenen Lippen sind überaus beweglich und lassen sich noch bedeutend weiter vorstrecken als die des Schimpanse. Zwischen den breiten, aber flachen Backen und dem Maule tieft sich eine Grube ein; eine andere

befindet sich am hinteren Mundwinkel. Gesicht, und der größte Theil des Vorderkopfes überhaupt, Ohrgegend, Kinn und Kehle, ein schmaler Hof um die Brustwarzen, Handteller und Fußsohlen, Finger und Zehen sowie die Mitte des Gesäßes sind nackt oder doch nur sehr spärlich, auch die Innenseite der Glieder, Brust, Bauch und Hinterrücken dürftig oder dünn bekleidet. Die im allgemeinen dunkel lederbraun gefärbte Haut geht auf der Gesichtsmitte, zwischen Augen, Jochbogen und Lippe, in tiefes Schwarz über, welches auch auf den Brauenbogen noch zur Geltung gelangt, hier jedoch nicht das sammetige Gepräge zeigt wie im Gesichte. Finger und Zehen, Handteller und Fußsohlen sehen blaugrau aus. Die Behaarung entwickelt sich im Gesichte zu einem an den Schläfenleisten beginnenden, über die hintere Wangengegend verlaufenden, auch die vordere Kehlgegend bekleidenden, schmalen Backenbarte, bildet auf der Mitte des Scheitels einen nach hinten sich verbreiternden Längsstreifen, verlängert sich nur auf Hinterkopf und Nacken, Oberrücken und Schultern ein wenig, richtet sich im allgemeinen von vorn nach hinten oder oben und unten, auf dem Unterarme jedoch umgekehrt von der Handwurzel nach dem Elnbogen, am Oberschenkel nach der Hinterseite, ist vollkommen schlicht, glatt, glänzend und, mit alleiniger Ausnahme einiger graulichen Härchen am Kinne und einiger weißlichen am Gesäße, schwarz gefärbt, besitzt aber einen schwachen blauen Schimmer und spielt daher etwas in letztere Färbung.

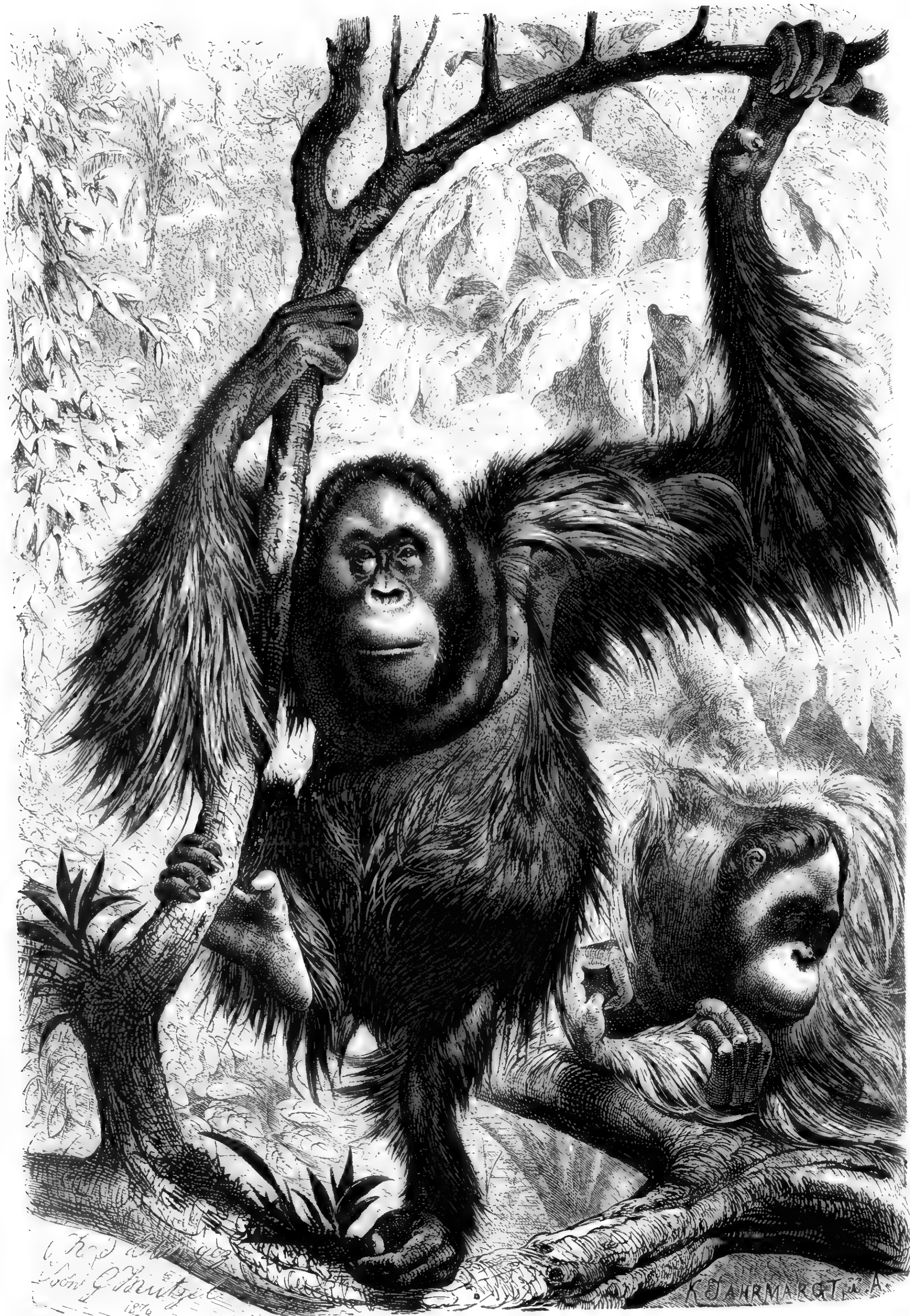
Wie weit der Verbreitungskreis des Tschego sich erstreckt, wissen wir nicht. Wahrscheinlich ist er mit einer der beiden, von Du-Chaillu aufgestellten, aber ungenügend beschriebenen Arten, dem Kulukamba oder dem Nschiëgo-Mbuwe gleichartig. Das vorstehend abgehandelte Weibchen stammte von der Loangoküste und war in Majumba erworben worden. Bei seiner Ankunft in Dresden mochte es etwa zwei Jahre alt sein, wuchs aber so rasch heran, daß es bald jeden gleichalterigen Schimpanse an Größe übertraf.

Eine eingehende Schilderung des Betragens dieses Tschego würde kaum mehr als eine Wiederholung der vorstehend vom Schimpanse gegebenen Mittheilungen sein. Begabungen und Eigenschaften, Sitten und Gewohnheiten, Wesen und Gebaren beider so nah verwandten Thiere schienen, so viel ich wahrnehmen konnte, in allen wesentlichen Zügen durchaus übereinzustimmen, etwaige Abweichungen nur die Folge der verschiedenen Erziehung zu sein.

*

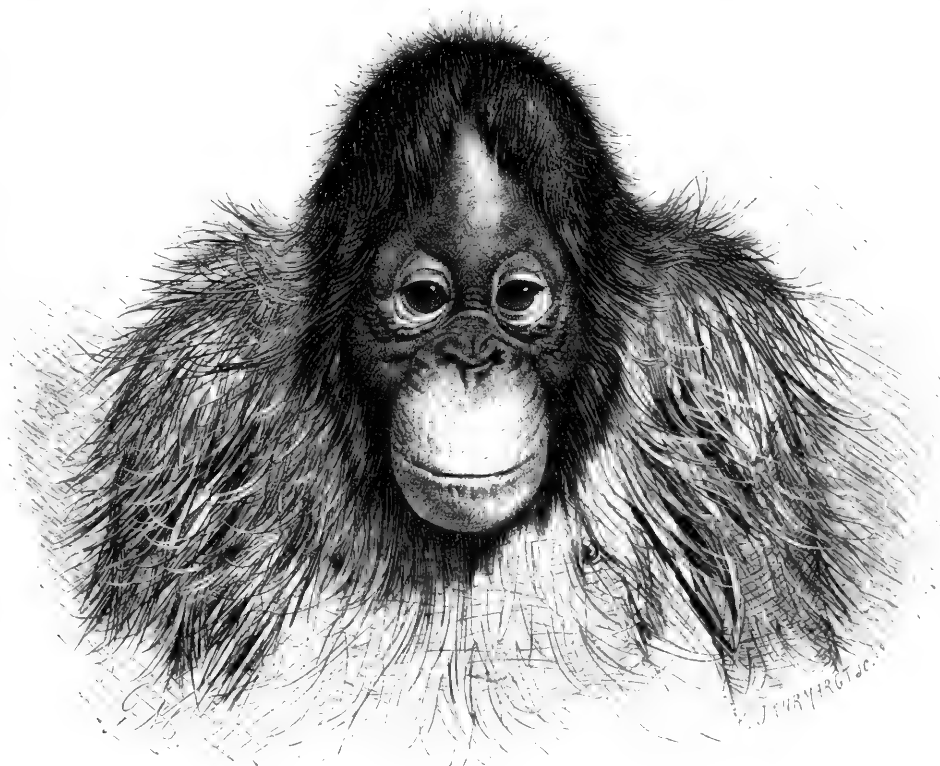
Von dem afrikanischen Menschenaffen unterscheidet sich der asiatische, welcher gewöhnlich Orang-Utan (Waldmensch), fälschlich Orang-Utang, auf Borneo aber Meias oder Majas genannt wird (Simia satyrus, Pithecus satyrus), Vertreter der Sippe der Orangaffen (Simia), durch die bedeutend längeren Arme, welche bis zu den Knöcheln der Füße herabreichen, und durch den kegel- oder pyramidenförmig zugespitzten Kopf mit weit vorstehender Schnauze, hat auch nur zwölf rippentragende Wirbel. So lange er jung ist, gleicht sein Schädel dem eines Menschenkindes in hohem Grade; mit dem zunehmenden Alter aber tritt das thierische auch bei ihm derartig hervor, daß der Schädel nur noch entfernt an den des jungen Affen erinnert.

Der größte männliche Orang-Utan, welchen Wallace erlegte, war im Stehen 1,35 Meter hoch, klafterte aber mit ausgestreckten Armen 2,4 Meter; das Gesicht war 35 Centim. breit; der Umfang des Leibes betrug 1,15 Meter. Der Leib, an welchem der Bauch stark hervortritt, ist an den Hüften breit, der Hals kurz und vorn faltig, weil das Thier einen großen Kehlsack besitzt, welcher aufgeblasen werden kann; die langen Gliedmaßen haben auch lange Hände und Finger. Die platten Nägel fehlen häufig den Daumen der Hinterhände. Die Lippen sind unschön, weil nicht allein gerunzelt, sondern auch stark aufgeschwollen und aufgetrieben; die Nase ist ganz flach gedrückt, und die Nasenscheidewand verlängert sich über die Nasenflügel hinaus; Augen und Ohren sind klein, aber denen des Menschen ähnlich gebildet. In dem furchtbaren Gebisse treten die Eckzähne stark hervor; der Unterkiefer ist länger als der Oberkiefer. Die Behaarung ist spärlich auf dem Rücken und sehr dünn auf der Brust, um so länger und reichlicher aber an den Seiten des



Band I, S. 83. **Orang-Utan.**

Leibes, wo sie lang herabfällt. Im Gesichte entwickelt sie sich bartähnlich; auf den Oberlippen und am Kinne, am Schädel und auf den Unterarmen ist sie aufwärts, übrigens abwärts gerichtet. Gesicht und Handflächen sind nackt, Brust und Oberseiten der Finger fast gänzlich nackt. Gewöhnlich ist die Färbung der Haare ein dunkles Rostroth, seltener ein Braunroth, welches auf dem Rücken und auf der Brust dunkler, am Barte aber heller wird. Die nackten Theile sehen bläulich- oder schiefergrau aus. Alte Männchen unterscheiden sich von den Weibchen durch ihre bedeutende Größe, dichteres und längeres Haar, reichlicheren Bart und eigenthümliche Schwielen oder Hautlappen



Orang-Utan.

an den Wangen, welche sich halbmondförmig von den Augen an nach den Ohren hin und zum Oberkiefer herabziehen und das Gesicht auffallend verhäßlichen. Die jüngeren Thiere sind bartlos, sonst aber reicher behaart und dunkler gefärbt.

Einige Naturforscher nehmen mit den Eingeborenen mehrere Arten Orang-Utans an; andere halten die Unterschiede für solche, welche durch das Alter der Thiere bedingt werden.

Der Orang-Utan ist seit alter Zeit bekannt. Schon Plinius gibt an, daß es auf den indischen Bergen Satyrn gäbe, „sehr bösartige Thiere mit einem Menschengesicht, welche bald aufrecht, bald auf allen Vieren gingen und wegen ihrer Schnelligkeit nur gefangen werden könnten, wenn sie alt oder krank seien." Seine Erzählung erbt sich fort von Jahrhundert zu Jahrhundert und empfängt von jedem neuen Bearbeiter Zusätze. Man vergißt fast, daß man noch von Thieren redet; aus den Affen werden beinahe wilde Menschen. Uebertreibungen jeder Art verwirren die ersten Angaben und entstellen die Wahrheit. Bontius, ein Arzt, welcher um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts auf Java lebte, spricht wieder einmal aus eigener Anschauung. Er sagt, daß er den Waldmenschen einigemal gesehen habe, und zwar ebensowohl Männer als Weiber. Sie

gingen öfters aufrecht und geberdeten sich ganz wie andere Menschen. Bewunderungswürdig wäre ein Weibchen gewesen. Es habe sich geschämt, wenn es unbekannte Menschen betrachtet hätten, und nicht nur das Gesicht, sondern auch seine Blöße mit den Händen bedeckt; es habe geseufzt, Thränen vergossen und alle menschlichen Handlungen so ausgeübt, daß ihm nur die Sprache gefehlt habe, um wie ein Mensch zu sein. Die Javaner behaupten, daß die Affen wohl reden könnten, wenn sie nur wollten, es jedoch nicht thäten, weil sie fürchteten, arbeiten zu müssen. Daß die Waldmenschen aus der Vermischung von Affen und indianischen Weibern entständen, sei ganz sicher. Schouten bereichert diese Erzählung durch einige Entführungsgeschichten, in denen Waldmenschen der angreifende, malaiische Mädchen aber der leidende Theil sind. Es versteht sich fast von selbst, daß die Orang-Utans nach allen diesen Erzählungen aufrecht auf den Hinterfüßen gehen, obwohl hinzugefügt wird, „daß sie auch auf allen vier Beinen laufen könnten.“ Eigentlich sind die Reisebeschreiber an den Uebertreibungen, welche sie auftischen, unschuldig; denn sie geben bloß die Erzählungen der Eingeborenen wieder. Diese wußten sich natürlich die Theilnahme der Europäer für unsere Affen zu Nutze zu machen, weil sie ihnen solche verkaufen wollten und deshalb ihre Waare nach Kräften priesen, — nicht mehr und nicht minder, als es Thierschausteller bei uns zu Lande heutigen Tages auch noch thun.

Dank den trefflichen Forschungen Wallace's sind wir über das Freileben des Orang-Utan genauer unterrichtet als über das jedes anderen Menschenaffen. Der genannte Reisende hatte die beste Gelegenheit, das Thier kennen zu lernen und die Berichte der Eingeborenen mit seinen eigenen Beobachtungen zu vergleichen. Zur Ehre seiner Vorgänger, von denen mehrere, namentlich Owen, Kessel und Brooke bemüht waren, ihre Schilderungen von Fabeln und Irrthümern zu reinigen, muß ich sagen, daß unser Gewährsmann, obgleich er nur eigene Beobachtungen wiedergibt, die Angaben jener in allem wesentlichen bestätigt.

„Man weiß“, sagt er, „daß der Orang-Utan Sumatra und Borneo bewohnt, und hat guten Grund zu glauben, daß er auf diese beiden großen Inseln beschränkt ist. Jedoch scheint er auf der ersteren viel seltener zu sein als auf der letzteren. Hier hat er eine weite Verbreitung. Er bewohnt ausgedehnte Gegenden der Südwest-, Südost-, Nordost- und Nordwestküsten, hält sich aber ausschließlich in niedrig gelegenen und sumpfigen Wäldern auf. In Sadong findet man ihn bloß in flachen, wasserreichen, mit hohem Urwalde bedeckten Gegenden. Ueber die Sümpfe erheben sich viele vereinzelt stehende Berge, welche zum Theil von Dajaks bewohnt werden und mit Fruchtbäumen bebaut worden sind. Sie bilden für den Meias einen Anziehungspunkt; denn er besucht sie ihrer Früchte halber, obwohl er sich des Nachts stets in den Sumpfwald zurückzieht. In allen Gegenden, wo der Boden sich etwas erhebt und trocken ist, wohnt der Orang-Utan nicht. So kommt er beispielsweise in den tieferen Thälern des Sadonggebietes häufig vor, fehlt dagegen jenseits der Grenze, innerhalb welcher Ebbe und Flut bemerkbar sind. Der untere Theil des Saravakthales nun ist sumpfig, jedoch nicht überall mit hohem Walde bedeckt, sondern meist von der Nipapalme bestanden, und nahe der Stadt Saravak wird das Land trocken und hügelig und ist in Besitz genommen von kleinen Strecken Urwald mit Dschungeln. Eine große Fläche ununterbrochenen und gleichmäßig hohen Urwaldes ist für das Wohlbefinden unseres Affen Bedingung. Solche Wälder bilden für ihn ein offenes Land, in welchem er sich nach jeder Richtung hin bewegen kann, mit derselben Leichtigkeit wie der Indianer durch die Steppe und der Araber durch die Wüste zieht. Er geht von einem Baumwipfel zum anderen, ohne jemals auf den Boden hinabzusteigen. Die hohen und trockenen Gegenden, welche mehr durch Lichtungen und später auf diesen wachsendes, niederes Dschungel bedeckt sind, eignen sich wohl für Menschen, nicht aber für die eigenthümliche Art der Bewegung unseres Thieres, welches hier auch vielen Gefahren ausgesetzt sein würde. Wahrscheinlich finden sich außerdem in seinem Gebiete auch Früchte in größerer Mannigfaltigkeit, indem die kleinen inselartigen Berge als Gärten oder Anpflanzungen dienen, so daß inmitten der sumpfigen Ebene die Bäume des Hochlandes gedeihen können.

„Es ist ein seltsamer und fesselnder Anblick, einen Meias gemächlich seinen Weg durch den Wald nehmen zu sehen. Er geht umsichtig einen der größeren Aeste entlang in halb aufrechter Stellung, zu welcher ihn die bedeutende Länge seiner Arme und die verhältnismäßige Kürze seiner Beine nöthigen, und zwar bewegt er sich wie seine Verwandten, indem er auf den Knöcheln, nicht wie wir auf den Sohlen geht. Stets scheint er solche Bäume zu wählen, deren Aeste mit denen des nächst stehenden verflochten sind, streckt, wenn er nahe ist, seine langen Arme aus, faßt die betreffenden Zweige mit beiden Händen, scheint ihre Stärke zu prüfen und schwingt sich dann bedächtig hinüber auf den nächsten Ast, auf welchem er wie vorher weiter geht. Nie hüpft oder springt er, niemals scheint er auch nur zu eilen, und doch kommt er fast ebenso schnell fort, wie Jemand unter ihm durch den Wald laufen kann." — An einer anderen Stelle meint Wallace, daß er im Laufe einer Stunde bequem eine Entfernung von fünf bis sechs englischen Meilen zurücklegen könne. „Die langen mächtigen Arme sind für ihn von größtem Nutzen; sie befähigen ihn, mit Leichtigkeit die höchsten Bäume zu erklimmen, Früchte und junge Blätter von dünnen Zweigen, welche sein Gewicht nicht aushalten würden, zu pflücken und Blätter und Aeste zu sammeln, um sich ein Nest zu bauen." Ein von unserem Forscher verwundeter Orang-Utan zeigte seinem Verfolger, in welcher Weise der Bau solches Nestes geschieht. „Sobald ich geschossen hatte", erzählt Wallace, „kletterte der Meias höher im Wipfel des Baumes hinauf und hatte bald die höchsten Spitzen desselben erreicht. Hier begann er sofort rings herum Zweige abzubrechen und sie Kreuz und Quer zu legen. Der Ort war trefflich gewählt. Außerordentlich schnell griff er mit seinem einzigen noch unverwundeten Arme nach jeder Richtung hin, brach mit der größten Leichtigkeit starke Aeste ab und legte sie rückwärts quer übereinander, so daß er in wenigen Minuten eine geschlossene Masse von Laubwerk gebildet hatte, welche ihn meinen Blicken gänzlich entzog. Ein ähnliches Nest benutzt der Meias auch fast jede Nacht zum Schlafen; doch wird dieses meist niedriger auf einem kleinen Baume angebracht, in der Regel nicht höher als acht bis fünfzehn Meter über dem Boden, wahrscheinlich weil es hier weniger den Winden ausgesetzt ist als oben. Der Meias soll sich in jeder Nacht ein neues machen; ich halte dies jedoch deshalb kaum für wahrscheinlich, weil man die Ueberreste häufiger finden würde, wenn das der Fall wäre. Die Dajaks sagen, daß sich der Affe, wenn es sehr naß ist, mit Pandanblättern oder sehr großen Farnen bedeckt. Das hat vielleicht zu dem Glauben verleitet, daß er sich eine Hütte in den Bäumen erbaue.

„Der Orang-Utan verläßt sein Lager erst, wenn die Sonne ziemlich hoch steht und den Thau auf den Blättern getrocknet hat. Er frißt die mittlere Zeit des Tages hindurch, kehrt jedoch selten während zweier Tage zu demselben Baume zurück. So viel ich in Erfahrung bringen konnte, nährt er sich fast ausschließlich von Obst, gelegentlich auch von Blättern, Knospen und jungen Schößlingen. Unreife Früchte zieht er den reifen anscheinend vor, ißt auch sehr sauere oder stark bittere. Insbesondere scheint ihm die große rothe fleischige Samendecke einer Frucht vortrefflich zu schmecken. Machmal genießt er nur den kleinen Samen einer großen Frucht und verwüstet und zerstört dann weit mehr als er ißt, so daß man unter den Bäumen, auf denen er gespeist hat, stets eine Menge Reste liegen sieht. In hohem Grade liebt er die Durian und vernichtet eine Menge dieser köstlichen Früchte, kreuzt aber niemals Lichtungen, um sie zu holen." Die Durian wächst, wie Wallace an einer anderen Stelle seines Werkes bemerkt, an einem großen und hohen Waldbaume, welcher in seinem Gesammtgepräge unserer Ulme ähnlich ist, aber eine glattere und mehr blätterige Rinde besitzt. „Die Frucht ist rund oder leicht eiförmig, hat die Größe einer Kokosnuß, grüne Färbung und ist mit kleinen, starken, scharfen Stacheln bedeckt, deren Ansätze sich gegenseitig berühren und infolge dessen sechseckig erscheinen. Sie bewaffnen die Frucht so vollständig, daß es bei abgebrochenem Stengel seine Schwierigkeit hat, eine Durian vom Boden aufzuheben. Die äußere Rinde ist so dick und zähe, daß die Frucht nie zerbricht, von welcher Höhe sie auch herabfallen möge. Von der Wurzel zur Spitze sieht man fünf sehr schwach gezeichnete Linien,

über welche die Stacheln sich ein wenig wölben; sie zeigen die Nähte an, in denen die Frucht mit einem starken Messer und einer kräftigen Hand getheilt werden kann. Die fünf Zellen sind innen atlasartig weiß, und jede wird von einer Masse rosafarbenen Breies angefüllt, in welchem zwei oder drei Samen von der Größe einer Kastaniennuß liegen. Dieser Brei, das Eßbare, ist ebenso unbeschreiblich in seiner Zusammensetzung wie in seinem Wohlgeschmacke: ein würziger, butteriger, stark nach Mandeln schmeckender Eierrahm gibt die beste Vorstellung davon. Dazwischen aber machen sich Düfte bemerklich, welche an Rahm, Käse, Zwiebelbrühe, Jereswein und anderes Unvergleichbare erinnern. Auch hat der Brei eine würzige, kleberige Weichheit, welche sonst keinem Dinge zukommt und ihn noch schmackhafter macht. Die Durian ist weder sauer noch süß noch saftig, und doch vermißt man den Mangel einer dieser Eigenschaften nicht. Denn sie erscheint vollkommen so, wie sie ist; sie verursacht keine Uebelkeit, bringt überhaupt keine schlechten Wirkungen hervor, und jemehr man von ihr ißt, desto weniger fühlt man sich geneigt, aufzuhören. Durianessen ist in der That eine neue Art von Empfindung, welche eine Reise nach dem Osten lohnt." Es scheint wunderbar, wie der Meias im Stande ist, diese Frucht zu öffnen. Wahrscheinlich beißt er zuerst einige Stacheln ab, macht dann ein kleineres Loch und sprengt die Schale mit seinen mächtigen Fingern.

„Aeußerst selten steigt der Orang-Utan auf die Erde herab, wahrscheinlich nur dann, wenn er, vom Hunger getrieben, saftige Schößlinge am Ufer sucht oder wenn er bei sehr trockenem Wetter nach Wasser geht, von welchem er für gewöhnlich genug in den Höhlungen der Blätter findet. Nur einmal sah ich zwei halberwachsene Orangs auf der Erde in einem trockenen Loche am Fuße der Siénunjonhügel. Sie spielten zusammen, standen aufrecht und faßten sich gegenseitig an den Armen an. Niemals geht dieser Affe aufrecht, es sei denn, daß er sich mit den Händen an höheren Zweigen festhalte, oder aber, daß er angegriffen werde. Abbildungen, welche ihn darstellen, wie er mit einem Stocke geht, sind gänzlich aus der Luft gegriffen.

„Vor dem Menschen scheint sich der Meias nicht sehr zu fürchten. Diejenigen, welche ich beobachtete, glotzten häufig einige Minuten lang auf mich herab und entfernten sich dann nur langsam bis zu einem benachbarten Baume. Wenn ich einen gesehen hatte, mußte ich oft eine halbe Meile und weiter gehen, um mein Gewehr zu holen; trotzdem fand ich ihn nach meiner Rückkehr fast stets auf demselben Baume oder innerhalb eines Umkreises von ein paar hundert Fuß. Niemals sah ich zwei ganz erwachsene Thiere zusammen, wohl aber Männchen wie auch Weibchen, zuweilen begleitet von halberwachsenen Jungen.

„Die Dajaks sagen, daß der Meias niemals von Thieren im Walde angefallen wird, mit zwei seltenen Ausnahmen. Alle Dajakshäuptlinge, welche ihr ganzes Leben an Orten zugebracht haben, wo das Thier häufig vorkommt, versicherten: Kein Thier ist stark genug, um den Meias zu verletzen, und das einzige Geschöpf, mit dem er überhaupt kämpft, ist das Krokodil. Wenn er kein Obst im Dschungel findet, geht er an die Flußufer, um hier junge Schößlinge und Früchte, welche dicht am Wasser wachsen, zu fressen. Dann versucht es das Krokodil, ihn zu packen; der Meias aber springt auf dasselbe, schlägt es mit Händen und Füßen, zerfleischt und tödtet es. Der Mann fügte hinzu, daß er einmal solchem Kampfe zugeschaut habe, und versicherte, daß der Meias stets Sieger bleibe. Ein anderer Häuptling sagte mir Folgendes: Der Meias hat keine Feinde; denn kein Thier wagt es, ihn anzugreifen, bis auf das Krokodil und die Tigerschlange. Er tödtet aber das Krokodil stets durch sein gewaltige Kraft, indem er sich auf dasselbe stellt, seine Kiefern aufreißt und ihm die Kehle aufschlitzt. Greift eine Tigerschlange den Meias an, so packt er sie mit seinen Händen, beißt sie und tödtet sie bald. Der Meias ist sehr stark: kein Thier im Dschungel ist so kräftig wie er.

„Ausnahmsweise geschieht es wohl auch, daß ein Orang-Utan mit Menschen kämpft. Eines Tages kamen einige Dajaks zu mir, um mir zu erzählen, daß ein Meias am gestrigen Tage einen ihrer Genossen beinahe getödtet habe. Einige Meilen den Fluß hinab steht das Haus eines

Dajak, und die Bewohner sahen einen großen Orang=Utan, welcher sich an den Schößlingen einer Palme am Ufer gütlich that. Aufgeschreckt zog er sich in das Dschungel zurück, und eine Anzahl mit Speeren und Beilen bewaffneter Männer liefen hin, um ihm den Weg abzuschneiden. Der vorderste Mann versuchte seinen Speer durch den Körper des Thieres zu rennen; der Meias aber ergriff seinen Gegner mit den Händen, packte in demselben Augenblicke den Arm mit dem Maule und wühlte sich mit den Zähnen in die Muskeln über dem Elnbogen ein, sie entsetzlich zerreißend und zersetzend. Wären die Anderen nicht zur Stelle gewesen, er würde den Mann noch weit ernstlicher verletzt, wenn nicht getödtet haben. Die Gefährten aber machten das muthige Thier bald mit ihren Speeren und Beilen nieder. Der Verwundete blieb lange Zeit krank und erlangte den Gebrauch seines Armes niemals vollständig wieder." Von der Wahrheit dieser Erzählung konnte sich Wallace selbst überzeugen, weil er am nächsten Tage den Kampfplatz besuchte und dem getödteten Orang=Utan den Kopf abschnitt, um diesen seinen Sammlungen einzuverleiben.

Gelegentlich einer seiner Jagden erlangte unser Forscher auch einen jungen Orang=Utan. Von Dajaks herbeigerufen, sah er einen großen Meias sehr hoch auf einem Baume sitzen und erlegte ihn mit drei Schüssen. Während die Leute ihn zurüsteten, um ihn nach Hause zu tragen, bemerkte man noch ein Junges, welches mit seinem Kopfe im Sumpfe lag. „Dieses kleine Geschöpf", berichtet Wallace, „war nur einen Fuß lang und hatte augenscheinlich am Halse der Mutter gehangen, als sie vom Baume herabfiel. Glücklicherweise schien es nicht verwundet zu sein, und nachdem der Mund vom Schlamme gesäubert worden war, fing es an zu schreien und schien kräftig und lebhaft. Als ich es nach Hause trug, gerieth es mit seinen Händen in meinen Bart und faßte so fest hinein, daß ich große Mühe hatte, frei zu kommen; denn die Finger sind gewöhnlich am letzten Gelenke hakenartig nach innen gebogen. Es hatte noch keinen einzigen Zahn; doch kamen einige Tage darauf die beiden unteren Vorderzähne zum Vorscheine. Unglücklicherweise konnte ich keine Milch schaffen, da weder Malaien noch Chinesen noch Dajaks dieses Nahrungsmittel verwenden, und vergeblich bemühte ich mich um ein weibliches Thier, welches mein Kleines säugen könnte. Ich sah mich daher genöthigt, ihm Reiswasser aus der Saugflasche zu geben. Dies aber war doch eine zu magere Kost, und das kleine Geschöpf gedieh auch nicht gut dabei, obgleich ich gelegentlich Zucker und Kokosnußmilch hinzufügte, um die Atzung nahrhafter zu machen. Wenn ich meinen Finger in seinen Mund steckte, saugte es mit großer Kraft, zog seine Backen mit aller Macht ein und strengte sich vergeblich an, etwas Milch herauszuziehen, und erst nachdem es das eine Zeitlang getrieben hatte, stand es mismuthig davon ab und fing ganz wie ein Kind unter ähnlichen Umständen zu schreien an. Liebkoste und wartete man es, so war es ruhig und zufrieden; sowie man es aber ablegte, schrie es stets, namentlich in den ersten paar Nächten, welche es unter großer Unruhe verbrachte. Ich machte einen kleinen Kasten als Wiege zurecht und reichte ihm eine weiche Matte, welche täglich gewechselt und gereinigt wurde, fand es jedoch sehr bald nöthig, auch den kleinen Meias zu waschen. Diese Behandlung gefiel ihm, nachdem er sie einige Male durchgemacht hatte, in so hohem Grade, daß er zu schreien begann, sobald er schmutzig war, und nicht eher aufhörte, als bis ich ihn herausnahm und nach dem Brunnen trug. Obwohl er beim ersten kalten Wasserstrahl etwas strampelte und sehr komische Grimassen schnitt, beruhigte er sich dann doch sofort, wenn das Wasser über seinen Kopf lief. Das Abwaschen und Trockenreiben liebte er außerordentlich, und vollkommen glücklich schien er zu sein, wenn ich sein Haar bürstete. Dann lag er ganz still und streckte Arme und Beine von sich, während ich das lange Haar auf Rücken und Armen strählte. In den ersten paar Tagen klammerte er sich mit allen Vieren verzweifelt an alles, was er packen konnte, und ich mußte meinen Bart sorgfältigst vor ihm in Acht nehmen, da seine Finger das Haar hartnäckiger als irgend etwas festhielten, und ich mich ohne Hülfe unmöglich von ihm befreien konnte. Wenn er aber ruhig war, wirtschaftete er mit den Händen in der Luft umher und versuchte irgend etwas zu ergreifen. Gelang es ihm, einen Stock oder einen Lappen mit zwei Händen oder mit diesen und einem Fuße zu fassen, so schien er ganz glücklich

zu sein. In Ermangelung eines anderen ergriff er oft seine eigenen Füße, und nach einiger Zeit kreuzte er fast beständig seine Arme und packte mit jeder Hand das lange Haar unter der entgegengesetzten Schulter. Bald aber ließ seine Kraft nach, und ich mußte auf Mittel sinnen, ihn zu üben und seine Glieder zu stärken. Zu diesem Zwecke verfertigte ich ihm eine kurze Leiter mit drei oder vier Sprossen und hing ihn eine Viertelstunde lang an dieselbe. Zuerst schien ihm dies zu gefallen; er konnte jedoch nicht mit Händen und Füßen in eine bequeme Lage kommen und ließ, nachdem er jene verschiedene Male geändert hatte, eine Hand nach der anderen los, bis er zuletzt auf den Boden herabfiel. Manchmal, wenn er nur an zwei Händen hing, ließ er eine los und kreuzte sie nach der gegenüberliegenden Schulter, um hier sein eigenes Haar zu packen, und da ihm dieses meist angenehmer als der Stock zu sein schien, ließ er auch die andere los, fiel herab, kreuzte beide Arme und lag zufrieden auf dem Rücken. Da ich sah, daß er Haar so gern hatte, bemühte ich mich, ihm eine künstliche Mutter herzustellen, indem ich ein Stück Büffelhaut in einen Bündel zusammenschnürte und niedrig über dem Boden aufhing. Zuerst schien ihm dasselbe ausgezeichnet zu gefallen, weil er mit seinen Beinen nach Belieben umherzappeln konnte und immer etwas Haar zum Festhalten fand. Meine Hoffnung, die kleine Waise glücklich gemacht zu haben, schien erfüllt. Bald aber erinnerte er sich seiner verlorenen Mutter und versuchte zu saugen. Dazwischen zog er sich so viel als möglich in die Höhe und suchte nun überall nach der Saugwarze, bekam aber nur den Mund voll Haare und Wolle, wurde verdrießlich, schrie heftig und ließ nach zwei oder drei vergeblichen Versuchen gänzlich von seinem Vorhaben ab. Eines Tages war ihm etwas Wolle in die Kehle gekommen, und ich fürchtete schon, daß er ersticken würde; nach vielem Keuchen aber erholte er sich doch wieder. Somit mußte ich die nachgemachte Mutter zerreißen und den letzten Versuch, das kleine Geschöpf zu beschäftigen, aufgeben. Nach der ersten Woche fand ich, daß ich ihn besser mit einem Löffel füttern und ihm mehr abwechselnde und nahrhaftere Kost reichen könnte. Gut eingeweichter Zwieback mit etwas Ei und Zucker gemischt, manchmal süße Kartoffeln wurden gern gegessen, und ich bereitete mir ein nie fehlschlagendes Vergnügen dadurch, daß ich die drolligen Grimassen beobachtete, durch welche er seine Billigung oder sein Misfallen über das, was ich ihm gegeben hatte, ausdrückte. Das arme kleine Geschöpf beleckte die Lippen, zog die Backen ein und verdrehte die Augen mit dem Ausdrucke der höchsten Befriedigung, wenn er seinen Mund mit dem, was er besonders liebte, voll hatte, während er andererseits den Bissen eine kurze Zeit mit der Zunge im Munde herumdrehte, als ob er einen Wohlgeschmack daran suchen wolle, und wenn er ihn nicht süß oder schmackhaft genug fand, regelmäßig alles wieder ausspie. Gab man ihm dasselbe Essen fernerhin, so begann er zu schreien und schlug heftig um sich, genau wie ein kleines Kind im Zorne zu thun pflegt.

„Als ich meinen jungen Meias ungefähr drei Wochen besaß, bekam ich glücklicherweise einen jungen Makaken, welcher klein aber sehr lebhaft war und allein fressen konnte. Ich setzte ihn zu dem Meias, und sie wurden sogleich die besten Freunde. Keiner fürchtete sich im geringsten vor dem anderen. Der kleinere Makak setzte sich ohne die mindeste Rücksicht auf den Leib, ja selbst auf das Gesicht des Meias, und während ich diesen fütterte, pflegte jener dabei zu sitzen und alles aufzunaschen, was daneben fiel, gelegentlich auch mit seinen Händen den Löffel aufzufangen. War ich mit der Atzung fertig geworden, so leckte er das, was an den Lippen des Meias saß, begierig ab und riß diesem schließlich das Maul auf, um zu sehen, ob noch etwas darin sei. Den Leib seines Gefährten betrachtete er wie ein bequemes Kissen, indem er sich oft darauf niederlegte, und der hülflose Meias ertrug allen Uebermuth seines Gefährten mit der beispiellosesten Geduld; denn er schien zu froh zu sein, überhaupt etwas Warmes in seiner Nähe oder einen Gegenstand zur Verfügung zu haben, um den er zärtlich seine Arme schlingen konnte. Nur wenn sein Gefährte weggehen wollte, hielt er ihn so lange, als er konnte, an der beweglichen Haut des Rückens oder Kopfes oder auch wohl am Schwanze fest, und der Makak vermochte nur nach vielen kräftigen Sprüngen sich los zu machen. Merkwürdig war das verschiedene Gebaren dieser zwei Thiere, welche im Alter

nicht weit auseinander sein konnten. Der Meias benahm sich ganz wie ein kleines Kind, lag hülflos auf dem Rücken, rollte sich langsam hin und her, streckte alle Viere in die Luft, in der Hoffnung, irgend etwas zu erhaschen, war aber noch kaum im Stande, seine Finger nach einem bestimmten Gegenstande hinzubringen, öffnete, wenn er unzufrieden war, seinen fast zahnlosen Mund und drückte seine Wünsche durch ein sehr kindliches Schreien aus; der junge Makak dagegen war in beständiger Bewegung, lief und sprang umher, wann und wo es ihm Vergnügen machte, untersuchte alles, ergriff mit der größten Sicherheit die kleinsten Dinge, erhielt sich mühelos auf dem Rande des Kastens im Gleichgewichte, kletterte an einem Pfahle hinauf und setzte sich in den Besitz von allem Eßbaren, welches ihm in den Weg kam. Man konnte keinen größeren Gegensatz sich denken: der Meias erschien neben dem Makaken noch mehr denn als ein kleines Kind.

„Nachdem ich meinen Gefangenen ungefähr einen Monat besessen hatte, zeigte sich, daß er wohl allein laufen lernen würde. Wenn man ihn auf die Erde legte, stieß er sich mit den Beinen weiter oder überstürzte sich und kam so schwerfällig vorwärts. Wenn er im Kasten lag, pflegte er sich am Rande gerade aufzurichten, und es gelang ihm auch ein= oder zweimal bei dieser Gelegenheit, sich herauszuhelfen. War er schmutzig oder hungrig, oder fühlte er sich sonst vernachlässigt, so begann er heftig zu schreien, bis man ihn wartete. Wenn Niemand im Hause war, oder wenn man auf sein Schreien nicht kam, wurde er nach einiger Zeit von selbst ruhig. Sowie er aber dann einen Tritt hörte, fing er wieder um so ärger an.

„Nach fünf Wochen kamen seine beiden oberen Vorderzähne zum Vorscheine. In der letzten Zeit war er nicht im geringsten gewachsen, sondern an Größe und Gewicht derselbe geblieben wie anfangs. Das kam zweifellos von dem Mangel an Milch oder anderer ebenso nahrhafter Kost her. Reiswasser, Reis und Zwieback waren doch nur dürftige Ersatzmittel, und die ausgepreßte Milch der Kokosnuß, welche ich ihm manchmal gab, vertrug sich nicht mit seinem Magen. Dieser Nahrung hatte ich auch eine Erkrankung an Durchfall zuzuschreiben, unter welcher das arme kleine Geschöpf sehr litt; doch gelang es mir, ihn durch eine geringe Gabe Ricinusöl wieder herzustellen. Eine oder zwei Wochen später wurde er wieder krank und diesmal ernstlicher. Die Erscheinungen waren genau die des Wechselfiebers, auch von Anschwellungen der Füße und des Kopfes begleitet. Er verlor alle Eßlust und starb, nachdem er in einer Woche bis zu einem Jammerbilde abgezehrt war. Der Verlust meines kleinen Lieblings, den ich fast drei Monate besessen und groß zu ziehen gehofft hatte, that mir außerordentlich leid. Monatelang hatte er mir durch sein trolliges Gebaren und seine unnachahmlichen Grimassen das größte Vergnügen bereitet."

Zur Vervollständigung des von Wallace so trefflich gezeichneten Lebensbildes eines jungen Orang=Utan, will ich noch einige ältere Berichte folgen lassen. Die ersten genauen Beobachtungen verdanken wir dem Holländer Vosmaern, welcher ein Weibchen längere Zeit zahm hielt. Das Thier war gutmüthig und bewies sich niemals boshaft oder falsch. Man konnte ihm ohne Bedenken die Hand in das Maul stecken. Sein äußeres Ansehen hatte etwas Trauriges, Schwermüthiges. Es liebte die menschliche Gesellschaft ohne Unterschied des Geschlechtes, zog aber diejenigen Leute vor, welche sich am meisten mit ihm beschäftigten. Man hatte es an eine Kette gelegt, worüber es zuweilen in Verzweiflung gerieth; es warf sich dann auf den Boden, schrie erbärmlich und zerriß alle Decken, welche man ihm gegeben hatte. Als es einmal frei gelassen wurde, kletterte es behend in dem Sparrwerke des Daches umher und zeigte sich hier so hurtig, daß vier Personen eine Stunde lang zu thun hatten, um es wieder einzufangen. Bei diesem Ausfluge erwischte es eine Flasche mit Malagawein, entkorkte sie und brachte den Wein schleunigst in Sicherheit, stellte dann aber die Flasche wieder an ihren Ort. Es fraß alles, was man ihm gab, zog aber Obst und gewürzhafte Pflanzen anderen Speisen vor. Gesottenes und gebratenes Fleisch oder Fische genoß es ebenfalls sehr gern. Nach Kerbthieren jagte es nicht, und ein ihm dargebotener Sperling verursachte ihm viel Furcht; doch biß es ihn endlich todt, zog ihm einige Federn aus, kostete das Fleisch und warf den Vogel wieder weg. Rohe Eier soff es mit Wohl=

behagen aus. Der größte Leckerbissen schienen ihm Erdbeeren zu sein. Sein gewöhnliches Getränk bestand in Wasser; es trank aber auch sehr gern alle Arten von Wein und besonders Malaga. Nach dem Trinken wischte es die Lippen mit der Hand ab, bediente sich sogar eines Zahnstochers in derselben Weise wie ein Mensch. Diebstahl übte es meisterhaft; es zog den Leuten, ohne daß sie es merkten, Leckereien aus den Taschen heraus. Vor dem Schlafengehen machte es stets große Anstalten. Es legte sich das Heu zum Lager zurecht, schüttelte es gut auf, legte sich noch ein besonderes Bündel unter den Kopf und deckte sich dann zu. Allein schlief es nicht gern, weil es die Einsamkeit überhaupt nicht liebte. Bei Tage schlummerte es zuweilen, aber niemals lange. Man hatte ihm eine Kleidung gegeben, welche es sich bald um den Leib und bald um den Kopf legte, und zwar ebenso wohl wenn es kühl war als während der größten Hitze. Als man ihm einmal das Schloß seiner Kette mit dem Schlüssel öffnete, sah es mit großer Aufmerksamkeit zu und nahm sodann ein Stückchen Holz, steckte es ins Schlüsselloch und drehte es nach allen Seiten um. Einst gab man ihm eine junge Katze. Es hielt dieselbe fest und beroch sie sorgfältig. Die Katze kratzte es in den Arm, da warf es dieselbe weg, besah sich die Wunde und wollte fortan nichts wieder mit Miez zu thun haben. Es konnte die verwickeltsten Knoten an einem Stricke sehr geschickt mit den Fingern oder, wenn sie zu fest waren, mit den Zähnen auflösen und schien daran eine solche Freude zu haben, daß es auch den Leuten, welche nahe zu ihm hintraten, regelmäßig die Schuhe aufband. In seinen Händen besaß es eine außerordentliche Stärke und konnte damit die größten Lasten aufheben. Die Hinterhände benutzte es ebenso geschickt wie die vorderen. So legte es sich z. B., wenn es etwas mit den Vorderhänden nicht erreichen konnte, auf den Rücken und zog den Gegenstand mit den Hinterfüßen heran. Es schrie nie, außer wenn es allein war. Anfangs glich dieses Geschrei dem Heulen eines Hundes. Die Auszehrung machte seinem jungen Leben bald ein Ende.

Ein anderer zahmer Meias, von dem uns Jeffries erzählt, hielt seinen Stall sehr reinlich, scheuerte den Boden desselben öfters mit einem Lappen und Wasser und entfernte alle Ueberreste von Speisen und dergleichen. Er wusch sich auch Gesicht und Hände wie ein Mensch. Ein anderer Orang-Utan zeichnete sich durch große Zärtlichkeit gegen alle aus, welche freundlich mit ihm sprachen, und küßte seinen Herrn und seinen Wärter echt menschlich. Gegen Unbekannte war er sehr schüchtern, gegen Bekannte ganz zutraulich.

Der Pongo, welchen Cuvier in Paris beobachtete, war etwa zehn bis elf Monate alt, als er nach Frankreich kam, und lebte dort noch fast ein halbes Jahr. Seine Bewegungen waren langsam und auf dem Boden schwerfällig. Er setzte beide Hände geschlossen vor sich nieder, erhob sich auf seine langen Arme, schob den Leib vorwärts, setzte die Hinterfüße zwischen die Arme vor die Hände und schob den Hinterleib nach, stemmte sich dann wieder auf die Fäuste 2c. Wenn er sich auf eine Hand stützen konnte, ging er auch auf den Hinterfüßen, trat aber immer mit dem äußeren Rande des Fußes auf. Beim Sitzen ruhte er in der Stellung der Morgenländer mit eingeschlagenen Beinen. Das Klettern wurde ihm sehr leicht; er umfaßte dabei den Stamm mit den Händen, nicht mit den Armen und Schenkeln. Wenn sich die Zweige zweier Bäume berührten, kam er leicht von einem Baume zum anderen. In Paris ließ man ihn an schönen Tagen oft in einem Garten frei; dann kletterte er rasch auf die Bäume und setzte sich auf die Aeste. Wenn ihm Jemand nachstieg, schüttelte er die Aeste aus allen Kräften, als wenn er seinen Nachfolger abschrecken wollte; zog man sich zurück, so endeten diese Vorsichtsmaßregeln; erneuerte man den Versuch, so begannen sie sogleich wieder. Auf dem Schiffe hatte er sich oft im Takelwerke lustig gemacht; das Schwanken des Fahrzeugs hatte ihm jedoch viel Angst bereitet, und er war nie gegangen, ohne sich an Seilen und dergleichen zu halten. Beim Schlafen bedeckte er sich gern mit jedem Zeuge, welches er finden konnte, und die Matrosen durften sicher darauf zählen, daß sie ein ihnen fehlendes Kleidungsstück bei ihm finden würden. Die Essenszeit kannte er genau, kam regelmäßig zur rechten Zeit zu seinem Wärter hin und nahm, was dieser ihm gab.

Fremdenbesuche wurden ihm oft lästig, und nicht selten versteckte er sich so lange unter seinen Decken, bis die Leute wieder fort waren. Bei Bekannten that er dies nie. Nur von seinem Wärter nahm er Futter an. Als sich einst ein Fremder an den gewöhnlichen Platz seines Pflegers setzte, kam er zwar herbei, verweigerte aber, als er den Fremden bemerkte, alle Nahrung, sprang auf den Boden, schrie und schlug sich, wie in Verzweiflung, vor den Kopf. Seine Speise nahm er mit den Fingern und nur selten gleich mit den Lippen auf und beroch alles, was er nicht kannte, vorher sorgfältig. Sein Hunger war unverwüstlich: er konnte, wie die Kinder, zu jeder Zeit essen.

Zuweilen biß und schlug er zu seiner Vertheidigung um sich, aber nur gegen Kinder und mehr aus Ungeduld als aus Zorn. Er war überhaupt sanft und liebte die Gesellschaft, ließ sich gern schmeicheln und gab Küsse im eigentlichen Sinne. Wenn er etwas sehnsüchtig verlangte, ließ er einen starken Kehllaut hören. Denselben vernahm man gleichfalls, wenn er im Zorne war; doch wälzte er sich dann oft am Boden und schmollte, falls man ihm nicht willfahrte. Zwei junge Katzen hatte er besonders lieb gewonnen und hielt die eine oft unter dem Arme oder setzte sie sich auf den Kopf, obschon sie sich mit ihren Krallen an seiner Haut festhielt. Einigemal betrachtete er ihre Pfoten und suchte die Krallen mit seinen Fingern auszureißen. Da ihm dies nicht gelang, duldete er lieber die Schmerzen, als daß er das Spiel mit seinen Lieblingen aufgegeben hätte.

Eine fernere Mittheilung rührt von einem guten Beobachter her, welcher den Orang-Utan drei Monate mit sich auf dem Schiffe hatte. Das Thier hauste, so lange sich das Schiff in den asiatischen Gewässern befand, auf dem Verdecke, seinem beständigen Aufenthalte, und suchte sich nur des Nachts eine geschützte Stelle zum Schlafen aus. Während des Tages war der Orang-Utan außerordentlich aufgeräumt, spielte mit anderen kleinen Affen, welche sich am Bord befanden, und lustwandelte im Takelwerke umher. Das Turnen und Klettern schien ihm ein besonderes Vergnügen zu machen; denn er führte es mehrmals des Tages an verschiedenen Tauen aus. Seine Gewandtheit und die bei diesen Bewegungen sichtbar werdende Muskelkraft war erstaunenswerth. Kapitän Smitt, der Beobachter, hatte einige hundert Kokosnüsse mitgenommen, von welchen der Affe täglich zwei erhielt. Die äußerst zähe, zwei Zoll dicke Hülle der Nuß, welche selbst mit einem Beile nur schwer zu durchhauen ist, wußte er mit seinem gewaltigen Gebiß sehr geschickt zu zertrümmern. Er setzte an dem spitzigen Ende der Nuß, wo die Frucht kleine Erhöhungen oder Buckel hat, mit seinen furchtbaren Zähnen ein, packte die Nuß dann mit dem rechten Hinterfuße und riß so regelmäßig die zähe Schale auseinander. Dann durchbohrte er mit den Fingern einige der natürlichen Oeffnungen der Nuß, trank die Milch aus, zerschlug hierauf die Nuß an einem harten Gegenstande und fraß den Kern.

Nachdem das Schiff die Sundastraße verlassen hatte, verlor gedachter Waldmensch mit der abnehmenden Wärme mehr und mehr seine Heiterkeit. Er hörte auf zu turnen und zu spielen, kam nur noch selten auf das Verdeck, schleppte die wollene Decke seines Bettes hinter sich her und hüllte sich, sobald er stille saß, vollständig in dieselbe ein. In der gemäßigten südlichen Zone hielt er sich größtentheils in der Kajüte auf und saß dort oft stundenlang mit der Decke über dem Kopfe regungslos auf einer Stelle. Sein Bett bereitete er sich ebenfalls mit der größten Umständlichkeit. Er schlief nie, ohne vorher seine Matratze zwei- bis dreimal mit dem Rücken der Hände ausgeklopft und geglättet zu haben. Dann streckte er sich auf den Rücken, zog die Decke um sich, so daß nur die Nase mit den dicken Lippen frei blieb, und lag in dieser Stellung die ganze Nacht oder zwölf Stunden, ohne sich zu rühren. In seiner Heimat geschah sein Aufstehen und Niederlegen so regelmäßig wie der Gang einer Uhr. Punkt sechs Uhr morgens oder mit Sonnenaufgang erhob er sich, und sowie der letzte Strahl der Sonne hinter dem Gesichtskreise entschwunden war, also Punkt sechs Uhr abends, legte er sich wieder nieder. Je weiter das Schiff nach Westen segelte und demgemäß in der Zeit abwich, um so früher ging er zu Bette und um so früher stand

er auf, weil er eben auch nur seine zwölf Stunden schlief. Diese Veränderung des Schlafengehens stand übrigens nicht genau mit der Zeitrechnung des Schiffes im Verhältnis; allein eine gewisse Regelmäßigkeit war nicht zu verkennen. Am Vorgebirge der guten Hoffnung ging er bereits um zwei Uhr des Mittags zu Bette und stand um halb drei Uhr des Morgens auf. Diese beiden Zeiten behielt er später bei, obwohl das Schiff im Verlaufe seiner Reise die Zeit noch um zwei Stunden veränderte.

Außer den Kokosnüssen liebte er Salz, Fleisch, Mehl, Sago ꝛc. und wandte alle mögliche List an, um während der Mahlzeit eine gewisse Fleischmenge sich zu sichern. Was er einmal gefaßt hatte, gab er nie wieder her, selbst wenn er geschlagen wurde. Drei bis vier Pfund Fleisch aß er mit Leichtigkeit auf einmal. Das Mehl holte er sich täglich aus der Küche und wußte dabei immer eine augenblickliche Abwesenheit des Kochs zu benutzen, um die Mehltonne zu öffnen, seine Hand tüchtig voll zu nehmen und sie nachher auf dem Kopfe abzuwischen, so daß er stets gepudert zurück kam. Dienstags und Freitags, sobald acht Glas geschlagen wurde, stattete er den Matrosen unwandelbar seinen Besuch ab, weil die Leute an diesen Tagen Sago mit Zucker und Zimmet erhielten. Ebenso regelmäßig stellte er sich um zwei Uhr in der Kajüte ein, um am Mahle Theil zu nehmen. Beim Essen war er sehr ruhig und, gegen die Gewohnheit der Affen, reinlich; doch konnte er nie dazu gebracht werden, einen Löffel richtig zu gebrauchen. Er setzte den Teller einfach an den Mund und trank die Suppe aus, ohne einen Tropfen zu verschütten. Geistige Getränke liebte er sehr und erhielt deshalb mittags stets sein Glas Wein. Er leerte dieses in ganz eigenthümlicher Weise. Aus seiner Unterlippe konnte er durch Vorstrecken einen drei Zoll langen und fast ebenso breiten Löffel bilden, geräumig genug, um ein ganzes Glas Wasser aufzunehmen. In diesen Löffel schüttete er das betreffende Getränk, und niemals trank er, ohne ihn zuvor herzustellen. Nachdem er das ihm gereichte Glas sorgfältig berochen hatte, bildete er seinen Löffel, goß das Getränk hinein und schlürfte es sehr bedächtig und langsam zwischen den Zähnen hinunter, als ob er sich einen recht dauernden Genuß davon verschaffen wollte. Nicht selten währte dieses Schlürfen mehrere Minuten lang, und erst dann hielt er sein Glas von neuem hin, um es sich wieder füllen zu lassen. Er zerbrach niemals ein Gefäß, sondern setzte es stets behutsam nieder, und unterschied sich hierdurch sehr zu seinem Vortheile von den übrigen Affen, welche, wie bekannt, Geschirre gewöhnlich zerschlagen.

Nur ein einziges Mal sah sein Besitzer, daß er sich an der Schiffswand aufrichtete und so einige Schritte weit ging. Dabei hielt er sich jedoch wie ein Kind, welches gehen lernt, immer mit beiden Händen fest. Während der Reise kletterte er selten umher und dann stets langsam und bedächtig; gewöhnlich that er es nur dann, wenn ein anderer, kleiner Affe, sein Liebling, wegen einer Unart bestraft werden sollte. Dieser flüchtete sich dann regelmäßig an die Brust seines großen Freundes und klammerte sich dort fest, und Bobi, so hieß der Orang-Utan, spazierte mit seinem kleinen Schützlinge in das Takelwerk hinauf, bis die Gefahr verschwunden schien.

Man vernahm nur zwei Stimmlaute von ihm: einen schwachen, pfeifenden Kehllaut, welcher Gemüthsaufregung kennzeichnete, und ein schreckliches Gebrüll, welches dem einer geängsteten Kuh etwa ähnelte und Furcht ausdrückte. Diese wurden einmal durch eine Herde von Pottfischen hervorgerufen, welche nahe am Schiffe vorüberschwamm, und ein zweites Mal durch den Anblick verschiedener Wasserschlangen, welche sein Gebieter mit aus Java gebracht hatte. Der Ausdruck seiner Gesichtszüge blieb sich immer gleich.

Leider machte ein unangenehmer Zufall dem Leben des schönen Thieres ein Ende, noch ehe es Deutschland erreichte. Bobi hatte von seiner Lagerstätte aus den Kellner des Schiffes beobachtet, während dieser Rumflaschen umpackte, und dabei bemerkt, daß der Mann einige Flaschen bis auf weiteres liegen ließ. Es war zu der Zeit, als er sich schon um zwei Uhr nachmittags zu Bette legte. In der Nacht vernahm sein Herr ein Geräusch in der Kajüte, als wenn Jemand mit Flaschen klappere, und sah beim Schimmer der auf dem Tische brennenden Nachtlampe wirklich

eine Gestalt an dem Weinlager beschäftigt. Zu seinem Erstaunen entdeckte er in dieser seinen Orang=Utan. Bobi hatte eine bereits fast ganz geleerte Rumflasche vor dem Munde. Vor ihm lagen sämmtliche leere Flaschen behutsam in Stroh gewickelt, die endlich gefundene volle hatte er auf geschickte Weise entkorkt und seinem Verlangen nach geistigen Getränken völlig Genüge leisten können. Etwa zehn Minuten nach diesem Vorgange wurde Bobi plötzlich lebendig. Er sprang auf Stühle und Tische, machte die lächerlichsten Bewegungen und geberdete sich mit steigender Lebhaftigkeit, wie ein betrunkener und zuletzt wie ein wahnsinniger Mensch. Es war unmöglich, ihn zu bändigen. Sein Zustand hielt ungefähr eine Viertelstunde an, dann fiel er zu Boden; es trat ihm Schaum vor den Mund, und er lag steif und regungslos. Nach einigen Stunden kam er wieder zu sich, fiel aber in ein heftiges Nervenfieber, welches seinem Leben ein Ziel setzen sollte. Während seiner Krankheit nahm er nur Wein mit Wasser und die ihm gereichten Arzneien zu sich, nichts weiter. Nachdem ihm einmal an den Puls gefühlt worden war, streckte er seinem Herrn jedesmal, wenn dieser an sein Lager trat, die Hand entgegen. Dabei hatte sein Blick etwas so Rührendes und Menschliches, daß seinem Pfleger öfters die Thränen in die Augen traten. Mehr und mehr nahmen seine Kräfte ab, und am vierzehnten Tage verschied er nach einem heftigen Fieberanfalle.

Ich habe mehrere lebende Orang=Utans beobachtet, keinen einzigen aber kennen gelernt, welcher mit einem Schimpanse gleichen Alters hätte verglichen werden können. Allen fehlte die letzteren so auszeichnende neckische Munterkeit und die Lust zu scherzen: sie waren im Gegentheile ernsthaft bis zum äußersten, mehrere auch still und deshalb langweilig. Jede ihrer Bewegungen war langsam und gemessen, der Ausdruck ihrer braunen, gutmüthigen Augen unendlich traurig. So stellten sie fast in jeder Hinsicht ein Gegenstück des Schimpanse dar.

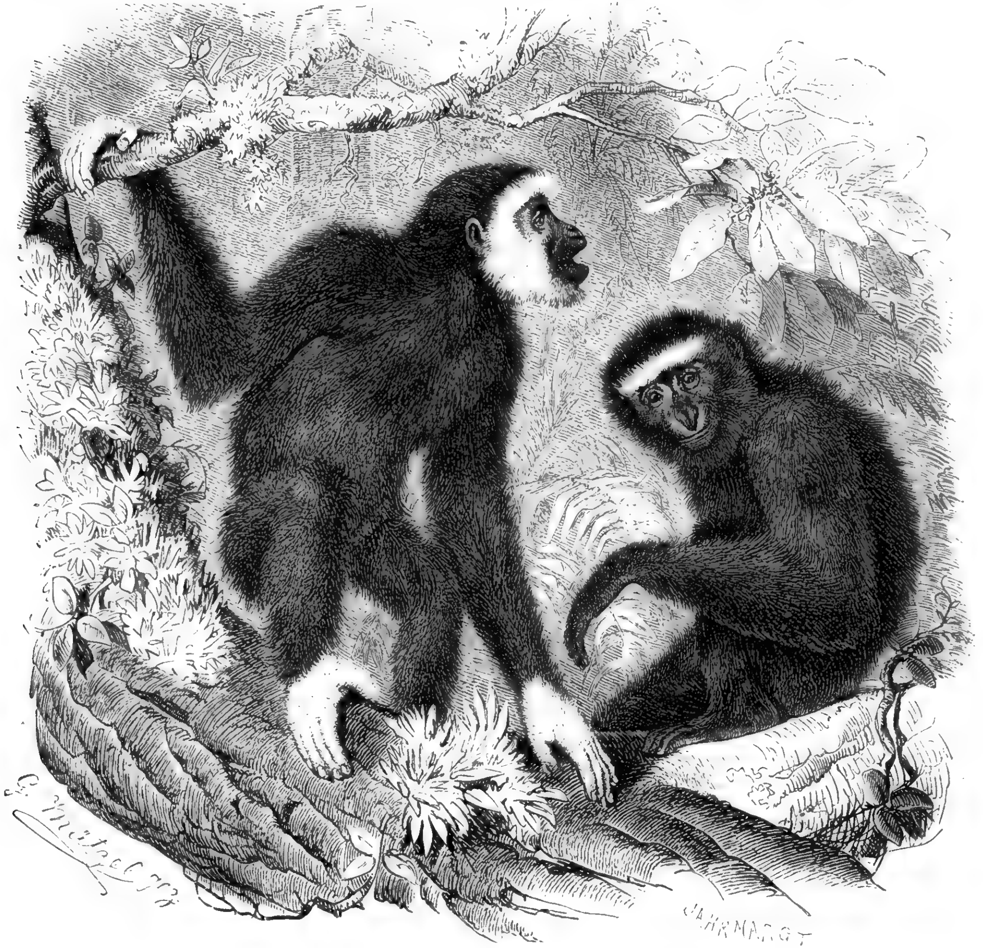
*

Bei keiner Sippe der Affen zeigt sich die Entwickelung der Vorderglieder in gleichem Grade wie bei den **Gibbons** oder **Langarmaffen** (Hylobates). Sie tragen ihren Namen mit vollstem Rechte; denn die über alles gewohnte Maß verlängerten Arme erreichen, wenn sich ihr Träger aufrecht stellt, den Boden. Dieses eine Merkmal würde genügen, um die Langarmaffen von allen übrigen Mitgliedern ihrer Ordnung zu unterscheiden.

Die Gibbons bilden eine kleine Gruppe der Affen; man kennt gegenwärtig erst sieben Arten, welche ihr zugezählt werden müssen. Sie sind sämmtlich Asiaten und gehören ausschließlich Ostindien und seinen Inseln an. Die Arten erreichen eine ziemlich bedeutende Größe, wenn auch keine einzige über einen Meter hoch wird. Ihr Körper erscheint trotz der starken und gewölbten Brust sehr schlank, weil die Weichengegend, wie bei dem Windhunde, verschmächtigt ist; die Hinterglieder sind bedeutend kürzer als die vorderen, und ihre langen Hände bei einigen Arten noch durch die theilweise mit einander verwachsenen Zeige= und Mittelfinger ausgezeichnet. Der Kopf ist klein und eiförmig, das Gesicht menschenähnlich; die Gesäßschwielen sind klein, und der Schwanz ist äußerlich noch nicht sichtbar. Ein reicher und oft seidenweicher Pelz umhüllt ihren Leib; Schwarz, Braun, Braungrau und Strohgelb sind seine Hauptfarben.

Der **Siamang** (Hylobates syndactylus, Pithecus syndactylus, Siamanga syndactyla), wegen der am Grunde verwachsenen Zeige= und Mittelzehe auch wohl als Vertreter einer besonderen Untersippe (Siamanga) betrachtet, ist der größte aller Langarmaffen, und auch dadurch ausgezeichnet, daß seine Arme verhältnismäßig weniger lang als die der anderen Arten erscheinen. „Seine Gestalt nackt gedacht“, sagt Duvaucel, „würde eine häßliche sein, besonders deshalb, weil die niedrige Stirn bis auf die Augenbrauenbogen verkümmert ist, die Augen tief in ihren Höhlen liegen, die Nase breit und platt erscheint, die seitlichen Nasenlöcher aber sehr groß sind und das Maul sich fast bis auf den Grund der Kinnladen öffnet. Gedenkt man sonst noch des großen

nackten Kehlsackes, welcher schmierig und schlaff wie ein Kropf am Vorderhalse herabhängt und beim Schreien sich ausdehnt, der gekrümmten, einwärts gekehrten Gliedmaßen, welche stets gebogen getragen werden, der unter vorstehenden Höckern eingesenkten Wangen und des verkümmerten Kinnes, so wird man sich sagen müssen, daß unser Affe nicht zu den schönsten seiner Ordnung gehört. Ein dichter, aus langen, weichen und glänzenden Haaren gebildeter Pelz von



Lar (Hylobates Lar) und Hulock (Hylobates Hulock), nach Hanhart. 1/8 natürl. Größe.

tiefschwarzer Farbe deckt den Leib; nur die Augenbrauen sind rothbraun. Auf dem Hodensacke stehen lange Haare, welche, nach unten gekehrt, einen nicht selten bis zu den Knieen herabreichenden Pinsel bilden. Die Haare richten sich am Vorderarme rückwärts, am Oberarme vorwärts, so daß am Elnbogen ein Busch entsteht." Nach Versicherung von Raffles kommen auch Weißlinge vor. Ausgewachsene Männchen erreichen 1 Meter an Höhe, klaftern aber beinahe das Doppelte.

Der Siamang ist in den Waldungen von Sumatra gemein und wurde von tüchtigen Forschern in der Freiheit wie in Gefangenschaft beobachtet.

Mehr das allgemeine Gepräge der Sippe zeigt der Hulock (Hylobates Hulock, H. Hoolock), ein Langarmaffe von etwa 0,90 Meter Höhe, ohne Kehlkopf und mit freien Zehen. Sein Pelz ist bis auf eine weiße Stirnbinde kohlschwarz, der des Jungen schwarzbraun, an den

Gliedmaßen längs der Mittellinie des Leibes und auf dem Rücken aschgrau. Die Gefäßschwielen sind deutlich. Der Hulock bewohnt Hinterindien und Bengalen, besonders häufig die Uferwaldungen am Burramputr in Assan.

Der Lar (Hylobates Lar, Simia longimana) wird ungefähr ebenso groß wie der Hulock, hat schwarzgraue Färbung, lohfarbenes, rings von weißen Haaren umgebenes Gesäß und oberseits weißgraue, unterseits schwarze Hände und Füße. Das Vaterland ist Malakka und Siam.

Der Unko (Hylobates Rafflesii) ähnelt dem Hulock in der Größe, unterscheidet sich aber durch die Färbung sowie anatomisch dadurch, daß er vierzehn Rippenpaare besitzt. Gesicht und Pelz sind schwarz, auf dem Rücken und an den Weichen braunröthlich, Augenbrauen, Backen und Kinnbacken bei dem Männchen weiß, bei dem bedeutend kleineren Weibchen schwarzgrau. Die Insel Sumatra ist das Vaterland des Unko; doch scheint er hier verhältnismäßig selten vorzukommen.

Der Wauwau (Hylobates agilis, Pithecus variegatus) endlich, welcher demselben Vaterlande entstammt, hat ein nacktes blauschwarzes, beim Weibchen ins Bräunliche spielendes Gesicht und langen reichen Pelz, dessen Färbung am Kopfe, auf dem Bauche und den Innenseiten der Arme und Schenkel dunkelbraun ist, über den Schultern und nach dem Halse zu unmerklich heller wird und auf den Weichen ins Blaßbraune übergeht, während die Aftergegend bis zu den Kniekehlen weiß und röthelfarbig gemischt erscheint. Hände und Füße sind dunkelbraun. Das Weibchen ist lichter, der Backenbart minder lang als bei dem Männchen, obschon immer noch groß genug, so daß der Kopf breiter als hoch erscheint. Die Jungen sind einfarbig gelblichweiß.

Ihre ganze Ausrüstung weist die Langarmaffen zum Klettern an. Sie besitzen jede Begabung, welche zu einer raschen, anhaltenden und gewandten Kletter- oder Sprungbewegung erforderlich ist. Die volle Brust gibt großen Lungen Raum, welche nicht ermüden, nicht ihren Dienst versagen, wenn das Blut durch die rasche Bewegung in Wallung geräth; die starken Hinterglieder verleihen die nöthige Schnellkraft zu weiten Sprüngen, die langen Vorderglieder unerläßliche Sicherheit zum Ergreifen eines Astes, welcher zu neuem Stützpunkte werden soll, mit kürzeren Armen aber leicht verfehlt werden könnte. Wie lang im Verhältnis diese Arme sind, wird am deutlichsten klar, wenn man vergleicht. Ein Mensch klaftert, wie bekannt, ebenso weit, als er lang ist: der Gibbon aber klaftert fast das Doppelte seiner Leibeslänge; ein aufrecht stehender Mann berührt mit seinem schlaff herabhängenden Arme kaum sein Knie, der Gibbon hingegen seinen Knöchel. Daß solche Arme als Gehwerkzeuge fast unbrauchbar sind, ist erklärlich: sie eignen sich bloß zum Klettern. Deshalb ist der Gang der Langarmaffen ein trauriges Schwanken auf den Hinterfüßen, ein schwerfälliges Dahinschieben des Leibes, welcher nur durch die ausgestreckten Arme im Gleichgewichte erhalten werden kann, das Klettern und Zweigtanzen der Thiere aber ein lustiges, köstliches Bewegen, scheinbar ohne Grenzen, ohne Bewußtsein des Gesetzes der Schwere. Die Gibbons sind auf der Erde langsam, tölpisch, ungeschickt, kurz fremd, im Gezweige jedoch das gerade Gegentheil von alldem, ja wahre Vögel in Affengestalt. Wenn der Gorilla der Herkules unter den Affen ist, sind sie der leichte Merkur: trägt doch einer von ihnen, Hylobates Lar, seinen Namen zur Erinnerung an eine Geliebte des letzteren, an die schöne, aber schwatzhafte Najade Lara, welche durch ihre rastlose Zunge Jovis Zorn, durch ihre Schönheit aber zu ihrem Glücke noch Merkurs Liebe erweckte und hierdurch dem Hades entrann.

Am schwerfälligsten bewegt sich, seiner Gestalt entsprechend, der Siamang, da er nicht bloß langsam geht, sondern auch etwas unsicher klettert und nur im Springen seine Behendigkeit bekundet. Aber auch die übrigen vermögen auf dem Boden nur schwer fortzukommen. „Im Zimmer oder auf ebener Erde“, sagt Harlan vom Hulock, „gehen sie aufrecht und halten das Gleichgewicht ziemlich gut, indem sie ihre Hände bis über den Kopf erheben, ihre Arme an dem Handgelenke und im Elnbogen leise biegen und dann rechts und links wankend ziemlich schnell dahinlaufen. Treibt man sie zu größerer Eile an, so lassen sie ihre Hände auf den Boden reichen und helfen sich durch Unterstützung schneller fort. Sie hüpfen mehr als sie laufen, halten den Leib jedoch

immer ziemlich aufrecht." Von den übrigen wird gesagt, daß es aussehe, als ob der Leib nicht allein zu lang, sondern auch viel zu schwer sei für die kurzen und dünnen Schenkel, sich deshalb vorn überneige, und daß ihre beiden Arme beim Gehen gleichsam als Stelzen benutzt werden müßten. „So kommen sie ruckweise vorwärts, vergleichbar einem auf Krücken humpelnden Greise, welcher eine stärkere Anstrengung fürchtet." Ganz das Gegentheil findet statt, wenn sie sich kletternd bewegen. Alle Berichterstatter sind einstimmig in ihrer Bewunderung über die Fertigkeit und Geschicklichkeit, welche die Langarmaffen im Gezweige bekunden.

Mit unglaublicher Raschheit und Sicherheit erklettert der Wauwau, laut Duvaucel, einen Bambusrohrstengel, einen Baumwipfel oder einen Zweig, schwingt sich auf ihm einige Mal auf und nieder oder hin und her und schnellt sich nun, durch den zurückprallenden Ast unterstützt, mit solcher Leichtigkeit über Zwischenräume von zwölf bis dreizehn Meter hinüber, drei-, viermal nach einander, daß es aussieht, als flöge er wie ein Pfeil oder ein schief abwärts stoßender Vogel. Man vermeint es ihm anzusehen, daß das Bewußtsein seiner unerreichbaren Fertigkeit ihm großes Vergnügen gewährt. Er springt ohne Noth über Zwischenräume, welche er durch kleine Umwege leicht vermeiden könnte, ändert im Sprunge die Richtung und hängt sich an den ersten besten Zweig, schaukelt und wiegt sich an ihm, ersteigt ihn rasch, federt ihn auf und nieder und wirft sich wieder hinaus in die Luft, mit unfehlbarer Sicherheit einem neuen Ziele zustrebend. Es scheint, als ob er Zauberkräfte besäße und ohne Flügel gleichwohl fliegen könne: er lebt mehr in der Luft als in dem Gezweige. Was bedarf solch begabtes Wesen noch der Erde? Sie bleibt ihm fremd, wie er ihr; sie bietet ihm höchstens die Labung des Trunkes, sonst stößt sie ihn zurück in sein luftiges Reich. Hier findet er seine Heimat; hier genießt er Ruhe, Frieden, Sicherheit; hier wird es ihm möglich, jedem Feinde zu trotzen oder zu entrinnen; hier darf er leben, erglühen in der Lust seiner Bewegung.

Diese Lust zeigte sich recht deutlich an einem weiblichen Wauwau, welchen man lebend nach London brachte. Man wollte an ihm die Bewegungsfähigkeit seiner Sippschaft prüfen und richtete ihm deshalb einen großen Raum besonders her. Hier und da, in verschiedenen Entfernungen, setzte man Bäume ein für das Kind der Höhe, um seinen wundervollen Bewegungen Spielraum zu gewähren. Die größte Weite von einem Aste zum anderen betrug nur sechs Meter — wenig für einen Affen, welcher in der Freiheit das Doppelte überspringen kann, viel, sehr viel für ein Thier, welches, seiner Freiheit beraubt, in ein ihm fremdes und feindseliges Klima gebracht und seiner ursprünglichen Nahrung entwöhnt worden war, welches eben erst eine so lange, entkräftende Seereise überstanden hatte. Doch trotz all dieser mislichen Umstände gab der Gibbon derartige Beweise seiner Bewegungsfähigkeit zum besten, daß, wie mein Gewährsmann sagt, „alle Zuschauer vor Erstaunen und Bewunderung geradezu außer sich waren".

Es war ihm eine Kleinigkeit, sich von einem Aste auf den anderen zu schwingen, ohne die geringste Vorbereitung dazu bemerklich werden zu lassen, und er erreichte das erstrebte Ziel mit unwandelbarer Sicherheit. Er konnte seine Luftsprünge lange Zeit ununterbrochen fortsetzen, ohne dazu einen neuen ersichtlichen Ansatz zu nehmen; den zum Sprunge nöthigen Abstoß gab er sich während der augenblicklichen Berührung der Aeste, welche er sich zum Auffußen erwählt hatte. Ebenso sicher wie seine Bewegungen waren bei ihm Auge und Hand. Die Zuschauer belustigten sich, ihm während seiner Sprünge Früchte zuzuwerfen: er fing sie auf, während er die Luft durchschnitt, ohne es der Mühe werth zu achten, deshalb seinen Flug zu unterbrechen. Er hatte sich stets und vollkommen in seiner Gewalt. Mitten im schnellsten Sprunge konnte er die begonnene Richtung ändern; während des kräftigsten Dahinschießens erfaßte er einen Zweig mit einer seiner Vorderhände, zog mit einem Rucke die Hinterfüße zu gleicher Höhe empor, packte mit ihnen den Ast und saß nun einen Augenblick später so ruhig da, als wäre er nie in Bewegung gewesen.

Es läßt sich denken, daß der Gibbon in der Freiheit noch ganz andere Proben seiner Beweglichkeit bieten kann, und die Erzählungen der Beobachter dürfen deshalb wohl auch allen Glauben

verdienen, obgleich sie uns übertrieben zu sein scheinen. Die Berichterstatter vergleichen die Bewegungen der freilebenden Langarmaffen mit dem Fluge der Schwalben!

Die Beobachtung der Thiere im Freileben hat übrigens ihre Schwierigkeiten, weil fast alle Arten den Menschen meiden und nur selten an die Blößen in den Waldungen herankommen. „Meist leben sie", sagt Duvaucel vom Siamang, „in zahlreichen Herden, welche von einem Anführer geleitet werden, nach Versicherung der Malaien von einem Unverwundbaren ihres Geschlechtes. Ueberrascht man sie auf dem Boden, so kann man sie auch gefangen nehmen; denn entweder hat der Schreck sie stutzig gemacht, oder sie fühlen selbst ihre Schwäche und erkennen die Unmöglichkeit zu entfliehen. Die Herde mag so zahlreich sein, als sie will, stets verläßt sie den verwundeten Gefährten, es sei denn, daß es sich um einen ganz jungen handelt. In solchem Falle ergreift die Mutter ihr Kind, versucht zu fliehen, fällt vielleicht mit ihm nieder, stößt dann ein heftiges Schmerzensgeschrei aus und stellt sich dem Feinde mit aufgeblasenem Kehlsacke und ausgebreiteten Armen drohend entgegen. Die Mutterliebe zeigt sich aber nicht bloß in Gefahren, sondern auch sonst bei jeder Gelegenheit. Es war ein überraschendes Schauspiel, wenn es manchmal bei äußerster Vorsicht gelang, zu sehen, wie die Mütter ihre Kleinen an den Fluß trugen, sie ungeachtet ihres Geschreies abwuschen, darauf wieder abwischten und trockneten und überhaupt eine Mühe auf ihre Reinigung verwendeten, welche man manchen Menschenkindern wünschen möchte. Die Malaien erzählten Diard, und dieser fand es späterhin bestätigt, daß die noch nicht bewegungsfähigen Jungen immer von demjenigen Theile ihrer Eltern getragen und geleitet werden, welcher ihrem Geschlechte entspricht, und zwar die männlichen Kleinen vom Vater, die weiblichen von der Mutter. Ebenso berichten sie, daß die Siamangs öfter den Tigern zur Beute würden, und zwar durch dieselbe Veranlassung, wie kleine Vögel oder Eichhörnchen Beute der Schlangen, nämlich durch Bezauberung, was, wenn die Geschichte überhaupt wahr ist, nichts anderes sagen will, als daß die Todesangst gedachte Affen vollständig sinnlos gemacht hat.

Ueber die Hulocks liegen ebenfalls ziemlich ausführliche Berichte vor. Diese Affen halten sich, laut Harlan, vorzüglich auf niedrigen Bergen auf, da sie Kälte nicht ertragen können. Ihre Nahrung besteht aus Früchten, welche in den Bambuswäldern dieser Gegend vorkommen, namentlich aus Früchten und Samen des heiligen Propulbaumes. Sie verzehren aber auch gewisse Gräser, zarte Baumzweige u. dergl., kauen dieselben aus und verschlucken den Saft, während sie die ausgekaute Masse wegwerfen. Nach Owen, welcher fast zwei Jahre lang im Wohngebiete der Hulocks lebte, vereinigen sich diese in ihren Wäldern zu Gesellschaften von hundert bis hundert und fünfzig Stücken. Gewöhnlich bemerkt man sie in den Wipfeln der höchsten Olung= und Makkoibäume, auf deren Früchte sie sehr erpicht sind; manchmal aber kommen sie auf Fußpfaden aus dem dichten Walde heraus in die offenen Lichtungen. Eines Tages begegnete Owen plötzlich einer Gesellschaft von ihnen, welche sich fröhlich belustigten, bei seiner Annäherung aber sogleich Lärm schlugen und in das Dickicht der Bambus entflohen; ein andermal hingegen sah er sich, während er auf einer neu angelegten Straße einsam einherschritt, unvermuthet von einer großen Gesellschaft unserer Affen umgeben, welche zwar überrascht, noch mehr jedoch erzürnt schienen über das Eindringen eines fremdartig gekleideten Menschen in das Bereich ihrer Herrschaft. Die Bäume ringsum waren voll von ihnen, und sie drohten von oben hernieder mit Grimassen und wildem Geschrei, als Owen vorüberging. Ja, einige von ihnen stiegen hinter ihm von den Bäumen herab und folgten ihm auf der Straße, so daß sie bei ihm die Meinung erweckten, sie wollten einen Anfall machen. Auf der ebenen Straße gelang es freilich bald, den Verfolgern zu entkommen. Bei seiner Rückkehr in die Behausung fragte unser Berichterstatter seinen Dolmetscher, ob es gewöhnlich sei, daß man von diesen Affen feindlich angegriffen werde, und erfuhr, daß vor wenigen Tagen eine Gesellschaft von Nagas, auf einem vielbogigen Pfade durch die Bambusgebüsche hintereinander gehend, von Hulocks angegriffen wurde, ja wahrscheinlich getödtet worden wäre, hätten nicht die übrigen ihrem Vordermanne Hülfe leisten können.

„In der That", bemerkt Owen, „kann ich versichern, daß sie kräftige Kämpfer sind, da auch ein gezähmtes Weibchen des Wauwau einmal plötzlich seinen Wärter ergriff, auf ihn sprang, mit allen vier Händen kratzte und ihn in die Brust biß, wobei es noch ein Glück für den Mann war, daß es seine Eckzähne verloren hatte." Ich muß bemerken, daß ich letztere Geschichte nicht glauben kann; denn alle übrigen Berichte widersprechen der Mittheilung Owens geradezu; namentlich wird hervorgehoben, daß Langarmaffen bei Annäherung des Menschen so eilig als möglich fliehen, aus diesem Grunde auch nur äußerst selten einmal gesehen werden. Sie sind, wie mir Haßkarl mittheilt, ebenso vorsichtig als neugierig, und erscheinen deshalb nicht selten am Rande eines freien, zum Feldbau entholzten Platzes, namentlich da, wo sie noch nicht durch Jäger scheu gemacht worden sind, verschwinden aber im Augenblicke, sobald sie bemerken, daß man sie beobachtet oder sich ihnen nähert, und werden dann so leicht nicht mehr gesehen.

Um so öfter hört man sie. Bei Sonnenauf- und -Untergang pflegen sie ihre lautschallenden Stimmen zu einem so furchtbaren Geschrei zu vereinigen, daß man taub werden möchte, wenn man nah, und daß man wahrhaft erschrickt, wenn man die sonderbare Musik nicht gewohnt ist. Sie sind die Brüllaffen der alten Welt, die Wecker der malaiischen Bergbewohner und zugleich der Aerger der Städter, denen sie den Aufenthalt in ihren Landhäusern verbittern. Man soll ihr Geschrei auf eine englische Meile weit hören können. Von gefangenen Langarmaffen hat man es auch oft vernommen, und zwar von denen, welche Kehlsäcke besitzen, ebenso gut wie von denen, welchen diese Stimmverstärkungstrommeln fehlen. Ein guter Beobachter, Bennett, besaß einen lebenden Siamang und bemerkte, daß dieser, wenn er irgendwie erregt war, jedesmal die Lippen trichtermäßig vorstreckte, dann Luft in die Kehlsäcke blies und nun lospolterte, fast wie ein Truthahn. Er schrie ebenso wohl bei freudiger als bei zorniger Aufregung. Auch das Unkoweibchen in London schrie zuweilen laut, und zwar in höchst eigenthümlicher, tonverständiger Weise. Man konnte das Geschrei sehr gut in Noten wiedergeben. Es begann mit dem Grundtone E und stieg dann in halben Tönen eine volle Oktave hinauf, die chromatische Tonleiter durchlaufend. Der Grundton blieb stets hörbar und diente als Vorschlag für jede folgende Note. Im Aufsteigen der Tonleiter folgten sich die einzelnen Töne immer langsamer, im Absteigen aber schneller und zuletzt außerordentlich rasch. Den Schluß bildete jedesmal ein gellender Schrei, welcher mit aller Kraft ausgestoßen wurde. Die Regelmäßigkeit, Schnelligkeit und Sicherheit, mit welcher das Thier die Tonleiter herschrie, erregte allgemeine Bewunderung. Es schien, als ob die Aeffin selbst davon im höchsten Grade aufgeregt werde; denn jede Muskel spannte sich an, und der ganze Körper gerieth in zitternde Bewegung. Ein Hulock, welchen ich vor geraumer Zeit lebend im Londoner Thiergarten sah, ließ ebenfalls sehr gern seine Stimme erschallen, und zwar zu jeder Tageszeit, sobald er von dem Wärter angesprochen oder von sonst Jemand durch Nachahmung seiner Laute hierzu angereizt wurde. Ich darf behaupten, daß ich niemals die Stimme eines Säugethieres, den Menschen ausgenommen, gehört habe, welche volltönender und wohllautender mir in das Ohr geklungen hätte als die des gedachten Langarmaffen. Zuerst war ich erstaunt, später entzückt von diesen aus tiefster Brust hervorkommenden, mit vollster Kraft ausgestoßenen und durchaus nicht unangenehmen Tönen, welche sich vielleicht durch die Silben hu, hu, hu einigermaßen wiedergeben lassen. Andere Arten sollen einen viel weniger angenehmen Ruf ausstoßen. So beginnt der Wauwau, wie mir Haßkarl mittheilt, mit einigen vereinzelt ausgestoßenen Lauten: ua, ua; hierauf folgt schneller: ua, ua, ua; dann: ua, uua, ua, ua, und zuletzt wird der Ruf immer kläglicher und rascher, das u kürzer, so daß es fast wie w klingt, das a länger, und nunmehr fällt die ganze Gesellschaft mit gleichen Lauten in den Vortrag des Sängers ein.

Ueber die geistigen Fähigkeiten des Langarmaffen sind die Meinungen der Beobachter getheilt. Duvaucel stellt dem Siamang ein sehr schlechtes Zeugnis aus. „Seine Langsamkeit, sein Mangel an Anstand und seine Dummheit", drückt er sich aus, „bleiben dieselben. Zwar wird er, unter Menschen gebracht, bald so sanft wie er wild war, und so vertraulich wie er vorher scheu war,

bleibt aber immer furchtsamer, als die anderen Arten, deren Anhänglichkeit er niemals erlangt, und seine Unterwürfigkeit ist mehr Folge seiner unbeschreiblichen Gleichgültigkeit als des gewonnenen Zutrauens. Er bleibt derselbe bei guter und schlechter Behandlung; Dankbarkeit oder Haß scheinen fremdartige Gefühle für ihn zu sein. Seine Sinne sind stumpf. Besieht er etwas, so geschieht dies ohne Empfindung, berührt er etwas, so thut er es ohne Willen. So ist er ein Wesen ohne alle Fähigkeiten, und wollte man das Thierreich nach der Entwickelung seines Verstandes ordnen, so würde er eine der niedrigsten Stufen einnehmen müssen. Meistens sitzt er zusammengekauert, von seinen eigenen langen Armen umschlungen, den Kopf zwischen den Schenkeln verborgen, und ruht und schläft. Nur von Zeit zu Zeit unterbricht er diese Ruhe und sein langes Schweigen durch ein unangenehmes Geschrei, welches weder Empfindung noch Bedürfnisse ausdrückt, also ganz ohne Bedeutung ist. Selbst der Hunger scheint ihn aus seiner natürlichen Schlaftrunkenheit nicht zu erwecken. In der Gefangenschaft nimmt er seine Nahrung mit Gleichgültigkeit hin, führt sie ohne Begierde zum Munde, und läßt sie auch ohne Unwillen sich entreißen. Seine Weise, zu trinken, stimmt ganz überein mit seinen übrigen Sitten. Er taucht seine Finger ins Wasser und saugt dann die Tropfen von ihnen ab." Auch diese Schilderung halte ich nicht für richtig, weil die übrigen Beobachter, wenn auch nicht das gerade Gegentheil sagen, so doch weit günstiger über unseren Affen berichten. Bennett brachte einen Siamang mit sich fast bis nach Europa herüber, und dieser gewann sich in sehr kurzer Zeit die Zuneigung aller seiner menschlichen Reisegefährten. Er war sehr freundlich gegen die Matrosen und wurde bald zahm, war auch keineswegs langsam, sondern zeigte große Beweglichkeit und Gewandtheit, stieg gern im Takelwerke umher und gefiel sich in allerlei harmlosen Scherzen. Mit einem kleinen Papuamädchen schloß er zärtliche Freundschaft und saß oft, die Arme um ihren Nacken geschlungen, neben ihr, Schiffsbrod mit ihr kauend. Wie es schien, hätte er mit den übrigen Affen, welche sich am Bord befanden, auch gern Kameradschaft gehalten; doch diese zogen sich scheu vor ihm zurück und erwiesen sich ihm gegenüber als sehr ungesellig: dafür rächte er sich aber. Sobald er nur immer konnte, fing er einen seiner mitgefangenen Affen und trieb mit dessen Schwanze wahren Unfug. Er zog den armen Gesellen an den ihm selbst fehlenden Anhängsel oft auf dem ganzen Schiffe hin und her oder trug ihn nach einer Raae empor und ließ ihn von dort herunterfallen, kurz machte mit ihm, was er wollte, ohne daß das so gepeinigte Thier jemals im Stande gewesen wäre, sich von ihm zu befreien. Er war sehr neugierig, besah sich alles und stieg auch oft an dem Maste in die Höhe, um sich umzuschauen. Ein vorüberziehendes Schiff fesselte ihn immer so lange auf seinem erhabenen Sitze, bis es aus dem Gesichtskreise entschwunden war. Seine Gefühle wechselten sehr rasch. Er konnte leicht erzürnt werden und geberdete sich dann wie ein unartiges Kind, wälzte sich, mit Verrenkung der Glieder und Verzerrung des Gesichts, auf dem Verdecke herum, stieß alles von sich, was ihm in den Weg kam, und schrie ohne Unterlaß „ra! ra! ra!" — denn mit diesen Lauten drückt er stets seinen Aerger aus. Er war lächerlich empfindlich und fühlte sich durch die geringste Handlung gegen seinen Willen sogleich im Tiefinnersten verletzt: seine Brust hob sich, sein Gesicht nahm einen ernsten Ausdruck an, und jene Laute folgten bei großer Erregung rasch auf einander, wie es schien, um den Beleidiger einzuschüchtern. Zum Bedauern der Mannschaft starb er, noch ehe er England erreichte.

Auch Wallace stellt den Siamang in günstigerem Lichte dar. „Ich kaufte", sagt er, „einen kleinen Langarmaffen dieser Art, welchen Eingeborene gefangen und so fest gebunden hatten, daß er dadurch verletzt worden war. Zuerst zeigte er sich ziemlich wild und wollte beißen; als wir ihn aber losgebunden, ihm zwei Stangen unter dem Vorbau unseres Hauses zum Turnen gegeben und ihn vermittels eines kurzen Taues mit lose über den Stangen liegendem Ringe befestigt hatten, so daß er sich leicht bewegen konnte, beruhigte er sich bald, wurde zufrieden und sprang mit großer Behendigkeit umher. Zuerst bekundete er gegen mich eine Abneigung, welche ich dadurch zu beseitigen suchte, daß ich ihn immer selbst fütterte. Eines Tages aber biß er mich beim Füttern so stark, daß ich die Geduld verlor und ihm einen tüchtigen Schlag versetzte. Dies mußte ich bereuen,

da er von nun an mich noch weniger leiden konnte. Meinem malaiischen Knaben erlaubte er, mit ihm zu spielen, und gewährte uns dadurch und durch seine eigene Beschäftigung, durch die Leichtigkeit und Gewandtheit, mit der er sich hin und her schwang, eine stete Quelle der Unterhaltung Als ich nach Singapore zurückkam, zog er die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Er aß fast alle Arten Früchte und Reis, und ich hatte gehofft, ihn mit nach England bringen zu können; allein er starb gerade, ehe ich abreiste." Dies lautet ganz anders als der Bericht von Duvaucel und steht auch mit dem, was wir von anderen Langarmaffen wissen, vollkommen im Einklange. Ein Hulock, welchen Harlan fünf Monate lebendig besaß, wurde in weniger als einem Monate so zahm, daß er sich an der Hand seines Gebieters festhielt, und mit ihm umherging, wobei er sich mit der anderen Hand auf den Boden stützte. „Auf meinen Ruf", erzählt Harlan, „kam er herbei, setzte sich auf einen Stuhl zu mir, um mit mir das Frühstück einzunehmen, und langte sich ein Ei oder einen Hühnerflügel vom Teller, ohne das Gedeck zu verunreinigen. Er trank auch Kaffee, Chokolade, Milch, Thee rc., und obgleich er gewöhnlich beim Trinken nur die Hand in die Flüssigkeit tauchte, so nahm er doch darauf, wenn er durstig war, das Gefäß in beide Hände und trank nach menschlicher Weise daraus. Die liebsten Speisen waren ihm gekochter Reis, eingeweichtes Milchbrod, Bananen, Orangen, Zucker u. dergl. Die Bananen liebte er sehr, fraß aber auch gerne Kerbthiere, suchte im Hause nach Spinnen und fing die Fliegen, welche in seine Nähe kamen, geschickt mit der rechten Hand. Wie die Inder, welche des Glaubens halber Fleischwaaren verweigern, so schien auch dieser Gibbon gegen die letzteren Widerwillen zu haben, verzehrte jedoch einmal einen gebratenen Fisch und ein wenig Hühnerfleisch.

„Mein Gefangener war ein außerordentlich friedfertiges Geschöpf und gab seine Neigung zu mir und seine Anhänglichkeit an mich in jeder Weise zu erkennen. Wenn ich ihn früh besuchte, begrüßte er mich mit fröhlichem lautschallenden Wau! Wau! Wau! welches er wohl fünf bis zehn Minuten lang wiederholte und nur unterbrach, um Athem zu holen. Erschöpft legte er sich nieder, ließ sich kämmen und bürsten und bekundete deutlich, wie angenehm ihm das war, indem er sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite legte, bald diesen, bald jenen Arm hinhielt, und wenn ich mich stellte, als ob ich fortgehen wollte, mich am Arme oder Rocke festhielt und mich wieder an sich zog. Rief ich ihn aus einiger Entfernung, und erkannte er mich an meiner Stimme, so begann er sogleich sein gewöhnliches Geschrei, bisweilen in klagender Weise, sobald er mich sah, aber sogleich in gewöhnlicher Stärke und Heiterkeit. Obwohl männlichen Geschlechtes, zeigte er doch keine Spur von jener Geilheit der Paviane. Leider ging er bald zu Grunde, und zwar infolge eines Schlages in die Lendengegend, welchen er unversehens von einem meiner Diener in Kalkutta erlitten hatte. Ein junges Weibchen derselben Art, welches ich ebenfalls pflegte, starb auf dem Wege nach Kalkutta an einem Lungenleiden. Während der Krankheit litt es augenscheinlich große Schmerzen. Ein warmes Bad schien ihm Erleichterung zu verschaffen und that ihm so wohl, daß es, herausgenommen, sich von selbst wieder in das Wasser legte. Sein Benehmen war ungemein sanft, etwas schüchtern, Fremden gegenüber sogar scheu. An mich aber hatte es sich bereits nach einigen Tagen derartig gewöhnt, daß es schnell zu mir zurückgelaufen kam, wenn ich es an einen freien Platz gesetzt hatte, in meine Arme sprang und mich umhalste. Niemals zeigte es sich boshaft, niemals biß es, ja selbst gereizt vertheidigte es sich nicht, sondern verkroch sich lieber in einen Winkel."

Auch das vorhin erwähnte Weibchen des Unko war sehr liebenswürdig in seinem Betragen und höchst freundlich gegen Alle, denen es seine Zuneigung einmal geschenkt hatte. Es unterschied mit richtigem Gefühle zwischen Frauen und Männern. Zu ersteren kam es freiwillig herab, reichte ihnen die Hand und ließ sich streicheln; gegen letztere bewies es sich mistrauisch, wohl infolge früherer Mishandlungen, welche es von einzelnen Männern erlitten haben mochte. Vorher beobachtete es aber Jedermann prüfend, oft längere Zeit, und faßte dann auch zu Männern Vertrauen, wenn diese ihm dessen würdig zu sein schienen.

Man sieht übrigens die Gibbons selten in der Gefangenschaft, auch in ihrem Vaterlande. Sie können den Verlust ihrer Freiheit nicht ertragen; sie sehnen sich immer zurück nach ihren Wäldern, nach ihren Spielen, und werden immer stiller und trauriger, bis sie endlich erliegen.

In der zweiten Unterfamilie vereinigen wir die Hundsaffen (Cynopithecini). Sie kennzeichnet das stärkere Vortreten der Schnauze, welches sich namentlich bei den tiefer stehenden Sippen bemerklich macht, die geringere Länge der Arme, das regelmäßige Vorhandensein eines Schwanzes und der Gesäßschwielen und das häufige Vorkommen von Backentaschen. Uebrigens sind sie sehr verschieden gebaut; denn von der gestreckten Gestalt der Schlankaffen bis zu der massigen der Hundskopfaffen oder Paviane finden sich fast alle Zwischenstufen vertreten. Sie verbreiten sich über die heißen Länder der alten Welt, insbesondere über Indien vom Himalaya an, Hinterindien, Cochinchina, den malaiischen Archipel, Südarabien und ganz Afrika, mit Ausnahme der östlichen Theile der Sahara, gehören zu den lebendigsten und beweglichsten Mitgliedern ihrer Ordnung, sind klug, großentheils aber boshaft und unanständig, fast überall, wo sie auftreten, mehr oder weniger schädlich, indem sie in der unverschämtesten Weise Pflanzungen und Gärten plündern, werden hier und da auch ihrer bösartigen Gelüste halber gefürchtet und haben sich bei einzelnen Völkerschaften die größte Verachtung erworben, während sie bei anderen theilweise wenigstens im Geruche der Heiligkeit stehen, mindestens als Heilige und Halbgötter betrachtet werden.

Wie genau sich das eigentliche Gepräge eines Erdtheils oder Landes in seiner Thierwelt wiederspiegelt, können wir unter tausend anderen Fällen auch bei Betrachtung verschiedener Affengruppen bemerken. Die Schlankaffen (Semnopithecus) und die Stummelaffen (Colobus) ähneln sich außerordentlich und unterscheiden sich gleichwohl wieder wesentlich, gleichsam als müßten sie beweisen, daß die Heimat der einen Asien, die der anderen Afrika ist. Hier wie dort spricht sich der gleiche Grundzug der Ausbildung des Thieres aus; aber dennoch behauptet jeder Erdtheil sein eigenthümliches Gepräge. Eine nachherige Vergleichung beider Sippen mag diese Wahrheit verständlich machen; jetzt liegt es zunächst ob, die einen kennen zu lernen.

Die Schlankaffen sind, wie ihr Name andeutet, schlanke und leichtgebaute Affen mit langen, feinen Gliedmaßen und sehr langem Schwanze, kleinem hohen Kopfe, nacktem Gesichte und verkürzter Schnauze ohne Backentaschen. Ihre Gesäßschwielen sind noch sehr klein. Ihr Zahnbau ähnelt dem der Makaken und Paviane (welche wir später kennen lernen werden), weil sich am hintersten unteren Backenzahne noch ein besonderer Höcker findet; ihr Knochenbau erinnert wegen seiner schlanken Formen an das Gerippe der Gibbons. Die Hände haben lange Finger; aber der Daumen der Vorderhände ist bereits verkürzt oder verkümmert und zum Greifen unbrauchbar geworden. Die Behaarung ist wundervoll fein, ihre Färbung stets ansprechend, bei einer Art höchst eigenthümlich; die Haare verlängern sich am Kopfe oft bedeutend. Höchst merkwürdig ist der Bau des Magens, weil er wegen seiner Einschnürungen und hierdurch entstandenen Abtheilungen entfernt an den Magen der Wiederkäuer und näher an den der Känguru's erinnert. Nach Duvernoy's und Owens Untersuchungen wird er durch zwei Einschnürungen in drei Theile getheilt, deren mittlerer wiederum Unterabtheilungen in doppelter Reihe zeigt. Der Magen erhält hierdurch die größte Aehnlichkeit mit einem Grimmdarme, zumal er wie ein solcher mit deutlich hervortretenden Muskelbändern versehen ist. Ein Kehlsack von verschiedener Größe ist bei sämmtlichen Arten vorhanden.

Das Festland Südasiens, Ceilon und die Eilande des indischen Inselmeeres bilden die Heimat der Schlankaffen. Hier leben sie in mehr oder minder zahlreichen Trupps in den Waldungen, am liebsten in der Nähe von Flußufern, nicht minder gern aber auch in der Nachbarschaft der Dörfer

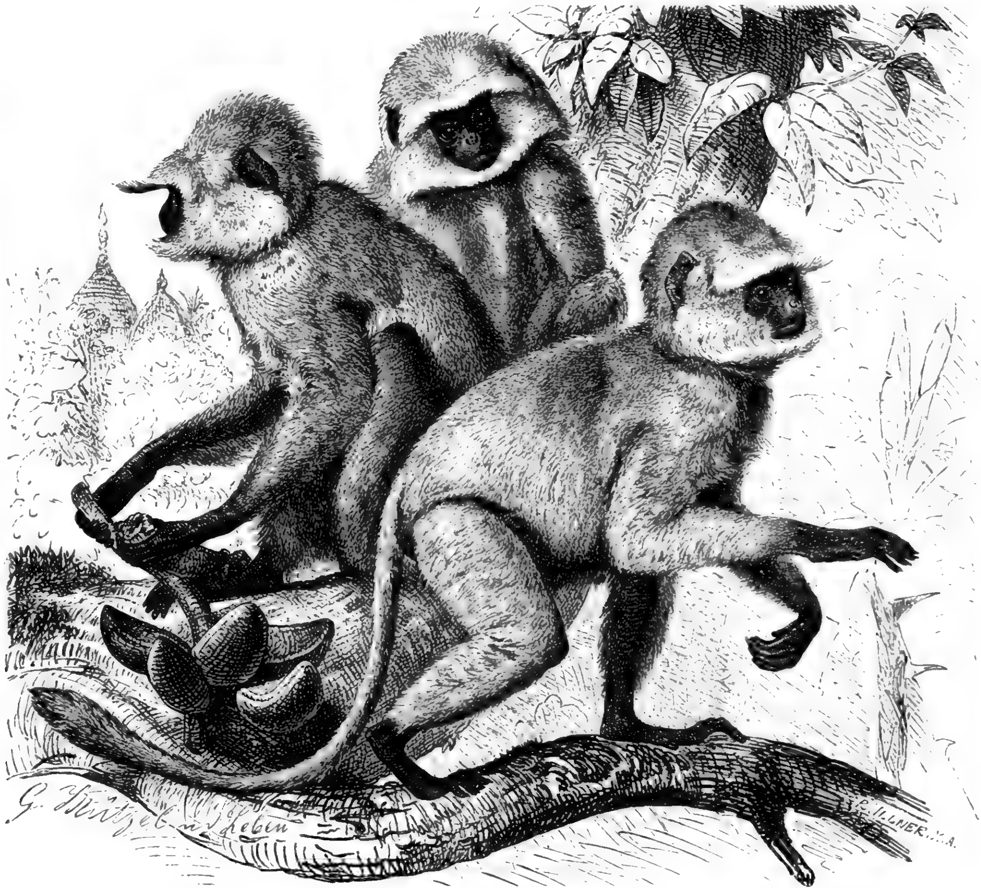
und Pflanzungen, und führen, weil sie fast überall geschont werden, ein ungemein behagliches Leben. Um mit kurzen Worten ein allgemeines Bild ihres Freilebens zu geben, will ich der Einzelschilderung hervorragender Arten einige Bemerkungen vorausschicken und mich dabei auf die Mittheilungen von Tennent und Wallace stützen.

Wenn man den Schlankaffen in ihren heimischen Waldungen begegnet, sieht man sie in der Regel in Gesellschaft von zwanzig oder dreißig ihrer Art, in den meisten Fällen eifrig beschäftigt, sich Aehren und Knospen zu suchen. Aeußerst selten bemerkt man sie auf dem Boden, es sei denn, daß sie herabgefallene Früchte ihrer Lieblingsbäume dort unten aufsuchen wollten. Vor den Eingeborenen fürchten sie sich nicht im geringsten, legen vielmehr die größte Sorglosigkeit an den Tag; der fremdartig gekleidete Europäer dagegen wird mehrere Minuten lang angestarrt und hierauf sobald wie möglich verlassen. In ähnlicher Weise erregt die Gegenwart eines Hundes ihre Neugier; anstatt aber dessen Bewegungen zu beobachten, pflegen sie stets durch Geschrei rc. sich hervorzuthun und zu verrathen. In Furcht gesetzt, verbergen sie sich oft im Gezweige der Bäume, und wissen dies in einer Art und Weise zu bewerkstelligen, daß sich eine Gesellschaft, welche sich vielleicht auf einer Palmyrapalme gütlich that, in der kürzesten Zeit unsichtbar macht. Trauen sie dem Frieden nicht, so flüchten sie, und zwar mit einer Schnelligkeit, Gewandtheit und Sprungfertigkeit, welche innerhalb ihrer Familie kaum erreicht, geschweige denn überboten wird. Sie springen ungeheuer weit von den Aesten eines Baumes auf die etwas tieferen eines anderen, regelmäßig so, daß der Zweig, auf welchem sie fußten, durch ihr Aufspringen tief hinabgebogen wird und sie beim Zurückschnellen wieder in die Höhe schleudert; sie sind aber auch im Stande, im Sprunge noch die Richtung zu ändern, um nöthigenfalls einen anderen passenderen Zweig zu ergreifen und sich weiter fortzuhelfen. Es ist, wie Wallace bemerkt, sehr unterhaltend, zu sehen, wie dem Führer, welcher einen kühnen Sprung wagte, die anderen mit größerer oder geringerer Hast folgen; und nicht selten kommt es dann vor, daß einer oder zwei der letzten gar nicht zum Sprunge sich entschließen können, bis die anderen außer Sicht sind. Dann werfen sie sich förmlich verzweifelt und aus Furcht, allein gelassen zu werden, in die Luft, durchbrechen die schwachen Zweige und stürzen oft zu Boden. Da, wo sie ungestört ihr Wesen treiben dürfen, werden sie zudringlich, erscheinen unmittelbar auf oder vor den Häusern und richten mancherlei Schaden an; ja es kommt sogar vor, daß sie Kindern gefährlich werden. So wurde, wie Tennent erzählt, das Kind eines europäischen Geistlichen, welches die leichtsinnige Amme vor das Haus hingesetzt hatte, von Schlankaffen überfallen und derartig gequält und gebissen, daß es den erlittenen Mishandlungen erlag. Die Nahrung besteht aus den verschiedensten Pflanzentheilen, Früchten aller Art, so weit sie solche öffnen können, Knospen, Blättern und Blüten. Insbesondere nähren sie sich, laut Tennent, von Paradiesfeigen und Bananen. Doch scheinen sie gewisse Blumen und Blüten, beispielsweise die des rothen Hibiscus, solchen Früchten noch vorzuziehen, und vertilgen außerordentliche Mengen davon — ein Wink für diejenigen, welche derartige Affen in Gefangenschaft halten wollen.

Die Singalesen haben die Meinung, daß die Ueberbleibsel eines Affen niemals im Walde gefunden würden. „Wer eine weiße Krähe, das Nest eines Reisvogels, eine gerade Kokosnußpalme oder einen todten Affen gesehen hat", sagen sie, „ist sicher, ewig zu leben." Dieser Volksglaube stammt unzweifelhaft von Indien her, weil dort einer der hervorragendsten Schlankaffen göttliche Ehre genießt, und man allgemein der Ueberzeugung ist, daß Jemand, welcher auf dem Grabe eines solchen Affen oder auch nur auf seinem Todesplatze ruhen oder rasten wollte, sterben müßte, ja daß selbst noch die vergrabenen Knochen Unheil stiften könnten. Aus diesem Grunde läuft Jeder, welcher ein Haus bauen will, zu den Zauberern oder Pfaffen, zu deutsch Betrügern, seines Volkes und versichert sich durch ihre „Kunst", daß auf dem für das Haus gewählten Platze niemals ein derartiges Unglück geschehen sei.

Unter den Schlankaffen verdient zunächst berücksichtigt zu werden der Hulman oder Huneman, wie die Hindus ihn nennen, der Mandi der Malabaren oder der Marbur der

Mahratten — der heilige Affe der Inder (Semnopithecus entellus, Simia entellus), welcher abgöttisch verehrt wird. Er ist der gemeinste und in den meisten Gegenden Niederindiens vorkommende Affe und verbreitet sich immer mehr, weil man ihn nicht allein schützt und hätschelt, sondern in gewissen Gegenden auch einführt. Doch kommt er nur jenseit des Ganges und Dschumma, nicht im Himalaya vor. Die Gesammtlänge des ausgewachsenen Männchens beträgt nach Elliot 1,57 Meter, wovon freilich 97 Centim. auf den verhältnismäßig ungemein langen, gequasteten



Hulman (Semnopithecus entellus). 1/10 natürl. Größe.

Schwanz kommen, das Gewicht 11 Kilogramm. Die Färbung des Pelzes ist gelblichweiß, die der nackten Theile dunkelviolett. Gesicht, Hände und Füße, so weit sie behaart sind, und ein steifer Haarkamm, welcher über die Augen verläuft, sind schwarz; der kurze Bart dagegen ist gelblich.

Der Hulman nimmt einen der ersten Plätze unter den dreißig Millionen Gottheiten der Hindu ein und erfreut sich dieser Ehre schon seit undenklichen Zeiten. Der Riese Ravan, so berichtet die altindische Sage, raubte Sita, die Gemahlin des Schri=Rama, und brachte sie nach seiner Wohnung auf der Insel Ceilon; der Affe aber befreite die Dame aus ihrer Gefangenschaft und führte sie zu ihrem Gemahle zurück. Seitdem gilt er als Held. Viel wird berichtet von der Stärke seines Geistes und von seiner Schnelligkeit. Eine der geschätztesten Früchte, die Mango, verdankt man ihm ebenfalls, er stahl sie aus dem Garten des Riesen. Zur Strafe für seinen Diebstahl wurde er zum Feuertode verurtheilt — von wem, wird nicht gesagt —, löschte aber das

Feuer aus und verbrannte sich dabei Gesicht und Hände, welche seitdem schwarz blieben. Dies sind die Gründe, welche die Brahmanen bestimmten, ihn zu vergöttern.

Schon seit vielen Jahren hat man diesen Affen in seinem Vaterlande beobachtet; allein gerade deshalb sind wir am spätesten mit ihm bekannt geworden. Viele Reisende, selbst Naturforscher der neueren Zeit, verwechselten den Hulman mit einem den Himalaya bewohnenden Verwandten (Semnopithecus schistaceus) und riefen dadurch Verwirrung hervor. Zudem war man der Meinung, daß ein so gemeines Thier auch oft nach Europa gebracht worden sein müsse, und verschmähte es daher, unseren Hulman auszustopfen und den Balg nach Europa zu senden. Hierzu kommt noch, daß es Schwierigkeiten oder vielmehr Gefahren hat, das heilige Thier zu tödten; denn bloß die Mahratten erweisen ihm keine Achtung, während fast alle übrigen Indier ihn hegen und pflegen, schützen und vertheidigen, wo sie nur können. Ein Europäer, welcher es wagt, das unverletzliche Thier anzugreifen, setzt sein Leben aufs Spiel, wenn er der einzige Weiße unter der leichterregbaren Menge ist. Der Affe gilt eben als Gott. Eine regierende Familie behauptet, von ihm abzustammen, und ihre Mitglieder führen den Titel: „geschwänzte Rana", weil sie vorgeben, daß ihr Ahnherr mit dem uns unnöthig erscheinenden Anhängsel begabt gewesen sei. Ein portugiesischer Vicekönig von Indien, Constantino de Braganza, erbeutete einen Affenzahn aus dem Schatze eines Fürsten von Ceilon und erhielt bald darauf eine besondere Gesandtschaft des Königs von Pegu, welche ihm 300,000 Cruzaden anbieten ließ, wenn er ihr das kostbare Kleinod überlassen wolle. Solch eine hohe Summe dürfte wohl niemals für einen Zahn geboten worden sein; um so mehr aber muß es verwundern, daß jenes Gebot von den Europäern nicht angenommen wurde. Der Vicekönig versammelte seine Räthe, und die weltlichen suchten ihn selbstverständlich zu überreden, diese bedeutende Summe anzunehmen; ein Pfaffe aber war dagegen, und zwar aus dem Grunde, weil er behauptete, daß man durch solchen Handel dem heidnischen Zauber- und anderen Aberglauben nur Vorschub leisten würde, und da nun die Pfaffen, wie heutzutage so vor Zeiten, selbst das Verrückteste durchzusetzen wußten, gelang es dem blinden Eiferer, seiner albernen Einwendung Gehör zu verschaffen. Im Grunde könnte uns dies zwar gleichgültig sein, wäre nicht dadurch ein Ueberbleibsel zerstört worden, welches für die Geschichte der indischen Götterlehre und auch für die Naturwissenschaft von Wichtigkeit gewesen sein würde. Man hätte nach diesem einzigen Zahne recht gut bestimmen können, welcher Affe der Träger des kostbaren Kleinods gewesen sei — doch für den echten Pfaffen hat es ja niemals Wissenschaft und am allerwenigsten Naturwissenschaft gegeben!

Heutzutage noch ist die Achtung gegen das heilige Thier dieselbe wie früher. Die Indier lassen sich von dem unverschämten Gesellen ruhig ihre Gärten plündern und ihre Häuser ausstehlen, ohne irgend etwas gegen ihn zu thun, und betrachten Jeden mit schelen Augen, welcher es wagt, den Gott zu beleidigen. Tavernier erzählt, daß ein junger Holländer, welcher erst kurz vorher aus Europa gekommen war, vom Fenster aus einen jener Affen erlegte; darüber entstand aber ein so großer Lärm unter den Eingeborenen, daß sie kaum beschwichtigt werden konnten. Sie kündigten dem Holländer sogleich ihre Dienste auf, weil sie der festen Meinung waren, daß der Fremdling und auch wohl sie mit ihm zu Grunde gehen müßten. Duvaucel berichtet, daß es im Anfange ihm unmöglich war, einen dieser Affen zu tödten, weil die Einwohner ihn stets daran verhinderten. So oft sie den Naturforscher mit seinem Gewehre sahen, jagten sie immer die Affen weg, und ein frommer Brahmane ließ es sich nicht verdrießen, einen ganzen Monat lang im Garten des Europäers Wacht zu halten, um die lieben Thiere augenblicklich zu verscheuchen, wenn der Fremde Miene machte, auf sie zu jagen. Forbes versichert, daß in Duboy ebenso viel Affen als Menschen anzutreffen sind. Die Affen bewohnen das oberste Stockwerk der Häuser und werden dem Fremden unerträglich. Wenn ein Einwohner der Stadt an seinem Nachbar sich rächen will, streut er Reis und anderes Getreide auf das Dach des Feindes, und zwar kurz vor Anfang der Regenzeit, vor welcher jeder Hausbesitzer die Bedachung in Ordnung bringen lassen muß. Wenn nun die Affen das aus-

gestreute Futter wahrnehmen, fressen sie nicht nur das erreichbare, sondern reißen auch die Ziegeln ab, um zu denjenigen Körnern zu gelangen, welche in die Spalten gefallen sind. Um diese Zeit ist aber wegen übergroßer Beschäftigung kein Dachdecker zu erhalten, und so kommt es, daß das Innere des Hauses den Regengüssen offen steht und dadurch verdorben wird.

Man trägt übrigens nicht nur für die gesunden, sondern auch für die kranken Affen Sorge. Tavernier fand in Amadabad ein Krankenhaus, worin Affen, Ochsen, Kühe ꝛc. verpflegt wurden. Alle Söller werden zeitweilig für die Affen mit Reis, Hirse, Datteln, Früchten und Zuckerrohr bestreut. Die Affen sind so dreist, daß sie nicht nur die Gärten plündern, sondern um die Essenszeit auch in das Innere der Häuser dringen und den Leuten die Speise aus der Hand nehmen. Der Missionär John versichert, daß er bloß durch angestrengte Wachsamkeit seine Kleider und andere Sachen vor diesen Dieben habe schützen können. Einmal rief ein Fakie vor dem Zelte Hügels die Affen zusammen, gab ihnen aber nichts zu fressen. Da fielen drei der ältesten ihn so boshaft an, daß er sie kaum mit dem Stocke abwehren konnte. Die Bevölkerung stand jedoch nicht auf seiner, sondern auf der Affen Seite und schimpfte ihn tüchtig aus, weil er die heiligen Thiere erst getäuscht habe und noch prügele. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Heilighaltung der Affen mit dem Glauben an die Seelenwanderung zusammenhängt. Die Indier meinen nämlich, daß ihre und ihres Königs Seele nach dem Tode den Leib solcher Affen sich zur Wohnung wählen. Als man im Jahre 1867 infolge einer Bittschrift einer großen Anzahl hindostanischer Fortschrittsmänner Befehl gab, fünfhundert von den unverschämten Feld- und Gartendieben, welche die Umgegend Kischnagurs brandschatzten, mit Feuer und Schwert zu vertilgen, schrie eine nicht minder beträchtliche Menge über Vergewaltigung und Verfolgung der allerheiligsten Kirche und bat, die Verfügung zurückzunehmen, da man doch unmöglich ihre Vorfahren tödten dürfe. Zum großen Schmerz der frommen Gläubigen achtete man diese Vorstellung ebenso wenig als bei uns zu Lande ähnliche Nothschreie: der Fortschritt siegte, und die fünfhundert heiligen Spitzbuben verloren ihr Leben. Beklagenswerthe Heilige — auch euer goldenes Zeitalter nähert sich dem Ende!

Abgesehen von ihrer Unverschämtheit sind diese Affen schmucke und anziehende Geschöpfe. John sagt ausdrücklich, daß er niemals schönere Affen gesehen habe als die Hulmans. Ihr freundschaftlicher Umgang unter einander und ihre ungeheueren Sprünge fesseln jeden Beobachter. Mit ganz unglaublicher Behendigkeit steigen sie von der Erde auf die Gipfel der Bäume, stürzen von da sich wieder auf die Erde herab, brechen, wie zum Scherze, starke Zweige herunter, springen auf Wipfel weit entfernter Bäume und gelangen in weniger als einer Minute von einem Ende des Gartens bis zum anderen, ohne die Erde zu berühren. Sie sind oft in wenig Minuten in unglaublicher Menge versammelt, plötzlich verschwunden und ein paar Minuten später alle wieder da. In der Jugend haben sie einen ziemlich runden Kopf und sind sehr klug; sie wissen wohl zu unterscheiden, was ihnen schädlich oder nützlich ist, lassen sich auch sehr leicht zähmen, zeigen aber einen unwiderstehlichen Trieb zum Stehlen. Mit zunehmendem Alter verändern sich die geistigen Eigenschaften, wie sich ihr Kopf verändert. Dieser wird platter, der Affe also thierischer, und damit tritt Stumpfheit an die Stelle der Klugheit; der Hang zur Einsamkeit verscheucht die Zutraulichkeit, plumpe Kraft verdrängt die Geschicklichkeit, so daß die alten Affen mit den jungen kaum noch etwas gemein haben.

Das tägliche Treiben und gesellige Leben der Hulmans ist das aller Hundsaffen. Sie bilden im Walde, ihrem eigentlichen Wohngebiete, zahlreiche Banden, denen ein aus hartnäckigen Kämpfen siegreich hervorgegangenes Männchen vorsteht, und streifen unter dessen Führung plündernd, raubend und mehr verwüstend als verbrauchend in ihm und in den benachbarten Feldern und Gärten umher, Gebrandschatzten zur Geisel, frommen Narren und unbetheiligten Forschern zur Augenweide. Ihre Vermehrung in günstigen, d. h. unter dem Schutze der Dummgläubigkeit stehenden Gegenden ist eine Besorgnis erregende; dagegen sterben sie erwiesenermaßen in höher gelegenen Gegenden Oberindiens, woselbst sie eingeführt wurden und werden, bald wieder aus; denn auch

diese Heiligen können reine Luft nicht vertragen. Blyth berichtet, daß hier und da alle halberwachsenen oder besiegten Männchen einer Bande von dem sein Haremsrecht wahrenden Affensultan ausgetrieben und gezwungen werden, sich eigene Vereine zu bilden, erfuhr auch von den Eingeborenen, daß des Streitens und Kämpfens unter verschiedenen Männchen kein Ende wäre; Hutton beobachtete Aehnliches von dem auf dem Himalaya lebenden Verwandten des Hulman. Beide unternehmen, wie es scheint, zuweilen größere Streifzüge oder Wanderungen, jener bei Eintritt kalter Witterung in seinen Höhen, dieser, um nach Art bettelnder Mönche von der blindgläubigen Bevölkerung Zoll zu erheben. Wie die glaubenseifrige aber denkunfähige Bauernfrau dem faulen, nichtsnutzigen Strolche und Tagediebe, welcher in einer Mönchskutte bettelnd vor ihr erscheint, das letzte Ei oder Huhn überliefert, um ihrer Seele Nothdurft zu befriedigen, sieht auch der Hindu der Ankunft der Affenheiligen im Glauben entgegen. Sobald sie an den geweihten Orten eingetroffen sind, beginnt für die frommen Brahmanen eine Zeit der größten Sorge und Geschäftigkeit; sie haben nun ihre Heiligen zu pflegen und zu beschützen. Der eigenthümlichste Baum Indiens, die prachtvolle heilige Feige, soll der Lieblingsaufenthalt der Hulmans sein. Man erzählt, daß unter demselben Baume auch giftige Schlangen wohnen, mit welchen die Affen in beständiger Feindschaft leben. Hieran ist wohl nicht zu zweifeln, um so mehr aber an einem jener unschuldigen Märchen, welches von unseren Stubengelehrten frischweg für baare Münze genommen wird. Die Hulmans sollen nämlich, wenn sie eine schlafende Schlange finden, dieselbe hinten am Kopfe ergreifen, mit ihr auf den Boden herabsteigen und den Kopf des Kriechthieres so lange an Steine schlagen, bis sie ihn zermalmt haben, und dann, erfreut über die gelungene That, das sich windende und zuckende Thier ihren Jungen vorwerfen! Alle Affen haben gegen die Schlangen einen unüberwindlichen Abscheu und fürchten sich vor keinem Thiere in gleich hohem Grade, als eben vor ihnen: es ist deshalb gewiß nicht anzunehmen, daß auch nur eine Art eine derartige Ausnahme machen sollte.

Auch der Hulman zeigt große Anhänglichkeit an seine Jungen. Duvaucel erzählt, daß er ein Weibchen dieses Affen erlegt habe, dann aber Zeuge eines wirklich rührenden Zuges geworden sei. Das arme Thier, welches ein Junges mit sich trug, wurde in der Nähe des Herzens verwundet. Es raffte alle seine Kräfte zusammen, nahm sein Junges, hing es an einen Ast und fiel hierauf todt herunter. „Dieser Zug", setzt unser Gewährsmann hinzu, „hat mehr Eindruck auf mich gemacht, als alle Reden der Brahmanen, und diesmal ist das Vergnügen, ein so schönes Thier erlegt zu haben, nicht Meister geworden über die Empfindung der Reue, ein Wesen getödtet zu haben, welches noch im Tode das achtungswürdigste Gefühl bethätigte."

Unsere Gruppe hat noch andere merkwürdige Mitglieder. Ein sehr schöner Affe ist der Budeng der Javanesen (Semnopithecus oder Presbytis maurus). Er ist im Alter glänzend schwarz, im Gesichte und an den Händen wie Sammet, auf dem Rücken wie Seide. Der Unterleib, welcher spärlicher behaart ist als der Oberleib, zeigt einen bräunlichen Anflug. Der Kopf wird von einer eigenthümlichen Haarmütze bedeckt, welche über die Stirn hereinfällt und zu beiden Seiten der Wangen vortritt. Neugeborene Junge sehen goldgelb aus, und nur die Haarspitzen des Unterrückens, der Oberseite des Schwanzes und der Schwanzquaste sind dunkler. Bald aber verbreitet sich das Schwarz weiter, und nach wenigen Monaten sind die Hände, die Oberseite des Kopfes und die Schwanzquaste schwarz, und von nun an geht das Kleid mehr und mehr in das des alten Thieres über. Die Gesammtlänge dieses schönen Affen beträgt 1,5 Meter, wovon mehr als die Hälfte auf den Schwanz kommt.

„Der Budeng", sagt Horsfield, „lebt in großer Menge in den ausgedehnten Wäldern Java's. Man findet ihn in zahlreichen Gesellschaften auf den Wipfeln der Bäume, nicht selten in Trupps von mehr als fünfzig Stücken zusammen. Es ist wohl gethan, solche Scharen aus einiger Entfernung zu beobachten. Sie erheben bei Ankunft des Menschen ein lautes Geschrei und springen

unter entsetzlichem Lärme so wüthend in den Zweigen umher, daß sie oft starke Aeste von den absterbenden Bäumen brechen und diese herab auf ihre Verfolger schleudern.

„Mehr als der Budeng ist der Lutung, ein jenem nahe verwandter, aber rother Affe, vielleicht bloß eine Abart, ein Liebling der Eingeborenen. Wenn die Javanesen diesen einfangen, geben sie sich die größte Mühe, ihn zu zähmen und behandeln ihn mit vieler Liebe und Aufmerksamkeit. Der Budeng dagegen wird vernachlässigt und verachtet. Er verlangt viel Geduld in jeder Hinsicht, ehe er das mürrische Wesen ablegt, welches ihm eigenthümlich ist. In der Gefangenschaft bleibt er während vieler Monate ernst und murrköpfig, und weil er nun nichts zum Vergnügen der Eingeborenen beiträgt, findet man ihn selten in den Ortschaften. Dies geschieht nicht etwa aus Abneigung von Seiten der Javanesen gegen die Affen überhaupt; denn die gemeinste Art der Ordnung, welche auf der Insel vorkommt, wird sehr häufig gezähmt und nach der beliebten Sitte der Eingeborenen mit Pferden zusammen gehalten. In jedem Stalle, vom prinzlichen an bis zu dem eines Mantry oder Schultheißen, findet man einen jener Affen: der Budeng aber gelangt niemals zu solcher Ehre."



Budeng (Semnopithecus maurus). 1/10 natürl. Größe.

Hier und da auf Java leben Budengs auch im halbwilden Zustande, gehegt und gepflegt von den Eingeborenen. „Ich besuchte", erzählt Jagor, „die Quelle des Progo, welcher die Provinz Kadu, den Garten von Java, bewässert und in das indische Weltmeer fließt. Die schöne Quelle, welche klar und sehr wasserreich aus einer mit Farn dicht bewachsenen Lava hell hervorbricht, genießt bei den Javanern hohe Verehrung. Kaum waren wir angekommen, als von den umliegenden Bäumen eine Anzahl Affen und zwar Budengs herabstiegen und zutraulich-dreist uns umringten. Wir fütterten sie mit Mais. Diese Ansiedelung halbzahmer Affen besteht, nach der später noch mehrfach bestätigten Aussage des mich begleitenden Häuptlings, schon seit alter Zeit und überschreitet nie die Anzahl von fünfzehn. Heute waren ihrer zwar eigentlich sechszehn, da eine alte Aeffin ein junges trug, welches unter dem Bauche der Mutter hing und den Kopf ängstlich hervorstreckte. Ist aber das Junge herangewachsen, so wird es gezwungen, die Gesellschaft zu verlassen, wenn es selbst nicht ein anderes, schwächeres Stück derselben zum Austritte zwingen kann. Niemals werden mehr als ihrer fünfzehn geduldet; so wenigstens erzählte man mir allgemein." Ich brauche wohl kaum hervorzuheben, daß die Angabe der Eingeborenen eine irrthümliche ist.

Wie bei den meisten anderen Affen werden einzelne Männchen von den übrigen weggebissen, schwerlich aber dürfte dies immer zur Folge haben, daß die Anzahl der Herde mathematisch genau dieselbe bleibt, und widerspricht dem auch schon die vorstehende Mittheilung des sorgfältig beobachtenden Horsfield.

„Ungeachtet der Verehrung, welche der Budeng im allgemeinen seitens der Eingeborenen genießt, wird er von diesen gejagt, weil sie sein Fell benutzen. Bei diesen Jagden, welche gewöhnlich von den Häuptlingen angeordnet und befehligt werden, greift man die Thiere mit Schleuder und Stein an und vernichtet sie oft in großer Anzahl. Die Eingeborenen wissen die Felle auf einfache Weise, aber sehr gut zuzubereiten und verwenden sie dann, wie auch die Europäer thun, zu Satteldecken und allerlei Heerschmuck, namentlich werden jene geschätzt, welche ganz schwarz von Farbe sind und schöne, lange Seidenhaare besitzen.

„In der Jugend verzehrt der Budeng zarte Blätter von allerlei Pflanzen, im Alter wilde Früchte aller Art, welche in so großer Menge in seinen unbewohnten Wäldern sich finden." Thierische Stoffe wird er wohl auch nicht verschmähen.

Als ich den Budeng im Thiergarten von Amsterdam zum ersten Male lebend sah, erkannte ich ihn nicht. Horsfield hat ein trauriges Zerrbild des Affen gegeben; Pöppig und selbstverständlich auch Giebel haben es ihm nachgedruckt; die ausgestopften, welche ich in Museen fand, waren ebenfalls nur Schatten des lebenden Thieres: kurz, ich konnte, trotz aller Berichtigungen, welche ich den Misgestalten in Büchern und Museen hatte angedeihen lassen, unmöglich ein so schönes Thier vermuthen, als ich jetzt vor mir sah. Dieser Affe erregte die allgemeine Aufmerksamkeit aller Beschauer, obwohl er nicht das Geringste that, um die Blicke der Leute auf sich zu ziehen. Ich möchte sein stilles Wesen nicht so verdammen, wie Horsfield es gethan hat; denn ich glaube nicht, daß man ihn eigentlich „mürrisch" nennen kann. Er ist still und ruhig, aber nicht übellaunisch und ungemüthlich. Das Paar, welches in Amsterdam lebte, hielt stets treu zusammen. Gewöhnlich saßen beide dicht an einander gedrängt in sehr zusammengekauerter Stellung, die Hände über der Brust gekreuzt, auf einer hohen Querstange ihres Käfigs und ließen die langen, schönen Schwänze schlaff herabhängen. Ihr ernsthaftes Aussehen wurde vermehrt durch die eigenthümliche Haarmütze, welche ihnen weit in das Gesicht hereinfällt. Wenn man ihnen Nahrung vorhielt, kamen sie langsam und vorsichtig herunter, um sie wegzunehmen, blieben dabei aber ruhig und bedächtig, wie immer. Der Gesichtsausdruck deutete entschieden auf große Klugheit hin; doch fehlte das Leben in den Augen.

Sehr eigenthümlich benahmen sich die Budengs zwei Mohrenpavianen (Cynocephalus niger) gegenüber. Diese, wie alle ihre Verwandten, höchst übermüthige Gesellen, machten sich ein wahres Vergnügen daraus, die armen Budengs zu foppen und zu quälen. Bei Tage wurden die ungezogenen Schwarzen gewöhnlich in das große Affenhaus gesteckt: dann hatten die harmlosen Javaner Ruhe und konnten sich ihres Lebens freuen; sobald aber ihre Nachtgenossen zu ihnen kamen, ging der Lärm und die Unruhe an. Beide Budengs krochen jetzt dicht zusammen und umklammerten sich gegenseitig mit ihren Händen. Die Paviane sprangen auf sie, ritten auf ihnen, maulschellirten sie, gaben ihnen Rippenstöße, zogen sie an dem Schwanze und machten sich ein besonderes Vergnügen daraus, ihre innige Vereinigung zu stören. Zu diesem Ende kletterten sie auf den armen Thieren herum, als wenn diese Baumzweige wären, hielten sie am Haare fest und drängten sich endlich, den Hintern voran, zwischen die ruhig Sitzenden, bis diese schreckensvoll auseinander fuhren und in einer anderen Ecke Schutz suchten. Geschah dies, so eilten die Quälgeister augenblicklich hinter ihnen drein und begannen die Marter von neuem. Man sah es den Budengs an, wie außerordentlich unangenehm ihnen die zudringlichen Gesellen waren, wie sehr sie sich vor ihnen fürchteten. Sobald die schwarzen Teufel nur in den Käfig kamen, blickten jene angstvoll nach ihnen herab, wie es die südamerikanischen Affen zu thun pflegen, wenn sie in große Furcht gerathen. Während sie unter den Fäusten ihrer Peiniger litten, schrien sie oft jammervoll auf;

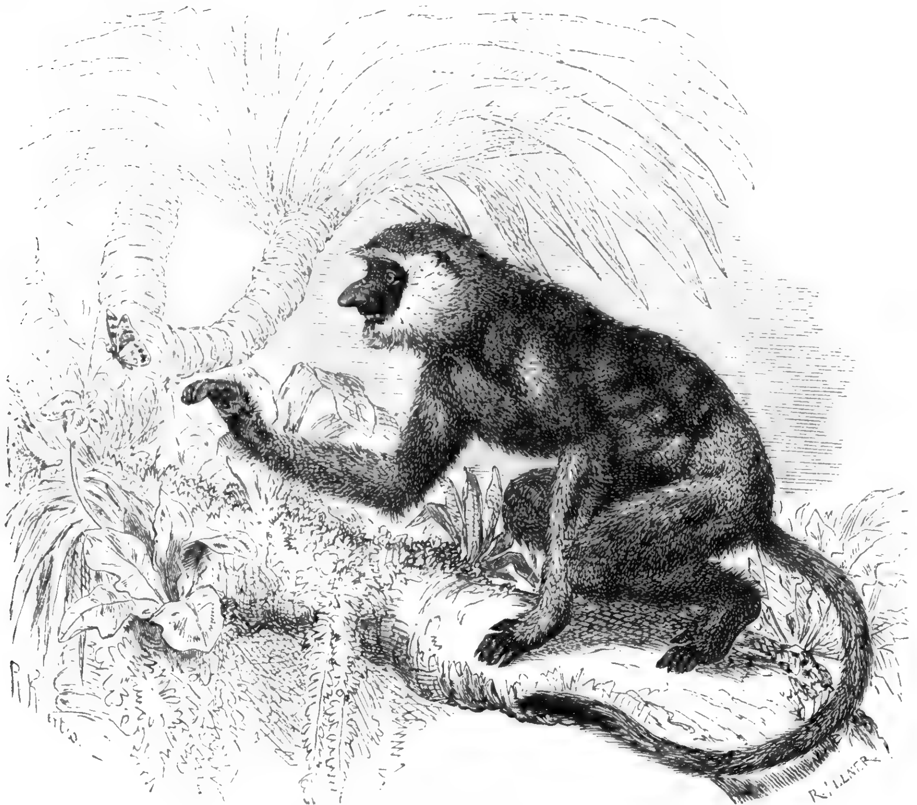
aber das vermehrte nur die Wuth der Paviane: sie wurden um so frecher und grausamer, je leidender sich jene verhielten.

In Antwerpen lebte ein Budeng unter kleinen Meerkatzen und Makaken. Alle Mitbewohner seines Käfigs waren kaum halb so groß als er, und trotzdem war auch hier wiederum er der Gequälte und Gefoppte. Eine kaum ein Jahr alte Meerkatze spielte zur Zeit, in welcher ich den Garten besuchte, hier die Rolle des Mohrenpavians, und auch gegen diesen frechen Afrikaner verhielt sich der Javaner leidend und unterthänig. Es sah sehr komisch aus, wenn das kleine Geschöpf den großen Affen so zu sagen nach seiner Pfeife tanzen ließ; es meisterte ihn vollständig und maßregelte ihn durch Püffe, Ohrfeigen, durch Kneipen und Raufen in wahrhaft jämmerlicher Weise. Man konnte nicht in Zweifel bleiben, daß Gutmüthigkeit der Hauptzug des Budenggeistes ist; man vermißte in ihm förmlich jene Affenniederträchtigkeit, welche andere seines Geschlechts so sehr auszeichnet. — Auch der Budeng scheint von unserem nordischen Klima viel zu leiden. Ob dieses die alleinige Ursache seiner grenzenlosen Gutmüthigkeit ist, wage ich nicht zu entscheiden. Aber man sieht es ihm an, wie wohl ihm jeder Sonnenblick thut, wie glücklich er ist, wenn er nur einen Strahl des belebenden Gestirnes auffangen kann, dessen Glut seiner schönen Heimat alle Pracht und Herrlichkeit der Wendekreisländer verlieh.

Von den eigentlichen Schlankaffen trennt man gegenwärtig eine Art, welche sich im hohen Grade auszeichnet, und zwar durch ihre Nase: den **Kahau** oder **Nasenaffen** (Semnopithecus nasicus, Nasalis larvatus, Simia nasalis, Simia rostrata). Im allgemeinen hat dieses absonderliche Geschöpf noch ganz den Bau der Schlankaffen; die vorspringende verzerrte Menschennase aber, welche wie ein Rüssel beweglich ist und vorgeschoben oder zurückgezogen werden kann, verleiht ihm etwas im hohen Grade Eigenthümliches. Der Leib ist schlank, der Schwanz sehr lang, die Gliedmaßen sind fast von gleicher Länge, die Vorder- und Hinterhände fünfzehig, die Backentaschen fehlen, aber die Gesäßschwielen sind vorhanden. Die Nase hängt hakenförmig über die Oberlippe herab, ist in der Mitte ziemlich breit, an ihrem äußeren Ende zugespitzt und längs ihres Rückens mit einer leichten Furche versehen; die Nasenlöcher sind sehr groß und können noch bedeutend ausgedehnt werden. Bei jungen Thieren ist das hier so merkwürdig gebildete Sinnwerkzeug noch klein und stumpf, und erst bei alten erreicht es seine bedeutende Größe. Die Behaarung ist reichlich und weich; am Scheitel sind die Haare kurz und dicht, an den Seiten des Gesichts und am Hinterhaupte länger, um den Hals bilden sie eine Art von Kragen. An dem Scheitel, dem Hinterkopfe und in der Schultergegend sind sie lebhaft braunroth, auf dem Rücken und der oberen Hälfte der Seiten fahlgelb, dunkelbraun gewellt, an der Brust und dem Obertheile des Bauches lichtröthlichgelb gefärbt; in der Kreuzgegend findet sich ein scharf abgegrenzter Fleck von graulichweißer Farbe, dessen Spitze nach der Schwanzwurzel zu gerichtet ist; die Gliedmaßen sehen in der oberen Hälfte gelblichroth, in der unteren, ebenso wie der Schwanz, aschgrau, die nackten Innenflächen der Hände und die Gesäßschwielen graulichschwarz aus. So zeigt auch dieser Affe eine sehr lebhafte Gesammtfärbung und beweist dadurch seine enge Verwandtschaft mit den übrigen Schlankaffen. Erwachsene Männchen des Kahau erreichen eine Höhe von etwa 55 Centim.; ihr Leib ist 70 Centim. und der Schwanz etwas darüber lang. Die Weibchen bleiben kleiner, sollen jedoch schon vor ihrem vollendeten Wachsthume fortpflanzungsfähig sein.

Der Kahau lebt gesellig auf Borneo. Ueber sein Freileben wissen wir wenig; zumal in der Neuzeit ist nichts berichtet worden. **Wallace**, welcher Gelegenheit hatte, unseren Affen in seinen heimischen Wäldern zu beobachten, erwähnt seiner nur nebenbei: „An den Ufern des Flusses Simunjon hielten sich sehr viele Affen auf, unter anderen der merkwürdige Nasenaffe, welcher so groß ist wie ein dreijähriges Kind, einen sehr langen Schwanz und eine fleischige Nase, länger als die des dicknasigsten Menschen, hat“. **Wurmb** bemerkt ungefähr Folgendes. Des Morgens und Abends sammeln sich zahlreiche Scharen auf den Bäumen und an den Flußufern und erheben dann oft

ein Geheul, welches dem Worte Kahau sehr ähnlich klingt und ihnen den eigenthümlichen Namen verschafft hat. Sie sind schnell und gewandt und besitzen eine ungeheuere Fertigkeit im Springen und Klettern. Ihre geistigen Eigenschaften sind wenig bekannt, doch behauptet man, daß die Thiere sehr boshaft, wild und tückisch seien und sich nicht wohl zur Zähmung eigneten. Man sagt, daß sie, wenn sie überrascht werden, sich auf den Bäumen verbergen, aber mit großem Muthe sich vertheidigen, wenn sie angegriffen werden. Wirklich spaßhaft ist die Behauptung der



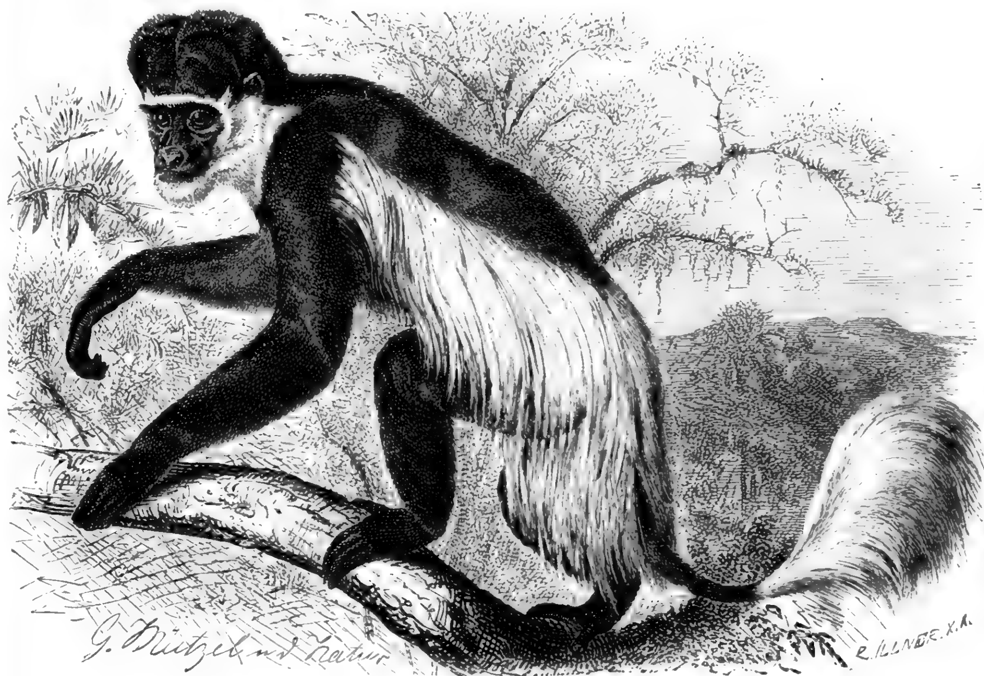
Kahau oder Nasenaffe (Semnopithecus nasalis). 1/10 natürl. Größe.

Eingeborenen, daß die Kahaus beim Springen immer ihre Nase mit den Händen bedecken sollen, um sie vor unangenehmen Zusammenstößen mit dem Gezweige zu schützen. Ihre Nahrung kennt man nicht, darf aber vermuthen, daß sie auch keine andere als die der Schlankaffen ist. Die Dajaks sollen fleißig Jagd auf die Nasenaffen machen, um ihr Fleisch zu erhalten, welches sie als wohlschmeckend schildern. Diese Leute nennen die Thiere übrigens nicht Kahau, sondern Bantangan. — „Die Nasenaffen“, schreibt mir Haßkarl, „welche in den Jahren 1841 und 1842 im Pflanzengarten zu Buitenzorg auf Java anlangten und dort gepflegt wurden, starben sehr bald, hatten aber freilich auch nicht genügenden Raum zu ausgiebiger Bewegung.“ Ob dies die einzige Ursache ihres Todes war, steht dahin; jedenfalls ist durch Haßkarls Angabe bewiesen, daß Kahaus geraume Zeit im Käfige sich halten lassen, und damit die Behauptung des Gegentheils widerlegt.

*

Auch die afrikanischen Vertreter der schlanken Asiaten, die Stummelaffen (Colobus), sind sehr auffallende, durch eigenthümliche Färbung, sonderbare, aber schöne Mähnen und andere Haarwucherungen ausgezeichnete Thiere. Wie Indien lebendiger und reicher ist als das trockene

Afrika, so sind auch die Schlankaffen heller und lebhafter gefärbt als die Stummelaffen, obwohl ich nicht behaupten will, daß diese weniger schön oder minder angenehm für unser Auge wären als jene. Im ganzen sind die Unterscheidungsmerkmale zwischen beiden Gruppen nur sehr geringfügig. Die Stummelaffen zeichnen sich hauptsächlich dadurch vor den Schlankaffen aus, daß sie an den Vorderhänden immer bloß vier Finger und keinen Daumen besitzen, während, wie wir sahen, dieses Glied bei den Schlankaffen nur hier und da verkümmert. Der Leib der Stummelaffen ist noch immer schlank und zierlich, die Schnauze kurz, der Schwanz sehr lang, die unter sich fast gleichlangen Gliedmaßen sind schmächtig, Gesäßschwielen vorhanden, Backentaschen aber fehlen; die Hinterhände haben regelmäßig fünf Finger.



Guereza (Colobus Guereza). 1/10 natürl. Größe.

Unter diesen Thieren dürfen wir ohne Zweifel den Guereza oder Gueriéze und Fonges der Abessinier (Colobus Guereza) obenanstellen. Meiner Ansicht nach ist er der schönste aller Affen. Seine Färbung ist, obgleich sie keineswegs lebhaft genannt werden kann, doch eine außerordentlich angenehme, und seine Behaarung eine so eigenthümliche und zugleich so zierliche wie kaum noch bei einem anderen Thiere. Das Verdienst der Entdeckung des wunderschönen Geschöpfes gebührt unserem ausgezeichneten Landsmanne Rüppell, welcher es während seiner Reise in Abessinien in der Provinz Godjam auffand und den im Lande gebräuchlichen Namen zum wissenschaftlichen machte. Uebrigens war der Affe schon früher bekannt; bereits Hiob Ludolf erwähnte seiner in einem sehr schätzbaren Werke über Aethiopien, gab aber zu der sehr mangelhaften Beschreibung eine noch mangelhaftere, ja falsche Abbildung, und machte es dadurch den Kundigen unmöglich, das Thier als besondere Art anzuerkennen und aufzuzeichnen. Auch ein anderer Reisender, Salt, gedenkt des Guereza, gibt aber ebenfalls eine fehlerhafte Beschreibung und eine Abbildung, zu welcher er die Ludolf'sche Zeichnung und die Bruchstücke einer Haut, in deren Besitz er zufällig gekommen war, benutzte. Rüppell sah den Guereza lebend und konnte so aus eigener Anschauung über ihn berichten. Später haben auch andere Naturforscher ihn

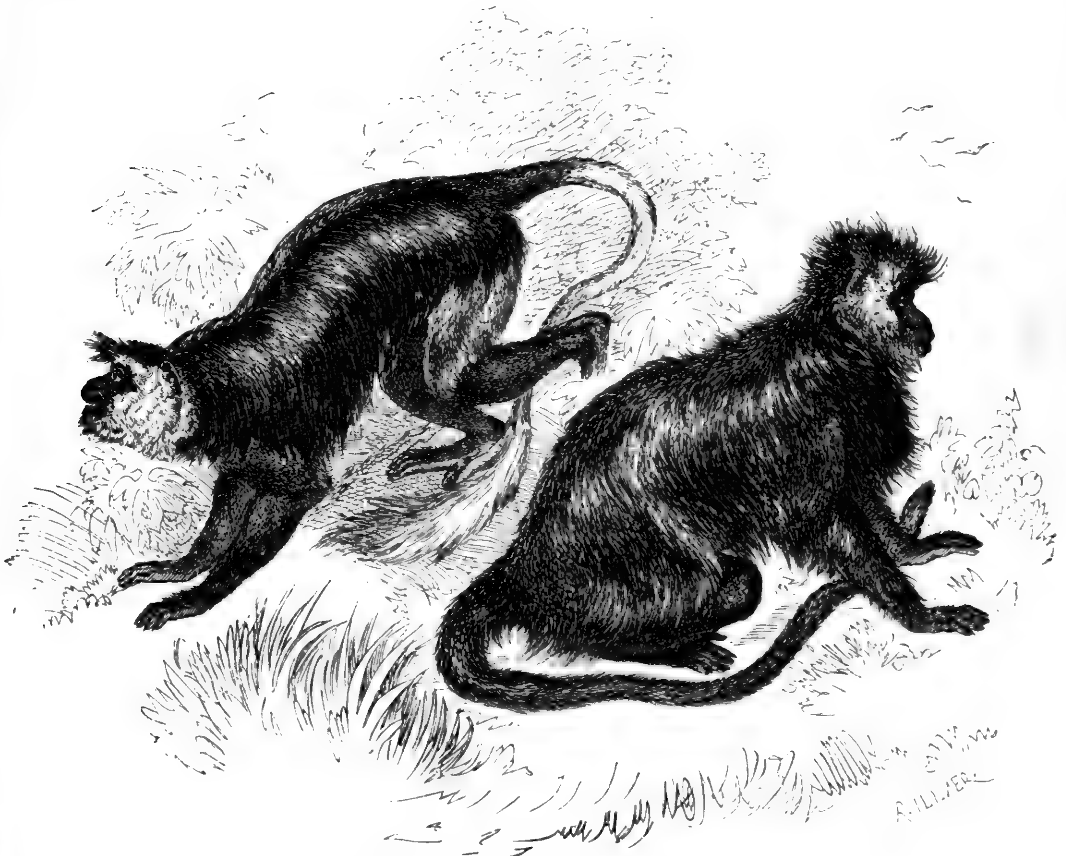
beobachtet. Ich selbst fand in den Händen eines Hassanie am unteren weißen Nil ein Fell desselben, welches der Mann als Tabaksbeutel benutzte, und erfuhr von dem Eigner, daß der Affe weiter südlich keineswegs zu den Seltenheiten gehöre. Heuglin, der Erforscher Afrika's, beobachtete ihn öfters in Abessinien und auf dem weißen Flusse und erhielt sichere Nachrichten über sein Vorkommen in ganz anderen Gegenden Mittelafrika's, woraus hervorgeht, daß der Verbreitungskreis des Thieres viel größer sein muß, als wir gewöhnlich angenommen haben.

Der Guereza ist ein wirklich herrliches Thier. Von dem schön sammetschwarzen Leibe heben sich Stirnbinde, Schläfegegend, die Halsseiten, Kinn, Kehle und ein Gürtel oder eine Mähne, sowie eine Einfassung um die nackten Gesäßschwielen und die Schwanzspitze, welche Theile weiß gefärbt sind, prachtvoll ab. Jedes weiße Haar ist aber auch vielfach braun geringelt, und hierdurch entsteht das silbergraue Aussehen der Behaarung. Die Mähne, wie ich den Seitengürtel vielleicht nennen kann, hängt wie ein reicher Beduinenmantel zu beiden Seiten des Körpers herab und ziert ihn unbeschreiblich. Ihre Haare sind von größter Weichheit und Feinheit und dabei von bedeutender Länge. Der schwarze Pelz des unteren Körpers schimmert hier und da zwischen dem kostbaren Behange hindurch; das Dunkelschwarz sticht lebendig ab von dem blendenden Weiß, und die dunklen Hände und das dunkle Gesicht stehen hiermit so vollkommen im Einklange, daß unser Affe wohl den Preis der Schönheit verdienen dürfte. So viel Willkür, wenn ich mich so ausdrücken dürfte, in der Bekleidung sich ausspricht, so zierlich und anmuthig ist dieselbe. Die Leibeslänge beträgt 65 Centim., die Schwanzlänge ohne Quaste 70 Centim.

Der Guereza findet sich, wie mir Schimper mittheilte, vom 13. Grade nördlicher Breite an überall in Abessinien, am häufigsten in einem Höhengürtel von 2000 bis 3000 Meter über dem Meeresspiegel. Hier lebt er in kleinen Gesellschaften von zehn bis fünfzehn Stücken auf hochstämmigen Bäumen, gern in der Nähe klarer fließender Gebirgsgewässer und häufig auch unmittelbar neben den in Habesch immer einsam im Schatten geheiligter Bäume stehenden Kirchen. Eine Wachholderart (Juniperus procera), welche, im Gegensatze zu der bei uns wachsenden, so riesenhafte Verhältnisse zeigt, daß selbst unsere Tannen und Fichten neben ihr zu Zwergen herabsinken, scheint ihm ganz besonders zuzusagen: jedenfalls ihrer auch unseren Gaumen behagenden Beeren halber. Er ist, wie mein Berichterstatter mit besonderem Ausdrucke sagte, „ein im allerhöchsten Grade behendes Thier", welches sich mit geradezu wunderbarer Kühnheit und Sicherheit bewegt. Wo der Guereza keine Nachstellungen erleidet, ist er, laut Heuglin, nicht scheu und bellt und kreischt mit katzenartig gebogenem Rücken den, welcher ihn aus seiner Ruhe stört, gemüthlich an. Verfolgt zeigt er sich in seiner ganzen Schönheit. Mit ebenso großer Anmuth als Leichtigkeit, mit ebenso viel Kühnheit als Berechnung springt der so wundersam geschmückte Gesell von Zweig zu Zweige oder aus Höhen von fünfzehn Meter in die Tiefe hinab, und der weiße Mantel fliegt dabei um ihn herum, wie der Burnus eines auf einem arabischen Pferde dahinjagenden Beduinen um Roß und Reiter weht. Uebrigens kommt er nur dann auf den Boden herab, wenn die Verfolger ihm sehr nahe auf den Leib rücken; als vollendetes Baumthier findet er in seiner luftigen Höhe alles, was er bedarf. Seine Nahrung ist die gewöhnliche der Baumaffen: Knospen, Blätter, Blüten, Beeren, Früchte, Kerbthiere 2c. Im Gegensatze zu anderen Affen wird er von allen Eingeborenen als ein durchaus harmloses Geschöpf betrachtet, hauptsächlich wohl deshalb, weil er die Pflanzungen verschont oder wenigstens in ihnen niemals größere Verwüstungen anrichtet. Möglicherweise trägt sein Aufenthalt in der Nähe der Kirchen auch dazu bei, eine gute Meinung von ihm zu erwecken. Denn so entsittlicht die Abessinier auch sind, die Kirchlichkeit wird bei ihnen so gepflegt wie überall da, wo die Herrschaft der Pfaffen noch nicht gebrochen werden konnte.

Die Jagd des Guereza hat ihre großen Schwierigkeiten. Auf den hohen Wipfeln seiner Lieblingsbäume ist er vor der Tücke des Menschen ziemlich sicher. Mit der Schrotflinte verwundet man wohl das starke, lebenszähe Thier, bekommt es aber nur selten in seine Gewalt. Der Jäger muß, wenn seine Jagd Erfolg haben soll, zur Büchse greifen: diese Waffe aber war von jeher und

ist noch heute dem Eingeborenen ein Ding, mit welchem er nichts anzufangen weiß. Gut, daß dem so ist; mit der Büchse in geübter Hand hätte der Abessinier den schönen Affen vielleicht schon ausgerottet. In früheren Zeiten wurde ihm eifrig nachgestellt. Es galt als besondere Auszeichnung, einen Schild zu besitzen, welcher durch ein Fell dieses Affen seinen schönsten Schmuck erhalten hatte. Die Schilde der Abessinier und anderer ostafrikanischen Völkerschaften sind länglichrund und bestehen aus Antilopen- oder wohl auch Nilpferdhaut: diese bekleidete man nun mit dem Rücken- und Seitenfelle des Guereza, so daß der ganze Mähnengürtel jetzt zum Schmucke des Schildes wurde.



Bärenstummelaffe (Colobus ursinus). Teufelsaffe (Colobus Satanas). 1/8 natürl. Größe.

Man bezahlte in Gondar, der abessinischen Hauptstadt, ein solches Fell mit einem Speciesthaler, einer Summe, für welche man fünf bis sechs fette Schafe einhandeln kann. Gegenwärtig ist jener Zierat bedeutend im Werthe gesunken: die beschriebenen Schilde sind glücklicherweise nicht mehr gebräuchlich; — glücklicherweise, sage ich, weil ich hoffe, daß deshalb ein so anziehendes Geschöpf vor der Hand noch der abscheulichen Vernichtungswuth entgeht, mit welcher der Mensch überall „seinen erstgeborenen Brüdern" entgegentritt.

Heuglin besaß ein lebendes Junges, war aber nicht im Stande, dasselbe zu erhalten, trotzdem er ihm die beste Pflege zu Theil werden ließ. Auch in den Hütten der Landeseingeborenen sieht man gezähmte Guereza nicht; es scheint also schwierig zu sein, ihnen die rechte Pflege angedeihen zu lassen. Nach Europa ist bis jetzt, so viel mir bekannt, nur ein einziger Guereza

lebend gebracht worden; dieser eine aber war krank, als er das Festland erreichte und verschied wenige Tage nach seiner Ankunft.

Die beiden auf Seite 113 dargestellten Mitglieder der Sippe sind der Bärenstummelaffe (Colobus ursinus) und der Teufelsaffe (Colobus Satanas).

Ersterer unterscheidet sich vom Guereza durch den Mangel des weißen Mähnengürtels, welcher durch das lange und flatternde, grobe, schmutzig fahlgelbe und schwarz gemischte Haar eben nur angedeutet wird, die längere Körperbehaarung und den fast ganz weißen Schwanz. In der Größe und ebenso in der Lebensweise stimmt er so ziemlich mit dem Guereza überein; seine Heimat aber ist der Westen Afrika's: er findet sich in den Wäldern der Sierra Leone, Guinea's und auf Fernando-Po.

Der Teufelsaffe, welcher einfarbig schwarz ist und hauptsächlich auf Fernando-Po lebt, wird von einzelnen Forschern, aber wohl mit Unrecht, als bloße Spielart des Bärenstummelaffen angesehen.

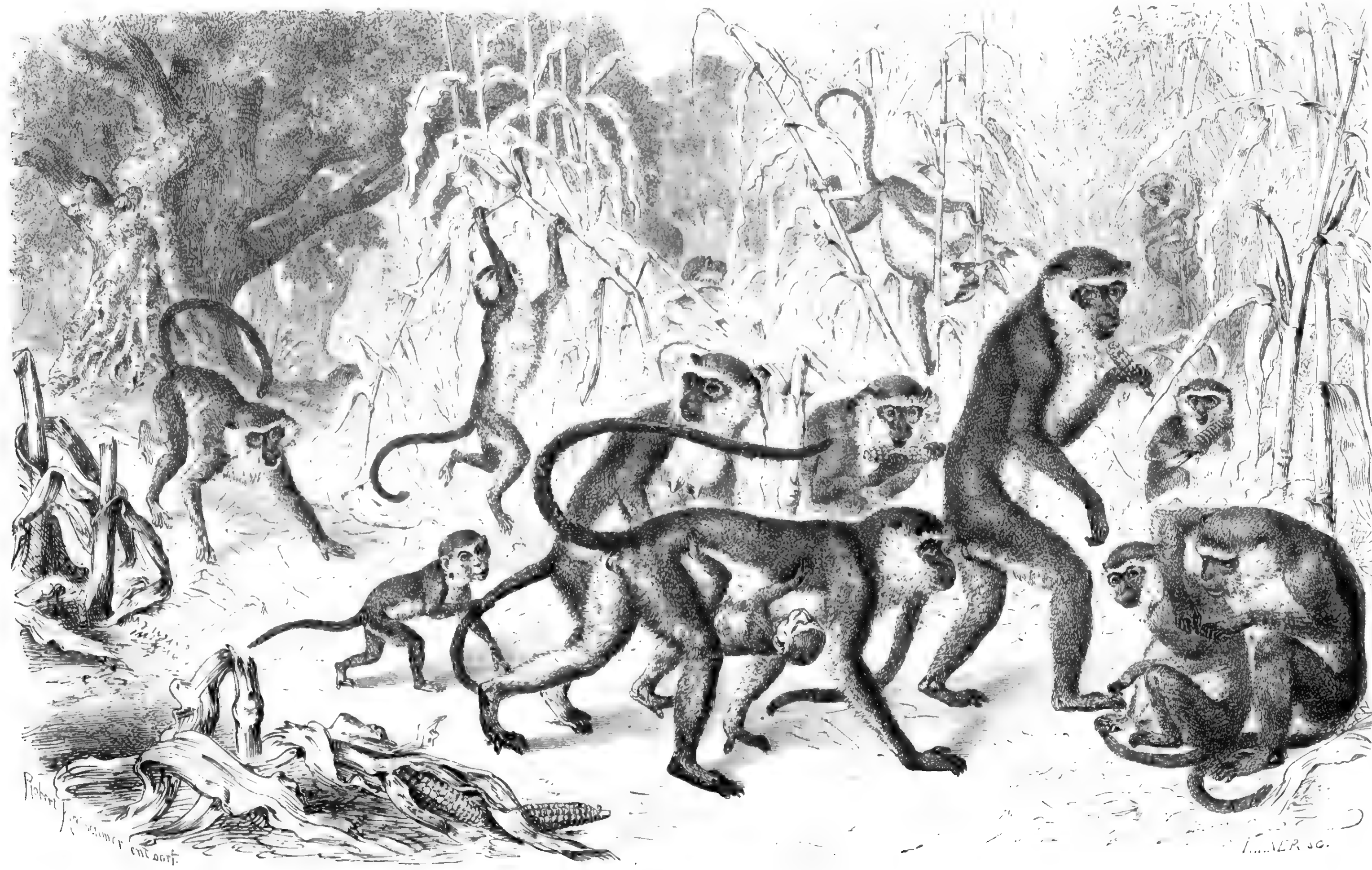
*

Afrika beherbergt nicht nur die größten, die klügsten und die häßlichsten Affen der alten Welt, sondern auch die schönsten, nettesten und gemüthlichsten. Zu diesen gehört unzweifelhaft die zahlreiche Gruppe, welche uns unter dem Namen „Meerkatzen" bekannt ist. Wir sehen dieses oder jenes Mitglied der betreffenden Sippe häufig genug in jedem Thiergarten oder in jeder Thierschaubude und finden es auch öfters als lustigen Gesellschafter irgend eines Thierfreundes.

Die Meerkatzen erhielten ihren Namen schon im sechszehnten Jahrhundert, jedenfalls weil sie zuerst von dem Westen Afrika's, nämlich von Guinea zu uns kamen und entfernt an die Gestalt einer Katze erinnern. Ihre Aehnlichkeit mit unserem nützlichen Hausthiere ist übrigens nur eine sehr oberflächliche, denn alle Meerkatzen sind echte Affen in Gestalt und Wesen. Bewohner der Wendekreisländer des genannten Erdtheils, beschränken sie sich, mit Ausnahme einer einzigen Art, welche auf Madagaskar vorkommt, auf das afrikanische Festland. Wo sich Urwälder finden, zeigen sich auch diese Affen in großer Anzahl. Manche Arten erhalten wir ebenso wohl aus dem Osten wie auch aus dem Westen und aus der Mitte des Erdtheils; die meisten aber kommen aus Westafrika, ziemlich viele auch aus Abessinien und den oberen Nilländern.

Sie zeichnen sich durch leichte und zierliche Formen, schlanke Gliedmaßen, feine, kurze Hände mit langen Daumen, auch durch einen langen Schwanz ohne Endquaste aus und besitzen weite Backentaschen und große Gesäßschwielen. Ihre Farben sind meistens ziemlich lebhaft, bei einzelnen Arten oft recht angenehm bunt. Man kennt ungefähr zwanzig Arten. In den Nilländern findet man zuerst unter dem sechszehnten Grade nördlicher Breite Meerkatzen; im Westen und Osten reichen sie bis hart an die Meeresküste. Feuchte oder wenigstens von Flüssen durchschnittene Waldungen werden von ihnen trockenen Berggegenden stets vorgezogen; in der Nähe von Feldern siedeln sie sich außerordentlich gern an. Recht deutlich bemerkt man bei ihnen die eigenthümliche Erscheinung, daß sich Affen und Papageien nicht bloß in Gestalt, Lebensart und Wesen, sondern auch hinsichtlich der Verbreitung entsprechen. Man darf mit Sicherheit darauf rechnen, daß man in Afrika da, wo man Papageien findet, auch unseren Meerkatzen begegnen wird, oder umgekehrt Papageien zu vermuthen hat, wo sich Meerkatzen aufhalten.

Die Meerkatzen gehören zu den geselligsten, beweglichsten, lustigsten und, wie bemerkt, gemüthlichsten aller Affen. Man findet sie fast stets in ziemlichen Banden; Familien kommen kaum vor. Es ist eine wahre Lust, wenn man einer Herde dieser Thiere im Walde begegnet. Da kann man ein Leben, ein Schreien und Kämpfen, ein sich Zürnen und Versöhnen, ein Klettern und Laufen, Rauben und Plündern, Gesichterschneiden und Gliederverrenken bemerken! Sie bilden einen eigenen Staat und erkennen keinen Herrn über sich an, als den Stärkeren Ihresgleichen; sie beachten kein



Grünaffe.

Band I, S. 114.

Recht, als das, welches durch spitze Zähne und kräftige Hände von dem alten Affenstammvater geübt wird; sie halten keine Gefahr für möglich, aus welcher es nicht auch einen Ausweg gebe; sie machen sich jede Lage behaglich, fürchten niemals Mangel und Noth und verbringen so ihr Leben in beständiger Regsamkeit und Fröhlichkeit. Ein grenzenloser Leichtsinn und ein höchst spaßhafter Ernst im Vereine ist ihnen eigen; mit beiden beginnen und vollbringen sie alle ihre Geschäfte. Kein Ziel ist zu weit gesteckt, kein Wipfel zu hoch, kein Schatz sicher genug, kein Eigenthum achtbar. So darf es uns nicht Wunder nehmen, daß die Eingeborenen Ostsudahns nur mit grenzenloser Verachtung und mit Zorn von ihnen sprechen; ebenso wenig aber wird man es dem unbetheiligten Beobachter verdenken, wenn er sie als höchst ergötzliche Wesen betrachtet.

Man kann eine Meerkatzenbande im Urwalde nicht übersehen. Wenn man auch den wechselvollen Ausruf des Leitaffen nicht vernimmt, hört man wenigstens bald das Geräusch, welches die laufende und springende Gesellschaft auf den Bäumen verursacht, und wenn man dieses nicht hört, sieht man die Thiere laufen, spielen, ruhig dasitzen, sich sonnen, gewisser Schmarotzer halber sich Liebesdienste erzeigen: niemals fällt es ihnen ein, vor irgend Jemand sich zu verbergen. Auf dem Boden trifft man sie bloß da, wo es etwas zu fressen gibt; sonst leben sie in den Wipfeln der Bäume und nehmen ihren Weg von einem Aste zum anderen. Und dabei ist es ihnen völlig gleichgültig, ob sie die dichtesten Dornengebüsche durchlaufen oder nicht.

Aeußerst anziehend für den Beobachter ist es, wenn er eine auf Raub ausziehende Gesellschaft belauschen kann. Mich hat die Dreistigkeit, welche sie dabei zeigen, ebenso ergötzt, wie sie den Eingeborenen empörte. Unter Führung des alten, oft geprüften und wohlerfahrenen Stammvaters zieht die Bande der Thiere dem Getreidefelde zu; die Aeffinnen mit kleinen Kindern tragen diese in der oben beschriebenen Weise am Bauche, die Kleinen haben aber noch zum Ueberflusse auch mit ihrem Schwänzchen ein Häkchen um den Schwanz der Frau Mutter geschlagen. Anfangs nähert sich die Rotte mit großer Vorsicht, am liebsten, indem sie ihren Weg noch von einem Baumwipfel zum anderen verfolgt. Der alte Herr geht stets voran; die übrige Herde richtet sich nach ihm Schritt für Schritt und betritt nicht nur dieselben Bäume, sondern sogar dieselben Aeste wie er. Nicht selten steigt der vorsichtige Führer auf einem Baume bis in die höchste Spitze hinauf und hält von dort aus sorgfältige Umschau; wenn das Ergebnis derselben ein günstiges ist, wird es durch beruhigende Gurgeltöne seinen Unterthanen angezeigt, wenn nicht, die übliche Warnung gegeben. Von einem dem Felde nahen Baume steigt die Bande ab, und nun geht es mit tüchtigen Sprüngen dem Paradiese zu. Hier beginnt jetzt eine wirklich beispiellose Thätigkeit. Man deckt sich zunächst für alle Fälle. Rasch werden einige Maiskolben und Durrahähren abgerissen, die Körner enthülst und mit ihnen die weiten Backentaschen so voll gepfropft, als nur immer möglich; erst, wenn diese Vorrathskammern gefüllt sind, gestattet sich die Herde etwas mehr Lässigkeit, zeigt sich aber auch zugleich immer wählerischer, immer heikler in der Auswahl der Nahrung. Jetzt werden alle Aehren und Kolben, nachdem sie abgebrochen worden sind, erst sorgsam berochen, und wenn sie, was sehr häufig geschieht, diese Probe nicht aushalten, sofort ungefressen weggeworfen. Man darf darauf rechnen, daß von zehn Kolben erst einer wirklich gefressen wird; in der Regel nehmen die Schlecker bloß ein paar Körner aus jeder Aehre und werfen das Uebrige weg. Dies ist es eben, welches ihnen den grenzenlosen Haß der Eingeborenen zugezogen hat.

Wenn sich die Affenherde im Fruchtfelde völlig sicher fühlt, erlauben die Mütter ihren Kindern, sie zu verlassen und mit Ihresgleichen zu spielen. Die strenge Aufsicht, unter welcher alle Kleinen von ihren Erzieherinnen gehalten werden, endet deshalb jedoch nicht, und jede Affenmutter beobachtet mit wachsamen Blicken ihren Liebling; keine aber bekümmert sich um die Sicherheit der Gesammtheit, sondern verläßt sich, wie alle übrigen Mitglieder der Bande, ganz auf die Umsicht des Herdenführers. Dieser erhebt sich selbst während der schmackhaftesten Mahlzeit von Zeit zu Zeit auf die Hinterfüße, stellt sich aufrecht wie ein Mensch und blickt in die Runde. Nach jeder Umschau hört man beruhigende Gurgeltöne, wenn er nämlich nichts Unsicheres bemerkt hat: im entgegengesetzten

Falle stößt er einen unnachahmlichen, zitternden oder meckernden Ton zur Warnung aus. Hierauf sammelt sich augenblicklich die Schar seiner Untergebenen, jede Mutter ruft ihr Kind zu sich heran, und im Nu sind alle zur Flucht bereit; jeder aber sucht in der Eile noch so viel Futter aufzuraffen, als er fortbringen zu können glaubt. Ich habe es mehrmals gesehen, daß Affen fünf große Maiskolben mit sich nahmen. Davon umklammerten sie zwei mit dem rechten Vorderarme, die übrigen faßten sie mit der Hand und mit den Füßen, und zwar so, daß sie beim Gehen mit den Kolben den Boden berührten. Bei wirklicher Gefahr wird nach und nach mit sauren Mienen alle Last abgeworfen, der letzte Kolben aber nur, wenn der Verfolger ihnen sehr nahe auf den Leib geht, und die Thiere wirklich Hände und Füße zum Klettern nothwendig haben. Immer wendet sich die Flucht dem ersten besten Baume zu. Ich habe beobachtet, daß die Meerkatzen auch auf ganz einzeln stehende Bäume kletterten, von denen sie wieder absteigen und weiterfliehen mußten, wenn ich sie dort aufstörte: sowie sie aber einmal den Wald erreicht haben und wirklich flüchten wollen, sind sie geborgen; denn ihre Gewandtheit im Klettern ist fast ebenso groß wie die der Langarmaffen. Es scheint kein Hindernis für sie zu geben: die furchtbarsten Dornen, die dichtesten Hecken, weit von einander stehende Bäume — nichts hält sie auf. Jeder Sprung wird mit einer Sicherheit ausgeführt, welche uns in größtes Erstaunen setzen muß, weil kein bei uns heimisches Kletterthier es dem Affen auch nur annähernd nachthun kann. Wie die Schlankaffen sind auch sie im Stande, mit Hülfe des steuernden Schwanzes noch im Sprunge die von ihnen anfangs beabsichtigte Richtung in eine andere umzuwandeln; sie fassen, wenn sie einen Ast verfehlten, einen zweiten, werfen sich vom Wipfel des Baumes auf die Spitze eines tiefstehenden Astes und lassen sich weiter schnellen, setzen mit einem Sprunge von dem Wipfel auf die Erde, fliegen gleichsam über Gräben hinweg, einem anderen Baume zu, laufen pfeilschnell an dem Stamme empor und flüchten weiter. Auch hierbei geht der Leitaffe stets voran und führt die Herde durch sein sehr ausdrucksvolles Gegurgel bald rascher, bald langsamer. Man gewahrt bei flüchtenden Affen niemals Angst oder Muthlosigkeit, muß vielmehr ihre unter allen Umständen sich gleichbleibende Geistesgegenwart bewundern. Ohne zu übertreiben kann man sagen, daß es für sie, wenn sie wollen, eigentlich keine Gefahr gibt. Nur der tückische Mensch mit seinen weittragenden Waffen kann sie in seine Gewalt bringen; den Raubsäugethieren entgehen sie leicht, und die Raubvögel wissen sie schon abzuwehren, falls es sein muß.

Wenn es dem Leitaffen gut dünkt, hält er in seinem eiligen Laufe an, steigt rasch auf die Höhe eines Baumes hinauf, vergewissert sich der neu erlangten Sicherheit und ruft hierauf mit beruhigenden Tönen seine Schar wieder zusammen. Diese hat jetzt zunächst ein wichtiges Geschäft zu besorgen. Während der rasenden Flucht hat keiner darauf achten können, Fell und Glieder von Kletten und Dornen freizuhalten; letztere hängen vielmehr überall im Pelze oder stecken oft tief in der Haut. Nun gilt es vor allen Dingen, sich gegenseitig von den unangenehmen Anhängseln zu befreien. Eine höchst sorgfältige Reinigung beginnt. Der eine Affe legt sich der Länge lang auf einen Ast, der andere setzt sich neben ihn und durchsucht ihm das Fell auf das gewissenhafteste und gründlichste. Jede Klette wird ausgelöst, jeder Dorn herausgezogen, ein etwa vorkommender Schmarotzer aber auch nicht ausgelassen, vielmehr mit Leidenschaft gejagt und mit Begierde gefressen. Uebrigens gelingt ihnen die Reinigung nicht immer vollständig; denn manche Dornen sind so tief eingedrungen, daß sie dieselben bei aller Anstrengung nicht aus ihren Gliedern herausziehen können. Dies darf ich verbürgen, weil ich selbst eine Meerkatze geschossen habe, in deren Hand noch ein Mimosendorn steckte, welcher von unten eingedrungen war und die ganze Hand durchbohrt hatte. Daß solches möglich ist, hat mich nicht verwundert, weil ich mir selbst einmal einen Mimosendorn eingetreten habe, welcher die Ledersohle, meine große Fußzehe und das Oberleder des Stiefels durchdrang, ich mir also wohl denken kann, daß ein von oben herunter auf einen Ast springender Affe kräftig genug auffällt, um eine ähnliche Erfahrung von der Schärfe und Härte jener Dornen machen zu können.

Erst nachdem die Reinigung im großen und ganzen beendet ist, tritt die Affenherde wieder den Rückzug an, d. h. sie geht ohne weiteres von neuem nach dem Felde zurück, um dort ihre Spitzbübereien fortzusetzen. So kommt es, daß der Einwohner des Landes sie eigentlich niemals aus seinen Feldern los wird, sondern stets unter einer Plage zu leiden hat, welche noch ärger als die der Heuschrecken ist. Da die Leute keine Feuergewehre besitzen, wissen sie sich nur durch oftmaliges Verjagen der Affen zu schützen; denn alle anderen Kunstmittel zur Vertreibung fruchten bei diesen losen Geistern gar nichts — nicht einmal die sonst unfehlbaren Kraftsprüche ihrer Heiligen oder Zauberer; und eben deshalb sehen die braunen Leute Innerafrika's alle Affen als entschiedene Gottesleugner und Glaubensverächter an. Ein weiser Schech Ostsudahns sagte mir: „Glaube mir, Herr, den deutlichsten Beweis von der Gottlosigkeit der Affen kannst Du darin erblicken, daß sie sich niemals vor dem Worte des Gesandten Gottes beugen. Alle Thiere des Herrn achten und ehren den Propheten — Allahs Frieden sei über ihm! — die Affen verachten ihn. Derjenige, welcher ein Amulet schreibt und in seine Felder aufhängt, auf daß die Nilpferde, Elefanten und Affen seine Früchte nicht auffressen und seinen Wohlstand schädigen, muß immer erfahren, daß nur der Elefant dieses Warnungszeichen achtet. Das macht, weil er ein gerechtes Thier, der Affe aber ein durch Allahs Zorn aus dem Menschen in ein Scheusal verwandeltes Geschöpf ist, ein Sohn, Enkel und Urenkel des Ungerechten, wie das Nilpferd die abschreckende Hülle des scheußlichen Zauberers".

In Ostsudahn jagt man die Meerkatzen nicht, wohl aber fängt man sie, und zwar gewöhnlich in Netzen, unter denen man leckere Speisen aufstellt. Die Affen, welche den Köder wegnehmen wollen, werden von den Netzen bedeckt und verwickeln sich dergestalt in diese, daß sie nicht im Stande sind, sich frei zu machen, so wüthend sie auch sich geberden. Wir Europäer erlegten die Thiere mit dem Feuergewehre ohne alle Schwierigkeit, weil sie erst dann fliehen, wenn einige aus ihrer Mitte ihr Leben gelassen haben. Sie fürchten sich wenig oder nicht vor dem Menschen. Oft habe ich beobachtet, daß sie Fußgänger oder Reiter, Maulthiere und Kamele unter sich wegziehen ließen, ohne zu mucksen, während sie dagegen beim Anblicke eines Hundes sofort ihr Angstgeschrei ausstießen.

Bei der Affenjagd ging es mir wie so vielen Anderen vor mir: sie wurde mir einmal gründlich verleidet. Ich schoß nach einer Meerkatze, welche mir gerade das Gesicht zudrehte; sie war getroffen und stürzte von dem Baume herab, blieb ruhig sitzen und wischte sich, ohne einen Laut von sich zu geben, das aus den vielen Wunden ihres Antlitzes hervorrieselnde Blut mit der einen Hand so menschlich; so erhaben ruhig ab, daß ich, aufs äußerste erregt, hinzueilte und, weil beide Läufe meines Gewehres abgeschossen waren, dem Thiere mein Jagdmesser mehrere Male durch die Brust stieß, um es von seinen Leiden zu befreien. Aber ich habe von diesem Tage an nie wieder auf kleine Affen geschossen und rathe Jedem davon ab, welcher nicht seiner wissenschaftlichen Arbeiten wegen auf die Affenjagd gehen muß. Mir war es immer, als habe ich einen Menschen gemordet, und das Bild des sterbenden Affen hat mich förmlich verfolgt.

Nur einmal haben mir die Meerkatzen eine Jagdfreude gemacht. Ich beobachtete, daß allabendlich Schlangenhalsvögel, Ibisse und Reiher auf einer einzelnen Mimose am Stromufer des Asrakh zum Schlafen bäumten, und beschloß, dort anzustehen. Zufällig nächtigte eine Affenherde auf demselben Baume. Bedenken ausdrückende Töne wurden laut, als ich im nahen Maisfelde mich unter einem flugs zusammengestellten Schirme verborgen hatte: die Gesellschaft oben im Wipfel ahnte offenbar nichts Gutes. Nach länger währendem Gegurgel und Gezeter schien man übereingekommen zu sein, die belagerte Stelle zu verlassen. Vorsichtig stieg der Leitaffe vom Wipfel hernieder nach den unteren Aesten. Er untersuchte und prüfte. Sein Vorsatz schien nicht verändert zu werden; denn nach einigem Besinnen stieg er langsam noch weiter am Stamme herab, unzweifelhaft in der Absicht, dem nahen Walde zuzufliehen. Andere folgten; nur die säugenden Mütter waren noch oben im Wipfel. In diesem Augenblicke bäumte ein Schlangenhalsvogel auf, ein Feuerstrahl aus meinem Gewehre blitzte durch die Dämmerung. Unbeschreiblicher Wirrwarr im Wipfel war

die erste Wirkung des Schusses. Der Leitaffe kehrte sofort wieder um, alle übrigen flüchteten mit ihm nach den höchsten und dichtesten Aesten. Jeder suchte ein sicheres Versteck. Welch Gezeter, Schreien, Gurgeln, Hin- und Herspringen folgte nun! Jeder neue Schuß vermehrte das Entsetzliche der Lage. Das ganze Volk fühlte sich in höchsten Aengsten. Wohl mochten hundert Pläne zur Flucht das ewig rege und erfindungstüchtige Affengehirn beschäftigen — kein einziger schien ausführbar. Das fürchterliche Feuergewehr verursachte schließlich ein geradezu unsinniges Handeln. Einzelne Affen sprangen von den Aesten auf den Boden herab und kletterten dann wieder angsterfüllt am Stamme desselben Baumes empor, welcher ihnen eine Viertelminute vorher zu unsicher erschienen war. Endlich regte sich nichts mehr da oben. Jeder Affe saß ergebungsvoll auf dem Baume, so dicht an den Stamm gedrückt als möglich. Mein Anstand währte sehr lange, weil die wiederholt aufgeschreckten Vögel immer und immer wieder zu dem geliebten Schlafplatze zurückkehrten; nach den letzten Schüssen vernahm ich aber nur noch ein ängstliches Stöhnen der fast dem Entsetzen erliegenden Affenbande. Erst als ich schon längst nach meinem Schiffe zurückgekehrt war, hörte ich wieder Gurgeltöne, mit welchen der Stammvater zu beruhigen versuchte.

Von Raubthieren haben die freilebenden Meerkatzen nicht viel zu leiden. Den Raubsäugethieren gegenüber sind sie viel zu behend; höchstens der Leopard dürfte dann und wann ein noch unvorsichtiges Aeffchen sich erlisten. Den Raubvögeln widerstehen sie durch vereinigte Kraft. Einer der kühnsten Stößer ihrer Heimat ist unstreitig der gehäubte Habichtsadler (Spizaëtos occipitalis). Er nimmt die bissigen Erdeichhörnchen ohne weiteres vom Boden weg und kümmert sich nicht im geringsten um ihre scharfen Zähne und um ihr Fauchen; an die Affen aber wagt er sich nur selten und wohl niemals ein zweites Mal. Davon habe ich mich selbst überzeugen können. Als ich eines Tages in den Urwäldern jagte, hörte ich plötzlich das Rauschen eines jener Räuber über mir und einen Augenblick später ein fürchterliches Affengeschrei: der Vogel hatte sich auf einen noch sehr jungen, aber doch schon selbständigen Affen geworfen und wollte diesen aufheben und an einen entlegenen Ort tragen, um ihn dort ruhig zu verspeisen. Allein der Raub gelang ihm nicht. Der von dem Vogel erfaßte Affe klammerte sich mit Händen und Füßen so fest an den Zweig, daß ihn jener nicht wegziehen konnte, und schrie dabei Zeter. Augenblicklich entstand ein wahrer Aufruhr unter der Herde, und im Nu war der Adler von vielleicht zehn starken Affen umringt. Diese fuhren unter entsetzlichem Gesichterschneiden und gellendem Schreien auf ihn los und hatten ihn sofort auch von allen Seiten gepackt. Jetzt dachte der Gaudieb schwerlich noch daran, die Beute zu nehmen, sondern gewiß bloß an sein eigenes Fortkommen. Doch dieses wurde ihm nicht so leicht. Die Affen hielten ihn fest und hätten ihn wahrscheinlich erwürgt, wenn er sich nicht mit großer Mühe frei gemacht und schleunigst die Flucht ergriffen hätte. Von seinen Schwanz- und Rückenfedern aber flogen verschiedene in der Luft umher und bewiesen, daß er seine Freiheit nicht ohne Verlust erkauft hatte. Daß dieser Adler nicht zum zweiten Male auf einen Affen stoßen würde, stand wohl fest.

Vor derartigen Raubthieren fürchten sich die Meerkatzen also ebenso wenig wie vor dem Menschen. Um so größeres Entsetzen bereiten ihnen Kriechthiere und Lurche, namentlich Schlangen. Ich habe zu erwähnen vergessen, daß unsere Affen Vogelnester jederzeit unbarmherzig ausnehmen und nicht bloß die Eier, sondern auch die jungen Vögel leidenschaftlich gern fressen. Wenn sie aber das Nest eines Höhlenbrüters ausplündern wollen, verfahren sie stets mit der größten Sorgfalt, eben aus dieser Furcht vor den Schlangen, welche oft in solchen Nestern ihrer Ruhe pflegen. Mehr als einmal habe ich gesehen, daß, wenn sie eine Baumhöhlung entdeckt hatten, sie stets sorgfältig untersuchten, ob nicht etwa eine Schlange darin wäre. Zuerst wurde hineingeschaut, so weit dies möglich war, hierauf nahmen sie das Ohr zur Hülfe, und wenn auch dieses ihnen nichts Ungewöhnliches mittheilte, streckten sie zögernd den einen Arm in die Höhle. Niemals tauchte ein Affe mit einem einzigen kühnen Griffe in die Tiefe, sondern stets in Absätzen, immer ein Stückchen tiefer, und immer horchte und schaute er dazwischen wieder in das Loch hinein, ob sich darin das

gefürchtete Kriechthier verrathe. In der Gefangenschaft habe ich ihre Angst vor den Schlangen noch ausführlicher beobachten können, — doch davon später.

Die Fortpflanzungszeit der freilebenden Meerkatzen scheint an keine bestimmte Jahreszeit gebunden zu sein. Man sieht bei jeder Herde Säuglinge, Kinder und Halberwachsene, der mütterlichen Zucht nicht mehr bedürftige. In den Gärten und Thierschaubuden Europa's pflanzen sich die meisten Arten bei guter Pflege ebenfalls fort, wenn auch seltener als Makaken und Paviane.

Während meines langjährigen Aufenthaltes in Afrika habe ich stets viele Affen und darunter auch regelmäßig Meerkatzen in der Gefangenschaft gehalten und berichte nach eigener Erfahrung über das geistige Wesen der Thiere, welches man fast nur an Gefangenen beobachten kann. Ich darf versichern, daß jedes dieser merkwürdigen Thiere sein eigenes Wesen hatte und mir beständig Gelegenheit zu ebenso anziehenden als unterhaltenden Beobachtungen gab. Der eine Affe war zänkisch und bissig, der andere friedfertig und zahm, der dritte mürrisch, der vierte immer heiter, dieser ruhig und einfach, jener pfiffig, schlau und ununterbrochen auf dumme, boshafte Streiche bedacht; alle aber kamen darin überein, daß sie größeren Thieren gern einen Schabernack anthaten, kleinere dagegen beschützten, hegten und pflegten. Sich selbst wußten sie jede Lage erträglich zu machen. Dabei lieferten sie täglich Beweise eines scharfen Verstandes, wahrhaft berechnender Schlauheit und wirklich vernünftiger Ueberlegung, zugleich aber auch der größten Gemüthlichkeit und zärtlichsten Liebe und Aufopferung anderen Thieren gegenüber, und ich habe wegen aller dieser Eigenschaften einzelne herzlich liebgewonnen.

Als ich auf dem Blauen Flusse reiste, brachten mir die Einwohner eines Uferdorfes einmal fünf frischgefangene Meerkatzen zum Verkaufe. Der Preis war sehr niedrig; denn man verlangte bloß zehn Groschen unseres Geldes für eine jede. Ich kaufte sie in der Hoffnung, eine lustige Reisegesellschaft an ihnen zu bekommen, und band sie der Reihe nach am Schiffsbord fest. Meine Hoffnung schien jedoch nicht in Erfüllung gehen zu sollen; denn die Thiere saßen traurig und stumm neben einander, bedeckten sich das Gesicht mit beiden Händen wie tiefbetrübte Menschenkinder, fraßen nicht und ließen von Zeit zu Zeit traurige Gurgeltöne vernehmen, welche offenbar Klagen über das ihnen gewordene Geschick ausdrücken sollten. Es ist auch möglich, daß sie sich über die geeigneten Mittel beriethen, aus der Gefangenschaft wieder loszukommen; wenigstens schien mir ein Vorfall, welcher sich in der Nacht begab, Ergebnis ihrer Gurgelei zu sein. Am anderen Morgen nämlich saß bloß noch ein einziger Affe an seinem Platze, die übrigen waren entflohen. Kein einziger der Stricke, mit denen ich sie gefesselt hatte, war zerbissen oder zerrissen; die schlauen Thiere hatten vielmehr die Knoten sorgfältig gelöst, an ihren Gefährten aber, welcher etwas weiter von ihnen saß, nicht gedacht und so ihn in der Gefangenschaft sitzen lassen.

Dieser übriggebliebene war ein Männchen und erhielt den Namen Koko. Er trug sein Geschick mit Würde und Fassung. Die erste Untersuchung hatte ihn belehrt, daß seine Fesseln für ihn unlösbar seien, und ich meinestheils sah darauf, ihm diese Ueberzeugung noch mehr einzuprägen. Als Weltweiser schien sich Koko nun gelassen in das Unvermeidliche zu fügen und fraß schon gegen Mittag des folgenden Tages Durrahkörner und anderes Futter, welches wir ihm vorwarfen. Gegen uns war er heftig und biß Jeden, der sich ihm nahte; doch schien sein Herz nach einem Gefährten sich zu sehnen. Er sah sich unter den anderen Thieren um und wählte sich unbedingt den sonderbarsten Kauz, welchen er sich hätte aussuchen können: einen Nashornvogel nämlich, welchen wir aus seinem heimatlichen Walde mitgebracht hatten. Wahrscheinlich hatte ihn die Gutmüthigkeit des Vogels bestochen. Die Verbindung beider wurde bald eine sehr innige. Koko behandelte seinen Pflegling mit unverschämter Anmaßung; dieser aber ließ alles sich gefallen. Er war frei und konnte hingehen, wohin er wollte; gleichwohl näherte er sich oft aus freien Stücken dem Affen und ließ nun über sich ergehen, was diesem gerade in den Sinn kam. Daß der Vogel Federn anstatt der Haare hatte, kümmerte Koko sehr wenig: sie wurden ebenso gut nach Läusen durchsucht wie das Fell der Säugethiere, und der Vogel schien wirklich bald so daran sich zu gewöhnen, daß er später

gleich von selbst die Federn sträubte, wenn der Affe sein Lieblingswerk begann. Daß ihn dieser während des Reinigens hin- und herzog, ihn beim Schnabel, an einem Beine, an dem Halse, an den Flügeln und an dem Schwanze herumriß, brachte das gutmüthige Geschöpf ebenso wenig auf. Er hielt sich zuletzt regelmäßig in der Nähe des Affen auf, fraß das vor diesem liegende Brod weg, putzte sich und schien seinen Freund fast herausfordern zu wollen, mit ihm sich zu beschäftigen. Die beiden Thiere lebten mehrere Monate in engster Gemeinschaft zusammen, auch später noch, als wir nach Chartum zurückgekehrt waren und der Vogel im Hofe frei umherlaufen konnte. Erst der Tod des letzteren löste das schöne Verhältnis. Koko war wieder allein und langweilte sich. Zwar versuchte er, mit gelegentlich vorüberschleichenden Katzen sich abzugeben, bekam aber von diesen gewöhnlich Ohrfeigen anstatt Freundschaftsbezeigungen und wurde einmal auch mit einem bissigen Kater in einen ernsthaften Kampf verwickelt, welcher unter entsetzlichem Fauchen, Miauen, Gurgeln und Schreien ausgefochten wurde, aber unentschieden blieb, obschon er mit dem Rückzuge des jedenfalls unversehens gepackten Mäusejägers endete.

Ein junger, mutterloser Affe gewährte Koko's Herzen endlich die nöthige Beschäftigung. Gleich als er das kleine Thierchen erblickte, war er außer sich vor Freude und streckte verlangend die Hände nach ihm aus; wir ließen den Kleinen los und sahen, daß er selbst sofort zu Koko hinlief. Dieser erstickte den angenommenen Pflegesohn fast mit Freundschaftsbezeigungen, drückte ihn an sich, gurgelte vergnügt und begann sodann vor allen Dingen die allersorgfältigste Reinigung seines vernachlässigten Felles. Jedes Stäubchen, jeder Stachel, jeder Splitter, welche in jenen kletten-, distel- und dornenreichen Ländern immer im Felle der Säugethiere hängen bleiben, wurden herausgelesen und weggekratzt. Dann folgte wieder neue Umarmung und andere Beweise der größten Zärtlichkeit. Wenn einer von uns Koko das Pflegekind entreißen wollte, wurde er wüthend, und wenn wir den Kleinen ihm wirklich abgenommen hatten, traurig und unruhig. Er benahm sich ganz, als ob er ein Weibchen, ja als ob er die Mutter des kleinen Waisenkindes wäre. Dieses hing mit großer Hingabe an seinem Wohlthäter und gehorchte ihm auf das Wort.

Leider starb dieses Aeffchen trotz aller ihm erwiesenen Sorgfalt schon nach wenigen Wochen. Koko war außer sich vor Schmerz. Ich habe oft tiefe Trauer bei Thieren beobachtet, niemals aber in dem Grade, wie unser Affe jetzt sie zeigte. Zuerst nahm er seinen todten Liebling in die Arme, hätschelte und liebkoste ihn, ließ die zärtlichsten Töne hören, setzte ihn dann an seinem bevorzugten Platze auf den Boden, sah ihn immer wieder zusammenbrechen, immer unbeweglich bleiben, und brach nun von neuem in wahrhaft herzbrechende Klagen aus. Die Gurgeltöne gewannen einen Ausdruck, welchen ich vorher nie vernommen hatte; sie wurden ergreifend weich, ton- und klangreich, und dann wieder unendlich schmerzlich, schneidend und verzweiflungsvoll. Immer und immer wiederholte er seine Bemühungen, immer wieder sah er keinen Erfolg und begann dann wieder zu klagen und zu jammern. Sein Schmerz hatte ihn veredelt und vergeistigt; er rührte uns und bewegte uns zu dem tiefsten Mitleide. Ich ließ endlich das Aeffchen wegnehmen, weil schon wenige Stunden nach dessen Tode die Fäulnis begann, und die kleine Leiche über eine hohe Mauer werfen. Koko hatte aufmerksam zugesehen, geberdete sich wie toll, zerriß in wenig Minuten seinen Strick, sprang über die Mauer hinweg, holte sich den Leichnam und kehrte mit ihm in den Armen auf seinen alten Platz zurück. Wir banden ihn wieder fest, nahmen ihm den Todten nochmals und warfen ihn weiter weg; Koko befreite sich zum zweiten Male und that wie vorher. Endlich vergruben wir das Thier. Eine halbe Stunde später war Koko verschwunden. Am anderen Tage erfuhren wir, daß in dem Walde eines nahen Dorfes, welcher sonst nie Affen beherbergte, ein menschengewöhnter Affe zu sehen gewesen sei.

Ungefähr einen Monat später erhielt ich eine Meerkatzenmutter mit ihrem Kinde und konnte nun mit Muße das Verhältnis zwischen beiden belauschen. Auch dieses Kleine starb, obwohl ihm nichts mangelte. Von diesem Augenblicke an hörte die Alte auf zu fressen und verendete nach wenig Tagen.

Ich erfuhr aber auch genug Beweise von dem Muthwillen derselben Affenart. Sie waren zuweilen sehr ergötzlich, zuweilen aber auch recht ärgerlich. Ein Freund von mir besaß eines dieser Aeffchen, welches im höchsten Grade zärtlich an ihm hing, aber doch nicht an Reinlichkeit zu gewöhnen war. Während es mit seinem Herrn spielte, beschmutzte es diesen oft in der schändlichsten Weise, und weder Schläge noch andere Zuchtmittel, welche man in solchen Fällen bei Thieren anwendet, schienen das geringste zu fruchten. Dieser Affe war sehr diebisch und nahm alle glänzenden Gegenstände, welche er erwischen und forttragen konnte, augenblicklich an sich. Der Genannte wohnte in dem Geschäftshause der ostindischen Gesellschaft. Im Untergeschosse befanden sich die Schreiber- und die Kassenstube. Beide waren gegen menschliche Diebe durch starke Eisengitter vor den Fenstern wohl geschützt, nicht aber gegen solche Spitzbuben, wie jener Affe war. Eines Tages bemerkte mein Freund beide Backentaschen seines Lieblings vollgepfropft, lockte ihn deshalb an sich heran, untersuchte die Vorrathskammern und fand in der einen drei und in der anderen zwei Guineen, welche sich der Affe aus der Kasse heraufgeholt hatte. Das Geld wurde natürlich dem Eigenthümer zurückgegeben, derselbe aber zugleich ersucht, in Zukunft auch die Glasfenster verschlossen zu halten, um dem kleinen Diebe das Stehlen unmöglich zu machen.

Eine Meerkatze brachte ich mit in meine Heimat. Sie gewann sich sehr bald die Zuneigung meiner Eltern und anderer Leute, ließ sich aber doch viel lose Streiche zu Schulden kommen. Die Hühner meiner Mutter brachte sie geradezu in Verzweiflung, weil es ihr den größten Spaß zu machen schien, diese Thiere zu jagen und zu ängstigen. Im Hause selbst ging sie durch Küche und Keller, in alle Kammern und auf den Boden, und was ihr recht schien, wurde entweder zerbissen oder gefressen oder mitgenommen. Niemand war so geschickt, ein Hühnernest aufzufinden, wie sie: die Hühner mochten es anfangen wie sie wollten: Hassan, so hieß der Affe, kam gewiß hinter ihre Schliche, nahm die Eier weg und trank sie aus. Einige Male bewies er jedoch gerade bei dieser Räuberei wahren Menschenverstand. Meine Mutter schalt ihn aus und züchtigte ihn, als er wieder mit dottergelbem Maule erschien. Am anderen Tage brachte er ihr zierlich ein ganzes Hühnerei, legte es vor sie hin, gurgelte beifällig und ging seiner Wege. Unter allen irdischen Genüssen schien ihn Milch und noch mehr Rahm am meisten zu entzücken. Es dauerte gar nicht lange, so wußte er in der Speisekammer prächtig Bescheid und genau, wo diese leckeren Dinge aufbewahrt wurden, ermangelte auch nicht, jede Gelegenheit zu benutzen, um seine Naschhaftigkeit zu befriedigen. Auch hierbei wurde er erwischt und ausgescholten; deshalb verfuhr er in Zukunft listiger. Er nahm sich nämlich das Milchtöpfchen mit auf den Baum und trank es dort in aller Ruhe aus. Anfangs warf er die ausgeleerten Töpfe achtlos weg und zerbrach sie dabei natürlich fast immer; dafür wurde er bestraft, und zu dem innigen Vergnügen meiner Mutter brachte er ihr nun regelmäßig die leeren, aber unzerbrochenen Töpfchen wieder!

Sehr spaßhaft war es, wenn dieser Affe auf den Ofen kletterte, oder wenn er ein ziemlich langes Ofenrohr bestieg und wahrhaft verzweifelt von einem Beine auf das andere sprang, weil ihm die Wärme des Rohres zu arg wurde. Er führte dergestalt die allerdrolligsten Tänze aus; so gescheit war er aber nicht, daß er den heißen Boden verlassen hätte, bevor er wirklich gebrannt worden war. Er blieb sehr gleichgültig gegen alle unsere Hausthiere, hielt aber mit einem weiblichen Pavian, welchen ich ebenfalls mitgebracht hatte, innige Freundschaft und ließ sich von diesem hätscheln und pflegen, als ob er ein kleiner unverständiger Affe gewesen wäre. Des Nachts schlief er stets in des Pavians Armen, und beide hielten sich so fest umschlungen, daß es aussah, als wären sie nur ein Wesen. Pavian und Meerkatze unterhielten sich lange mit verschiedenen kurzen Gurgeltönen und verstanden sich ganz entschieden vortrefflich. Seiner Pflegerin bewies er trotz seines Alters denselben kindlichen Gehorsam wie jenes oben erwähnte junge Aeffchen seinem Wohlthäter. Er folgte ihr überall hin, wohin diese von uns geführt wurde, und kam sogleich in das Zimmer, in welches wir seine mütterliche Freundin brachten. Nur in deren Gesellschaft unternahm er längere Ausflüge, aber wenn er allein seinem Treiben nachging, entfernte er sich niemals weit und blieb

mit ihr in beständiger Unterhaltung. Selbst entschiedene Gewaltthätigkeiten ließ er sich von ihr gefallen, ohne zu grollen. Er theilte jeden guten Bissen mit seiner Pflegemutter; diese aber erkannte solche Herzensgüte selten und niemals dankbar an. So oft Hassan auch einmal etwas für sich



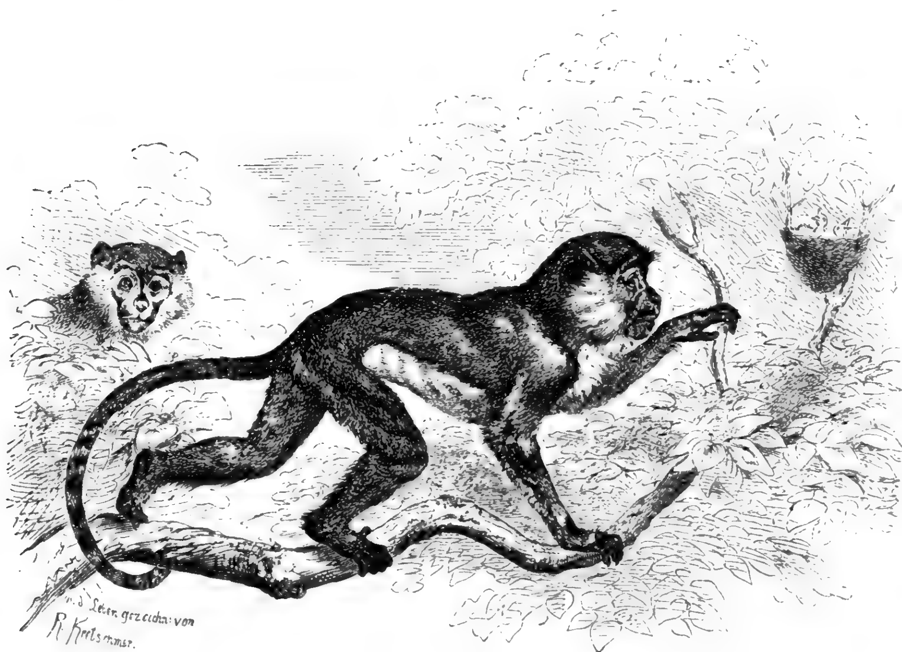
Nonnenaffe (Cercopithecus mona).
Diana (Cercopithecus Diana).
1/8 natürl. Größe.

behalten wollte, änderte sich das Verhältnis zwischen beiden. Denn wie ein Raubthier fiel dann der große Pavian über den armen Burschen her, brach ihm das Maul auf, holte mit den Fingern das Futter aus Hassans Backentaschen heraus, fraß es auf und kniff und puffte den armen Wehrlosen wohl auch noch tüchtig dabei.

Gegen uns war er liebenswürdig, gab aber niemals seine Selbständigkeit auf. Er kam auf den Ruf — wenn er wollte, sonst antwortete er wohl, rührte sich aber nicht. Wenn wir ihn gefangen

hatten und gewaltsam festhielten, verstellte er sich nicht selten mit größter Meisterschaft und geberdete sich zuweilen, als müsse er im nächsten Augenblicke abscheiden; sowie er aber frei wurde, rächte er sich für die erlittene Gefangenschaft durch Beißen und entfloh hierauf mit vielsagendem Gegurgel.

Der zweite kalte Winter, den er in Deutschland verlebte, endete leider sein frisches, fröhliches Leben, und das ganze Haus trauerte um ihn, als ob ein Kind gestorben wäre. Jedermann hatte seine unzähligen Unarten vergessen und gedachte nur noch seines heiteren Wesens und seiner Gemüthlichkeit.



Husarenaffe (Cercopithecus ruber). 1/12 natürl. Größe.

Der Grünaffe, Abulandj oder Nißnaß der Araber (Cercopithecus Sabaeus, Simia Sabaea), erreicht Durchschnittsgröße, d. h. eine Länge von 1 Meter, wovon die Hälfte auf den Schwanz gerechnet werden muß, und eine Schulterhöhe von 40 Centim. Die Haare der Oberseite sind graulichgrün, schwarz geringelt und gespitzt, die der Arme, Beine und des Schwanzes einförmig aschgrau, die des kurzen Backenbartes weißlich, an der Wurzel schwarz geringelt, die der Unten- und Innenseite der Beine weißlich; Nase, Maul und Augenbrauen sehen schwarz aus; das Gesicht hat hellbraune Färbung.

Höchst wahrscheinlich unterscheiden sich die westafrikanischen Vertreter des Abulandj, denen man den Namen Cercopithecus griseoviridis gegeben hat, artlich nicht von der ostafrikanischen Art, und muß derselben somit ein weit größerer Verbreitungskreis, als man bisher angenommen, zugesprochen werden. Jedenfalls steht so viel fest, daß der Abulandj von Abessinien bis zu den westlichsten Zuflüssen des Nil an geeigneten Oertlichkeiten überall vorkommt.

Andere Meerkatzen zeichnen sich durch besondere Schönheit aus. Eine der bekanntesten, die Diana (Cercopithecus Diana, Simia Diana, Cercopithecus barbatus), ein ziemlich kleines, schlankes Thier, ist an ihrem langen Backen- und Stutzbarte leicht kenntlich. Ihre Hauptfarbe ist schiefergrau, der Rücken und das Kreuz sind purpurbraun, die unteren Theile weiß, die

Schenkel hinten gelblich. Dem Weibchen mangelt der Bart. Die Gesammtlänge beträgt etwa 1 Meter, wovon über die Hälfte auf den Schwanz kommt.

Mit der Diana hat der Nonnenaffe (Cercopithecus mona, Simia mona) Aehnlichkeit; doch fehlt ihm der Stutzbart. Gesicht und Gliedmaßen sind schwarz, Hinterkopf, Nacken und Rücken kastanienbraun, Oberkopf und Scheitel braun und grünlichgelb gemischt, ein Bogenstreifen über dem Auge schwarz und ein zweiter darüber blaß, Backenbart gelblichweiß, Unterhals, Brust, Bauch und Innerarme weiß. Die Leibeslänge eines ausgewachsenen Männchens beträgt 55 Centim. die Schwanzlänge 60 Centim.

Beide Affen stammen aus Westafrika.

Nicht alle Meerkatzen sind so liebenswürdig wie die eben beschriebenen Arten; einige scheinen sogar recht mürrisch und widerwärtig zu sein. Nach meinen Erfahrungen ist der Husarenaffe (Cercopithecus ruber, pyrrhonotus und patas — Seite 123), wahrscheinlich die Callitriche des Plinius, die langweiligste und unliebenswürdigste Meerkatze, und ihr Geist entspricht so durchaus nicht dem schön gefärbten Leibe. In der Größe übertrifft dieser Affe den vorher beschriebenen fast um die Hälfte, mindestens um ein Drittel. Das Gesicht ist schwarz, die Nase weißlich, der Backenbart weiß, ein Fleck auf dem Kopfe dunkelroth, schwärzlich umsäumt, der übrige Pelz oben schimmernd röthelfarbig oder goldig roth, unten, an der Innenseite der Beine, an den Vorderarmen und Unterschenkeln weiß.

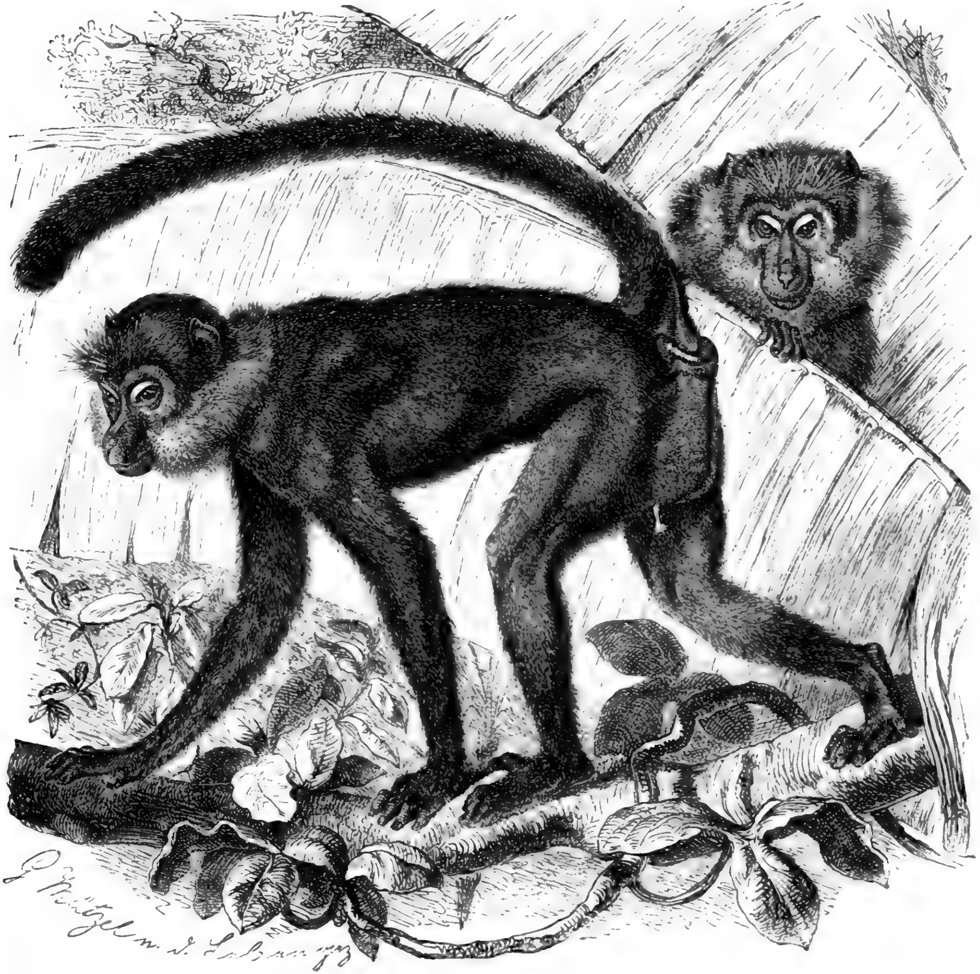
Der Verbreitungskreis des Husarenaffen erstreckt sich vom Westen Afrika's bis Habesch; das Thier scheint jedoch überall spärlicher aufzutreten als der Abulandj oder Grünaffe. Ich habe jenen, so viel ich mich erinnere, nur einige Male in den Waldungen des Blauen Flusses oberhalb Sennahrs gesehen; Heuglin und Hartmann dagegen trafen ihn häufiger, und zwar vorzugsweise in dünn bestandenen Steppenwaldungen oder im Hochgrase, mit welchem die Färbung seines Pelzes übereinstimmt. In seinem Wesen scheint er das gerade Gegentheil des Abulandj zu sein. Sein Gesichtsausdruck ist der eines Staatshämorrhoidariers, ewig mürrisch und unfreundlich nämlich, und sein Handeln straft diesen Ausdruck in keiner Weise Lügen. So lange er noch jung ist, zeigt er sich wenigstens einigermaßen liebenswürdig; mit steigendem Alter aber nimmt seine Reizbarkeit in einer Weise zu, daß man wirklich kaum mehr mit ihm auszukommen vermag. An ein freundschaftliches Verhältnis zwischen ihm und irgend einem anderen Geschöpfe, seine Mitaffen nicht ausgeschlossen, ist kaum zu denken. Alles scheint ihm widerwärtig zu sein, ihn mindestens im höchsten Grade zu langweilen, die unschuldigste Handlung eine ihm angethane Beleidigung zu sein. Ein Blick erregt seinen Aerger, Gelächter bringt ihn in förmliche Wuth. Dann sperrt er, so weit er kann, das Maul auf und zeigt die verhältnismäßig überaus großen Zähne, versucht auch, falls es ihm irgend möglich, dieselben an dem gehaßten Gegner zu erproben. Freundliche Worte helfen so viel als nichts, Schläge verschlimmern mehr, als sie bessern. Ich erinnere mich nicht, jemals einen wirklich zahmen älteren Husarenaffen gesehen zu haben, bin vielmehr nur mit wüthenden und tückischen bekannt geworden. — Unsere Gefangenen erhalten wir von der Küste Guinea's, ausnahmsweise auch von Egypten, wohin der Husarenaffe vom Sudahn gebracht wird.

Die neueren Forscher trennen die kräftigeren Meerkatzen mit verlängerterem Schnauzentheile und leistenartig erhöhtem Brauenbogen oder Augenhöhlenrändern und unpaarem Höcker auf dem fünften unteren Backenzahne unter dem Händlernamen Mangabes (Cercocebus) von den übrigen, obwohl sie in allem wesentlichen diesen sonst ähneln.

Einer der bekanntesten Vertreter dieser Gruppe, der Mohrenaffe oder gemeine Mangabe (Cercopithecus, Cercocebus fuliginosus), erreicht eine ziemlich beträchtliche Größe; seine Länge beträgt bis 1,25 Meter, wovon auf den Schwanz 60 Centim. kommen, die Schulterhöhe 40 Centim. Die Färbung der oberen Seite ist ein düsteres Schwarz, welches unten und an den

Innenseiten der Gliedmaßen ins Schiefergraue übergeht. Gesicht und Hände sind schwarz, die oberen Augenlider fast rein weiß.

Ein Verwandter (Cercocebus, Cercopithecus collaris) unterscheidet sich durch dunkelkastanienbraunen Oberkopf, schneeweiße Wangen, Genick und Kehle und schieferschwarze Färbung der übrigen Theile.



Mohrenaffe (Cercopithecus fuliginosus). 1/6 natürl. Größe.

Beide Arten stammen von der Westküste Afrikas und gelangen neuerdings regelmäßig in unsere Sammlungen. In ihrem Wesen und Gebaren ähneln sie den Verwandten; doch hat es mir scheinen wollen, als ob sie sich stets durch größeren Ernst und ein mehr mürrisches Wesen von ihnen nicht eben zu ihrem Vortheile unterschieden. Eigentlich bissig sind sie zwar nicht, und bei geeigneter Pflege gewöhnen sie sich rasch genug an ihren Pfleger; ihr grämliches Aussehen aber ist nicht gerade geeignet, ihnen viele Freunde zu erwerben. In ihren Bewegungen stehen sie den eigentlichen Meerkatzen schwerlich merklich nach; doch fehlt ihnen, entsprechend ihren sonstigen Eigenschaften, die heitere Lebendigkeit und der unverwüstliche Leichtsinn, welche jenen in so hohem Grade zukommen.

*

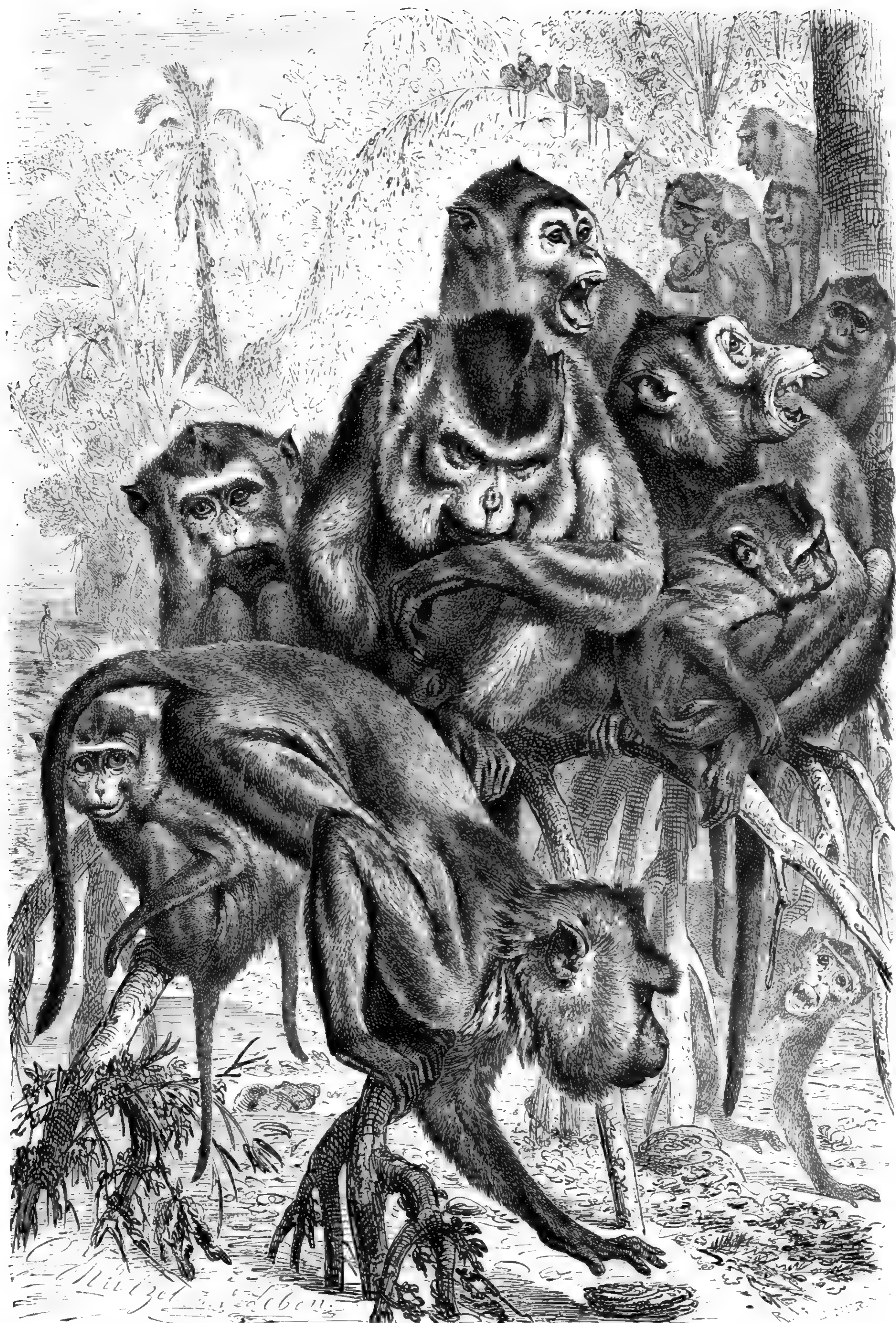
Mit dem Namen Makak oder Makako bezeichnet man an der Küste von Guinea alle Affen überhaupt, im wissenschaftlichen Sinne aber eine nicht besonders zahlreiche Gruppe, deren Mitglieder theils im südöstlichen Asien, theils in Afrika leben. Neuere Forscher haben die Sippe in Unterabtheilungen getrennt, denen ich nachstehend Rechnung tragen werde. Im allgemeinen kennzeichnen sich die Makaken durch folgende Merkmale: Der Bau ist untersetzt; die mäßig langen Gliedmaßen sind kräftig; die Schnauze tritt ungefähr ebenso weit wie bei den Meerkatzen vor; der Gesichtswinkel beträgt vierzig bis fünfzig Grade; der Kinnladentheil ist dick, die Nase besonders vorstehend; die Nasenlöcher sind kurz und engständig; der kurze Daumen und die beträchtlich längere Daumenzehe tragen glatte, die übrigen Finger und Zehen hohlziegelförmige Nägel. An den nackten Hinterbacken machen sich die großen Schwielen schon sehr bemerklich. Der Schwanz spielt in verschiedener Länge und Stärke, erreicht bei einzelnen beinahe Leibeslänge und verkümmert bei anderen fast gänzlich. Als fernere Eigenthümlichkeit dieser Thiere mag noch erwähnt sein, daß das Kopfhaar bei einigen in der Mitte gescheitelt ist, bei anderen perückenartig von dem sonst fast kahlen Scheitel herabfällt, und daß der einzelnen fehlende Backenbart bei anderen eine geradezu beispiellose Wucherung zeigt.

In der Vorzeit waren die Makaken über einen großen Theil Europa's verbreitet, und auch gegenwärtig noch gehen sie am weitesten nach Norden hinauf. Die stummelschwänzigen Arten bewohnen Nordafrika, China und Japan, die langschwänzigen das Festland und die Inseln Ostindiens. Sie vertreten gleichsam die Meerkatzen, ähneln aber ebenso den Pavianen in vieler Hinsicht und sind somit als Verbindungsglieder zwischen beiden anzusehen. Diese Mittelstellung spricht sich auch in ihrer Lebensweise aus, d. h. sie leben bald wie Meerkatzen in Wäldern, bald wie die Paviane auf Felsen. Beider Unverschämtheit scheint in ihrem Wesen vereinigt zu sein; in der Jugend sind sie gemüthlich lustig wie die Meerkatzen, im Alter boshaft und frech wie die Paviane. Sie eignen sich vortrefflich für die Gefangenschaft, halten am längsten in ihr aus und pflanzen sich am leichtesten in ihr fort. Daher weiß man auch, daß sie sieben Monate trächtig gehen. Während der Brunstzeit schwellen die Geschlechtstheile ihrer Weibchen stark an wie bei den weiblichen Pavianen.

Wohl die bekannteste Art der Gruppe ist der Makak oder Javaneraffe, Monjet der Javaner, Vertreter der Unterabtheilung Cynomolgus, welche sich von den übrigen durch verhältnismäßig gestreckten Leib, langen dünnen Schwanz und gescheiteltes oder perückenartiges Kopfhaar unterscheidet. Die hierher gehörigen Affen haben mit den Meerkatzen noch große Aehnlichkeit und scheinen gleichsam einen Ersatz für dieselben zu bilden.

Der Makak (Macacus cynomolgus oder Cynomolgus cynocephalus) erreicht eine Länge von 1,15 Meter, wovon der Schwanz 58 Centim. wegnimmt, und eine Schulterhöhe von etwa 45 Centim. Der Backenbart ist sehr kurz, das Kopfhaar beim Männchen flach niedergedrückt, beim Weibchen kammartig in der Mitte aufgekrempelt; der übrige Pelz hat auf der Oberseite olivenbräunlichgrüne mit Schwarz untermischte, auf der dünner behaarten Unterseite weißlichgraue, die Innenseite der Gliedmaßen graue, Hände, Füße und Schwanz schwärzliche Färbung; das Gesicht sieht bleigrau, zwischen den Augen weißlich aus; die Ohren sind schwärzlich; die Iris ist braun.

Der Verbreitungskreis des gemeinen Makaken erstreckt sich über ganz Ostasien; namentlich die großen Sundainseln beherbergen ihn in Menge. Aus den Berichten der Reisenden geht hervor, daß er überall, wo er vorkommt, zu den häufigsten Arten seiner Ordnung zählt. Gleichwohl besitzen wir, so viel mir bekannt, eine eingehende Schilderung seines Freilebens noch nicht. Der Eine oder Andere erwähnt beiläufig, daß der Makak und andere Affen in größeren Gesellschaften sich in der Nähe von Flußufern aufhalten, läßt es hierbei aber auch bewenden, und es will fast scheinen, als ob Jeder glaube, daß die Lebensweise eines so bekannten Thieres längst ausführlich geschildert sein müsse, es sich daher auch gar nicht lohne, über dasselbe noch etwas zu sagen. Wie häufig der Makak in seiner Heimat sein muß, geht am besten daraus hervor, daß unsere Thierhändler selten mehr als



Band I, S. 126.

Makak.

acht Thaler für ihn fordern, auch jederzeit im Stande sind, ihn in fast beliebiger Menge zu liefern, weil beinahe jedes von Indien ankommende Schiff eine größere oder geringere Anzahl dieser Affen an Bord hat. Wie mir Schiffer erzählten, bieten die Eingeborenen ihnen in jedem Hafen des Festlandes und der Inseln gezähmte Javaneraffen zum Kaufe an und verlangen für dieselben in der Regel so niedrige Preise, daß sich jeder Matrose entschließt, einen oder mehrere zu erwerben.

Die ausführlichsten, mir bekannten Bemerkungen über den Monjet verdanken wir Junghuhn. Nachdem er die Thierarmut der Urwaldungen Java's hervorgehoben und erwähnt hat, daß unser Affe hiervon eine Ausnahme mache, fährt er fort: „Der Monjet ißt gern die Früchte von Feigen- wie von vielen anderen Bäumen und kommt daher in den Urwäldern bis zu einer Höhe von 1600 Meter ebenso häufig vor wie in den Rhizophorawaldungen des Seestrandes, wo man ihn oft genug umherspazieren sieht, um die Krabben und Muscheln aufzulesen und zu verzehren, welche die Flut auf dem Gestade zurückließ. Er ist ein guter Gesellschafter, liebt die Einsamkeit nicht, sondern hält sich stets in kleinen Trupps von zehn bis fünfzig Stücken zusammen. Oft kann man sich an den Kapriolen dieses fröhlichen, auch in der Wildnis durchaus nicht scheuen Affen belustigen, wenn man die Weibchen mit ihren Jungen, welche sich fest an die Brust der Mutter angeklammert haben, dort in den Bäumen umherspringen sieht, oder wenn man andere erblickt, welche, unbekümmert um den zuschauenden Reisenden, sich auf den weit über den Spiegel eines Baches herüberhängenden Zweigen schaukeln".

Wahrscheinlich bezieht sich auch folgende Bemerkung Junghuhns auf unseren Affen: „Wir kamen durch ein Dorf (auf Java), dem sich ein kleiner, rings von angebauten Gegenden umgebener Wald anschließt. Es scheint ein übriggebliebenes, absichtlich geschontes Stückchen eines größeren Waldes zu sein, den der Feldbau vernichtete. Besonders Feigenbäume sind es, welche sich hoch empor wölben, und deren Zweige mit Rotangarten durchschlungen sind. Man führte uns auf ein kleines rundes Plätzchen im Walde, wo man einige Stühle für uns niedergesetzt hatte. Hier wurde auf ein großes Stück Bambusrohr geschlagen, was einen hohlen Ton hervorbrachte. Die Javaner sagten uns, das sei die Trommel für die Affen. Kaum war die Trommel geschlagen, als es auf einmal im Walde anfing zu rauschen, und von allen Seiten her mehr als hundert graue Affen herbeisprangen. Groß und Klein, alte bärtige Väter, flinke Junge und Mütterchen mit dem an ihrem Leibe angeklammerten Säuglinge — alle kamen aus dem Baumdickicht herab auf das Plätzchen, wo sie sich an unsere Gegenwart wenig kehrten, sondern wie alte Bekannte um uns herumsprangen. Sie waren so wenig scheu, daß sie Reis und Pisang, Geschenke, welche wir für sie mitgebracht hatten, aus unseren Händen nahmen. Zwei sehr schöne und große männliche Stücke zeichneten sich durch ihr dreistes Betragen besonders aus. Sie öffneten ohne weitere Umstände die Körbe, welche sich in den Händen der Javaner befanden, und nahmen dasjenige heraus, was ihnen am besten gefiel. Wie Kavaliere stolzierten sie zwischen den anderen Affen umher, welche einen hohen Grad von Achtung vor ihnen zu erkennen gaben. Freilich war ihre Art, sich in Achtung zu setzen, etwas handgreiflich. Wurde ihnen das Gedränge um sie herum zu groß, so packten sie einige ihrer Kameraden mit den Händen, andere mit den Zähnen, weshalb die übrigen unter Angstgeschrei und mit solcher Bestürzung zur Seite flohen, daß sie erst von den Zweigen der Bäume aus zurückzusehen wagten, und sich dem Reise erst dann wieder näherten, wenn die großen Herren gesättigt sich zurückgezogen hatten. Sich selbst jedoch wichen diese beiden Despoten, welche ihre Unterthanen durch Furcht in Respekt zu halten schienen, sehr sorgfältig aus. Als wir uns entfernten, zerstreuten sich die Affen wieder im Walde. Die Javaner tragen ihnen öfters, um sich an ihren Sprüngen zu ergötzen, Futter zu; doch würde das vielleicht nicht geschehen, wenn bei den Javanern nicht alle alten Gebräuche, deren Ursprung sie öfters selbst nicht mehr anzugeben wissen, geheiligt wären".

Diese Schilderung paßt vollkommen auf das Wesen unseres Affen; denn genau so benehmen sie sich auch im Käfige: der Stärkste behält unter allen Umständen Recht. Durch Martens erfahren wir, daß die Europäer in Java oft Affen und Papageien halten, und daß der Affe, welchen man

am häufigsten zu sehen bekommt, eben unser Makake ist. „Auch im wilden Zustande ist er einer der gemeinsten im Indischen Archipel. Ich sah ihn als solchen außer auf Java in Banka und auf den Philippinen; wenigstens vermag ich vorläufig nicht, die neuerdings wegen etwas hellerer oder dunklerer Färbung davon getrennten Arten zu unterscheiden. Man hält ihn oft in Pferdeställen, wie bei uns Böcke und Kaninchen, wohl aus ähnlichen Gründen. Die Javaner sagen, die Pferde langweilen sich dann nicht so sehr und gedeihen dadurch besser."

In unseren Thiergärten und Thierschaubuden bildet der Makak einen wesentlichen Theil der Bewohnerschaft, und hier wie dort erwirbt er sich Freunde. Wie in seiner Gestalt, ähnelt er auch in seinem Wesen den Meerkatzen. Ich habe im Verlaufe der Zeit sicherlich gegen hundert dieser Affen gepflegt und vielleicht die zehnfache Anzahl gesehen und beobachtet, fühle mich aber außer Stande, etwas Wesentliches anzugeben, wodurch der Makak von den Meerkatzen sich unterscheidet. Seine Bewegungen sind entschieden plumper als die der letztgenannten Affen, immer aber noch behend genug. In Gebaren, Eigenheiten und Charakter dagegen stimmen beide Gruppen vollständig überein. Auch er ist ein ununterbrochen munterer, gutmüthiger Affe, verträgt sich ausgezeichnet mit Seinesgleichen und den ihm verwandten Arten, weiß ebenso mit größeren Affen trefflich auszukommen und sich sogar in die Laune der Paviane zu fügen oder ihren Grobheiten zu begegnen, wenn er in die Lage kommt, mit ihnen sich abgeben zu müssen. Daß er seinerseits Hülflose nach Kräften bemuttert, kleinere aber ebenso schlecht behandelt, als er von größeren sich behandeln läßt, eine zuweilen widerwärtige Selbstsucht, und zuweilen wiederum eine hingebende Aufopferung an den Tag legt, unterscheidet ihn nicht von den Meerkatzen, da diese ja ebenfalls genau in derselben Weise verfahren. Ueberhaupt bekundet er dieselbe Wetterwendigkeit des Wesens wie die eben genannten Affen. Eben noch äußerst gemüthlich und gutmüthig, ist er im nächsten Augenblicke einer Kleinigkeit halber höchst entrüstet, erzürnt und boshaft; eben noch überfließend vor lauter Zärtlichkeit gegen einen Mitaffen oder seinen Wärter, maulschellirt er in der nächsten Minute jenen und versucht, diesen zu beißen. Doch muß ich zu seinem Ruhme sagen, daß auch er für gute Behandlung in hohem Grade empfänglich sich zeigt. Es verursacht deshalb seine Zähmung kaum nennenswerthe Mühe. Derjenige, welcher ihn einige Male fütterte oder ihm einen Leckerbissen zusteckte, erringt bald seine vollste Freundschaft und zuletzt eine wirklich dauernde Anhänglichkeit. Denn wenn auch kleine Zerwürfnisse zwischen ihm und dem Pfleger an der Tagesordnung sind, stellt sich das alte Verhältnis doch sofort wieder her, sobald irgend eine andere Einwirkung von außen sich geltend macht und unseren Affen in einige Verlegenheit setzt. Neugierig in vollem Maße, der Langenweile entschieden abhold, und für jede Aenderung der Lage äußerst empfänglich, läßt der Makak leichter noch als die in dieser Hinsicht gleichgearteten Paviane durch Erregung seiner Aufmerksamkeit nach Belieben sich leiten und lenken und selbst im höchsten Zorne sofort versöhnen, so daß seine Behandlung auch in dieser Hinsicht zu einer sehr leichten wird.

Im Freileben wird sich der Makak wahrscheinlich von eben denselben oder ähnlichen Pflanzenstoffen ernähren wie seine Verwandten; in der Gefangenschaft nimmt er mit dem einfachsten Futter vorlieb, wie er sich beim Fressen überhaupt als ein höchst anspruchloser Gesell zeigt, obgleich seine Ansprüche vielleicht nichts weniger als bescheiden sind. Ein Stück Brod, im rechten Augenblicke ihm dargebracht, erscheint als ein ausgezeichneter Leckerbissen, während es, wenn er sich gesättigt hat, achtlos fortgeworfen wird; eine Hand voll Körner, vor ihn auf den Boden gestreut, erregt ihn zum eifrigsten Aufsuchen derselben und zum schleunigsten Anfüllen der Backentaschen, selbst wenn er den Futternapf eben verlassen hat; ein Zweig mit grünen Blättern, Knospen oder Blüten, vom ersten besten Baume gebrochen, wird mit Behagen entblättert und Blatt und Blüte, Knospe und Zweigspitze anscheinend mit demselben Vergnügen verzehrt. Milch trinkt der Makak, so lange er jung ist, leidenschaftlich gern; Milchbrod genießt er noch im Alter mit Vorliebe. An Fleischkost läßt er sich gewöhnen, überhaupt bald dahin bringen, die Gerichte der menschlichen Tafel zu theilen. Auch geistigen Getränken ist er keineswegs abhold, und einmal an dieselben

gewöhnt, zieht er sie allen anderen vor. Je reicher man ihm seine Tafel beschickt, um so wählerischer zeigt er sich. Trotzdem kann man ihn kaum verwöhnen, weil er im Nothfalle sich wiederum mit dem einfachsten Futter begnügt und dasselbe scheinbar mit demselben Behagen verspeist wie die beste Leckerei.

Gefangene Makaken pflanzen sich ziemlich regelmäßig im Käfige fort, paaren sich zuweilen auch mit Verwandten und erzeugen dann lebenskräftige Blendlinge. Die Dauer ihrer Trächtigkeit beträgt ungefähr sieben Monate; genauer kann die Zeit nicht bestimmt werden, weil man nicht im Stande ist, ein Pärchen nach der befruchtenden Begattung zu trennen. Ich selbst habe von den Makaken, welche ich pflegte, wiederholt Junge erhalten. Einmal wurde einer in einem Käfige geboren, in welchem sich außer der betreffenden Mutter noch ein anderer Makak und das Weibchen eines Mantelpavians befanden. Letzteres hatte geraume Zeit vorher ebenfalls geboren, das Junge aber bald eingebüßt. Wenige Minuten nach der Geburt des Makaken bemerkten die Wärter das Junge in den Armen des gedachten Hamadryasweibchens und schlossen daraus, daß dieses ein nachgeborenes Junge zur Welt gebracht habe. Aus diesem Grunde ließen sie auch der anscheinenden Mutter das Junge. Erst in den Nachmittagsstunden fiel ihnen auf, daß sich die Pflegemutter wenig mütterlich betrage, daß Junge oft auf das Stroh lege und sich zeitweilig kaum um dasselbe kümmere. Nunmehr erst sahen sie, daß der alte Makak, die wirkliche Mutter, sehr abgefallen war, fingen dieselbe, untersuchten sie, und fanden ihre Brüste strotzend von Milch. Jetzt erhielt die Alte ihr Kind; letzteres saugte auch, war aber doch schon zu lange ohne Pflege und Nahrung gewesen; denn am anderen Morgen fand man es todt.

Wie innig Makaken an ihren Kindern hängen, mag aus einer anderen Beobachtung von mir hervorgehen. Gelegentlich der Wintereinrichtungen sollten einige Affen aus ihrem Käfige entfernt werden, und es wurde deshalb Jagd auf sie gemacht. Unter der Gesellschaft jenes Käfigs befand sich auch das Junge eines Makakenweibchens, welches von der Mutter bereits seit Monaten getrennt worden war. Letztere bewohnte einen anderen Käfig, von welchem aus sie jenen übersehen konnte, und war von ihrem Kinde getrennt worden, weil sie eine bessere Pflege erhalten sollte. Als die Jagd auf die Affen begann, folgte die Alte mit ängstlichen Blicken jeder Bewegung des Wärters und schrie laut auf, so oft dieser ihrem Kinde sich näherte. Das fiel auf, und sie erhielt infolge ihrer Theilnahme das Kind zurück. Augenblicklich ergriff sie es, nahm es in die Arme und liebkoste es auf das zärtlichste. Sie hatte also das Junge niemals aus den Augen verloren, und dieses, wie es schien, auch die Mutter im Gedächtnis behalten.

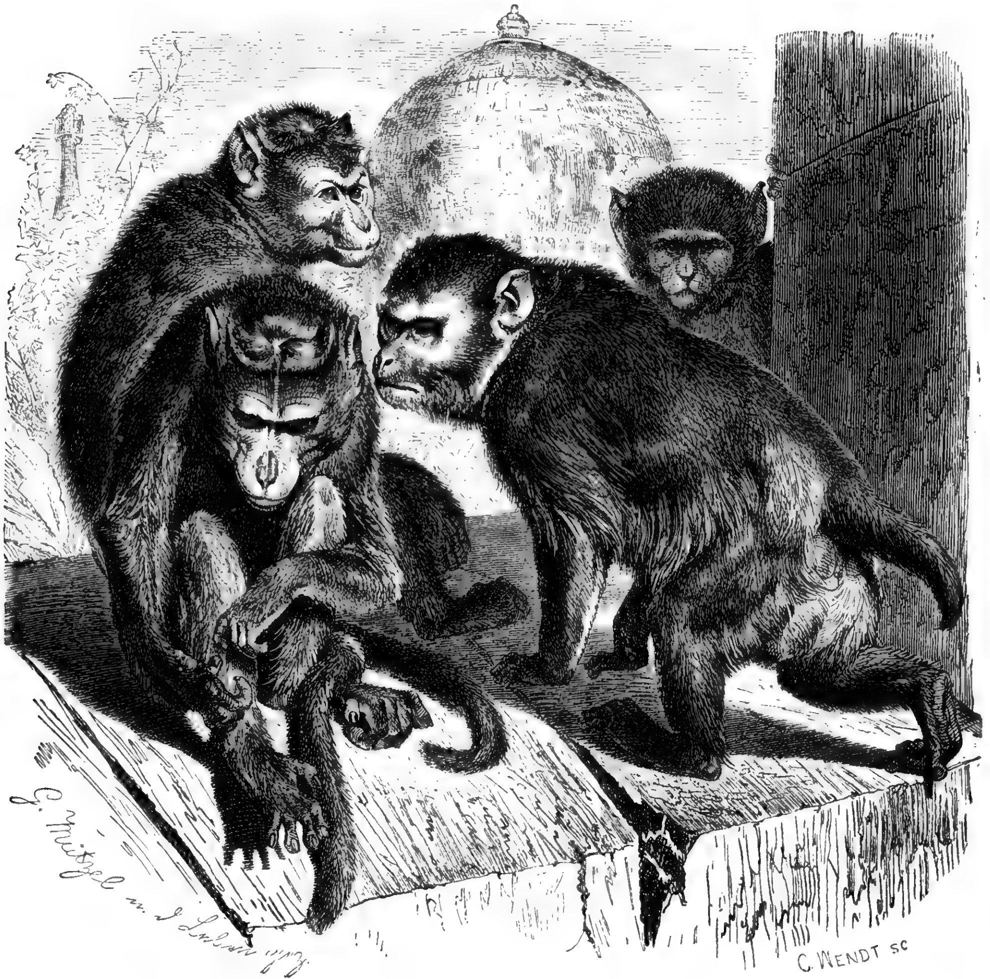
In unseren Affentheatern spielt der Makak eine bestimmte, nicht allzu eng begrenzte Rolle, gewöhnlich als Aufwärter, Diener rc., seltener als Reiter. Einzelne bringen es zu einer bemerkenswerthen Künstlerschaft. Ihre Abrichtung erfordert, nach mündlicher Versicherung Sachkundiger, größere Mühe als die Abrichtung der Paviane, aber weniger Mühe als die Einschulung des Magot. Doch behält letzterer das einmal Erlernte besser als unser Makak, dessen reger Geist verschiedenartige Beschäftigung verlangt.

Minder häufig als der Makak gelangt uns der **Hutaffe**, **Munga** oder **Malbruk** der Inder (**Macacus sinicus**, Cynomolgus sinicus, Simia sinica), zu Gesichte. In der Größe steht dieser Affe seinen Verwandten um etwas nach. Seine Leibeslänge beträgt selten mehr als 45 Centim. seine Schwanzlänge ebenso viel. Der Leib ist ziemlich schmächtig, die zusammengedrückte Schnauze weiter vorgezogen als bei jenem, das Kopfhaar vom Scheitelpunkte aus strahlig ausgebreitet, die Stirn fast nackt, der Pelz ziemlich kurz, die Färbung der Oberseite ein fahles Grünlichgrau, welches durch den Gesammteindruck der grauen, schwarz- und gelbgeringelten Haare hervorgerufen wird, die der Unterseite weißlich; Hände und Ohren sind schwärzlich gefärbt.

Recht gemüthlich mag das Freileben des Hutaffen sein. Er bewohnt die dichteren Waldungen Malabars, ohne von irgend welchem Feinde behelligt zu werden. Die Eingeborenen betrachten ihn

als ein heiliges Wesen und erlauben ihm nicht bloß, in ihren Gärten nach Lust und Willkür zu schalten, sondern errichten ihm noch besonders Tempel und bauen Fruchtgärten für ihn an, um dem sauberen Heiligen ihre Ehrfurcht zu beweisen. Ob auch ihm ähnliche Heldenthaten zugeschrieben werden wie dem Hulman, ist mir unbekannt.

In seinem Wesen ist der Hutaffe ein echter Makak, d. h. wetterwendisch wie irgend ein anderer seiner Ordnung. Seine Launen wechseln ohne Ursache in jedem Augenblicke, und daher kommt es,



Hutaffe (Macacus sinicus). Bunder (Macacus Rhesus).
1/10 natürl. Größe.

daß man eigentlich niemals recht weiß, wie man mit ihm daran ist. Sein Muthwillen, die Munterkeit seines Wesens, seine Nachahmungssucht und seine Gelehrigkeit machen ihn jedoch zu einem gern gesehenen Gesellschafter und lassen seine Unarten und sein garstiges Gesicht vergessen.

Im allgemeinen darf man sagen, daß er sich in seinen Sitten und Gewohnheiten, in der Art und Weise seiner Bewegung, seines Gebarens, überhaupt des gesammten Auftretens wenig oder nicht von dem gemeinen Makaken unterscheidet. Entsprechend seinem absonderlichen Gesichte, welchem der auf die Stirn hereinfallende Haarschopf einen ganz eigenthümlichen Ausdruck verleiht, schneidet er vielleicht noch mehr als jener Grimassen und Fratzen; dies aber ist auch alles, was

ich zum Unterschiede anzugeben wüßte. Auf Ceilon steht er, beziehentlich sein nächster Verwandter (Macacus pileatus), welcher vielleicht nur als Spielart aufgefaßt werden darf, bei Jedermann in großer Gunst und ist der allgemeine Liebling und das Schoßthier der Eingeborenen wie der Europäer. Die Schlangenbeschwörer und andere Herumstreicher lehren ihn den Tanz und ähnliche Künste, kleiden ihn, wie die Affenführer früherer Jahrzehnte bei uns es zu thun pflegten, in auffallende Tracht, ziehen mit ihm von Dorf zu Dorfe, von Stadt zu Stadt und lassen durch ihn sich ernähren, so gut und schlecht es eben gehen will. Tennent, welcher die obigen Mittheilungen macht, fügt noch hinzu, daß er sich leicht an Tabaksrauch gewöhnen läßt, wozu ich zu bemerken habe, daß mir das in keiner Weise auffällig erscheint. Fast alle Affen, welche ich kenne, lieben den Tabaksrauch mit einer gewissen Leidenschaft. Einige gerathen in förmliches Entzücken, wenn man ihnen solchen zubläst, andere öffnen das Maul so weit als möglich, wenn man sie anraucht, und blasen dann den eingezogenen Rauch mit wirklichem Behagen von sich. Der Hutaffe macht also durchaus keine Ausnahme von der Regel.

Als Beweis des Verstandes unseres Hutaffen und seines Vermögens, zu urtheilen und Schlüsse zu ziehen, mag nachstehende, mir von Schomburgk mitgetheilte Erzählung dienen. „In der thierkundlichen Abtheilung des Pflanzengartens von Adelaide wurde ein alter Hutaffe mit zwei jüngeren Artgenossen in demselben Käfige gehalten. Eines Tages griff er, übermüthig geworden durch die grausam gehandhabte Beknechtung seiner Mitaffen, vielleicht auch beeinflußt von der herrschenden heißen Witterung, seinen Wärter an, gerade als dieser das Trinkwasser für die gefangenen Affen erneuern wollte, und biß ihn so heftig in das Handgelenk des linken Armes, daß er nicht nur alle Sehnen, sondern auch eine Schlagader schwer verletzte und dem Manne ein längeres Krankenlager zuzog. Sofort, nachdem mir dies gemeldet worden war, verurtheilte ich den Schuldigen zum Tode, und früh am folgenden Morgen nahm ein anderer Wärter ein Gewehr, um meinen Befehl auszuführen. Ich muß erwähnen, daß Feuerwaffen in der Nähe der Käfige sehr oft gebraucht werden, um Katzen, Ratten 2c. zu vertilgen; die Affen haben sich daran so gewöhnt, daß sie weder einer Flinte halber, noch wegen des Abfeuerns derselben im geringsten sich beunruhigen. Als der Wärter dem Käfige sich näherte, blieben die beiden jüngeren Affen wie gewöhnlich ruhig auf der Stelle; der verurtheilte Verbrecher dagegen floh in größter Eile in den Schlafkäfig und ließ sich durch keinerlei Lockungen und Ueberredungskünste bewegen, hervorzukommen. Das gewöhnliche Futter wurde gebracht: er sah, was er früher nie gethan hatte, ruhig zu, daß die Gefährten fraßen, bevor er selbst seinen Hunger gestillt hatte, und erst, als der Wärter mit dem Gewehre sich so weit vom Käfige zurückgezogen hatte, daß er von ihm nicht mehr gesehen werden konnte, kam er vorsichtig und ängstlich hervorgekrochen, ergriff etwas von dem Futter und lief in größter Eile in den Schlafkäfig zurück, um es dort zu verzehren. Nachdem er zum zweiten Male herausgekommen war, um sich ein anderes Stück Brod zu sichern, wurde die Thüre seines Zufluchtsortes rasch von außen geschlossen; als der arme Schelm nunmehr wiederum den Wärter mit der Todeswaffe auf den Käfig zukommen sah, fühlte er, daß er verloren sei. Zuerst stürzte er sich wie wahnsinnig auf die Thüre des Schlafkäfigs, um sie zu öffnen; als ihm dies aber nicht gelang, stürmte er durch den Käfig, versuchte durch alle Lücken und Winkel zu entwischen, und warf sich, keine Möglichkeit zur Flucht entdeckend, am ganzen Leibe zitternd auf den Boden nieder und ergab sich in das Schicksal, welches ihn schnell ereilte. Seine beiden Genossen zeigten keine Spur von Aufregung und blickten ihm voll Erstaunen nach.

„Die Geschichte ist vollständig wahr und liefert ein bemerkenswerthes Beispiel für die Fähigkeit des Affen, Wirkung und Ursache zu verbinden.“

Die Ansichten über Heiligkeit sind sehr verschieden. Unter uns gebildeten Europäern gilt unter Umständen ein feister Mönch, welcher sein Lebelang nicht das geringste Nützliche gethan hat, als großer Heiliger; unter den Mohammedanern wird mit ungleich mehr Recht ein Geisteskranker

oder Blödsinniger für heilig erklärt; unter den Indern gelangt der Affe zu demselben Ansehen wie bei uns der Mönch, und zwar vielleicht aus denselben Gründen, weil er ebenso wenig wie jener der Menschheit irgend welchen Nutzen bringt.

Außer dem uns bekannten Hulman ehrt der Inder noch einen anderen Affen, den Bunder, in einer Art und Weise, welche das Maß der zur Heiligenverehrung erforderlichen kindlichen Einfalt noch erheblich übersteigt.

„In der Nähe von Bindrabun, zu Deutsch Affenwald", erzählt Kapitän Johnson, „gibt es mehr als hundert wohlbestellte Gärten, in welchen alle Arten von Früchten gezogen werden, einzig und allein zum besten der Bunder, deren Unterhaltung den Reichen des Landes als großes Glaubenswerk erscheint. Als ich durch eine der Straßen in Bindrabun ging, folgte ein alter Affe mir von Baum zu Baume, kam plötzlich herunter, nahm mir meinen Turban weg und entfernte sich damit in kurzer Zeit, ohne wieder gesehen zu werden. Ich wohnte einst einen Monat in dieser Stadt, und zwar in einem großen Hause an den Ufern des Flusses, welches einem reichen Eingeborenen gehörte. Das Haus hatte keine Thüren; die Affen kamen daher oft in das Innere des Zimmers, in welchem ich mich aufhielt, und nahmen Brod und andere Dinge vor unseren Augen von dem Tische weg. Wenn wir in einer Ecke des Raumes schliefen, brandschatzten sie uns auch in anderer Hinsicht. Ich habe oft mich schlafend gestellt, um sie in ihrem Treiben zu beobachten, und dabei mich weidlich gefreut über ihre Pfiffigkeit und Geschwindigkeit. Sätze von vier bis fünf Meter von einem Hause zum anderen, mit einem, ja zwei Jungen unter ihrem Bauche und noch dazu beladen mit Brod, Zucker und anderen Gegenständen, schienen für sie nur Spaß zu sein.

„Gelegentlich eines Ausfluges nach Jeckarry wurden unsere Zelte in einem großen Mangogarten aufgeschlagen und die Pferde in geringer Entfernung davon angepflöckt. Als wir bei Tische waren, kam der Reitknecht und erzählte, daß eines von den Pferden sich losgebrochen habe, weil es die Affen auf den Bäumen durch ihr Gezänk und das Herabwerfen von dürren Zweigen erschreckt hatten, und daß wahrscheinlich die übrigen Pferde dem Beispiele des einen folgen würden, wenn wir nicht Hülfe schafften. Sobald als das Essen vorüber war, ging ich mit meinem Gewehre hinaus, um sie wegzutreiben. Ich schoß auf einen mit schwachem Schusse, und er entfloh eilig zwischen die dichtesten Zweige des Baumes, blieb aber dann entkräftet sitzen und versuchte, das aus der Wunde rinnende Blut durch Auflegen seiner Hände zum Stocken zu bringen. Dies erschütterte mich so, daß ich an keine Jagd mehr dachte und zurückkehrte. Noch ehe ich den Vorfall meinen Freunden beschreiben konnte, kam ein Reitknecht zu uns und erzählte, daß der Affe zwar todt gewesen sei, aber von den anderen augenblicklich aufgenommen und fortgetragen worden wäre, Niemand wisse, wohin.

„Ein glaubwürdiger Mann erzählte mir, daß die Ehrfurcht der Eingeborenen gegen den Bunder fast ebenso groß sei wie die gegen den Hulman. Die Eingeborenen von Baka lassen den Erntezehnten auf dem Acker für diese Affen zurück, welche alsbald von ihren Bergen herabsteigen, um sich die Steuern zu holen."

Bereitwillig zahlt jeder Hindu diese Abgabe und zeigt hierin eine Mildthätigkeit und Barmherzigkeit, welche, trotzdem sie fast lächerlich erscheint, ihm doch so zur Ehre gereicht, daß wir sie uns in vieler Hinsicht zum Vorbilde nehmen könnten. Auch in dem Schutze, welchen sie den von ihnen gepflegten Thieren Fremden gegenüber gewähren, kann ich nichts Lächerliches oder Unpassendes finden; mir will es vielmehr höchst achtbar vorkommen, daß dort die Menschen noch die Thiere gegen jeden Frevel in Schutz nehmen. Freilich gehen die Indier etwas zu weit; denn sie rauben dem Menschen, welcher einen Affen tödtete, das Leben. Zwei junge britische Offiziere begingen auf einem Jagdzuge die Unvorsichtigkeit, einen Bunder zu schießen. Die Eingeborenen erhoben sich in Masse gegen sie und versuchten, sie zu steinigen. Der Elefant, auf welchem die Offiziere ritten, suchte dem zu entgehen, indem er nach dem Flusse rannte und mit seiner Last in ihm abwärts schwamm. Er erreichte auch eine Meile unter der Stadt, welche die Briten in Aufruhr gesetzt hatten, das Land, allein seine Reiter waren beide ertrunken.

Dem Fremden wird es freilich schwer, mit unseren Affen zusammenzuleben, ohne mit ihnen in Feindschaft zu gerathen. Es ist fast unmöglich, sich einen Garten oder eine Pflanzung anzulegen: die geduldeten Halbgötter vernichten oder brandschatzen ihn wenigstens in der allernachdrücklichsten Weise. Falls man Wachen ausstellt, um sie zu verscheuchen, kommt man nicht zum Ziele; denn wenn man die zudringlichen Gäste auf der einen Seite weggejagt hat, erscheinen sie auf der anderen wieder. Brennende Feuer, Schreckensbilder und dergleichen stören sie nicht im geringsten, und die ihnen wirklich angethane Gewalt gefährdet das eigene Leben.

Ein dort wohnender Engländer wurde, wie man erzählt, durch Bunder zwei Jahre lang in dieser Weise bestohlen und geärgert und wußte sich gar nicht mehr vor ihnen zu retten, bis er endlich auf ein wirklich sinnreiches Mittel verfiel. Er hatte gesehen, daß seine herrliche Zuckerrohrpflanzung von Elefanten, Schweinen, vor allem aber von den Affen verwüstet wurde. Erstere wußte er in kurzer Zeit durch einen tiefen Graben mit einem Spitzpfahlzaune abzuwehren; die Affen aber fragten wenig oder gar nichts nach Wall oder Graben, sondern kletterten in aller Gemüthsruhe auch über den Zaun hinweg und raubten nach wie vor. Der Pflanzer sah seine Ernte verschwinden: da kam er auf einen glücklichen Gedanken. Er jagte eine Bande Affen auf einen Baum, fällte denselben mit Hülfe seiner Diener, fing eine Menge von den Jungen und nahm sie mit sich nach Hause. Hier hatte er sich bereits eine Salbe zurecht gemacht, in welcher Zucker, Honig und Brechweinstein die Hauptbestandtheile waren. Mit dieser Salbe wurden die jungen Affen eingerieben und dann wieder freigelassen. Die ängstlichen Eltern hatten sorgend nach ihrer Nachkommenschaft gespäht und waren froh, als sie die lieben Kinder erblickten. Aber o Jammer, wie kamen sie zurück! Unsauber, beschmutzt, beschmiert, kaum mehr kenntlich. Natürlich, daß sofort eine gründliche Reinigung vorgenommen wurde. Die Beschwerde der Säuberung schien sich zu lohnen; denn zuckersüß war die Schmiere, welche den Körper bedeckte. Beifälliges Grunzen ließ sich vernehmen, doch nicht lange Zeit: der Brechweinstein zeigte seine tückische Wirkung, und ein Fratzenschneiden begann, wie niemals früher, als die Affen sich anschickten, mit heißem Flehen den „heiligen Ulrich" anzurufen. Nach dieser bitteren Erfahrung kamen sie nie wieder in die Nähe des Verräthers und ließen sein Hab und Gut fortan unbehelligt.

Der **Bunder** (*Macacus Rhesus*) erreicht eine Länge von 50 bis 65 Centim.; sein Schwanz mißt etwa 20 Centim. Er ist von kräftigem, untersetztem Bau, am Oberleibe reichhaltig, am Unterleibe spärlich behaart. Seine sehr schlaffe Haut bildet an dem Halse, der Brust und dem Bauche wammenartige Falten. Die Färbung des Pelzes ist oben grünlich oder fahlgrau, an den Schenkeln und dem Gesäße mit hellgelblichem oder röthlichem Anfluge, an der Unterseite weiß, die des Schwanzes oben grünlich, unten graulich. Gesicht, Ohren und Hände sind licht kupferfarben, die Gesäßschwielen lebhaft roth gefärbt. Das Weibchen trägt seinen Schwanz gewöhnlich hängend, das Männchen bogig ab- und einwärts gekrümmt. — Ausdrücklich bemerken will ich, daß mit dem Bunder regelmäßig ein naher Verwandter, der **Rothsteißaffe** (*Macacus erythraeus*, *Simia erythraea*), verwechselt wird, obgleich dieser durch viel bedeutendere Größe, schlankeren Bau und fast doppelt so lange Arme und Beine auf den ersten Blick von jenem sich unterscheidet. Da der Rothsteißaffe ebenfalls aus Indien stammt und wie in der Färbung so auch in Sitten und Gewohnheiten dem Bunder ähnelt, läßt sich zur Zeit nicht entscheiden, auf welche Art von beiden sich die Lebensschilderungen beziehen und welcher der Heiligenschein gebührt.

Unser Affe verbreitet sich über einen großen Theil des festländischen Indiens. In namhafter Anzahl bevölkert er die Waldungen am Ufer des Ganges, kommt jedoch auch im Himalaya vor, wenigstens in den tiefen warmen Thälern dieses Gebirges. R. von **Schlagintweit** bemerkte in einem seiner Vorträge, daß gewisse Affenarten gegen den Winter hin von der Höhe des Gebirges nach der Tiefe herabwandern, war aber auf Befragen nicht im Stande, mir die betreffende Art anzugeben. Möglich, daß er den Bunder im Sinne gehabt hat. „Ich sah diese Affen", berichtet **Hutton**, „wiederholt im Februar, obgleich der Schnee nahe bei Simla zehn bis fünfzehn Centimeter

hoch lag, zur Nachtzeit auf den Bäumen schlafen, augenscheinlich ohne alle Rücksicht auf die Kälte. Der Winter scheint sie wenig zu behelligen; ja es kam mir sogar vor, als ob sie im Winter häufiger in der Gegend Simla's vorkämen als bei heißem Wetter. Zuweilen bemerkte ich sie springend und spielend unter den Nadelbäumen, deren Aeste mit Schneelasten bedeckt waren; ich sah sie noch bis zu 3000 Meter über dem Meere, selbst im Herbste, als in jeder Nacht harte Fröste fielen. Doch wird aus verschiedenen Oertlichkeiten, in welchen der Bunder vorkommt, gemeldet, daß er sich beim Herannahen des Winters in die Ebene zurückziehe. In Bengalen bewohnt er dichte Bambusgebüsche, mit besonderer Vorliebe diejenigen, welche die Ränder schmaler Wässerchen umsäumen. Denn auch er liebt das Wasser im hohen Grade, schwimmt vorzüglich und besinnt sich, verfolgt, keinen Augenblick, sich ins Wasser zu stürzen, tauchend eine Strecke unter demselben wegzuschwimmen, und dann an irgend einer anderen Stelle zu landen."

Unter den Makaken ist der Bunder dasselbe, was der Hussarenaffe unter den Meerkatzen: ein im höchsten Grade erregter, wüthender, jähzorniger und mürrischer Gesell, ein Affe, welcher sich selten und eigentlich nur in der Jugend an seinen Wärter anschließt und mit seinen Mitaffen in ebenso entschiedener Feindschaft lebt als mit den Menschen. Möglicherweise, daß sich gerade in diesen unangenehmen Eigenschaften die Verehrung begründet, welche er in seiner Heimat genießt. In Wuth gebracht, zerbricht und zerreißt er alles, was man in die Nähe seines Käfigs bringt, geht auch furchtlos auf den Menschen los und bedient sich seiner mächtigen Zähne mit großer Fertigkeit und dem entschiedensten Nachdrucke. Immer schlecht gelaunt, wie er zu sein scheint, ärgert er sich über alles, was um ihn her vorgeht, und schon ein scheler Blick bringt ihn außer sich. Dann verzerrt sich sein sonst nicht gerade häßliches Gesicht zur abscheulichsten Fratze, die Augen funkeln, und er nimmt eine lauernde Stellung an wie ein Raubthier, welches im Begriffe steht, sich auf seine Beute zu stürzen. Einzelne Stücke geberden sich ganz nach Art der Paviane, indem sie das Maul weit aufreißen, die Lippen umstülpen, das Gebiß zusammenklappen, die Zähne an einander wetzen, sodann die Backen voll Luft blasen und anderweitige Fratzen schneiden, von denen jede einzelne verständlich genug ist. Andere Affen, welche mit ihm in einem und demselben Käfige leben, tyrannisirt er in der abscheulichsten Weise; denn er ist ebenso neidisch und selbstsüchtig als heftig und wird zornig, wenn er einen anderen Affen fressen sieht. In seiner gemüthlichsten Stimmung nimmt er die unter Affen übliche Huldigung mit einer gewissen Würde entgegen, gestattet, daß ihm der Pelz durchsucht und gereinigt wird, läßt sich vielleicht selbst herab, einem anderen gleiche Liebesdienste zu erweisen; doch hält eine so sanfte Stimmung selten längere Zeit an, schlägt vielmehr meist urplötzlich in das Gegentheil um, und der eben noch geduldete oder sogar bediente Mitaffe hat dann die volle Leidenschaftlichkeit des Heiligen zu erfahren. Demungeachtet läßt sich auch der Bunder zähmen und zu den verschiedensten Kunstfertigkeiten abrichten. Bei Affenführern und im Affentheater ist er sehr beliebt, weil sein mäßig langer, biegsamer Schwanz in der Kleidung mühelos sich unterbringen läßt, er auch leicht lernt und „gern arbeitet". Ich habe gerade unter diesen Affen „große Künstler" kennen gelernt.

Bei geeigneter Pflege pflanzt sich der Bunder in der Gefangenschaft fort, und zwar geschieht dies ziemlich regelmäßig. Ueber das Betragen einer Mutter und ihres im Käfige geborenen Kindes liegen treffliche Beobachtungen Cuviers vor, denen ich Folgendes entnehmen will:

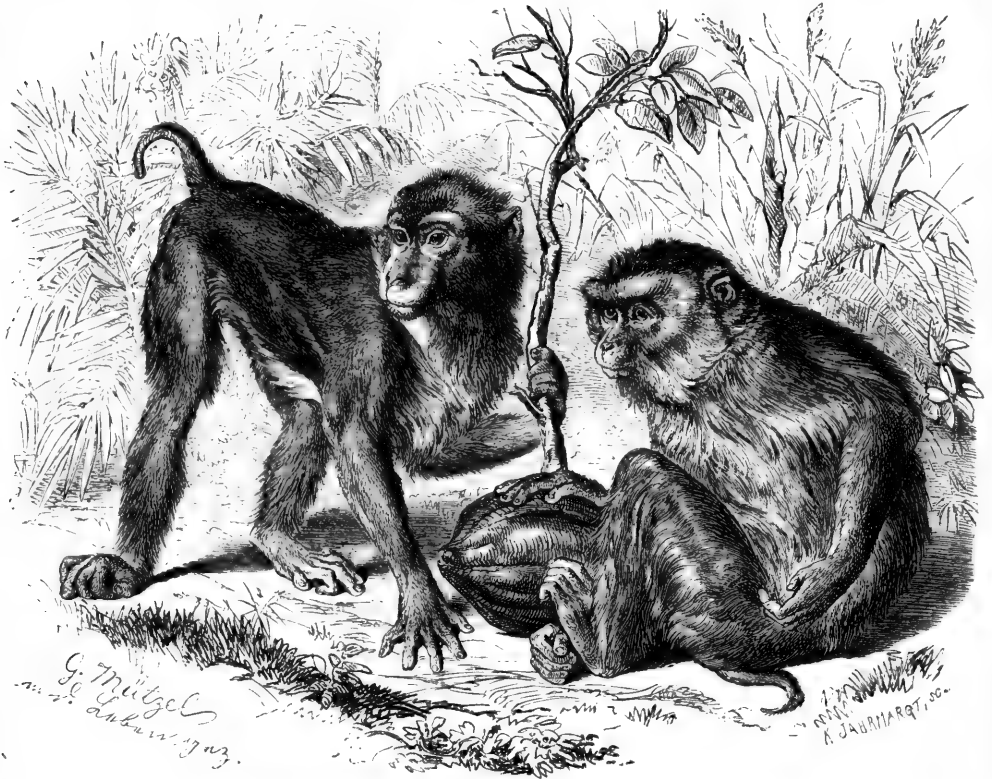
„Unmittelbar nach der Geburt klammerte der junge Bunder sich an dem Bauche seiner Mutter fest, indem er sich mit den vier Händen an ihrem Pelze festhielt und mit dem Munde die Saugwarze erfaßte. Vierzehn Tage lang ließ er die Brüste seiner Mutter nicht frei. Er blieb während der ganzen Zeit in unveränderter Stellung, immer zum Saugen bereit und schlafend, wenn die Alte sich niedersetzte, aber auch im Schlafe sich festhaltend. Die eine Saugwarze verließ er nur, wenn er die andere ergreifen wollte, und so gingen ihm die ersten Tage seines Lebens vorüber, ohne daß er irgend eine andere Bewegung gemacht hatte als die der Lippen, um zu saugen, und die der Augen, um zu sehen. Er wurde, wie alle Affen, mit offenen Augen geboren, und es schien,

daß er vom ersten Augenblicke an seine Umgebung zu unterscheiden vermöge; denn er folgte allen um ihn vorgehenden Bewegungen mit seinen Augen.

„Es läßt sich kaum beschreiben, wie groß die Sorgfalt der Mutter war für alles, was das Saugen und die Sicherheit ihres Neugeborenen betraf. Sie zeigte sich stets verständig und so umsichtig, daß man sie bewundern lernte. Das geringste Geräusch, die leiseste Bewegung erregte ihre Aufmerksamkeit und zugleich auch eine ängstliche Sorgfalt für ihr Junges, nicht für sich selbst; denn sie war an die Menschen gewöhnt und ganz zahm geworden. Alle ihre Bewegungen geschahen mit größter Gewandtheit, doch niemals so, daß der Säugling dabei hätte Schaden leiden können. Das Gewicht ihres Jungen schien keine ihrer Bewegungen zu hindern, und es war auch kein Unterschied in der Gewandtheit oder in dem Ungestüme derselben zu bemerken. Wohl aber sah man deutlich, daß die Alte sich doppelt in Acht nahm, um nicht irgendwo mit ihrem Kinde anzustoßen. Etwa nach vierzehn Tagen begann dieses sich von seiner Mutter loszumachen und zeigte gleich in seinen ersten Schritten eine Gewandtheit und eine Stärke, welche Alle in Erstaunen setzen mußte, weil beidem doch weder Uebung noch Erfahrung zu Grunde liegen konnte. Der junge Bunder klammerte sich gleich anfangs an die senkrechten Eisenstangen seines Käfigs und kletterte an ihnen nach Laune auf und nieder, machte wohl auch einige Schritte auf dem Stroh, sprang freiwillig von der Höhe seines Käfigs auf seine vier Hände herab und dann wieder gegen die Gitter, an denen er sich mit einer Behendigkeit und Sicherheit anklammerte, welche dem erfahrendsten Affen Ehre gemacht hätte. Die Mutter verfolgte jede Bewegung ihres Kindes mit der größten Aufmerksamkeit und schien immer bereit, einen etwaigen Schaden ihres Lieblings zu verhindern. Später versuchte sie, sich von Zeit zu Zeit der Bürde zu entledigen, blieb aber stets gleich besorgt um ihr Kind, und wenn sie nur die mindeste Gefahr zu befürchten glaubte, nahm sie es sogleich wieder zu sich. Auch die leichteste Berührung desselben mit ihrer Hand war dem folgsamen Zöglinge ein Befehl zur Rückkehr, und er nahm dann augenblicklich die gewohnte Lage an der Brust der Mutter wieder ein. Die Sprünge und Spiele des kleinen Thieres wurden im gleichen Verhältnisse ausführlicher, als die Kräfte desselben zunahmen. Ich habe seine lustigen Uebungen oft lange mit dem größten Vergnügen beobachtet und kann bezeugen, daß ich es nie eine falsche Bewegung thun, irriges Maß nehmen oder nicht vollkommen genau den Punkt, welchen es beabsichtigt hatte, erreichen sah. Der kleine Affe gab mir den unzweideutigen Beweis, daß er schon von allem Anfange an Entfernungen beurtheilen und den für jeden seiner Sprünge erforderlichen Grad von Kraft zu bestimmen vermochte. Er kannte seine natürlichen Bewegungen vom ersten Augenblicke an und wußte durch sie das zu erreichen, was ein anderes Thier, selbst wenn es den Verstand eines Menschen besessen haben würde, erst nach zahlreichen Versuchen und mannigfachen Uebungen hätte erlangen können. Hier konnte man wohl sagen: Was wissen wir, wenn wir eine Erklärung der Handlungen der Thiere geben sollen?

„Nach sechs Wochen ungefähr ward dem Affen eine kräftigere Nahrung als die Muttermilch, und damit zeigte sich eine neue Erscheinung. Beide Thiere gewährten anderweitige Aufschlüsse über ihr geistiges Wesen. Dieselbe Mutter, welche wir früher mit der zärtlichsten Sorgfalt für ihr Junges beschäftigt sahen, welche dasselbe ohne Unterbrechung an ihrem Körper und ihren Brüsten hängend trug, und von welcher man glauben sollte, sie würde, von Mutterliebe getrieben, ihm den Bissen aus dem eigenen Munde zu reichen bereit sein: dieselbe Mutter gestattete ihm, als es zu essen anfing, nicht, auch nur das Geringste von der ihm dargereichten Speise zu berühren. Sobald der Wärter Obst und Brod gereicht hatte, bemächtigte sie sich solcher, stieß das Junge, wenn es sich nähern wollte, von sich und füllte eilends Backentaschen und Hände, damit ihr nichts entgehe. Man würde sich sehr irren, wenn man glauben wollte, daß ein edlerer Trieb als die Freßgier sie zu diesem Betragen bewogen habe. Zum Saugen konnte sie das Junge nicht nöthigen wollen: denn sie hatte keine Milch mehr; und ebenso wenig konnte sie Besorgnis hegen, daß die Speisen ihrem Jungen schädlich sein könnten: denn dieses fraß dieselben begierig und fand sich dabei recht wohl.

Der Hunger machte es nun bald sehr kühn, unternehmend und behend. Es ließ sich nicht mehr von den Schlägen der Mutter zurückschrecken; und was sie auch thun mochte, um ihr Kind zu entfernen und alles für sich allein zu behalten: das Junge war pfiffig und gewandt genug, doch immer sich des einen oder des anderen Bissens zu bemächtigen und ihn hinter dem Rücken der Mutter, so fern als möglich von ihr, rasch zu verzehren. Diese Vorsicht war keineswegs unnöthig; denn die Alte lief mehrmals in die entfernteste Ecke des Raumes, um ihrem Kinde die Nahrung wieder abzunehmen. Um nun die Nachtheile zu verhüten, welche die unmütterlichen Gefühle hätten mit sich bringen können, ließen wir mehr Vorräthe reichen, als die Alte verzehren oder auch nur



Schweinsaffe (Macacus nemestrinus). $^1/_9$ natürl. Größe.

in ihrem Munde verbergen konnte, und damit war dem Jungen geholfen. Dieses lebte fortan in guter Gesundheit und wurde von der Mutter gepflegt, so lange es sich nicht um das Essen handelte. Es unterschied die Leute recht gut, welche ihm Nahrung reichten oder es liebkosten, war sehr gutartig und hatte von dem Affencharakter einstweilen nur die Munterkeit und Behendigkeit".

Von den bisher genannten Makaken unterscheidet sich der Schweinsaffe oder Lapunder (Macacus nemestrinus, Simia nemestrina) vornehmlich durch seinen kurzen, dünnen Schwanz und die hohen Beine. Seinen Namen erhielt er eben wegen seines Schwanzes, welcher mit dem eines Schweines in sofern Aehnlichkeit hat, als ihn der Affe in einer ganz eigenthümlichen gekrümmten Weise trägt. Die Behaarung auf der Oberseite des Körpers ist lang und reichlich, auf der Unterseite ziemlich spärlich, ihre Färbung oben dunkelolivenbraun, jedes einzelne Haar abwechselnd olivenfarben, grünlich, gelblich und schwarz geringelt, auf dem Oberarme mehr fahlgelb und auf der Unterseite des Leibes gelblich oder bräunlichweiß, auf der Unterseite des Schwanzes hellrostbräunlich. Gesicht, Ohren, Hände und Gesäßschwielen sind schmutzig fleischfarben, die oberen

Augenlider weißlich, die Augen braun. Auf dem Scheitel gehen die Haare strahlenförmig auseinander. Die Höhe dieses Affen beträgt bis 55 Centim., die Länge des Körpers 60 Centim., und die des Schwanzes 15 Centim.

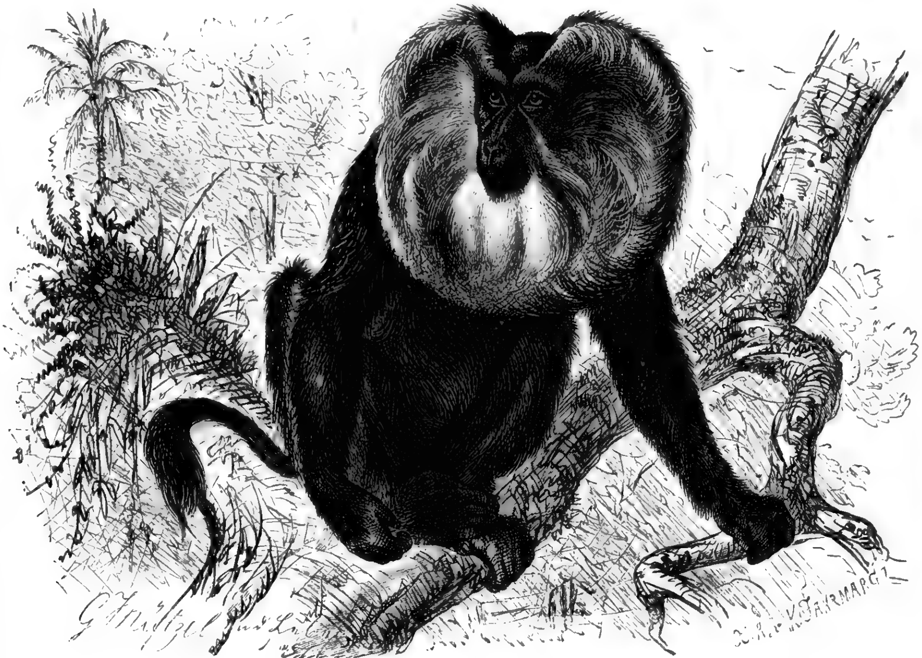
Der Schweinsaffe lebt in den ausgedehnten Wäldern von Sumatra, Borneo (?) und der malaiischen Halbinsel, wahrscheinlich weniger auf Bäumen als nach Art der Paviane auf dem Erdboden oder auf Felsen. Wenigstens berichtet Phayre, daß er Affen dieser Art in einer gebirgigen Gegend fand. Ausführliche Berichte über sein Freileben liegen nicht vor, sind mir zum mindesten nicht bekannt; jedenfalls aber steht so viel fest, daß der Schweinsaffe in seiner Heimat häufig sein muß, weil er auf unseren Thiermärkten durchaus nicht zu den Seltenheiten gehört, bei jedem größeren Händler im Gegentheile regelmäßig gefunden wird. Man erzählt, daß er von den Malaien, welche ihn Bruh nennen, gezähmt und zu allerlei Dienstleistungen abgerichtet werde. Namentlich soll man ihn zum Pflücken der Kokosnüsse verwenden und er dabei sich nicht allein geschickt, sondern sogar sehr verständig zeigen, beispielsweise die reifen Nüsse von den unreifen unterscheiden und jene herabwerfen. Im Verhältnis zu seiner Größe ist er ebenso kräftig als beweglich, obgleich er selbstverständlich den Schlankaffen, Meerkatzen und kleineren Sippschaftsverwandten nachsteht. Sein Wesen ist entschieden gutmüthig, und er behält diese Eigenschaft meistens auch im höheren Alter bei. Allerdings habe ich mehrere erwachsene Schweinsaffen kennen gelernt, mit denen ebenfalls nicht zu spaßen war: alte grämliche Männchen, welche im vollen Bewußtsein ihrer Würde sich weder von ihren Pflegern noch von anderen Affen das Geringste gefallen ließen; sie aber bilden doch Ausnahmen von der Regel, und man darf wohl sagen, daß dieser Affe zu den liebenswürdigsten seines Geschlechts zählt. Auch er pflanzt sich leicht in Gefangenschaft fort und paart sich zuweilen erfolgreich mit Verwandten. So lebte im Berliner Thiergarten im Jahre 1872 ein weiblicher Schweinsaffe mit seinem Kinde, dessen Vater ein gewöhnlicher Makake war, und das Kleine gedieh auch recht gut, verlor aber leider im ersten Winter sein Leben.

Zu den abweichenden Arten der Gruppe zählt einer der schönsten aller Affen, der Wanderu oder Nilbandar der Inder, unser Bartaffe (Macacus Silenus, Vetulus Silenus, Simia ferox, Silenus veter). Ihn kennzeichnet der gedrungene Bau, ein reicher Vollbart, welcher das ganze Gesicht umschließt, und der mittellange, am Ende gequastete Schwanz. Der sehr reiche lange Pelz ist glänzend schwarz, unterseits lichtbräunlichgrau, der mähnenartig verlängerte Vollbart dagegen weiß, in der Jugend graulich; Hände und Füße haben mattschwarze Färbung, die gutmüthigen Augen braune Iris. Erwachsen erreicht der Wanderu eine Länge von 1 Meter und darüber, wovon der Schwanz 25 bis 35 Centim. wegnimmt.

Ueber das Vaterland des Wanderu ist man bis in neuerer Zeit in Irrthum gewesen, weil man gewöhnlich Ceilon als solches angesehen hat. Nach den neueren Berichten scheint das Thier nicht auf dieser Insel, sondern in Malabar heimisch zu sein und hier ausschließlich die dichten Waldungen zu bewohnen. Tennent erwähnt in seinem trefflichen Werke des Bartaffen nicht, wendet vielmehr den Namen Wanderu auf die Schlankaffen an und bemerkt ausdrücklich, daß alle von Ceilon nach Europa gebrachten Bartaffen erst auf der Insel eingeführt wurden. Ueber das Freileben unseres Thieres wissen wir so viel wie nichts. Seine Nahrung besteht aus Knospen und Baumblättern. Er besucht ebenfalls die Gärten und richtet dort unter Umständen bedeutenden Schaden an. Thierbach erzählt, daß die von diesen Affen herrührenden Verwüstungen oft wirklich jammervoll anzusehen sind. In manchen Kokosgärten sieht man nicht eine einzige Frucht auf den Bäumen, aber den Boden ganz besäet mit ihnen, zumal mit halbreifen, welche diese Affen abgerissen und herabgeworfen haben.

Demungeachtet werden sie von den Malabaren geschätzt. Die Fürsten dieses Volkes achten sie sehr hoch wegen ihrer Ernsthaftigkeit und ihrer Klugheit. Sie lassen Junge aufziehen und zu allerlei Spielen abrichten, wobei dieselben sich zum Verwundern gut benehmen.

„Der weißbärtige Affe", sagt Heydt, „stellt einen alten Indier mit seinem Barte nicht übel vor. Er hält sich die meiste Zeit in den Wäldern auf und verursacht wenig Schaden. Von anderen Affen unterscheidet er sich dadurch, daß er nicht so boshaft und eher heiter ist. Er scheint mehr Nachdenken zu haben als diese, kann gläsernes Geschirr lange gebrauchen, ohne es zu zerbrechen, weiß sogleich, wenn er Unrecht gethan hat, und gibt seine Traurigkeit darüber durch Geberden zu erkennen, welches er noch mehr thut, wenn er geschlagen worden ist, da man ihn oft Thränen vergießen sieht." Ein anderer Berichterstatter versichert, daß die übrigen Affen die größte Achtung vor dem Wanderu hätten und sich in seiner Nähe anständig benähmen, weil sie seine Uebermacht anerkennen müßten. Bennett erzählt von zwei Gefangenen, welche er pflegte, daß sie sehr gutartig waren und sich damit vergnügt hätten. an ihrer Kette sich zu schaukeln. „Sobald

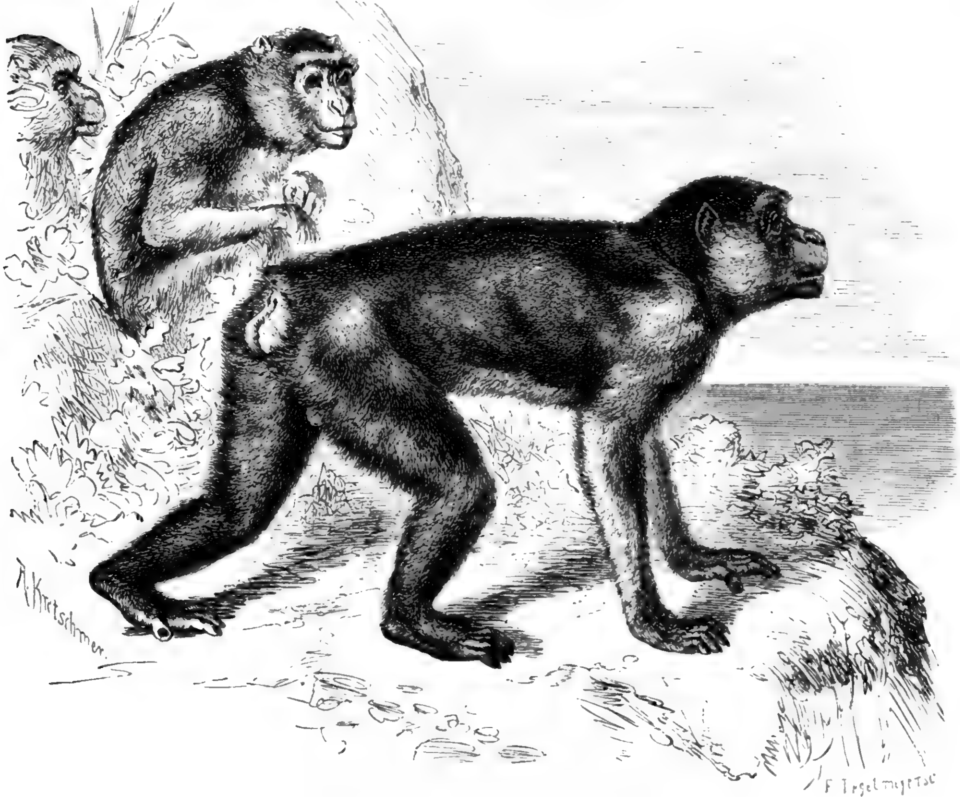


Wanderu (Macacus Silenus). 1/10 natürl. Größe.

Jemand hereintrat, stieg der eine plötzlich von seiner Stange herab und paßte den Augenblick ab, um auf den Besucher zu springen und ihn unversehens zu erfassen und zu necken; dann kletterte er wieder auf seine Stange, als ob nichts geschehen sei, und freute sich seines Erfolges."

Ich habe mehrere Wanderus gesehen, auch einen längere Zeit gepflegt, und muß sagen, daß ich mit den Indern übereinstimme. Der Bartaffe macht den Eindruck eines überlegenden Geschöpfes, eines durchaus würdigen Affen, und jede seiner Bewegungen entspricht dem vollständig. Sein Thun und Handeln ist gemessen, jede seiner Bewegungen gleichsam vorbedacht. Den größten Theil der Zeit scheint er sich nur mit sich selbst zu beschäftigen und zuweilen längere Zeit in tiefstem Nachdenken versunken zu sein. Um die Außenwelt bekümmert er sich viel weniger als andere Affen, obwohl das geweckte Auge deutlich genug bekundet, daß sie nicht spurlos an ihm vorübergeht. Auch er achtet auf jeden Menschen und auf jedes Thier, welches ihm sich nähert: aber es geschieht dies mit würdiger Ruhe; denn er betrachtet alles, was er ansieht, mit dem ihm eigenen Ernste. Von Natur entschieden gutmüthig, kann es unter Umständen doch geschehen, daß der alte Adam in ihm lebendig und die auf dem Affen unzweifelhaft ebenfalls lastende Erbsünde in ihm rege wird.

Das ruhige und sanfte Auge blitzt dann in eigenthümlichem Feuer auf; das Gesicht nimmt den Ausdruck entschiedenen Zornes an, und seine Haltung bekundet, daß er jetzt nur auf den Augenblick lauere, zuzufassen und seinen Ingrimm zu bethätigen. Doch wie bemerkt, solche Gemüthserregungen gehören zu den Seltenheiten; im allgemeinen denkt er nicht daran, irgend einem anderen Geschöpfe etwas in den Weg zu legen oder zu Leide zu thun. Zuweilen sieht man ihn im Affentheater als mitwirkenden Schauspieler in der Rolle eines würdigen Alten, zu welcher er sich seines Aussehens halber ganz vorzüglich eignet, und er verfehlt dann nicht, seines gemessenen,



Magot (Macacus Inuus). 1/8 natürl. Größe.

anscheinend tief durchdachten Spieles halber die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, um den verdienten Beifall sich zu erwerben. Demungeachtet steht er bei den Leitern jener Theater nicht eben in besonderer Gunst; Broekmann wenigstens versicherte mir, daß er, wenn auch nicht ungelehrig, so doch schwerfällig von Begriffen sei, lange Zeit brauche, um etwas zu behalten, und nicht mit der Willfährigkeit anderer abgerichteter Affen „arbeite“.

In gewisser Hinsicht der wichtigste aller Makaken ist der Magot, seiner Schwanzlosigkeit halber neuerlich als Vertreter einer besonderen Sippe angesehen, sonst auch unter dem Namen türkischer, berbischer und gemeiner Affe bekannt (Macacus Inuus, Simia Inuus, Pithecus Inuus, Inuus ecaudatus, Inuus Pithecus ꝛc.). Ihn kennzeichnet außerdem der schmächtige Leibesbau und die Schlankheit seiner hohen Glieder, ein ziemlich reicher, auf der Unterseite des Leibes spärlicherer Pelz und der dichte Backenbart. Das runzelige Gesicht, Ohren, Hände und Füße sehen fleischfarbig, die Schwielen blaßroth aus; der Pelz ist röthlich olivenfarbig, da die Haare am Grunde schwärzlich, an der Spitze aber röthlich sind. Bei sehr alten Stücken zeigen die

Haare übrigens auch schwarze Spitzen, und der gesammte Pelz erhält dann einen dunkleren Schein. Die Unterseite und die Innenseite der Gliedmaßen hat lichtere, mehr graugelbliche oder weißliche Färbung. Bei etwa 75 Centim. Leibeslänge erreicht der Magot eine Schulterhöhe von 45 bis 50 Centim.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser Affe bereits den alten Griechen unter dem Namen Pithecus bekannt und der erste war, welcher nach Europa übergeführt wurde. Aus diesem Grunde rechtfertigt es sich, wenn neuere Schriftsteller ihm insbesondere den Namen Pithecus gewahrt wissen wollen. Plinius sagt von ihm, daß er alles nachahme, das Bretspiel lerne, ein mit Wachs gemaltes Bild zu unterscheiden verstehe, es gern habe, wenn man sich mit ihm beschäftige, in den Häusern Junge hervorbringe rc. Unter den späteren Schriftstellern berichtet namentlich Leo Africanus über ihn, daß er in den mauritanischen Wäldern, besonders in den Bergen von Bugir und Konstantine lebe, nicht nur an Händen und Füßen, sondern auch im Gesichte menschenähnlich sei und von der Natur mit wunderbarem Verstande und Klugheit versehen worden wäre. Er nähre sich, so schildert unser Gewährsmann, von Kräutern und Körnern, ziehe herdenweise in die Kornfelder, stelle am Rande Wachen auf, welche bei eintretender Gefahr durch einen Schrei die anderen warnten, worauf der ganze Trupp durch die Flucht sich zu retten suche und in großen Sprüngen sich auf die Bäume begäbe. Auch die Weibchen sprängen mit und trügen dabei ihre Jungen an der Brust. Diese Affen würden abgerichtet und brächten es sehr weit: einzelne wären wahre Künstler; doch hätte man von ihrem Zorne und ihrer Bissigkeit mancherlei zu leiden. Von den alten Griechen und Römern an genoß der Magot bis in die neuere Zeit dieselbe Beachtung. Er war der beständige Begleiter der Bären- und Kamelführer, welche in unserem gebildeten Zeitalter leider nicht mehr die liebe Jugend in derselben Weise belustigen wie früher. Unter den herumziehenden Künstlern stand oder steht er im höchsten Ansehen, und zwar nicht allein seiner Klugheit halber, sondern mehr noch wegen seines Leibesbaues. Für den Besitzer eines Affentheaters ist es nämlich, wie ich neuerdings belehrt worden bin, besonders wichtig, daß der zu verwendende Affe einen möglichst kurzen biegsamen Schwanz oder besser gar keinen habe, weil gedachtes Anhängsel, wenn das Thier bekleidet werden soll, stets erhebliche Schwierigkeiten verursacht. Aus diesem Grunde wird der Mandril dem Paviane, der Bunder anderen Makaken und der Magot allen Gliedern seiner Sippe vorgezogen. Seine schöne schlanke Gestalt, so versicherte mir Broekmann, erleichtert das Bekleiden sehr; jeder Anzug paßt ihm vorzüglich; vom Schwanze bemerkt man gar nichts, wenn er auf die Bühne kommt, und da er nun außerdem noch leicht lernt und das Gelernte vorzüglich gut behält, verdient er, allen übrigen Affen seines Geschlechtes bei weitem vorangestellt zu werden. Bei guter Behandlung und verständiger Abrichtung bleibt er auch im hohen Alter sanft und gutartig, während er, wenn er einmal „verschlagen" wurde, einer der tückischsten aller Affen ist.

Reichenbach nennt den Magot einen Spieler für das gemeine Rollenfach: „sein Gesichtsausdruck", meint er, „macht den Eindruck eines pfiffigen, dabei überlegten, entschiedenen Charakters. Der breite Querdurchmesser des Gesichts deutet entschiedene Beharrlichkeit an, und ebenso die breite Kopfmitte auf Gutmüthigkeit hin. Die kleinen Augen zeigen zwar den pfiffigen, die minder hohe Stirn aber den beschränkten Denker. Seine Rollen beschränken sich deshalb auch nur auf die gewöhnlichen Späße, auf das An- und Auskleiden, Hutabnehmen, Grüßen, Reiten auf anderen Thieren, Schaukeln und Seiltanzen, Auffangen zugeworfener Nüsse, auf das Trinken und Essen aus Gefäßen und Geschirren rc." Hiermit stimmt Broekmann, welchem wir in dieser Hinsicht wohl die erste Stimme zusprechen dürfen, keineswegs überein. Seiner Versicherung nach gibt es gerade unter den Magots ganz ausgezeichnete „Künstler", welche in jeder Hinsicht Anerkennenswerthes leisten.

Die Heimat des Magot ist das nordwestliche Afrika, Marokko, Algier und Tunis. Nach Rüppell soll er noch in den westlich von Egypten liegenden Oasen häufig vorkommen und von

dort aus in Menge nach Alexandrien und Kairo ausgeführt werden — eine Angabe, welche ich nicht zu bestätigen vermag, da ich unseren Affen in Egypten stets in weit geringerer Anzahl gesehen habe als die aus Mittelafrika stammenden Arten. So viel wir wissen, lebt er in seinem Vaterlande in großen Gesellschaften unter Leitung alter, erfahrener Männchen. Er ist sehr klug, listig und verschlagen, gewandt, behend und kräftig und weiß sich im Nothfalle mit seinem vortrefflichen Gebiß ausgezeichnet zu vertheidigen. Bei jeder leidenschaftlichen Erregung verzerrt er das Gesicht in einem Grade, wie kein anderer Affe, bewegt dabei die Lippen schnell nach allen Richtungen hin und klappert auch wohl mit den Zähnen. Nur wenn er sich fürchtet, stößt er ein heftiges, kurzes Geschrei aus. Verlangen sowie Freude, Abscheu, Unwillen und Zorn gibt er durch Fratzen und Zähneklappern zu erkennen. Wenn er zornig ist, bewegt er seine in Falten gelegte Stirn heftig auf und ab, streckt die Schnauze vor und zwängt die Lippen so zusammen, daß der Mund eine kleine zirkelrunde Oeffnung bildet. In der Freiheit lebt er in Gebirgsgegenden, auf felsigen Wänden, ist aber auch auf Bäumen zu Hause. Man sagt, daß er, wie die Paviane, viele Kerbthiere und Würmer fresse, deshalb beständig die Steine umwälze und sie gelegentlich die Berge herabrolle. An steilen Gehängen soll er hierdurch nicht selten gefährlich werden. Skorpione sind, wie behauptet wird, seine Lieblingsnahrung; er weiß ihren giftigen Stachel geschickt auszurupfen und verspeist sie dann mit großer Gier. Aber auch mit kleinen Kerbthieren und Würmern begnügt er sich, und je kleiner seine Beute sein mag, um so eifriger zeigt er sich in der Jagd, um so begieriger verzehrt er den gemachten Fang. Das erhaschte Kerbthier wird sorgfältig aufgenommen, vor die Augen gehalten, mit einer beifälligen Fratze begrüßt und nun sofort gefressen.

Auffallender und eigentlich unerklärlicher Weise gehört der Magot gegenwärtig auf dem europäischen Thiermarkte zu den Seltenheiten, und nur sehr ausnahmsweise gelangt er einmal in wenigen Stücken in die Hände des Händlers. Aus diesem Grunde sieht man ihn auch höchst einzeln in den Thiergärten und zum Kummer aller herumziehenden Künstler im Affentheater. Die Gefangenen werden uns in der Regel von Magador in Marokko gebracht; doch scheint es, als ob man sich gegenwärtig weit weniger als früher damit befasse, solche Affen zu fangen, zu zähmen und zu verhandeln. Ich selbst erhielt vor einigen Jahren vier Stück von ihnen, und hatte somit Gelegenheit, sie geraume Zeit zu beobachten. Alle vier zeichneten sich durch ein ernstes Wesen aus, ohne jedoch mürrisch zu sein. Der Grundzug ihres Charakters war entschiedene Gutmüthigkeit; doch fand ich die bereits von den Alten erwähnte leichte Erregbarkeit auch bei ihnen bestätigt. Am meisten ähneln sie dem Rothsteißaffen, ihrem indischen Verwandten. Sie sind gute Fußgänger, aber mangelhafte Kletterer, obwohl sie immerhin mit größerer Leichtigkeit als Paviane Bäume besteigen und mit ziemlichem Geschick Sätze von einem Baume zum anderen ausführen können. Mit ihrem Wärter hatten sich die in Rede stehenden Stücke binnen kurzem innig befreundet, obgleich sie die ihnen innewohnende Tücke niemals ganz lassen konnten. Kleine Hunde, Katzen und andere Säugethiere warteten sie mit besonderer Vorliebe, und stundenlang konnten sie sich beschäftigen, ihnen das Fell nach schmarotzenden Gästen abzusuchen, erkannten es auch dankbar an, wenn der Wärter ihnen scheinbar dieselbe Gefälligkeit erwies, d. h. ihnen die Haare des Felles auseinanderlegte und that, als ob er reiche Jagd mache. Alle vier starben in kurzer Zeit dahin, ohne daß es uns möglich war, eine Ursache dafür aufzufinden.

Der Magot ist der einzige Affe, welcher noch heutigen Tages wild in Europa gefunden wird. Leider konnte ich während meines Aufenthaltes in Südspanien (1856) über die Affenherde, welche die Felsen von Gibraltar bewohnt, nichts Genaues und Ausführliches erfahren. Man erzählte mir, daß jene Gesellschaft noch immer ziemlich zahlreich sei, aber nicht eben häufig gesehen werde. Von der Festung aus beobachte man die Thiere oft mit Fernröhren, wenn sie, ihrer Nahrung nachgehend, die Steine umwälzen und den Berg herabrollen. In die Gärten kämen sie selten. Auch die Spanier wissen nichts darüber anzugeben, ob die Thiere von allem Anfange an Europäer waren, oder solches erst durch ihre Verpflanzung aus Afrika herüber wurden.

A. G. Smith berichtet über seine an Ort und Stelle gesammelten Erfahrungen. Er theilt zunächst mit, daß das Vorkommen der Thiere in Europa wiederholt in Zweifel gezogen, ja als einfältiges Märchen betrachtet und selbst von einem vielfach in Gibraltar verkehrenden Schiffskapitän geleugnet worden sei, und versichert, daß er beinahe selbst allen Glauben verloren gehabt habe. Aber er wurde eines Besseren belehrt, als er den Flaggenstock auf dem Gipfel des Felsens besuchte, um sich an der herrlichen Rundschau zu laben. Der Flaggenwächter theilte ihm ganz gelegentlich mit, daß „die Affen im Umzuge begriffen seien“. Nunmehr zog unser Gewährsmann die sorgsamsten Erkundigungen ein, und ihnen verdanken wir das Nachstehende.

„Auf diesem Felsen haben die Affen seit unvordenklichen Zeiten Fuß gefaßt; wann aber oder wie sie über die See gekommen sind, ist nicht leicht zu bestimmen, und die maurische Sage, daß sie zwischen Gibraltar und Marokko noch jetzt durch einen unterirdischen Gang unter der Meerenge ab- und zugehen, klingt doch etwas gar zu märchenhaft. Gewiß ist nur, daß sie da sind, obschon bedeutend an Zahl zurückgebracht, sodaß während einiger Jahre die ganze Gesellschaft sich auf eine kleine Bande von vier belief. Man sieht sie selten; sobald aber der Wind wechselt, ändern auch sie gewöhnlich ihren Aufenthalt. Weichlich und zärtlich, wie sie sind, scheuen sie jede plötzliche Abwechselung des Wetters, namentlich das Umsetzen des Windes von Ost nach West oder umgekehrt, und suchen sich dagegen zu schützen, indem sie sich hinter die Felsen ducken. Sie sind sehr lebendig und wählen zu ihrer Wohnung am liebsten die steilen Abgründe, wo sie sich im ungestörten Besitze vieler Höhlen und Löcher in dem lockeren Felsen befinden. Jedenfalls kann es ihnen nicht schwer werden, sich ihre Nahrung zu verschaffen; denn sie erscheinen sehr wohlgenährt. Ueppig wachsen zwischen den losen Steinen viele Pflanzen, deren Blätter und Früchte sie fressen; besonders aber lieben sie die süßen Wurzeln der Zwergpalme, welche dort sehr häufig ist; zur Abwechselung verzehren sie sonst auch Käfer und andere Kerbthiere. Manchmal sollen sie auch (ich kann es aber nicht verbürgen) von den Felsen herunterkommen und die Gärten der Stadt plündern, wenn reifes Obst allzu sehr lockt, als daß es nicht ihre natürliche Liebe zur Einsamkeit besiegen sollte. Man hält sie gewöhnlich für außerordentlich scheu und sagt, daß sie bei dem geringsten Geräusche flüchteten; mein Berichterstatter stellte dies jedoch in Abrede und zeigte mir zum Beweise seiner Behauptung einige Felsen, von wo aus sie ihn an demselben Morgen angestiert hatten, ohne durch die Farbe seiner englischen Uniform oder durch seinen Unteroffiziersblick sich irre machen zu lassen. Ziemlich lange Zeit blieben sie etwa einige dreißig oder vierzig Ellen von der Brustwehr stehen, an welcher er lehnte, und zogen sich schließlich in aller Muße zurück. Daß man sie so selten sieht und fast nur während ihres „Umzuges“ zur entgegengesetzten Seite des Felsens, scheint auf ein sehr scheues, ungeselliges Wesen zu deuten: denn Niemand verfolgt sie; vielmehr bewahrt man sie ängstlich vor jeder Belästigung. Seit wie lange ihnen ein solcher Schutz schon gewährt wird, konnte ich nicht erfahren; gewiß aber geschieht es bereits so lange, als Gibraltar im Besitze der Engländer ist. Seit 1855 hat der Quartiermeister sie nicht nur unter seine besondere Obhut genommen, sondern auch sorgfältig für ihr jedesmaliges Erscheinen und ihre Anzahl Buch geführt. Ich entnehme dieser Buchung, daß sie durchschnittlich alle zehn Tage einmal gesehen wurden, manchmal etwas häufiger; daß sie im Sommer ebenso wohl wie im Winter „umziehen“, stets mit der Absicht, dem Winde zu entgehen; endlich, daß sie im Jahre 1856 sich auf zehn beliefen, nach und nach aber bis auf vier heruntergekommen sind. Ihr gänzliches Aussterben steht leider zu erwarten; denn diese vier sollen sämmtlich eines Geschlechtes sein. Sollte unter den vielen englischen Offizieren zu Gibraltar keiner aufopfernd genug sein, einige Affen von der entgegengesetzten Küste der Berberei einzuführen, da dorthin mindestens wöchentlich Verbindung statthat? Wäre Niemand zu finden, welcher auch nur ein halbes Dutzend kaufte und sie unter ihren Artgenossen auf dem Felsen losließe? Dann könnten wir hoffen, daß dieser Affenstamm noch einmal aufblühte und so diese anziehende Ordnung der Säugethiere auch fernerhin in Europa vertreten bliebe.“

Ein Jahr später berichtet **Posselt** über dieselben Affen: „Auf der Ueberfahrt von Cadix nach Gibraltar hatte ich mich nach den Affen erkundigt, und ein in Gibraltar ansässiger Engländer mir versichert, daß es keine mehr gäbe. In der Stadt sagte man mir, daß allerdings noch Affen da wären, gab mir auch die Anzahl von drei bis fünfzehn an, da sie sich in den steilsten und unzugänglichsten Theilen aufhielten und sehr scheu wären. Ohne Führer bestieg ich langsam den bequemsten Weg und bog auf etwa zwei Drittel der Höhe vom Hauptwege, welcher nach der Signalstation führt, links ab nach dem höchsten nördlichen Gipfel des Felsens. Das herrliche Landschaftsbild, welches sich unter mir ausbreitete, fesselte mich so, daß ich die Affen ganz vergessen hatte, als plötzlich bei der letzten Biegung des Weges meine Aufmerksamkeit durch einen eigenthümlichen, scharfen Laut, welchen ich zuerst für das entfernte Kläffen eines Hundes hielt, erregt wurde. Etwa zweihundert Schritte vor mir lag die erste Batterie mit ihren nach Spanien hin drohenden eisernen Kanonen. Auf der gemauerten Brustwehr dieser Batterie lief, langsam sich von mir entfernend, ein Thier von der Größe eines schottischen Dächsels, und von ihm kam der Laut her. Ich blieb stehen und sah nun, daß es einer der Affen war, welcher hier wahrscheinlich Wache gehalten hatte. Denn am Ende der Mauer gegen das Mittelmeer zu lagen zwei andere behaglich im Sonnenscheine ausgestreckt. Schritt für Schritt näherte ich mich langsam der anziehenden Gruppe, welche sich jetzt eng zusammendrückte und mich aufmerksam beobachtete. Auf etwa hundert Schritte nahe gekommen, stand ich still und beobachtete die nach und nach wieder unbefangen werdenden Thiere. Auf tausenderlei Arten bezeigten sie ihr Wohlgefallen am warmen Sonnenscheine, bald sich umarmend, bald sich behaglich auf der Mauer umherwälzend. Manchmal sprang einer spielend auf die Kanonen und kam, durch die Schießöffnungen schlüpfend, von der anderen Seite her wieder zu seinen wartenden Kameraden zurück; kurz, sie schienen sich da ganz häuslich eingerichtet zu haben und entschlossen zu sein, den schönen Sonnenschein aufs beste zu genießen.

„In früheren Jahren zahlreich, sind sie jetzt auf die geringe Zahl von drei zusammengeschmolzen und vermehren sich nicht mehr, ohne Zweifel, weil sie von einem Geschlechte, entweder alle Männchen oder Weibchen sind, so daß die kleine Familie bald ganz aussterben wird. Die Gartenbesitzer pflegten früher Fallen zu stellen, um ihre Erzeugnisse gegen die Einfälle dieser gefräßigen, große Verheerungen anrichtenden Gäste zu sichern. So war der Schutz des mächtigen England nicht ausreichend, diese Urbewohner seiner stärksten Festung vor dem Untergange zu bewahren, und in wenig Jahren wird Europa's Fauna um eine interessante Thiergattung ärmer sein".

Zur Beruhigung aller Thierfreunde kann ich mittheilen, daß die Befürchtung **Posselts** sich nicht bewahrheitet, seither im Gegentheile ihre Begründung verloren hat. Durch Vermittelung meines Bruders wandte ich mich an den Befehlshaber der Festung selbst, mit der Bitte um Auskunft, und empfing folgenden Bericht:

„Die Anzahl der Affen, welche gegenwärtig unseren Felsen bewohnen, beträgt elf Stück. Da man gefunden hat, daß sie auf den Felsen ohne Mühe genügende Nahrung finden, werden sie nicht gefüttert, sondern gänzlich sich selbst überlassen. Der Signalwächter wie die Sicherheitsbeamten wachen über ihre Sicherheit und verhindern, daß sie gejagt oder sonstwie beunruhigt werden. Ersterer führt Buch über sie und ist, da sie sich stets zusammenhalten, immer genau über sie wie über Zu- oder Abgang unter ihnen unterrichtet.

„Wann und wie sie auf den Felsen gelangt sind, weiß Niemand zu sagen, obschon man hierüber die verschiedensten Ansichten aussprechen hört. Vor etwa sechs oder sieben Jahren waren sie bis auf drei Stück zusammengeschmolzen; Sir **William Codrington** aber, fürchtend, daß sie gänzlich aussterben würden, führte ihrer drei oder vier von Tanger ein, und seitdem haben sie sich wieder bis auf die angegebene Höhe vermehrt".

Europa wird also seine Affen noch nicht verlieren.

Die Gruppe der Paviane (Cynocephalus) ist zwar eine der merkwürdigsten, nicht aber auch eine der anziehendsten und angenehmsten. Wir finden in ihr vielmehr die häßlichsten, rüdesten, flegelhaftesten und deshalb widerwärtigsten Mitglieder der ganzen Ordnung; wir sehen in ihnen den Affen gleichsam auf der tiefsten Stufe, welche er einnehmen kann. Jede edlere Form ist hier verwischt und jede edlere Geistesfähigkeit in der Unbändigkeit der scheußlichsten Leidenschaften untergegangen.

Wir nennen die Paviane mit Aristoteles „Hundsköpfe", weil ihr Kopfbau dem eines groben, rohen Hundes etwas mehr ähnelt als dem des Menschen, an welchen die übrigen Affen entfernt erinnern. In Wahrheit ist die Aehnlichkeit zwischen beiden Thierköpfen nur eine oberflächliche und zugleich unbefriedigende; denn der Hundekopf des Pavian ist ebenso gut eine Verzerrung seines Vorbildes wie der Kopf des Gorilla eine solche des Menschenhauptes ist. Allein den anderen Affen gegenüber ist eben das Schnauzenartige des Paviangesichts ein hervorstechendes Merkmal: und deshalb können wir auch dem alten Aristoteles seine Ehre lassen.

Die Hundsköpfe sind neben den Menschenaffen die größten Glieder ihrer Ordnung. Ihr Körperbau ist gedrungen, ihre Muskelkraft ungeheuer. Der schwere Kopf verlängert sich in eine starke und lange, vorn abgestutzte, oft wulstige oder gefurchte Schnauze mit vorstehender Nase; das Gebiß erscheint raubthierähnlich wegen seiner fürchterlichen Reißzähne, welche auf ihrer hinteren Seite scharfe Kanten haben; die Lippen sind sehr beweglich, die Ohren klein, die Augen hoch überwölbt und in ihrem Ausdrucke das treueste Spiegelbild des ganzen Affen selbst — listig und tückisch ohne Gleichen. Alle Gliedmaßen sind kurz und stark, die Hände fünfzehig; der Schwanz ist bald kurz, bald lang, bald glatthaarig, bald gequastet; die Gesäßschwielen erreichen wahrhaft abschreckende Größe und haben gewöhnlich äußerst lebhafte Färbung. Die lange und lockere Behaarung verlängert sich bei einigen Arten am Kopfe, Hals und an den Schultern zu einer reichen Mähne, und hat gewöhnlich unbestimmte Erd- oder Felsenfarben, wie Grau, Graugrünlichgelb, Bräunlichgrün 2c.

Der Verbreitungskreis der Hundsköpfe erstreckt sich über Afrika und die hart an diesen Erdtheil grenzenden Länder Asiens, namentlich das glückliche Arabien, Jemen, Hadramaut und Indien. Afrika muß unbedingt als derjenige Erdtheil angesehen werden, welcher ihnen die wahre Heimat bietet. Verschiedene Gegenden besitzen ihre eigenthümlichen Arten, welche übrigens weit verbreitet und deshalb mehreren Ländern gemein sind. So leben im Osten und namentlich um Abessinien herum drei, in der Kapgegend zwei und in Westafrika ebenfalls zwei Arten.

Die Paviane sind echte Felsenaffen und bewohnen Hochgebirge oder wenigstens höhere Gebirgsgegenden. In Wäldern trifft man sie nicht: sie meiden die Bäume und ersteigen sie nur selten, etwa im Falle der Noth. Im Gebirge gehen sie bis zu drei- und viertausend Meter über die Meereshöhe, ja selbst bis zur Schneegrenze hinauf; doch scheinen sie niedere Gegenden zwischen ein- bis zweitausend Meter den Hochgebirgen vorzuziehen. Schon die ältesten Reisenden erwähnen, daß die Gebirge ihre wahre Heimat sind. So erzählt Barthema von Bologna, welcher im Jahre 1503 Arabien durchreiste, daß er auf dem Wege von der Stadt Zibit, eine halbe Tagereise vom Rothen Meere, auf einem fürchterlichen Gebirge mehr als zehntausend Affen gesehen habe, welche dem Löwen nicht nur an Aussehen, sondern auch an Stärke gleichkämen, und daß man auf jener Straße allein nicht reisen könne, sondern eine Gesellschaft von mindestens hundert Menschen bilden müsse, um sie abzuwehren. Auch die meisten anderen Reisenden, welche uns über jene Gegenden berichten, stimmen darin überein, daß die Paviane Gebirgsthiere sind, und es ist deshalb um so mehr zu verwundern, daß gewisse Forscher ihnen ohne weiteres von ihrem Zimmer aus die Urwaldungen zum Wohnorte anweisen.

Diesem Aufenthaltsorte der Paviane entspricht ihre Nahrung. Sie besteht hauptsächlich aus Zwiebeln, Knollengewächsen, Gräsern, Kraut, Pflanzenfrüchten, welche auf der Erde oder wenigstens nur in geringer Höhe über derselben wachsen oder von den Bäumen abgefallen sind,

Kerbthieren, Spinnen, Schnecken, Vogeleiern ꝛc. Eine Pflanze Afrika's, welche diese Affen besonders lieben, hat gerade deshalb ihren Namen „Babuina“ nach einer Art unserer Sippe erhalten. In den Anpflanzungen, zumal in den Weinbergen, richten sie den allergrößten Schaden an; ja man behauptet, daß sie ihre Raubzüge förmlich geordnet und überlegt unternähmen. Sie sollen oft noch eine gute Menge Früchte wegnehmen und auf die höchsten Gipfel der Berge schleppen, um dort für ungünstigere Zeiten Vorräthe anzusammeln. Daß sie Schildwachen ausstellen, ist sicher; als übertrieben aber müssen Erzählungen gehalten werden, wie die von Geßner herstammenden, in denen uns gesagt wird, daß die Affen in gerader Linie hinter einander anrücken und sich in einer Reihe aufstellen, damit einer dem anderen das abgerissene Obst zuwerfen könne. Käme dann Jemand, welcher die Gaudiebe an ihrer Arbeit verhindern wolle, so rissen sie alle Kürbisse, Gurken, Melonen, Granatäpfel und dergleichen ab und brächten sie so schleunig wie möglich in Sicherheit, indem sie die Früchte eine gute Strecke vom Garten entfernt auf einen Haufen würfen und diesen dann in derselben Weise weiter und weiter beförderten, bis sie ihre Schätze endlich auf einen Berggipfel gebracht hätten. Die Schildwache (welche bei den Raubzügen wirklich ausgestellt wird) solle die plündernden Schelme jedesmal durch einen Schrei von der Ankunft des Menschen in Kenntnis setzen; und ihre Wachsamkeit sei schon aus dem Grunde sehr groß, weil sie von den anderen zu Tode geprügelt werde, wenn sie ihre Pflicht versäumt habe! So viel ist jedenfalls richtig, daß alle Hundsköpfe als eine wahre Landplage betrachtet werden müssen, weil sie den Landleuten ihrer Heimat außerordentlichen Schaden zufügen.

Mehr als alle übrigen Affen zeigen die Paviane durch ihre Haltung, daß sie echte Erdthiere sind. Ihre ganze Gestaltung bindet sie an den Boden und erlaubt ihnen bloß ein leichtes Ersteigen von Felswänden, nicht aber auch ein schnelles Erklettern von Bäumen. Man sieht sie stets auf allen Vieren gehen und nur dann auf zwei Beine sich stellen, wenn sie Umschau halten wollen. Sie ähneln in ihrem Gange plumpen Hunden mehr als Affen, und nehmen selten die bezeichnende Stellung der letzteren an. Auch wenn sie sich aufrichten, stützen sie ihren Leib gern auf eine ihrer Hände. So lange sie sich ruhig verhalten und Zeit haben, sind ihre Schritte langsam und schwerfällig; sobald sie sich verfolgt sehen, fallen sie in einen merkwürdigen Galopp, welcher die allersonderbarsten Bewegungen mit sich bringt. Ihr Gang zeichnet sich durch eine gewisse leichtfertige Unverschämtheit aus; man muß ihn aber gesehen haben, wenn man ihn sich vorstellen will. Das ist ein Wackeln der ganzen Gestalt, namentlich des Hintertheils, wie man es kaum bei einem anderen Thiere sieht; und dabei tragen die Thiere den Schwanz so herausfordernd gebogen und schauen so unverschämt aus ihren kleinen, glänzenden Augen heraus, daß schon ihre Erscheinung ihrer Anmaßung Ausdruck gibt.

Ihre geistigen Eigenschaften widersprechen ihrer äußeren Erscheinung nicht im geringsten. Ich will, um sie zu beschreiben, mit Scheitlins Worten beginnen:

„Die Paviane sind alle mehr oder minder schlechte Kerle, immer wild, zornig, unverschämt, geil, tückisch; ihre Schnauze ist ins gröbste Hundeartige ausgearbeitet, ihr Gesicht entstellt, ihr After das Unverschämteste. Schlau ist der Blick, boshaft die Seele. Dafür sind sie gelehriger als die kleineren Affen und zeigen noch mehr Verstand, jedoch immer mit List. Erst an diesen kommt die zweite Affeneigenschaft, d. h. die Nachahmungssucht, vor, wodurch sie ganz menschlich werden zu können scheinen, es aber nicht werden. Ihre Geilheit geht über alle Begriffe; sie geberden sich auch Männern und Jünglingen gegenüber schändlich. Kinder und Frauen darf man nicht in ihre Nähe bringen. Aber Fallstricke und Gefahren merken sie leicht, und gegen die Feinde vertheidigen sie sich mit Muth und Eigensinn. Wie schlimm jedoch ihre Natur ist, so kann man sie doch in der Jugend ändern, zähmen, gehorsam machen; nur bricht ihre schlimme Natur im Alter, wenn ihr Sinn und Gefühl stumpf werden, in den alten Adam zurück. Der Gehorsam hört wieder auf, sie grinsen, kratzen und beißen wieder. Die Erziehung griff nicht tief genug ein. Man sagt, daß sie im Freien geistreicher und geistig entwickelter seien, in der Gefangenschaft hingegen

milder und gelehrter werden. Ihr Familienname ist auch Hundskopf. Hätten sie zum Hundskopfe nur auch die Hundeseele!"

Ich kann Scheitlin nicht widersprechen: das Bild, welches er zeichnet, ist richtig. Der Geist der Paviane ist gleichsam der Affengeist in seiner Vollendung, aber mehr im schlechten als im guten Sinne. Einige vortreffliche Eigenschaften können wir ihnen nicht absprechen. Sie haben eine außerordentliche Liebe zu einander und gegen ihre Kinder; sie lieben auch den Menschen, welcher sie pflegt und auferzogen hat, werden ihm selbst nützlich auf mancherlei Weise. Aber all diese guten Seiten können nicht in Betracht kommen ihren Unsitten und Leidenschaften gegenüber. List und Tücke sind Gemeingut aller Hundsköpfe, und namentlich zeichnet eine furchtbare Wuth sie aus. Ihr Zorn gleicht einem ausbrechenden Strohfeuer, so rasch lodert er auf; aber er hält aus und ist nicht so leicht wieder zu verbannen. Ein einziges Wort, spottendes Gelächter, ja ein schiefer Blick kann einen Pavian rasend machen, und in der Wuth vergißt er alles, selbst Den, welchen er früher liebkoste. Deshalb bleiben diese Thiere unter allen Umständen gefährlich, und ihr roher Sinn bricht durch, auch wenn sie ihn lange Zeit gar nicht zeigten. Ihren Feinden gegenüber machen sie sich wahrhaft furchtbar.

Die Paviane leben sehr unbehelligt in ihrer Heimat; denn die Raubthiere und der Mensch fürchten sie und gehen ihnen aus dem Wege, wo nur immer möglich. Sie fliehen zwar vor dem Menschen, lassen sich aber doch, wenn es Noth thut, mit ihm wie mit Raubthieren in Kampf ein, und dieser wird, weil sie regelmäßig gemeinschaftlich angreifen, oft äußerst gefährlich. Der Leopard scheint der Hauptfeind zu sein; doch stellt er mehr den Jungen nach als den Alten, weil er alle Ursache hat, sich zu bedenken, ob seine Fangzähne und Klauen dem Gebiß und den Händen der Paviane gewachsen sind. Eine Herde greift er nicht an. Dies thut selbst der Löwe nicht, wie mir und anderen Reisenden von den Eingeborenen versichert worden ist. Hunde überwältigt der Pavian ohne Mühe, und gleichwohl kennen jene edlen Thiere keine größere Lust als die Jagd solcher Affen. Man sollte meinen, daß ein Hund, welcher einmal mit den gefährlichen Gegnern zu thun gehabt hat, sich in Zukunft weigere, wieder mit ihnen zusammen zu kommen: allein dem ist nicht so. Die Jagdhunde der Kapbewohner lassen vielmehr jede andere Fährte, sowie sie von der eines Affen Witterung bekommen. Der Kampf zwischen beiden Thieren soll, wie Augenzeugen versichern, ein furchtbarer sein; die Pflanzer am Kap fürchten für ihre Hunde weit mehr, wenn diese einen Pavian verfolgen, als wenn sie sich zum Kampfe mit dem Leopard rüsten. Wenn eine Meute scharfer Hunde eine Pavianherde erblickt, stürzt sie sich wüthend auf dieselbe los. Die Affen ergreifen die Flucht, und die Hunde jagen hinterdrein. Mehr und mehr zerstreuen sich Feinde und Verfolger. Alle schwächeren Hundsköpfe eilen so schnell als möglich den Felsen zu, um sich dort in Sicherheit zu begeben. Die stärkeren Männchen der Affen gehen langsamer und nehmen die Verfolger auf sich. Nur dann und wann werfen sie blitzschnell einmal den Kopf herum, und ein tückisch-boshafter Blick aus den kleinen Augen fällt auf den Verfolger. Endlich erreicht dieser seinen Feind und versucht, ihn zu fassen. Allein plötzlich und mit wüthendem Schrei dreht jener sich um, hängt dem ungeübten Hunde im nächsten Augenblicke mit Händen und Füßen fest an Brust und Gurgel, setzt sein furchtbares Gebiß in die Kehle des Hundes, reißt ihn mit den scharfschneidigen Eckzähnen drei, vier, sechs lange und tiefe Risse in Kehle und Brust, balgt und windet sich mit ihm, wälzt sich auf dem Boden umher, versetzt dem Feinde neue Wunden und läßt ihn dann liegen, blutbedeckt und verendend, während er selbst mit Hohngeschrei dem Gebirge zueilt. Gute Hunde sind geschult und wissen dem zu entgehen. Sie trennen sich nie, sondern halten in der Meute zusammen, und diese überfällt einen einzelnen Affen. Drei, vier Hunde stürzen sich auf einen Feind, und dann helfen diesem gewöhnlich seine furchtbaren Waffen nichts: er muß unterliegen, wenn ihm der Weg zur Flucht nicht offen steht. Außer dem Hunde und dem Leopard haben die Paviane keine ihnen schädlichen Feinde. Den Raubvögeln fällt es gar nicht ein, auf sie zu fahnden; der stärkste Adler wagt sich nicht einmal an das schwäch-

lichste Junge eines Hundskopfes. Auch die Menschen können eben nicht mehr thun, als diese Affen dann und wann aus ihren Pflanzungen zu vertreiben. Eine wirkliche Jagd würde, wenn sie nicht gefährlich sein sollte, bedeutende Mannschaften erfordern und auch dann schwerlich zu einem Ausrottungskriege werden können. Nur Kriechthiere und Lurche sind es, welche die Paviane in wirkliche Furcht und Schrecken versetzen. Die kleinste Schlange bringt unter einer Herde ein namenloses Entsetzen hervor. Es ist wohl sicher, daß die Affen hinsichtlich des furchtbaren Giftzahnes der Schlangen böse Erfahrungen gemacht haben. Sie leben in beständiger Angst vor den gefährlichen Würmern. Kein Pavian hebt einen Stein auf oder durchsucht einen Busch, ohne sich vorher zu vergewissern, daß unter und in ihm keine Schlange verborgen ist. Skorpione fürchten die klugen Thiere nicht, wissen dieselben vielmehr mit großer Gewandtheit zu fangen und sie ihrer Giftstachel zu berauben, ohne sich zu verletzen. Dann verspeisen sie den Skorpion mit demselben Vergnügen wie andere Spinnen oder ein Kerbthier.

Nach diesem möchte man sich wundern, daß es überhaupt möglich wird, Paviane in seine Gewalt zu bekommen. Und doch ist dies ganz leicht: die Sinnlichkeit der Thiere wird ihr Verderben. In ganz Afrika gilt es als bekannte Sache, daß die Paviane leidenschaftlich gern geistige Getränke zu sich nehmen und in ihnen sich leicht berauschen. Man setzt ihnen also einfach Töpfe mit derartigen Flüssigkeiten vor, und wenn hernach die Affen vollkommen trunken geworden sind, bemächtigt man sich ihrer. Starke Fesseln und Prügel bändigen regelmäßig ihre anfänglich geradezu beispiellose Wuth, und die ihnen eigene Klugheit läßt ihnen schon nach kurzer Gefangenschaft die Oberherrschaft des Menschen erkennbar werden. Häufiger noch bemächtigt man sich der Jungen, und zwar gewöhnlich mit Hülfe der Hunde, welche eine Herde zersprengen und jüngere Stücke stellen. Diese geben sich in der Regel widerstandslos ihren Verfolgern preis, und ihre Zähmung verursacht nicht die geringste Mühe, weil sie, von ihrer Mutter getrennt, ganz glücklich sind, einen Pfleger gefunden zu haben.

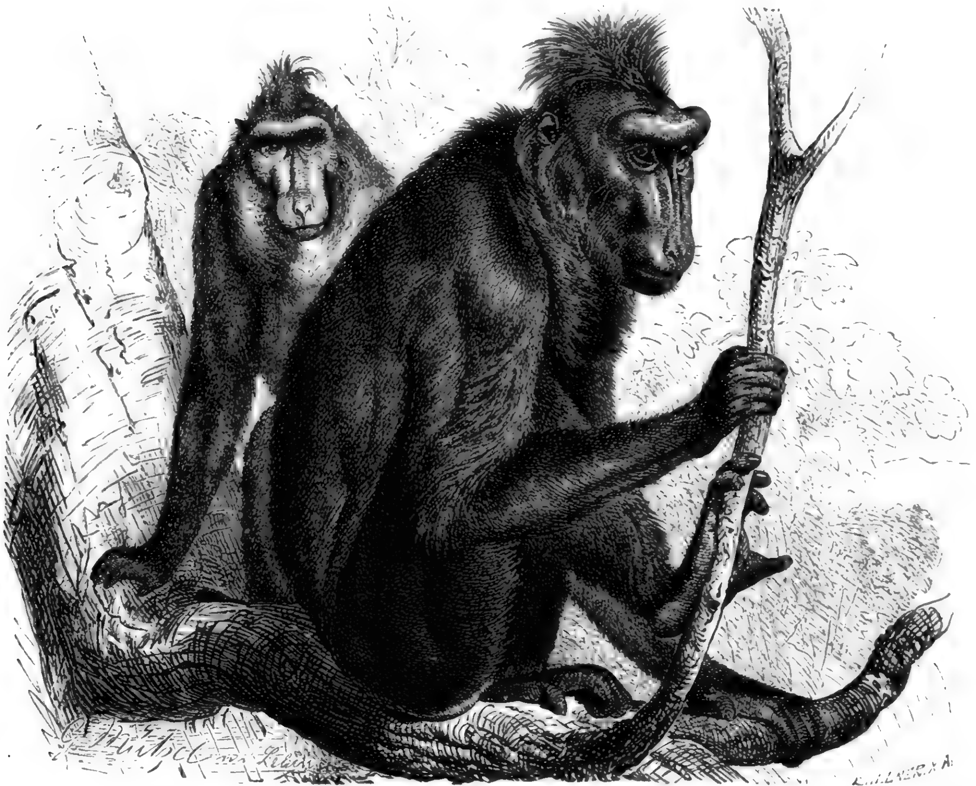
In ihrer sinnlichen Liebe sind die Paviane wahrhaft scheußlich. Die vorhin erwähnte Geilheit und Frechheit zeigt sich bei keinem anderen Thiere in so abschreckender Weise wie bei ihnen. Ich möchte sagen, daß die Größe ihrer Leidenschaftlichkeit erst hierbei sich offenbare. Die Männchen sind nicht bloß lüstern auf die Weibchen ihrer Art, sondern auf alle größeren Säugethiere weiblichen Geschlechts überhaupt. Es wird wiederholt und von allen Seiten versichert, daß sie zuweilen Mädchen rauben oder wenigstens überfallen und mishandeln. Daß sie Männer und Frauen sofort unterscheiden, habe ich hundertfach beobachtet, und ebenso, daß sie den Frauen durch ihre Zudringlichkeit und Unverschämtheit im höchsten Grade lästig werden können. Die Männchen sind beständig brünstig, die Weibchen nur zu gewissen Zeiten, alle dreißig bis fünfunddreißig Tage etwa. Die Brunst zeigt sich auch äußerlich in häßlicher Weise: die Geschlechtstheile schwellen bedeutend an und erhalten eine glühendrothe Farbe; man meint, daß das Gesäß in bedenklicher Weise erkrankt sei. Nach meinen Beobachtungen währt die Brunstzeit der Paviane so weit äußerlich ersichtlich, vierzehn bis zwanzig Tage. Sie beginnt mit einem merklichen Anschwellen der Geschlechtstheile, welches sich im Verlaufe der Zeit fast über das ganze Gesäß erstreckt und die Schwielen blasig auftreibt. Diese röthen sich gleichzeitig, als ob sie entzündet wären, und das ganze Gesäß erhält dadurch ein wahrhaft abschreckendes Aussehen. Nach etwa acht Tagen verkleinern sich die Blasen, schrumpfen mehr und mehr zusammen und verschwinden gegen Ende der angegebenen Zeit vollständig. Im Anfange der Brunst sind die Weibchen ebenso erpicht auf die Männchen wie diese während der ganzen Jahreszeit auf jene. Obgleich sich die Hundsköpfe in der Gefangenschaft fortpflanzen, weiß man doch noch nicht bestimmt, wie lange ihre Tragzeit dauert.

Der Nutzen der Paviane ist gering. Ihrer Gelehrsamkeit wegen werden sie zu allerlei Kunststücken abgerichtet. Am Kap sollen sie noch zum Aufsuchen des Wassers in der Wüste dienen. Alle Hundsköpfe sind, wie glaubwürdige Reisende mittheilen, nach den Erfahrungen der Kapbewohner die besten Wassersucher, welche es gibt. Man hält sie deshalb häufig gezähmt und nimmt sie mit in

jene wasserarmen Striche, in denen selbst die Buschmänner das wichtigste Element nur tropfenweise zu gewinnen wissen. Wenn der Wasservorrath zu Ende geht, bekommt der Pavian etwas Salziges zu fressen. Nach einigen Stunden nimmt man ihn dann an eine Leine und läßt ihn laufen. Das vom Durste gequälte Thier wendet sich bald rechts, bald links, bald vor-, bald rückwärts, schnüffelt in der Luft, reißt Pflanzen aus, um sie zu prüfen, und zeigt endlich durch Graben das verborgene oder durch ein entschiedenes Vorwärtseilen das zu Tage getretene Wasser an.

In den Sagen und Erzählungen der Araber spielen die Paviane eine hervorragende Rolle. Sie sind es, welche die Geschichtschreiber am besten kennen, weil sie in Jemen vorkommen, sie auch, welche am häufigsten lebend nach Egypten und Syrien gebracht werden; und auf sie insbesondere bezieht sich die Behauptung des Propheten und seiner Freunde, daß Allah sie in seinem Zorne aus Menschen zu Affen verwandelt habe. Schêch Kemal Edîn Demiri, welcher um das Jahr 1405 unserer Zeitrechnung starb, und ein großes Werk unter dem Namen Heiât el Heiwân (zu deutsch „Leben der Thiere") geschrieben hat, „nicht weil dasselbe von irgend einem hohen Gönner bestellt worden wäre, sondern nur wegen der großen Unwissenheit der Menschen über alles, was die Thiere angeht", erzählt als gläubiger Sohn seines Volkes die Geschichte, ohne daß er wagt, daran zu mäkeln. Die Stadt hieß Aila und lag am Rothen Meere, und ihre Bewohner waren selbstverständlich Juden, in den Augen der Mohammedaner ebenso wenig angesehene Leute als in denen der gebildeten, über Vorurtheile hoch erhabenen Europäer, insbesondere der Deutschen. Ursache der Verwandlung war eine große Ungebührlichkeit, welche sich die betreffenden Juden zu Schulden kommen ließen, indem sie nämlich an einem Sonnabende mit dem Fischfange sich beschäftigten, also den Sabbath entheiligten. Einige weise und fromme Bewohner Aila's suchten den Frevel zu stören, und verließen endlich, als man ihrer Warnungen nicht achtete, verhüllten Antlitzes die gottlose Stadt. Nach drei Tagen kehrten sie wieder, fanden die Thore verschlossen, kletterten über die Mauer und sahen sich umringt von Pavianen, von denen einzelne traurigen Blickes zu ihnen herankamen, sich an sie schmiegten und bittend zu ihnen empor sahen. Da kam Einem der Gedanke, daß die Affen wohl ihre Verwandten sein möchten, und auf die hingeworfene Frage: „Sage mir Pavian, bist du vielleicht mein Brudersssohn Ibrahim oder Achmed oder Musa?" antworteten die Thiere mit traurigem Kopfnicken. So ward denn Allen offenbar, daß hier ein entsetzliches Strafgericht vollzogen worden war. Schêch Demiri, welcher im übrigen so vernünftig ist, wie ein Buchstabengläubiger es sein kann, meint, daß man diese Erzählung hinnehmen müsse, obwohl es sich doch vielleicht beweisen ließe, daß es früher als Juden Paviane gegeben habe. Nach dieser Einleitung kommt er auf die Thiere selbst zu sprechen und kennzeichnet sie in einer Weise, welche wenig zu wünschen übrig läßt. „Diese Thiere", sagt er, „sind den Menschen in ihrem Wesen und Gebaren sehr ähnlich; denn sie lachen, freuen sich, setzen sich auf das Gefäß, kratzen sich mit den Nägeln, reichen etwas mit ihrer Hand hin, haben bis zu den Spitzen gegliederte Finger und Nägel wie die Menschen, sind fähig, nachzuahmen und zu lernen und schließen sich den Menschen in freundlicher Weise an. Ihr gewöhnlicher Gang ist auf allen Vieren; doch können sie auch, wenigstens eine Zeitlang, auf den Hinterfüßen laufen. Ihr unteres Augenlid hat Wimpern; diese aber findet man sonst nur bei den Menschen. Wenn sie in das Wasser fallen, ertrinken sie wie ein Mensch, welcher das Schwimmen nicht versteht. Sie leben in geschlossener Ehe und sind eifersüchtig auf ihre Weibchen, und diese beiden Dinge gelten doch als entschiedener Vorzug des Menschen. Auch tragen die Weibchen ihre Kinder an der Brust wie Menschenmütter. Unzweifelhaft ist es, daß diese Thiere einen freien Willen haben; denn sonst wäre es nicht möglich, daß man ihnen Dinge lehren konnte, welche ihnen von Natur nicht eigen sind." Letztere Bemerkung unseres Arabers dürfte gewissen Buchstabengläubigen der Neuzeit, welche im Auftrage und Sinne der Pfaffen naturgeschichtliche Aufgaben bearbeiten, zu besonderer Beachtung empfohlen sein; sie beweist, daß die Gläubigen unter den Arabern denn doch noch nicht in demselben Grade rückständig sind, wie die Buchstabengläubigen unter den Europäern.

Der erste Gegenstand unserer Betrachtung mag ein Affe sein, welcher von vielen Naturforschern unter die Paviane, von anderen dagegen unter die Makaken gezählt wird. Ich meine den übermüthigen Schwarzen, dessen ich, als Peinigers des Budeng, bereits auf Seite 108 gedacht habe. Wie wir dort sahen, ähnelt er in seinem Wesen den eigentlichen Pavianen vollständig, hinsichtlich seiner Gestalt aber unterscheidet er sich nicht unbeträchtlich von den wahren Hundsköpfen, und eben daher rührt die verschiedene Meinung der Forscher. Ich vertrete, seitdem ich ihn lebend gesehen habe, die Ansicht Cuviers, welcher unseren Schwarzen zuerst unter die Hundsköpfe aufnahm. Verkennen läßt sich allerdings nicht, daß er in seinem Auftreten auch in vieler Hinsicht an

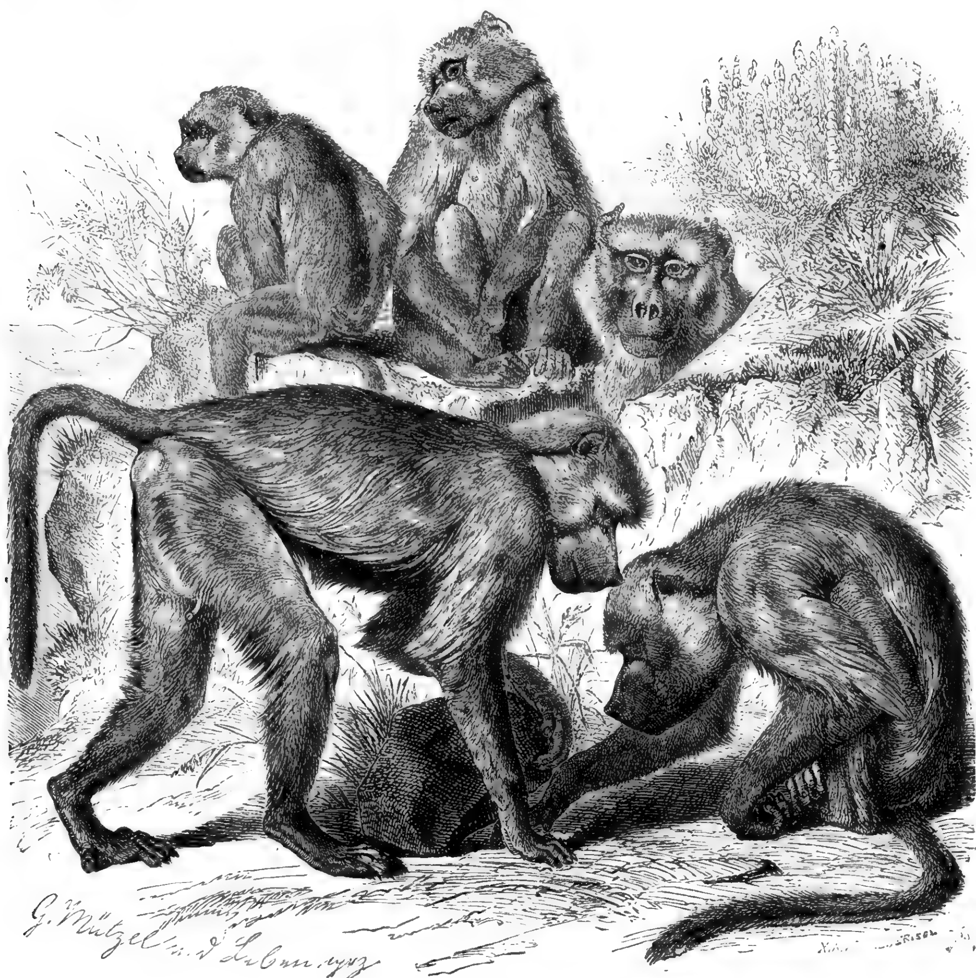


Mohren- oder Schopfpavian (Cynocephalus niger). 1/6 natürl. Größe.

die Makaken erinnert; doch scheint mir das Wesen des Hundskopfes in ihm zu überwiegen. Man mag ihn als eines jener Uebergangsglieder betrachten, welche die Merkmale zweier Sippen an sich tragen und diese zu vermitteln scheinen. Wer ihn zu den Makaken zählen will, darf kaum des Irrthums geziehen werden; wer ihn zu den Hundsköpfen rechnet, hat ebenfalls Recht.

Der Mohren- oder Schopfpavian (Cynocephalus niger, Macacus niger, Inuus niger, Simia nigra) unterscheidet sich von anderen Hundsköpfen durch seinen Stummelschwanz und die Bildung der Schnauze, welche breit, flach, kurz und besonders noch dadurch ausgezeichnet ist, daß die Nase, nicht wie bei den Pavianen die Oberlippe überragt, sondern ziemlich weit hinten auf der Oberschnauze endigt. Unser Affe gilt deshalb in den Augen einiger Naturforscher als Vertreter einer besonderen Sippe, der Hundsaffen im engeren Sinne, Cynopithecus, und heißt demgemäß auch Cynopithecus niger oder Cynopithecus malaianus. Gesicht und Gesäß sind

nackt, alle übrigen Theile von einem langen und wolligen Pelze bedeckt, welcher sich auf den Gliedmaßen verkürzt, auf dem Kopfe aber zu einem ziemlich langen Schopfe verlängert. Die Färbung des Pelzes ist ein gleichmäßiges Dunkelschwarz, welches auch auf die sammetartige nackte Gesichtshaut übergeht. Das Gesäß sieht roth aus. In der Größe steht der Schopfpavian hinter allen Verwandten zurück. Seine Leibeslänge beträgt 65 Centim., die Länge des Schwanzstummels kaum 3 Centim.

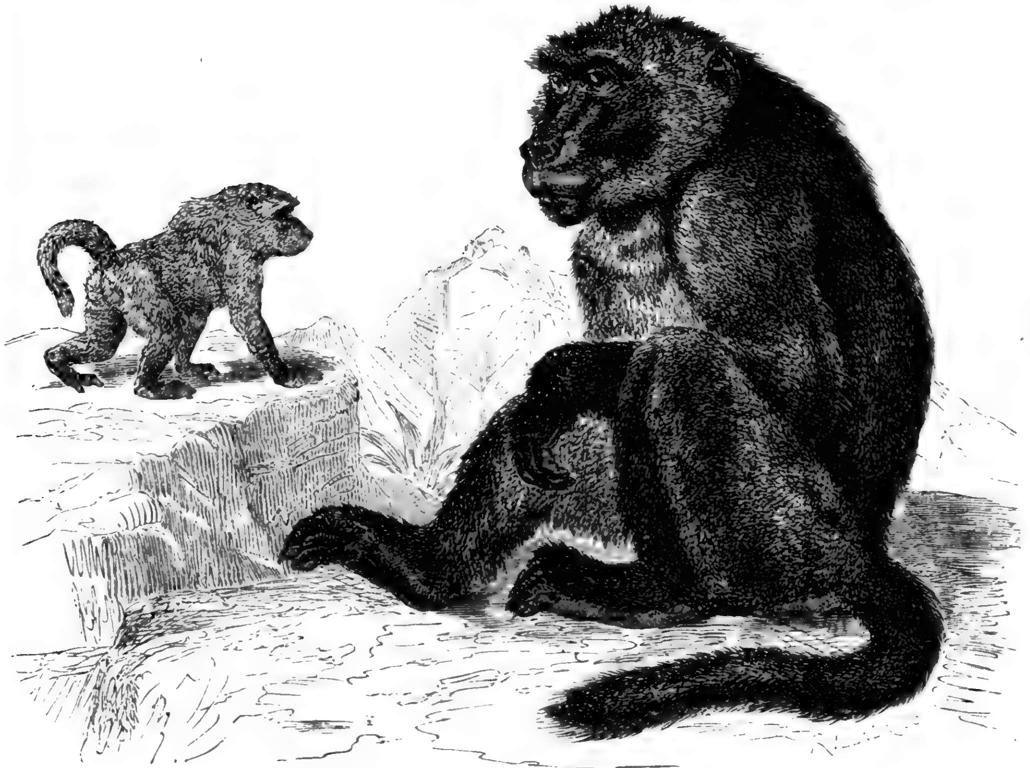


Babuin (Cynocephalus Babuin). 1/6 natürl. Größe.

Verschiedene Eilande des Indischen Meeres, zumal Celebes, die Philippinen und Molukken beherbergen den schwarzen Hundskopf in ziemlicher Menge; jedoch ist über sein Freileben bis heutigen Tages — mir wenigstens — noch nichts bekannt geworden. Neuerdings ist er öfters nach Europa gelangt und hat hier auch geraume Zeit in der Gefangenschaft gelebt. Der Schopfpavian, welchen ich im Amsterdamer Thiergarten sah, schien sich sehr wohl zu befinden. Er wurde bei Tage regelmäßig zu den Meerkatzen gebracht, welche in dem großen Affenhause die Zuschauer belustigten. Ich habe der Beschreibung seines Wesens und Treibens nach dem, was ich oben bemerkte, kaum noch etwas hinzuzufügen. Der übermüthige und herrschsüchtige Schwarze würde alle schüchternen Affen ebenso gepeinigt haben, wie er die armen Budengs quälte,

wenn ihm das leichte Volk der Meerkatzen, im Gegensatze zu jenen, nicht immer rechtzeitig entronnen wäre. Mit den Makaken schien er auf ziemlich gutem und mit einem weiblichen Babuin auf sehr innigem Fuße zu stehen; wenigstens erwies er dieser zarten Schönen alle Aufmerksamkeit und ließ zum Gegendank gern von ihr sein Haarkleid sich durchsuchen. Unsere Abbildung gibt ihn vortrefflich wieder. In der angegebenen Stellung sitzt er manchmal mehrere Minuten lang äußerst nachdenklich da; wahrscheinlich spinnt sich dann eben in seinem Gehirne der Plan zu neuen übermüthigen oder leichtsinnigen Streichen aus.

Für das Affentheater eignet sich, laut Broekmann, kein einziger anderer Affe in demselben Grade wie der Schopfpavian. Er lernt spielend leicht, hält das Erlernte fest und „arbeitet“ mit



Tschakma (Cynocephalus porcarius). 1/5 natürl. Größe.

wahrem Vergnügen. Trotz seiner Seltenheit und des hohen Preises, in welchem er steht, würde er regelmäßig auf der Bühne zu finden sein, wäre er nicht in beklagenswerthem Grade hinfällig.

Unter den mantellosen Pavianen ist mir der Babuin (Cynocephalus Babuin, Papio Babuin, Simia cynocephalus ꝛc.) am besten bekannt geworden, wenn auch nur in seinem Gefangenleben. Mit den eben beschriebenen Sippschaftsverwandten oder mit den Mantelpavianen kann der Babuin allerdings nicht verwechselt werden, wohl aber mit anderen Hundsköpfen und zumal mit dem am Kap lebenden Tschakma (Cynocephalus porcarius) oder der Sphinx (Cynocephalus Sphinx) aus Westafrika, welche ihm sehr ähnlich sind. Der glatte, gleichmäßige, nirgends verlängerte Pelz ist oben olivengrünlichgelb, jedes Haar abwechselnd schwärzlich und gelb geringelt, unterseits lichter, auf den Backen weißlichgelb. Gesicht und Ohren haben schwärzlich bleigraue, die oberen Augenlider weißliche, die Hände braungraue, die Augen hellbraune Färbung. Erwachsene Männchen erreichen bei 65 bis 70 Centim. Schulterhöhe eine Gesammtlänge von

1,50 Meter, wovon der verhältnismäßig dünne Schwanz allerdings ein Drittel wegnimmt. Der Tschakma ist beträchtlich größer, plumper gebaut und dunkler gefärbt, die Sphinx eher kleiner, aber entschieden kräftiger gestaltet, ihre Schnauze kürzer und durch eine absonderliche Verdickung der Backenknochen sehr ausgezeichnet, ihr Pelz, dessen Haare schwärzlichgraue und röthlichbraune Ringel zeigen, anstatt gelbbraun, röthlichbraun mit einem Stich ins Oelgrüne.

Hinsichtlich der Lebensweise und des Betragens ist zwischen diesen drei Pavianen kaum ein Unterschied zu bemerken; ich werde deshalb vorzugsweise von der mir bekannteren Art reden.

Der Babuin lebt so ziemlich in der Heimat des Hamadryas, dringt aber weiter in das Innere Afrika's vor als dieser. Abessinien, Kordofân und andere mittelafrikanische Länder beherbergen ihn, und wo er vorkommt ist er häufig.

Hartmann hat mir über das Freileben unseres Affen nur folgende Mittheilung geben können: „Auf dem Djebel-Guli lebt der Babuin in ziemlicher Anzahl; er findet daselbst Knollen von Liliengewächsen, Früchte von wilden Feigen, Tamarinden, Beeren des Cissus- und in benachbarten Ebenen auch solche des Khetamstrauches ꝛc., und lebt äußerst gemüthlich in den Tag hinein, falls nicht einmal ein Leopard in seine Berge kommt, ihn aufstört und, wenn es möglich ist, einen oder den anderen auffrißt. Die Eingeborenen bekümmern sich im ganzen wenig um ihn, obschon sie gelegentlich ein Junges fangen und aufziehen. In einer Hinsicht aber scheinen diese Paviane den Fungis doch lästig zu werden, wenn jene nämlich Wasser holen wollen. Die Paviane steigen von den Bergen, aus denen einige dünne Wasserfäden abwärts rieseln, zur Ebene herab und trinken hier aus den kleinen Quellteichen und Regenwasserpfützen. Nun versichern die Fungis allen Ernstes, daß ihre jungen Mädchen beim Wasserholen nicht selten von alten Babuinen angegriffen und geschlechtlich gemishandelt werden. An eine Ausführung der Absicht gedachter Paviane läßt sich bei dem Misverhältnis der Geschlechtstheile bei Affe und Weib nicht wohl denken, und die Fungis weisen dies auch aufs entschiedenste zurück; aber das geile Vieh kann die noch sehr jungen Mädchen wohl überwältigen, sie zerbeißen, zerkratzen und würgen. Deshalb gehen, sobald man noch halbe Kinder auf die Wasserplätze sendet, stets einige mit Lanzen und Schleudereisen bewaffnete junge Männer zu deren Schutze mit.

„Uns haben die reihenweise einer hinter dem anderen über die steilen Granitplatten des schroffen Djebel-Guli ziehenden und unter den Bäumen des Gebirges spielenden Paviane stets das größte Vergnügen bereitet. Bei jedem Trupp sahen wir einige in ihrer Art riesenhafte alte Herren. Unsere Absicht, Jagd auf sie zu machen, konnten wir übrigens nicht ausführen, weil sie sich bei versuchter Näherung regelmäßig rechtzeitig zurückzogen. Dagegen erhielten wir einen jungen Pavian dieser Art lebend und fanden an ihm Ihre Beobachtungen vollständig bestätigt“.

In seinen Bewegungen und seiner Stellung gleicht der Babuin ganz den anderen Pavianen; sein geistiges Wesen zeichnet ihn jedoch zu seinem Vortheile aus. Er ist ein sehr kluges Thier und gewöhnt sich, jung eingebracht, außerordentlich leicht an den Menschen, läßt sich zu allen möglichen Kunststücken ohne Mühe abrichten und hängt seinem Herrn, trotz schlechter Behandlung, mit großer Treue an. Das Weibchen ist sanfter und liebenswürdiger als das Männchen, welches oft seine Tücken und Unarten auch seinem Herrn gegenüber zeigt, während das Weibchen mit diesem auf dem traulichsten Fuße lebt.

Der erste Babuin, welchen ich besaß, erhielt den Namen Perro. Er war ein hübscher munterer Affe und hatte sich schon nach drei Tagen vollkommen an mich gewöhnt. Ich wies ihm das Amt eines Thürhüters an, indem ich ihn über unserer Hofthüre befestigte. Hier hatte er sich bald einen Lieblingsplatz ausgesucht und bewachte von dort aus die Thüre auf das allersorgfältigste. Nur uns und ihm Bekannte durften eintreten, Unbekannten verwehrte er hartnäckig den Eingang und geberdete sich dabei so toll, daß er stets gehalten werden mußte, bis der Betreffende eingetreten war, weil er sonst wie ein wüthender Hund auf denselben losgefahren sein würde. Bei jeder Erregung zeigte er sich als Pavian vom Wirbel bis zur Sohle, mit allen Gewohnheiten und Sitten,

Arten und Unarten seiner Sippschaft, deren Glieder in ihrem Gebaren überhaupt die größte Uebereinstimmung bekunden. Im Zorne erhob er den Schwanz und stellte sich auf beide Füße und eine Hand; die andere benutzte er, um damit heftig auf den Boden zu schlagen, ganz wie ein wüthender Mensch auf den Tisch schlägt, nur daß er nicht die Faust ballte wie dieser. Seine Augen glänzten und blitzten, er ließ ein gellendes Geschrei hören und rannte wüthend auf seinen Gegner los. Nicht selten verstellte er sich mit vollendeter Hinterlist, nahm eine sehr freundliche Miene an, schmatzte mehrmals rasch hinter einander, was immer als Freundschaftsbetheuerung anzunehmen war, und langte sehnend mit den Händen nach Dem, welchem er etwas versetzen wollte. Gewährte ihm dieser seine Bitte, so fuhr er blitzschnell nach der Hand, riß seinen Feind an sich heran und kratzte und biß ihn. Er lebte mit allen Thieren in Freundschaft, mit Ausnahme der Strauße, welche wir besaßen. Diese trugen jedoch die Schuld des feindlichen Verhältnisses, welches zwischen beiden bestand. Perro saß, wenn seine Wächterdienste unnöthig waren, gewöhnlich ruhig auf seiner Mauer und hielt sich gegen die sengenden Sonnenstrahlen eine Strohmatte als Schirm über den Kopf. Dabei vernachlässigte er es, auf seinen langen Schwanz besondere Rücksicht zu nehmen und ließ diesen an der Mauer herabhängen. Die Straußen nun haben die Unart, nach allem möglichen, was nicht niet= und nagelfest ist, zu schnappen. Und so geschah es denn sehr oft, daß einer oder der andere dieser Vögel schaukelnd herankam, mit seinem dummen Kamelkopfe sich dem Schwanze näherte und, ohne daß Perro es ahnte, plötzlich demselben einen tüchtigen Biß versetzte. Die Strohmatte wegwerfen, laut schreien, den Strauß mit beiden Händen am Kopfe fassen und tüchtig abschütteln, war dann gewöhnlich Eins. Es kam oft vor, daß der Affe nachher eine ganze Viertelstunde lang seine Gemüthserschütterung nicht bemeistern konnte. Nun war es freilich kein Wunder, daß er dem Strauße, wo er ihn nur immer erreichen konnte, einen Hieb oder Kniff versetzte.

Während unserer Rückreise nach Egypten wurde Perro, welcher mit allem Schiffsvolke gute Freundschaft hielt, am Bord der Barke angebunden. Er fürchtete das Wasser in hohem Grade, war aber doch gescheit genug, sich, wenn er durstete, demselben so zu nähern, daß er keine Gefahr zu besorgen brauchte. Zuerst probirte er seinen festen Strick, dann ließ er sich an diesem bis nah über den Wasserspiegel hinab, streckte seine Füße in den Strom, näßte sie an und leckte sie ab, auf diese Weise seinen Durst stillend.

Gegen junge Thiere zeigte er warme Zuneigung. Als wir in Alexandrien einzogen, hatten wir ihn auf den Wagen gebunden, welcher unsere Kisten trug; sein Strick war aber so lang, daß er ihm die nöthige Freiheit gewährte. Beim Eintreten in die Stadt erblickte Perro neben der Straße das Lager einer Hündin, welche vor kurzer Zeit geworfen hatte und vier allerliebste Junge ruhig säugte. Vom Wagen abspringen und der Alten ein säugendes Junges wegreißen, war die That weniger Augenblicke; nicht so schnell gelang es ihm, seinen Sitz wieder zu erreichen. Die Hundemutter, aufs äußerste erzürnt über die Frechheit des Affen, fuhr wüthend auf diesen los, und Perro mußte seine ganze Kraft zusammennehmen, um dem andringenden Hunde zu widerstehen. Sein Kampf war nicht leicht; denn der Wagen bewegte sich stetig weiter, und ihm blieb keine Zeit übrig, hinaufzuklettern, weil ihn sonst die Hündin gepackt haben würde. So klammerte er nun den jungen Hund zwischen den oberen Arm und die Brust, zog mit demselben Arme den Strick an sich, weil dieser ihn würgte, lief auf den Hinterbeinen und vertheidigte sich mit der größten Tapferkeit gegen seine Angreiferin. Sein muthiger Kampf gewann ihm die Bewunderung der Araber in so hohem Grade, daß keiner derselben ihm sein geraubtes Pflegekind abnahm; sie jagten schließlich lieber die Hündin weg. Unbehelligt brachte er den jungen Hund mit sich in unsere Behausung, hätschelte, pflegte und wartete ihn sorgfältig, sprang mit dem armen Thiere, welches gar keinen Gefallen an solchen Tänzerkünsten zu haben schien, auf Mauern und Balken, ließ es dort in der gefährlichsten Lage los und erlaubte sich andere Uebergriffe, welche wohl an einem jungen Affen, nicht aber an einem Hunde gerechtfertigt sein mochten. Seine Freundschaft zu dem Kleinen war groß; dies hinderte ihn jedoch nicht, alles Futter, welches wir dem jungen Hunde

brachten, selbst an dessen Stelle zu fressen und das arme hungerige Pflegekind auch noch sorgfältig mit dem Arme wegzuhalten, während er, der räuberische Vormund, das unschuldige Mündel beeinträchtigte. Ich ließ ihm noch an demselben Abend das Junge abnehmen und es zu seiner rechtmäßigen Mutter zurückbringen. Der Verlust ärgerte ihn dergestalt, daß er mehrere Tage sehr mürrisch war und verschiedene lose Streiche verübte.

Während meines zweiten Aufenthaltes in Ostsudân hatte ich viele Paviane derselben Art zu gleicher Zeit in meinem Gehöfte. Sie gehörten theils mir, theils einem meiner Freunde an. Jeder Pavian kannte seinen Herrn genau und ebenso gut den ihm verliehenen Namen. Es war eine Kleinigkeit, einem frischgekauften Affen beides kennen zu lehren. Wir brachten das Thier in das Innere unserer Wohnung und sorgten durch aufgestellte Wachen dafür, daß es den Raum nicht verlassen konnte. Dann nahm einer von uns die Peitsche und bedrohte den betreffenden Affen, der andere geberdete sich in ausdrucksvollster Weise als Schutzherr des Verfolgten. Nur selten wurde es wirklich nöthig, einen Pavian zu schlagen; er begriff schon die Drohung und den ihm in Aussicht gestellten Schutz und erwies sich stets sehr dankbar für die ihm in so schwerer Bedrängnis gewordene Hülfe. Ebenso leicht wurde es, einem Hundskopfaffen begreiflich zu machen, daß er mit dem oder jenem Namen getauft worden sei. Wir riefen den Namen und prügelten alle diejenigen, welche falsch antworteten. Hierin bestand das ganze Kunststück. Es war keineswegs nöthig, harte Züchtigungen zu verhängen. Die Drohung, zu schlagen, bewirkte oft mehr als die Schläge selbst und versetzte jeden Pavian stets in die größte Aufregung.

Während der Regenzeit waren wir oft an unsere Behausung gebannt. Das Fieber schüttelte auch den einen oder den anderen von uns; ich war damals bettelarm, hatte schwere Verluste der schmerzlichsten Art erlitten und befand mich in einer traurigen Lage. Da waren es die Affen vor allem, welche mich erheiterten, und ich kann wohl sagen, daß sie uns geradezu unumgänglich nothwendig wurden. Wir trieben tolle Streiche mit ihnen, lehrten ihnen allerhand Unsinn, machten die allersonderbarsten Versuche. Allein gerade hierdurch lernten wir die merkwürdigen Burschen genau kennen. Und jetzt, wo mich das Leben der Thiere mehr und mehr anzieht und zu immer umfassenderen Beobachtungen in dieser Richtung antreibt, sind mir jene tollen Streiche sehr wichtig geworden.

Unsere Affen erhielten Reitstunden. Ein dicker Esel, das unentbehrliche Reitthier eines noch dickeren und unausstehlicheren Griechen, wurde dazu benutzt. Die Affen schauderten, als sie das erste Mal sich auf den Rücken des Esels setzen sollten; doch genügte eine einzige Lehrstunde, um ihnen den Werth der höheren Reitkunst vollkommen begreiflich zu machen, und schon nach wenig Abenden hatten wir das Vergnügen, alle Affen sattelfest, wenn auch verzweiflungsvoll, auf dem Esel sitzen zu sehen, welcher seinerseits über die ihm gemachten Zumuthungen in nicht geringe Aufregung versetzt wurde. Wie vortrefflich unseren Pavianen ihre Hände und Fußhände zu Statten kamen, wurde bei diesen Versuchen recht augenscheinlich. Wir hatten ihnen gelehrt, sich wie ein Mensch auf den Rücken des geduldigen Langohrs zu setzen, und zwar ihrer drei, vier, ja fünf zu gleicher Zeit. Der erste umhalste den Esel in der zärtlichsten Weise mit seinen Vorderarmen; mit den Füßen aber krampfte er sich in dem Felle des Thieres so fest, daß er mit demselben zusammengewachsen zu sein schien. Sein hinter ihm sitzender Mitreiter klammerte sich mit seinen Händen an ihn an, mit den Füßen aber genau in derselben Weise, wie jener an den Esel, und so alle übrigen Reiter! Ich brauche wohl nicht zu versichern, daß man sich unmöglich einen tolleren Anblick denken kann, als vier oder fünf Affen auf dem Rücken des oft genug und mit vollem Rechte störrisch werdenden Grauthieres.

Alle unsere Paviane theilten mit den Eingeborenen die Leidenschaft für die Merisa, eine Art Bier, welche die Sudânesen aus den Körnern der Durrah oder des Dohhen zu bereiten wissen. Sie berauschten sich oft in diesem Getränke und bewiesen mir dadurch, daß die Sudânesen mich der Wahrheit gemäß über den Fang der Paviane unterrichtet hatten. Rothwein tranken die Affen

auch, Branntwein dagegen verschmähten sie stets. Einmal gossen wir ihnen ein Gläschen davon mit Gewalt in das Maul. Die Folge zeigte sich bald, zumal unsere Thiere vorher schon hinreichend oft die Merisa gekostet hatten. Sie wurden vollständig betrunken und schnitten die allerfürchterlichsten Gesichter, wurden übermüthig, leidenschaftlich, thierisch, kurz, gaben mir ein abschreckendes Zerrbild eines rohen, betrunkenen Menschen. Am anderen Morgen stellte sich der Katzenjammer mit allen seinen Schrecken ein. Die von dieser unheimlichen Plage befallenen Paviane machten jetzt Gesichter, welche wahrhaft erbarmungswürdig aussahen. Man merkte es ihnen an, daß ein heftiger Kopfschmerz sie peinige; sie hielten sich auch wohl wie Menschen unter solchen Umständen mit beiden Händen das beschwerte Haupt und ließen von Zeit zu Zeit die verständlichsten Klagen hören. Wie der Katzenjammer ihnen mitspielte, zeigten sie dadurch, daß sie nicht nur das ihnen gebrachte Futter, sondern auch die ihnen dargebrachte Merisa verschmähten und sich von Wein, den sie sonst sehr liebten, mit Abscheu wegwandten. Dagegen erquickten sie kleine saftige Citronen außerordentlich; sie geberdeten sich auch hierin wieder vollkommen menschlich und würden unzweifelhaft dem Häringe die gebührende Ehre angethan haben, hätten wir ihnen denselben nur reichen können.

Mit den anderen Thieren, welche ich lebendig hielt, vertrugen sie sich sehr gut. Eine zahme Löwin, von der ich weiter unten berichten werde, ängstigte zwar die Meerkatzen auf das höchste, nicht aber die muthigen Hundsköpfe. Sie flohen wohl auch, wenn sich das gefürchtete Thier nahte, hielten ihm aber tapfer Stand, sowie die Löwin einen Versuch machte, einen Pavian wirklich anzugreifen. Dasselbe habe ich später stets beobachtet. Meine zahmen Paviane flohen z. B. vor Jagdhunden, welche ich auf sie hetzte, trieben dieselben jedoch augenblicklich in die Flucht, wenn einer der Hunde es wirklich gewagt hatte, sie am Felle zu packen. Der flüchtende Affe sprang dann unter furchtbarem Gebrülle blitzschnell herum, hing sich mit unglaublicher Gewandtheit an den Hund an und maulschellirte, biß und kratzte ihn derartig, daß der Gegner in höchster Verblüffung und gewöhnlich heulend das Weite suchen mußte. Um so lächerlicher war ihre jedes Maß übersteigende Furcht vor Kriechthieren und Lurchen aller Art. Eine unschuldige Eidechse, ein harmloser Frosch brachten sie geradezu in Verzweiflung! Sie rasten förmlich, suchten die Höhe zu gewinnen und klammerten sich krampfhaft an Balken und Mauern fest, so weit es ihr Strick zuließ. Gleichwohl war ihre Neugierde so groß, daß sie nie umhin konnten, sich die ihnen entsetzlichen Thiere in der Nähe zu betrachten. Ich brachte ihnen unter anderen mehrmals giftige Schlangen in Blechschachteln mit. Sie wußten aus Erfahrung, was für gefährliche Wesen diese Schachteln beherbergten, konnten aber doch nicht widerstehen, die geschlossenen Gefängnisse der Schlangen aufzumachen und weideten sich dann gleichsam an ihrem eigenen Entsetzen. In dieser Furcht vor Kriechthieren sind meiner Erfahrung nach alle Affen gleich.

Einer dieser Paviane verendete auf sehr traurige Weise. Mein Diener wollte ihn im Nile baden und warf ihn vom Bord unseres Schiffes aus in den Strom. Der Affe war an einem langen Stricke befestigt, dessen Ende August in der Hand behielt. Unglücklicherweise aber entfiel ihm dieser, der Affe versank, ohne auch nur einen Versuch im Schwimmen zu machen, und ertrank.

Ein anderes Mitglied der Gesellschaft brachte ich mit mir nach Deutschland und in meine Heimat. Es zeichnete sich durch auffallenden Verstand aus, verübte aber auch viele lose und tolle Streiche. Unser Haushund hatte sich jahrelang als Tyrann gefallen und war in seinem Alter so mürrisch geworden, daß er eigentlich mit keinem Geschöpfe im Frieden lebte und, wenn er erzürnt war oder gestraft werden sollte, sogar nach seinem eigenen Herrn biß. An Atile, so hieß mein Pavian, fand er jedoch einen ihm nicht nur ebenbürtigen, sondern sogar überlegenen Gegner. Atile machte sich ein Vergnügen daraus, den Hund auf jede Weise zu ärgern. Wenn er draußen im Hofe seinen Mittagsschlummer hielt und sich in der bequemsten Weise auf den grünen Rasen hingestreckt hatte, erschien die neckische Aeffin leise neben ihm, sah mit Befriedigung, daß er fest schlafe, ergriff ihn sacht am Schwanze und erweckte ihn durch einen plötzlichen Riß an diesem geachteten Anhängsel aus seinen Träumen. Wüthend fuhr der Hund auf und stürzte sich bellend und knurrend auf die

Aeffin. Diese nahm die herausfordernde Stellung an, schlug mit der einen Hand wiederholt auf den Boden und erwartete getrost ihren erbitterten Feind. Der erreichte sie zu seinem grenzenlosen Aerger niemals. Sowie er nämlich nach ihr biß, sprang sie mit einem Satze über den Hund hinweg und hatte ihn im nächsten Augenblicke wieder beim Schwanze. Daß der Hund durch solche Beleidigung zuletzt geradezu rasend wurde und wirklich vor Wuth schäumte, fand ich erklärlich. Es half ihm aber nichts: schließlich räumte er stets mit eingezogenem Schwanze das Feld.

Atile liebte Pflegekinder aller Art. Hassan, die bereits erwähnte Meerkatze, war ihr Liebling und genoß ihre Zuneigung in sehr hohem Grade — so lange es sich nicht um das Fressen handelte. Daß der gutmüthige Hassan so zu sagen jeden Bissen mit ihr theilte, schien sie ganz selbstverständlich und keines Dankes würdig zu finden. Sie verlangte von ihm sklavische Unterwürfigkeit; sie brach ihm, wie schon bemerkt, augenblicklich das Maul auf und leerte die gefüllten Vorrathskammern Hassans ohne Umstände aus, wenn dieser den kühnen Gedanken gehabt hatte, auch für sich etwas in Sicherheit zu bringen. Uebrigens genügte ihrem großen Herzen ein Pflegekind noch nicht; ihr Liebe verlangte umfassendere Beschäftigung. Sie stahl junge Hunde und Katzen, wo sie immer konnte, und trug sie oft lange mit sich umher. Eine junge Katze, welche sie gekratzt hatte, wußte sie unschädlich zu machen, indem sie mit großer Verwunderung die Klauen des Thieres untersuchte und die ihr bedenklich erscheinenden Nägel dann ohne weiteres abbiß. Die menschliche Gesellschaft liebte sie sehr, zog aber Männer ganz entschieden Frauen vor und neckte und ärgerte letztere in jeder Weise. Auf Männer wurde sie bloß dann böse, wenn diese ihr etwas zu Leide gethan hatten, oder wenn sie glaubte, daß ich sie auf die Leute hetzen wolle. In diesem Punkte war sie ganz wie ein abgerichteter Hund. Man durfte ihr bloß ein Wort sagen oder Jemand zeigen: sie fuhr dann sicher wüthend auf den Betreffenden los und biß ihn oft empfindlich. Empfangene Beleidigungen vergaß sie wochenlang nicht und rächte sich, sobald sich ihr Gelegenheit bot.

Ihr Scharfsinn war außerordentlich groß. Sie stahl meisterhaft, machte Thüren auf und zu und besaß eine bedeutende Fertigkeit, Knoten zu lösen, wenn sie glaubte, dadurch irgend etwas zu erreichen. Schachteln und Kisten öffnete sie ebenfalls und plünderte sie dann immer rein aus. Wir pflegten sie manchmal zu erschrecken, indem wir ein Häufchen Pulver vor sie auf den Boden schütteten und dieses dann mit Feuerschwamm anzündeten. Sie schrie gewöhnlich laut auf, wenn das Pulver aufblitzte, und machte einen Satz, so weit ihr Strick es zuließ. Doch ließ sie sich derartige Schrecken nur einigemal gutwillig gefallen. Später war sie pfiffig genug, den brennenden Schwamm mit ihren Händen zu ersticken und so die Entzündung des Pulvers zu verhüten! Dann fraß sie dasselbe regelmäßig auf, wahrscheinlich des salpeterigen Geschmackes wegen.

Während des Winters bewohnte sie gewöhnlich den warmen Ziegenstall, trieb aber hier häufig Unfug, indem sie Thüren aushob und so die Ziegen und Schweine befreite, Breter abdeckte und andere unerlaubte Streiche ausführte. Das eingemischte Kleienfutter, welches die Ziegen erhielten, fraß sie leidenschaftlich gern und fing deshalb oft Streit mit den rechtmäßigen Eigenthümern an. Hierbei benahm sie sich äußerst geschickt: sie faßte nämlich mit der einen Hand den Eimer oder Kübel, mit der anderen packte sie die Ziege an den Hörnern oder an dem um dieselbe gewundenen Stricke und hielt sie, während sie selber trank, so weit als möglich von sich ab. Wenn eine Ziege sie stieß, schrie sie laut auf und hing dann gewöhnlich im nächsten Augenblicke an dem Halse ihrer Gegnerin, um sie zu bestrafen. Sie verzehrte alles Genießbare, namentlich gern Kartoffeln, welche auch ihre Hauptspeise bildeten. Gewürzhafte Sämereien, zumal Kümmel, waren eine Leckerei für sie. Den Tabak und noch mehr den Tabaksrauch liebte sie, wie alle Affen, in hohem Grade, und sperrte, wenn ich ihr denselben in das Gesicht blies, das Maul weit auf, um davon so viel als möglich einzuschlürfen.

Ihre Zuneigung zu mir überstieg alle Grenzen. Ich konnte thun, was ich immer wollte: ihre Liebe gegen mich blieb sich gleich. Wie es schien, betrachtete sie mich in allen Fällen als vollkommen unschuldig an allen Uebeln, welche ihr widerfuhren. Wenn ich sie züchtigen mußte, wurde

sie niemals auf mich wüthend, sondern stets auf Diejenigen, welche zufällig anwesend waren, wahrscheinlich weil sie glaubte, daß diese die Schuld an ihrer Bestrafung trügen. Mich zog sie unter allen Umständen ihren sämmtlichen Bekannten vor: sie wurde, wenn ich mich nahte, augenblicklich eine Gegnerin von Denen, welche sie eben noch geliebkost hatte.

Freundliche Worte schmeichelten ihr, Gelächter empörte sie, zumal wenn sie merkte, daß es ihr galt. Sie antwortete jedesmal, wenn wir sie riefen, und kam auch zu mir heran, wenn ich es wünschte. Ich konnte weite Spaziergänge mit ihr machen, ohne sie an die Leine zu nehmen. Sie folgte mir wie ein Hund, wenn auch nur in weiten Bogen, die sie nach eigenem Ermessen ausführte, und Hassan lief wiederum ihr treulich nach.

Als Hassan starb, war sie sehr unglücklich und stieß von Zeit zu Zeit ein bellendes Geschrei aus, auch in der Nacht, welche sie sonst regelmäßig verschlafen hatte. Wir mußten fürchten, daß sie den Verlust ihres Gefährten nicht überleben würde und verkauften sie deshalb an den Besitzer einer Thierschaubude, bei welchem sie andere Gesellschaft fand.

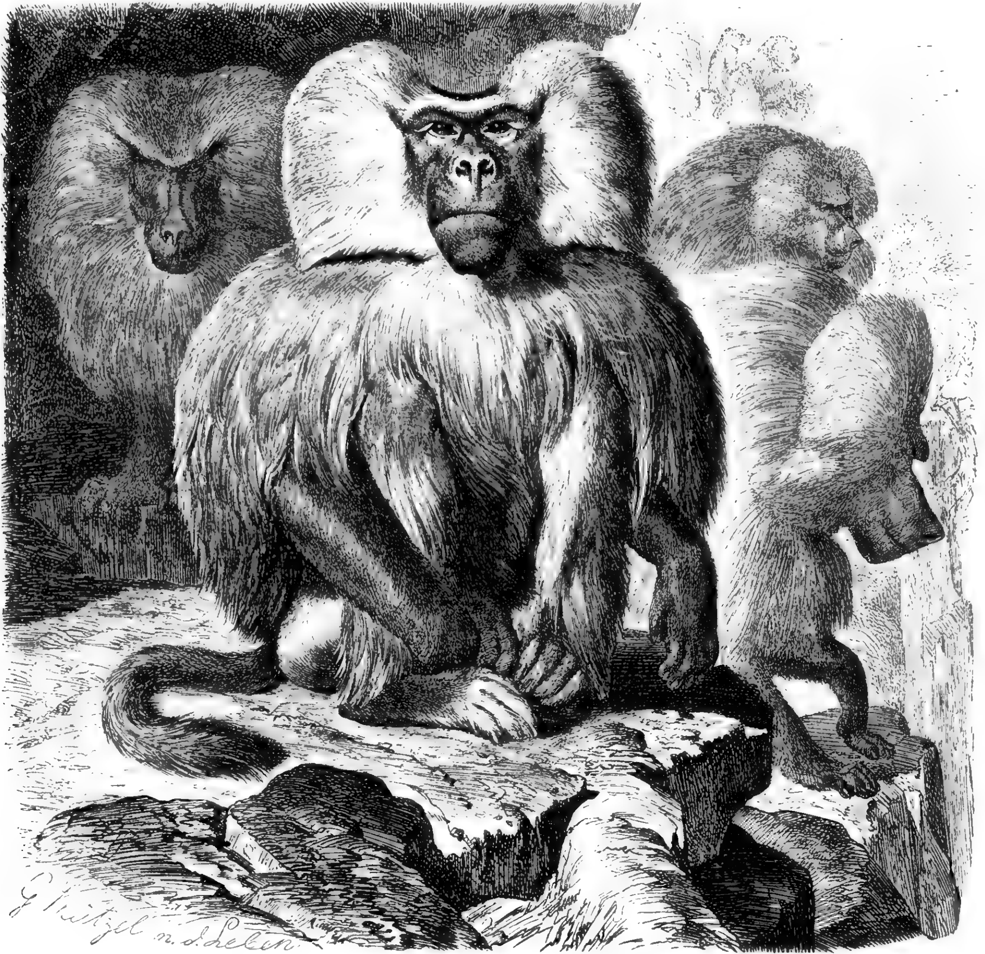
Der Babuin wird im Sudân oft gefangen, auf dem Nile herunter nach Egypten und von dort nach Europa gebracht, muß jedoch auch von anderer Seite hierher gelangen, weil man ihn ziemlich häufig in Gefangenschaft sieht. In Egypten dient er Gauklern ziemlich zu denselben Zwecken wie der Hamadryas, welchen wir demnächst kennen lernen werden. In Europa ist er ein ständiger Bewohner der Affenhäuser in den Thiergärten und der Affenkäfige in den Thierschaubuden, ebenso regelmäßig auch auf dem Affentheater zu finden, weil sein biegsamer Schwanz leicht in der Kleidung versteckt werden kann und Klugheit und gutmüthiges Wesen ihn in derselben Weise zur Abrichtung geeignet erscheinen lassen. Wie leicht er lernt, ist aus dem Vorstehenden ersichtlich geworden; wie treu er behält und wie willig er „arbeitet", zeigt sich bei jeder Vorstellung auf der Affenbühne. Er zählt unter die größten Künstler derselben.

Der bereits mehrfach erwähnte Pavian, welcher ebenso wohl seiner Gestalt wie seines ausgezeichneten Verstandes und vielleicht auch seiner unliebenswürdigen Eigenschaften halber in der Urgeschichte der Menschheit eine große Rolle spielt, ist der Hamadryas oder Mantelpavian (Cynocephalus Hamadryas, Cynocephalus Toth, Simia, Cercopithecus, Papio Hamadryas, Hamadryas chaeropithecus ꝛc.). Wie er zu der Ehre gekommen ist, den Namen einer altgriechischen Baumnymphe zu tragen, weiß ich nicht; in seiner Gestalt und in seinem Wesen liegt wahrhaftig nichts Weibliches. Die alten Völker waren es nicht, welche ihm jenen Namen verliehen. Herodot, Plutarch und Plinius bezeichnen ihn mit Cynocephalus, Strabo nennt ihn Cebus, Juvenal Cercopithecus, Agatharchides Sphinx. Bei den heutigen Abessiniern heißt er Hebe, bei den Arabern Robah und in Egypten endlich Khird. Unter all diesen Namen ist nicht ein einziger, welcher an irgend welche Nymphe erinnert; man müßte denn „Sphinx" als solchen betrachten wollen.

Ueber die Verehrung, welche der Hamadryas bei den alten Egyptern genoß, hat uns (S. 54) Dümichen belehrt. Eine Folge davon läßt sich noch jetzt nachweisen; denn alle Bewohner der Steppenländer des inneren Afrika und auch ein großer Theil der Abessinier tragen ihre Haare genau in derselben Weise gekämmt und gescheitelt wie der Hamadryas, und er ist somit unverkennbar zum Vorbilde für jene Leute geworden, mögen diese auch mehr die Bildsäulen als das lebende Thier im Auge gehabt haben. Heutigen Tages genießt der Hamadryas in jenen Ländern keine Verehrung mehr. Seine Schädlichkeit ist zu groß, als daß er sich die Freundschaft der Menschen erwerben sollte.

Gegenwärtig findet sich das Thier in Egypten nirgends mehr wild. Auch Prosper Alpinus, welcher im Jahre 1580 in Egypten war, sagt ausdrücklich, daß es dort keine Affen gäbe, sondern daß sie aus Arabien eingeführt würden. „Sie sind so talentvoll", fährt er dort fort, „daß man ihnen nicht den Verstand absprechen kann. Die Thierführer lehren ihnen sehr leicht, was sie

wollen, zuweilen höchst sinnreiche Spiele, mit denen sie die Zuschauer ergötzen. Solche abgerichtete Affen sieht man oft in Kairo, Alexandrien und anderswo. Besonders die Männchen sind den Bewohnern aufsässig; allein man kann es nicht wohl erzählen, wie unanständig sie sich geberden. Jene, welche großen Hunden gleichen, verfolgen die arabischen Weiber auf den Feldern, und deshalb beschmieren sich diese ihr Gesicht und selbst den Leib mit Safran. Hierdurch bleiben sie von den Anfällen der Affen frei; denn letztere glauben dann, den mit Safran eingeriebenen Frauen wäre nicht wohl, und sie könnten selbe nicht gebrauchen."



Hamadryas oder Mantelpavian (Cynocephalus Hamadryas). 1/8 natürl. Größe.

Hinsichtlich der letzten Angabe läßt sich unser Forscher zu falschen Folgerungen verleiten. Ich selbst habe beobachtet, daß sich die Frauen der Nomaden in jenen Gegenden wirklich ihr Gesicht mit Safran beschmieren: allein dies geschieht keineswegs der Affen halber, sondern aus denselben Rücksichten, welche unsere Frauen bewegen, zartes Roth auf ihre zarten Wangen zu legen.

Alvarez, welcher etwa um dieselbe Zeit als Alpinus in Afrika und zwar in Abessinien war, berichtet, daß er die Mantelpaviane in ungeheueren Herden gesehen habe, und gibt eine sehr richtige Beschreibung von ihrem Wesen und Treiben. „Sie lassen", sagt er, „keinen Stein liegen; wenn ihrer zwei oder drei einen nicht umwenden können, so stellen sich so viele daran, als Platz haben, drehen ihn dennoch um und suchen ihre Lieblingsnahrung hervor. Auch Ameisen fressen sie gern

und legen, um diese zu fangen, ihre Hände umgekehrt auf die Haufen, und sobald eine Hand mit Ameisen bedeckt ist, bringen sie dieselbe rasch zu Munde. Wenn man sie nicht abwehrt, verheeren sie die Felder und Gärten. Ohne Kundschafter gehen sie zwar nicht in die Pflanzungen; aber wenn diese ihnen das Zeichen zur Sicherheit gegeben, dringt die ganze Bande in den Garten oder das umhegte Feld und läßt nichts übrig. Anfangs sind sie ganz still und ruhig, und wenn ein unkluges Junges einen Laut hören läßt, bekommt es eine Ohrfeige; sobald sie jedoch die Furcht verlieren, zeigen sie durch gellendes Geschrei ihre Freude über ihre glücklichen Ueberfälle. Sie würden sich in entsetzlicher Weise vermehren, wenn nicht der Leopard so viele ihrer Jungen zerrisse und fräße, obgleich die Alten diese muthig zu vertheidigen suchen."

Unter den neueren Forschern gibt Ehrenberg zuerst eine ziemlich ausführliche Beschreibung unserer Affen, welchen er in Arabien und an der Küste von Abessinien einzeln und in großen Scharen begegnete. Später erzählen Rodatz und Bayssière von ihnen. Ich meinestheils traf den Mantelpavian auf meiner ersten Reise nach Afrika im Freileben nirgends an, um so häufiger aber auf meinem leider nur zu kurzen Ausfluge nach Abessinien im Frühjahre 1862, und kann also aus eigener Erfahrung über ihn reden.

Der Hamadryas bewohnt das ganze Küstengebirge Abessiniens und Südnubiens, nach Norden hin, so weit die Regen herabreichen, in ziemlicher Anzahl. Je pflanzenreicher die Gebirge, um so angenehmer scheinen sie ihnen zu sein. Wasser in der Nähe ist unerläßliche Bedingung für das Wohlbefinden einer Herde. Von den höheren Bergen herab wandern die Gesellschaften zuweilen auf die niederen Hügelreihen der Samchara oder des Wüstenstreifens an der Meeresküste herab; die Hauptmasse bleibt aber immer im Hochgebirge. Hier bewohnt jede Herde ein Gebiet von vielleicht anderthalb oder zwei Meilen im Durchmesser. Man begegnet kleineren Gesellschaften viel seltener als größeren. Ich sah ein einzigesmal eine Schar von fünfzehn bis zwanzig Stücken, sonst aber immer Herden, welche der geringsten Schätzung nach ihrer hundert und fünfzig zählen mochten. Darunter befinden sich dann etwa zehn bis fünfzehn vollkommen erwachsene Männchen — wahrhafte Ungeheuer von bedeutender Größe und einem Gebiß, welches das des Leoparden an Stärke und Länge der Zähne bei weitem übertrifft, — und etwa doppelt so viele erwachsene Weibchen. Der Rest besteht aus Jungen und Halberwachsenen. Die alten Männchen zeichnen sich durch ihre gewaltige Größe und den langen Mantel aus — bei einem von mir erlegten mittelalten Männchen messen die Mantelhaare 27 Centim.; — die Weibchen sind kürzer behaart und dunkler, d. h. olivenbraun von Farbe; die Jungen ähneln der Mutter. Unsere Abbildung überhebt mich einer Beschreibung der sonderbaren Haarlage auf dem Kopfe des Hamadryas, welche bei den Afrikanern so großen Beifall fand; hinsichtlich der Färbung aber muß ich bemerken, daß jedes einzelne Haar abwechselnd grünlich braun und gelblich geringelt ist, wodurch eine sehr schwer zu beschreibende, dürr gewordenem Grase am meisten ähnelnde Gesammtfärbung des Pelzes entsteht. Die Kopfseiten und Hinterbeine sind immer lichter, meist aschgrau. Das Gesäß ist brennend roth, das nackte Gesicht schmutzig fleischfarben. Je älter die Männchen werden, um so mehr lichtet sich die Farbe ihres Mantels. Jedoch scheint es mir wahrscheinlich, daß es wenigstens zwei verschiedene Arten dieser Paviane gibt: eine kleinere mit aschgrauem Mantel, welche Asien bewohnt, und die bedeutend größere, afrikanische Art, bei welcher der Mantel auch im höchsten Alter immer grünlich blaugrau gefärbt ist. Unsere Abbildung stellt die erstere dar. Die Länge des ausgewachsenen Männchens beträgt 0,9 bis 1 Meter, wovon 20 bis 25 Centim. auf den Schwanz kommen, die Höhe am Widerrist 50 Centim.

In den Frühstunden oder bei Regen findet man die ganze Bande an ihren Schlafplätzen, größeren und kleineren Höhlungen an unersteiglichen Felswänden und auf überdachten Felsgesimsen, möglichst nahe zusammengedrückt, die Jüngeren und Schwächeren dicht an den Leib ihrer Mütter und bezüglich auch ihrer Väter geschmiegt. Bei gutem Wetter verläßt die Herde jene Wände in den Vormittagsstunden und wandert nun langsam und gemächlich längs der Felswände

dahin, hier und da eine Pflanze ausziehend, deren Wurzel hauptsächlich als Nahrungsmittel zu dienen scheint, und jeden nicht allzu großen Stein umwendend, um zu besonderen Leckerbissen, den unter den Steinen verborgenen Kerbthieren, Schnecken und Würmern zu gelangen. Sobald das Frühmahl eingenommen, steigen alle nach der Höhe des Bergkammes empor. Die Männchen setzen sich ernst und würdig auf große Steine, an deren einer Seite die körperlangen gequasteten Schwänze herabhängen, den Rücken immer dem Winde zugekehrt; die Weibchen beaufsichtigen ihre ohne Unterlaß spielenden und sich balgenden Jungen und treiben sich unter diesen umher. In den späten Nachmittagsstunden zieht die Gesellschaft zum nächsten Wasser, um dort zu trinken; dann geht sie nochmals auf Nahrung aus und wendet sich schließlich nach irgend einem geeigneten Schlafplatze. Ist ein solcher besonders günstig, so darf man mit Sicherheit darauf rechnen, die Paviane gegen Abend da einziehen zu sehen, selbstverständlich, so lange man sie nicht durch wiederholte Verfolgungen gestört hat. Durrahfelder in der Nähe des Wohnplatzes gehören zu den ganz besonderen Annehmlichkeiten desselben und müssen sorgfältig gehütet werden, wenn man auf eine Ernte rechnen will; sonst erscheinen die frechen Räuber tagtäglich, verwüsten weit mehr, als sie verzehren, und richten schließlich das ganze Feld vollständig zu Grunde.

Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß sie mehr oder weniger ausgedehnte Wanderungen unternehmen, in der Absicht, ein von ihnen ausgeplündertes Gebiet mit einem noch Nahrung versprechenden zu vertauschen; wenigstens versicherten mir die dortigen Eingeborenen, daß man sie keineswegs das ganze Jahr über an einer und derselbe Stelle bemerke, sie vielmehr kämen und gingen, wie es ihnen eben beliebe. Wie alle Affen werden die Mantelpaviane durch ihr Fortpflanzungsgeschäft wenig in Anspruch genommen, mindestens nicht aufgehalten. Ich glaube nicht einmal, daß die meisten Geburten in eine bestimmte Jahreszeit fallen, schließe vielmehr aus Beobachtungen an Gefangenen, insbesondere über den Blutfluß der Weibchen, daß ihre Fortpflanzung und beziehentlich die Geburt ihrer Jungen in jedem Monate des Jahres erfolgen kann. Mein Aufenthalt in den von Hamadryaden bewohnten Gebieten war zu kurz, als daß ich mir hierüber hätte Aufklärung verschaffen können, und ich vermag deshalb nur einige Beobachtungen über die Fortpflanzung gefangener Hamadryaden hier mitzutheilen.

Von den vielen Weibchen, welche ich gepflegt habe, gebar eines zu meiner Ueberraschung anfangs Oktober ein vollkommen ausgetragenes Junge. Der letzte Blutfluß hatte 4½ Monate früher stattgefunden; als Trächtigkeitsdauer ist dieser Zeitraum jedoch wohl kaum anzunehmen. Das Junge kam mit geschlossenen Augen zur Welt, hatte vollkommen ausgebildete Nägel und sehr feines Haar, von oben schwärzlicher, seitlich graulicher Färbung, während die Unter- und Innenseite nackt oder wenigstens fast nackt war, so daß man die einzelnen Haare kaum bemerken konnte. Die Hautfarbe dieser Stellen war hochziegelroth. Die Gesammtlänge des Thierchens betrug 38 Centim., die Schwanzlänge allein 17 Centim., die Fußlänge 5,5 Centim., die Handlänge 4,5 Centim.

Das Junge wurde in den Vormittagsstunden an einem sehr kalten Morgen geboren, während sich die Mutter in einem großen Raume mit vielen anderen Affen zusammen befand. Sofort nach der Geburt oder richtiger, nachdem diese in Erfahrung gebracht worden war, trennten wir das Weibchen und sein Junges von der übrigen Gesellschaft ab und brachten es in einem passenden Raume unter. Die Mutter zeigte sich außerordentlich zärtlich gegen ihren Sprossen, aber auch im höchsten Grade besorgt um ihn. Sie hielt das an ihre Brust gedrückte Kind mit beiden Armen fest und leckte es fortwährend an allen Theilen des Leibes. Näherte sich Jemand, so schrie sie entsetzt auf, den gewöhnlichen Ausdruck der Angst „eck, eck, eck“ ausstoßend, drehte sich auch gewöhnlich ab und kehrte dem Beobachter den Rücken zu. Die Nabelschnur, welche anfangs noch ziemlich weit herabhing, hatte sie bereits zwei Stunden nach der Geburt und zwar hart am Nabel abgebissen, ohne daß deshalb eine Blutung erfolgt wäre. Das Junge schien sehr schwach zu sein, regte sich wenig und gab nur leise, mehr tönende als schreiende Laute von sich. Bereits in den Nachmittagsstunden schien die Mutter zu merken, daß ihr Kind sterben werde; denn sie hatte es auf dem Boden des

Käfigs abgelegt, ging auf und ab, oft an dem Kleinen vorüber und betrachtete es dabei mit anscheinend gleichgültigem Blicke; doch duldete sie nicht, daß Jemand von uns es aufnahm, ergriff es vielmehr sofort, wenn einer Miene machte, es zu berühren, und legte es wieder an ihre Brust. Gegen Abend war das Junge bereits regungslos; am nächsten Morgen lag es verendet auf dem Boden des Käfigs.

Ob infolge der Geburt, ob aus anderen Gründen, bleibe dahin gestellt: jedenfalls zeigte das Weibchen in der nächsten Zeit ein durchaus verändertes Wesen, litt entschieden, bekundete wenig Freßlust, saß viel auf einer und derselben Stelle, versteckte sich halb im Stroh, zitterte, als ob Frost es schüttele, legte sich oft nieder und sah überhaupt höchst kläglich aus. Um andere Affen bekümmerte es sich nicht mehr, und auch als ich ihm in zwei weiblichen, sanftmüthigen Makaken Gesellschaft geben ließ, verhielt es sich abwehrend. Dies änderte sich jedoch plötzlich, als Mitte Novembers ein Makake geboren hatte. Wenige Minuten später nämlich bemerkten die Wärter das Junge in den Armen des Hamadryasweibchens, so daß sie zu der thörichten Ansicht verleitet wurden, letzteres habe ein zweites nachgeborenes Junge zur Welt gebracht. Diese Meinung wurde nun freilich sehr bald durch das Thier selbst zerstört, da es sich wenig mütterlich betrug, das Junge oft aufs Stroh legte und sich zeitweilig kaum um dasselbe kümmerte. Deshalb erhielt denn auch die wahre Mutter endlich ihr Kind zurück, leider aber doch zu spät, da es am anderen Morgen ebenfalls verendete. So unmütterlich das Betragen des Hamadryasweibchens erscheinen muß, so läßt sich kaum daran zweifeln, daß seine vorhergehende Krankheit hauptsächlich eine Folge der Gemüthsbewegung über den Verlust des Jungen war, und es vielleicht nur in der Absicht, sich schadlos zu halten, der Makakenmutter ihr Kind raubte. Es steht dies wenigstens vollständig im Einklange mit den Beobachtungen, welche ich an anderen Affen gemacht habe, im Einklange auch mit dem Benehmen der freilebenden Mantelpaviane gegen ihre Kinder oder kleine unselbständige Affen ihres Geschlechts überhaupt. Ja, nicht einmal bloß die Mütter oder die Weibchen insgemein, sondern auch die Männchen beweisen jungen Affen ihrer Art die größte Zärtlichkeit und treten unter Umständen mannhaft für sie in die Schranken.

Wenn die Mantelpaviane still sitzen, schweigt die ganze Gesellschaft, so lange sich nichts Auffälliges zeigt. Ein etwa herankommender Menschenzug oder eine Viehherde entlockt einem oder dem anderen ganz sonderbare Laute, welche am besten mit dem Gebell mancher Hunde verglichen werden können und wahrscheinlich nichts anderes bezwecken, als die Aufmerksamkeit der Gesammtheit zu erregen. Bei gefahrdrohender Annäherung eines Menschen oder eines Raubthieres aber werden die allerverschiedensten Töne laut. Am treffendsten kann man das Stimmengewirr einer erregten Hamadryadenherde mit dem Grunzen und Quieken eines zahlreichen Rudels von Schweinen vergleichen. Dazwischen vernimmt man Laute, welche bald an das Brüllen des Leoparden, bald an das dumpfe Brummen eines Herdenstiers erinnern. Die ganze Gesellschaft brüllt, brummt, bellt, schreit, grunzt und quiekt durcheinander. Alle kampffähigen Männchen rücken auf der Felskante vor und schauen aufmerksam in das Thal hinab, um die Gefahr abzuschätzen; die Jungen suchen Schutz bei den älteren; die Kleinen hängen sich an die Brust der Mütter oder klettern auch wohl auf deren Rücken, und nunmehr setzt sich der ganze Zug in Bewegung und eilt auf allen Vieren laufend und hüpfend dahin.

Vor den Eingeborenen fürchtet sich der Hamadryas so gut wie nicht. Er zieht, unbekümmert um die braunen Leute, dicht vor ihnen hin und trinkt aus demselben Bache mit ihnen. Ein Weißer erregt jedoch schon mancherlei Bedenken, obwohl man nicht gerade behaupten kann, daß die Affen vor ihm scheu entfliehen. Mehr noch als andere Familienverwandte zeigen unsere Paviane jene bedächtige Ruhe, welche niemals um einen Ausweg verlegen ist, die Gefahr mag noch so nah sein. Anders verhält sich die Sache, wenn die Herde Hunde oder gar Leoparden gewahrt. Dann erheben die alten Männchen ein furchtbares Gebrüll und Gebrumm, schlagen erzürnt mit der einen Hand auf den Felsen, fletschen die Zähne und schauen funkelnden Auges auf jene Störenfriede hinab, augenscheinlich bereit, gemeinsam über sie herzufallen.

Die erste Gesellschaft, welcher ich begegnete, ruhete eben von ihrer Frühwanderung aus. Sie saß auf der Kante eines nach beiden Seiten hin ziemlich steil abfallenden Grates. Ich hatte schon von weitem die hohen Gestalten der Männchen gesehen, dieselben aber für auf dem Kamme liegende Felsblöcke gehalten; denn mit solchen haben die Affen, so lange sie ruhig sind, die größte Aehnlichkeit. Erst ein wiederholtes einlautiges Bellen, ungefähr dem hoch ausgestoßenen Laute „Kuck" vergleichbar, belehrte mich. Aller Köpfe richteten sich nach uns hernieder; nur die Jungen spielten noch unbesorgt weiter, und einige Weibchen gaben ihr Lieblingsgeschäft nicht auf, sondern durchsuchten noch eifrig den Pelz eines alten Herrn nach Ungeziefer. Wahrscheinlich würde die ganze Gesellschaft in beobachtender Haltung geblieben sein, hätten wir nicht zwei muntere und thatenlustige Hunde mit uns geführt, schöne, schlanke Windspiele, gewohnt, die Hiäne von den Wohnungen abzutreiben, erprobt selbst im Kampfe gegen den Wolf jener Länder. Sie antworteten mit Gebell auf besagte Laute, und sofort entstand ein allgemeiner Aufstand unter der Herde. Es mochte den Affen daran zu liegen scheinen, einen noch sichereren Aufenthaltsort zu suchen. Sie zogen deshalb bis auf die letzten Posten längs des Kammes dahin und verschwanden unseren Blicken. Doch sahen wir zu unserer Ueberraschung bei der nächsten Biegung des Thales die ganze Herde, diesmal an einer senkrecht erscheinenden, sehr hohen Felsenwand, wo sie in langer Reihe, in einer heute noch mir unbegreiflichen Weise gleichsam an den Felsen klebten. Diese Reihe erschien uns zu lockend, als daß wir sie hätten ungestört in ihrer Ruhe lassen können. Die Jagdlust wurde allzumächtig. Von dem Bedauern, welches jeder Jäger verspürt, wenn er kleine Affen jagt oder jagen will, fühlten wir jetzt keine Regung in uns aufsteigen; denn die Hamadryaden erschienen uns durchaus nicht als Abbild des Menschen, sondern als wüthende, grimmige Raubthiere, keiner Schonung werth und zur Jagd durchaus geeignet. Leider war die Wand so hoch, daß an ein sicheres Schießen nicht zu denken war. Wir gedachten also die Gesellschaft wenigstens aufzustören. Der Knall des ersten Schusses brachte eine unbeschreibliche Wirkung hervor. Ein rasendes Brüllen, Heulen, Brummen, Bellen und Kreischen antwortete; dann setzte sich die ganze Kette in Bewegung und wogte an der Felswand dahin mit einer Sicherheit, als ob die Gesellschaft auf ebenem Boden sich fortbewege, obgleich wir nicht absehen konnten, wie es nur möglich war, festen Fuß zu fassen. Ein schmales Gesims schien von den Affen als höchst bequemer Weg betrachtet zu werden. Nur an zwei Stellen, wo sie einmal gegen drei Meter in die Tiefe und beinahe ebenso wieder aufsteigen mußten, bewegte sich der Zug langsamer und vorsichtiger. Wir feuerten etwa sechs Schüsse ab; aber es war uns unmöglich, sicher zu zielen, auch schon weil der Anblick so viel Ueberraschendes hatte, daß uns alle Ruhe verloren ging. Immerhin aber waren unsere Kugeln noch gut genug gerichtet, um die Aufregung der Affen bis zum Entsetzen zu steigern. Ueberaus komisch sah es aus, wie die ganze Herde nach einem Schusse urplötzlich sich an einem Felsen anklammerte, als fürchte sie, durch die bloße Erschütterung zur Tiefe herabgestürzt zu werden. Wie es schien, entkamen alle unversehrt unseren Geschossen. Allein der Schreck mochte ihnen doch wohl einen Streich gespielt haben; denn es wollte uns dünken, als hätten sie die ihnen sonst eigene Berechnung diesmal ganz außer Acht gelassen. Beim Umbiegen um die nächste Wendung des Thales trafen wir die Gesellschaft nicht mehr in der Höhe, sondern in der Tiefe an, eben im Begriffe, das Thal zu überschreiten, um auf den gegenüberliegenden Höhen Schutz zu suchen. Ein guter Theil der Herde war bereits am jenseitigen Ufer angekommen, die Hauptmasse jedoch noch zurück. Unsere Hunde stutzten einen Augenblick, als sie das wogende Gewimmel erblickten; dann stürzten sie sich mit jauchzendem Bellen unter die Bande. Jetzt zeigte sich uns ein Schauspiel, wie man es nur selten zu schauen bekommt. Sobald die Hunde herbeieilten, warfen sich von allen Felsen die alten Männchen herab in das Thal, jenen entgegen, bildeten sofort einen Kreis um die Rüden, brüllten furchtbar, rissen die zähnestarrenden Mäuler weit auf, schlugen mit den Händen grimmig auf den Boden und sahen ihre Gegner mit so boshaften, wüthend funkelnden Blicken an, daß die sonst so muthigen, kampflustigen Thiere entsetzt zurückprallten und ängstlich bei uns Schutz suchen wollten. Selbstverständlich

hetzten wir sie von neuem zum Kampfe, und es gelang uns, ihren Eifer wieder anzufachen. Das Schauspiel hatte sich jedoch inzwischen verändert: die sich siegreich wähnenden Affen waren unterdeß auf die erkorene Seite gezogen. Als die Hunde von frischem anstürmten, befanden sich nur wenige in der Tiefe des Thales, unter ihnen ein etwa halbjähriges Junges. Es kreischte laut auf, als es die Hunde erblickte, flüchtete eilends auf einen Felsblock und wurde hier kunstgerecht von unseren vortrefflichen Thieren gestellt. Wir schmeichelten uns schon, diesen Affen erbeuten zu können: allein es kam anders. Stolz und würdevoll, ohne sich im geringsten zu beeilen und ohne auf uns zu achten, erschien vom anderen Ufer herüber eines der stärksten Männchen, ging furchtlos den Hunden entgegen, blitzte ihnen stechende Blicke zu, welche sie vollkommen in Achtung hielten, stieg langsam auf den Felsblock zu dem Jungen, schmeichelte diesem und trat mit ihm den Rückweg an, dicht an den Hunden vorüber, welche so verblüfft waren, daß sie ihn mit seinem Schützlinge ruhig ziehen ließen. Diese muthige That des Stammvaters der Herde erfüllte uns ebenfalls mit Ehrfurcht, und keiner von uns dachte daran, ihn in seinem Wege zu stören, obgleich er sich uns nah genug zur Zielscheibe bot. In dem Gebüsche, welches die bereits übergesetzte Herde noch zu durchschreiten hatte, wurden währenddem alle nur denkbaren Töne laut, und einigemal vermeinten wir so deutlich das Gebrumm des Leoparden zu vernehmen, daß ich mich schließlich verleiten ließ, diesem Raubthiere nachzuspüren, glaubend, es möchte durch die Affen aufgestört worden und vielleicht mit ihnen im Kampfe begriffen sein; doch waren es nur die Paviane gewesen, welche die merkwürdigen Töne ausgestoßen hatten.

Am folgenden Tage sollte ich übrigens Gelegenheit erhalten, Affen und Leoparden zusammen zu sehen; ich verspare mir aber die Erzählung dieses Auftritts bis zur Beschreibung des Räubers selbst, weil dieser es war, welcher dabei die hervorragendste Rolle spielte.

Auf späteren Jagden lernte ich die Hamadryaden noch besser kennen und dabei die unglaubliche Lebenszähigkeit dieser Thiere bewundern. Wenn sie die Kugel nicht unmittelbar aufs Blatt oder in den Kopf erhielten, gingen sie uns regelmäßig verloren. Sie eilten, auch wenn sie stark verwundet waren, noch so rüstig davon, daß sie immer entkamen. Schrotschüsse fruchteten gar nichts. Sie griffen dann nur nach der verwundeten Stelle, rieben sie mit der Hand und setzten ihren Weg weiter fort, als ob nichts geschehen wäre. Schließlich waren wir so kühn geworden, daß wir nicht daran glaubten, bei solchen Jagden irgendwie gefährdet zu sein. Allein auch hierüber sollten wir bald eines Besseren belehrt werden.

Als ich mit dem Herzoge von Koburg-Gotha, seinen fürstlichen Begleitern und der übrigen Reisegesellschaft das zweite Mal durch das Thal von Mensa zog, machte uns einer der Abessinier auf einige Mantelpaviane aufmerksam, welche auf ziemlich hohen Bäumen saßen. Ich erwähne dies ausdrücklich, weil die Paviane, wie ich oben sagte, gewöhnlich nur im Nothfalle Bäume ersteigen. Selbstverständlich wurde sofort auf die entdeckten Schelme Jagd gemacht, obgleich ich davon abrieth, weil ich richtig vermuthete, daß die Hauptmenge auf der anderen Seite des Berges sitzen würde. Beim Umgehen einer Thalbiegung sahen wir denn auch eine der größten Herden, welche uns überhaupt vorgekommen, langsam an den Bergwänden dahinschreiten. Ihnen wurde jetzt eine wahre Schlacht geliefert. Mehr als zwanzig Schüsse fielen von uns, mehrere der Paviane wurden getödtet, viele verwundet und die ganze Herde nach und nach auf den Kamm des Berges getrieben. Anfänglich schossen wir vom Thalgrunde aus: bald aber suchten wir an der gegenüberliegenden Wand geschütztere Standorte; denn die von uns durch unsere Schüsse ebenso erschreckten wie erzürnten Thiere griffen jeden Stein auf, welchen sie auf ihrem Wege liegen sahen, und rollten ihn in die Tiefe hinab. Der Büchsenspanner des Herzogs versicherte, ein großes Männchen gesehen zu haben, welches mit einem gewaltigen Steine unter dem Arme einen Baum erstiegen und von dort aus seine Bürde nach uns zu in die Tiefe hinabgeschleudert habe. Mehrere der Rollsteine flogen uns im Anfange so nahe an den Köpfen vorbei, daß wir das Lebensgefährliche unserer Stellung augenblicklich einsahen und förmlich flüchteten, um bessere Plätze zu gewinnen. Während des

Gefechtes blieb die Thalsohle für unsere nachkommende Karawane vollständig gesperrt; denn die Hamadryaden rollten Steine von mehr als Kopfgröße zur Tiefe hernieder. Daß die gesunden, den Indianern gleich, ihre Leichen vom Schlachtfelde weggetragen hätten, wie Bayssière beobachtet haben will, ist von uns nicht gesehen, auch etwas darauf Bezügliches anderweitig nicht vernommen worden. Dagegen unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß die fernere Erzählung jenes Reisenden ihre Richtigkeit hat. Bayssière erlegte nämlich ein Weibchen, welches ein Junges trug, und beobachtete, daß letzteres seine Mutter im Tode nicht verließ, sondern sich willig von den Todfeinden fangen ließ und ungeachtet seiner anfänglichen Störrigkeit bald zahm und sanft wurde. Auch dieser Reisende wurde durch das Herabrollen von Steinen durch Paviane arg belästigt.

Mir ist es, seitdem ich die Thiere selbst in ihrer Freiheit sah, durchaus nicht mehr unwahrscheinlich, daß sie auf einen nicht mit dem Feuergewehre bewaffneten Menschen im Augenblicke der höchsten Gefahr muthig losgehen und ihn gemeinsam angreifen, wie die Araber und Abessinier oder übereinstimmend gute Beobachter, namentlich Rüppell und Schimper, erzählen. Wir selbst haben zwar keine Erfahrungen gesammelt, welche jene Beobachtungen bestätigen könnten, wohl aber gesehen, daß die Hamadryaden selbst vor dem Bewaffneten nur höchst langsam und mit sehr vielsagendem Zähnefletschen und Brüllen sich zurückziehen. Schimper versicherte mir, daß der Hamadryas ohne Umstände Menschen nicht nur angreife, sondern auch bewältige und tödte; alte Männchen sollen sich sogar ungereizt und zwar wiederholt über holzsammelnde Mädchen hergemacht und sie umgebracht haben, wenn sie sich widersetzten. Auch Rüppell gibt an, daß der scheußliche Affe unter die gefährlichsten Gegner des Menschen gerechnet werden muß.

In Egypten und namentlich in Kairo sieht man oft Mantelpaviane im Besitze von Gauklern und Volksbelustigern. Wahrscheinlich werden noch heute genau dieselben Spiele dem Volke zur Schau gegeben, welche schon Alpinus sah, wie ja auch heutigen Tages noch mit der Brillenschlange in derselben Weise gegaukelt wird, in welcher Moses vor Pharao gaukelte. Zumal an Festtagen findet man auf jedem größeren Platze der Hauptstadt einen Affenführer und Schlangenbeschwörer. Die bezüglichen Vorstellungen stehen unter der Mittelmäßigkeit oder vielmehr, sie sind pöbelhaft gemein. Der Schausteller hat die Gelehrigkeit des Pavians benutzt, um seine eigene Unsauberkeit im scheußlichsten Zerrbilde wiederzugeben, und die Naturanlage des Affen kommt seinem Herrn nur zu gut zu Statten. Uebrigens benutzten die egyptischen Gaukler gewöhnlich Weibchen; denn die Männchen werden mit der Zeit zu bösartig und gefährlich. Sogar in Egypten dürfen sie nicht ohne Beißkorb ausgeführt werden. Dieser hindert sie jedoch immer noch nicht, Unfug zu stiften. Ich ritt einst durch die Straßen Kairo's und stieß dabei mit dem Fuße an einen auf der Straße sitzenden Hamadryas; mein Reitesel lief im schnellsten Galopp: gleichwohl hatte der Pavian im nächsten Augenblicke mich am Beine gepackt und riß mir mit wenigen Griffen die Gamasche, den Strumpf und Schuh vom Fuße, mir zugleich als Zeichen seiner Gewandtheit und Freundlichkeit noch ein paar ziemlich tiefe Wunden hinterlassend.

Ich habe später vielfach Gelegenheit gehabt, gefangene Hamadryaden zu beobachten, und mehrere von ihnen, junge wie alte, auch längere Zeit selbst gepflegt. In der Jugend sind alle liebenswürdig, zuthunlich, ihren Pflegern im höchsten Grade anhänglich, gegen andere Menschen freundlich, gegen andere Affen friedfertig; sie gleichen den in Geberden und Wesen artigen Babuinen und erwerben sich eine allgemeine Zuneigung. Dies aber ändert sich, sobald sie halbwegs mannbar werden, und mit zunehmendem Alter treten die unliebenswürdigen Eigenschaften immer schärfer hervor. Niemals habe ich einen alten Mantelpavian gesehen, welcher nicht die verkörperte Wuth und Bosheit gewesen wäre, und nur einen einzigen habe ich kennen gelernt, welcher mit seinem Wärter auf wenigstens erträglichem Fuße stand. Die Peitsche vermag viel, aber nicht alles, und die Tücke dieses Affen bleibt unter allen Umständen zu fürchten. Einen Mantelpavian von einem Käfige in den anderen zu bringen, ist ein schwieriges Unternehmen, weil er, gereizt, auch auf seinen Pfleger mit blinder Wuth sich zustürzt und bei seiner Stärke ein keineswegs zu unterschätzender

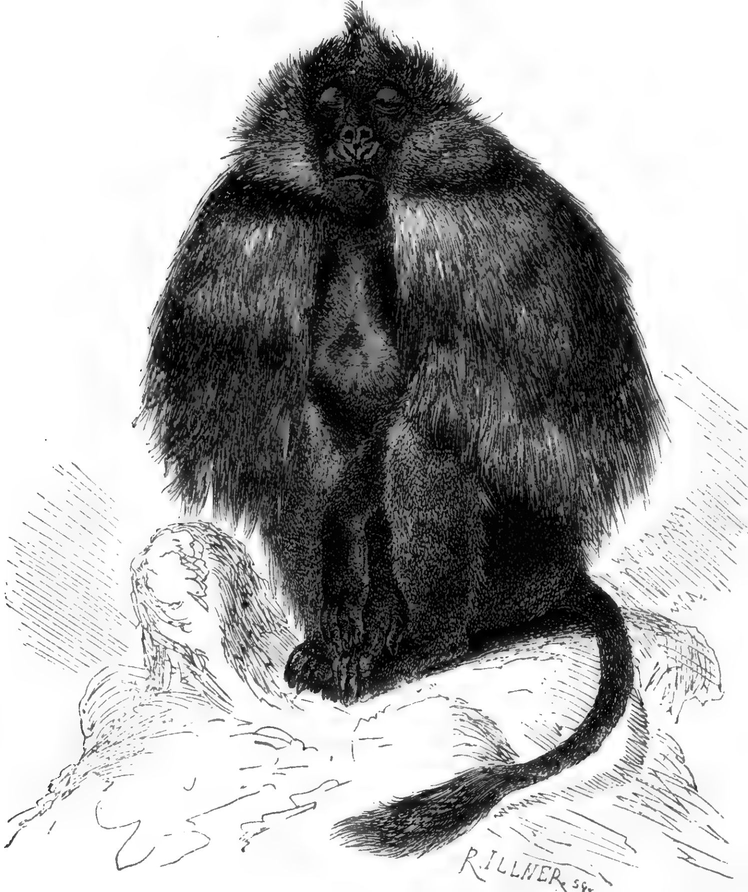
Gegner ist. Nur durch Erregung seiner Leidenschaft gelingt es, ihn in die ihm gestellte Falle zu locken, und wenn er wirklich einmal wüthend gemacht wurde, fällt er auch der plumpesten Vorkehrung zum Opfer. Falls ihn seine Neugier nicht lockt, treibt ihn seine Wuth, seine Rachsucht dahin, wohin man ihn haben will. Im Zorne vergißt er alles, sich selbst sogar. Ein einziger Blick macht ihn wüthend, Gelächter rasend, Strafe geradezu toll und unsinnig. Andere Affen lassen sich, wenn sie erkrankt oder verwundet sind, behandeln und verbinden; beim Mantelpavian ist dies gänzlich unausführbar. Ein Gefangener, welchen ich pflegte, litt an einem unbedeutenden Ausschlage, welcher namentlich auf einem seiner Beine hervortrat; es war aber unmöglich, ihm zu helfen, weil es nach einem misgeglückten Versuche Niemand mehr wagen wollte, ihn mit dem Sacknetze einzufangen und festzuhalten. Der Ausschlag mochte ihm zuweilen ein heftiges Jucken bereiten; denn er zuckte oft mit dem einen Beine, und begann sodann heftig sich zu kratzen. Dies verursachte ihm endlich Schmerzen, und darüber wurde er allgemach so wüthend, daß er das Bein mit beiden Händen packte und wüthend in dasselbe biß, als habe er es mit einem tödtlich gehaßten Gegner zu thun. Diese Leidenschaftlichkeit zeigte sich auch im Umgange mit dem zarteren Geschlechte. Im Freileben hat der weibliche Hamadryas wenigstens Raum, um den stürmischen Liebesanträgen des Männchens auszuweichen; im Käfige dagegen muß es trotz seiner Willfährigkeit oft sehr viel leiden. Denn so heiß und glühend auch das Verlangen des Thieres ist: seine unsinnige Leidenschaft findet in der Erreichung des Erstrebten kein volles Genügen. Ohne Knüffe und Bisse geht es bei einer Paarung dieser Affen nie ab, und sehr oft entwindet sich das Weibchen nur blutend den stürmischen Umarmungen seines Gatten oder Ueberwältigers.

In unmittelbarer Nähe des Hamadryas wohnt ein zweiter Mantelpavian, welcher neuerdings zum Vertreter einer besonderen Sippe erhoben worden ist, obgleich er sich vom Hamadryas nur durch die nicht endständigen, sondern zurückliegenden Nasenlöcher, eine nackte Stelle auf Hals und Brust, reicheren Mantel, längere Schwanzquaste und unwesentliche Eigenthümlichkeiten im Zahnbau unterscheidet.

Der Dschelada der Abessinier (Cynocephalus oder Theropithecus Gelada, Macacus Gelada) ist der Riese seiner Familie und noch bedeutend größer als der Hamadryas, wenn auch sein Entdecker, unser Landsmann Rüppell, dies in Abrede stellt. Schimper, welcher über dreißig Jahre in Abessinien lebte, und Heuglin stimmen darin überein, daß der Dschelada zuweilen Mannesgröße erreicht. Vom Hamadryas unterscheidet er sich auf den ersten Blick. Der sehr reiche Pelz, welcher sich auf Hinterhals, Nacken und Rücken mantelartig verlängert, ist schwarzbraun, insbesondere im Gesicht, Kinn und Kehle, der Mantel und die lange Schwanzquaste gelblichbraun, das Haar auf Kehle, Vorderhals, Brust, Bauchmitte und den Vorderarmen braunschwarz, das Gesicht schwarz. Die beiden nackten Stellen auf dem Vorderhalse und der Brust sind dreieckig, und da sie mit den Spitzen gegen einander stehen, zusammen einer Sanduhr ähnlich; grau und weiß gesprenkelte Haare fassen sie ein. Im Gegensatze zum Hamadryas hat der Dschelada nur sehr kleine, vollständig von einander getrennte schwarzgraue Schwielen.

Fast in denselben Gegenden findet man eine Spielart unseres Affen, wenn nicht eine selbständige Art, den Tokur Sindschero. Nach Schimpers Angaben unterscheidet sich dieser fragliche Affe durch seine bedeutende Größe, die Schwärze seines Pelzes und das lebhafte Roth der nackten Bruststellen, soll auch eine andere Lebensweise führen, namentlich nur in kleineren Herden von dreißig bis vierzig Stücken zusammenleben. Der Dschelada bewohnt, laut Rüppell, die höheren Berggipfel in Simién, dem eigentlichen Hochlande von Abessinien. Schimper sagte mir, daß man ihn gewöhnlich in einem Höhengürtel findet, welcher zwischen 3000 bis 4000 Meter über dem Meere liegt. Hier lebt er in ungeheueren Scharen; an der unteren Grenze seines Hochgebirges dagegen erscheinen nur kleine Trupps von ein- bis zweihundert Stücken. Auch er verläßt die felsigen, mit Gestrüpp bedeckten Wände bloß, um in der Tiefe zu rauben. Seine gewöhnliche Nahrung

besteht aus verschiedenen Zwiebeln, welche er ausgräbt, Orchideen, Liliaceen, aus Gräsern, Kräutern, Früchten aller Art, und selbstverständlich aus Kerbthieren, Würmern, Schnecken und dergleichen. Die Felder besucht er ebenfalls und zwar, wie die Abessinier behaupten, immer genau zu der Zeit, in welcher der Wächter nicht vorhanden ist. Obgleich weit weniger unverschämt und zudringlich als der Hamadryas, richtet doch auch er großen Schaden an, hauptsächlich deshalb, weil er immer in Menge einfällt. Vor dem Menschen flüchtet stets die ganze Herde, ohne sich jemals zu vertheidigen; doch ist es immerhin nicht rathsam, einem aufs äußerste getriebenen Dschelada zu nahe zu kommen: denn sein Gebiß ist mindestens ebenso furchtbar wie das seines Verwandten.



Dschelada (Cynocephalus Gelada). ⅓ natürl. Größe.

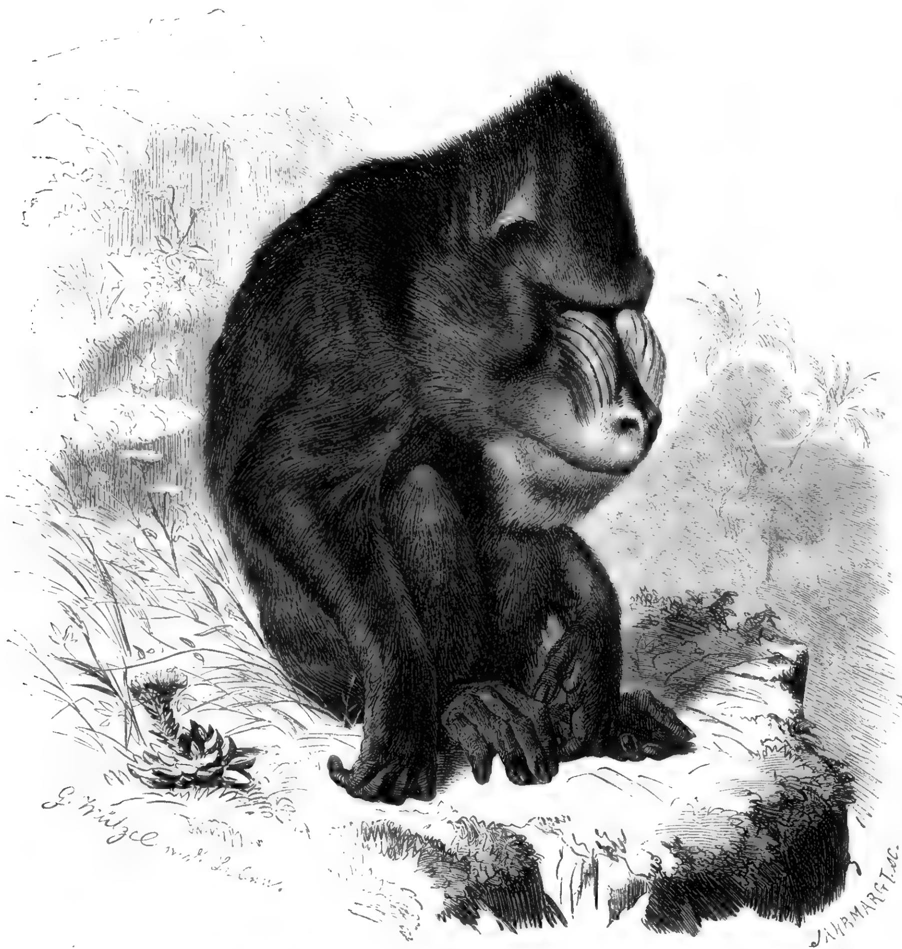
Mit diesem lebt der Dschelada durchaus nicht in freundschaftlichen Verhältnissen. Die Berge von Simién gleichen großen Häusern; sie fallen von oben her nur sanft, ungefähr dachartig, hierauf aber plötzlich Hunderte von Metern mehr oder weniger steil, bis senkrecht ab. In diesen Wänden nun gibt es Felsenhöhlen genug, in denen unsere Affen schlafen. Bei Tage sieht man sie oft in langen Reihen, zu Tausenden vereinigt, auf den Gesimsen und Vorsprüngen sitzen. Sie haben dann ihren Futtergang beendet und sind gesättigt von oben herabgekommen. Selten steigen sie bis zu dem Fuße der steilen Wandungen hernieder, eben, um einmal ein Feld da unten zu besuchen. Bei solchen Ausflügen treffen sie dann zuweilen mit den Hamadryaden zusammen, und nunmehr beginnt eine förmliche Schlacht zwischen beiden Heeren. Die Feindschaft der Gegner muß sehr groß sein. Man bemerkt dies an dem unglaublichen Zorne, mit welchem sie auf einander losstürmen. Zwar

kommt es nicht zu ernsthaften Angriffen, aber doch zur Fehde. Dscheladas und Hamadryaden erheben ein furchtbares Geschrei; dann rollen erstere große Steine auf letztere herab, denen diese mit funkelnden Blicken unter Brüllen, Brummen und Bellen auszuweichen suchen. Einzelne alte Recken stürmen auch wohl auf einander los und suchen sich gegenseitig zu packen. Sie zausen sich dann tüchtig an dem ihre Männlichkeit bekundenden Mantel und beißen sich sogar mitunter; allein in der Hauptsache bleibt es beim Geschrei und bei den wuthfunkelnden Blicken. Für den Zuschauer haben diese Kämpfe etwas überaus Ergötzendes. — Schimper glaubt übrigens, daß aller Feindschaft zum Trotze zuweilen Vermischungen zwischen Dschelada und Hamadryas vorkommen.

Auf den Tokur Sindschero bezieht sich eine treffliche Lebensschilderung, welche wir Heuglin verdanken. „Der Affe bewohnt in zahlreichen Familien die Klüfte und Höhlen der steilen Abfälle, auf denen er seine schwindelnden Wechsel über den tiefsten Abgründen sehr regelmäßig einhält. Tritt nach einer kalten Nacht die Sonne über die Berge von Amba Sel herauf, so verlassen die Erdpaviane ihre Felsklüfte, wo sie, sicher vor Leoparden und Hiänen, hart an einander gekauert geruht haben. Langsam und scheinbar starr vor Frost steigen sie, geführt von alten Männchen, auf eine sonnige, vom Winde geschützte Felsplatte, um sich zu erwärmen. Dort drängen sie sich gewöhnlich dicht aneinander, die Jungen an die Mütter, und machen vielleicht noch ein kleines Morgenschläfchen. Einige alte Männchen halten Wache, langweilen sich aber dabei, reißen den scheußlichen Rachen gähnend auf, wischen sich die Augen und brummen, wenn ein scharfer Windstoß die fuchsfarbigen Spitzen der langen Mähne, in welche sie sich wie in einen Pelzmantel einhüllen, in Unordnung bringt. Jetzt wird die Sonnenwärme kräftiger; behaglich streckt sich eine alte Aeffin, eine andere durchsucht den Pelz ihres hoffnungsvollen Sprößlings und zerbeißt zähnefletschend gewisse kleine Geschöpfe, welche sie dort entdeckt hat. Die Gesellschaft wird nach und nach lebhafter, das junge Volk ungeduldig. Man setzt sich endlich in Bewegung, ordnet sich in eine Linie, welche von einem alten Schêch angeführt und von einem anderen geschlossen wird. So geht es auf wagrechten, äußerst schmalen Felsstufen längs des Steinabfalles hin bis zu einer mit Sträuchern bewachsenen Schlucht. Dort führt der Steig nach unten, und so immer tiefer bis zu einer grünen, kesselartig von Felsen umschlossenen Matte. Ehe jedoch das Rudel diese betritt, wird vorsichtig die ganze Ebene betrachtet; doch andere Gesellschaften aus der Nachbarschaft treiben sich schon sorglos im Thale umher. Einige Schildwachen werden wohl ausgestellt; die ganze Bande geht dem Futter nach, welches vorzüglich in Knospen, Blättern, Früchten und Getreide besteht. Aber auch große Steine werden umgedreht, und ist einer zu schwach dazu, so sind ihm einige Kameraden behülflich; denn unter den Steinen gibt es Würmer, fette Larven, Käfer und Schnecken, welche auch nicht verachtet werden. Dazwischen spielen die jungen Männchen, possierlich springend, necken und quälen sich und ihre Alten und werden dafür tüchtig geohrfeigt, gebissen oder am Schwanze gezerrt. Mit frecher Höflichkeit nähert sich schmunzelnd ein Geck einer liebenswürdigen Aeffin; sie wendet sich züchtig und mit vielem Anstande von ihm ab. Er wird zudringlicher; der rechtmäßige Ehemann nimmt Kunde von der Lage: es entsteht Lärm, Schlägerei, und der Liebhaber wird schmählich davongejagt. Naht Gefahr, so geben die Wachen durch Bellen ein Zeichen; jede Truppe schart sich um ihren Anführer; die Mütter nehmen sorgsam ihre Jungen zu sich; alles beobachtet gespannt den Feind. Langsam nur eilt die Gesellschaft dem sicheren Felsen zu, hier und da Halt machend und sich umsehend.

„Ich habe versucht, Hunde, welche die Herde sehr leicht einholen, unter sie zu hetzen; aber sie ließen sich in kein Gefecht ein, wenn einige alte Paviane Miene machten, anzugreifen, und ihr Achtung einflößendes Gebiß zeigten. Bis an die Felsen verfolgt, werfen oder rollen die Affen nicht selten Steine auf ihre Feinde herab. Auch auf ebenem Boden gehen diese Thiere meist auf allen Vieren, richten sich aber dann und wann hoch auf, indem sie den Hinterkörper noch mit dem starken Schweife unterstützen. Auf höheren Bäumen habe ich sie nie gesehen. Ein Rudel besteht meist aus zwanzig bis dreißig Stücken, darunten nur einige alte Männchen; bei großen Streifzügen aber rotten sich wohl mehrere Hunderte zusammen und unternehmen meilenweite Wanderungen. Die Zeit

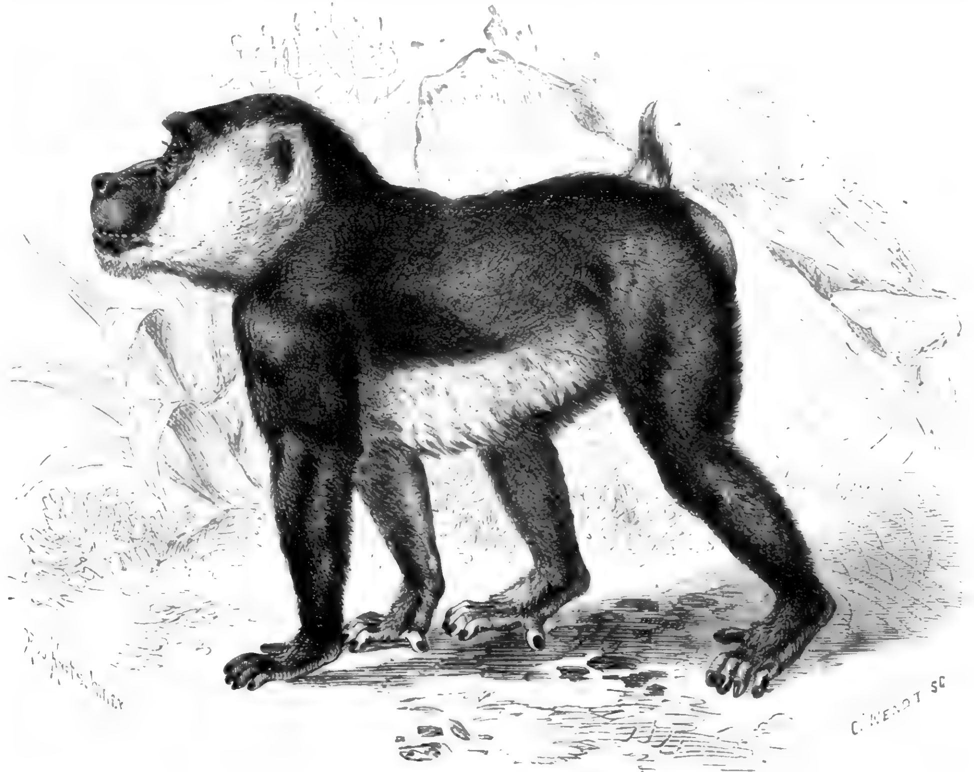
der Tränke ist nachmittags gegen vier Uhr. An den Quellen sind sie gar nicht scheu und nähern sich Menschen und Vieh oft bis auf wenige Schritte. Mit einbrechender Dunkelheit geht es immer wieder zurück in dieselbe Nachtherberge. Kafferadler, wohl auch Lämmergeier und Leopard, sind ihre Hauptfeinde."



Mandril (Mormon Maimon). 1/10 natürl. Größe.

Nicht ohne Grund trennt man die scheußlichsten aller Paviane, welche uns bis jetzt bekannt geworden sind, von den übrigen; denn sie unterscheiden sich von diesen sehr wesentlich. Nur der Leib als solcher zeigt noch den Bau der Verwandten; der Kopf dagegen, insbesondere der Schädel, ist unverhältnismäßig groß; die sehr kleinen Augen stehen eng zusammen; der Augenhöhlenrand erhebt sich leistenartig; auf der Nase verläuft beiderseitig eine anschwellbare gefurchte Längswulst. Die Glieder sind sehr kräftig; der Schwanz ist ein kurz angesetzter aufrechtstehender Stummel; die Schwielen breiten sich über den ganzen Hintern aus. Auch die Bekleidung hat ihr Absonderliches: der Pelz verlängert sich am Hinterkopfe und Nacken etwas; außerdem findet sich wenigstens bei der einen Art ein sehr lebhaft gefärbter, spitz zulaufender Kinnbart. Beide hierher gehörigen Paviane bewohnen das westliche Afrika und werden schon seit dreihundert Jahren nicht selten lebend zu uns gebracht.

Mit demselben Rechte, mit welchem wir den Guereza den schönsten aller Affen nennen können, dürfen wir den **Mandril** (Mormon Maimon, Simia Maimon, Simia hircina ꝛc.) als den häßlichsten bezeichnen. Alt ist er ein wahrhaft scheußliches Vieh in jeder Beziehung, und sein geistiges Wesen gleicht seinen leiblichen Eigenschaften vollständig. Der Leib ist sehr kräftig, beinahe etwas plump, der Kopf abscheulich, das Gebiß wahrhaft furchtbar, die Behaarung eigenthümlich rauh und struppig, die Färbung der nackten Theile im höchsten Grade grell und abstoßend. Jedes einzelne Haar ist schwarz und olivengrün geringelt, wodurch der Pelz der oberen Seite eine dunkelbraune, olivengrün überflogene Färbung erhält; an der Brust sehen die Haare gelblich, am Bauche weißlich, an den Seiten hellbräunlich aus; der Kinnbart ist lebhaft citronengelb; hinter dem Ohre befindet sich ein graulich weißer Flecken. Hände und Ohren sind schwarz, die Nase und ihre



Dril (Mormon leucophaeus). 1/10 natürl. Größe.

Umgebung zinnoberroth, die Wangenwülste kornblumenblau, die Furchen in ihnen schwarz, Hodensack und After hochroth, die Schwielen roth und blau. Alte Männchen erreichen eine Länge von 1 Meter und darüber bei etwa 60 Centim. Schulterhöhe, der Schwanzstummel dagegen mißt kaum mehr als 3 Centimeter.

Der verwandte **Dril** (Mormon leucophaeus, Simia, Inuus leucophaeus, Inuus brachyurus ꝛc.) ist etwas kleiner, sein Pelz oben olivenbraun, unten und an der Innenseite weißlich, der Backenbart fahlweißlich, das Gesicht schwarz; Hände und Füße sehen kupferbräunlich, die Schwielen und der Hodensack lebhaft roth aus. Die Länge des Erwachsenen beträgt etwa 85 bis 90 Centim., die Schulterhöhe 55 bis 60, die Länge des Schwanzes 8 bis 9 Centimeter.

Es ist auffallend genug, daß wir über das Freileben dieser beiden seit so vielen Jahren als Gefangene bekannten Affen nichts Sicheres wissen. Beide Arten stammen von der Küste von Guinea und werden namentlich von der Goldküste zu uns gebracht. Beide sollen truppweise in gebirgigen Wäldern, theils auf Felsen, theils auf Bäumen leben, ihren Aufenthalt aber nicht selten verlassen, um die naheliegenden Ansiedelungen zu besuchen und dort nach Herzenslust zu plündern. Man sagt auch, daß Rotten dieser Thiere in die Dörfer einfallen und in Abwesenheit der Männer Frauen und Kinder der Neger mishandeln. Die Eingeborenen sollen den Mandril mehr fürchten als den Löwen, sich niemals in einen Kampf mit ihm einlassen, ja nicht einmal die Waldungen betreten, in welchen der Affe sich aufhält, es sei denn, daß die Männer in großer Anzahl und mit guten Waffen versehen einen förmlichen Kreuzzug gegen ihre Feinde ausführen. Wie viel an diesen Gerüchten, welche von einer Naturgeschichte in die andere übergehen, Wahres ist, läßt sich nicht entscheiden; als unwahrscheinlich haben wir meiner Ansicht nach sie nicht anzusehen. Auffallend nur, daß die Neger so viele von den gefürchteten Thieren einfangen und an die Schiffer vertauschen.

In früherer Zeit gelangte Mandril und Dril viel öfter auf unseren Thiermarkt als gegenwärtig, obgleich sie auch jetzt noch keineswegs zu den Seltenheiten gehören. Insbesondere gilt dies von dem Mandril, welcher stets häufiger als der Dril zu uns gebracht wird. Den Alten waren beide unbekannt. „Dieses thier", sagt der alte Geßner, „ist mit grossem Wunder gen Augsburg gebracht un gezeiget worden. An seinen füssen hat es finger als der Mensch, und so man ihm deütet, so keert er den arß dar. Apffel, Biren vund allerley andere frücht isset dieß thier, auch brot: trinkt insonderheit gern weyn. So es hungrig ist, so ersteygt es die bäum, schütt die frücht abhär. Ist von natur fröudig vorauß gegen den weyberen, gegen welchen es sein fröudigkeit vil erzeiget. Das weyblein deß geschlächts gebirt alle zeyt zwey zumal ein par, namlich ein männlein und ein weyblein." Die diesen Worten beigegebene Abbildung stellt den Mandril in der bezeichneten Stellung, „so man ihm deutet", so gut dar, daß man nicht in Zweifel sein kann, welche Art man vor sich hat.

Ein junger Mandril ist ein allerliebstes Geschöpf, unter einer reichhaltigen Gesellschaft unserer Herren Vettern im Affenhause der ausgeprägteste Komiker, zu lustigen und tollen Streichen jeder Art aufgelegt, mit unverwüstlicher guter Laune begabt und ungeachtet seiner durch nichts zu erschütternden Unverschämtheit in keiner Weise widerwärtig. Die Eigenthümlichkeit, welche Geßner mit der Derbheit unserer Vorfahren kennzeichnet, zeigt allerdings auch schon der junge Mandril: sein Hintertheil dient ihm gleichsam zum Dolmetsch seiner Gefühle; doch geschehen hierauf bezügliche Bewegungen noch mit einer so ausgeprägten Harmlosigkeit, daß man über der Komik das Unanständige vergißt. Dies aber ändert sich nur zu bald, weit früher als bei anderen Pavianen, und schon nach wenig Jahren zeigt sich der Mandril in seiner ganzen Scheußlichkeit. Der Zorn anderer Affen ist, wie ein englischer Schriftsteller sich ausdrückt, „ein leises Fächeln des Windes, verglichen mit der Wuth des Mandril, welche einem jener entsetzlichen, alles vor sich niederwerfenden Stürme der Wendekreisländer gleicht", und ebenso groß wie sein Jähzorn ist seine Unanständigkeit. Zur Schilderung der letzteren fehlen die Worte. „Sein Geschrei, sein Blick und seine Stimme", sagt Cuvier, „kündigen eine vollkommen viehische Unverschämtheit an. Die schmutzigsten Gelüste befriedigt er auf die schamloseste Weise. Es scheint, als ob die Natur in ihm ein Bild des Lasters mit all seiner Häßlichkeit habe aufstellen wollen." Alles Widerwärtige, welches uns der Hamadryas und andere Paviane zeigen, erscheint dem Gebaren des Mandrils gegenüber als anständig. Seine Leidenschaftlichkeit kennt keine Grenzen. Erzürnt, geräth er in eine entsetzliche Aufregung, vergißt alles und stürzt sich gleichsam kopflos auf seinen Feind zu. Ein wahrhaft dämonischer Glanz strahlt aus den Augen des Scheusals, welches mit dämonischer Kraft und Böswilligkeit begabt zu sein scheint. Jetzt hat er nur den einen Gedanken: den Gegner zu zerreißen, und jedes Hindernis aus dem Wege zu räumen. Weder die Peitsche noch die blanke Waffe wird von ihm im geringsten beachtet. Sein Angriff bekundet nicht mehr Kühnheit, sondern geradezu Verrücktheit. Kein Thier haben die Wärter

mehr zu fürchten als einen wüthenden Mandril. Löwe und Tiger sind ihm gegenüber wahrhafte Lämmer, weil sie wenigstens verständig sich in die Umstände fügen, die Hamadryaden und andere Paviane, mit ihm verglichen, Anfänger oder Stümper. Vollkommen im Einklange mit dieser Erregbarkeit stehen die geschlechtlichen Ausschreitungen, welche sich der Mandril erlaubt.

Der alte Geßner hat ganz recht, wenn er zu verstehen gibt, daß sich seine Gefühle nicht allein auf Weibchen seiner Art, sondern auch auf Frauen richten. An gefangenen Mandrils beobachtet man nicht allein die zudringlichste Zuneigung zu Menschenweibern, sondern auch Eifersucht gegen deren rechtmäßige Liebhaber. Sie werden rasend, wenn ein Mann solche Freundinnen von ihnen liebkost oder zu liebkosen vorgibt, und tragen ihm ein so großes Verbrechen sicherlich lange Zeit nach. Im Pflanzengarten zu Paris wurde diese Eifersucht einmal sehr geschickt benutzt, um einen Mandril, welcher aus seinem Käfige ausgebrochen war und viel Unheil anrichtete, wieder in das Gefängnis zu bringen. Er hatte alle gütlichen Versuche scheitern gemacht und bereits einige von seinen Wärtern verwundet, als der schlaueste derselben auf den Gedanken kam, den Affen durch seine eigene Leidenschaft in den Kerker zurückzulocken. An der Rückseite des Käfigs befand sich eine kleine Thüre: hinter diese mußte sich die Tochter eines der Wärter stellen, und zwar so, daß sie der Affe sehen konnte. Nun trat einer der Wärter zu dem Mädchen, umarmte es und stellte sich dann an, als ob er es küssen wollte. Dies war zu viel für den verliebten Mandril. Er stürzte wie rasend auf den Mann los, gewiß in der besten Absicht, ihn zu zerreißen, mußte aber, um zu seinem Zwecke zu gelangen, nothwendig in den Käfig hineingehen. Alle Klugheit war vergessen; der eifersüchtige Affe ging ohne Besinnen durch die offene Thüre und sah sich eine Minute später hinter den eisernen Gittern.

„Der Paarungstrieb", sagt Reichenbach mit vollem Rechte, „ist wie bei den Affen überhaupt so bei den Mandrils vor anderen der faule Fleck in ihrem Charakter, an dem sie gewöhnlich untergehen. Schon vor der Reife des Körpers, im zweiten(?) Jahre, noch zeitiger bei den Weibchen als bei den Männchen, tritt dieser Trieb ein, wie die zeitweiligen Anschwellungen des Weibchens desselben, schon vor Ende des zweiten(?) Jahres, deutlich bekunden. Da nun in dieser Zeit keine wahre Begattung geschieht, so regen sich nicht nur beisammen, sondern vorzüglich einzeln lebende Stücke in dem Grade auf, daß sie sehr bald bis zu dem Grade geschwächt sind, wo sie hinsterben, daher wir so höchst selten einen jungen Mandril längere Zeit lebendig erhalten.

„Wir mögen uns das folgendermaßen erklären: Schon der Gesammtausdruck des Mandril scheint das Ideal eines Teufels verwirklichen zu sollen, daher er in Guinea schon seit seiner Entdeckung den Namen des Waldteufels erhielt. Der lange schmale zusammengedrückte Kopf deutet hin auf den grenzenlosesten Leichtsinn, wie die Höcker über den Schläfen auf das zornwüthige Wesen; die gänzlich verflachte Stirn ist ein Zeichen vom Verluste aller edlen Empfindung: sie spricht Wildheit, Rohheit und Grausamkeit im weitesten Umfange aus. Die überaus kleinen, einander so ganz genäherten Augen deuten auf die höchste List und Verschmitztheit, sowie die bedeutende Streckung des Untergesichtes auf eine Sinnlichkeit ohne Beschränkung. Welches Sittenzeugnis solchen Naturanlagen entspricht, ist nicht schwer zu errathen, und von dem schon durch Geßner bekannt gewordenen Gebaren an dürften alle gewöhnlichen Sitten des Thieres als Unsitten das Zerrbild vollenden, welches durch dasselbe auf der Stufe menschenähnlicher Geschöpfe wirklich ausgedrückt wird. Kauft man also junge Mandrils, so erlebt man eine Zeitlang an den leichtsinnigen, jugendfrischen und munteren, immer beweglichen Thieren die Freude ihrer Erscheinung in Gestalt, Farbe und Bewegung, und in dem heiteren, leichtfertigen Spiele ihrer Launen. Doch bald hat das ein Ende. Die Einsamkeit erzeugt jene unnatürliche Aufreizung durch den zu früh erwachenden Paarungstrieb, dessen wir oben erwähnten; infolge der eingetretenen Schwächung wird der Mandril mismuthig durch die Ueberreizung, welche er erlitten. Die Bewegungen mindern sich bis auf die einzige, welche den ganzen Organismus erschöpft und zerstört. Endlich sitzt er still mit gekrümmtem Rücken, den Kopf vorn überhängend, an die Wand oder an den Kletterbaum

gelehnt. Alle Annahme von Nahrung hört auf, und von Tag zu Tage wird das Thier schwächer, kann endlich nicht einmal mehr sitzen, sondern erschöpft nur noch liegend seine letzten Spuren von Kraft, bis es jämmerlich hinsterbend endigt. Solches Ende wird gewöhnlich den jungen Mandrils in Thierbuden und Thiergärten zu Theil, daher wir fast niemals oder höchst selten an solchen Orten einen erwachsenen Mandril gesehen haben.“

Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß diese Erklärung Reichenbachs viel Wahres oder doch Wahrscheinliches hat; für unbedingt richtig halte ich jedenfalls alle Voraussetzungen, von denen der scharf beobachtende Naturforscher seine Schlüsse zieht. Doch gibt es Ausnahmen. Schon Jardine berichtet von einem Mandril, welcher erwachsen und sehr zahm war, gegen seinen Wärter sich folgsam zeigte, aber, wie alle übrigen, durch Fremde leicht in Wuth gebracht werden konnte. „Dieser Mandril“, sagt unser Gewährsmann, „lernte unter anderem Branntwein trinken und Tabak rauchen. Ersteres that er sehr gern, zu dem letzteren aber mußte er erst durch das Versprechen gebracht werden, Branntwein und Wasser zu erhalten. In seinem Käfige stand ein kleiner Armstuhl, auf den er sich, wenn es ihm befohlen wurde, würdig setzte und fernere Befehle erwartete. Alle seine Bewegungen wurden langsam und bedächtig gemacht. Hatte der Wärter die Tabakspfeife angezündet und sie ihm gereicht, so betrachtete er sie genau und befühlte sie wohl auch, bevor er sie in das Maul steckte, um sich zu überzeugen, daß sie auch wirklich brenne. Er steckte sie dann ins Maul, faßte bis an den Kopf, und hielt sie einige Minuten daran, ohne daß man Rauch sah. Denn während dieser Zeit füllte er seine Backentaschen und sein geräumiges Maul; dann aber blies er den Rauch in Massen aus dem Munde, der Nase und zuweilen selbst aus den Ohren. Gewöhnlich schloß er dies Kunststück mit einem Trunk Branntwein und Wasser, welcher ihm in einem Becher gereicht wurde. Diesen nahm er ohne Umstände sogleich in die Hand.“ Einer der berühmtesten Mandrils lebte in England unter sehr günstigen Verhältnissen. Er war wohlbekannt unter dem Namen „Hans im Glücke“ und ziert noch heute nach seinem Tode das britische Museum. Das Thier hatte mehrmals die Ehre, infolge besonderer Einladungen ein Gast der königlichen Familie zu sein: kurz, es genoß, wie mein englischer Gewährsmann sagt, ein so glückliches Leben, als es nur immer einem Pavian zu Theil werden kann.

Einen anderen ebenfalls hochberühmten Mandril habe ich erst in den letzten Tagen besucht. Ich meine den großen Künstler vom Affentheater des Herrn Broekmann. Gedachter Mandril befindet sich seit sechszehn Jahren im Besitze seines Herrn und ist gezähmt und abgerichtet, wie nur ein Affe es sein kann. Gegen Fremde zeigt er sich selbstverständlich ebenfalls erregbar und jähzornig; mit seinem Herrn aber steht er auf dem vertrautesten Fuße, und selbst wenn er, um seinem Jähzorne geeigneten Ausdruck zu verleihen, nach Pavianart die Stäbe seines Käfigs schüttelt, als wolle er sie zerbrechen, darf Broekmann ohne Bedenken ihn am Halsbande packen und aus seinem Käfige herausnehmen, auch sofort zur „Arbeit“ verwenden. „Bei der allgemeinen Erfahrung der Thierzüchter“, sagt Reichenbach, welcher unseren Mandril ebenfalls kennt, „daß diese Affenart nur in ihrer freien Natur sich zu erhalten vermag, in der Gefangenschaft aber bald untergeht, weil sie in Einsamkeit und Müßiggang ihren rohen Lüsten erliegt, drängt sich uns die Frage auf, aus welchem Grunde wurde es denn möglich, daß Broekmann zwei Mandrils so glücklich aufzuziehen und gesund und kräftig zu erhalten vermochte. Wir glauben die richtige Antwort auf diese Frage in demselben Verhältnisse zu finden, welches im Menschengeschlechte unter ähnlichen Umständen gleiche Ergebnisse herbeiführen. Auch die zahlreichen Schoßhunde der Vorzeit treten in ihrer Faulheit und beständigen Ueberreizung als die elendesten Zerrbilder des Hundecharakters auf, während im Gegentheile diejenigen, welche man beschäftigte und zur Arbeit anhielt, das Hundegeschlecht würdig vertreten. Denselben Fall haben wir noch hier bei einem der wildesten und rohesten Affen. Auch seine niederen, rein thierischen Triebe und die sein eigenes Sein untergrabenden Gelüste fingen an zu schweigen oder wurden gar nicht erregt, als die besseren Fähigkeiten erweckt und bethätigt wurden, als der Mensch ihn emporzog aus jener Sphäre, die das Thier zu seinem

Untergange geführt haben würde, durch Lehre und Liebe zu Leistungen, welche den ersten Funken einer Geistesthätigkeit in ihm erweckten, und das Geschöpf wahrscheinlich in einer ungewohnten Spannung nach einer neuen Richtung hin fortwährend unterhielten. Das sicherste Mittel also, um die niederen Triebe im lebendigen Organismus zu zügeln und vor dem Verderben durch sie selbst ihn zu schützen, ist die Weckung und Bethätigung einer höheren Geistesthätigkeit; denn dieses Mittel entspricht der wahren Bedeutung und der eigentlichen Würde des organischen Lebens, welche nur auf einer unablässigen Veredelung beruht." Ich stimme diesen Worten vollständig bei und vertrete sie auch Denen gegenüber, welche im Thiere nichts anderes sehen als eine unbewußt arbeitende, von höherer Hand geregelte, von einer unerklärlichen Kraft getriebene Maschine. Gewiß, die Arbeit ist es gewesen, welche diesen Affen zu dem gemacht hat, was er ist: zu dem ausgezeichnetsten Mitgliede seiner Art, zu einem Mandril, wie es sicherlich bis jetzt noch wenige gegeben hat. Man muß dieses Thier, wie ich, im Käfige, hinter und auf der Bühne gesehen haben, um es vollständig würdigen zu können; man muß einer Unterhaltung zwischen ihm und seinem Herrn gelauscht haben, um zu verstehen, was Erziehung selbst bei einem so wilden und scheinbar unverbesserlichen Wesen zu leisten vermag. Ein derartiges Beispiel, wie dieser Affe es gewährt, ist im höchsten Grade lehrreich für Alle: es beweist schlagend, daß auch der Mensch nichts anderes ist, als ein Erbe Jahrtausende langer, allmählich sich steigernder Bildung und Gesittung, als ein Erzeugnis seiner Erziehung, nicht aber ein Mittelding zwischen Gott und Vieh, wie unsere Pfaffen und andere Rückschrittler es heutigen Tages noch behaupten.

Broekmann verkehrt mit seinem Mandril wie ein Freund mit dem anderen. Beide haben sich in einander eingelebt; der eine versteht den anderen, und das erzogene Thier beugt sich vor seinem Erzieher. Von Strafe oder auch nur einer Androhung dazu ist bei diesem Mandril keine Rede mehr: ein Blick genügt, ein gutes Wort besänftigt, ein ernstes bringt den Affen zur Besinnung zurück, wenn sich wirklich einmal der alte Adam regt. Der Mandril „arbeitet" gern und im vollsten Bewußtsein seiner Würde; er weiß genau, ob er eine Leistung zur Zufriedenheit oder Unzufriedenheit seines Gebieters ausgeführt hat, und strebt danach, ersters, so viel in seinen Kräften steht, zu thun. Willig kommt er aus seinem Käfige, ruhig setzt er sich auf seinen Ankleidestuhl, und behülflich nimmt er alle Stellungen an, welche beim Ankleiden erforderlich werden. Mit entschiedenem Selbstbewußtsein tritt er als Schauspieler auf, und wie ein solcher ist er empfänglich für Lob und Tadel. Für ein gut geartetes Thier will alles dies wenig besagen, für einen Mandril ist es das Außerordentlichste, was die Erziehung leisten kann. Aus dem Grunde erachte ich einen Besuch dieses Affentheaters mindestens für ebenso lehrreich, als manch eine Vorlesung solcher Thierkundigen, welche über das geistige Wesen der Thiere ein Urtheil sich anmaßen, ohne viel mehr von den Thieren zu kennen, als die gedörrten Häute im Museum.

Heute, während ich diese Zeilen überlese, ist der berühmte Mandril todt; sein Bild aber zeigt die von Mützels Künstlerhand herrührende Abbildung in lebenswahrer Treue.

Der Unterschied zwischen allen Erzeugnissen des heißen Erdgürtels der alten Welt und denen Südamerika's ist regelmäßig ein durchgreifender und augenscheinlicher. Die Westhälfte der Erde zeigt der Osthälfte gegenüber ein selbständiges Gepräge; nur hier und da erinnert etwas an die alte Welt; dann aber haben wir es nicht mit dem eigentlichen Amerika, mit den Landstrichen zwischen den Wendekreisen zu thun. Sie bilden eine eigene Welt für sich. Erde und Klima, Licht und Luft, Pflanze und Thier — alles ist anders als drüben im Osten. Deshalb tritt uns, wenn das Glück es uns gestattet, der Wandersehnsucht des Herzens zu folgen, in den Wendekreisen des Westens alles und jedes so märchenhaft und zauberartig entgegen: der Reiz der Neuheit besiegt, der Reichthum der Natur bewältigt und läßt die vielen Vorzüge unserer Erdhälfte vergessen.

Bei Betrachtung derjenigen Thiere, welche wir zunächst zu berücksichtigen haben, ist dies wohl weniger oder nicht der Fall. Die **Breitnasen** oder **Neuweltsaffen** (Platyrrhini oder Neopitheci) sind zwar merkwürdige Geschöpfe: schön aber sind sie nicht oder wenigstens nur ausnahmsweise, vielmehr unbeholfener, träger, trauriger, geistloser als die Altweltsaffen, weit harmloser, gutmüthiger, unschädlicher als letztere; aber eben deshalb keine echten Affen mehr. Denn diese wollen wir gar nicht ohne die nur ihnen gehörenden Eigenschaften, ohne ihre Lustigkeit, Munterkeit, Keckheit, Unverschämtheit, ja, ich möchte sagen, ohne ihre Niederträchtigkeit. Wir sind nun einmal gewohnt, unser Zerrbild in den merkwürdigen Gesellen zu erblicken, und fühlen uns unbefriedigt, wenn dieses Zerrbild nicht auch ein geistiges ist. Und nicht bloß wir Männer hegen eine solche Ansicht, sondern ebenso die Frauen, welche doch regelmäßig abgesagte Feinde jeder Verspottung des eigenen Ichs, ja alles Menschlichen sind: ich habe stets erfahren, daß aus Frauenmunde die Breitnasen als widerliche Geschöpfe bezeichnet wurden.

Die Neuweltsaffen unterscheiden sich regelmäßig durch ihren Körper- und Gliederbau sowie durch ihre Zahnbildung von ihren Vettern im Osten. Ihr Leib ist gewöhnlich schmächtig und schlankgliederig; der Schwanz fehlt nie und verkümmert auch nie, wird vielmehr häufig zur fünften Hand, indem er sich an seiner Spitze durch kräftige Muskeln zusammenrollen und deshalb als Greifwerkzeug gebrauchen läßt. Der Daumen der Vorderhände kann den übrigen Fingern nicht in demselben Grade gegenüber gestellt werden, wie dies an den Füßen der Fall ist. Die Nägel sind platt. Anstatt zweiunddreißig Zähnen bilden sechsunddreißig das Gebiß; es finden sich auf jeder Seite sechs Backenzähne. Backentaschen und Gesäßschwielen sind nie vorhanden. Die Nasenscheidewand ist breit. Kein einziges Mitglied der ganzen Familie erreicht eine bedeutende Affengröße, und keines hat eine vorspringende Schnauze. Ihre Färbung ist zwar mannigfaltig, aber niemals so bunt wie die vieler Affen Asiens und Afrika's.

Der Heimatskreis der Schmalnasen beschränkt sich auf Südamerika. Die Nordgrenze desselben bildet das Antillenmeer, auf dessen schönen Inseln keine Affen mehr vorkommen, wie sie auch nicht über die Landenge von Panama nordwärts gehen. Nach Westen hin begrenzt die Andeskette, nach Osten hin das Atlantische Meer, nach Süden hin der 25. Breitengrad ihr Gebiet.

Alle Neuweltsaffen sind ausschließlich Baumthiere und deshalb vorzugsweise in den Urwäldern zu Hause. Wasserreiche oder sumpfige Gegenden lieben sie mehr als trockene. Auf die Erde kommen sie bloß im äußersten Nothfalle herab; auch zur Tränke gehen sie nicht so wie andere Thiere, sondern klettern an Schlingpflanzen, überhängenden Aesten und dergleichen bis auf das Wasser herab und trinken, ohne die Zweige zu verlassen. Es ist wohl möglich, daß einzelne dieser Affen Hunderte von Meilen zurücklegen, ohne auf ihrem Wege jemals die Erde zu berühren. Die Bäume bieten ihnen alles, was sie bedürfen; denn ihre Nahrung besteht nur aus Pflanzentheilen aller Art sowie aus Kerbthieren, Spinnen, Vogeleiern oder jungen Nestvögeln und Honig, und nur wenige plündern zuweilen in einer Pflanzung.

Die meisten Arten sind am Tage rege, einige wenige aber Dämmerungs- und wirkliche Nachtthiere. Die einen wie die anderen sind zu ihrer Zeit lebhaft und gewandt; jedoch gibt es unter ihnen mehrere äußerst träge Arten, gewissermaßen die Orang-Utans der neuen Welt. Das Klettern verstehen alle vortrefflich und wissen dabei, wie ich schon oben andeutete, ihren ausgezeichneten Schwanz auch ausgezeichnet zu gebrauchen. Dieser Schwanz ist geradezu alles in allem für viele der sonst sehr tölpischen Thiere; sie könnten ohne ihn gar nicht leben. Ihre Ungeschicklichkeit macht eine beständige Versicherung des Leibes nöthig, und eine solche gewährt der Wickelschwanz unter allen Umständen. Fast bei jeder Stellung, auch während der tiefsten Ruhe schlingt der Affe seinen Schwanz um irgend etwas und sei es selbst um eines seiner eigenen Glieder. Die Muskelstärke des Schwanzes, welche die aller übrigen Gliedmaßen weit übertrifft, und das feine Gefühl in dem Schwanzende ermöglicht ihnen den umfassendsten Gebrauch des merkwürdigen Geschenkes der Natur für ihr stilles Leben, und ersetzt vielfach die ihnen fehlende geistige wie leibliche Behendigkeit

ihrer überseeischen Vettern. Trotz alledem sind ihnen die echten Baumaffen der alten Welt im Springen und Klettern entschieden überlegen. Der Gang der Neuweltsaffen geschieht immer auf allen Vieren und ist stets mehr oder weniger unbeholfen, unsicher und schwankend, kurz schlecht.

In ihrer geistigen Begabung stehen sie weit hinter ihren östlichen Verwandten zurück. Sie erscheinen im ganzen zwar als sanfte, gutmüthige und zutrauliche, aber auch dumme, ungeschickte, ungelehrige und schwerfällige Geschöpfe. Einzelne zeigen sich neugierig, muthwillig und neckisch, andere dagegen grämlich, eigensinnig, boshaft, tückisch und bissig. Lüstern, genäschig, diebisch und habsüchtig sind sie auch, besitzen also ebenfalls schlechte Eigenschaften genug — und die guten Seiten der altweltlichen Affen gehen ihnen dafür ab. Wenn man zwischen alt- und neuweltlichen Affen zu wählen hat, wird man wohl niemals lange in Zweifel bleiben, welche uns besser gefallen. In der Freiheit sind diese regelmäßig scheu und furchtsam und nicht im Stande, wirkliche Gefahr von eingebildeter zu unterscheiden. Deshalb fliehen sie bei jeder ungewöhnlichen Erscheinung und suchen sich so rasch als möglich in dichtem Gezweige zu verbergen. Angeschossene beißen tüchtig nach Dem, welcher sie fassen will; Gesunde vertheidigen sich wohl bloß gegen schwache Raubthiere. Sie sind kraftlose, feige Thiere.

In der Gefangenschaft benehmen sie sich bald artig und zutraulich, werden im Alter aber doch auch böse und bissig, wenngleich nicht immer. Ihre geistige und leibliche Trägheit, ihr schwermüthiges Aussehen, die kläglichen Töne, welche sie und oft mit merkwürdiger Ausdauer ausstoßen, ihre Unreinlichkeit, Weichlichkeit und Hinfälligkeit: alle diese Eigenschaften und Sitten empfehlen sie nicht als Hausgenossen und Zeitvertreiber des Menschen. Einige wenige Arten machen freilich eine rühmliche Ausnahme und werden deshalb auch häufig zahm gehalten und mit großer Liebe gepflegt. Manche besitzen einen hohen Grad von Empfänglichkeit für äußere Eindrücke, drücken ihre Gefühlsbewegungen durch Schmunzeln oder Klagen aus, und werden aus diesem Grunde namentlich weichherzigen Frauen besonders theuer.

Ihre Mutterliebe ist ebenso erhaben wie die der altweltlichen Affen. Sie gebären ein oder zwei Junge auf einmal und lieben, hätscheln, pflegen und beschützen dieselben mit einer Sorgfalt und Herzlichkeit, welche ihnen immer Bewunderung und Anerkennung erwerben muß.

Dem Menschen werden die Neuweltsaffen nicht oder kaum schädlich. Der weite, große, reiche Wald ist ihre Heimat, ihr Ernährer und Versorger; sie bedürfen des Herrn der Erde und seiner Anstalten nicht. Nur wenige Arten fallen zuweilen in waldnahe Felder ein und erheben sich dort einen geringen Zoll, der gar nicht im Verhältnis steht zu den Erpressungen, welche die Altweltsaffen sich erlauben. Der Mensch jagt sie ihres Fleisches und ihres Pelzes wegen. Mancher Reisende hat längere Zeit die Affen als schätzbares Wildpret betrachten und aus ihrem Fleische Suppen und Braten sich bereiten müssen, und manche schöne Frau birgt und wärmt ihre zarten Hände in einer Hülle, welche früher den Leib eines Affen bekleidete.

Für die Eingeborenen Amerika's ist der Affe ein außerordentlich wichtiges Thier; denn sein Fleisch bildet einen guten Theil ihrer Nahrung. Sie jagen ihm eifrig nach und erlegen deren auf großen Jagden zu Hunderten. Gewöhnlich bedienen sie sich des Bogens, nicht selten wenden sie aber auch das Blasrohr und kleine, jedoch mit dem fürchterlichsten Gifte getränkte Pfeile an, welche über hundert Fuß hoch emporgeschleudert werden und unrettbar tödten, auch wenn sie bloß die Haut durchbohrt haben. Zwar versuchen es alle Affen, den kleinen Pfeil so schnell als möglich aus der Wunde zu ziehen; allein der schlaue Mensch hat das Geschoß halb durchschnitten, und deshalb bricht fast regelmäßig die Giftspitze ab und bleibt in der Wunde stecken — furchtbar genug, um auch einem ganz anderen Thiere die Lebenskraft zu rauben. Das Blasrohr, aus dem solche tückisch wirkende Bolzen abgeschossen werden, bleibt unter allen Umständen das gefährlichste Menschengewehr für die leichten Kinder der Höhe.

Mit derselben Waffe erbeuten die Indianer auch diejenigen Affen, welche sie für die Gefangenschaft wünschen. „Wollen die Arekunas“, sagt Schomburgk, „einen alten, störrischen Affen zähmen,

so bestreichen sie das Pfeilchen mit geschwächtem Urarigift. Stürzt er betäubt herab, so wird die Wunde gleich ausgesogen; alsdann begraben sie ihn bis an den Hals in die Erde und flößen ihm eine starke Auflösung salpeterhaltiger Erde oder Zuckerrohrsaft ein. Ist der Leidende etwas zu sich gekommen, so wird er herausgenommen und wie ein Wickelkind umschlungen. In dieser Zwangsjacke bekommt er einige Tage lang nur Zuckersaft zum Getränk und in Salpeterwasser gekochte, stark mit spanischem Pfeffer gewürzte Speisen zur Nahrung. Schlägt diese Gewaltkur nicht an, so wird der Unbändige eine Zeitlang im Rauche aufgehangen. Bald legt sich nun die Wuth, das heimtückische Auge wird mild und fleht um Verzeihung. Dann werden die Banden gelöst, und selbst der bissigste Affe scheint nun vollkommen vergessen zu haben, daß er jemals frei im Walde gelebt."

In unsere Käfige gelangen verhältnismäßig wenige Mitglieder dieser Familie und auch diese nicht regelmäßig. Am häufigsten sieht man den Kapuziner auf unserem Thiermarkte, viel seltener einen Klammeraffen, höchst selten einen Spring-, Schweif- und Nachtaffen. Lebende Brüllaffen sind, so viel mir bekannt, bloß in wenigen Stücken nach Europa gekommen.

Man theilt die Breitnasen ein in drei Unterfamilien, unter denen die Wickelschwänze (Gymnurae) obenan gestellt werden. Ihr am unteren Spitzentheile nackter Greifschwanz mit breiten, allmählich an Länge abnehmenden Wirbeln unterscheidet sie von den Mitgliedern der übrigen Hauptgruppen.

*

Okens Ausspruch, daß die größten Thiere innerhalb einer Familie oder Sippe auch immer die vollkommensten seien, findet wie bei den altweltlichen Affen, so auch bei den neuweltlichen seine Bestätigung. Den Brüllaffen (Mycetes) wird in der dritten Familie unserer Ordnung der erste Rang eingeräumt. Ihr Körper ist schlank, aber doch gedrungener als bei den übrigen Sippen der neuweltlichen Affen; die Gliedmaßen sind gleichmäßig entwickelt, die Hände fünffingerig; der Kopf ist groß und die Schnauze vorstehend, die Behaarung dicht und am Kinn bartartig verlängert. Als eigenthümliches Merkmal der Brüllaffen muß vor allem der kropfartig verdickte Kehlkopf angesehen werden. Alexander von Humboldt war der erste Naturforscher, welcher dieses Werkzeug zergliederte. „Während die kleinen amerikanischen Affen", sagt er, „die wie Sperlinge pfeifen, ein einfaches dünnes Zungenbein haben, liegt die Zunge bei den großen Affen auf einer ausgedehnten Knochentrommel. Ihr oberer Kehlkopf hat sechs Taschen, in denen sich die Stimme fängt, und wovon zwei taubennestförmige große Aehnlichkeit mit dem unteren Kehlkopfe der Vögel haben. Der dem Brüllaffen eigene klägliche Ton entsteht, wenn die Luft gewaltsam in die Knochentrommel einströmt. Wenn man bedenkt, wie groß die Knochenschachtel ist, wundert man sich nicht mehr über die Stärke und den Umfang der Stimme dieser Thiere, welche ihren Namen mit vollem Rechte tragen." Der Schwanz der Brüllaffen ist sehr lang, am hinteren Ende kahl, nerven- und gefäßreich, auch sehr muskelkräftig und daher zu einem vollkommenen Greifwerkzeuge gestaltet.

Weit verbreitet, bewohnen die Brüllaffen fast alle Länder und Gegenden Südamerika's. Dichte, hochstämmige und feuchte Wälder bilden ihren bevorzugten Aufenthalt; in den Steppen finden sie sich nur da, wo die einzelnen Baumgruppen zu kleinen Wäldern sich vergrößert haben und Wasser in der Nähe ist. Trockene Gegenden meiden sie gänzlich, nicht aber auch kühlere Landstriche. So gibt es in den südlicheren Ländern Amerika's Gegenden, in denen der schon merkliche Unterschied zwischen Sommer und Winter noch gesteigert wird durch die Verschiedenheit in der Hebung über den Meeresspiegel. Hier stellen sich, laut Hensel, im Winter heftige Nachtfröste ein, und am Morgen ist der Wald weiß bereift; die Pfützen frieren so fest zu, daß das Eis die schweren Bisamenten der Ansiedler trägt, und man selbst mit faustgroßen Steinen auf dasselbe werfen kann, ohne es zu zerbrechen. „Freilich hält eine solche Kälte nicht lange an, und die warme Mittagssonne zerstört wieder die Wirkungen der Nacht. Empfindlicher als diese Fröste sind die kalten

Winterregen, welche nahe am Gefrierpunkte oft mehrere Tage, ausnahmsweise auch Wochen, anhalten und von einem durchdringend kalten Südwinde begleitet werden. Während das zahme Vieh, wenn es nicht gut genährt ist, diesen Witterungseinflüssen leicht unterliegt, befindet sich die wilde Thierwelt ganz wohl dabei; und sobald an heiteren Tagen die Sonne zur Herrschaft gelangt, ertönt auch wieder die Stimme des Brüllaffen als Zeichen seines ungestörten Wohlbefindens. Wenn man an solchen Tagen des Morgens, sobald die Wärme der Sonnenstrahlen anfängt sich bemerkbar zu machen, einen erhöhten Standpunkt gewinnt, so daß man das ganze Blättermeer eines Gebirgsthales vor sich ausgebreitet sieht, entdeckt man auf demselben auch mit unbewaffnetem Auge hier und da rothleuchtende Punkte: die alten Männchen der Brüllaffen, welche die trockenen Gipfel der höchsten Berge erstiegen haben und hier, behaglich in einer Gabel oder auf dichtem Zweige ausgestreckt, ihren Pelz den wärmenden Strahlen der Sonne darbieten. Das Aeußerste erreicht die Winterkälte von Rio-Grande-do-Sul auf der Hochebene der Sierra, wo keine Orange mehr gedeiht und die Wirkungen der Winterstürme, welche aus den Pampas und von Patagonien her wehen, besonders hart empfunden werden. Hier fällt nicht selten Schnee in dichten Lagen und bleibt mehrere Tage liegen; niemals aber hat man bemerkt, daß die Kälte den Brüllaffen Abbruch gethan hätte."

In unseren Lehrbüchern werden gegen ein Dutzend Arten von Brüllaffen aufgeführt; doch ist jetzt ausgemacht, daß gerade diese Thiere vielfach abändern, und daher so gut als entschieden, daß alle auf wenige Arten zurückgeführt werden müssen.

Unserer Lebensschilderung liegen die Beobachtungen zu Grunde, welche Alexander von Humboldt, Prinz Max von Neuwied, Rengger, Schomburgk und Hensel über die Brüllaffen gesammelt haben. Nach Ansicht der Erstgenannten beziehen sich ihre Beschreibungen auf zwei verschiedene Arten: den Aluaten und den Caraya. „Die Brüllaffen von Rio-Grande-do-Sul", sagt Hensel, „haben einen außerordentlich dicken Pelz, namentlich auf der Oberseite des Kopfes und Körpers, während die Bauchseite und die Innenseite der Schenkel nur sparsam behaart ist; das Haarkleid schien im Sommer und Winter gleich stark zu sein, wenigstens ist mir hier, auch bei anderen Thieren, kein Unterschied zwischen Sommer- und Winterbälgen aufgefallen. Doch muß ich bemerken, daß ich im Nationalmuseum zu Rio-de-Janeiro mehrere ausgestopfte Brüllaffen von Paraguay, schwarze sowohl wie rothe, gesehen habe, welche sich durch ein kurzes, dünnes und glatt anliegendes Haarkleid auszeichnen, während andere aus der Provinz Santa Catharina denen von Rio-Grande-do-Sul glichen. Die Farbe der Thiere ist eigenthümlich und bei beiden Geschlechtern verschieden: die Männchen sind roth und gleichen in der Farbe genau unserem Eichhörnchen; gewöhnlich ist die Oberseite, namentlich der Oberkopf, und das Kreuz heller, zuweilen gelbroth, in seltenen Fällen ist sogar das ganze Thier mehr gelb als roth; manche Stücke sind rothbraun bis schwarzbraun. Die immer viel kleineren Weibchen sind schwarzbraun; doch zeigen auf der Oberseite die Spitzen der Haare citronengelblichen oder bräunlichgelben Schein. Nicht sehr selten sind sie etwas röthlich, ja zuweilen so roth, wie die der Männchen, so daß man erst durch die Besichtigung des getödteten Thieres sich von seinem Geschlechte überzeugen kann. Sieht man einen Trupp hoch oben auf dem Wipfel eines Baumes sitzen, so erscheinen im allgemeinen die Männchen roth, die Weibchen schwarz; die Jungen beiderlei Geschlechts haben die Farbe der erwachsenen Weibchen. Leicht möglich ist es, daß bei den klimatischen Verschiedenheiten innerhalb des Verbreitungskreises des Brüllaffen auch mancherlei Veränderungen in der Farbe desselben auftreten werden; ja schon in einem verhältnismäßig kleinen Raume scheinen sich Farbenunterschiede bemerkbar zu machen. So glaube ich beobachtet zu haben, daß in den feuchten Wäldern, an den Flußufern der Tiefwälder unterhalb des Urwaldgürtels, die rothen Weibchen viel häufiger waren als in den Bergen, und daß bei diesem Geschlechte die Spitzen der Haare, namentlich der Oberseite, um so mehr eine bräunlichgelbe Färbung annehmen, in je höherem und kälterem Klima die Thiere leben. Es wäre durchaus nicht auffallend, wenn die rothe Farbe beider Geschlechter in den feuchten Urwäldern

Nordbrasiliens dunkler würde und schließlich ins Schwarze überginge." An einer anderen Stelle bemerkt derselbe Naturforscher, daß ihn die Vergleichung der Schädel doch von der Verschiedenheit und Selbständigkeit mehrerer Arten überzeugt habe.

Der Aluate oder rothe Brüllaffe (Mycetes seniculus, Simia, Cebus, Stentor seniculus) hat röthlichbraunen, auf der Rückenmitte goldgelben Pelz; die Haare sind kurz, etwas steif und am Grunde einfarbig; Unterhaare fehlen. Die Länge beträgt etwa 1,5 Meter, wovon freilich 70 Centim. auf den Schwanz kommen. Das Weibchen ist kleiner und dunkelfarbiger.

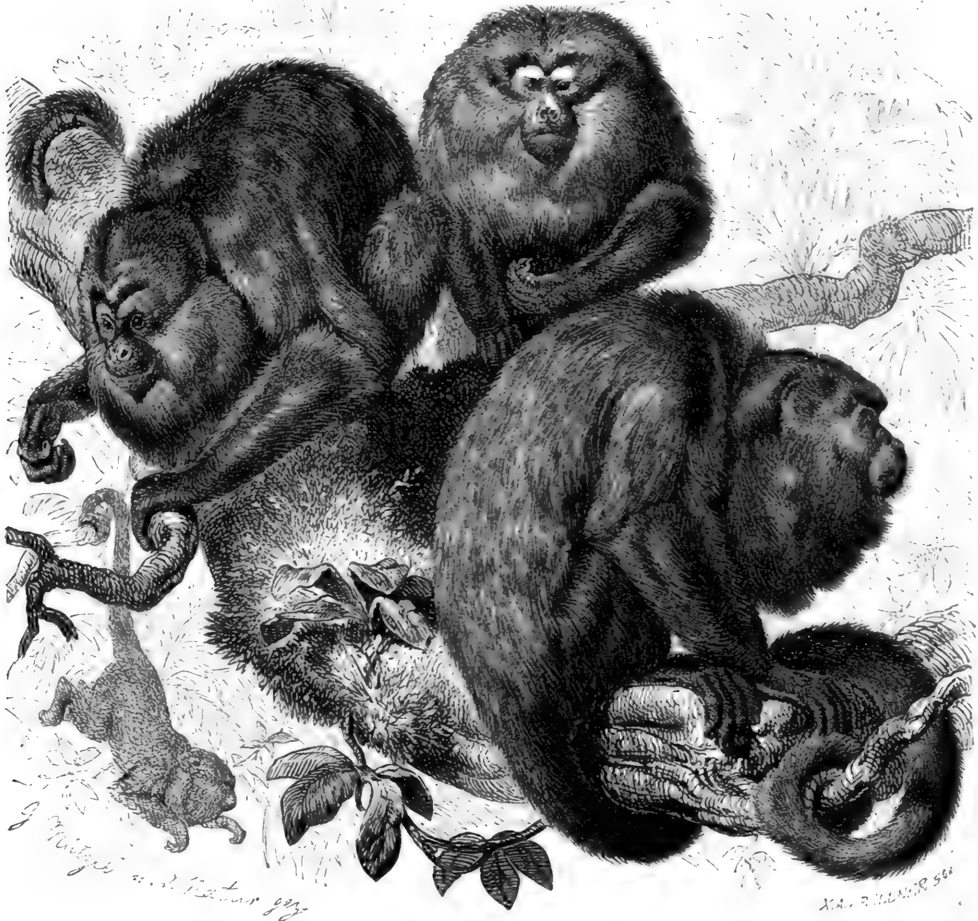
Beim Caraya oder schwarzen Brüllaffen (Mycetes Caraya, Simia caraya, Stentor und Mycetes niger) ist das Haar bedeutend länger und einfarbig schwarz, nur an den Seiten etwas röthlich, beim Weibchen auch auf der Unterseite gelblich, und beträgt die Länge etwa 1,3 Meter, wovon die Hälfte auf den Schwanz kommt. Ersterer bewohnt fast den ganzen Osten Südamerika's, letzterer Paraguay.

Der Brüllaffe ist eines derjenigen amerikanischen Thiere, welches schon seit der ältesten geschichtlichen Zeit den Reisenden, immer aber nur unvollständig, bekannt wurde und deshalb zu vielen Fabeln Veranlassung gab. Solche haben heutigen Tages noch unter den nicht selbst beobachtenden Weißen und Indianern Geltung. Wir lassen sie gänzlich bei Seite und halten uns dafür an unsere Gewährsmänner.

„Nach meiner Ankunft", sagt der trefflich beobachtende Schomburgk, „hatte ich bei Auf- und Untergang der Sonne aus dem Urwalde das schauerliche Geheul zahlreicher Brüllaffen herübertönen hören, ohne daß es mir bei meinen Streifereien gelungen wäre, die Thiere selbst aufzufinden. Als ich eines Morgens nach dem Frühstücke, mit meinem Jagdzeuge versehen, dem Urwalde zuschritt, schallte mir aus der Tiefe desselben abermals jenes wüste Geheul entgegen und setzte meinen Jagdeifer in volle Flammen. Ich eilte also durch Dick und Dünn dem Gebrülle entgegen und erreichte auch nach vieler Anstrengung und langem Suchen, ohne bemerkt zu werden, die Gesellschaft. Vor mir auf einem hohen Baume saßen sie und führten ein so schauerliches Koncert auf, daß man wähnen konnte, alle wilden Thiere des Waldes seien in tödtlichem Kampfe gegen einander entbrannt, obschon sich nicht leugnen ließ, daß doch eine Art von Uebereinstimmung in ihm herrschte. Denn bald schwieg nach einem Taktzeichen die über den ganzen Baum vertheilte Gesellschaft, bald ließ ebenso unerwartet einer der Sänger seine unharmonische Stimme wieder erschallen, und das Geheul begann von neuem. Die Knochentrommel am Zungenbeine, welche durch ihren Wiederhall der Stimme eben jene mächtige Stärke verleiht, konnte man während des Geschreies auf und nieder sich bewegen sehen. Augenblicke lang glichen die Töne dem Grunzen des Schweines, im nächsten Augenblicke aber dem Brüllen des Jaguars, wenn er sich auf seine Beute stürzt, um bald wieder in das tiefe und schreckliche Knurren desselben Raubthieres überzugehen, wenn es, von allen Seiten umzingelt, die ihm drohende Gefahr erkennt. Diese schauerliche Gesellschaft hatte jedoch auch ihre lächerlichen Seiten, und selbst auf dem Gesichte des düstersten Menschenfeindes würden für Augenblicke Spuren eines Lächelns sich gezeigt haben, wenn er gesehen, wie diese Koncertgeber sich mit langen Bärten starr und ernst einander anblickten. Man hatte mir gesagt, daß jede Herde ihren eigenen Vorsänger besäße, welcher sich nicht allein durch seine feine schrillende Stimme von allen tiefen Bassisten unterscheide, sondern auch durch eine viel schmächtigere und feinere Gestalt auszeichne. Ich fand die erstere Angabe bei dieser Herde vollkommen bestätigt; nach der feineren und schmächtigen Gestalt sah ich mich freilich vergeblich um, bemerkte dafür aber auf dem nächsten Baume zwei schweigsame Affen, welche ich für ausgestellte Wachen hielt: — waren sie es, so hatten sie ihre Dienste schlecht genug versehen; denn unbemerkt stand ich in ihrer Nähe."

Diese anmuthige Schilderung beweist uns hinlänglich, daß wir es bei den Brüllaffen mit höchst eigenthümlichen Geschöpfen zu thun haben. Man kann, ohne einer Uebertreibung sich

schuldig zu machen, behaupten, daß ihr ganzes Leben und Treiben eine Vereinigung von allerhand Absonderlichkeiten ist und deshalb der Beobachtung ein ergiebiges Feld bietet, während man andererseits anerkennen muß, daß die Indianer zu entschuldigen sind, wenn sie die Brüllaffen ihres trübseligen Aeußeren und ihres langweiligen Betragens halber misachten und hassen. Selbst die Verleumdungen, welche man sich zu Schulden kommen ließ, sind erklärlich, wenn man bedenkt, daß unsere Thiere weder im Freileben noch in der Gefangenschaft irgend welche Anmuth, ja selbst irgend welche Abwechselung in ihrer Lebensweise zeigen.



Brüllaffe (Mycetes Caraya). 1/6 natürl. Größe.

„Der Brüllaffe", sagt Hensel, „lebt in dem Urwalde von Rio=Grande=do=Sul in großer Menge; er ist dasjenige wilde Thier, welches man am leichtesten finden und jagen kann, ja das man zu vermeiden sogar Mühe hat. Er lebt in kleinen Trupps von fünf bis zehn Stücken, welche ein bestimmtes, ziemlich kleines Gebiet haben, das sie nicht zu verlassen pflegen. In jedem Trupp findet sich wenigstens ein altes Männchen, welches gewissermaßen die Aufsicht zu führen scheint; in den meisten Fällen jedoch enthält der Trupp, wenn er nicht zu schwach ist, mehrere erwachsene Männchen, unter denen wahrscheinlich eines, das stärkste oder älteste, den Vorrang behauptet. Dabei geht es ohne Zweifel nicht immer ganz friedfertig zu, wie die Narben beweisen, welche man oft in den Gesichtern der Männchen, zuweilen auch in denen der Weibchen erblickt. Doch sind die

Thiere im ganzen sehr harmlos und im Vergleiche zu anderen Affen ruhig und gleichgültig." Diese Angaben stimmen mit früheren Beobachtungen vollkommen überein. Doch mag noch erwähnt sein, daß unsere Affen in manchen Waldungen so häufig auftreten, daß Humboldt ihrer vierzig zu einer Bande vereinigt sah und schätzen durfte, es möchten auf einer Geviertmeile des Waldes wohl gegen zweitausend von ihnen leben.

Während des Tages bilden die höchsten Bäume des Waldes den Lieblingsaufenthalt der Brüllaffen; bei anbrechender Dämmerung ziehen sie sich in das dichte, von Schlingpflanzen durchflochtene Laub der niedrigen Bäume zurück und überlassen sich hier dem Schlafe. Langsam, fast kriechend klettern sie von einem Aste zu dem anderen, Blätter und Knospen auswählend, langsam mit der Hand sie abpflückend und langsam sie zum Munde bringend. Sind sie gesättigt, so setzen sie sich in zusammengekauerter Stellung auf einem Aste nieder und verharren hier regungslos, wie uralte schlafende Männchen erscheinend; oder sie legen sich der Länge lang über den Ast hin, lassen die vier Glieder zu beiden Seiten steif herabhängen und halten sich eben nur mit dem Wickelschwanze fest. Was der eine thut, wird von den anderen langsam und gedankenlos nachgemacht. Verläßt eines der erwachsenen Männchen den Baum, auf welchem die Familie sich gerade aufhält, so folgen ihm alle übrigen Glieder der Gesellschaft rücksichtslos nach. „Wahrhaft erstaunlich", sagt Humboldt, „ist die Einförmigkeit in den Bewegungen dieses Affen. So oft die Zweige benachbarter Bäume nicht zusammenreichen, hängt sich das Männchen an der Spitze des Trupps mit dem zum Fassen bestimmten schwieligen Theile des Schwanzes auf, läßt den Körper frei schweben und schwingt ihn hin und her, bis es den nächsten Ast packen kann. Der ganze Zug macht an derselben Stelle genau dieselbe Bewegung."

Für die Brüllaffen ist der Schwanz unzweifelhaft das wichtigste aller Bewegungswerkzeuge; sie brauchen ihn, um sich zu versichern — und das thun sie in jeder Stellung — sie benutzen ihn, um etwas mit ihm zu erfassen und an sich zu ziehen. Immer und immer dient er hauptsächlich dazu, jeder ihrer langsamen Bewegungen die ihnen unerläßlich dünkende Sicherheit zu verleihen. Man kann nicht behaupten, daß sie schlecht klettern: sie sind im Gegentheile sehr geschickt; aber niemals machen sie wie andere Affen weite, niemals gewagte Sprünge. Beim Dahinschreiten halten sie sich fest an dem Aste, bis der hin- und hertastende Schwanz einen sicheren Halt gefunden und denselben mit einer oder zwei Windungen umschlungen hat; beim Herabklettern versichern sie sich so lange an dem Aste, welchen sie verlassen wollen, bis sie mit den Händen einen neuen Halt gefunden, beim Aufwärtssteigen an dem unteren Aste, bis sie mit Händen und Füßen den oberen sicher gepackt haben. Die Kraft des Schwanzes ist größer als die der Hände; denn die Beugemuskeln an seiner Spitze sind so stark, daß sie, einer Uhrfeder vergleichbar, das Schwanzende immer zusammenrollen. Der Brüllaffe kann sich mit der Spitze seines Schwanzes, auch wenn er dieselbe nur mit einer halben Windung um den Ast schlingt, wie an einem Haken aufhängen, kann alles einem solchen Werkzeuge Mögliche ausführen und ist verloren, dem Verderben preis gegeben, wenn er seines Schwanzes beraubt wurde. Noch im Tode trägt der Schwanz längere Zeit die Last des Körpers, und nicht immer strecken sich unter dieser Last die eingerollten Muskeln: Azara erzählt, daß man zuweilen schon halb verfaulte Carayas noch fest an ihrem Aste hängen sieht.

Wenig andere Thiere sind so ausschließlich an die Bäume gebunden wie die Brüllaffen. Sie kommen höchst selten auf die Erde hernieder, wahrscheinlich bloß dann, wenn es ihnen unmöglich ist, von den niederen Aesten und Schlingpflanzen herab zu trinken. Humboldt sagt, daß sie nicht im Stande wären, Wanderungen oder auch nur Wandelungen auf ebenem Boden zu unternehmen, und Rengger erklärt die Behauptung der Indianer, nach welcher die Brüllaffen manchmal über breite Ströme setzen sollen, für ein Märchen, welches den Fremden aufgebürdet wird. „Sie fürchten sich", sagt er, „so sehr vor dem Wasser, daß, wenn sie durch das schnelle Anschwellen des Stromes auf einem Baume abgeschieden werden, sie eher verhungern als durch Schwimmen einen

anderen Baum zu gewinnen suchen. So traf ich einst eine solche Affenherde auf einem von Wasser rings umgebenen Baume an, welche, ganz abgemagert, sich vor Schwäche kaum mehr bewegen konnte. Sie hatte nicht nur alle Blätter und zarten Zweige, sondern sogar einen Theil der Rinde des Baumes verzehrt. Um den nahen Wald zu erreichen, hätte sie nur eine Strecke von sechszig Fuß zu durchschwimmen gehabt." Derselbe Naturforscher versichert, niemals einen Brüllaffen auf freiem Felde gesehen oder seine Fährte irgendwo auf dem Boden angetroffen zu haben.

Wenn der Brüllaffe keine Nachstellung erfährt, hält er sich in einem bestimmten Gebiete auf, welches höchstens eine Meile Umfang haben mag. Oft verweilt eine Familie während des ganzen Tages auf einem und demselben Baume. Höchst selten sieht man einzelne. Die Familie hält sehr treu zusammen. „Sie scheinen sich", sagt Hensel, „ihrer unschädlichen Stellung gleichsam bewußt zu sein; denn da, wo sie nicht durch Geschosse noch durch das Bellen der Hunde furchtsam gemacht werden, scheuen sie den Menschen durchaus nicht. Es kommt hier wohl vor, daß man sich unter einem Baume befindet, auf dem man bei zufälligem Hinaufblicken einen ganzen Trupp Brüllaffen erblickt, welche schon lange den Eindringling ernst beobachteten und erst dann die Flucht ergreifen, wenn sie sehen, daß sie die Aufmerksamkeit desselben erregt haben. Auch fliehen sie in einem solchen Falle nicht in übereilter Hast und ebenso wenig weit, suchen sich vielmehr bald in den Wipfeln benachbarter hoher Bäume zu verbergen. Da, wo sie oft beunruhigt werden, sind sie viel scheuer und verschwinden schon bei dem ersten Laute des Hundes. Wenn sie sich verbergen, wissen sie alle Vortheile so geschickt zu benutzen, daß man zuweilen lange nach ihnen vergeblich sucht, obgleich man genau weiß, daß sie den Baum noch nicht verlassen haben können. Namentlich schlüpfen sie gern in die dichten Büsche von Schmarotzerpflanzen und verharren hier regungslos. Mit Hülfe eines Glases erkennt man dann zuweilen das schwarze Gesicht inmitten eines Orchideenbusches, wie es unverwandt den Jäger anstiert, um sich keine seiner Bewegungen entgehen zu lassen; doch wird der Pelz der alten Männchen gewöhnlich zum Verräther, da er, wenn er aus dem Verstecke hervorleuchtet, nicht leicht eine Misdeutung zuläßt.

„Wenn im Sommer die Strahlen der Morgensonne die Kühle der Nacht und die Nebel der Thäler an den Berglehnen vertrieben haben, dann löst die kleine Gesellschaft der Brüllaffen den Klumpen auf, zu welchem geballt sie auf den Aesten eines stark belaubten Baumes die Nacht zugebracht hatte. Der Trupp sucht zunächst das Nahrungsbedürfnis zu befriedigen, und ist dies geschehen, so bleibt ihm bis zum Eintritte der drückenden Tageshitze noch immer so viele Zeit übrig, um sich auch dem geselligen Vergnügen widmen zu können, das bei einem so ernsthaften Thiere selbstverständlich frei ist von aller Unziemlichkeit, welche seine Gattungsgenossen kennzeichnet. Die Gesellschaft hat sich jetzt eine riesige Wildfeigenart ausgesucht, deren dichtes Blätterdach gegen die Sonnenstrahlen schützt, während die gewaltigen wagrechten Aeste vortrefflich zu Spaziergängen geeignet sind. Einen dieser Aeste, in dessen Nähe sich die Mitglieder der Gesellschaft nach Belieben gruppirt haben, wählt sich das Familienhaupt und schreitet darauf ernst würdig mit erhobenem Schwanze hin und her. Bald beginnt es, anfangs etwas leise, einzelne abgebrochene Brülltöne auszustoßen, wie es der Löwe zu thun pflegt, wenn er sich zu einer Kraftleistung seiner Lunge vorbereitet. Diese Laute, welche aus einer Ein- und aus einer Ausathmung sich gebildet zu haben scheinen, werden immer heftiger und in schnellerer Reihenfolge ausgestoßen; man hört, wie die Erregung des Sängers wächst. Endlich hat sie ihren höchsten Grad erreicht; die Zwischenpausen werden verschwindend klein, und die einzelnen Laute verwandeln sich in ein fortdauernd heulendes Gebrüll. In diesem Augenblicke scheint eine unendliche Begeisterung die übrigen, bis dahin stummen Mitglieder der Familie, männliche wie weibliche, zu ergreifen: sie alle vereinigen ihre Stimme mit der des Vorsängers, und wohl zehn Sekunden lang tönt der schauerliche Chorus durch den stillen Wald. Den Beschluß machen wieder einzelne Laute, wie sie den Hauptgesang eingeleitet haben. Doch hören sie eher auf als diese.

„Die in der ganzen Klasse der Säugethiere einzig dastehende Stimme überrascht nicht durch ihre unbedingte Stärke: denn hierin kann sie sich mit dem Gebrülle des Löwen oder des brünstigen Edelhirsches nicht messen, sondern durch das Verhältnis derselben zu einem so kleinen Körper, welcher nicht schwerer zu sein pflegt als der eines starken Fuchses. Man hat oft versucht, die Stimme des Brüllaffen zu beschreiben; wer sie jedoch nicht selbst gehört hat, wird sich nicht davon eine genügende Vorstellung machen können."

Am häufigsten und lebhaftesten schreien die Brüllaffen, laut Rengger, in der warmen Jahreszeit, zumal des Morgens und Abends. Bei kaltem oder regnerischem Wetter hört man sie selten, in der Nachtzeit niemals. Zuweilen brüllen sie stundenlang mit kurzen Unterbrechungen fort. Humboldt erprobte, daß man das Heulen bis auf achthundert Klaftern Entfernung höre, und der Prinz von Wied glaubt, daß es noch weiter vernehmbar sei; doch stützt sich Humboldts Angabe auf genaue Beobachtung und nicht auf Schätzung. „Mitten auf den weiten mit Gras bewachsenen Ebenen", sagt er, „unterscheidet man leicht eine vereinzelte Baumgruppe, welche von Brüllaffen bewohnt ist und von welcher der Schall herkommt. Wenn man nun auf diese Baumgruppe zugeht oder sich davon entfernt, kann man den Abstand, in dem das Geheul noch vernehmbar ist, ziemlich genau messen." Warum die Thiere eigentlich ihre sonderbaren Gesänge aufführen, ist ein Räthsel, wenn man eben nicht annehmen will, daß sie sich durch die ihnen eigene Tonkunst gegenseitig ergötzen wollen. Beim Erscheinen eines Hundes endigt das Gebrüll der Affen augenblicklich; die Gesellschaft sucht sich so schnell als möglich hinter dichte Aeste oder zwischen dem Laube zu verstecken, flieht auch wohl durch die höchsten Wipfel der Bäume, immer aber so langsam, daß der Jäger, wenn der Wald von Unterholz ziemlich rein ist, sie leicht verfolgen kann. Man hat beobachtet, daß die fliehenden Affen, wohl aus Angst, beständig ihren breiigen Koth fallen lassen: die Sage, welche erzählt, daß die verfolgten Thiere ihre Feinde mit Koth bewerfen, ist somit erklärt.

Alles, was der Brüllaffe bedarf, bietet ihm sein luftiger Aufenthalt in Fülle. Die Mannigfaltigkeit und der Reichthum der verschiedenen Früchte lassen ihn niemals Mangel leiden. Neben den Früchten frißt er Körner, Blätter, Knospen und Blumen der verschiedensten Art, wahrscheinlich auch Kerbthiere, Eier und junge, unbehülfliche Vögel. Den Pflanzungen wird er niemals schädlich, wenn er sich auch tagelang am Saume derselben aufhält: er zieht Baumblätter dem Mais und den Melonen vor.

Zuweilen sieht man ihn, nach Hensel, mit der Spitze des Wickelschwanzes an einem Zweige hängen und die Blätter eines unter ihm befindlichen Astes pflücken, um sie noch im Herabhängen in den Mund zu stopfen und zu verzehren. Daß die Nahrung vorzugsweise in Blättern besteht, beweisen nicht nur die stets schwarzen Zähne, sondern auch der Magen der Erlegten, welcher immer einen grünlichen Speisebrei wie von zerkauten Blättern enthält.

In Südamerika wirft das Weibchen im Juni oder Juli, manchmal auch schon zu Ende Mais oder erst anfangs August ein einziges Junges. Hensel versichert, daß die Fortpflanzung der Brüllaffen an keine bestimmte Jahreszeit gebunden ist; denn man findet neugeborene Junge das ganze Jahr hindurch und kann also auch an einem und demselben Tage Keimlinge und Junge der verschiedensten Entwickelungs- und Altersstufen sammeln. Niemals scheinen sie mehr als ein Junges zu haben. Während der ersten Woche nach der Geburt hängt sich der Säugling wie bei den altweltlichen Affen mit Armen und Beinen an den Unterleib der Mutter an; später trägt diese ihn auf dem Rücken. Sie legt ihre Gefühle nicht durch Liebkosungen an den Tag, wie andere Affen es thun, verläßt aber doch das Pfand ihrer Liebe wenigstens in der ersten Zeit niemals, während sie später das schon bewegungsfähiger gewordene Kind bei ängstlicher Flucht manchmal von sich abschüttelt oder gewaltsam auf einen Ast setzt, um ihren eigenen Weg sich zu erleichtern. Indianer, welche letzteres sahen, haben behauptet, daß die Brüllaffenmutter überhaupt lieblos und gleichgültig gegen ihre Jungen wäre; der Prinz von Wied sagt aber ausdrücklich: „Gefahr erhöht die Sorge der Mutter, und selbst tödtlich angeschossen, verläßt sie ihr Junges nicht". Dieses

ist ebenso langweilig wie die Alte und, zumal wegen des großen Kehlkopfes, wo möglich noch häßlicher.

„Die Feinde der Brüllaffen", sagt Hensel, „sind außer dem Menschen natürlich nur solche Raubthiere, welche die Bäume besteigen, namentlich der Puma, der Ozelot und vor allem die Hirare, nächst dem Vielfraß der größte unter den Mardern. Ich habe den Schädel eines solchen Thieres heimgebracht, welches bei Tage von einem Jäger in dem Augenblicke erlegt wurde, als es mit einem starken, schon halb erwürgten männlichen Brüllaffen vom Baume herabkam. Das furchtbare Geschrei der ganzen Affengesellschaft hatte den Jäger herbeigelockt, welcher eben noch zur rechten Zeit kam, um den Räuber zu strafen. Vielleicht die gefährlichsten Feinde besitzt der Brüllaffe unter den Vögeln. Ein großer weißer Raubvogel, welcher aber sehr selten sein und nur im Dunkel der Wälder fliegen soll, wahrscheinlich eine Harpyie, raubt die jungen Affen. Wie der Sperber über das Gebüsch streicht, so jagt er dicht über den Baumwipfeln einher, fährt unter den arglosen Affentrupp und reißt den Müttern die Jungen vom Rücken. Der Schrecken der so unvermuthet überfallenen Thiere ist so groß, daß sie die Vertheidigung, selbst die Flucht vergessen und nur mit jämmerlichem Geschrei die Hände zur Abwehr über die Köpfe halten."

In den von Hensel bereisten Theilen Südamerika's jagt man den Brüllaffen mit Hunden. Letztere besitzen eine große Vorliebe für diesen Affen, welcher ihnen das angenehmste Futter unter allem Wilde ist, während sie den Kapuzineraffen selbst im größten Hunger nicht anrühren. Dabei ist der Geruch, welchen der Brüllaffe verbreitet, ein sehr starker und den Menschen unangenehmer. Namentlich gilt das vom Harn und Koth. Die Hunde jedoch sind anderer Meinung, und da sie bereits den kleinsten Tropfen Harn, welcher von den Bäumen auf den Boden oder die Blätter der Sträucher gefallen ist, auffinden und dann stundenlang unter solch einem Baume bellen, darf man sie nur in den Wald lassen, um in kurzer Zeit eine Gesellschaft der Brüllaffen zu ermitteln. Schießt man einige Male diese Thiere, so gewöhnen sich die Hunde bald so an die Affenjagd, daß sie nichts anderes jagen wollen und bloß nach Affen suchen. Daher werden diese von den Jägern stets geschont, und nur hier und da findet sich ein Brasilianer, welcher sie ihres Fleisches wegen schießt. Für die Affenhunde ist schon der erste Ton des Gebrülls der Affen das Zeichen zur Jagd, und ihr Bellen unter dem bald gefundenen Baume unterbricht sogleich den Gesang der letzteren, welche sich verbergen oder flüchten. In einsamer Gegend jedoch oder da, wo sie nicht beunruhigt werden, steigt das alte Männchen auf einen der unteren Aeste und beginnt von hier aus ein Gezänk mit den Hunden, welches diese zur höchsten Wuth entflammt. Schießt man jetzt das Thier herunter, so fürchten die Hunde nicht mehr den schweren Fall desselben, sondern ergreifen es schon in der Luft. Bei einem solchen Streite mit den Hunden nimmt die Stimme des Brüllaffenmännchens einen etwas veränderten Ton an und gleicht genau der eines bösartigen Schweines, welches, wenn ein Unbekannter in den Stall tritt, für die Sicherheit seiner Nachkommenschaft fürchtet.

Wenn man auf Brüllaffen schießt, rennen sie so schnell als möglich davon; und selbst unverwundete Thiere verlieren dabei Harn und Koth, obwohl dies gewöhnlich nur Schwerverwundeten, welche sich nicht mehr retten können und nun in die höchste Angst gerathen, begegnet, namentlich, wenn sie von einem Baume auf den anderen wollen. Einen höchst erheiternden Anblick gewährt es, laut Hensel, wenn im ersten Schrecken eines der fast halb erwachsenen Jungen einem der alten Männchen auf den Rücken springt, um so schneller davon zu kommen, aber durch eine kräftige Ohrfeige von dem Erzürnten belehrt wird, daß der verlangte Liebesdienst nicht mit den Pflichten des Familienvaters verbunden ist.

„Der Brüllaffe", fährt Hensel fort, „besitzt eine große Lebensfähigkeit und flüchtet noch nach Verwundungen, unter denen andere Thiere unfehlbar von den Bäumen herabstürzen müßten. Ich traf einst unter einem Trupp ein sehr großes Männchen von heller, fast gelber Färbung, dessen Besitz mir wünschenswerth erschien. Die erste Kugel zerschmetterte dem Thiere, welches schon auf

der Flucht war, einen Hinterschenkel und die Wurzel des Schwanzes, so daß es den Baum nicht mehr verlassen konnte; eine zweite Kugel ging durch den Bauch, so daß die Eingeweide eine Spanne lang heraushingen; eine dritte durchbohrte etwas höher den Magen und einen Theil der Brust; eine vierte traf, da die bedeutende Höhe des Baumes und die Unruhe des Thieres ein sicheres Zielen nicht gestattete, die Kehle, ging durch den hohen Winkel des Unterkiefers und zerstörte den Brüllapparat, ohne daß das unglückliche Geschöpf, welches auf jede der Kugeln mit einem heftigen Grunzen geantwortet hatte, herabgefallen wäre. Endlich machte ein glücklicher Schrotschuß seinem Leiden ein Ende. Es geht hieraus eine Lebenszähigkeit hervor, wie man sie sonst nur bei Raubthieren, nicht aber bei Pflanzenfressern anzutreffen pflegt. Aber selbst dann, wenn der Brüllaffe tödtlich verwundet wird und stirbt, entgeht er nicht selten noch dem Jäger, besonders nach Schrotschüssen. Verliert nämlich das geschossene Thier das Bewußtsein plötzlich, so stürzt es vom Baume; in anderen Fällen hat es aber noch Zeit, sich mit der Spitze seines Wickelschwanzes an irgend einem dünnen Aste festzuhängen, und bleibt auch nach dem Tode noch tagelang in dieser Lage, bis die Befestigung allmählich von einem starken Winde gelockert und endlich aufgelöst wird. Man sieht hieraus, daß das Aufhängen selbst zwar willkürlich geschieht, das Hängenbleiben aber mechanisch ist. Alle eigentlichen Wickelschwänze zeigen an der Unterseite der flachen Spitze des Schwanzes eine lange kahle Fläche, welche dieselbe sammetartige Rauhigkeit, überhaupt denselben Bau wie der Handteller hat. Will sich der Affe fest anhängen, so erreicht er dies mit zwei Windungen, deren zweite über die erstere weggeht, wobei die Rauhigkeit der Greiffläche das Abgleiten verhindert. Man kann auf diese Weise sehr leicht einen todten Affen an einem Stocke ebenso fest aufhängen, wie der Lebende hängt, und erst wenn durch das Hin- und Herschwanken die zweite Windung von der ersten abgleitet, fällt das Thier herab."

Unsere besten Gewehre können übrigens mit der furchtbaren und doch so einfachen Waffe der Indianer, dem Blasrohre, nicht sich messen. Deshalb fällt es den Rothhäuten viel leichter als uns, Brüllaffen zu erlegen. Trotz der unübertrefflichen Geschicklichkeit, mit welcher sie ihre Waffe zu führen wissen, besteigen sie noch gern einen der benachbarten Bäume, und senden von dessen Wipfel aus das tödtliche Geschoß nach der harmlosen Herde.

In einem großen Theile von Paraguay bilden die Brüllaffen einen Gegenstand eifriger Jagd. Ihr Fell ist gesucht und das Fleisch bei den Indianern beliebt. Aus dem Pelze des schwarzen Brüllaffen ließ Dr. Francia einmal über hundert Grenadiermützen verfertigen. Außerdem verwendet man es zu Beuteln, Satteldecken ꝛc. Von dem Fleische lebten Reisende, so z. B. der Prinz von Wied, oft lange Zeit fast ausschließlich. Sie versichern, daß es wohlschmeckend sei und eine sehr kräftige Brühe gebe. Die Nahrung hat aber unter allen Umständen ihr Abschreckendes, zumal wenn die Indianer dem Affen das Haar abgesengt oder ihn abgebrüht in den Topf gesteckt oder ihn zum Braten an einen spitzen Stab befestigt haben. „Aller Widerwille", sagt Schomburgk, „wird in Dem rege, welcher solchen Braten zum ersten Male sieht; denn er kann nicht anders glauben, als daß er an einem Mahle von Kannibalen theilnehmen solle, bei welchem ein kleines Kind vorgesetzt wird, und es gehört wahrlich bei einem nur irgend reizbaren Magen eine starke Willenskraft dazu, um Gabel und Messer nach solchem Braten auszustrecken."

Humboldt bestätigt diese Worte vollkommen. „Die Art, wie diese menschlichen Thiere gebraten werden, trägt viel dazu bei, daß ihr Anblick dem gesitteten Menschen so widerwärtig ist. Ein kleiner Rost oder ein Gitter aus sehr hartem Holze wird einen Fuß hoch über dem Boden befestigt. Der abgezogene Affe wird zusammengebogen, als säße er; meist legt man ihn so, daß er sich auf seine mageren langen Arme stützt; zuweilen kreuzt man ihm die Hände auf dem Rücken. Wenn er auf dem Gitter befestigt ist, zündet man ein helles Feuer darunter an; Flamme und Rauch umspielen den Affen, und deshalb wird er zugleich gebraten und berußt. Sieht man nun die Eingeborenen Arme oder Beine eines gebratenen Affen verzehren, so kann man sich kaum des Gedankens erwehren, die Gewohnheit, Thiere zu essen, welche im Körperbau dem Menschen so nahe stehen, möge in gewissem

Grade dazu beitragen, daß die Wilden so wenig Abscheu vor dem Genusse des Menschenfleisches haben. Die gebratenen Affen, besonders solche mit sehr rundem Kopfe, gleichen auf schauerliche Weise Kindern, daher auch Europäer, wenn sie von solchen sich nähren müssen, lieber Kopf und Hände abschneiden und nur den Rumpf auftragen lassen. Das Affenfleisch ist so trocken und mager, daß Bonpland in seiner Sammlung zu Paris einen Arm und eine Hand aufbewahrt hat, welche in Esmeralda am Feuer geröstet wurden; nach mehreren Jahren rochen diese Theile nicht im geringsten." In vielen Gegenden Südamerika's wird das Affenfleisch von den Europäern nicht berührt und gilt als die verächtlichste Speise; die Indianer dagegen sind eifrige Liebhaber solcher Kost, und Affenfleisch bildet einen der gewöhnlichsten Nahrungsstoffe bei ihnen allen.

Man gibt sich nur selten mit der Zähmung der Brüllaffen ab; auch hat deren Erziehung ihre großen Schwierigkeiten. Rengger sah nur zwei, welche beide über ein Jahr alt waren. Sie wurden mit verschiedenen Baumblättern gefüttert und zogen diese jeder anderen Nahrung vor. Nach Aussage der Wärter erkrankten sie, wenn man ihnen Mais, Maniok oder Fleisch gab. Sie tranken weder viel noch oft und nur Wasser oder Milch. Ihr Benehmen hatte etwas Trauriges und Langweiliges. Sie waren sehr sanft und zutraulich; aber niemals sah man eine Spur von Fröhlichkeit an ihnen. Gewöhnlich kauerten sie mit stark nach vorn gebogenem und auf die Brust gesenktem Kopfe in einem Winkel, legten die Vorderhände auf den Schoß oder stützten sie neben die Hinterhände auf den Boden und schlangen den Schwanz um die Beine, so daß er auf die Hände zu liegen kam. In dieser Stellung konnten sie stundenlang verweilen, bis der Hunger sie vermochte, Nahrung zu suchen. Alsdann gingen sie auf den vier Pfoten schrittweise vorwärts; nur selten sah man sie traben oder Sprünge machen. In aufrechter Stellung konnten sie kaum einen Augenblick sich erhalten. Ihre Sinne schienen scharf zu sein; sie wählten ihre Nahrung mit Sorgfalt aus, hörten und sahen gut und bewiesen, daß ihr Tastsinn sehr entwickelt war. Von Verstand war wenig zu bemerken: sie erzeigten ihrem Wärter kaum mehr Aufmerksamkeit als fremden Leuten, und ließen sich zu nichts abrichten. — Von anderen gezähmten Brüllaffen erzählt Wied, daß sie ihrem Herrn außerordentlich zugethan waren, und kläglich zu schreien begannen, wenn derselbe auch nur einen Augenblick von ihnen sich entfernte. Die Trägheit, Traurigkeit und Grämlichkeit sowie die knarrende, röchelnde Stimme, welche die Jungen manchmal hören ließen, machte sie aber Allen, selbst ihrem Herrn, unangenehm und widerlich.

„Die einzige Weise, Brüllaffen zu fangen", sagt Hensel, „ist die, daß man die Mütter, welche noch kleine Junge an sich tragen, todtschießt, wobei es sich zuweilen ereignet, daß das Junge weder durch den Schuß noch durch den Sturz vom hohen Baume beschädigt wird, und so, indem es die todte Mutter nicht los läßt, in die Gewalt des Jägers kommt. Da es natürlich auch schwer ist, das Junge auf der fliehenden Mutter zu entdecken, so erhält man im allgemeinen die Brüllaffen nur selten; auch sind die kleinen Thiere oft noch so jung, daß eine ganz besondere Pflege dazu gehören würde, sie am Leben zu erhalten. Als ich einst einen so kleinen Brüllaffen erhielt, welcher bloß aus einem dicken Kopfe und langen, ungemein mageren Armen und Beinen zu bestehen schien, legte ich denselben an eine Hühnerhündin, deren Junge etwa acht Tage alt waren. Obgleich die Hündin sehr gierig auf Affenfleisch war, so schien sie doch durch die klägliche Stimme der kleinen Waise gerührt zu sein, und duldete deren Anwesenheit. Leider waren ihre Zitzen für den kleinen Mund des Affen zu groß, und dieser konnte sie nicht ergreifen, so sehr er sich auch Mühe gab. Außerdem wollte er nicht, wie die jungen Hunde, im Neste liegen bleiben, sondern klammerte sich immer mit seinen mageren aber kräftigen Händen an das Fell der Alten, so daß diese oft entsetzt auf die Seite sprang und ihn, wiewohl vergeblich, abzuschütteln versuchte. Ich mußte das Thierchen endlich tödten, um es nicht verhungern zu lassen. In einem anderen Falle, als ich Gelegenheit hatte, Milch zu erhalten, trank der kleine Affe sehr gern aus einem Kaffeelöffel, den er mit den Händen packte und sich selbst in den Mund zu schieben versuchte; allein ich mußte auch ihn tödten, weil er aus Mangel an Wärme täglich schwächer wurde. Merkwürdig ist die Kraft, mit welcher

diese jungen Thiere einen ergriffenen Gegenstand festhalten können. Man hat Mühe, sie von den Kleidern zu entfernen, und gelingt es ihnen zufälligerweise, den Bart zu fassen, so glauben sie, auf mütterlichem Boden zu sein und krallen die langen Finger so fest hinein, daß sie nicht ohne das Opfer einiger Büschel Haare wieder los zu machen sind, wogegen sie außerdem durch lautes Zetergeschrei ankämpfen.

„Wollte man in einem unserer Thiergärten den Brüllaffen Gelegenheit geben, ihre merkwürdigen Eigenschaften geltend zu machen, so müßten für ihren Aufenthalt ganz besondere Einrichtungen getroffen werden; denn schwerlich würde eine Gesellschaft dieser Thiere in engen Käfigen oder selbst in den Räumen eines Affenhauses, von neugierigen Menschen umstanden, ihre Künste zum besten geben. Man müßte sie im Freien auf hohen einzelstehenden Bäumen unterbringen. Ihre Flucht würde ein Zaun von senkrecht stehenden Bretern, der nach Innen zu keine Anhaltpunkte bietet, leicht verhindern. Ich glaube, daß eine Höhe desselben von zwei Meter hinreichend wäre; denn der Brüllaffe ist, wie schon oben angegeben wurde, ein schlechter Springer. Am besten würde ein Laubbaum neben einer Gruppe dichter Nadelbäume für den Aufenthalt dieser Affen passen, welche dadurch Gelegenheit hätten, sich je nach der Tageszeit oder Witterung einen kälteren oder wärmeren Ort zu wählen; vielleicht würden sie sich auch entschließen, eine auf den Bäumen angebrachte Hütte zu beziehen, oder wenigstens hier vor Regen und großer Kälte Schutz suchen." Ich meinestheils halte diesen Vorschlag Hensels für unausführbar; denn nach den allgemeinen Erfahrungen sind wir durchaus nicht berechtigt, von der Dauerhaftigkeit eines freilebenden Thieres auch auf seine Haltbarkeit im Käfige zu schließen. Somit meine ich, daß man höchstens an sehr warmen Sommertagen den Brüllaffen die Freude machen dürfte, sie auf Bäumen herumklettern zu lassen, nachts aber ihnen das warme Haus zur Wohnung anweisen müßte. In den Affenhäusern des Londoner Thiergartens lebte vor einigen Jahren ein Brüllaffe anscheinend in gutem Wohlsein; seine Stimme ließ er jedoch nicht hören und unterschied sich dadurch sehr zu seinem Nachtheile von dem Langarmaffen, dessen klangvolle Laute ich geschildert habe. Ein anderes Stück gelangte neuerdings lebend in die Hände eines unserer ersten Händler und gab Mützel Gelegenheit, seine treffliche Abbildung (S. 179), die erste richtige, welche ich kenne, mit dem lebenden Thiere zu vergleichen.

*

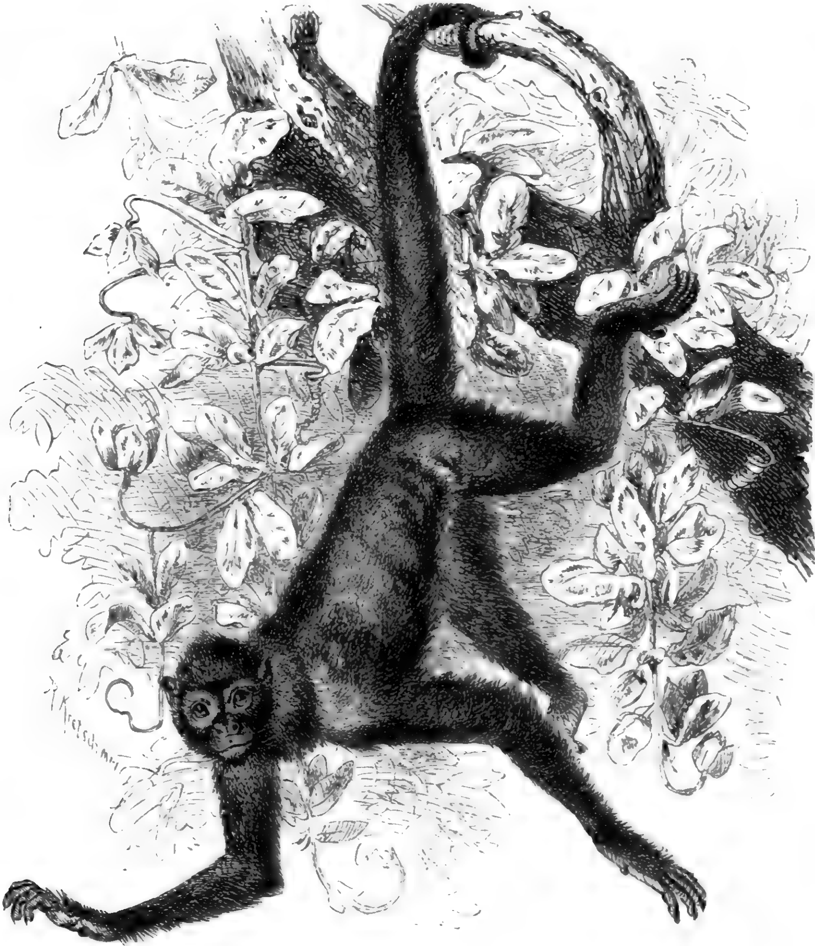
Ein äußerst schmächtiger Leib mit langen klapperdürren Gliedern kennzeichnet die Spinnen- oder Klammeraffen (Ateles). Sie sind die Langarme der alten Welt, nur daß sie nicht deren Vogelschnelle und Lebendigkeit besitzen. Der Naturforscher, welcher sie zuerst Spinnenaffen nannte, hat sie am besten bezeichnet: — selbst der Laie kommt unwillkürlich zu solchem Vergleiche. Um die Thiere schärfer zu bestimmen, will ich noch erwähnen, daß ihr Kopf sehr klein, ihr Gesicht bartlos, und der Daumen ihrer Vorderhand, falls überhaupt vorhanden, stummelhaft ist.

Südamerika bis zum 25. Grade der südlichen Breite ist die Heimat der Spinnenaffen, die Krone der höchsten Bäume ihr Aufenthalt.

Ihr Leben scheint außerordentlich einförmig zu verlaufen und das der verschiedenen Arten im wesentlichen gleichartig zu sein. „Sie leben", sagt Tschudi, übereinstimmend mit anderen Forschern, „in Scharen von zehn oder zwölf Stücken; zuweilen trifft man sie auch paarweise, nicht selten sogar einzeln an. Während mehrerer Monate bemerkten wir einen einzelnen Affen dieses Geschlechtes immer im nämlichen Gebiete; als er erlegt wurde, zeigte sich, daß er ein Männchen von nicht sehr vorgerücktem Alter war. Die Gesellschaften verrathen sich durch fortwährendes Knittern der Baumzweige, welche sie sehr behend umbiegen, um geräuschlos vorwärts zu klettern. Angeschossen erheben sie ein lautes, gellendes Geschrei und suchen zu entfliehen. Die ganz jungen verlassen ihre Mutter nicht; auch wenn diese getödtet worden, umklammern sie dieselbe fest, und liebkosen sie noch lange, wenn sie bereits ganz starr an einem Baumaste hängt; es ist daher ein

Leichtes, die Jungen einzufangen. Sie lassen sich mühelos zähmen, sind gutmüthig, zutraulich und zärtlich, halten aber in der Gefangenschaft nicht lange aus. Leicht werden sie von Ausschlägen und Durchfällen befallen, wobei sie sich ganz jämmerlich geberden."

Die Arten unterscheiden sich wenig von einander; gleichwohl ist es nothwendig, mehrere von ihnen bildlich vorzuführen, wenn die mannigfachen Stellungen anschaulich gemacht werden sollen.



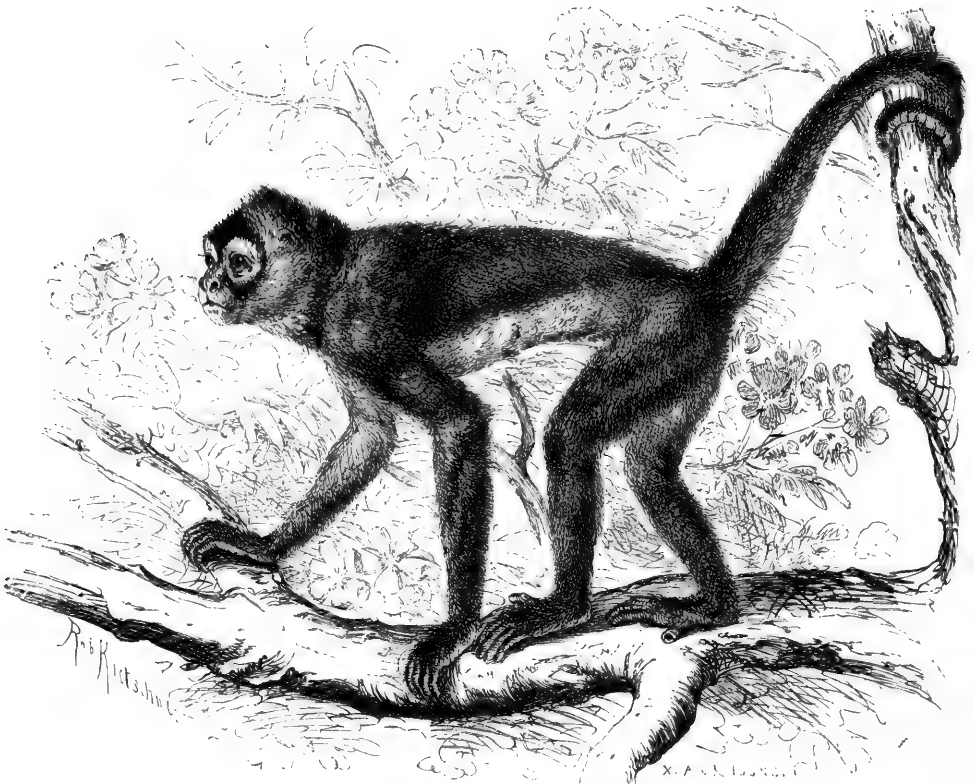
Tschamek (Ateles pentadactylus). 1/8 natürl. Größe.

Von den in Guiana lebenden Klammeraffen sind zwei besonders häufig: der Koaita (Ateles paniscus, Simia paniscus, S. 192) und der Marimonda oder Aru (Ateles Beelzebuth, Simia Beelzebuth). Ersterer ist einer der größeren seiner Sippschaft. Seine Leibeslänge beträgt etwa 1,25 Meter, wovon auf den Schwanz mehr als die Hälfte kommt, die Schulterhöhe ungefähr 40 Centim. Der Pelz ist grob, an den Schultern verlängert, auf dem Rücken überhaupt dichter als unten, auf der Stirn kammartig erhöht, tief schwarz von Farbe, nur im Gesichte röthlich, die Haut dunkel, auf den Handsohlen ganz schwarz. Dem gutmüthigen Gesichte verleihen ein Paar lebhafte braune Augen einen einnehmenden Ausdruck.

In Quito, auf der Landenge von Panama und in Peru vertritt der Tschamek (Ateles pentadactylus, Simia, Ateles Chamek) die Genannten. Er wird ungefähr 1,3 Meter

lang, wovon der Schwanz freilich mehr als die Hälfte wegnimmt, trägt einen langen, tiefschwarzen Pelz und besitzt einen Daumenstummel.

Der Miriki oder eigentliche Spinnenaffe (Ateles criodes oder Brachyteles hypoxanthus), den uns namentlich Prinz Max von Wied kennen lehrte, bewohnt das Innere Brasiliens. Er ist der größte aller brasilianischen Affen, etwa 1,4 Meter lang, starkleibig, kleinköpfig, kurzhälsig, langgliederig und dicht, fast wollig behaart. Gewöhnlich ist der Pelz fahlgelb, zuweilen aber auch weißlichgraugelb gefärbt; die Innenseite der Glieder pflegt lichter zu sein. Das nackte Gesicht ist in der Jugend schwarzbraun, im Alter dunkelgrau, in der Mitte aber fleischroth. Der Daumen der Vorderhand ist ein kurzer Stummel ohne Nagel.



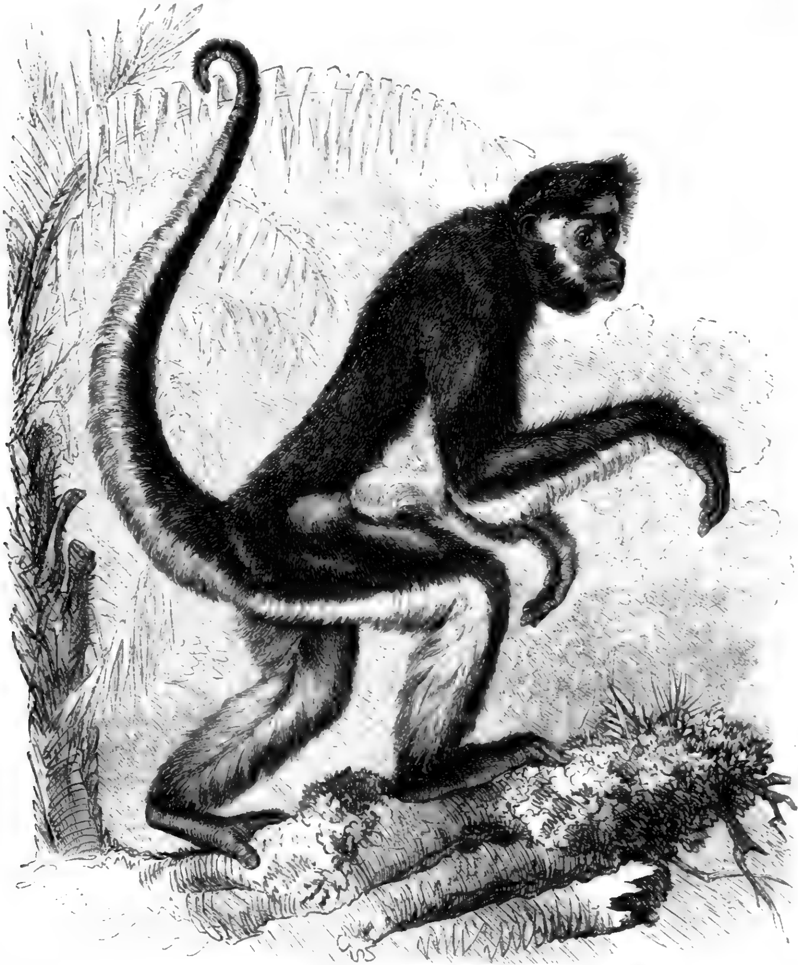
Miriki (Ateles criodes). 1/7 natürl. Größe.

Wohl der schönste aller Klammeraffen ist der erst in der neuesten Zeit von dem jüngeren Bartlett im östlichen Peru aufgefundene und zu Ehren seines Entdeckers benannte Goldstirnaffe (Ateles Bartlettii). Der reiche, lange und weichhaarige Pelz hat auf der ganzen Ober- und Außenseite tiefschwarze Färbung; ein Stirnband ist goldgelb, der Backenbart weiß, die Unterseite des Leibes und Schwanzes, die Innenseite der Glieder nebst der Außenseite der hinteren Unterschenkel bräunlichgelb, etwas lichter als das Stirnband, hier und da durch einzelne schwarze Haare gesprenkelt. Alle nackten Theile des Gesichtes und der Hände sehen braunschwarz aus. Hinsichtlich der Größe scheint das prachtvolle Geschöpf den verwandten Arten der Sippe zu gleichen, weil weder Gray noch Bartlett, die Namengeber der Art, hierüber Mittheilung machen.

Bartlett erhielt den Goldstirnaffen in den Gebirgen der Missionsgebiete des oberen Amazonenstromes unweit Xeberos von Indianern, welche das Thier außerordentlich schätzten, und

erstand später in einer kleinen indianischen „Stadt" ein jüngeres, von dem Alten kaum zu unterscheidendes Stück, welches dort lebend und ebenfalls sehr hoch gehalten wurde. Auf diese beiden Stücke begründet sich die Art.

Ueber das Freileben der Klammeraffen haben uns Humboldt, Max von Wied und Schomburgk belehrt. In Guiana finden sie sich nur in den tieferen Wäldern, höchstens bis zu



Goldstirnaffe (Ateles Bartlettii). 1/6 natürl. Größe. (Nach Wolf.)

einem Höhengürtel von fünfhundert Meter über dem Meere; den kahlen Wald der Höhe meiden sie gänzlich. In der Regel bemerkt man sie in Banden von ungefähr sechs Stücken, seltener einzeln oder paarweise und noch seltener in größeren Gesellschaften. Jede dieser Banden zieht, ihrer Nahrung nachgehend, still und ruhig ihres Weges, ohne sich um andere ungefährliche Geschöpfe zu bekümmern. Ihre Bewegungen sind im Vergleiche zu dem traurigen Gehumpel der Brüllaffen schnell zu nennen. Die bedeutende Länge der Glieder fördert das Laufen und Klettern. Mit den langen Armen greifen sie weit aus und eilen deshalb, auch wenn sie nur wenig sich anstrengen, immerhin so schnell vorwärts, daß der Jäger durchaus keine Zeit zu verlieren hat, wenn er ihnen folgen will. In ihren Baumwipfeln benehmen sie sich geschickt genug. Sie klettern sicher und führen zuweilen kleine Sprünge aus; doch werfen oder schleudern sie ihre Glieder bei allen Bewegungen sonderbar hin und her. Der Schwanz wird gewöhnlich vorausgeschickt, einen Anhalt zu suchen, ehe der Affe sich

entschließt, den Ast, auf welchem er sitzt, zu verlassen. Zuweilen findet man ganze Gesellschaften, welche sich an den Schwänzen aufgehängt haben und die auffallendsten Gruppen bilden. Nicht selten sitzt oder liegt auch die Familie in träger Ruhe auf Aesten und Zweigen, behaglich sich sonnend, den Kopf oft nach hinten gebogen, die Arme auf dem Rücken verschränkt, die Augen gen Himmel gehoben. Auf ebenem Boden humpeln sie mühselig fort; man möchte selbst ängstlich werden, wenn man sie gehen sieht. Der Gang ist schwankend und unsicher im allerhöchsten Grade, und der lange Schwanz, welcher in der Absicht, das Gleichgewicht herzustellen, aus Verzweiflung hin und her bewegt wird, erhöht nur noch das Ungelenke der Bewegung. Uebrigens haben europäische Beobachter die Klammeraffen niemals auf dem Boden gesehen, und Prinz Max von Wied behauptet, daß sie, so lange sie gesund sind, nur dann auf die Erde herabkommen, wenn es ihnen unmöglich wird, von tiefen Zweigen aus zu trinken, wie sie sonst thun.

Die Fortpflanzung scheint an keine bestimmte Zeit des Jahres gebunden zu sein; wenigstens bemerkt Schomburgk, daß unter jeder Gesellschaft, welcher er begegnete, auch fast immer einige Junge sich befanden, welche von ihren Müttern häufiger unter den Armen als auf dem Rücken getragen wurden. Ueber die treue Anhänglichkeit der letzteren brauche ich nach dem vorher Gesagten kein Wort mehr beizufügen.

In den reichen Urwäldern können die wenig begehrenden Klammeraffen, welche sich mit Blättern und Früchten begnügen, Niemandem Schaden thun. Gleichwohl werden sie eifrig verfolgt. Die Portugiesen benutzen ihr Fell, die Wilden essen ihr Fleisch; manche Indianerstämme ziehen es allem übrigen Wildpret vor. Sie unternehmen in starken Gesellschaften Jagdzüge, auf denen Hunderte erlegt werden. Bei der Jagd werden die Baumwipfel sorgsam durchspäht und etwaige Zeichen beachtet. Die im Vergleiche mit dem Gebrüll der Heulaffen unbedeutende, aber doch immer noch laute Stimme verräth unsere Thiere schon aus ziemlicher Ferne. Sobald die harmlosen Waldkinder ihren furchtbarsten Feind gewahren, flüchten sie schnell dahin, die langen Glieder, zumal den Schwanz, in ängstlicher Hast vorwärts schleudernd, befestigen sich mit letzterem und ziehen rasch den unbeholfenen Leib nach sich. Zuweilen versuchen die Vertrauensseligen wohl auch, den Menschen durch Fratzenschneiden und lautes Geschrei abzuschrecken; zuweilen sollen sie, selbst wenn schon mehrere von ihnen dem Geschosse erlagen, wie besinnungslos das Walten des Schicksals über sich ergehen lassen, ohne zu flüchten. Die Angeschossenen harnen und lassen ihren breiigen Koth fallen. Schwerverwundete bleiben oft noch lange an Aesten hängen, bis endlich der Tod die Muskeln löst und der Leib sausend zur Erde herabfällt.

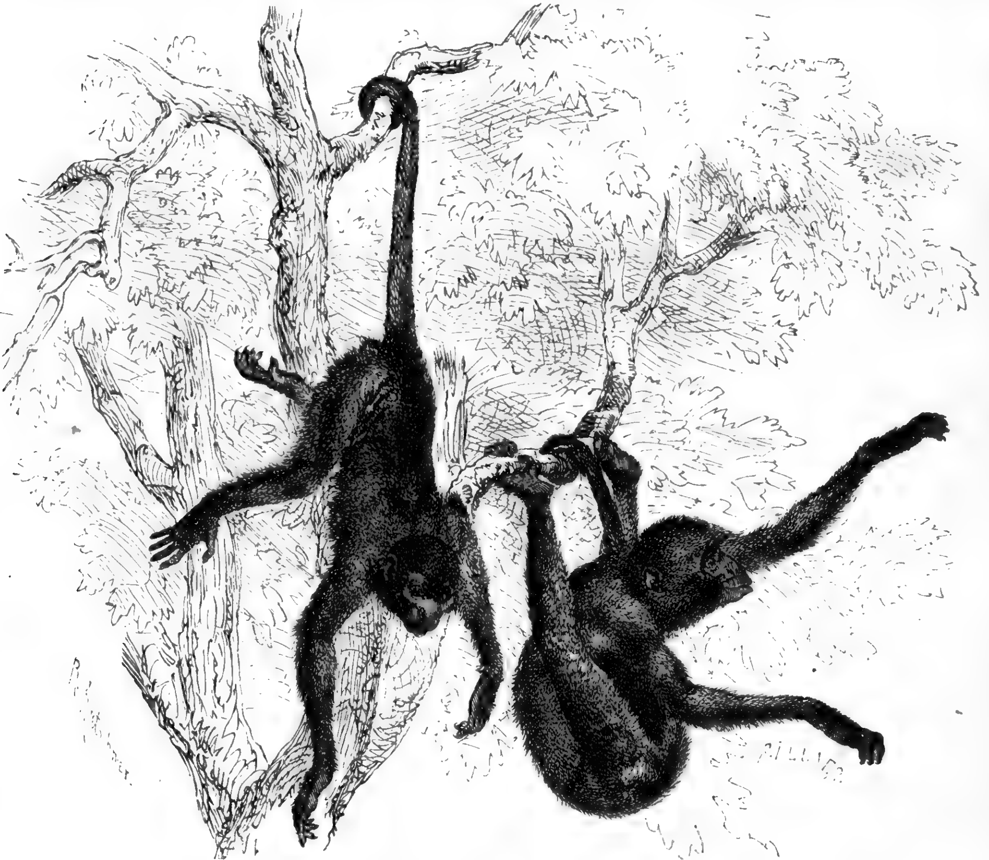
„Einer unser Indianer“, erzählt Schomburgk, „brachte einen getödteten Koaita mit, welchen er aus einer Herde erlegt hatte. Es ist dies unstreitig einer der häßlichsten Affen, und als die Jäger ihn unmittelbar nach ihrer Ankunft absengten, um ihn als Abendbrod zu verzehren, kam mir seine Aehnlichkeit mit einem Negerkinde so überraschend vor, daß ich mich von dem Mahle abwenden mußte, um nicht alle meine kaum niedergekämpfte Abneigung wieder in mir erwachen zu lassen. Die Behauptung der Indianer, daß diese Affen bei ihrer Verfolgung trockene Zweige und Früchte abbrechen und sie nach ihren Verfolgern schleudern, wurde durch Goodall bestätigt, welcher an der Jagd Theil genommen hatte.“

Schomburgk nennt die Klammeraffen, so oft er sie erwähnt, häßlich und ekelhaft, und meint, daß sie von den Indianern höchst wahrscheinlich wegen ihres unangenehmen Aeußeren nicht gezähmt würden. Hätte er ein einziges Mal die von ihm so verschrieenen Thiere in Gefangenschaft gehalten und sie in ihrer harmlosen Gutmüthigkeit kennen gelernt, er würde sie auch trotz des nicht günstig gestalteten Aeußeren und der absonderlichen Gliederverrenkung lieb gewonnen, jedenfalls sein Urtheil berichtigt haben. Leider gehören sie noch immer in unseren Thiergärten zu den Seltenheiten; man bringt wohl jedes Jahr einige von ihnen mit nach Europa herüber: unser Klima jedoch tödtet sie in der Regel bald, auch bei sorgfältigster Abwartung und Pflege. Aus diesem Grunde habe ich sie stets nur kurze Zeit beobachten können und lasse deshalb meinen Berufsgenossen

Schmidt für mich sprechen. „Im Stande der Ruhe sitzen die Klammeraffen auf dem Hintertheile mit emporgerichteten Knien; die Brust wird gegen diese gelehnt, und häufig der Kopf tief herabgesenkt, so daß das Gesicht gegen den Boden geneigt ist und die Schultern den höchsten Punkt der ganzen Gestalt bilden. Der Schwanz ist um die Füße geschlagen, die Elnbogen reichen fast auf den Boden, und die Vorderarme liegen nachlässig gekreuzt vor oder auf den Füßen. Ein ruhiges Gehen auf flachem Boden kommt nur ausnahmsweise und auf kurze Entfernungen vor, und man sieht auf den ersten Blick, daß es dem ganzen Wesen der Thiere nicht zusagen kann. Gewöhnlich findet es auf allen Vieren statt, wobei der Schwanz über der Rückenhöhe einen festen Anhalt nimmt. Die Hände berühren dabei nicht mit ihrer inneren Fläche, sondern mit ihrer äußeren oder oberen Seite den Boden. Bei der einen Art betrifft dies nur die Finger, indem sie die Knöchel als hauptsächlichen Stützpunkt benutzt, wogegen eine andere auf dem Handrücken der Mittelhand geht und die Finger aufwärts eingeschlagen trägt. Dieses Thier hält dabei die Elnbogen nach auswärts gebogen, die Handwurzeln dagegen nach innen gerichtet und bietet dadurch eine sehr absonderliche Erscheinung dar. Dazu kommt noch der stark gekrümmte Rücken und der tief herabgeneigte Kopf, so daß die ganze Gestalt den Eindruck macht, als wolle sie jeden Augenblick nach vorn überpurzeln. Bisweilen, besonders in erregter munterer Stimmung, gehen die Thiere aufrecht auf den Vorderfüßen. Sie biegen dabei den Rücken ein, strecken den Bauch heraus und tragen den Schwanz Sförmig gekrümmt hoch empor gehalten, seltener irgendwo angefaßt, und noch seltener mit abwärts eingerollter Spitze auf dem Boden gestützt. In manchen Fällen werden die Arme dabei über dem Kopfe gekreuzt oder mit wagrecht gehaltenem Oberarme oder rechtwinkelig aufgerichtetem Vorderarme und leicht eingekrümmten Händen hoch getragen. Sehr gern lehnen sie sich in dieser Stellung an eine von der Sonne beschienene Wand. Wenn wir sie im Winter bisweilen aus den Käfigen nahmen und in die Nähe des geheizten Ofens brachten, stellten sie sich aufrecht mit senkrecht emporgehobenen und gestreckten Armen, wobei sie den Bauch so weit herausbogen, daß dieser, von der Seite gesehen, mit der Brust fast einen Halbkreis bildete. Auch wenn man sie an der Hand oder am Schwanze führt, gehen sie gern aufrecht, namentlich wenn sie der Wärter in ihrem Käfige ins Freie bringt. An einem schräg stehenden Stamme in ihrem Sommerbehälter laufen sie sehr häufig auf den Hinterfüßen empor, erfassen aber das obere Gitter mit der Schwanzspitze, sobald sie es erreichen können.

„Das Klettern ist ihrem Naturell vollkommen entsprechend, und sie entwickeln hierbei im Gegensatze zu dem unbehülflichen Einherhumpeln auf ebenem Boden eine Lebhaftigkeit, Biegsamkeit und Sicherheit der Bewegungen, welche erstaunlich ist. Gewöhnlich schreiten sie eine Zeitlang an dem Gitter, welches das Dach des Käfigs bildet, umher, indem sie die Hände hakenförmig über die Gitterstäbe hängen, ohne die Finger zu schließen. Sie benutzen hierbei ebenso wohl alle vier als nur die vorderen Glieder; niemals aber versäumt der Schwanz, hierbei sehr thätig zu sein, hilft vielmehr gleich einer fünften Hand den Körper tragen und weiter befördern. Er arbeitet mit der größten Sicherheit und Selbständigkeit, so daß er von den Thieren nicht mit den Augen überwacht zu werden braucht, ist immer bestrebt, einen festen Anhaltepunkt zu gewinnen, als ob Arme und Beine nicht zuverlässig oder nicht hinreichend seien, dem Körper den nöthigen Halt zu geben. Er wird stets einmal um den Gegenstand, an dem er sich halten soll, geschlungen, und zwar immer nur mit der Spitze und so knapp wie möglich. Die Umwickelung geschieht schraubenförmig, so daß die Spitze neben und nicht auf oder unter den übrigen Theil des Schwanzes zu liegen kommt. Wenn letzterer, wie das sehr häufig der Fall ist, den Leib allein tragen soll, faßt er über einen Stab des Gitters hinweg und befestigt sich an dem folgenden mit der Spitze, um auf diese Weise eine größere Haltbarkeit zu gewinnen. So wird es dem Thiere möglich, sich jeden Augenblick kopfabwärts am Schwanze aufzuhängen, und es scheint dies eine Lieblingsstellung von ihm zu sein, da es Leute, welche es kennt, gern in derselben bewillkommnet. Der Affe wendet dann dem Herantretenden das Gesicht zu, läßt die Beine langgestreckt herabhängen, so daß der Kopf

zwischen diesen durchblickt, und streckt dann in der Regel einen der Füße so weit als möglich nach dem Nahenden aus. In dem geräumigen Käfige im Freien hängen sich unsere Gefangenen bisweilen am Schwanze auf und schleudern sich weg, indem sie gedachtes Greifwerkzeug plötzlich loslassen, um an einer anderen Stelle des Gitters mit den Händen sich festzuhalten. Im Winter, wenn sie nicht ins Freie gebracht werden konnten, gaben wir ihnen zuweilen einen fingerdicken und etwa meterlangen Stock zum Spielen, mit welchem sie die komischsten Dinge ausführten. Ein sehr beliebtes Spiel ist folgendes: der Stock wird vor dem Affen aufrecht auf dem Boden stehend festgehalten, indem er an demselben, ohne ihn an die Wand zu lehnen, emporsteigt. Oben angekommen, ergreift er



Stellungen des Koaita.

mit dem Schwanze sofort die oberste Sitzstange des Käfigs und schaukelt sich auf diese Weise vergnüglich, indem er den Stab spielend in den Händen trägt. Es würde zu weit führen, wollte ich den Versuch machen, alle die Schwenkungen und Wendungen zu schildern, welche ich von diesen Affen schon ausführen sah. Nur das eine sei noch bemerkt, daß die stete Beihülfe des Schwanzes allen Kletterbewegungen etwas Schwebendes verleiht, und daß der ernsttraurige, selbst grämliche Ausdruck ihres Gesichtes zu ihrem oft so muthwilligen und heiteren Gebaren in sonderbarstem Widerspruche steht. Ebenso gut wie der Schwanz als Bewegungsglied gebraucht wird, dient er auch als Greifwerkzeug. Die Vorderhände sind wegen des fehlenden Daumens zum Festhalten der Nahrung nicht eben günstig gebaut, und wenn auch unser Affe damit vieles zum Munde führt, ist doch leicht zu erkennen, daß er lieber die Nahrung unmittelbar mit den Lippen vom Boden aufhebt, sobald dies möglich ist. Gegenstände, welche sich außerhalb des Gitters befinden, so daß sie auf diese

Weise nicht erreicht werden können, nimmt er mit der Hand; reicht die Länge des Armes nicht dazu aus, so dreht er sich um und sucht sie mit dem Fuße zu fassen, geht auch dieses nicht, so greift er mit dem längsten seiner Glieder, dem Schwanze, danach. Das ließ sich deutlich bemerken, als im Laufe des Sommers die Affen bestrebt waren, alle Baumzweige, welche sich in der Nähe ihres Käfigs befanden, herbeizuholen, abzubrechen und zu zerbeißen. Sie bedienten sich dabei zuletzt nur noch des Schwanzes, um sie herbeizuziehen, und bemerkten sofort, wenn die Bäume durch einen vorangegangenen Regen etwas schwerer geworden waren und dadurch sich niederbogen, so daß nun wieder ein Zweiglein in den Bereich ihres Greifwerkzeuges getreten war. Auch nach den vor dem Käfige stehenden Personen greifen sie sehr oft mit der Schwanzspitze. Gegenstände, mit welchen sie spielen, sah ich sie häufig mit dem Schwanze tragen, und der eine von ihnen haschte öfters ein zum Austrinken am breiten Ende geöffnetes rohes Ei mit dem Schwanze und trug es mit vollster Sicherheit auf seinen erhabenen Sitzplatz, um es dort mit der größten Gemüthlichkeit auszuschlürfen." Unser Gewährsmann erwähnt noch außerdem, daß er seine Gefangenen mit Brod, Obst, Zwieback, Eiern und gekochtem Reis gefüttert habe, ihnen bei Durchfall mit Erfolg guten Rothwein als Gegenmittel gegeben, gekochte Kartoffeln im geringen Maße gereicht und sie so viel als möglich ins Freie gebracht habe, auch wenn die Witterung im allgemeinen nicht eben besonders warm war. Dank dieser Pflege gelang es ihm, den einen dieser Affen drei und ein halbes Jahr am Leben zu erhalten.

Ein englischer Schiffsführer, welcher einen Klammeraffen besaß, schildert ihn und sein Betragen in anmuthiger Weise. Das Thier, ein Weibchen, war in Britisch-Guiana gefangen und dann zu dem Statthalter von Demerara gebracht worden; von diesem erhielt es unser Berichterstatter. Er gewann seinen Pflegling so lieb, wie man einem gutartigen Kinde geneigt wird.

„Sally's lieblicher Erscheinung", sagt er, „ist durch die Kunst der Photographie mehrfach die Unsterblichkeit gesichert worden. Drei solcher Bilder habe ich zu Gesicht bekommen. Das eine zeigt Sally, wie sie still und vergnügt in ihres Herrn Schoße ruht; ihr kleines, runzeliges Gesicht guckt über seinen Arm hinweg, und ihr Schwanz ringelt sich um seine Knie, während ihn der eine Fuß festhält. Auf einem anderen steht sie auf einem Fußgestelle neben meinem Bootsführer, dessen Fürsorge sie anvertraut war; den linken Arm schlingt sie kosend um seinen Hals, ihr Schwanz windet sich in mehrfachen Ringen um seine Rechte, auf welcher sie lehnt. Ebenso sehen wir sie auf einem dritten Bilde neben dem Bootsführer stehen: einen Fuß auf seiner Hand, schlingt sie, und diesmal zur Abwechselung, die Schwanzspitze um seinen Hals. Auf jeder dieser Abbildungen bemerkt man aber einen Fehler, weil das bewegliche Thier sich nur schwer zureden ließ, ganze zwei Sekunden hinter einander ruhig zu sein. Die Glieder sind jedoch verhältnismäßig genau wiedergegeben, und die eigenthümliche Stellung tritt deutlich vors Auge.

„Sally ist ein sehr sanftes Thier. Nur zweimal hat sie gebissen, und zwar das eine Mal, um sich gegen einen Feind zu wehren. Auf der Werfte zu Antiqua hatte sie sich losgerissen und war von den Leuten arg verfolgt worden; endlich ward sie in eine Ecke getrieben, und würde dort leicht gefangen worden sein, hätten nicht die Arbeiter ihren Zorn gefürchtet. Ihr Herr aber fing sie, um zu zeigen, daß sie nicht zu fürchten sei, und wurde durch einen ziemlich starken Biß in den Daumen belohnt. Wäre sie nicht vor Schreck außer sich gewesen, so hätte sie das jedenfalls sich nicht zu Schulden kommen lassen. Im allgemeinen ist sie so gutartig, daß sie eine Strafe stets ruhig hinnimmt und sich bei Seite macht. Bosheit scheint durchaus nicht in ihrer Natur zu liegen; denn Beleidigungen vergißt sie bald und trägt sie dem strafenden Herrn nicht nach. Ihr Gebieter erzählt, daß, wenn Jemand gebissen werde, er sicher selbst daran schuld sei. Am Borde des Schiffes wird sie nicht durch Ketten oder Stricke gefesselt, sondern läuft frei nach ihrem Behagen umher. Sie tummelt sich im Tauwerke, und wenn es ihr gerade Spaß macht, tanzt sie so lustig und ausgelassen sonderbar auf dem Seile, daß die Zuschauer kaum noch Arme und Beine vom Schwanze unterscheiden können. In solchen Augenblicken ist der Name „Spinnenaffe" voll-

ständig angemessen; denn sie sieht dann einer riesigen Tarantel in ihren Zuckungen äußerst ähnlich. So lange dieses launige Spiel dauert, hält sie von Zeit zu Zeit inne und blickt mit freundlichem Kopfschütteln auf ihre Freunde, zieht rümpfend die Nase und stößt kurze sanfte Töne aus. Gewöhnlich wird sie gegen Sonnenuntergang am lebendigsten. Eine besondere Liebhaberei von ihr besteht darin, daß sie im Tauwerke hinaufklettert, bis sie ein wagrechtes Seil oder eine dünne Stange erreicht. Hier hängt sie sich mit dem Schwanzende knapp aber fest an, schwingt sich langsam hin und wieder und reibt einen Arm mit dem anderen von dem Handgelenke bis zum Elnbogen, als wollte sie das Haar gegen den Strich strählen. Sie muß schlechterdings ihren Schwanz um irgend etwas winden, und wo möglich möchte sie keinen Schritt gehen, ohne sich mittels dieses langen und geschmeidigen Gliedes zu versichern.

„Gegen viele ihrer Verwandten, welche unverbesserliche Diebe sind und mit den Schwanzenden ganz ruhig Dinge stehlen, auf welche ihre Aufmerksamkeit gar nicht gerichtet zu sein scheint, ist Sally sehr ehrenhaft und hat niemals etwas entwendet als höchstens gelegentlich eine Frucht oder ein Stückchen Kuchen. Ihre Mahlzeit hält sie an ihres Herrn Tische und beträgt sich dabei höchst anständig, ja sie ißt nicht einmal, bevor sie die Erlaubnis dazu erhalten, hält sich dann auch an ihren eigenen Teller, gleich einem wohlerzogenen Geschöpfe. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich aus Pflanzenstoffen, Früchten und Weißbrod, obschon sie hin und wieder mit einem Hühnerbeine bewirtet wird. Hinsichtlich ihrer Speise ist sie ziemlich wählerisch, und wenn man ihr ein Stück gar zu trockenen Brodes gibt, so beschnuppert sie es argwöhnisch, wirft es auf den Boden und thut mit verächtlicher Miene, als ob es für sie gar nicht vorhanden wäre. Sie unterscheidet Gesundes von Schädlichem: nachdem sie schon lange keine tropische Frucht mehr gesehen hatte, ergriff sie ohne weiteres einen ihr dargebotenen Apfel und verzehrte ihn ohne Zögern.

„In Belize wurde es ihr gestattet, die Stadt nach Belieben einige Tage lang zu durchstreifen. Eines Morgens, als ihr Herr die Straße entlang ging, hörte er über sich einen dumpfen Laut, der ihm, wegen der Aehnlichkeit mit der Stimme seines Affen, auffiel. Er blickte auf und sah Sally auf einem Erker sitzend, von welchem herab sie erfreut über das Wiedersehen ihres Herrn knurrte. Einmal, aber nur einmal, gerieth Sally in eine traurige Lage Ihr Herr ging in seine Kajüte und fand sie dort ganz zusammengerollt auf einer Fußdecke sitzen. Er sprach ihr zu, das Thier erhob das Köpfchen, sah ihm ins Gesicht und sank wieder in seine frühere, trübselige Stellung zurück. Komm, Sally, sagte der Gebieter; doch Sally rührte sich nicht. Der Befehl wurde noch ein- oder zweimal wiederholt, aber ohne den gewöhnlichen Gehorsam zu finden. Ueberrascht durch diesen auffallenden Umstand ergriff der Herr sie am Arme und machte nun die befremdende Entdeckung, daß Sally schwer berauscht und weit über eine „Anheiterung" hinaus war. Sie hatte gerade noch Bewußtsein genug, um ihren Freund zu erkennen. Sehr krank war Sally diese Nacht und sehr katzenjämmerlich am nächsten Tage.

„Der Grund dieses traurigen Ereignisses war folgender: Die Offiziere des Schiffes hatten ein kleines Mittagsessen veranstaltet, und da sie den Affen sehr gern sahen, ihn so reichlich mit Mandeln, Rosinen und Früchten der verschiedensten Art, mit Zwieback und eingemachten Oliven gefüttert, wie es ihm lange nicht vorgekommen war. Nun liebte er aber die Oliven ganz besonders, und da er sich reichlich an ihnen eine Güte gethan, so quälte ihn natürlicherweise bald ein unstillbarer Durst. Als nun Branntwein und Wasser herumgereicht ward, steckte Sally ihren Mund in einen der Humpen und leerte fast den ganzen Inhalt zum großen Vergnügen der Offiziere. Ihr Herr setzte letztere deshalb zur Rede; auch das arme Opfer zur Verantwortung zu ziehen war unnöthig. So gänzlich war dem guten Thiere der Branntwein zum Ekel geworden, daß es später nie wieder den Geschmack oder auch nur den Geruch desselben vertragen konnte. Selbst eingemachte Kirschen, welche sonst sein Leckerbissen gewesen waren, mochte es jetzt nicht mehr aus der Flüssigkeit nehmen.

„Kälte schien Sally ziemlich wohl zu ertragen; sie war übrigens auch hinreichend mit warmer Kleidung versehen, welche ihr an der eisigen Küste Neufundlands sehr zu Statten kam. Gleichwohl

drückte sie ihr Misbehagen an solchem Wetter durch beständiges Schauern aus. Um sich gegen die kalte Witterung zu schützen, verfiel sie selbst auf einen glücklichen Gedanken. Zwei junge Neufundländer, welche am Bord sich befanden, hatten eine mit Stroh wohl versehene Hütte inne: in diese Wohnung hinein kroch sie und legte gemüthlich ihre Arme den beiden Hunden um den Hals; und hatte sie nun noch ihren Schweif um sich geschlagen, so befand sie sich glücklich und wohl. Sie war allen möglichen Thieren zugethan, besonders kleinen, jungen, aber ihre vorzüglichsten Lieblinge blieben diese beiden Hunde. Ihre Zuneigung zu ihnen war so groß, daß sie sich eifersüchtig auf sie zeigte, und wenn irgend Jemand näher an ihnen vorüberging, als sie für passend erachtete, sprang sie aus der Hütte heraus und streckte die Arme nach dem Eindringlinge mit einer Miene, als ob sie ihn zurechtweisen wolle. Für sie selbst war ebenfalls ein Häuschen gebaut worden, aber sie ging nie hinein. Sie ist ein sehr empfindliches Thier und kann kein Dach über sich ausstehen; deshalb verschmähte sie ihr Häuschen und rollte sich lieber in einer Hängematte zum Schlafen zusammen. Sie ist etwas schläferigen Wesens, geht gern zeitig zu Bette und schläft früh lange.

„Seit etwa drei Jahren ist sie im Besitze ihres Herrn. Ihren Zähnen nach darf man ihr ein Alter von vier Jahren zusprechen, obschon man sie nach ihrem runzeligen Gesichte für einen hundertjährigen Greis halten möchte.“

*

Zu den wickelschwänzigen Affen Amerika's gehören auch die Wollaffen (Lagothrix), ausgezeichnet durch untersetzte Gestalt, großen, runden Kopf, mit milden, freundlichen Augen und sehr kleinen, wie abgestutzt erscheinenden, außen und am unteren Rande der Muschel auch innen behaarten Ohren, starke und verhältnismäßige Gliedmaßen, fünffingerige Hände und Füße sowie körperlangen, sehr kräftigen, an der Spitze unterseits nackten Schwanz. Die Nägel sind ziemlich stark zusammengedrückt, die Daumennägel aber platt. Ein weiches wolliges, auf der Brust mähnig verlängertes Haar deckt den Leib. Von den ihnen sehr nahe stehenden Klammeraffen unterscheidet sie namentlich ihr stämmiger Bau, dessen Eigenthümlichkeiten im Gerippe zur Geltung kommen, die gefurchten Eckzähne und der wollige Pelz, abgesehen von anderen minder hervorstechenden Abweichungen. Die wenigen Arten, welche beschrieben worden sind, werden von einigen Naturforschern nur als Abänderungen einer, höchstens zweier Arten betrachtet, bewohnen die Waldungen der Amazonenstrom- und Orinocoländer sowie Peru's, leben gesellig auf Bäumen, sind gutmüthig, ernähren sich von Früchten, und lassen ein unterdrücktes dumpfes Geheul vernehmen.

Der Barrigudo oder Capparo, Caribagueres, Schieferaffe ꝛc. (Lagothrix Humboldtii, Simia lagotricha, Cebus lagothrix, Lagotricha Caparo), steht, ausgewachsen, dem Brüllaffen an Größe kaum oder nicht nach: Bates gibt die Leibeslänge eines von ihm gemessenen Männchens, des zweitgrößten amerikanischen Affen, den er gesehen, zu 70 Centim., die Schwanzlänge zu 68 Centim. an. Ein lebendes etwas über halbwüchsiges Männchen, welches ich maß, war von der Nasenspitze bis zur Schwanzwurzel 51 Centim., sein Schwanz 60 Centim, Arm und Bein je 29 Centim., Hand und Fuß je 11,5 Centim. lang. Das weiche, wollige Haar verlängert sich auf dem Schwanze, den Schenkeln, den Oberarmen und dem Bauche und entwickelt sich auf der Brust zu einer förmlichen Mähne, läßt aber Bauchmitte und Weichengegend fast unbedeckt, sieht auf dem Kopfe wie geschoren aus, obwohl es nicht viel kürzer als das des Rückens ist, und hat den Strich außen an den Vorderarmen von unten nach oben, innen von oben nach unten, auf den Schenkeln dagegen nur von oben nach unten. Gesicht, Hand- und Fußrücken, Hand- und Fußsohlen, die nackte Stelle am Schwanze und die Zunge sind negerfarbig, also bräunlichschwarz, die Augen dunkelbraun, mit stark getrübtem Weiß; der Pelz des Oberkopfes ist mattschwarz, an der Haarwurzel grauschwarz, des Nackens etwas lichter, der Bauchmitte mattschwarz, der Oberseite dunkelgrau, jedes Haar hier licht an der Wurzel, hierauf breit dunkel geringelt und an der Spitze weißlich; auf den Vorder-

armen und Unterschenkeln trübt sich diese Färbung, innen bis zum Schwarzgrau dunkelnd; in der Spitzenhälfte des Schwanzes geht sie in Dunkelbräunlichfahl über. Alte Stücke sehen ebenso aus.

Nach Tschudi bewohnt der Barrigudo truppweise die Waldungen; doch findet man ihn zuweilen auch einzeln. „Wenn sich eine Schar auf ihrer Wanderung einen Ruheplatz ausgewählt hat, ertönt plötzlich ihr einförmiges halb unterdrücktes dumpfes Geheul, welches aber nicht so unangenehm und störend ist wie das der Brüllaffen. Ein jeder sucht sich dann auf seine Art die

Barrigudo oder Schieferaffe (Lagothrix Humboldtii). 1/9 natürl. Größe.

Zeit zu vertreiben: die meisten setzen sich bequem zwischen die Zweige und sonnen sich, andere brechen Früchte, wieder andere spielen und zanken. Wir haben überhaupt bei diesen Affen nicht das sanfte Wesen bemerkt, welches Humboldt ihnen zuschreibt, fanden sie im Gegentheile bösartiger, frecher und unverschämter als alle übrigen Arten. Sehr oft sind sie so dreist, daß sie lange Strecken Weges die Indianer verfolgen, welche aus den am Rande der Urwälder gelegenen Pflanzungen Früchte holen, um sie in den höher gelegenen Thälern zu verkaufen. Nicht selten geschieht es, daß sie Baumzweige und Früchte nach diesen Indianern werfen, welche sich gegen den feindseligen Angriff mit Steinen zur Wehre setzen. Wir waren mehrmals Augenzeugen davon und haben durch einen Schuß diesen drolligen Gefechten ein Ende gemacht. Sie klettern langsamer als die Roll-,

langsamer sogar als die Klammeraffen; ihre Bewegungen sind schwerfällig und abgemessen. Besonders auffallend ist dies, wenn sie mit ihrem Wickelschwanze an einem Baume hangen und sich lange hin und her schaukeln, ehe sie einen anderen Ast erreichen, um weiter zu greifen. Angeschossen fallen sie schnell auf die Erde, wahrscheinlich wegen ihrer bedeutenden Schwere; die dürren, leichteren Klammeraffen dagegen fallen selten; denn im Todeskampfe klammern sie sich krampfhaft mit dem Schwanze an einen Ast und bleiben, wenn auch todt, noch tagelang hangen. Der Wollaffe flieht auf der Erde nicht, sucht vielmehr seinen Rücken durch einen Baumstamm zu schützen und vertheidigt sich mit Händen und Zähnen aufs äußerste, obschon er den übermächtigen Kräften des Jägers natürlich bald unterliegen muß. Sehr oft stößt ein so hart bedrängter Affe einen grellen Schrei aus, welcher wahrscheinlich ein Hülferuf an seine Gefährten sein soll; denn diese schicken sogleich sich an, niederzusteigen, um ihrem bedrängten Kameraden beizustehen. Aber ein zweiter, vom ersten sehr verschiedener Schrei, kurz, kräftig und dumpfer, ein Schrei des Todeskampfes, erfolgt bald, die ganze Hülfe bringende Schar stäubt auseinander, und jeder sucht sein Heil in der schleunigsten Flucht.

„Das Fleisch schmeckt unangenehm und ist trocken und zähe; wir haben es jedoch unter Umständen als Leckerbissen genossen.“ Bates, welcher Tschudi's Schilderung nicht zu kennen scheint, bemerkt, daß der Barrigudo von den Indianern lebhaft verfolgt werde, und zwar gerade wegen der ausgezeichneten Güte seines Fleisches. „Nach den Mittheilungen eines durch mich beschäftigten Sammlers“, sagt er, „welcher lange Zeit unter den Tukanaindianern in der Nähe von Tabatinga gelebt hat, darf ich annehmen, daß die etwa zweihundert Köpfe zählende Horde gedachter Indianer alljährlich mindestens zweitausend Wollaffen erlegt und verzehrt.“ Das Thier ist aber auch sehr häufig in den Waldungen des höheren Landes und nur in der Nähe der Ortschaften selten geworden, wie sich dies durch die ihm geltende, seit langer Zeit fortgesetzte Verfolgung erklärt.

„Sein Betragen in der Gefangenschaft“, fügt Bates Vorstehendem hinzu, „ist ernst, sein Wesen mild und vertrauensvoll wie das der Klammeraffen. Entsprechend diesen Eigenschaften wird der Barrigudo von Thierfreunden sehr gesucht; es fehlt ihm jedoch die Zählebigkeit der Klammeraffen, und er übersteht die Reise flußabwärts bis Para nur selten.“ Noch seltener gelangt er einmal lebend nach Europa. In den Verzeichnissen des Londoner Thiergartens finde ich ihn bloß einmal aufgeführt; in anderen Thiergärten habe ich ihn viele Jahre hindurch vergeblich gesucht. Um so größer war meine Freude, ihn endlich von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, einigermaßen beobachten und nach dem Leben zeichnen lassen zu können.

Ich habe niemals ein liebenswürdigeres Mitglied der ganzen Familie kennen gelernt als ihn. Um ihn zu messen, trat ich in seinen Käfig und wurde sofort auf das allerfreundlichste empfangen. Mich treuherzig fragend anblickend, als wolle er erkunden, weß Geistes Kind ich sei, kam er langsam und bedächtig auf mich zugeschritten, warf noch einen Blick auf mein Gesicht und kletterte sodann, unter thätiger Mithülfe des Schwanzes, an mir bis zu dem Arme empor, ließ sich, halb sitzend, halb liegend, hier nieder, schmiegte den Kopf an meine Brust und nahm nun mit ersichtlicher Freude und willenloser Hingebung meine Liebkosungen entgegen. Ich durfte ihn streicheln, sein Haar auseinander legen, Gesicht, Ohren, die Zunge, Hände und Füße untersuchen, ihn drehen und wenden: er ließ sich alles gefallen, ohne auch nur mit einer Wimper zu zucken. Alle liebenswürdigen Eigenschaften der Klammeraffen, ihre Anhänglichkeit und Hingebung kamen bei ihm zur Geltung, nur in weit höherem Maße; er bewies durch sein Gebaren in unverkennbarer Weise, wie unendlich wohlthuend es für ihn war, einmal wieder anstatt mit anderen Affen, seinen Käfiggenossen, mit Menschen zu verkehren. Gegen seine Gesellen, Meerkatzen und Rollaffen, zeigte er sich zwar ebenfalls wohlwollend, ließ gutmüthig allerlei von ihnen sich anthun, selbst auch zum Spielen mit ihnen bewegen, schien sie aber doch als ihm untergeordnete Geschöpfe zu betrachten, während er in mir, dem Menschen, unverkennbar ein höheres Wesen erblickte und sogleich die Rolle eines gehätschelten Lieblings annahm.

Der Ernst und die ruhige Würde, welche das ganze Auftreten dieses Affen bekunden, spricht sich auch in seinen Bewegungen aus. Sie sind überlegt und gemessen, niemals hastig und ungestüm, aber auch durchaus nicht langsam, schwerfällig und ungeschickt. Der Wollaffe klettert mit größter Sicherheit, vergewissert sich, wenn er einen Platz verlassen will, vorher eines anderen sicheren Standortes und gebraucht seinen Wickelschwanz in ausgiebigster Weise, ist aber sehr wohl im Stande, weite Sprünge zu machen und rasch einen bestimmten Raum zu durcheilen, zeigt auch eine Anmuth, Gewandtheit und Behendigkeit, welche man ihm nicht zugetraut hätte. Dabei scheint ihm jede erdenkliche Stellung recht und bequem zu sein: ob er sich mit dem Schwanze allein, mit ihm und den Füßen oder Händen, mit diesen oder jenen festhält, ob er kopfunterst oder kopfoberst sich bewegt — ihm bleibt es vollkommen gleich. Allerliebst sieht es aus, wenn er, nachdem er sich am Schwanze aufgehängt hat, sich mit Händen und Füßen beschäftigt, sei es, daß er mit irgend welchem Gegenstande spielt, sei es, daß er mit einem seiner Käfiggenossen sich abgibt. Beim Ruhen, vielleicht auch beim Schlafen sitzt er zusammengekauert wie andere Wickelschwanzaffen, legt sich aber auch gern auf die Seite, seinen Schwanz über die Beine weg und seinen Kopf auf die zusammengerollte Schwanzspitze, wie auf ein Kopfkissen, verhüllt dann sein Gesicht mit dem Arme, indem er es zwischen Ober- und Unterarm in das Elnbogengelenk einschmiegt, und schließt behaglich die Augen. Im Gegensatze zu den Klammer- und Rollaffen, welche ununterbrochen winseln und sonstige Laute von sich geben, verhält er sich sehr schweigsam; der einzige Laut, welchen ich von ihm vernommen, war ein scharfes „Tschä", welches nicht wiederholt wurde.

An das Futter scheint er besondere Ansprüche nicht zu stellen; seine Nahrung ist die aller Affen. Seine ungemein große Gutmüthigkeit und Verträglichkeit zeigt sich auch am Futternapfe und verkürzt ihn eher, als sie ihn begünstigt. Demungeachtet scheint er seinen habsüchtigen Genossen durchaus nicht zu zürnen.

Die Rollschwanzaffen (Cebidae) unterscheiden sich dadurch von den Wickelschwanzaffen, daß ihr Greifschwanz rings behaart ist, zwar noch um Aeste gewickelt werden kann, als Greifwerkzeug jedoch nicht mehr taugt.

Während die drei ersten Gruppen der neuweltlichen Affen bis heutigen Tages noch zu den Seltenheiten in Thiergärten gehören, sieht man diesen oder jenen Vertreter der einzigen Sippe dieser Unterfamilie, einen Rollaffen (Cebus), fast in jeder Thierschaubude. Genannte Affen unterscheiden sich von den bisher genannten zunächst durch ihren einhelligeren Leibesbau. Der Scheitel ist rundlich; die Arme sind nur mittellang, die Hände überall fünffingerig. Ein mehr oder minder entwickelter Bart ziert das Gesicht; im übrigen ist der Pelz dicht und kurz.

Man kann die Rollaffen als die Meerkatzen Amerika's bezeichnen. Mit jener lustigen Gesellschaft haben sie große Aehnlichkeit, wenn auch mehr in ihrem Betragen als in ihrer Gestalt. Sie sind echte Affen, d. h. lebhafte, gelehrige, muthwillige, neugierige und launenhafte Thiere. Gerade deshalb werden sie von den Menschen viel häufiger gezähmt als alle übrigen, kommen demnach auch häufig zu uns herüber. Ihrer weinerlichen, sanften Stimme verdanken sie den Namen Winselaffen, welchen sie ebenfalls führen. Diese Stimme hört man aber nur, so lange sie bei guter Laune sind. Bei der geringsten Erregung schreien und kreischen sie abscheulich. Sie leben ausschließlich auf Bäumen und sind hier ebenso daheim wie ihre überseeischen Vettern auf den Mimosen und Tamarinden. Schon in der Vorwelt in Brasilien heimisch, bewohnen sie noch gegenwärtig und zwar in bedeutender Anzahl alle größeren Waldungen des eigentlichen Südens. Man findet sie in ziemlich zahlreichen Gesellschaften und häufig untermischt mit anderen ihnen verwandten Arten. Ihre Geselligkeit ist so groß, daß sie sich gern mit allen ihnen nahestehenden Affen, denen sie zufällig begegnen, verbinden, um dann gemeinschaftlich umherzuschweifen.

Manche Naturforscher glauben deshalb die verschiedenen Abänderungen mehr oder weniger als Blendlinge ansehen zu dürfen. „Keine Affensippe", sagt Schomburgk, „zeigt in Bezug auf Größe, Farbe und Haarwuchs mehr Abänderung als die Rollaffen, und eben deshalb sind eine Menge von Arten aufgestellt worden, welche weiter nichts als Abänderungen sind, die aus einer Vermischung des Kapuziners und des Apella entstanden. Ich bin fast nie einer Herde der ersteren begegnet, unter welcher sich nicht einige Apellas befunden hätten. Aus diesem fortwährenden Zusammenleben beider Arten scheint auch die Vermischung derselben herzurühren, und aus dieser Vermischung entstand eine solche Menge von Verschiedenheiten in Bezug auf Behaarung und Färbung, daß die Thierkundigen in Verlegenheit gesetzt wurden." Diese Ansicht Schomburgks entbehrt höchst wahrscheinlich der Begründung. Seitdem wir regelmäßig und in erheblicher Anzahl lebende Rollaffen erhalten und beobachten können, wissen wir, daß die sogenannten Spielarten ständige Formen sind, welche wir selbst nach dem heutzutage üblichen Begriff als Arten auffassen dürfen.

In der Gefangenschaft zeigen die Rollaffen fast alle Eigenschaften der Meerkatzen und manche andere noch dazu. Ungeachtet ihrer selbst unter Affen ungewöhnlichen Unreinlichkeit sind sie Lieblinge der Indianer, weshalb man sie auch am häufigsten gezähmt bei ihnen findet. So lassen sie sich z. B. den Harn in die Hände laufen und waschen diese sich an dem Leibe ab. Wie die Paviane lieben sie betäubende oder berauschende Genüsse. „Wird ein gezähmter Rollaffe", sagt Schomburgk, „mit Tabaksrauch angeblasen oder ihm etwas Schnupftabak vorgehalten, so reibt er sich den ganzen Körper unter wahrhaft wollüstigen Verzuckungen und schließt die Augen. Der Speichel läuft ihm dabei aus dem Munde; er fängt ihn aber mit den Händen auf und reibt ihn dann über den ganzen Leib. Manchmal ist der Speichelfluß so stark, daß der Affe zuletzt wie gebadet aussieht; dann zeigt er sich ziemlich erschöpft. Dasselbe Entzücken ruft auch eine angerauchte Cigarre hervor, welche man ihm gibt, und es scheint mir also, daß der Tabaksrauch in ihm ein ziemlich wollüstiges Gefühl erregt. Thee, Kaffee, Branntwein und andere erregende Getränke bringen fast dieselben Erscheinungen hervor."

Unter allen Rollaffen dürfte für uns der Cay oder Sai (Cebus capucinus, Simia capucina), eben der Kapuziner, der wichtigste sein, und zwar aus dem einfachen, sicherlich aber schlagenden Grunde, weil er an Rengger einen Beobachter gefunden hat und uns hierdurch am genauesten bekannt geworden ist. Cay bedeutet in der Sprache der Guaraner „Bewohner des Waldes"; das Wort ist aber von den Europäern vielfach verstümmelt worden und uns gegenwärtig weniger geläufig als der erwähnte deutsche, übrigens ungemein passende Name. Der Affe ist uns schon seit ein paar hundert Jahren bekannt und muß auch dem Altvater der Thierkunde, Linné, lebend vor das Auge gekommen sein, weil seine Lebensschilderung das Thier so kennzeichnet: „Geht auf den Fußwurzeln einher, springt nicht; kummervoll und ewig wehklagend, verscheucht er mit furchtbarem Geschrei seine Feinde; zwitschert oft auch wie eine Cicade und bellt, erzürnt, wie ein Hündchen; krümmt seinen Schwanz schraubig, schlingt ihn oft um den Hals und riecht nach Bisam". Der Kapuziner soll zu den größeren Arten der Gruppe zählen, bis 45 Centim. Leibes- und 35 Centim. Schwanzlänge erreichen, kommt in der Regel jedoch nur in mittelgroßen Stücken zu uns herüber. Ihn kennzeichnet vor allem die schon in frühester Jugend nackte, runzelige oder faltige, hell fleischfarbene Stirn. Ein mehr oder weniger dunkleres Braun ist die vorherrschende Färbung; die dünn behaarten Schläfe, Backenbart, Kehle, Brust und Bauch sowie die Oberarme sind hellbraun. Die Heimat ist der südliche Theil Brasiliens.

Ihm nahe steht der aus Costarica stammende Weißschulteraffe (Cebus hypoleucus), welcher deshalb auch häufig mit ihm verwechselt wird. In der Größe unterscheiden sich beide Arten nicht, in der Färbung sehr wenig; wohl aber besitzt unser Affe in seiner auch im

höheren Alter behaarten Stirne ein ihn leicht kennzeichnendes Merkmal. Von dem vorherrschend schwarzbraun gefärbten Pelze stechen die hell= oder weißgelben Theile, Stirn, Backen, Kehle, Brust, Bauch und Vorderseite der Oberarme, lebhaft ab.

Der Fahlaffe (Cebus olivaceus) aus Guiana wird größer als die erwähnten Verwandten; seine Leibeslänge beträgt bis 60 Centim., die Schwanzlänge bis 50 Centim. Gesicht und Stirn sind lang und dicht behaart, ein Stirnstreifen und ein von hier aus sich verbreiternder dreieckiger, bis zum Hinterkopfe reichender Fleck schwarzbraun, Wangen, Schultern und Vorderglieder lichter, die Untertheile dunkler als der olivenfahlbräunliche Rücken, Hände und Füße dunkelbraun, die einzelnen Haare der Oberseite düsterbraun, ihre Spitzen hellgelblichbraun.

Andere Arten tragen eine perückenartige Krone.



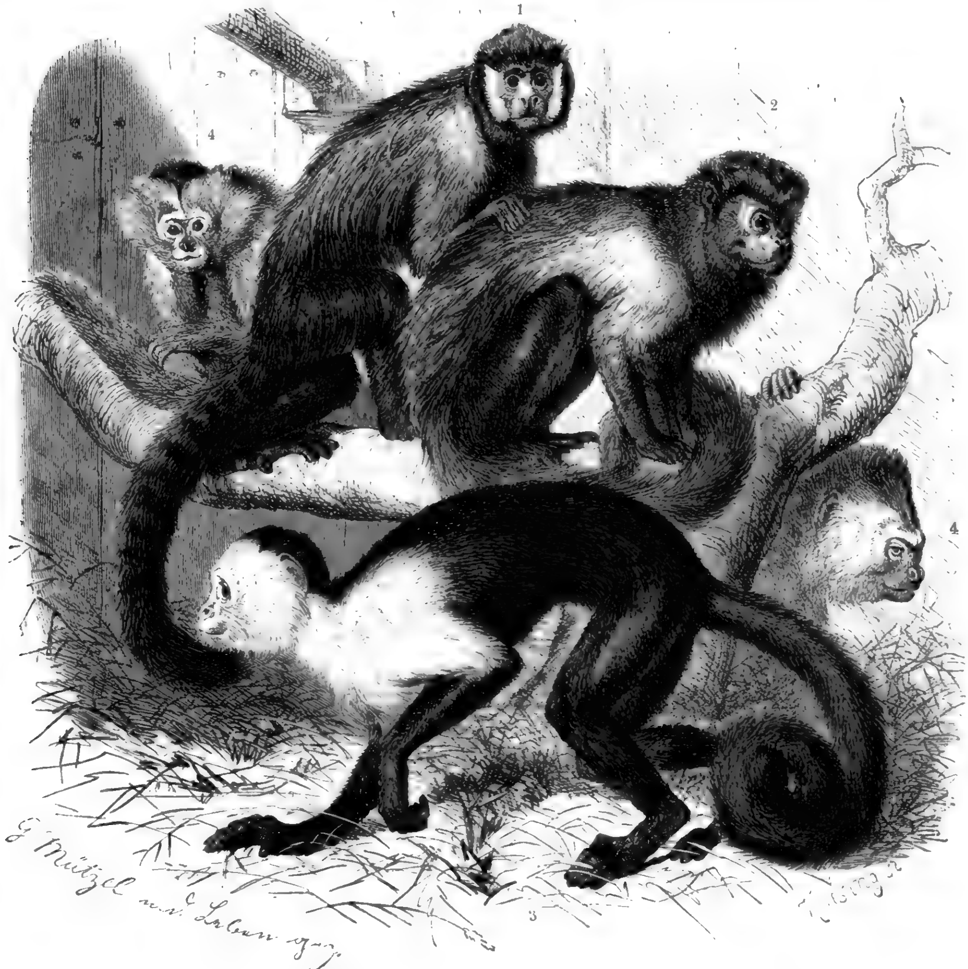
Faunaffe (Cebus Fatuellus). Kapuziner (Cebus capucinus). ⅙ natürl. Größe.

Bei den Weißbartaffen (Cebus leucogenys) aus Brasilien ist der Haarputz vorzugsweise über den Augenbrauen entwickelt. Das lange, seidige Haar des durch Unterhaar bereicherten Pelzes hat graulichschwarze, der Backenbart hellgelbe oder gelblichweiße Färbung.

Infolge der gegenwärtig noch herrschenden Unklarheit über Begrenzung der Arten läßt sich noch nicht bestimmen, welche Angaben der Reisenden wir auf diese oder jene Art zu beziehen haben, also nur ein allgemeines Bild der Gruppe entwerfen. Ich spreche somit keineswegs vom Kapuziner allein, obgleich ich seinen Namen vorzugsweise gebrauche.

Der Verbreitungskreis des Kapuziners reicht über den südlichen Wendekreis und hinweg über die Andes. Von Bahia bis Columbia ist er überall gemein. Er zieht Waldungen vor, deren Boden nicht mit Gestrüpp bewachsen ist. Den größten Theil seines Lebens verbringt er auf den Bäumen; denn diese verläßt er überhaupt nur dann, wenn er trinken oder ein Maisfeld besuchen

will. Sein Aufenthalt ist nicht bestimmt. Bei Tage streift er von Baum zu Baume, um sich Nahrung zu suchen, bei Nacht ruht er zwischen den verschlungenen Aesten eines Baumes. Gewöhnlich trifft man ihn in kleinen Familien von fünf bis zehn Stücken, von denen die größere Anzahl Weibchen sind. Selten findet man wohl auch einzelne alte Männchen. Das Thier läßt sich schwer beobachten,



1. Weißbartaffe (Cebus leucogenys). 2. Apella (Cebus Apella). 3. Weißschulteraffe (Cebus hypoleucus). 4. Fahlaffe (Cebus olivaceus). 1/6 natürl. Größe.

weil es sehr furchtsam und scheu ist: Rengger versichert, daß er nur zufällig zu Beobachtungen habe gelangen können. Einmal machten ihn angenehm flötende Töne aufmerksam, und er sah ein altes Männchen, furchtsam umherblickend, auf die nächsten Baumgipfel näher kommen; ihm folgten zwölf oder dreizehn andere Affen beiderlei Geschlechts, von denen drei Weibchen theils auf dem Rücken, theils unter einem Arme Junge trugen. Plötzlich erblickte einer von ihnen einen nahestehenden Pomeranzenbaum mit reifen Früchten, gab einige Laute von sich und sprang auf den Baum zu. Nach wenigen Augenblicken war die ganze Gesellschaft dort versammelt und beschäftigte sich mit Abreißen und Fressen der süßen Früchte. Einige fraßen gleich auf dem Baume; die anderen sprangen, mit je zwei Früchten beladen, auf einen der nächsten Bäume, dessen starke Aeste ihnen eine bequeme Tafel abgaben. Sie setzten sich auf einen Ast, umschlangen diesen mit ihrem Schwanze, nahmen dann eine der Pomeranzen zwischen die Beine und versuchten nun bei

dieser die Schale in der Vertiefung des Stielansatzes mit den Fingern zu lösen. Gelang es ihnen nicht sogleich, so schlugen sie unwillig und knurrend die Früchte zu wiederholten Malen gegen den Ast, wodurch die Schale einen Riß erhielt. Kein einziger versuchte, die Schale mit den Zähnen zu lösen, wahrscheinlich weil sie den bitteren Geschmack derselben kannten; sobald aber eine kleine Oeffnung in derselben gemacht worden war, zogen sie mit der Hand rasch einen Theil davon ab, leckten gierig von dem herabträufelnden Safte, nicht nur an der Frucht, sondern auch den, welcher an ihrem Arme oder der Hand war, und verzehrten dann das Fleisch. Der Baum war bald geleert, und jetzt suchten die stärkeren Affen die schwächeren um das Ihrige zu berauben, schnitten dabei die seltsamsten Gesichter, fletschten die Zähne, fuhren einander in die Haare und zausten sich tüchtig. Andere durchsuchten die abgestorbene Seite des Baumes, hoben die trockene Rinde vorsichtig auf und fraßen die darunter hausenden Kerbthierlarven. Als sie sich gesättigt hatten, legten sie sich in der bei den Brüllaffen beschriebenen Stellung der Länge nach über einen wagrechten Ast weg, um zu ruhen. Die Jüngeren begannen mit einander zu spielen und zeigten sich dabei sehr behend. An ihrem Schwanze schaukelten sie sich oder stiegen an ihm wie an einem Stricke in die Höhe.

Die Mütter hatten ihre Noth mit den Kindern, denen nach den süßen Früchten gelüstete. Anfangs schoben sie ihre Sprößlinge noch langsam mit der Hand weg, später zeigten sie ihre Ungeduld durch Grunzen, dann faßten sie das ungehorsame Kind bei dem Kopfe und stießen es mit Gewalt auf den Rücken zurück. Sobald sie sich aber gesättigt hatten, zogen sie das Junge wieder sachte hervor und legten es an die Brust. Die Mutterliebe zeigte sich durch die große Sorgfalt, mit welcher jede Alte ihr Junges behandelte, durch das Anlegen desselben an die Brust, durch beständiges Beobachten, durch das Absuchen seiner Haut und durch die Drohungen gegen die übrigen Affen, welche sich ihm nahten. Als die Jungen der drei Mütter gesogen hatten, kehrten zwei der größeren auf den Rücken ihrer Pflegerinnen zurück, das kleinste und schwächste aber blieb seiner Erzeugerin an der Brust hängen. Die Bewegungen der Jungen waren weder leicht noch gefällig, sondern plump und unbeholfen, und die Thierchen schienen sehr schläferig zu sein.

Ein anderes Mal stieß Rengger auf eine Affenfamilie, welche sich eben anschickte, ein dicht am Walde gelegenes Maisfeld zu plündern. Sie stiegen langsam, sorgfältig sich umsehend, von einem Baume herab, brachen sich zwei oder drei Fruchtkolben ab und kehrten, dieselben mit der Hand an die Brust drückend, so schnell als möglich in den Wald zurück, um daselbst ihre Beute zu verzehren. Als unser Forscher sich zeigte, floh der ganze Trupp mit krächzendem Geschrei durch die Wipfel der Bäume; jeder aber nahm wenigstens einen Kolben mit sich weg. Rengger schoß nun auf die Fliehenden und sah ein Weibchen mit einem Säuglinge auf dem Rücken von einem Aste zum anderen stürzen. Schon glaubte er, es in seine Gewalt bekommen zu haben, als es, schon mit dem Tode ringend, sich noch mit dem Schwanze um einen Ast schlang und an ihm wohl eine Viertelstunde hängen blieb, bis der Schwanz schlaff wurde und sich durch das Gewicht des Affen aufrollte. Das Junge hatte seine Mutter nicht verlassen, vielmehr, obgleich einige Unruhe zeigend, fest an sie sich angeklammert. Nachdem sie erstarrt und es von der Mutter gedrückt worden war, suchte das arme verwaiste Thierchen dieselbe noch mit kläglichen Tönen zu rufen und kroch nach ihr hin, sobald es freigelassen wurde. Erst nach einigen Stunden, bei eingetretener Todeskälte, schien es dem Säuglinge vor der Mutter zu grauen, und er blieb willig in der Busentasche seines nunmehrigen Beschützers sitzen.

Unser Berichterstatter sagt, daß auch in der Familie des Kapuziners die Zahl der Weibchen die der Männchen übertrifft, und vermuthet wohl mit vollstem Rechte, daß dieser Affe in Vielweiberei lebt. Im Januar wirft das Weibchen ein Junges und trägt es die ersten Wochen an der Brust, später aber auf dem Rücken. Niemals verläßt die Mutter ihr Kind, nicht einmal, wenn sie verwundet wird. Rengger beobachtete zwar, daß ein Weibchen, welchem sein Jagdgefährte den einen Schenkel durch einen Schuß zerschmettert hatte, seinen Säugling von der Brust riß und auf

einen Ast setzte; doch ist wohl wahrscheinlich, daß dies mehr deshalb geschah, um den Säugling der Gefahr zu entrücken, als um sich selbst eine Erleichterung zu verschaffen.

Der Kapuziner wird häufig eingefangen und gezähmt. Alte wollen sich nicht an die Gefangenschaft gewöhnen: sie werden traurig, verschmähen Nahrung zu sich zu nehmen, lassen sich niemals zähmen und sterben gewöhnlich nach wenigen Wochen; der junge Affe dagegen vergißt leicht seine Freiheit, schließt sich den Menschen an und theilt, wie viele andere Ordnungsgenossen, sehr bald mit dem Menschen Speisen und Getränke. Er hat, wie alle seine Gattungsverwandten, ein sanftes Aussehen, welches mit seiner großen Gewandtheit nicht im Einklange zu stehen scheint. Gewöhnlich stellt er sich auf Hände und Füße und streckt dabei den am Ende etwas eingerollten Schwanz aus. Der Gang auf ebenem Boden geschieht sehr verschieden, bald im Schritte, bald im Trabe, und ist bald ein Hüpfen oder endlich ein Springen. Auf den Hinterfüßen geht er aus eigenem Antriebe höchstens drei oder vier Schritte weit; doch zwingt man ihn zum aufrechten Gange, indem man ihm die Vorderhände auf den Rücken bindet. Anfangs fällt er freilich oft auf das Gesicht und muß deshalb durch eine Schnur hinten gehalten werden. Zum Schlafen rollt er sich zusammen und bedeckt das Gesicht mit den Armen und dem Schwanze. Er schläft des Nachts und, wenn die Hitze groß ist, in den Mittagsstunden; während der übrigen Tageszeit ist er in beständiger Bewegung.

Unter den Sinnen des Thieres steht der Tastsinn obenan; die übrigen sind schwach. Er ist kurzsichtig und sieht bei Nacht gar nicht; er hört schlecht, denn man kann ihn leicht beschleichen. Noch schwächer scheint sein Geruch zu sein; denn er hält jeden zu beriechenden Gegenstand nahe an die Nase und wird noch immer oft genug durch den Geruch getäuscht und verleitet, Sachen zu kosten, welche ihm der Sinn des Geschmackes als ungenießbar bezeichnet. Bei großem Hunger oder Durst nimmt er seinen eigenen Koth zu sich und trinkt seinen eigenen Harn. Der Tastsinn ersetzt die Schwächen der übrigen Sinne wenigstens einigermaßen. Er zeigt sich hauptsächlich in den Händen, weniger in den Füßen und gar nicht im Schwanze. Durch Uebung und Erziehung wird dieser Sinn einer großen Vervollkommnung fähig. Renggers Gefangener brachte es so weit, daß er seinen Herrn in der dunkelsten Nacht erkannte, sobald er nur einen Augenblick dessen gewöhnliche Kleidung betastet hatte.

Die Laute, welche der Kapuziner von sich gibt, wechseln im Einklange mit seinen Gemüthsbewegungen. Man hört am häufigsten einen flötenden Ton von ihm, welcher, wie es scheint, aus Langeweile ausgestoßen wird. Verlangt er dagegen etwas, so stöhnt er. Erstaunen oder Verlegenheit drückt er durch einen halb pfeifenden Ton aus; im Zorne schreit er mit tiefer und grober Stimme mehrmals „hu, hu!“ Bei Furcht oder Schmerz kreischt, bei freudigen Ereignissen dagegen kichert er. Mit diesen verschiedenen Tönen theilt der Leitaffe seiner Herde auch in der Freiheit seine Empfindungen mit. Diese sprechen sich übrigens nicht allein durch Laute und Bewegungen, sondern zuweilen auch durch eine Art von Lachen und Weinen aus. Das erstere besteht im Zurückziehen der Mundwinkel; er gibt dabei aber keinen Ton von sich. Beim Weinen füllen sich seine Augen mit Thränen, welche jedoch niemals über die Wangen herabfließen.

Wie alle Affen ist er sehr unreinlich. Er läßt seinen Koth überall fallen und beschmutzt sich auch häufig damit, und zwar um so mehr, je weniger Freiheit man ihm läßt; mit seinem Harn besudelt er sich unaufhörlich.

Auch dieser Affe unterscheidet männliche und weibliche Menschen; der männliche Affe liebt mehr Frauen und Mädchen, der weibliche mehr Männer und Knaben.

Es kommt nicht selten vor, daß sich die Kapuziner in der Gefangenschaft begatten und dort Junge gebären. Ihre Zärtlichkeit für dieselben scheint hier noch größer zu sein als in der Freiheit. Die Mütter geben sich den ganzen Tag mit ihrem Kinde ab, lassen es von keinem Menschen berühren, zeigen es bloß Leuten, welchen sie gewogen sind, und vertheidigen es muthig gegen jeden Anderen.

Unser Affe ist sehr empfindlich gegen Kälte und Feuchtigkeit und muß gegen sie geschützt sein, wenn er nicht erkranken soll. Dies fällt leicht, weil er sich gern in eine wollene Decke einwickelt.

In das Wasser geht er aus freien Stücken niemals. Auch hat man nie beobachtet, daß er sich durch Schwimmen zu retten versuchte. Wohl aber weiß man, daß er bald untergeht, wenn man ihn in das Wasser wirft. In der Gefangenschaft ist er vielen Krankheiten, namentlich dem Schnupfen und Husten ausgesetzt und leidet, wie seine altweltlichen Vettern, ebenfalls oft genug an der Schwindsucht. Gegen die leichten Krankheiten helfen ärztliche Mittel oder bringen wenigstens dieselben Wirkungen hervor wie beim Menschen. Nach Renggers Schätzung dürfte sich das Alter, welches er erreichen kann, auf etwa fünfzehn Jahre belaufen.

Die geistigen Eigenschaften des Kapuziners sind unserer vollsten Beachtung werth. Er lernt schon in den ersten Tagen seiner Gefangenschaft seinen Herrn und Wärter kennen, sucht sich bei ihm Nahrung, Wärme, Schutz und Hülfe, vertraut ihm vollständig, freut sich, wenn dieser mit ihm spielt, läßt sich alle Neckereien gern von ihm gefallen, zeigt nach einer Trennung beim Wiedersehen eine ausgelassene Freude und gibt sich dem Gebieter zuletzt so hin, daß er bald seine Freiheit ganz vergißt und zum halben Hausthiere wird. Ein altes Männchen, welches Rengger besaß, machte sich zuweilen von seinem Riemen los und entfloh im ersten Gefühle der Freude über die erlangte Freiheit, kehrte aber nach Verlauf von zwei bis drei Tagen immer wieder in seine Gefangenschaft zurück, suchte seinen Wärter auf und ließ sich nun ohne alle Umstände von diesem anbinden. Diejenigen Stücke, welche niemals mishandelt worden sind, zeigen auch gern Zutrauen, besonders gegen die Neger, denen sie überhaupt mehr zugethan sind als den Weißen. Uebrigens schließt er sich nicht allein Menschen an, sondern auch Hausthieren, mit denen er aufgezogen wird. Es geschieht nicht selten in Paraguay, daß man ihn mit einem jungen Hunde aufzieht, welcher ihm als Reitpferd dienen muß. Wird er von diesem getrennt, so bricht er in ein Geschrei aus; beim Wiedersehen überhäuft er ihn mit Liebkosungen. Und dabei ist seine Liebe auch der Aufopferung fähig; denn bei Balgereien mit anderen Hunden vertheidigt er seinen Freund mit großem Muthe.

Ganz anders zeigt sich das Thier, wenn es Mishandlungen erdulden muß. Fühlt es sich stark genug, so sucht es Gewalt mit Gewalt zu vertreiben und beißt den Menschen derb, sobald er es beleidigt. Wenn es aber seinen Gegner fürchtet, nimmt es seine Zuflucht zur Verstellung und versucht dann an ihm sich zu rächen, falls es ihn unvermuthet überfallen kann. Renggers Gefangener biß Leute, die ihn vorher geneckt hatten, auf die heimtückischste Weise und kletterte hierauf immer schnell auf einen hohen Balken, wo man ihm nicht beikommen konnte. Alle Kapuziner, welche man früher foppte, sind gegen Jedermann äußerst mistrauisch, und man muß sich vor ihnen in Acht nehmen. Sie selbst necken aber gern und lassen kein Thier unangefochten vorübergehen. Hunde und Katzen zerren sie am Schwanze, Hühnern und Enten reißen sie Federn aus, selbst Pferde, welche in ihrer Nähe angebunden sind, ziehen sie am Zaume, und ihre Freude ist um so größer, je mehr sie ein Thier geärgert oder geängstigt haben.

Auch der Kapuziner ist höchst naschhaft und lernt bald, wenn er dabei ertappt wird, heimlich stehlen, wobei er alle Kniffe und Pfiffe anwendet. Ertappt man ihn bei der That, so schreit er aus Furcht vor der Strafe schon im voraus laut auf, wird er aber nicht entdeckt, dann thut er so unschuldig und furchtlos, als ob nichts geschehen wäre. Kleinere Gegenstände versteckt er, wenn er gestört wird, im Munde und frißt sie erst später. Seine Habsucht ist sehr groß. Was er einmal besitzt, läßt er sich so leicht nicht wieder nehmen, höchstens von seinem Herrn, wenn er diesen sehr lieb hat. Diese Habsucht ist schuld, daß man ihn in ausgehöhlten Kürbissen (S. 47) fangen kann. Außer diesen Eigenschaften zeigt er noch Neugierde und Zerstörungssucht im hohen Grade.

Selbständig wie er ist, unterwirft er sich nicht gern dem Willen des Menschen. Man kann ihn wohl von etwas abhalten, nicht aber zu etwas zwingen. Dagegen sucht er andere Geschöpfe, und selbst den Menschen, bald durch Liebkosungen, bald durch Drohungen, seinem eigenen Willen zu unterwerfen. Diejenigen Thiere, denen er an Kraft und Gewandtheit überlegen ist, müssen sich in seinen Willen fügen. Dies thut seiner Gelehrigkeit bedeutenden Abbruch. Er lernt bloß das, was ihm Nutzen bringt, z. B. Schachteln öffnen, die Taschen seines Herrn untersuchen 2c. Mit

den Jahren nimmt er an Erfahrung zu und weiß diese wohl zu benutzen. Gibt man ihm zum ersten Male ein Ei, so zerbricht er es mit solchem Ungeschick, daß er den größten Theil des Inhaltes verliert; später öffnet er es bloß an der Spitze und läßt nichts mehr verloren gehen. Selten läßt er sich mehr als einmal durch etwas täuschen. Schon nach kurzer Zeit lernt er den Ausdruck der Gesichtszüge und die verschiedenen Betonungen der Stimme seines Herrn verstehen und zeigt Furcht oder Freude, je nachdem er rauh oder sanft angeredet oder angesehen wird. Auslachen läßt er sich nicht, wahrscheinlich weil ihn das Gelächter an frühere unangenehme Lagen erinnert. Seine gemachten Erfahrungen wendet er auch bei verschiedenen Gegenständen geschickt an, d. h. er versteht das, was er einmal gelernt hat, in der ausgedehntesten Weise zu benutzen. So lernt er den Hammer zum Zertrümmern, den Hebel zum Aufbrechen gebrauchen. Entfernungen schätzt er auf das genaueste und richtet hiernach seine Bewegungen ein. Sein treues Gedächtnis und seine Urtheilsfähigkeit machen sich oft bemerklich. Diese beiden Geisteskräfte sind wohl bei allen gleichmäßig ausgebildet, bei älteren aber entschiedener als bei jüngeren.

Nur die Indianer benutzen das Fell und Fleisch des Thieres und stellen ihm deshalb mit Pfeil und Bogen nach. Die Weißen verfolgen ihn höchstens dann, wenn er sich gar zu unverschämt in der Nähe der Pflanzung zeigt, halten ihn aber gern in Gefangenschaft. Auf unseren Thiermarkt gelangt er regelmäßig, man darf wohl sagen mit jedem Schiffe, welches von einem thierfreundlichen Führer befehligt wird, und sein Preis ist dem entsprechend gering. Im Gesellschaftskäfige des Affenhauses erwirbt er sich zwar bald eine gewisse Stellung, zeigt aber doch recht deutlich, wie weit er hinter den Meerkatzen, seinen altweltlichen Vertretern, zurücksteht. Erst wenn man ihn mit diesen vergleichen kann, merkt man, daß seine Munterkeit und Fröhlichkeit denn doch eine ganz andere ist als die der muthwilligen Altweltsaffen, welche ihre Tollheiten stets mit dem größten Ernste ausführen und bei jeder Gelegenheit eine geradezu unübertreffliche Dreistigkeit an den Tag legen. Dem gegenüber zeigt sich der Kapuziner ängstlich, ja fast unbeholfen, und sein beständiges Wehklagen trägt nur dazu bei, diesen Eindruck zu verschärfen. So selbstherrlich er schwächeren Affen gegenüber verfährt, so kriechend und demüthig zeigt er sich in Gesellschaft seiner altweltlichen Ordnungsgenossen, just wie so mancher Mensch, welcher ebenfalls nach unten hin herrschsüchtig auftritt, nach oben hin den Rücken gebührend zu krümmen weiß. Unter Meerkatzen ist er das allgemeine Opferlamm, der Prügelknabe, an welchem jene ihre Launen nach Herzenslust auslassen, in Gesellschaft von Hundsköpfen befindet er sich anscheinend weit besser, weil sein Gewinsel früher oder später die mitleidige Seele einer Pavianmutter rührt und sie veranlaßt, sich des anscheinend Hülflosen anzunehmen. Einen solchen Schutz erkennt der Kapuzineraffe stets sehr dankbar an und läßt sich, selbst wenn er längst über die Jahre der Kindheit hinaus ist, hätscheln und pflegen, als wäre er ein unmündiger Säugling.

Der Apella oder braune Rollaffe (Cebus Apella, Simia Apella, S. 201) vertritt den Kapuziner in Guiana. Da er in seiner Färbung vielfach abändert, läßt er sich nicht eben leicht beschreiben. Sein Körperbau ist ziemlich gedrungen; der verhältnismäßig reichliche Pelz besteht aus glänzenden Haaren, welche über der Stirn und zu beiden Seiten des Kopfes wulstig zu einem Schopfe sich erheben und im Gesichte zu einem Barte sich verlängern; ihre allgemeine braunschwarze Färbung geht auf Rücken, Schwanz und Schenkeln in Schwarz über; Gesicht und Kehle sind gewöhnlich lichter, und auf dem Scheitel verläuft regelmäßig ein dunkler Streifen. Oft sind auch die Seiten und die Beine lebhaft kastanienbraun gefärbt. In der Größe kommt dieser Affe dem Kapuziner ungefähr gleich.

Ueber das Freileben des Apella haben wir bis jetzt nur von Schomburgk eingehendere Schilderungen erhalten. „Dicht an einen Baum gedrückt", so erzählt er, „warteten wir die Affenherde ab. Der Vortrab erschien jetzt vor uns, das Hauptheer folgte bald und nach etwa einer Viertelstunde auch der letzte Trupp, welchen ich freilich durch mein nicht mehr zu verhaltendes Gelächter in

wilde Flucht zersprengte. Wer hätte aber hier das Lachen unterdrücken können, wenn er die behenden Thiere mit ihrer übertriebenen Eile und Lebhaftigkeit sich auf den Aesten hätte hinbewegen sehen, wenn er das Klagen, Pfeifen und Singen der Schwächeren gehört, die boshaften Blicke bemerkt, welche sie den Stärkeren zuwarfen, sobald sie diesen in den Weg kamen und nun von ihnen gebissen und geschlagen wurden; wenn er die altklugen Gesichter der förmlich auf den Rücken der Mütter angeleimten Jungen und zugleich die ernsthaften Mienen wahrgenommen hätte, mit denen auf der Reise jedes Blatt, jede Spalte nach Kerbthieren untersucht und hier und da ein fliegender Schmetterling, ein fliehender Käfer mit der äußersten Geschicklichkeit gefangen wurde. Unter solchem Gesichterschneiden mochten etwa vier- bis fünfhundert Apellas über uns weggeeilt sein (denn eine andere Bewegung scheinen sie gar nicht zu kennen), als ich jenem Drange nicht mehr widerstehen konnte. Wie vom Donner gerührt blieben die unmittelbar über uns Befindlichen einen Augenblick bewegungslos sitzen, stießen dann einen eigenthümlichen Schrei aus, welcher vor, hinter und neben uns sein Echo fand; alle sahen sich ängstlich nach allen Seiten um, bis sie uns bemerkten, starrten uns einen Augenblick an, wiederholten den Schrei noch greller als das erste Mal, und in doppelt gewaltigen Sprüngen flogen sie förmlich über uns hin, ohne daß auch nur ein anderer Ton, als das vermehrte Geräusch in den Zweigen gehört worden wäre.

„Bei einem solchen Vorfalle war ich Zeuge eines wirklich rührenden Beispiels aufopfernder Mutterliebe. Schon wollte ich nach meinem Boote zurückkehren, als die ängstliche Stimme eines Affen in einem Baume über mir es laut verkündete, daß er von seiner Mutter bei ihrer wilden Flucht vergessen worden war. Einer meiner Indianer erkletterte den Baum. Kaum sah das Thier die fremde Gestalt, als ihm die Angst einige laute Töne auspreßte, welche plötzlich vom nächsten Baume von der zurückgekehrten Mutter beantwortet wurden. Kaum waren diese Töne von dem geängstigten Thiere gehört, als es dieselben auch wieder mit einer ganz eigenen Stimme beantwortete, welche nun andererseits ebenfalls ihren Wiederklang in dem Locken der Mutter fanden. Ein Schuß verwundete die Arme; sie schickte sich wohl zur Flucht an, kehrte aber augenblicklich wieder zurück, als ihr Liebling nochmals jene Angsttöne ausstieß, und sprang, ungeachtet eines zweiten Schusses, der sie fehlte, mit Anstrengung auf den Ast, welcher das klagende Junge trug. Schnell nahm sie dieses auf den Rücken und wollte sich eben mit ihm entfernen, als sie, trotz meines strengen Verbotes, ein dritter Schuß tödtete. Noch im Todeskrampfe drückte sie ihren Liebling fest an sich und versuchte die Flucht, stürzte aber bei diesem Versuche auf den Boden herab.

„Dieser niedliche Affe ist in Britisch-Guiana nur auf gewisse Oertlichkeiten beschränkt. Am häufigsten fand ich ihn im Banukugebirge in zahlreichen Herden, einzeln auch unter den Banden des Kapuziners, aus welchem Zusammenleben mir jene unzähligen Abarten entstanden zu sein scheinen, welche man gerade unter diesen beiden Arten so häufig findet. Keine anderen Affen findet man so häufig gezähmt als gerade diese, und doch habe ich nie zwei oder drei von ihnen gesehen, welche in ihrer Färbung oder Länge der Haare ganz mit einander übereingestimmt hätten; dasselbe war bei unserer und der Indianer Jagdbeute der Fall, obgleich sich diese oft auf zehn bis sechszehn Stücke belief.

„Die Anzahl der Gesellschaften betrug oft viele Hunderte. Sie sind äußerst lebhaft, gewandt und listig, und nur der Schlauheit des Indianers gelingt es, diese Thiere zu beschleichen. Das geräuschlose vergiftete Pfeilchen trifft dann sicher sein Ziel. Schon nach wenigen Minuten beginnt der verwundete Affe infolge der Wirkung des Giftes zu wanken und stürzt hernieder. Mit langen Hälsen und unter Ausstoßen kurzer, eigenthümlicher Töne sehen die Gefährten ihrem herabstürzenden Freunde nach, den der Indianer wohlweislich am Boden liegen läßt. Aus dem sicheren Verstecke folgt nun der zweite und dritte Pfeil geräuschlos, und die Verwundeten fallen immer einer nach dem anderen nieder, bis der Jäger ihrer so viele erlegt hat als er braucht. Ihr Fleisch bildet den gewöhnlichen Nahrungsstoff der Indianer."

Gezähmte Apellas und andere Affen trifft man in allen Niederlassungen der Indianer an, weil diese, wie Schomburgk an einer anderen Stelle sagt, eifrig bedacht sind, ihren Hausstand zu

vermehren. Mit höchstem Erstaunen bemerkte unser Gewährsmann vierfüßige Milchbrüder und Milchschwestern, meist Affen, Beutelratten, Agutis und dergleichen unter den Säuglingen, denen die Mutter ebenso bereitwillig, mit gleicher Zärtlichkeit in Blick und Miene, die andere Brust reichte, wenn vielleicht das eigene Kind aus der einen schon seine Nahrung sog. „Der Stolz der Frauen besteht hauptsächlich im Besitze einer großen Anzahl zahmer Hausthiere. Was sie daher von jungen Säugethieren fangen können, ziehen sie an der eigenen Brust auf, wodurch diesen Thieren, namentlich den Affen, eine solche Anhänglichkeit eingepflanzt wird, daß sie der Pflegemutter auf Schritt und Tritt folgen."

Man bringt den Apella sehr häufig zu uns, und er ist deshalb in Thiergärten und Thierschaubuden oft genug zu finden. Die im ganzen Süden Europa's umherpilgernden Savoyarden benutzen ihn, wie manche Meerkatzen, um das Herz wohlhabender Leute wirksamer zu bearbeiten, als sie es mit ihren Drehorgeln vermögen. Die Musik dieser oft recht erbärmlich verstimmten Werkzeuge ist in den Straßen der Städte Frankreichs, Spaniens und Italiens so gewöhnlich, daß kein Mensch mehr auf den armen Bittsteller achtet, welcher die heitere Muse zu Hülfe ruft und mit Klängen und Liedern Herzen rühren will. Ach, gerade die Töne verschließen ihm diese Herzen; sie rufen den Unmuth wach, und der Beutel bleibt geschlossen. Da gebietet der Tonkünstler seiner zahmen Meerkatze, seinem Apella und Apollo, zu seinem besten an die verschlossenen Menschenherzen zu klopfen. Das Thier ist an einer langen, dünnen Leine befestigt, welche sein Herr zum größeren Theile um die Hand gewickelt hat; jetzt lockert er die Bande, und unter den Klängen der Marseillaise oder irgend eines Gassenhauers steigt der kleine Bettler an Dachrinnen und Gesimsen empor, von Stockwerk zu Stockwerke, bis zur Mansarde hinauf. Und nun erscheint er am Fenster, ein Kind entdeckt ihn, heller Jubel bricht los; es regnet Zucker- und anderes Backwerk — ach, wenn er doch Backentaschen hätte! — aber auch manchen Sou, manchen Cuarto, manchen Soldo für seinen Herrn da unten: der Affe hat das Kinderherz geöffnet und der Kindermund der Eltern Geldbeutel. Jedes empfangene Geldstück wirft das Thier seinem Herrn zu; der sammelt unten lustig auf, so lange noch etwas niederfällt, und dann zieht er fürder mit seinem Bettelgehülfen, und wenige Häuser weiter beginnt das Spiel von neuem.

Der Apella verträgt die Gefangenschaft recht gut und hat sich schon mehrmals auch in Europa in ihr fortgepflanzt. Er ist aber ein nicht eben liebenswürdiger Gesell, weil schmutzig, frostig und traurig; wenigstens klagt oder winselt er fortwährend. Dabei schneidet er ohne Unterlaß greuliche Gesichter. Aber er ist auch sanft und gutmüthig, wenn auch bloß gegen größere Thiere. Kleinere, zumal Vögel, frißt er ohne Umstände auf, wenn er sie ergriffen hat.

Mehr dem Südosten, namentlich der Ostküste Brasiliens, gehört der Faunaffe, Miko oder gehörnte Rollaffe, der Pfifferaffe der deutschen Ansiedler an, eine durch eigenthümliche Wucherung der Kopfhaare sehr auffallende und leicht kenntliche Art (Cebus Fatuellus, Simia Fatuellus, Cebus niger, frontatus, vellerosus, S. 200). Er erreicht ungefähr dieselbe Größe wie der Kapuziner, nach dem Prinzen von Wied auch wohl die eines starken Katers, hat kräftige, muskelige Glieder, runden Kopf und rundes Gesicht und einen mehr als körperlangen, starken, ziemlich dicken und dicht behaarten Schwanz. Backen und Seiten der Schläfe sind mit weißgelblichen feinen Haaren besetzt; um das ganze Gesicht herum bilden glänzend schwarze Haare einen Kranz und auf dem Scheitel einen getheilten Schopf, dessen beide Büschel etwa 4 Centim. lang sind. In der Mitte zwischen diesen beiden Haarwucherungen ist das Haar kurz und glänzend schwarz; auf dem Halse wird es bräunlich, unter dem Kinn schwarzbraun, auf Kehle, Brust, Hals, den Seiten, auf Bauch und Vordertheilen der Arme gelbbräunlich, auf dem übrigen Körper sieht es schwarzbraun, oben fast schwarz aus, zeigt aber überall hellgelbliche Spitzen. Das nackte Gesicht hat dunkelschmutzigfleischbraune Färbung; Hände und Füße sind bräunlich, auf der Oberseite dieser Glieder aber mit schwarzbraunen, auf den Fingern mit hellbräunlichen Haaren bekleidet. In der Jugend ist der

Affe stets schwarz, jedoch nicht so dunkel glänzend wie später. Der eigentliche Kopfputz erscheint erst im späteren Alter bei beiden Geschlechtern, ist jedoch bei dem Männchen vorzugsweise entwickelt. Zuweilen finden sich einzelne Stücke mit hellbraunem Vorderkörper, welche einfach als Spielarten angesehen werden müssen.

Der Prinz von Wied traf den Faunaffen in den großen Waldungen zwischen dem 23. und 21. Grade südlicher Breite, Hensel ebenso häufig in Rio-Grande-do-Sul an. Auch über diese Art verdanken wir letztgenanntem Forscher einen trefflichen Bericht. „Der Miko“, sagt er, „ist der Gegensatz des Brüllaffen; denn er ist das schnellste und klügste Geschöpf des ganzen südbrasilianischen Urwaldes. Kein anderes Thier, selbst nicht die Hirare, kommt ihm gleich im Klettern und Springen. Er lebt immer in großen Gesellschaften bis zu dreißig und vierzig Stücken, wenn nämlich bei dem Gewimmel einer durch die Baumwipfel fliehenden Affenherde noch ein Abschätzen der Anzahl möglich ist. Diese Trupps haben keinen so festen Aufenthaltsort wie die der Brüllaffen oder bewohnen wahrscheinlich große Reviere, in denen sie nach Belieben umherschweifen, heute in diese Pflanzung, morgen in eine benachbarte einfallend. Der Pfifferaffe der deutschen Ansiedler ist ein arger Dieb, welcher die Maisfelder tüchtig plündert; doch kommt er nicht nahe an die Häuser, sondern sucht lieber die tiefer im Walde gelegenen Pflanzungen heim. Daß er bei seinen Raubzügen Wachen ausstelle, ist natürlich ein Märchen: in einem Trupp gibt es immer wachsamere Stücke, vielleicht die alten Weibchen, welche nicht bloß stehlen, sondern auch fleißig Umschau halten. Naht sich nun ein Mensch, oder hören sie Hunde bellen, so stoßen sie ihren Warnungsruf, ein weithin hörbares Pfeifen, aus. Ist der Gegenstand des Schreckens noch weit entfernt, so suchen sie noch das Geraubte in Sicherheit zu bringen; mit einem Maiskolben in der Hand oder im Maule klimmen sie dann mühsam die Schlingpflanzen hinauf. Kommen nun plötzlich die Hunde unter sie, so lassen sie eiligst alles fallen und sind im Nu verschwunden. Beschleicht man sie, so kann man aus einer einläufigen Flinte doch sehr selten mehr als einen Schuß anbringen; sind sie zerstreut worden, so suchen sie einander durch Pfeifen wieder zusammen zu locken. Versteht man diesen Ton leicht nachzuahmen, und verbirgt man sich gut, vorausgesetzt, daß man keine Hunde bei sich hat, so kann man wohl noch einmal zum Schusse kommen: allein das Ergebnis bleibt immer unsicher; denn obgleich die Rollaffen keine Wickelschwänze haben, legen sie sich doch vor dem Sterben gern auf die Zweige und fallen auf diese Weise nicht herab. Verbergen sie sich hinter einem Aste und schauen sie ängstlich über denselben herunter, so sieht es aus, als hätten sie Hörner auf dem Kopfe. Merkwürdig ist ein sehr feiner und angenehmer Bisamgeruch, welcher an den Männchen, namentlich an ihrem Kopfe haftet, und den man selbst nach dem Abbalgen eines solchen Thieres noch mehrere Tage lang spürt.

„Ungeachtet der großen Klettergewandtheit des Pfifferaffen erinnere ich mich eines Falles, in welchem sie zu fehlen schien. Einst beabsichtigten wir auf einer Bergspitze, um deren Fuß sich Pflanzungen der Ansiedler hinzogen, Rehe zu jagen. Bald auch hörte ich einen meiner Hunde laut jagend den Berg herabkommen, und die Heftigkeit seines Bellens verrieth mir, daß er nicht auf der Fährte eines Rehes war, sondern ein Raubthier vor sich hertrieb. Die Jagd erreichte eine um die Bergspitze sich ziehende undurchdringliche Hecke, und hier hörte ich deutlich, wie der Hund kaum fünfzig Schritte von mir entfernt den gejagten Gegenstand abfing und abwürgte, ohne daß dieser einen Klageton ausgestoßen hätte. Nach längerem Suchen entdeckte ich zu meinem unendlichen Erstaunen ein altes Weibchen unseres Affen, welches der Hund durch Zerreißen des Leibes getödtet hatte. Das Thier war schwanger gewesen; denn ein vollständig reifer Keimling lag, von dem Hunde herausgerissen, daneben. Es ist mir räthselhaft geblieben, daß der Affe den dicht bewachsenen Berg sich hinabjagen ließ, ohne auf den Bäumen oder Schlingpflanzen eine Zuflucht zu suchen; vergebens untersuchte ich ihn: er schien durchaus gesund gewesen zu sein, und auch an seinen Sinneswerkzeugen war kein Fehler zu entdecken. Ich kann daher nur annehmen, daß er, weil der Hund so dicht hinter ihm herjagte, nicht in die Höhe zu springen wagte, da mit einem solchen

Sprunge immer ein Zeitverlust verbunden ist. Noch unerklärlicher aber schien es mir, daß der Affe auf dem Boden von dem Hunde sich überraschen ließ, der doch im dichten Urwalde nur mit Geräusch sich fortbewegen kann. Sollte vielleicht die Aeffin, um zu gebären, die Bäume verlassen und auf den Boden sich begeben? Ich habe weiter keine Erfahrung darüber gemacht.

„Obgleich junge Rollaffen viel seltener zu erlangen sind als Brüllaffen, findet man jene doch zuweilen bei den Bewohnern des Urwaldes, welche sie ihrer Possierlichkeit wegen aufziehen. Immer aber sind es nur Männchen, und man will die Erfahrung gemacht haben, daß sich Weibchen nicht aufziehen lassen.“ An dieser letzten Angabe Hensels scheint wirklich etwas Wahres zu sein, weil auch auf unserem Thiermarkte ein weiblicher Rollaffe zu den größten Seltenheiten gehört; nur sehe ich freilich keinen Grund ein, warum ein Weibchen hinfälliger sein sollte als ein Männchen, da doch bei anderen Affen etwas Aehnliches durchaus nicht beobachtet worden ist.

In den vom Prinzen von Wied durchreisten Gegenden Brasiliens wird auch unser Faunaffe vielfach gejagt, obwohl es bei seiner beständigen Aufmerksamkeit dem Jäger oft nicht leicht fällt, ihn zu beschleichen. Die eingeborenen Schützen versuchen die Affen zu täuschen, indem sie mit dem Munde ihren Pfiff nachahmen und sie also zu sich heranlocken. Bemerkt eine Affenbande ihren schlimmsten Feind, so entfliehen alle in weiten Sprüngen, benutzen dabei selbst die dünnsten und biegsamsten Zweige, und eilen mit einer solchen Geschwindigkeit dahin, daß sie selbst mit dem Schrotgewehre oft gefehlt werden. Das in der kalten Jahreszeit sehr fette Fleisch wird nach Versicherung des Prinzen von Wied gern gegessen und ist für die Wilden geradezu eine Lieblingsnahrung, weshalb denn diese ihnen und den verwandten Arten auch eifrigst nachstellen und sie mit ihren langen Pfeilen und kräftigen Bogen sicher auch von den höchsten Baumwipfeln herabzuschießen wissen.

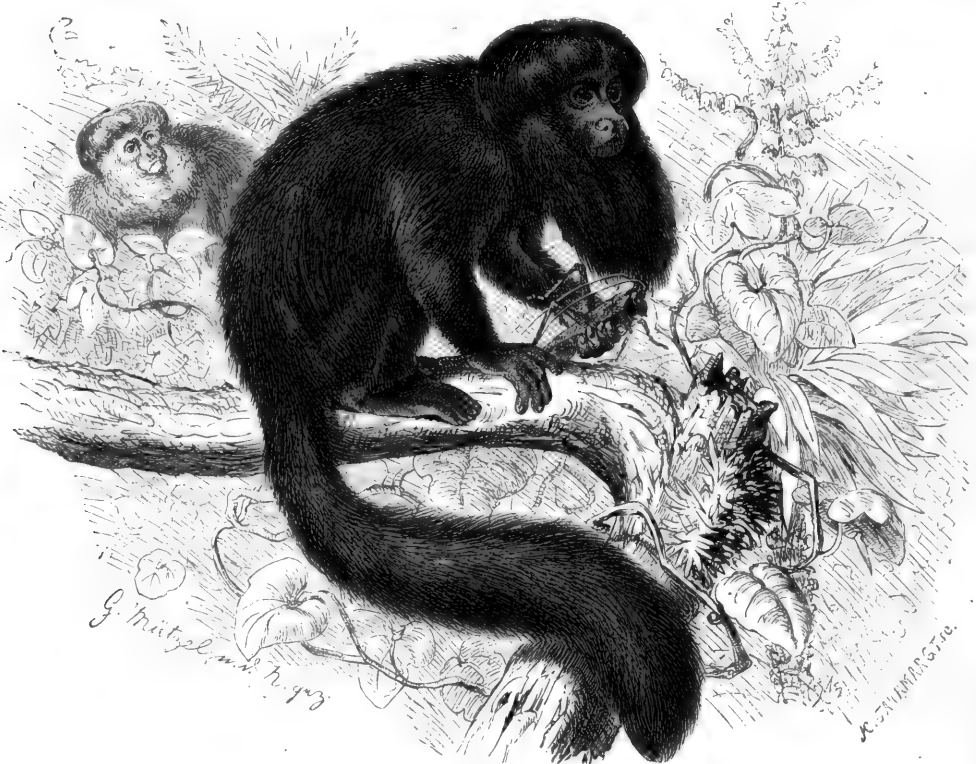
*

In der dritten Unterfamilie vereinigen wir die Schlaffschwänze (Anecturae), meist kleine oder doch nur mittelgroße Affen mit schlaffen, allseitig behaarten, greifunfähigen Schwänzen, deren letzte Wirbel stetig dünner werden.

Die Schweifaffen (Pithecia) haben einen gedrungen gebauten Leib, welcher durch die lange und lockere Behaarung noch plumper erscheint, als er wirklich ist, verhältnismäßig kräftige Glieder und einen dicken buschigen, nach der Spitze zu meist mit verlängerten Haaren bekleideten Schwanz. Das Haar ihres Oberkopfes ist haubenartig gescheitelt, das der Wangen und des Kinnes zu einem mehr oder minder langen kräftigen Vollbarte verlängert. Von den übrigen Breitnasen unterscheiden sie sich außerdem durch ihr Gebiß, da die sehr kräftigen dreikantigen Eckzähne von den absonderlich zusammengedrängten, an den Spitzen sehr verschmälerten und gegeneinander geneigten, schief nach vorn und außen gerichteten Schneidezähnen getrennt sind.

Das Verbreitungsgebiet der wenigen Arten dieser Gruppe beschränkt sich auf die nördlichen Theile Südamerika's. Hier bewohnen sie hohe, trockene, von Unterholz freie Wälder, von anderen Affen sich fern haltend. Nach Tschudi sind sie Dämmerthiere, deren Thätigkeit erst nach Sonnenuntergang beginnt und bis zum Aufgange fortwährt; über Tags schlafen sie und sind dann schwer aufzujagen, weil sie durch kein Geräusch sich verrathen und nur verfolgt, lebhafter sich bewegen. Leicht zähmbar, bleiben sie doch in der Gefangenschaft oft mürrisch und verdrießlich, und wenn sie am Tage wachen, zeigen sie sich träge oder traurig. Schomburgk bemerkt, daß er diesen Angaben Tschudi's nach seinen eigenen Erfahrungen durchaus widersprechen müsse, wenigstens was das Nachtleben unserer Affen anlange. Nach seinen Beobachtungen beschränken sich die verschiedenen Arten auf bestimmte Oertlichkeiten und halten sich von den übrigen streng abgesondert, lassen auch öfters ihre Stimme vernehmen und verrathen sich dadurch dem Reisenden. „Ueberall, wo die Belaubung des Ufers dicht erschien“, so erzählt er, „fand ich auch Herden von Affen in den Zweigen versammelt, unter denen die wirklich netten Schweifaffen die größte Anzahl bildeten.

Ihr schön gescheiteltes, langes Haar, die üppig stolzen Kinn- und Backenbärte, ihre langbehaarten, fuchsähnlichen Schwänze verleihen den lebhaft- und klugblickenden Thieren ein ungemein freundliches, zugleich aber auch lächerliches Aeußere. Es waren die ersten, denen ich auf meiner Reise begegnete. Natürlich mußte ich augenblicklich an das Land springen, um mein Jagdglück zu versuchen. Ich schoß ein Männchen und ein Weibchen. Doch bereute ich fast meinen Schuß, als ich die bittere, das Herz tief ergreifende Wehklage des letzteren hörte, welches ich nur stark verwundet hatte. Diese Klagetöne stimmen genau mit den bitteren Schmerzenslauten eines Kindes überein."



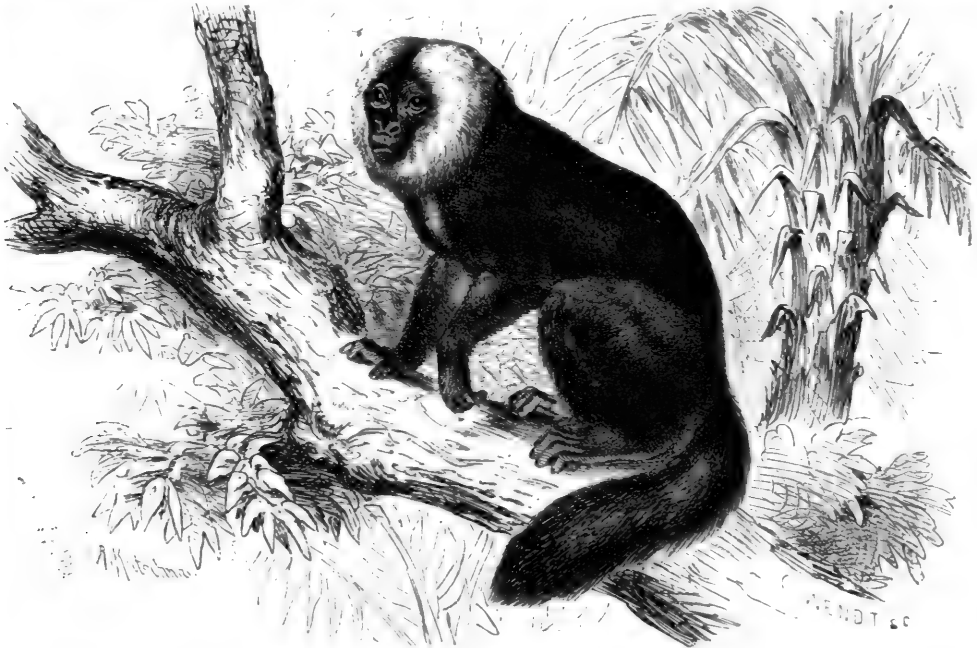
Satansaffe (Pithecia Satanas). 1/5 natürl. Größe.

In den großen Wäldern am oberen Marañon und Orinoco tritt die gemeinste Art der Sippe sehr häufig auf. Es ist dies der Satansaffe, Kuxio der Indianer (Pithecia Satanas, Cebus und Saki Satanas, Simia chiropotes, Simia sagulata, Pithecia israelitica), ein 40 Centim. langes Thier mit fast ebenso langem Schwanze. Der ganz runde Kopf wird durch eine Art von Mütze ausgezeichnet, welche aus nicht sehr langen, dicht anliegenden Haaren besteht, die sich von einem gemeinsamen Wirbel auf der Höhe des Hinterhauptes strahlenförmig ausbreiten und auf dem Vorderkopfe gescheitelt erscheinen. Die Wangen und das Kinn sind von einem dicken schwarzen Barte umgeben. Der Oberleib ist dicht, aber nicht lang, die untere Seite dagegen nur dürftig behaart, der Schwanz sehr buschig. Alte Männchen und Weibchen haben schwarze, am Rücken rußigfahlgelbe, die Jungen bräunlichgraue Färbung. Verschiedene Abweichungen sind häufig.

Eine zweite Art der Sippe, der Weißkopfaffe (Pithecia leucocephala, Simia pithecia, Pithecia nocturna, adusta, rufiventer ꝛc.), ändert nach Alter und Geschlecht vielfach ab und hat deshalb viele Benennungen erhalten. Alte Männchen sind am ganzen Körper schwarz,

nur an den Vorderarmen etwas lichter gefärbt; den Vorderkopf bis zu den Augenbrauen bekleiden kurze, helle Haare, welche in der Mitte der Stirn die schwarze Haut frei lassen und an den Wangen sich bartartig verlängern. Zuweilen sehen sie auch ockerfarben und da, wo sie das Gesicht einfassen, rostroth aus. Das schwarze Gesicht ist mit weißen oder rostfarbigen Haaren besetzt. Ohren, Sohlen, Finger und Nägel sind schwarz. Bei den Weibchen sind die Haare an der Ober- und Außenseite braunschwarz mit gelber Spitze, an der Unterseite licht roströthlich, die des Backenbartes am Grunde schwarz. Die Jungen ähneln den Weibchen. Im allgemeinen ist der Pelz lang, straff und grob und nur an der Unterseite und den Händen dünn und spärlich. Ein lichter Haarkranz faßt das Gesicht ein und bildet einen Backenbart.

Der weißköpfige Schweifaffe oder Saki lebt in den Ländern des Amazonenstromes und in Guiana, mehr in Büschen als auf hohen Waldbäumen, hält sich in Gesellschaften von sechs bis



Weißkopfaffe (Pithecia leucocephala). 1/6 natürl. Größe.

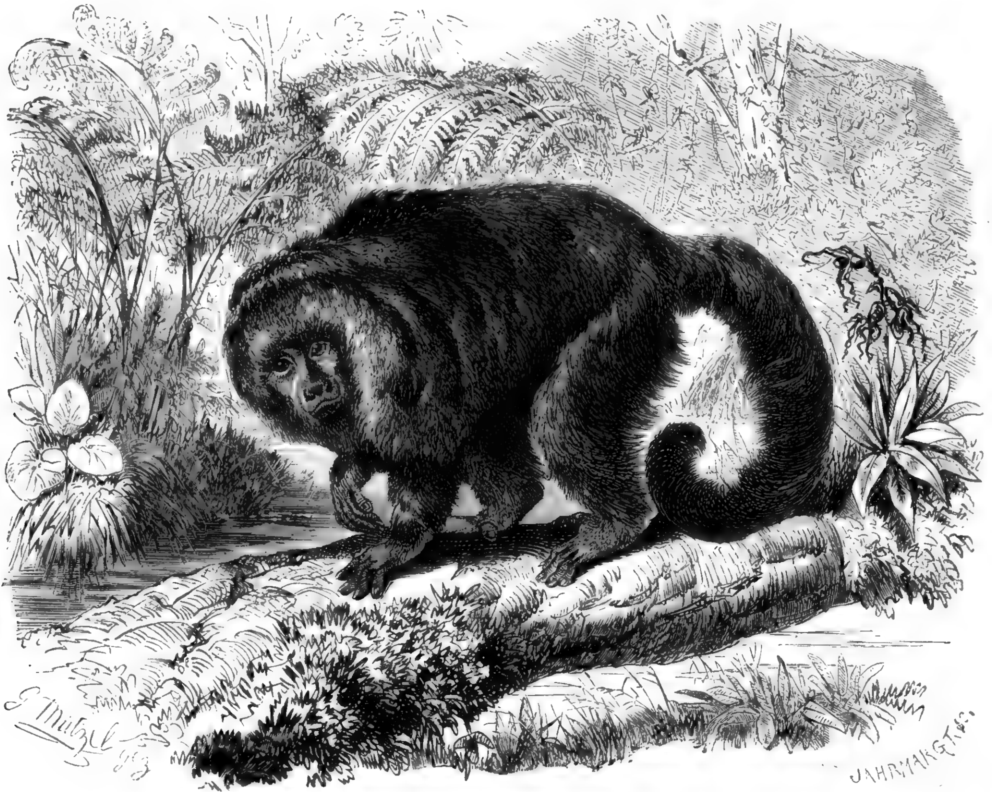
zehn Stücken zusammen und scheint ein ziemlich träges Geschöpf zu sein. Seine Nahrung soll, wie Laborde berichtet, aus Beeren, Früchten und Honigwaben bestehen. Die Weibchen bringen ein Junges zur Welt und tragen dieses lange Zeit auf dem Rücken. Genaueres ist mir nicht bekannt.

Der Satansaffe lebt in einem sehr untergeordneten Verhältnisse zu den Rollaffen, welche ihn nicht selten zwingen, von den Bäumen herabzusteigen und in das Gebüsch sich zurückzuziehen, wo sie ihn seiner erbeuteten Nahrung berauben, ja sogar ihn mißhandeln. Seines langen Bartes wegen soll er das Wasser, welches er zu sich nimmt, mit der hohlen Hand zum Munde bringen und nur wenn er sich beobachtet sieht, auf gewöhnliche Weise trinken.

Tschudi bemerkte dies nicht, versichert vielmehr, daß er das Wasser wie andere Affen auch zu sich nimmt, indem er auf die Füße sich niederläßt und das Maul ins Wasser steckt. Unser Forscher gab seinen Gefangenen oft einen Krug mit engem Halse, so daß sie den Kopf nicht hineinstecken konnten; aber auch dann bedienten sie sich nicht der hohlen Hand, sondern machten es geradeso wie ihre Verwandten, indem sie den halben Arm in das Gefäß steckten und das Wasser von der Hand und von dem Arme ableckten. Nach Humboldts Beobachtungen ist der Satansaffe

wild und in hohem Grade reizbar. Deshalb läßt er schwer sich zähmen und bleibt in der Gefangenschaft immer böse. Seinen Unwillen zeigt er bei der geringsten Veranlassung durch Zähnefletschen, Gesichtverzerrungen und das lebhafte Funkeln seiner Augen. Wenn er wirklich gereizt wird, stellt er sich aufrecht, reibt das Ende seines Bartes und springt wild um den Gegenstand seines Zornes herum. Bisweilen wird er so wüthend, daß er sich z. B. in einem ihm vorgehaltenen Stocke verbeißt und sich denselben kaum entreißen läßt.

Von diesen Affen gelangt nur ausnahmsweise eine oder die andere Art lebend nach Europa, am ehesten noch nach London, dessen überaus reicher Thiergarten von den über alle Welt zerstreueten Engländern besser versorgt wird als jeder andere. Ende der sechsziger Jahre lebten in Regents-Park mehrere Satansaffen und ein Weißkopfaffe — wie lange, vermag ich nicht zu sagen.



Zottelaffe (Pithecia hirsuta). 1/8 natürl. Größe. (Nach Wolf.)

Ganz im Gegensatze hierzu und vollkommen im Einklange mit früheren Angaben von Spix, schildert Bates einen Verwandten, den Zottelaffen, woraus hervorgeht, daß wenigstens nicht alle Arten dem von Humboldt gezeichneten Bilde entsprechen. Der Zottelaffe oder Parauacu (Pithecia hirsuta, Simia, Yarkea hirsuta) erreicht eine Gesammtlänge von etwa 1 Meter, wovon beinah die Hälfte auf den sehr entwickelten Schwanz gerechnet werden muß, und ist mit ziemlich dicken, bis 12 Centim. langen, an der Spitze nach vorn gebogenen Haaren bekleidet, welche über die wie kurz geschoren erscheinende Stirn herabhängen, das Gesicht theilweise bedeckend, und den übrigen Leib bärenfellartig bekleiden. Das schwarze, mit Grau gesprenkelte Haar geht am Kopfe in Rußbraun, auf der Brust in Röthlichschwarz, an der Innenseite der Schenkel in Röthlichweiß über; der kurze borstige Backenbart sieht schmutziggrau aus, bei

manchen Stücken noch lichter erscheinend. Die Hand- und Fußsohlen haben gelbbraune, das Gesicht, so weit es nackt, schwarze Färbung.

Spix entdeckte den Zottelaffen in den Waldungen Brasiliens, zwischen den Flüssen Solimonas und Negro, und berichtet, daß er morgens und abends aus den Wäldern hervorkomme, zu zahlreichen Trupps sich versammele und die Luft dann mit seinem durchdringenden Geschrei erfülle. Aeußerst vorsichtig und flink, flieht ein solcher Trupp beim geringsten Geräusch eiligst in das Innere der Waldungen, und der Jäger erlangt deshalb nur selten einen von ihnen. Einmal gezähmt, zeigt er sich sehr anhänglich gegen seinen Gebieter. Bates vervollständigt letztere Angaben. „Auch dieser Affe", sagt er, „ist ein sehr zartes Thier, welches selten mehrere Wochen in der Gefangenschaft aushält; gelingt es aber, ihn am Leben zu erhalten, so gewinnt man in ihm ein überaus anhängliches Geschöpf. Mein Nachbar in Ega, ein französischer Schneider, besaß einen Zottelaffen, welcher bereits nach wenigen Wochen so zahm geworden war, daß er seinem Gebieter wie ein Hund nicht allein im Hause, sondern auch auf der Straße folgte. Während mein Bekannter arbeitete, nahm der Affe seinen Platz auf Jenes Schulter ein; gegen Fremde, ja sogar gegen andere Hausbewohner dagegen verhielt er sich abwehrend. Niemals sah ich einen Affen, welcher so große Anhänglichkeit an seinen Gebieter bekundet hätte als dieses anmuthige, ängstliche, schweigsame kleine Geschöpf. Der lebhafte und leidenschaftliche Kapuzineraffe scheint freilich unter allen amerikanischen Affen, was Verstand und Gelehrigkeit anlangt, obenan zu stehen, und der Klammeraffe hat vielleicht die liebenswürdigste und empfänglichste Sinnesart; der Parauacu aber, obschon er ein trübsinniges und freudloses Thier ist, übertrifft alle in der Hingebung an ein menschliches Wesen. Daß es ihm übrigens keineswegs an Verstand und Herzensgüte fehlt, davon gab unser Liebling eines Tages genügende Beweise. Mein Nachbar hatte sein Haus am Morgen verlassen, ohne, wie er sonst zu thun pflegte, den Zottelaffen mitzunehmen, dieser ihn schmerzlich vermißt und wie es scheint geschlossen, daß er seinen Gebieter wohl bei mir finden werde, da beide, der Affe und sein Herr mir täglich ihren Besuch abzustatten pflegten. Ohne den Umweg über die Straße zu nehmen, machte das kleine Geschöpf sich auf, durcheilte auf kürzestem Wege Gärten, Gebüsche und Dickichte und erschien in meiner Behausung. Niemals vorher hatte er diesen Weg, von welchem wir durch einen den Affen beobachtenden Nachbar Kunde erhielten, vorher zurückgelegt. Als er, bei mir angelangt, den Gebieter auch nicht fand, setzte er sich mit dem unverkennbarsten Ausdrucke der Enttäuschung und Entsagung auf meinem Tische nieder und wartete geduldig auf seinen Herrn. Kurze Zeit darauf trat dieser wirklich ein, und einen Augenblick später saß der aufs höchste erfreute Liebling auf seinem gewöhnlichen Platze, der Schulter.

*

Als die nächsten Verwandten der eben geschilderten Thiere hat man die Kurzschwanzaffen (Brachyurus) anzusehen. Sie unterscheiden sich von jenen hauptsächlich durch ihren außerordentlich kurzen stummelhaften Schwanz und den minder starken, nur auf den Wangen einigermaßen entwickelten Bart. Ihr gedrungener Leib hat ziemlich kräftige Glieder; der Kopf ist länglich eiförmig, das Gesicht eirund und ziemlich flach, die länglichen Nasenlöcher liegen ganz seitlich. Die Finger und Zehen sind mit schmalen, langen Nägeln bewehrt. Der etwas zottige Pelz wird auf dem Kopfe kürzer, und das steife Haar sieht hier wie abgeschoren aus; die Kehle ist nackt, das große Maul wird von einzelne Borsten umgeben. Das Gebiß besteht aus vier Schneidezähnen, je einem Eckzahne und fünf oder sechs Backenzähnen in jedem Kiefer. Erstere sind schräg nach vorn gerichtet, die oberen ungleich, da die beiden mittleren die äußeren an Länge und Breite fast um das Doppelte übertreffen, die unteren schlank, länger als die oberen, die äußeren auch etwas länger als die mittleren, die Eckzähne kurz, stark, fast gerade, die unteren innen mit hakiger Spitze versehen. In der Wirbelsäule zählt man außer den Halswirbeln 12 bis 14 Brust-, 6 bis 7 Lenden- und 14 bis 17 Schwanzwirbel.

Die Kurzschwanzaffen gehören ebenfalls den nördlicheren Ländern Südamerika's an, scheinen nur eine sehr beschränkte Verbreitung zu haben und sind im Freileben noch wenig bekannt geworden. Erst in der Neuzeit hat Bates hierüber einige Nachrichten gegeben; von den reisenden Forschern früherer Zeiten erfuhren wir nur, daß sie in kleinen Gesellschaften an Flußrändern vorkommen und während ihrer Wanderung mistönige Laute hören lassen sollen. Außerdem waren einige Beobachtungen über Gefangene bekannt.

Alexander von Humboldt beschrieb zuerst den Cacajao, Chucuto, Chucuzo, Caruiri, Mono feo (häßlicher Affe), Mono rabon und wie er sonst noch von den Eingeborenen genannt wird (Brachyurus melanocephalus, Simia, Pithecia und Cacajao melanocephala, Pithecia ouakary), einen Affen von ungefähr 65 Centim. Gesammtlänge, wovon der Schwanz etwa 15 Centim. wegnimmt. Der etwas zottige Pelz ist glänzend gelbbraun, auf der Brust, dem Bauche und der Innenseite der Glieder heller, auf der Oberseite der Hände und Füße schwarzgrau, auf dem Kopfe und am Schwanze größtentheils schwarz. Bei einzelnen Stücken erstreckt sich der Schwanz auch über die Vorderarme und Hände, und geht das Bräunlichgelb des Rückens an den Schenkeln und der Schwanzwurzel in Rostroth über. Alle nackten Theile sehen mattschwarz aus; der Augenring ist nußbraun.

Eine andere Art der Gruppe, das Scharlachgesicht, von den Eingeborenen Uakari genannt (Brachyurus calvus, Ouakaria calvus), unterscheidet sich von dem Cacajao durch noch kürzeren Schwanz, welcher zu einem wulstigen Stummel verkümmert ist, längere Behaarung des Rückens und lichtere Färbung. Seine Gesammtlänge beträgt 40, die Schwanzlänge nur 9 Centim. Die einförmige fahl- oder rothgelbe Färbung des Pelzes geht auf dem Rücken in Fahlweiß, auf der Unterseite in Goldgelb über. Bei sehr alten Stücken lichtet sich die Färbung und erscheint dann fast weiß. Hiervon sticht das lebhaft scharlachrothe Gesicht mit den buschigen gelben Brauen und rothgelben Augen merkwürdig ab, und außerdem trägt auch die Kürze des Kopfhaares, welches wie geschoren aussieht und mit den sehr langen Rückenhaaren im grellsten Widerspruche steht, wesentlich dazu bei, das Aussehen dieses Affen zu einem absonderlichen zu machen.

„An einem sonnigen Morgen des Jahres 1855", schildert Bates, „sah ich in den Straßen von Ega eine Anzahl von Indianern, welche einen großen, bloß aus Schlingpflanzen zusammengebauten, etwa 4 Meter langen und 1,5 Meter hohen Käfig auf ihren Schultern trugen, in der Absicht, ihn dem thalab fahrenden Dampfer zu übergeben. Der Käfig enthielt ein Dutzend Affen vom wunderlichsten Aussehen. Es waren Uakaris, der Umgebung von Ega eigenthümliche Thiere, und sie sollten ein werthvolles Geschenk sein, welches der Vorsteher der Indianer einem Regierungsbeamten in Rio-de-Janeiro verehren wollte. Man hatte die Affen mit der größten Schwierigkeit in den Waldungen des tief liegenden Landes, namentlich in der Nähe der Mündung des Japurá, etwa dreißig Meilen von Ega gefangen.

„Das Scharlachgesicht lebt nur in Waldungen, welche während des größten Theiles vom Jahre überschwemmt sind, und steigt, so viel bekannt, nie auf den Boden herab; die Kürze seines Schwanzes ist demgemäß kein Zeichen für die Lebensweise auf dem Boden, wie beispielsweise bei den Makaken und Pavianen. Wie es scheint, kommt unser Uakari ausschließlich in der erwähnten Gegend vor, insbesondere auf einer Bank des Japurá selbst, nahe seiner hauptsächlichsten Mündung; ja er soll sogar hier, so viel ich erfahren konnte, auf den westlichen Theil des Flusses beschränkt sein. Man sieht ihn, verschiedenen Früchten, seiner Nahrung, nachgehend, in kleinen Trupps in den Kronen der höchsten Bäume. Die Jäger schildern seine Bewegungen als hurtig und gewandt, obwohl er sich weniger auf Springen einläßt, sondern vorzieht, auf starken Aesten dahinzurennen, um so von einem Baume zum anderen zu gelangen. Die Mutter trägt, wie die übrigen südamerikanischen Affen, ihr Junges auf dem Rücken. Alle Gefangenen, welche man erhält, sind mittels

des Blasrohres und schwachvergifteter Pfeile erbeutet worden. Die getroffenen Uakaris laufen meist noch sehr weit durch den Wald, und ihre Verfolgung erfordert deshalb einen wohlerfahrenen Jäger. Unter den Indianern wird derjenige als der gewandteste angesehen, welcher im Stande ist, einem verwundeten Affen dieser Art so zu folgen, daß er ihn, wenn er die Besinnung verliert und herabfällt, im rechten Augenblicke mit seinen Armen auffängt. Dem Affen wird sodann eine Prise Salz als Gegengift eingegeben, und er erholt sich in der Regel wieder. Wie selten das Scharlachgesicht selbst in seinem beschränkten Wohngebiete ist, mag daraus hervorgehen, daß der erwähnte Indianervorsteher sechs seiner schlauesten Jäger aussandte und diese ungefähr drei Wochen



Scharlachgesicht (Brachyurus calvus). 1/7 natürl. Größe. (Nach Wolf.)

abwesend waren, bevor es ihnen gelang, jene zwölf Stücke zu erbeuten. Ein unabhängiger Jäger, welcher einen dieser Affen in seine Gewalt bekommen hat, verlangt einen sehr hohen Preis für ihn, 30 bis 40 Milreis nämlich, nach unserem Gelde 22 bis 30 Thaler, findet auch immer willige Abnehmer, weil gerade das Scharlachgesicht mit Vorliebe zum Geschenk an einflußreiche Leute verwendet wird.

„Alte in beschriebener Weise gefangene Uakaris werden sehr selten zahm, sind mislaunig und trübsinnig, wehren alle Versuche, ihnen zu schmeicheln, von sich ab und beißen Jeden, welcher sie berührt. Selbst in ihren Waldungen hört man keinen eigenthümlichen Schrei von ihnen; in der Gefangenschaft sind sie vollkommen schweigsam. Nach Verlauf einiger Tage oder Wochen werden sie, wenn man sie nicht höchst sorgsam abwartet, gleichgültig gegen alles, nehmen keine Nahrung mehr an und gehen langsam ein. Viele von ihnen sterben an einer Krankheit, welche den Anzeichen nach eine Brust- oder Lungenentzündung zu sein scheint. Der eine, welchen ich hielt, endete an dieser Krankheit, nachdem ich ihn ungefähr drei Wochen in Besitz gehabt hatte. Obgleich ich ihm eine luftige Veranda zu seinem Aufenthalte anwies, verlor er doch bald alle

Freßlust; sein langes, glattes und glänzendes Fell wurde schmutzig und zottig, wie wir es an den ausgestopften in den Museen sehen, und das lebhafte Scharlach des Gesichts wandelte sich in eine düstere Färbung um. Der Tod war ein sehr sanfter, da mein Gefangener bereits die letzten vierundzwanzig Stunden schwer und heftig athmend ausgestreckt dalag. Währenddem wurde die Färbung seines Gesichts nach und nach blässer, sah jedoch, als er seine letzten Seufzer verhauchte, noch immer roth aus und dies verlor sich erst zwei oder drei Stunden nach dem Tode.

„Nach meinen Erfahrungen über das mürrische Wesen des Uakari war ich nicht wenig erstaunt, in dem Hause eines Freundes einen außerordentlich lebhaften und umgänglichen Affen dieser Art zu sehen. Das Thier kam, kaum daß ich mich gesetzt hatte, aus einem anderen Zimmer auf mich zugelaufen, kletterte an meinen Beinen in die Höhe, nistete sich auf meinem Schoße ein, indem es sich rund um sich selbst drehte, und schaute mich, nachdem es sich bequem gemacht hatte, mit dem gewöhnlichen Affengrinsen vertraulich an. Allerdings war dies ein junger Uakari, welchen man von der Brust seiner durch den Giftpfeil erlegten Mutter genommen, im Hause zwischen den Kindern aufgezogen und ihm erlaubt hatte, nach Belieben umherzulaufen und sein Mahl gemeinsam mit den übrigen Hausbewohnern einzunehmen.

„Der Uakari gehört zu den vielen Thierarten, welche von den Brasilianern als „sterblich“, d. h. als zart und hinfällig bezeichnet werden, im Gegensatze zu denjenigen, welche sie „hart“ nennen. Eine große Anzahl von Stücken dieser Art, welche man von Ega absendet, sterben, bevor sie Para erreichen, und kaum einer von einem Dutzend gelangt lebend bis nach Rio-de-Janeiro. Möglicherweise steht die Schwierigkeit, sie an veränderte Bedingungen zu gewöhnen, in einer gewissen Beziehung zu dem sehr beschränkten Gebiete, in welchem sie leben, und der eigenthümlichen Beschaffenheit desselben. Als ich den Fluß hinabreiste, befand sich ein gezähmter, alter Uakari bei uns auf dem Schiffe, einem großen Schooner, und genoß hier die Freiheit, nach Belieben umherzulaufen. Bei unserer Ankunft in Rio Negro waren wir gezwungen, vier Tage lang vor dem Zollhause liegen zu bleiben; unser Schiffsführer hatte aber nicht Anker geworfen, sondern den Schooner mit dem Bugspriet an einem Uferbaume befestigt. Eines Morgens vermißte man das Scharlachgesicht: es war nach dem Walde geflohen. Zwei Mann wurden ihm nachgesandt, kehrten jedoch nach einer Abwesenheit von mehreren Stunden zurück, ohne auch nur eine Spur des Flüchtlings aufgefunden zu haben. Schon hatten wir diesen gänzlich aufgegeben, als er plötzlich wieder am Saume des Waldes erschien, sich mehr und mehr näherte und auf demselben Wege, den er gegangen, über das Bugspriet nämlich, zurückkehrte, um seinen gewöhnlichen Platz auf dem Verdecke einzunehmen. Er hatte unzweifelhaft gefunden, daß die Waldungen des Rio Negro von denen des Japurádelta's wesentlich verschieden sind und die Gefangenschaft einem Freileben in so wenig ihm zusagender Gegend vorgezogen.“

In dieser anmuthigen und eingehenden Schilderung des trefflich beobachtenden Bates ist meines Erachtens ein vollständiges Lebensbild dieser kurzschwänzigen Affensippschaft enthalten; denn alle bis dahin mitgetheilten Beobachtungen anderer Forscher sind kaum geeignet, unsere Thiere zu kennzeichnen. Humboldt besaß längere Zeit einen Cacajao und bemerkt von demselben, daß er sich gefräßig, stumpfsinnig, furchtsam und gelassen gezeigt habe, gereizt, das Maul auf die sonderbarste Weise aufsperrte, sein Gesicht auf das ärgste verzog und dann in ein lebhaftes, lachendes Geschrei ausbrach, im allgemeinen äußerst unbeholfen war und wenn er etwas ergreifen wollte, regelmäßig eine absonderliche Stellung einnahm, indem er sich mit gekrümmtem Rücken niedersetzte und beide Arme weit von sich streckte, durch den Anblick eines Krokodils oder einer Schlange in die größte Furcht versetzt wurde und dann am ganzen Leibe zitterte, sagt mit all diesem aber kaum etwas für die Gruppe Bezeichnendes. Ein anderer Uakari (Brachyurus rubicundus), welchen Deville sieben Monate in Gefangenschaft hielt und beobachtete, war sehr sanft gegen seinen Gebieter und alle Leute, welche er kannte, leckte gern deren Gesicht und Hände, mochte aber Indianer nicht leiden. Erzürnt, rieb er mit äußerster Schnelligkeit beide Hände

gegen einander. Seine Nahrung bestand vorzugsweise aus Früchten, Zuckerwerk und Milch, Bananen liebte er besonders und ebenso alles süße Gebäck. Gab man ihm mehrere Bananen, so behielt er nur eine in der Hand und legte die andere zu den Füßen nieder. Er trank regelmäßig täglich zweimal aus einem Becher und hielt denselben sehr geschickt zwischen den Händen. Tabaksrauch war ihm unangenehm; wenn man ihm solchen zublies, riß er meist die Cigarre aus dem Munde und zertrümmerte sie in kleine Stückchen. Wie altweltliche Affen, nahm er oft eine ganz aufrechte Stellung ein, konnte auch auf den Beinen eine Strecke weit gehen. Obwohl vollkommen gezähmt, bekundete er doch bei jeder Gelegenheit eine lebhafte Sehnsucht nach seiner Freiheit, machte beispielsweise die größten Anstrengungen zu entfliehen, sobald das Boot, welches ihn führte, mehr als sonst dem Lande sich näherte.

*

Ein schlanker Körper mit schlanken Gliedmaßen und sehr langem, dünnem und schlaffem Schwanze, der runde Kopf mit bartlosem Gesichte und kurzer Schnauze, hellen Augen und großen Ohren, und fünfzehige Hände und Füße kennzeichnen eine kleine Gruppe amerikanischer Affen, welche man wegen ihrer Beweglichkeit Springaffen (Callithrix) genannt hat.

Wichtiger als die angegebenen äußeren Merkmale sind die Eigenthümlichkeiten des Zahnbaues und Gerippes. Die Schneidezähne stehen fast senkrecht; die kleinen Eckzähne sind kegelförmig und innen ausgeschweift; der vordere einspitzige Backenzahn zeigt innen einen kleinen Grundhöcker; die beiden folgenden sind breiter als lang, außen zweispitzig und innen mit zwei kleinen Höckern versehen; der letztere ist ein kleiner Höckerzahn; die ersten drei unteren, einspitzigen haben innen einen Höcker, die drei hinteren sind etwas länger als breit und vierspitzig. Im Gerippe zählt man 12 bis 13 Rippen-, 7 Lenden-, 13 Kreuz- und 24 bis 32 Schwanzwirbel. Unter den weicheren Theilen zeichnet sich besonders der Kehlkopf durch seine Größe aus.

Die Springaffen leben in kleinen Gesellschaften, welche aus einer oder einigen Familien bestehen, in den stillen Waldungen Südamerika's und machen sich hier durch ihre laute Stimme sehr bemerklich. Im Gezweige bewegen sie sich mit kurz zusammengezogenem Leibe verhältnismäßig langsam, jedenfalls nicht so schnell als die behenden Rollaffen, unterscheiden sie sich auch von diesen auf den ersten Blick durch ihre Stellung und das lange Haar, welches ihnen ein bärenartiges Ansehen verleiht, sowie endlich durch den schlanken Schwanz, welcher gewöhnlich gerade herabhängt, seltener aufrecht getragen wird. Ihre Stimme, nach der der Brüllaffen die stärkste und weitschallendste, welche man von den dortigen Affen vernimmt, verräth sie auf fernhin dem Jäger, welcher ihnen ihres zarten und leckeren Fleisches halber eifrig nachstellt. Wohl mit aus diesem Grunde zählen sie zu den scheuesten Arten ihrer Familie und entfliehen sogleich, wenn man sich ihnen nähert. Thierfreunde, also namentlich die Indianerhorden, suchen sie übrigens am liebsten lebend und im Jugendzustande zu bekommen, um sie zu erziehen; denn ihr Wesen ist außerordentlich sanft, und sie werden im höchsten Grade zahm und zutraulich.

Dank den Forschungen zweier ausgezeichneten Naturforscher, des Prinzen von Wied und Humboldts, kennen wir die Lebensweise zweier Arten der Gruppe, des Sahuassu und des Wittwenaffen, sehr genau. Bei dem ersteren (Callithrix personata, Simia personata) ist nach Wied der ganze Kopf von der Brust an bis auf die Mitte des Scheitels bräunlichschwarz, der Hinterkopf und Oberhals gelblichweiß, der übrige Leib fahlblaßgraubräunlich, das Haar an der Spitze heller blaßgelblich; am Vorderarme werden die Haare dunkler und ihre Spitzen stechen mehr hervor; Hände und Füße sind schwarz, die inneren Seiten der Vorderarme und Schienbeine schwarzbraun, die Vorderseiten der Hinterschenkel fahlhellgelblichgrauweiß; das Bauchhaar hat graubraune Färbung und röthliche Spitzen; der Schwanz endlich ist röthlichgraubraun, auf der Unterseite und an der Wurzel rostroth. Bei den Weibchen erscheint die Färbung bläßer; auch fehlt

ihnen der weiße Hals- oder Hinterhauptfleck; die Vordertheile sind mehr weißlich, die Vorderarme und Hinterbeine etwas gelblich, die Hinterbeine innen dunkelgraubraun, die Vorderarme bis zu den Elnbogen schwarzbraun gefärbt. Die Iris ist gelbbraun, bei manchen Stücken, welche sich außerdem dadurch auszeichnen, daß die Behaarung der Zehen mit Weiß gemischt erscheint, graubraun, wie dies nach dem Prinzen von Wied bei den meisten brasilianischen Affen der Fall zu sein pflegt. Uebrigens ändern auch die Sahuassus in der Färbung mehr oder weniger ab und haben deshalb Veranlassung gegeben, mehrere Arten aufzustellen. Die gesammte Länge beträgt 82, die Leibeslänge 32, die Schwanzlänge 47 Centim.

„Der Sahuassu", bemerkt der Prinz von Wied, „wurde von uns zuerst in den großen Urwäldern gefunden, welche die Ufer des Itabapuana und des Itapemirim beschatten; wir fanden ihn ferner am Iritaba und am Espirito Santo und nördlich bis über den Rio Doçe hinaus. Spix begegnete ihm außerdem in der Nähe von Rio-de-Janeiro. Hier in den großen ununterbrochenen Waldungen, in denen sie selten beunruhigt werden, leben diese angenehmen, harmlosen Geschöpfe in kleinen Gesellschaften von einer oder einigen wenigen Familien beisammen, nach verschiedenen reifenden Früchten umherziehend und so einen größeren Theil der Wälder durchwandernd, zu gewissen Zeiten aus einer Gegend verschwindend und plötzlich wieder nach dem gewohnten Standorte zurückkehrend. Ihre durch die stille einsame Wildnis weitschallende Stimme, welche von beiden Geschlechtern ausgestoßen und häufig vernommen wird, klingt wie ein Röcheln und kann einigermaßen nachgeahmt werden, indem man den Athem abwechselnd schnell hintereinander einzieht und wieder ausstößt. Schleicht man ihnen nach, so sieht man sie etwas gebückt auf den Zweigen sitzen, wobei der Schwanz schlaff herabhängt; sobald sie aber etwas Fremdartiges bemerken, eilen sie, dicke Hauptäste bevorzugend, schnell durch das Gezweige weg und schweigen dabei vollkommen, da sie ihre laute Stimme überhaupt nur bei vollkommener Ruhe und bei schönem, warmem Wetter morgens und abends vernehmen lassen. Sie werfen nur ein Junges, welches die Mutter so lange mit sich umherträgt, bis es stark genug ist, den Alten selbst überall folgen zu können." Im Monate Oktober fand der Prinz von Wied schon starke Junge; doch erlegte man zu derselben Zeit auch noch tragende Weibchen. „Schießt man", erzählt unser Gewährsmann, „die Mutter von einem Baume herab, so erhält man gewöhnlich das Junge, welches sie auf dem Rücken oder unter dem Arme zu tragen pflegt, lebend und kann es alsdann leicht erziehen und zähmen; denn es lernt bald fressen und wird äußerst zahm und sanft. Alle Affen dieser Art sind nicht zornig und bissig, wenn man sie verwundet, sondern zeigen das sanfteste Wesen. Bei größter Behaglichkeit schnurren sie wie eine Katze."

Sowohl die eingeborenen Brasilianer wie die Neger und Indianer stellen dem Sahuassu seines Fleisches wegen nach. Hat der Indianer einen solchen Affen verwundet, und ist derselbe auf dem Baume hängen geblieben, so scheut er die Dicke und Höhe des riesigen Stammes nicht, um ihn zu ersteigen, während in anderen Fällen oft die besten Versprechungen nicht vermögen, ihn aus seiner gewohnten Ruhe zu bringen. Der Puri, welcher die Waldungen der Sahuassu's beherrscht, bindet sich die Füße mit einer Schlingpflanze zusammen und klettert so in eine schwindelnde Höhe hinauf, da ihn jede noch so kleine Unebenheit der Rinde zum Stützpunkte dient.

Noch weit schöner gefärbt als der Sahuassu und eines der schönsten Glieder der Unterfamilie überhaupt ist der Wittwenaffe (Callithrix lugens, Callithrix torquata, Simia lugens, Simia vidua, Cebus torquatus). Seine Länge beträgt 92 Centim., wovon 51 Centim. auf den Schwanz gerechnet werden müssen. „Das kleine Thier", sagt Alexander von Humboldt, „hat feines, glänzendes, schön schwarzes Haar, sein Gesicht eine weißliche, ins Blaue spielende Larve, in welcher Augen, Nase und Mund stehen, sein kleines, wohlgebildetes, fast nacktes Ohr einen umgebogenen Rand. Vorn am Halse steht ein weißer, zollbreiter Strich, welcher ein Halsband bildet; die Füße sind schwarz wie der übrige Körper, die Hände aber außen weiß und innen glänzend schwarz. Diese weißen Abzeichen deuten die Missionäre als Schleier, Halstuch und Handschuhe einer Wittwe in Trauer.

„Die Gemüthsart dieses kleinen Affen, welcher sich nur beim Fressen auf den Hinterbeinen aufrichtet, verräth sich durch seine Haltung sehr wenig. Er sieht sanft und schüchtern aus, berührt auch häufig das Fressen nicht, welches man ihm bietet, selbst wenn er starken Hunger hat. Die Gesellschaft anderer Affen scheint er zu meiden; wenn er des kleinsten Saimiri ansichtig wird, läuft er davon. Sein Auge aber verräth große Lebhaftigkeit. Wir sahen ihn stundenlang regungslos dasitzen, ohne daß er schlief, und auf alles, was um ihn vorging, achten. Seine Schüchternheit und Sanftmuth sind überhaupt nur scheinbar vorhanden. Ist der Wittwenaffe allein sich selbst überlassen, so wird er wüthend, sobald er einen Vogel sieht; klettert und läuft dann mit erstaunlicher Behendigkeit, macht einen Satz auf seine Beute, wie die Katze, und erwürgt, was er erhaschen kann.

„Dieser sehr seltene und äußerst zärtliche Affe lebt auf dem rechten Ufer des Orinoco in den Granitgebirgen hinter der Mission Santa Barbara, ferner in Chaviare bei San Fernando de Atapabo. Ein gezähmter hat mit uns die ganze Reise auf dem Cassiquiare und Rio Negro mitgemacht und ist zweimal mit uns über die Katarakten gegangen."

Springaffen gehören in unseren Thiergärten zu den größten Seltenheiten, obschon dann und wann einer oder der andere lebend zu uns gelangt. Ich bin niemals so glücklich gewesen, einen einzigen zu sehen und weiß daher aus eigener Beobachtung nichts über ihn mitzutheilen.

*

Als Uebergangsglieder zwischen den Neuweltsaffen mit greifendem und denen mit schlaffem Schwanze kann man die **Saimiris** ansehen. „Wenn auch ihr Schwanz nicht ein wahrer Rollschwanz ist, so kann er doch um mehr als einen halben Umgang um die Zweige gebogen werden und gibt dadurch den Thieren beim Klettern einen größeren Grad von Sicherheit."

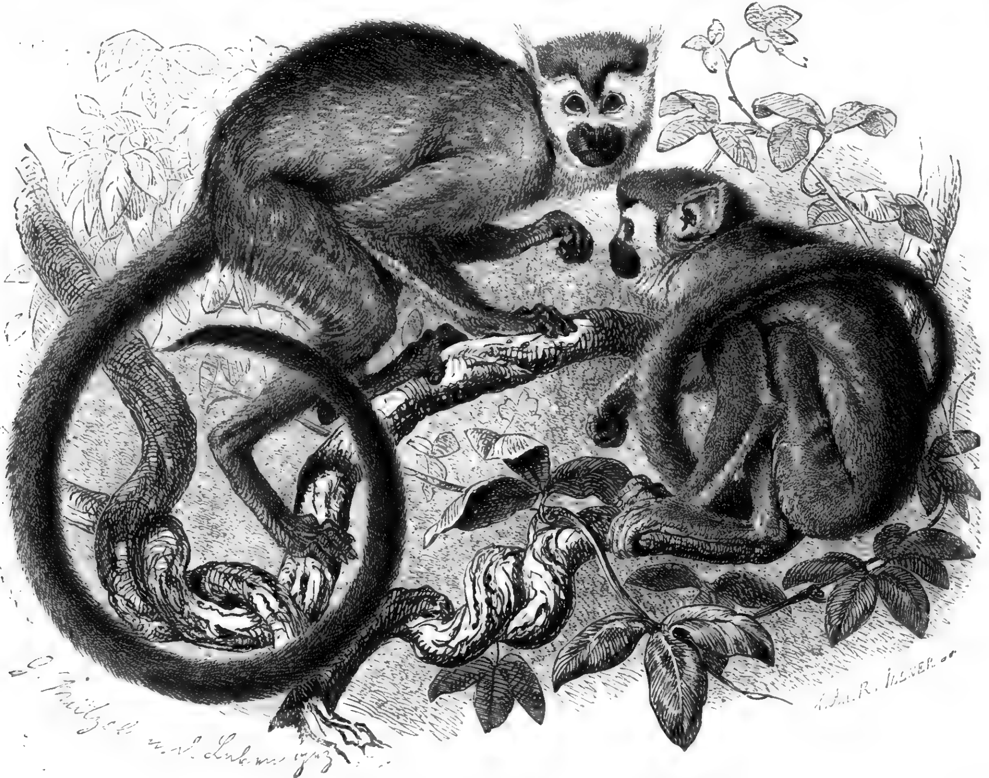
Die **Saimiris** (Pithesciurus) sind schlankgebaute Affen mit langen Gliedmaßen, sehr großem, stark länglichem, besonders nach hinten entwickeltem Kopfe, hoher Stirn, kurzem Gesicht, großen, einander sehr genäherten Augen, einfachen, mittelgroßen Ohrmuscheln und wenig reichem Pelze, welcher aus eigenthümlich geringelten Haaren besteht. Die sehr langen und breiten Eckzähne sind oben dreikantig, vorn ein-, außen zweifurchig. Von den Wirbeln tragen 14 Rippen; 6 sind rippenlos; außerdem zählt man 3 Kreuz- und 30 Schwanzwirbel. Das Gehirn entspricht dem sehr großen Schädel und ist verhältnismäßig schwerer als bei irgend einem Thiere, hat jedoch wenig Windungen. In wie viele Arten die Gruppe zerfällt, erscheint zur Zeit noch fraglich. Einzelne Naturforscher nehmen mehrere an, andere vereinigen sämmtliche und sehen die sonst noch beschriebenen bloß als Spielarten der einen wohlbekannten an.

*

Diese, das **Todtenköpfchen** (Pithesciurus sciureus, Simia, Cebus und Saimiris sciureus, Simia morta, Lemur leucopsis), ist durch seine niedliche Gestalt und die schöne angenehme Färbung ebenso ausgezeichnet wie durch die Zierlichkeit der Bewegungen und durch seine Heiterkeit. Es kann einer der schönsten aller neuweltlichen Affen genannt werden. Sein etwas abschreckender deutscher Name entspricht keineswegs dem wahren Ausdrucke seines Kopfes; das Thier verdankt jenen vielmehr nur einer höchst oberflächlichen und bei genauer Vergleichung sofort verschwindenden Aehnlichkeit. Das sehr schlank gebaute Todtenköpfchen hat einen sehr langen Schwanz; sein feiner Pelz ist oben röthlichschwarz, bei recht alten aber lebhaft pomeranzengelb, an den Gliedmaßen grau gesprenkelt und an der Unterseite weiß. Bisweilen herrscht die graue Farbe vor; manchmal erscheint der Kopf kohlschwarz, der Leib zeisiggelb mit schwarzer Sprenkelung, und die Gliedmaßen sehen dann goldgelb aus. Die Gesammtlänge beträgt ungefähr 80, die Schwanzlänge 50 Centim.

Hauptsächlich **Guiana** ist die Heimat des niedlichen Affen, und namentlich die Ufer der Flüsse dieses reichen Erdstriches werden von ihm bewohnt. Er lebt dort in großen Gesellschaften. Nach **Schomburgk** gehört er zu den am meisten verbreiteten Arten des Landes. Wie die

dort vorkommenden Kapuzineraffen belebt er in zahlreichen Herden die Waldungen der Küste, scheint aber namentlich das Avicenniengebüsch zu lieben, da er mit diesem bis zu einer Meereshöhe von sechshundert Meter emporgeht. Nicht selten vereinigt er sich mit einer Herde Kapuzineraffen. Man findet ihn den Tag über in beständiger Bewegung. Die Nacht bringt er in Palmenkronen zu, welche ihm das sicherste Obdach bieten. Er ist sehr scheu und furchtsam, wagt es namentlich bei Nacht nicht, sich zu bewegen, ergreift aber auch bei Tage angesichts der leisesten Gefahr sogleich die Flucht. Dabei sieht man die Herde in langen Reihen über die Baumkronen hinwegziehen. Ein Leitaffe ordnet den ganzen Zug und bringt, Dank der Beweglichkeit dieser Thiere, seine Herde gewöhnlich auch sehr bald in Sicherheit. Die Mütter, welche Junge haben, tragen diese anfänglich zwischen



Todtenköpfchen (Pithesciurus sciureus). 1/4 natürl. Größe.

den Armen, später, nachdem die Kleinen etwas abgehärtet sind, auf dem Rücken. Solche Junge bemerkt man übrigens das ganze Jahr hindurch, woraus also hervorgeht, daß auch diese Affen bezüglich ihrer Fortpflanzung nicht an eine bestimmte Jahreszeit gebunden sind.

Alle Bewegungen der Saimiri's sind voll Anmuth und Zierlichkeit. Sie klettern ganz vorzüglich und springen mit unglaublicher Leichtigkeit über ziemlich große Zwischenräume. In der Ruhe nehmen sie gern die Stellung eines sitzenden Hundes ein; im Schlafen ziehen sie den Kopf zwischen die Beine, so daß derselbe die Erde berührt. Der Schwanz dient ihnen nur ausnahmsweise anders, denn als Steuerruder beim Springen. Sie wickeln ihn zwar zuweilen um einen Gegenstand, sind aber doch nicht im Stande, sich damit festzuhalten. Ihr Stimme besteht in einem mehrmals wiederholten Pfeifen. Wenn ihnen etwas Unangenehmes widerfährt, beginnen sie zu klagen und zu winseln. Auch morgens und abends vernimmt man derartige Laute, oft von einer ganzen Gesellschaft, und selbst in der Nacht noch gellt der Schrei der leicht erregten Thiere durch den Wald, das schlummernde Leben desselben weckend. „Befragt man die Indianer“, sagt Hum=

boldt, „warum die Thiere des Waldes zu gewissen Stunden einen so großen Lärm erheben, so geben sie die lustige Antwort: „Sie feiern den Vollmond". Ich glaube, die Ursache rührt meist daher, daß sich im inneren Walde irgendwo ein Kampf entsponnen hat. Die Jaguars z. B. machen Jagd auf die Bisamschweine und Tapirs, welche nur Schutz finden, indem sie beisammenbleiben und, in gedrängten Rudeln dahinjagend, das ihnen in den Weg kommende Gebüsch niederreißen. Die Affen, scheu und furchtsam, erschrecken ob dieser Jagd und beantworten von den Bäumen herab das Geschrei der größeren Thiere. Sie wecken die gesellig lebenden Vögel auf, und nicht lange, so ist die ganze Gesellschaft in Aufruhr."

Der Todtenkopf gehört zu den Furchtsamsten der Furchtsamen, so lange er sich nicht von seiner vollkommenen Sicherheit überzeugt hat, wird aber zu einem echten Affen, wenn es gilt, handelnd aufzutreten. Er ähnelt einem Kinde in seinem Wesen, und kein anderer Affe sieht auch im Gesichte diesem so ähnlich, wie er: „es ist derselbe Ausdruck von Unschuld, dasselbe schalkhafte Lächeln, derselbe rasche Uebergang von Freude zur Trauer". Sein Gesicht ist der treue Spiegel der äußeren Eindrücke und inneren Empfindungen. Wenn er erschreckt wird, vergießen seine großen Augen Thränen, und auch Kummer gibt er durch Weinen zu erkennen. „Setzt man", sagt Humboldt, „mehrere dieser kleinen Affen, welche in demselben Käfige beisammen sind, dem Regen aus und fällt die gewöhnliche Luftwärme rasch um zwei bis drei Grade, so schlingen sie sich den Schwanz um den Hals und verschränken Arme und Beine, um sich gegenseitig zu erwärmen. Die indianischen Jäger erzählten uns, man finde in den Wäldern nicht selten Haufen von zehn bis zwölf solcher Affen, welche erbärmlich schreien, weil alle auswärts stehenden in den Knäuel hineinmöchten, um Wärme und Schutz zu finden." Auch in der Gefangenschaft klagt und jammert der Saimiri bei der unbedeutendsten Veranlassung. Seine Empfindlichkeit und Reizbarkeit sind gleich groß; doch ist er nicht eigenwillig, und seine Gutmüthigkeit bleibt sich fast immer gleich, so daß es eigentlich schwer ist, ihn zu erzürnen. Auf seinen Herrn achtet er mit großer Sorgfalt. Wenn man in seiner Gegenwart spricht, wird bald seine ganze Aufmerksamkeit rege. Er blickt dem Redenden starr und unverwandt ins Gesicht, verfolgt und beobachtet mit seinen lebhaften Augen jede Bewegung der Lippen und sucht sich dann bald zu nähern, klettert auf die Schulter und betastet Zahn und Zunge sorgfältig, als wolle er dadurch die ihm unverständlichen Laute der Rede zu enträthseln suchen.

Seine Nahrung nimmt er mit den Händen, oft auch mit dem Munde auf. Verschiedene Früchte und Blattknospen bilden wohl den größten Theil seiner Mahlzeiten; doch ist er auch ein eifriger Jäger von kleinen Vögeln und Kerbthieren. Ein von Humboldt gezähmter Todtenkopf unterschied sogar abgebildete Kerbthiere von anderen bildlichen Darstellungen und streckte, so oft man ihm die bezügliche Tafel vorhielt, rasch die kleine Hand aus, in der Hoffnung, eine Heuschrecke oder Wespe zu erhalten, während ihn Gerippe und Schädel von Säugethieren gleichgültig ließen.

Sein liebenswürdiges Wesen macht ihn allgemein beliebt. Er wird sehr gesucht und zum Vergnügen Aller gehalten. Auch bei den Wilden ist er gern gesehen und deshalb oft ein Gast ihrer Hütten. Alt gefangene überleben selten den Verlust ihrer Freiheit, und selbst die, welche in der ersten Jugend dem Menschen zugesellt wurden, dauern nicht lange bei ihm aus.

Die Indianer jagen am liebsten an kühlen, regnerischen Tagen nach dem Saimiri, weniger wegen des Fleisches, welches, laut Schomburgk, weit weniger schmackhaft ist als das anderer Affen und einen bockartigen Beizegeschmack hat, als um ihn für die Gefangenschaft zu erbeuten. „Schießt man", erzählt Humboldt, „mit Pfeilen, welche in verdünntes Gift getaucht sind, auf einen jener Knäuel, so fängt man viele junge Affen auf einmal lebendig. Der junge Saimiri bleibt im Fallen an seiner Mutter hängen, und wird er durch den Sturz nicht verletzt, so weicht er nicht von Schulter und Hals des todten Thieres. Die meisten, welche man in den Hütten der Indianer antrifft, sind auf diese Weise von den Leichen ihrer Mütter gerissen worden. Erwachsene Thiere gehen, obgleich sie leicht von Wunden genesen, meist zu Grunde, ehe sie sich an die Gefangenschaft gewöhnt haben. Sie lassen sich deshalb von den Missionen am Orinoco schwer an die Küste bringen. Sobald man

den Waldgürtel hinter sich hat und die Steppe betritt, werden sie traurig und niedergeschlagen. Der unbedeutenden Zunahme der Wärme kann man diese Veränderung nicht zuschreiben, sie scheint vielmehr vom stärkeren Lichte, von der geringeren Feuchtigkeit und von irgend welcher chemischen Beschaffenheit der Luft an der Küste herzurühren." Aus diesem Grunde gehören sie auf dem europäischen Thiermarkte oder in unseren Thiergärten zu den Seltenheiten. Ich habe nur zwei Male je eines dieser liebenswürdigen Geschöpfe auf dem Markte gefunden, gekauft und längere Zeit gepflegt, bin aber nicht im Stande, Humboldts Beschreibung irgendwie zu ergänzen. Bei sehr sorgfältiger Pflege hielt das zarte Thierchen doch immerhin sieben Monate aus, und erst der böse Winter machte seinem Leben ein Ende.

*

Azara ist der erste Naturforscher, welcher uns mit einem der merkwürdigsten aller Affen bekannt gemacht hat. Wenig später als er berichtet Humboldt über dasselbe Thier, nach ihm Rengger, Schomburgk und endlich Bates. Der Nachtaffe vertritt eine eigene Sippe (Nyctipithecus oder, wie sie Humboldt der kleinen Ohren wegen nennt, Aotus). Die Nachtaffen bilden gewissermaßen den Uebergang von den eigentlichen Affen zu den wie sie nächtlich lebenden und ihnen auch sonst in vieler Hinsicht nicht unähnlichen Halbaffen oder Aeffern. Ihr Kopf und ihr Gesichtsausdruck unterscheiden sie augenblicklich von allen bisher genannten und kennzeichnen sie sehr gut. Der kleine rundliche Kopf hat große eulenähnliche Augen; die Schnauze ragt wenig vor und ist breit und groß; die Nasenlöcher öffnen sich ganz nach unten; die Ohren sind klein. Ihr Leib ist gestreckt, weich und locker behaart, der etwas buschige Schwanz länger als der Körper. Die Nägel sind zusammengedrückt und gebogen.

Der schmächtige Leib des Mirikina (Nyctipithecus trivirgatus, Simia und Aotus trivirgatus, Nyctipithecus felinus und vociferus) ist 35, der Schwanz 50 Centim. lang. Die Färbung des Pelzes sieht oben graubraun, mehr oder weniger rostfarbig aus; der Schwanz hat eine schwarze Spitze. Auf dem Scheitel finden sich drei gleich breite, schwarze, mit einander gleichlaufende Streifen; von dem Nacken bis zur Schwanzwurzel zieht sich ein breiter, hellgelblich brauner Streifen herab. Alle Haare sind fein und sehr weich anzufühlen. Zwischen den Geschlechtern findet in der Färbung kein Unterschied statt.

Der Verbreitungskreis des Mirikina scheint über den Osten des wärmeren Südamerika's sich zu erstrecken, das Vorkommen jedoch auf einzelne Theile des Landes zu beschränken. Rengger behauptet, daß er sich in Paraguay bloß am rechten Ufer des Flusses, und zwar nur bis zum 25. Grade südlicher Breite finde, am linken Ufer aber nicht vorkomme. Von seinem Freileben ist nur wenig bekannt. Er bringt sein Leben auf und in Bäumen zu, geht während der Nacht seiner Nahrung nach und zieht sich am Morgen in eine Baumhöhle zurück, um hier den Tag über zu schlafen. Beim Sammeln von Brennholz fanden die Leute unseres Naturforschers einmal ein Pärchen dieser Affen, welche in einem hohlen Baume schliefen. Die aufgescheuchten Thiere suchten sogleich zu entfliehen, waren aber von dem Sonnenlichte so geblendet, daß sie weder einen richtigen Sprung machen, noch sicher klettern konnten. Sie wurden deshalb leicht eingefangen, obwohl sie sich mit ihren scharfen Zähnen zu vertheidigen suchten. Das Lager bestand aus Blättern und war mit einer Art von Baummoos ausgelegt, woraus hervorzugehen scheint, daß diese Thiere an einem bestimmten Orte leben und sich allnächtlich in dasselbe Lager zurückziehen. Rengger behauptet, daß man immer nur ein Pärchen, niemals größere Gesellschaften antreffe; Bates dagegen gibt an, daß letzteres sehr wohl der Fall sei. „Diese Affen", sagt er, „schlafen zwar über Tages, werden jedoch durch das geringste Geräusch erweckt, so daß Derjenige, welcher an einem von ihnen zum Schlafplatze erwählten Baume vorübergeht, oft nicht wenig überrascht wird, durch das plötzliche Erscheinen einer Gruppe von gestreiften Gesichtern, welche bis dahin in einer Höhle des Baumes zusammengedrängt waren. In dieser Weise entdeckte ein indianischer „Gevatter" von mir eine



Band 1, S. 222.

Nachtaffe.

Siedelung, aus welcher ich ein Stück erhielt." Nach Aussage der Jäger Renggers soll das Weibchen in unseren Sommermonaten ein Junges werfen und dieses erst an der Brust, später aber auf dem Rücken mit sich herumtragen.

Der junge Mirikina läßt sich leicht zähmen, der alte hingegen bleibt immer wild und bissig. Mit Sorgfalt behandelt, verträgt er die Gefangenschaft gut; durch Unreinlichkeit aber geht er zu Grunde. Man hält ihn in einem geräumigen Käfige oder im Zimmer und läßt ihn frei herumlaufen, weil er sich leicht in den Strick verwickelt, wenn man ihn anbindet. Während des ganzen Tages zieht er sich in die dunkelste Stelle seiner Behausung zurück und schläft. Dabei sitzt er mit eingezogenen Beinen und stark nach vorn gebogenem Rücken und versteckt das Gesicht zwischen seinen gekreuzten Armen. Weckt man ihn auf und erhält ihn nicht durch Streicheln oder andere Liebkosungen wach, so schläft er sogleich wieder ein. Bei hellen Tagen unterscheidet er keinen Gegenstand; auch ist sein Augenstern alsdann kaum noch bemerkbar. Wenn man ihn aus der Dunkelheit plötzlich ans Licht bringt, zeigen seine Geberden und kläglichen Laute, daß ihm dasselbe einen schmerzlichen Eindruck verursacht. Sobald aber der Abend anbricht, erwacht er; sein Augenstern dehnt sich mehr und mehr aus, je mehr das Tageslicht schwindet, und wird zuletzt so groß, daß man kaum noch die Regenbogenhaut bemerkt. Das Auge leuchtet wie das der Katzen und der Nachteulen, und er fängt nun mit eintretender Dämmerung an, in seinem Käfige umherzugehen und nach Nahrung zu spähen. Dabei erscheinen seine Bewegungen leicht, wenn auch auf ebenem Boden nicht besonders gewandt, weil seine hinteren Glieder länger als die vorderen sind. Im Klettern aber zeigt er große Fertigkeit, und im Springen von einem Baume zum anderen ist er Meister. Rengger ließ seinen gefangenen Mirikina zuweilen bei hellen Stern- und Mondnächten in einem mit Pomeranzenbäumen besetzten, aber ringsum eingeschlossenen Hofe frei. Da ging es dann lustig von Baum zu Baume, und es war keine Rede davon, das Thier bei Nacht wieder einzufangen. Erst am Morgen konnte man ihn ergreifen, wenn er vom Sonnenlichte geblendet ruhig zwischen den dichtesten Zweigen der Bäume saß. Bei seinen nächtlichen Wanderungen erhaschte er fast jedesmal einen auf den Bäumen schlafenden Vogel. Andere, welche Rengger beobachtete, zeigten sich außerordentlich geschickt im Fangen von Kerbthieren. Des Nachts hörte man oft einen starken dumpfen Laut vom Mirikina, und er wiederholte dann denselben immer mehrmals nach einander. Reisende haben diesen Laut mit dem fernen Brüllen eines Jaguars verglichen. Seinen Zorn drückt er durch ein wiederholtes „Grr, Grr" aus.

Unter den Sinnen dürfte das Gehör obenan stehen. Das geringste Geräusch erregt sogleich seine Aufmerksamkeit. Sein Gesicht ist bloß während der Nacht brauchbar, das Tageslicht blendet ihn so, daß er gar nicht sehen kann. In sternhellen Nächten sieht er am besten. Die geistigen Fähigkeiten scheinen gering zu sein. Er lernt niemals seinen Herrn kennen, folgt seinem Rufe nicht und ist gegen seine Liebkosungen gleichgültig. Selbst zur Befriedigung seiner Begierden und Leidenschaften sieht man ihn keine Handlung ausführen, welche auf einigen Verstand schließen ließe. Rengger hat bloß eine große Anhänglichkeit zwischen Männchen und Weibchen bemerkt. Ein eingefangenes Paar geht stets zu Grunde, wenn eines seiner Glieder stirbt, das andere grämt sich zu Tode. Die Freiheit lieben die Thiere über alles, und sie benutzen deshalb jede Gelegenheit, um zu entweichen, auch wenn man sie jung gefangen und schon jahrelang in der Gefangenschaft gehalten hat.

Renggers Beurtheilung der geistigen Fähigkeiten des Mirikina ist mindestens nicht in jeder Hinsicht gerecht. Es mag Regel sein, daß ein Nachtaffe seinen Herrn nicht kennen lernt und sich gegen dessen Liebkosungen gleichgültig benimmt: Ausnahmen aber gibt es auch hier, zumal es wesentlich darauf ankommt, zu welcher Zeit seines Lebens ein Thier in Gefangenschaft gerieth, und wie es behandelt wurde. „Ich mußte", erzählt Bates, „meinen Nachtaffen angekettet halten, und deswegen wurde er nicht vollkommen vertraut mit mir; aber ich habe einen gesehen, welcher ergötzlich zahm war. Ebenso lebhaft und gewandt wie ein Rollaffe, aber nicht so böswillig und tückisch in

seinem Wesen, freute er sich aufs äußerste, wenn er von den in das Haus kommenden Leuten geliebkost wurde. Sein eigener Herr hatte ihn mehrere Wochen lang mit der größten Zärtlichkeit behandelt, ihm erlaubt, nachts mit ihm in seiner Hängematte zu liegen und sich über Tages in seinem Busen zu verbergen. Er war ein Liebling von Jedermann wegen der Schmuckheit seiner Gestalt und Bewegungen, seiner Reinlichkeit und seines ansprechenden Wesens überhaupt."

Auch Schomburgks Schilderung ist meiner Ansicht nach mindestens theilweise übertrieben. „In Ascurda", so berichtet er, „lernte ich auch eines der merkwürdigsten Thiere Guiana's, den Nachtaffen oder Durukuli der Indianer, als zahmes Hausthier kennen. Es war der erste, den ich überhaupt während meines Aufenthaltes sah; einen zweiten fand ich später. Es ist ein niedliches, eigenthümliches und ebenso lichtscheues Thier wie die Eule und die Fledermaus. Sein kleiner runder Kopf, die gewaltig großen, gelben Augen, die kleinen, kurzen Ohren geben ihm ein äußerst merkwürdiges, possierliches Aeußere. Die ängstlichen hülflosen Bewegungen erregen förmliches Mitleid. Am Tage ist der Durukuli fast vollkommen blind, taumelt wie ein Blinder umher, klammert sich an den ersten besten dunklen Gegenstand an und drückt an denselben das Gesicht, um dem schmerzhaften Eindrucke des Lichtes zu entgehen. Der dunkelste Winkel der Hütte ist sein liebster Aufenthalt, und hier liegt er während des Tages in einem förmlichen Todtenschlafe, aus welchem ihn nur mehrere Schläge erwecken können. Kaum aber ist die Nacht hereingebrochen, so kommt der feste Schläfer aus seinem Schlupfwinkel hervor, und nun gibt es kein muntereres Thier. Von Hängematte gehts zu Hängematte, dabei werden dem darin liegenden Schlafenden Hände und Gesicht beleckt; vom Boden gehts bis zum äußersten Balken, und was nicht fest genug steht, liegt am Morgen gewöhnlich auf der Erde umher. Vermöge der Länge der Hinterfüße gegen die der Vorderfüße gehört der Durukuli zu den ausgezeichnetsten Springern. Merkwürdig ist es, wenn das Thier abends bei Tische seinen Tummelplatz unter diesem aufschlägt, dann an den Leuten emporkriecht und wie von einer Tarantel gestochen zurückprallt, sobald es von den Lichtstrahlen der auf dem Tische stehenden Kerzen getroffen wird. Im Dunkeln leuchten die Augen viel stärker als die des Katzengeschlechtes. Obschon der Durukuli wie die Affen mit allem vorlieb nimmt, so scheinen kleinere Vögel doch sein Lieblingsfraß zu sein. Das lichtscheue Wesen wie die tiefen Verstecke, in denen das Thier am Tage zubringt, scheinen mir die Hauptursache, daß es so selten gesehen wird."

Nach Europa kommt der lebende Nachtaffe selten und immer nur sehr einzeln. Man sieht ihn dann und wann in diesem oder jenem Thiergarten, in der Regel erst auf Befragen, weil er sich über Tag so gut als möglich zu verbergen und den Blicken der Besucher zu entziehen sucht. Selbst sehr thierfreundliche Menschen sind ihm nicht immer hold. Seine Schläfrigkeit bei Tage läßt das Anziehende seines Nachtlebens in der Regel vergessen. Erst vor kurzem erhielt ich einen Nachtaffen zum Geschenke und konnte ihn somit länger beobachten, auch einem unserer Künstler Gelegenheit zur Darstellung unserer größeren Tafel geben. Die Abbildung gibt die verschiedenen Stellungen des Thieres getreulich wieder.

Gedachter Nachtaffe war schon vollkommen gezähmt, als er in meinen Besitz gelangte, ließ sich, ohne zu beißen oder sonstwie abwehrend zu benehmen, anfassen, streicheln, aus dem Käftchen, welches ihm zum Lager diente, herausheben, umhertragen, wieder hinlegen, überhaupt leichter und gefahrloser als die meisten Affen behandeln, ohne jemals aus seinem Gleichmuthe zu kommen. Sein Wesen entsprach im allgemeinen dem von Rengger und Schomburgk gezeichneten Bilde. Ueber Tags war er so schlaftrunken, daß man ihn geradezu geistesabwesend nennen konnte, nachts überaus munter, gewandt und anmuthig in jeder seiner Bewegungen. Doch glaubte ich zu bemerken, daß er auch dann noch denjenigen meiner Wärter, welcher ihn zu pflegen hatte, nicht vor anderen Leuten bevorzugte, sich vielmehr gegen Jedermann gleich freundlich, richtiger vielleicht gleichgültig betrug. Von der Scheu gegen Kerzen- oder Lampenlicht, wie Schomburgk schildert, haben wir nichts bemerkt, im Gegentheile gefunden, daß ihm, wenn er einmal munter geworden,

auch grelles Gaslicht nicht im geringsten behelligte: war es ja doch überhaupt nur möglich, ihn bei Lampenlicht zu zeichnen, und mußte deshalb der Raum, in welchem er sich befand, so hell als thunlich erleuchtet werden. Nicht einmal ein Blinzeln des Auges verrieth, daß ihm die vielen Gasflammen, welche ihr Licht von allen Seiten auf ihn warfen, unangenehm wären, und es erscheint dies auch ganz begreiflich, wenn man bedenken will, daß Gaslicht bekanntermaßen noch immer viel schwächer als helles Mondlicht ist. Wenn er erst vollkommen munter geworden war, schien ihm lebhafte Bewegung besonderes Vergnügen zu gewähren; denn er sprang oft viertelstundenlang und in der ausgelassensten Weise, eher nach Art der Marder als nach Art anderer Affen, in seinem Käfige umher, nahm dazwischen dieses oder jenes Bröckchen von der ihm vorgesetzten Nahrung, verzehrte es, das gefaßte Stück nach Art eines Eichhörnchens haltend und dabei einen Augenblick ruhig auf einer und derselben Stelle verweilend, und begann dann seine Springübungen aufs neue. Ein ihm gereichter lebendiger Vogel war im Nu ergriffen und ebenso schnell durch einen knirschenden Biß in den Kopf getödtet. Dann wurde ein Theil des Gefieders abgerupft, ganz mit der Hastigkeit, mit welcher Tagaffen zu verfahren pflegen, und hierauf zunächst das Hirn verzehrt. Nächst diesem schien er die Eingeweide zu bevorzugen. Von dem übrigen Leibe des Vogels ließ er größere oder kleinere Stücke, namentlich die Gliedmaßen regelmäßig liegen. Etwas Fleisch nahm er gern zu sich, begnügte sich aber auch tagelang mit dem ihm gewöhnlich vorgesetzten Futter, Milchreis, in Milch gequelltem Weißbrode und Früchten. Eier kugelte er manchmal längere Zeit spielend auf dem Boden hin und her, ließ sie gelegentlich wohl auch fallen, erschrak förmlich darüber, nahte sich langsam, als wolle er den Schaden besehen, und leckte dann den Inhalt auf.

Ein eigenthümliches Geschick machte seinem Leben ein Ende. Nachdem ich ihn wochenlang beobachtet hatte, beschloß ich, ihn in einen größeren Käfig einzustellen, um so mehr, als ich ihm durch die hier unterhaltene Wärme eine Wohlthat zu erzeigen hoffte. Schon in der zweiten Nacht nach seiner Umsetzung hatte er die Thüre des Käfigs zu öffnen gewußt und war verschwunden, blieb es auch, des allersorgfältigsten Suchens ungeachtet. Erst vier Wochen später fanden wir seinen Leichnam in einer engen Mauerlücke auf. Er hatte sich durch diese einen Ausweg zu bahnen gesucht, dabei aber so fest geklemmt, daß er nicht im Stande war, vor- oder rückwärts sich zu bewegen, und so seinen Untergang gefunden.

Einzelne Naturforscher sehen in den Thieren, welche wir hier zu einer besonderen Familie vereinigen, nur Sippen der vorhergehenden Abtheilung und stellen sie deshalb mit dieser zusammen; die unterscheidenden Merkmale zwischen ihnen und den vorhergehenden Affen sind aber immerhin beträchtlich genug, um eine derartige Trennung, wie wir sie anwenden, zu rechtfertigen.

Die Krallen- oder Eichhornaffen (Arctopitheci) unterscheiden sich von allen bisher genannten Mitgliedern ihrer Ordnung hauptsächlich dadurch, daß sie mit Ausnahme der Daumenzehen des Fußes an allen Fingern und Zehen schmale Krallennägel, an der Daumenzehe aber einen hohlziegelförmigen breiten Nagel tragen. Außerdem kennzeichnen sie: der rundliche Kopf mit kurzem, plattem Gesicht, kleinen Augen und großen, oft durch Haarbüschel gezierten Ohren, der schlanke Leib, die kurzen Gliedmaßen, die krallenartigen Hände, deren Daumen den übrigen Fingern nicht entgegengesetzt werden kann, während dies bei der Daumenzehe der Fall ist, der lange und buschige Schwanz und der seidenweiche Pelz. Es sind also bei ihnen die Hände zu eigentlichen Pfoten geworden, und nur die Füße zeigen noch ähnliche Bildung wie bei anderen Affen. Ihr Gebiß besteht, wie bei den Altweltsaffen, aus 32 Zähnen. Unter den oberen Schneidezähnen ist der erste größer als der zweite und trägt wie dieser gewöhnlich Zacken an der Wurzel, während die unteren Schneidezähne eine breitmeißelförmige oder cylindrische Gestalt haben und sich verlängern. Die Eckzähne zeichnen sich durch ihre Größe und Stärke, die oberen außerdem durch ihre dreikantige Gestalt und eine vorn und innen verlaufende Rinne aus. Außerdem finden sich drei

Lück- und zwei Mahlzähne in jedem Kiefer. Erstere sind kegelförmig, von außen und innen zusammengedrückt, die des Unterkiefers jederseits auch mit einem schwachen Höcker besetzt, die Mahlzähne zweihöckerig. Der Schädel ist fast kugelig, das Gesicht ziemlich flach, die Stirn flach und breit. Im Gerippe zählt man 9 Rippen-, 10 Lenden-, 3 Kreuz- und 21 bis 31 Schwanzwirbel; sieben von den ersteren tragen wahre, fünf falsche Rippen.

Das Verbreitungsgebiet der Krallenaffen umfaßt alle nördlichen Länder der Südhälfte Amerika's und dehnt sich nördlich bis Mexiko aus, während es nach Süden hin kaum über Brasilien hinausreicht. Letztgenanntes Kaiserreich, Guiana und Peru beherbergen die meisten Arten; in Mexiko kommen, so viel bis jetzt bekannt, nur zwei von ihnen vor. So sehr diese Arten in Gestalt und Färbung sich ähneln, so bestimmt scheinen sie wirklich verschieden zu sein. Frühere Naturforscher hielten viele von ihnen nur für Spielarten, und auch der Prinz von Wied war anfangs derselben Meinung, hat sich aber durch den Augenschein überzeugt, daß die unter sich so übereinstimmenden Thiere verschiedener Art sind, und daß man innerhalb einer und derselben Art nur außerordentlich selten und höchst geringe Abweichungen findet. Eine und dieselbe Gestalt, die gleiche Art der Behaarung, ja sogar die Vertheilung und Hauptmischung ihrer Farben wiederholt sich bei mehreren Arten in merkwürdiger Weise, so daß sehr oft nur geringfügige Unterscheidungsmerkmale angegeben werden können. Ebenso grenzen auch die Verbreitungsgebiete verschiedener Krallenaffen dicht aneinander, da der Wohnort einer jeden Art meist sehr beschränkt zu sein scheint und nur ausnahmsweise eine von ihnen über größere Landesstrecken sich verbreitet. „Breitere Flüsse", sagt Wied, „bilden oft die Grenzen, und der reisende Beobachter findet plötzlich eine Art durch eine andere ersetzt, welche nur durch geringe Unterschiede von ihr getrennt und dennoch bestimmt artlich verschieden ist." Wie hoch sie im Gebirge emporsteigen, ist zur Zeit mit Sicherheit noch nicht festgestellt; Schomburgk begegnete ihnen bis zu 500 Meter über dem Meere; in den Andes kommen sie jedoch unzweifelhaft in noch höherem Gürtel vor.

Alle Krallenaffen sind Baumthiere im eigentlichen Sinne des Wortes. Sie bewohnen in größter Mannigfaltigkeit die weiten Waldungen ihrer heimatlichen Länder, und zwar keineswegs die hochstämmigen, feuchten Urwaldungen der Küste oder der Niederungen allein, sondern auch die dürftiger bestandenen, buschartigen Wälder des Innern. In der Regel halten sie sich in unbewohnten oder menschenleeren Gegenden auf; ausnahmsweise aber kommen sie doch bis in die Pflanzungen, ja selbst bis in die Dörfer und Städte herein, wie dies beispielsweise in Para der Fall zu sein pflegt. In ihrem Auftreten und Wesen erinnern sie mindestens ebenso sehr an die Eichhörnchen wie an die Affen. Sie scheinen erstere, welche in Brasilien nur selten vorkommen, gewissermaßen zu ersetzen, da sie in annähernd derselben Arten- und Stückzahl auftreten, wie gedachte Nager beispielsweise in Indien oder auf den Sundainseln. Ihre Haltung ist nicht die aufgerichtete der Affen: sie sitzen im Gegentheile gewöhnlich mit Händen und Füßen auf oder liegen selbst platt auf dem Bauche, wobei der lange, dick behaarte Schweif gerade herabhängt; sie lieben es auch nicht, wie ihre Verwandten, die ausgezeichnetsten Kletterer, welche wir überhaupt kennen, im dünnen Gezweige sich zu bewegen, sondern halten sich mehr auf den dicken Aesten auf und treiben sich hier ganz nach Art der Eichhörnchen umher, ihre langen Krallen genau in derselben Weise verwendend, wie jene Nager dies zu thun pflegen. Auf große Sprünge von einem Baume zum anderen lassen sie sich nicht ein, weil sie nicht im Stande sind, beim Aufspringen sofort mit Sicherheit sich festzuhalten, verfolgt, in der That auch manchmal aus großen Höhen auf den Boden herabstürzen, wie dies unter anderem Bates einmal beobachtete. Dagegen klettern sie mit außerordentlicher Gewandtheit und Sicherheit senkrecht in die Höhe und ebenso schnell rund um den Stamm herum, ganz wie wir dies bei den Eichhörnchen ebenfalls beobachten. Auf zwei Füßen sieht man sie niemals gehen, und immer treten sie mit der ganzen Sohle auf; doch erheben sie sich, wenn sie etwas zum Munde führen, ausnahmsweise mit dem Vordertheile ihres Leibes, indem sie sich wie Eichhörnchen halten.

Kein einziger von allen Reisenden, deren Werke ich kenne, beschreibt, wie und wo die Eichhornaffen nächtigen. Nester nach Art der Eichhornhorste bauen sie nicht; wahrscheinlich aber dienen ihnen Höhlungen der Bäume während der Nacht zum Aufenthalte. So schließe ich aus dem Betragen der Gefangenen, welche ihnen gebotene Schlafkästchen sofort zu benutzen und auch bei Tage oft nach ihnen sich zurückzuziehen pflegen, jedenfalls aber in ihnen Zuflucht suchen, sobald ihnen irgend etwas Unangenehmes begegnet. Wahrscheinlich bilden sie auch in der Freiheit wie in der Gefangenschaft förmliche Klumpen in gedachten Höhlen, indem die ganze Gesellschaft sich dicht aneinander schmiegt und gegenseitig mit dem Schwanze zudeckt. Einige Zeit nach Sonnenaufgang beginnen sie ihre Streifzüge und durchwandern bei dieser Gelegenheit einen mehr oder minder großen Theil des Waldes, sind, wie der Prinz von Wied sagt, bald hier, bald dort, und kündigen in gewisser Entfernung durch ihre Stimme, kurze, ein- oder zweisilbige pfeifende Laute, dem Jäger oder Forscher sich an. Hat eine Bande bei der Annäherung eines Feindes nicht Zeit, zu entfliehen, so verbirgt sie sich hinter die dicken Baumzweige, blickt dann aber von Zeit zu Zeit ängstlich hervor und verfolgt alle Bewegungen des ersteren. Bates schreibt ihnen einen hohen Grad von Neugier zu, da sie auch in Gegenden, wo sie allseitig Schutz genießen und deshalb viel von ihrer Scheu verloren haben, wie bei Para z. B., jeden in Sicht kommenden Menschen eine Zeitlang mit größter Aufmerksamkeit beobachten, bevor sie ihr gewöhnliches Treiben wieder beginnen. Auch hierin ähneln sie den Eichhörnchen sehr: sie bekunden dieselbe Unruhe und Rastlosigkeit und ebenso dieselbe Scheu und Aengstlichkeit wie diese. Ihr Köpfchen ist keinen Augenblick lang ruhig, und die dunkeln Augen richten sich bald auf diesen, bald auf jenen Gegenstand, immer aber mit einer gewissen Hast und, wie es scheinen will, mit wenig Verständnis von einem Dinge zum anderen irrend und dabei bald an dieses, bald an jenes denkend. Hiermit will ich freilich nicht gesagt haben, daß ich den Krallenaffen überhaupt tiefe Gedanken zuschreiben möchte; ich halte sie im Gegentheile für die geistlosesten aller Affen, für in hohem Grade beschränkte Geschöpfe, deren geistige Fähigkeiten schwerlich über die gleich großer Nager sich erheben dürften. Wie letztere sehen sie klüger aus, als sie sind. Ihre Handlungen zeugen von wenig Ueberlegung: sie folgen ganz den Eingebungen des Augenblicks und vergessen das, was sie eben beschäftigte, sofort, wenn ein neuer Gegenstand sie irgendwie anregt. Diese Unstätigkeit ihres Wesens bekundet sich auch durch Aeußerungen ihres Wohlbehagens oder Misfallens, mit denen sie nicht kargen. Eben höchst zufrieden mit ihrem Schicksale, anscheinend glücklich über die Liebkosungen, welche ihnen von Freundeshand werden, grinsen sie im nächsten Augenblicke selbst ihren Gebieter an, thun ängstlich, als ob es ihnen an Hals und Kragen ginge, oder fletschen die Zähne und versuchen zu beißen. Sie sind geistig ebenso viel Nager wie Affe, haben mit beiden Reiz- und Erregbarkeit gemein, ermangeln jedoch der Eigenartigkeit, welche jeder höher stehende Affe bekundet, ähneln sich vielmehr geistig ebenso wie leiblich. Der eine handelt genau wie der andere: nicht einmal Verschiedenheit der Art bedingt einen merklichen Unterschied des Wesens und Gebarens. Aengstlich, mistrauisch, verschlossen, kleinlich und vergeßlich, handelt der Krallenaffe gleichsam ohne Selbstbewußtsein, den Eingebungen des Augenblicks willenlos sich hingebend, das eben Erstrebte nicht mehr beachtend, falls irgend ein anderes Bild dem Auge sich bietet. Er besitzt alle Eigenschaften eines Feiglings: die klägliche Stimme, die ersichtliche Unfähigkeit oder Unwilligkeit, in Unvermeidliches sich zu fügen, die jammerhafte Hinnahme aller Ereignisse, die krankhafte Sucht, jede Handlung eines anderen Geschöpfes auf sich zu beziehen, das eifrige Bestreben, bald zu prahlen, bald sich zurückzuziehen, die Unstätigkeit im Ausdrucke wie in der Stellung, im Wollen wie im Vollbringen. Dieser ewige Wechsel von einem zum anderen, welcher sich in jeder Bewegung wie in dem Gebaren ausspricht, hat etwas höchst Unbehagliches und Unangenehmes und verringert die Zahl ihrer Freunde wesentlich.

Verschiedene Früchte, Samen, Pflanzenblättchen und Blüten bilden einen Hauptheil der Nahrung unserer Aeffchen; nebenbei aber stellen sie mit dem größten Eifer allerlei Kleingethier

nach, Kerbthiere, Spinnen und dergleichen kleinen Wirbelthieren unzweifelhaft bevorzugend, diese aber ebenfalls nicht verschmähend. Jedenfalls sind sie mehr als alle übrigen Affen Raubthiere, d. h. fressen mehr als letztere thierische Stoffe neben den pflanzlichen.

In ihrer Heimat scheint die Fortpflanzung der Krallenaffen nicht an eine bestimmte Zeit sich zu binden, denn man sieht jahraus jahrein Alte mit ihren Jungen. Das Weibchen bringt in der Regel ebenfalls nur ein einziges Kind zur Welt, zuweilen aber deren zwei und selbst drei. Dann befestigt sich das eine von diesen auf dem Rücken, das andere an der Brust, und eins um das andere saugt abwechselnd. Auch unterstützen sich, wie wir von Gefangenen wissen, beide Geschlechter gegenseitig in der Last der Erziehung ihrer Jungen. Das Männchen wird von dem Weibchen aufgefordert, zeitweilig eines von den Kindern zu schleppen und scheint dies auch ohne Anstand zu thun. Die Jungen sind bei ihrer Geburt nicht größer als Hausmäuse, jedoch bereits ganz behaart und wie alle jungen Affen geistig verhältnismäßig ziemlich entwickelt.

Als die schlimmsten Feinde der schmucken Geschöpfe werden die Raubvögel genannt. Den Baumkatzen entgehen sie oft, Dank ihrer Schnelligkeit und Behendigkeit und ihrer vorsichtigen Auswahl der Schlafstellen; vor den Adlern und Falken dagegen gibt es keine Flucht. Unzählige fallen diesen gefährlichen Räubern zur Beute: ihr Tagleben ist eigentlich nur ein Kampf um Sein oder Nichtsein. Der Mensch stellt ihnen weniger ihres Nutzens als ihrer leichten Zähmbarkeit halber nach. Ihr Fleisch wird zwar von den Eingeborenen gegessen, aber dem anderer Affen nachgestellt; das Fell findet nur ausnahmsweise Verwerthung, indem man es zu Mützen verarbeitet, oder sonstwie zu Verbrämungen benutzt. Um so häufiger sieht man Krallenaffen als Gefangene in den Hütten der Indianer und den Wohnungen der Südamerikaner europäischer Abkunft. Man bemächtigt sich der Jungen wie der Alten, ersterer, indem man sie den getödteten Müttern abnimmt, letzterer, indem man sie mit schwach vergifteten Pfeilen schießt und dann in der bereits angegebenen Weise wieder zu heilen sucht, oder aber, indem man eine Fischreuse mit Bananen oder anderen ihrer Lieblingsfrüchte ködert und auf den Bäumen anbringt, welche regelmäßig von ihnen besucht werden. Sie kriechen durch die enge Oeffnung in das Innere und fallen rettungslos in die Gewalt des Fängers, da sie wegen der nach einwärts gerichteten, trichterförmig angeordneten, spitzigen Stöcke einen Ausweg sich nicht zu bahnen wissen. Nach der Versicherung des Prinzen von Wied fängt man in dieser Weise oft mehrere in einer und derselben Reuse. Es spricht gegen den Verstand der Krallenaffen, daß sie in einer so plumpen Falle sich fangen lassen.

Im Anfange ihrer Gefangenschaft sind alle Krallenaffen geradezu unleidliche Geschöpfe. Ihr grenzenloses Mistrauen bekundet sich gegen Jedermann, und es währt sehr lange, bevor sie sich daran gewöhnen können, den sie pflegenden Menschen anders als ihren Feinden gegenüber sich zu betragen. Als hervorragende Züge des Wesens treten zunächst nur überaus große Aengstlichkeit und machtloser Jähzorn hervor, beide fast in ununterbrochenem Wechsel. Später mildert sich der letztere einigermaßen, und stille Traurigkeit tritt an seine Stelle. Der Eingeborene läßt sich hierdurch nicht im geringsten beirren; er behandelt auch dieses wenig versprechende Geschöpf von Anfang an mit der ihm eigenen Geschicklichkeit und beharrlichen Freundlichkeit und gewinnt ihm nach und nach wirklich Vertrauen ab. Junge Krallenaffen werden von den Indianerinnen gewöhnlich im Haare getragen, wahrscheinlich in der Absicht, ihnen die fehlende Mutter zu ersetzen; ältere erhalten ihre Stätte im Busen der sorgsamen Frauen. Auch gibt man sie größeren Affen, Klammer=, Woll= und Rollschwanzaffen in die Pflege. Wie diese in den Affenhäusern unserer Thiergärten ohne Widerstreben der Bemutterungssucht eines liebebedürftigen Pavianweibchens sich fügen, lassen sich Krallenaffen gern von größeren Verwandten tragen, überwachen und beherrschen. Auch unaufgefordert klammern sie sich an dem Rücken der stärkeren Familiengenossen fest, deren Gutmüthigkeit solcher Hingebung nicht zu widerstehen vermag, und nach geraumer Zeit sind beide ein Herz und eine Seele. Der mistrauische Krallenaffe erkennt in dem größeren seinen Pfleger und Beschützer, dieser in jenem einen Schützling, welcher der Leitung durch einen erhabenen Geist

dringend bedarf. Anfänglich versucht er vielleicht die ungewohnte Last von sich abzuschütteln, später ruft er den Pflegling sehnsüchtig herbei, wenn dieser zeitweilig sich entfernte. Daß ein Krallenaffe unter solcher Leitung sehr bald einen guten Theil seines Mistrauens verliert, läßt sich begreifen: so viel Verstand besitzt er doch, um einen Wohlthäter von anderen Wesen zu unterscheiden. Dies macht schließlich auch dann sich bemerklich, wenn ein Krallenaffe ausschließlich in menschlicher Gesellschaft lebt und von bestimmten Leuten gut, noch besser, wenn er zärtlich behandelt wird. Bates versichert, eines unserer Aeffchen gesehen zu haben, welches ebenso spiellustig wie ein Kätzchen war, mit den Kindern im Hause und außerhalb desselben umherlief und sehr wohl wußte, daß es in ihnen seine besten Freunde hatte, da es sich gegen Fremde anders benahm, beispielsweise es nicht leiden wollte, wenn sich Jemand in die Hängematte setzte. Aehnliche Beobachtungen werden von Allen gemacht, welche Krallenaffen mild und zärtlich behandeln.

Das gewöhnliche Futter, welches man den frisch Gefangenen reicht, sind süße Früchte, namentlich Bananen. Daran, daß alle Krallenaffen mindestens ebenso viele thierische als Pflanzenstoffe fressen, denken weder die Europäer noch die Indianer; letztere aber gestatten, wie bemerkt, ihren Gefangenen eine größere Freiheit und ermöglichen es ihnen daher, mit den ihnen fehlenden Stoffen sich zu versorgen, während erstere sie in engem Gewahrsam zu halten pflegen. Hierin sehe ich den hauptsächlichsten Grund der sonst unbegreiflichen Hinfälligkeit und Sterblichkeit dieser Thiere auch in ihrer Heimat und noch mehr während der Seereise. Von den zahllosen Krallenaffen, welche man längs der ganzen Ostküste Brasiliens den Fremden anbietet, gelangt nur ein sehr geringer Bruchtheil lebend nach Europa. Die meisten der hierher zurückreisenden Europäer kaufen sich solche Aeffchen, füttern sie unterwegs aber, laut Hensel, nur mit süßem Gebäck und Zucker oder sperren sie haufenweise in so kleine Käfige, daß sie sich kaum rühren können. „Berücksichtigt man“, sagt dieser Forscher, „nun noch die wahrhaft nervöse Aengstlichkeit der dummen Thierchen, welche deswegen unter allen Affen die langweiligsten sind und außer ihrer Niedlichkeit nichts Empfehlends besitzen, so wird man sich wohl nicht wundern dürfen, daß sie die Gefangenschaft so schlecht ertragen.“ In Brasilien und auch bei uns zu Lande hält man alle Krallenaffen für besonders hinfällig, namentlich in hohem Grade empfindlich gegen die Kälte. Weder das eine noch das andere aber ist thatsächlich begründet. Bei geeigneter Pflege, also wenn man ihnen Kerbthiere nicht vorenthält, ihnen wenigstens Fleisch oder Eier zum Ersatze derselben reicht, halten sie sich sehr gut, wie ja schon daraus hervorgeht, daß sie bei uns durchaus nicht selten sechs bis acht Jahre ausdauern und sich fortpflanzen. Auffallenderweise versichern alle Reisenden, daß letzteres in Brasilien selbst nicht geschehe, und bestätigen damit nur, daß man die Aeffchen drüben nicht gebührend zu pflegen weiß. Wäre mangelnde Wärme ihnen wirklich in so hohem Grade verderblich, als man anzunehmen pflegt, so würde hier zu Lande kein einziger Krallenaffe längere Zeit ausdauern, und müßte er sich im Gegentheile in Brasilien vortrefflich halten: sie sterben aber unter der Pflege von Europäern in ihren Heimatsländern verhältnismäßig in viel größerer Anzahl als in Europa, selbst in den kälteren Theilen unseres heimatlichen Erdtheiles, können auch, wie wir durch bestimmte Thatsachen nachzuweisen vermögen, ohne allen Schaden sogar empfindliche Kälte ertragen. Im Frankfurter Thiergarten hält man sie während des Sommers ohne Bedenken im Freien und bringt sie nur in den Wintermonaten in erwärmte Räume; in den Thierschaubuden müssen sie oft noch weit mehr aushalten. Reichenbach erzählt, daß ihm während eines sehr kalten Winters aus einer Thierschaubude ein Saguin zum Ausstopfen zugesendet wurde. „Derselbe war steif gefroren, lebte aber alsbald in der warmen Stube wieder auf, indem er zuerst mit den Füßen zuckte, dann leicht zu athmen begann und nach und nach wieder alle Bewegungen übte, so daß er nach zwei Stunden der Besitzerin als ihr wiedererwachter Liebling zurückgegeben werden konnte. Mehrere Personen sind bei diesem Vorfalle Zeugen gewesen.“ Diese Erfahrung beweist, daß die Krallenaffen auch in dieser Hinsicht an die Nager erinnern, und ebenso, mehr als jede längere Auseinandersetzung, daß die Hinfälligkeit, über welche allseitig geklagt wird, nicht in der

geringen Wärme zu suchen ist. Mit welcher Leidenschaft alle in der gewöhnlichen Weise gepflegten, d. h. nur mit Früchten und Süßigkeiten, bestenfalls mit Milchbrod ernährten Krallenaffen über das zu ihrer Erhaltung Fehlende herfallen, erfährt man, wenn man ihnen Kerbthiere, namentlich Maikäfer reicht. Sie lassen dann augenblicklich alles Uebrige, auch die nach Ansicht ihrer Pfleger leckerste Speise stehen, stürzen sich mit Hast auf die ersehnte Nahrung und fressen davon, so viel sie können. Ich rathe deshalb jedem Thierfreunde, welcher an diesen, für mich wenig anziehenden Geschöpfen Vergnügen findet und sie längere Zeit am Leben erhalten, wo möglich zur Fortpflanzung schreiten sehen will, aus Vorstehendem sich die Nutzanwendung zu ziehen.

*

Neuerdings hat man auch die Familie der Krallenaffen in verschiedene Sippen zerfällt; die Merkmale derselben beschränken sich jedoch auf Aeußerlichkeiten, da Zahnbau, Geripp und die sonstige Anordnung innerer Theile im großen und ganzen wesentlich dieselben sind. Unserem Zwecke dürfte es vollständig genügen, wenn wir drei Gruppen, denen ich den Rang von Sippen nicht zusprechen will, in Betracht ziehen.

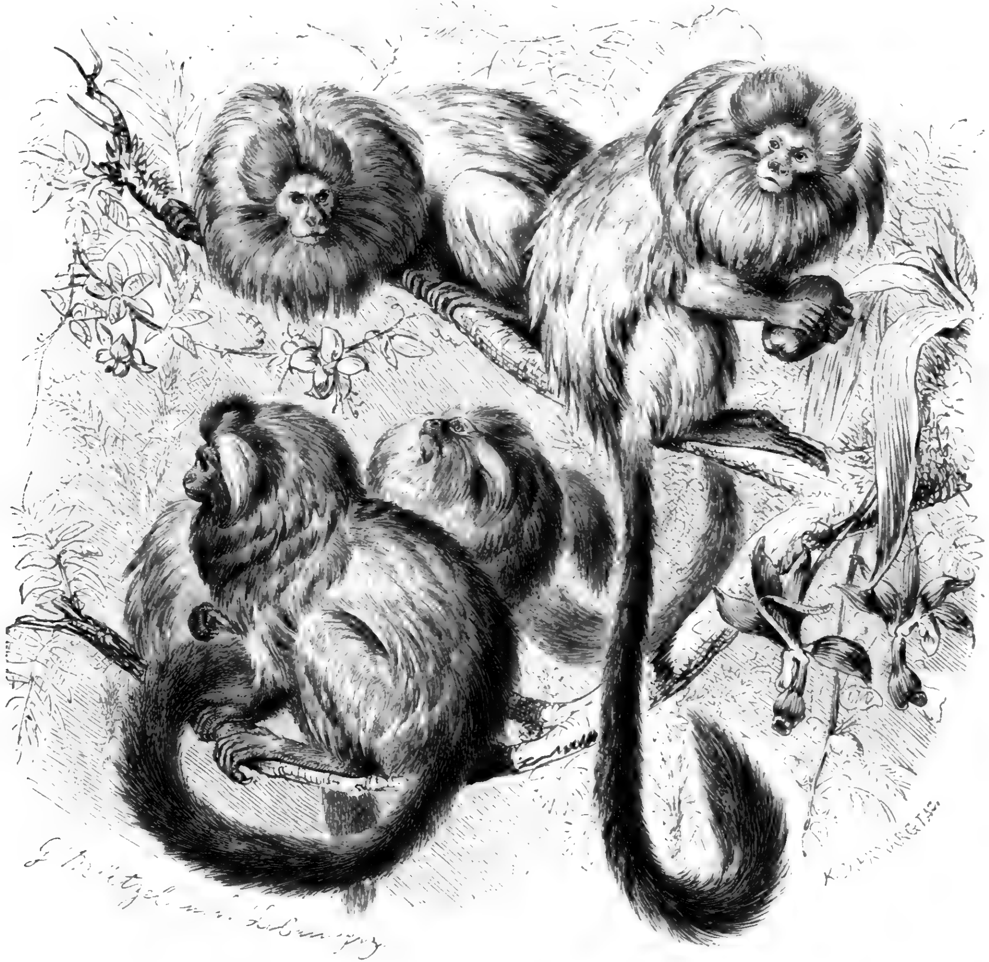
Löwenäffchen (Leontopithecus) nennt man diejenigen Arten, welche nacktes Gesicht und nackte Ohren, einen körperlangen, dünnen, am Ende oft gequasteten Schwanz haben und am Kopfe allein oder am Kopfe, Halse und den Schultern nebst den Vordergliedern eine mehr oder weniger lange Mähne tragen.

Als Urbild dieser Gruppe gilt das Löwenäffchen (Hapale leonina, Simia leonina, Midas, Leontopithecus leoninus, Leontopithecus fuscus), welches Alexander von Humboldt entdeckte. Die Leibeslänge des Thierchens beträgt 20 bis 22 Centim., die Schwanzlänge ebenso viel. Ein schwer zu beschreibendes Olivenbräunlich ist die vorherrschende Färbung des Pelzes, welcher auf dem Rücken weißlichgelb gefleckt und gestrichelt erscheint. Die lange Mähne ist ockergelb, der Schwanz oberseits schwarz, unterseits leberbraun. Alle nackten Theile, also das Gesicht mit Ausnahme der weißlichen Mundränder und Hände und Füße, sehen ebenfalls schwarz aus.

Humboldt erhielt das Löwenäffchen in den Waldungen von Mocoa und erfuhr von den kupferfarbigen Einwohnern, daß es die milderen, kühleren Berggegenden meide und nur die heiße aber fruchtbare Ebene bewohne, welche den östlichen Abfall der Cordilleren begrenzt und von den Flüssen Putumayo und Caqueta durchströmt wird. „Es ist“, sagt Humboldt, „eines der schönsten, feingebildetsten Thiere, welche ich je gesehen habe, lebhaft, fröhlich, spiellustig, aber wie fast alles Kleine in der Thierschöpfung, hämisch und jähzornig. Reizt man es, so schwillt ihm der Hals ersichtlich, die lockeren Haare desselben sträuben sich, und die Aehnlichkeit zwischen ihm und einem afrikanischen Löwen wird dann auffallend. Leider habe ich nur zwei Stück dieser Art selbst beobachten können, die ersten, welche man lebendig über den Rücken der Andeskette in die westlichen Länder gebracht hatte. Man bewahrte sie ihrer Wildheit wegen in einem großen Käfige, und hier waren sie in so ununterbrochener Bewegung, daß ich lange Zeit brauchte, bevor ich ihre bezeichnenden Merkmale auffassen konnte. Ihre bald zwitschernde bald pfeifende Stimme gleicht der anderer Affen dieser Gruppe. Man hat mir versichert, daß in den Hütten der Indianer von Mocoa der zahme Löwenaffe sich fortpflanzt, während dies andere Affenarten in den Tropenländern ebenso selten wie in Europa thun.“

„Am oberen Amazonenstrome“, schildert Bates, Vorstehendes vervollständigend, „sah ich einst ein zahmes Löwenäffchen, welches Jedermann zugethan zu sein schien und sein größtes Vergnügen darin fand, eintretenden Leuten auf den Leib zu springen und an ihnen emporzuklettern. Als ich seine Bekanntschaft machte, rannte es durch den ganzen Raum gerade auf den Stuhl zu,

auf welchem ich saß, kletterte zu meiner Schulter empor, drehte sich, hier angekommen, rund herum, sah mir in das Gesicht, dabei die kleinen Zähne zeigend und zwitschernd, als wollte es mich nach meinem Befinden fragen. Gegen seinen Gebieter bekundete es größere Anhänglichkeit als gegen Fremde; wenigstens kletterte es im Laufe einer Stunde wohl ein Dutzend Mal an ihm auf und ab, auf dem Kopfe meist noch eine sorgfältige Umschau nach gewissen Thierchen haltend." Geoffroy bemerkt, daß auch dieses Aeffchen gemalte Gegenstände zu unterscheiden wisse, vor dem Bilde einer Katze



Röthelässchen (Hapale Rosalia). 1/4 natürl. Größe.

sich fürchte, nach der Abbildung eines Käfers oder einer Heuschrecke aber greife, in der Absicht, sie wegzunehmen. In Europa gehört ein lebendes Löwenäffchen übrigens zu den allergrößten Seltenheiten.

Unter der Bezeichnung „Löwenäffchen" verstehen unsere Händler eine verwandte Art, das **Röthelässchen** (Hapale Rosalia, Simia, Callithrix, Midas, Jacchus, Marikina Rosalia), welches dem vorher beschriebenen allerdings in mancher Hinsicht ähnelt, sich jedoch sehr wohl von ihm unterscheidet. Es gehört zu den größeren Arten der Gruppe, da seine Gesammtlänge 65 bis 75 Centim. beträgt, wovon 25 bis 30 auf den Leib zu rechnen sind und das Uebrige auf den Schwanz kommt. Das Gesicht ist nackt und bräunlichfleischfarben, das große Ohr längs des

Randes mit schwarzbraunen Haaren besetzt, während auf den Backenseiten und der sich in einem spitzen Winkel gegen die Kopfmitte ziehenden Stirne feine, kurze, gelbbräunliche Härchen stehen; Hände und Füße sind außen und innen gelblichbraun, die Haare der letzteren stark mit Gelb gemischt. Das lange Scheitelhaar, welches durch einen längs der Kopfmitte verlaufenden, aus kürzeren, schwarzbraunen Haaren gebildeten Streifen getrennt wird, fällt zu beiden Seiten mähnenartig herab und hat dunkelbraune Färbung, während die Bekleidung des übrigen Kopfes, der Kehle, der Brust und der Arme dunkelorangebraun, der übrige Pelz röthlichgelb aussieht und in lebhaftem Goldglanze schimmert. Der Schwanz ist bei einzelnen Stücken an der Wurzel gefärbt wie der Leib, hierauf schwarz gefleckt, gegen die Spitze hin dunkler werdend und an ihr selbst gelb. Doch kann diese Fleckenzeichnung auch vollständig fehlen. Das Weibchen unterscheidet sich nicht von dem Männchen.

„Dieses niedliche Thier", sagt der Prinz von Wied, „findet sich in den großen Waldungen der Gegend von Rio-de-Janeiro, Cabo Frio, San Joao ꝛc., geht aber nicht weit nördlich; wenigstens habe ich es am Parahyba schon nicht mehr beobachtet. Dem Gesagten zufolge beschränkt sich sein Verbreitungsgebiet auf die Waldungen der Ostküste zwischen dem 22. und 23. Grade südlicher Breite. Der rothe Sahui, wie er von den Brasilianern genannt wird, ist nirgends zahlreich; wir haben ihn auch nur einzeln oder familienweise angetroffen, besonders in der Sierra de Inua, im Walde von San Joao und in den gebirgigen Waldungen, welche die Gegend von Ponta Negra und Gurapina umgeben. Er scheint ebenso wohl die Büsche der sandigen Ebenen wie die hohen gebirgigen Wälder zu bewohnen und gern in belaubten Baumkronen sich zu verbergen, sobald er einen fremdartigen Gegenstand bemerkt. Seine Nahrung besteht in Früchten und Kerbthieren. Er wirft wahrscheinlich ein oder ein paar Junge, welche das Weibchen auf dem Rücken oder an der Brust umherträgt, bis sie stark genug sind, denselben zu folgen. Im gezähmten Zustande sollen diese Thierchen nicht so zärtlich für den Versand auf dem Meere sein wie die anderen Krallenaffen, mit denen ihre Lebensart übrigens vollständig übereinstimmt. Man liebt sie sehr wegen ihrer Schönheit, da sie einem kleinen Löwen gleichen. Bei jeder Erregung richten sie den das Gesicht umgebenden Haarkreis auf und nehmen sich alsdann höchst niedlich aus."

Auf unseren Thiermarkt gelangen alljährlich einige Paare dieser ungemein zierlichen Aeffchen und finden stets willige Käufer, obgleich ihr Preis ein verhältnismäßig sehr hoher ist. Unter hundert Thalern unseres Geldes kauft man wohl nur ausnahmsweise ein Pärchen: in der Regel verlangt und bezahlt man noch erheblich mehr. Aber freilich sind die schmucken Geschöpfe in den Augen des wahren Liebhabers solchen Preis auch werth. Unter Ihresgleichen, mindestens denjenigen Arten, welche man lebend nach Europa bringt, darf man sie wohl als die anmuthigsten bezeichnen; auch halten sie in der That besser in der Gefangenschaft aus als andere Krallenaffen, möglicherweise nur deshalb, weil man ihnen eben des Preises halber eine sorgfältige Pflege zu Theil werden läßt. Schon Buffon, welcher die Rötheläffchen „Marikina" nennt, gedenkt eines von ihnen, welches in Paris fünf bis sechs Jahre lebte, ohne daß man besondere Umstände mit ihm gemacht hätte. Gegen Kälte zeigen sich unsere Aeffchen überhaupt viel weniger empfindlich als gegen schnellen Witterungswechsel und unmittelbar einwirkende Sonnenhitze. Dies wird man ganz erklärlich finden, wenn man bedenken will, daß alle Krallenaffen während der Hitze des Mittags in ihrer Heimat keineswegs den Strahlen der Sonne sich auszusetzen, im Gegentheile ängstlich vor diesen in dem dichtesten und schattigsten Gelaube zu verbergen pflegen, und daß sie an verhältnismäßig, nämlich im Vergleiche zur Tageswärme höchst empfindlich kalte Nächte von ihrem Freileben her gewöhnt sind. Reichenbach beobachtete, daß ein unmittelbar der Sonne ausgesetztes Löwenäffchen plötzlich erkrankte und unter allen Anzeichen des Sonnenstiches starb, und ich finde nach meinen Erfahrungen solches Vorkommnis durchaus begreiflich.

In seinem Wesen und Betragen unterscheidet sich das Rötheläffchen wenig oder nicht von seinen Verwandten, deren Neigungen, Arten und Unarten es theilt. Wie diese ist es ängstlich und

mistrauisch, leicht erregt und jähzornig; wie diese lernt es zwar seinen Gebieter kennen, zieht ihn auch wohl anderen Personen vor und zeigt ihm ein gewisses Vertrauen, bekundet aber doch niemals dieselbe Anhänglichkeit und Hingebung wie andere, höher entwickelte Affen, vermag überhaupt die ihm eigene Furcht und Mistrauen nicht gänzlich zu überwinden. Sobald ein ihm nicht wohlbekanntes Thier oder ein Fremder in seine Nähe kommt, richtet es die Mähnenhaare empor, fletscht die Zähne, als wolle es sich ein furchterregendes Ansehen geben, und zieht sich nun langsam rückwärts nach einem anderen Schlupfwinkel zurück. Doch habe ich an solchen, welche öffentlich ausgestellt waren, beobachtet, daß sie sich nach und nach an die sie umstehenden Leute gewöhnen, mindestens vor ihnen nicht mehr jene ängstliche Scheu an den Tag legen, wie sie im Anfange es zu thun pflegten. Bei gemüthlicher Stimmung vernimmt man dann und wann ein leises Pfeifen von ihnen; im Zorne geben sie zwitschernde, das Ohr unangenehm berührende Laute von sich. Mit Ihresgleichen leben sie in sehr guter Gemeinschaft; zwischen den Gliedern eines Pärchens wenigstens bemerkt man keinen Unfrieden. Beide Gatten pflegen sich stets zusammenzuhalten, fressen gemeinschaftlich aus einem Napfe, ohne dabei die den Affen sonst eigene Habgier und Selbstsucht an den Tag zu legen, schlafen friedlich in einem und demselben Lagerkästchen ꝛc. Hier und da, beispielsweise neuerdings im Thiergarten von Antwerpen, haben sie sich fortgepflanzt; doch gehören derartige Vorkommnisse immerhin zu den Seltenheiten. Man ernährt sie, wie die übrigen Arten der Familie, mit gekochtem Reis, Früchten und Milchsemmel, darf aber nicht verabsäumen, ihnen auch etwas Fleisch, Maikäfer, Mehlwürmer und dergleichen zu reichen, weil thierische Stoffe, wie bereits bemerkt, zu ihrer Gesundheit unumgänglich nöthig sind.

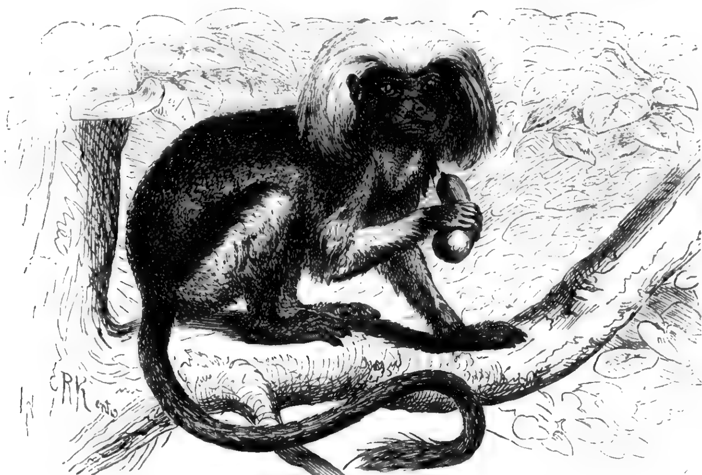
Von dem Löwenäffchen im engsten Sinne unterscheiden sich die Tamarins (Midas) bloß dadurch, daß die Kopf- und Schulterhaare in der Regel nicht entwickelt sind und der Schwanz gewöhnlich den Leib an Länge übertrifft. Große, häutige, nackte Ohrmuscheln gelten als anderweitige Merkmale. Alle diese Kennzeichen sowie auch leichte Abweichungen im Zahnbau, welche zur Trennung der Gruppen Veranlassung gegeben haben, dürfen als nebensächliche angesehen werden.

Als Uebergangsglied von den bemähnten zu den mähnenlosen Tamarins mag die Pinche (Hapale Oedipus, Simia, Midas, Oedipomichas Oedipus) erwähnt sein. Das Thier besitzt noch lange Kopfhaare, welche über die Stirnmitte hervortreten und vom Hinterhaupte herabhängen; die Stirnseiten dagegen sind nackt. Ausgewachsene Männchen erreichen eine Länge von 66 bis 70 Centim., wovon 40 bis 42 auf den Schwanz kommen. Der Pelz hat eine erdbraune Färbung, da die graulichen, am Grunde einfarbigen Haare gegen die Spitze hin drei hellbraune Ringe zeigen. Unterseite, Kopfhaare, Arme, Unterschenkel und alle unteren Theile sehen mehr oder weniger rein weiß aus; der Schwanz ist am Grunde kastanienbraun, gegen die Spitze hin schwarzbraun gefärbt. Das schwarze Gesicht mit den munteren hellbraunen Augen sticht von dem weißen Kopfhaare lebhaft ab und erhält durch feine gelblichgrauweiße Härchen, welche zusammengeflossene Brauen und einen als schmalen Rand um den Mund verlaufenden Bart bilden, ein absonderliches Aussehen. Die Innenseite der Hände und Füße ist mit dem Gesichte gleich gefärbt.

Wie es scheint, beschränkt sich das Verbreitungsgebiet dieser Art auf Columbia und das nördliche China. Ueber das Freileben fehlen noch ausführliche Beobachtungen, und auch über Gefangene ist bis jetzt wenig bekannt, da gerade die Pinche nur selten lebend in den Besitz der Europäer gelangt. Unsere Abbildung ist nach einer Skizze gezeichnet worden, welche Anton Göring von einem lebenden Stücke entwarf. Gefangene unterscheiden sich wenig oder nicht von den übrigen Arten der Familie. Sie sind ebenso ängstlich und grämlich wie die meisten übrigen Arten, schließen sich schwer an eine bestimmte Persönlichkeit an, ziehen sich vor jedem Fremden scheu und ängstlich in ihre Schlupfwinkel zurück, sehen in den harmlosesten Thieren einen gefährlichen Feind und machen deshalb ihrem Besitzer wenig Freude. Wie man annimmt, dauern sie noch schwerer als andere Arten in der Gefangenschaft aus und gelten deshalb in ihrer Heimat sowohl wie bei uns zu

Lande für die hinfälligsten aller Krallenaffen überhaupt. Ein Pärchen, welches neuerdings einige Wochen im Berliner Thiergarten lebte, fiel mir besonders auf durch seine Stimme, welche täuschend der eines Vogels gleicht und bald in reinen, langgezogenen Flötentönen, bald in Trillern sich bewegt oder mit einem hohen „Didibi" beginnend, nach und nach in tiefere Laute übergeht und mit „Dräderädä, gak, gak, gäk" zu endigen pflegt. Ich kenne kein Säugethier, auch keinen Krallenaffen, dessen Stimmlaute in so hohem Grade mit Vogelgezwitscher übereinstimmen wie bei diesem Aeffchen.

Zur Vervollständigung des eben Gesagten will ich noch des Silberäffchens (Hapale argentata, Simia, Callithrix argentata, Mico, Sagouin argentatus) Erwähnung thun. Das Thierchen, unbedingt eines der schönsten aller Aeffchen, erreicht nach Bates bloß eine Länge von 42 bis 45 Centim., wovon ungefähr 25 Centim. auf den Schwanz kommen. Das lange, seidige Haar ist silberweiß, der Schwanz matt schwarz, das fast nackte Gesicht fleischfarben. Einige Naturforscher sehen, wie ich bemerken will, in dem Silberäffchen nur einen Weißling einer anderen Art (Hapale, Jacchus, Midas melanurus).

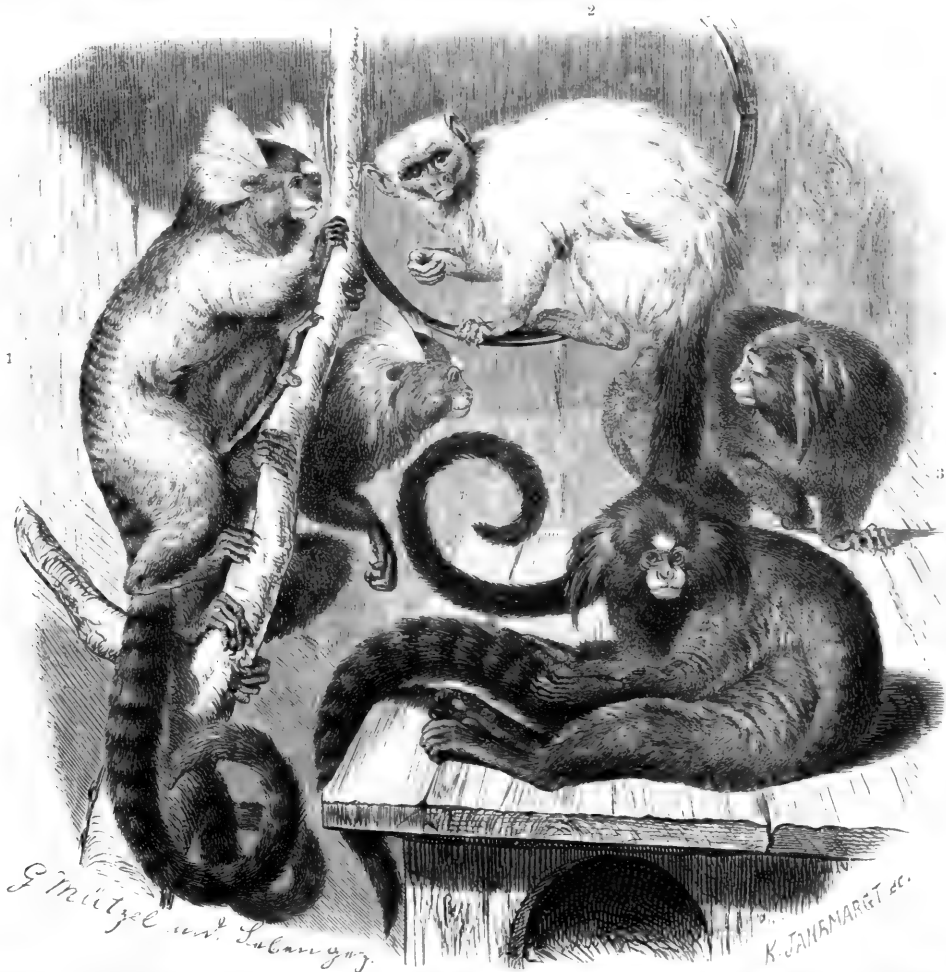


Pinche (Hapale Oedipus). 1/5 natürl. Größe.

„Der kleine Silberaffe", sagt Bates, „einer der seltensten aller amerikanischen Affen überhaupt, scheint nur in der Nähe von Cametá vorzukommen; wenigstens habe ich nicht gehört, daß man ihn sonst noch gefunden hätte. In Cametá bemerkte ich in einer Kakaopflanzung drei Stücke, welche aussahen wie kleine weiße Kätzchen. Sie glichen in ihrem Betragen und in ihren Bewegungen vollkommen anderen Arten der Familie. Später beobachtete ich einen Gefangenen und erfuhr, daß man gerade das Silberäffchen wegen seiner Schönheit besonders schätzt. Der in Rede stehende Gefangene war ein furchtsames, empfindliches kleines Geschöpf. Seine Gebieterin trug es beständig in ihrem Busen und liebte es in so hohem Grade, daß sie es nicht um alles Geld weggegeben haben würde. Ihr Liebling nahm seine Nahrung von ihren Lippen und erlaubte ihr, ihn zu hätscheln, wie sie wollte, gestattete aber keinem Fremden die geringste Annäherung. Wollte ihn Jemand berühren, so schreckte er zurück; der ganze Leib bebte vor Furcht und die Zähne klapperten an einander, während er zitternde Laute der Angst vernehmen ließ. Dabei hefteten sich die schwarzen Augen voll Neugier und Mistrauen auf Denjenigen, welcher auch nur versuchte, sich ihm zu nähern." Condamine berichtet von einem anderen Silberäffchen, welches er von dem Statthalter in Para geschenkt erhalten hatte, daß es über ein Jahr lang in der Gefangenschaft lebte, auf der Ueberfahrt nach Europa angesichts der französischen Küste aber starb. Ob überhaupt jemals eines dieser

Thierchen lebend zu uns gelangt ist, vermag ich nicht zu sagen; in den Verzeichnissen des Londoner Thiergartens, den reichhaltigsten und genauesten, welchen wir haben, finde ich es nicht angegeben.

Die Seidenäffchen (Jacchus) unterscheiden sich von den bisher aufgeführten Arten der Familie hauptsächlich durch einen mehr oder weniger entwickelten Haarbüschel vor und über den Ohren, deren Muscheln meist am äußeren Rande behaart sind.



1. Saguin (Hapale Jacchus). 2. Silberäffchen (Hapale argentata). 3. Pinseläffchen (Hapale penicillata). ¼ natürl. Größe.

Das häufigste Mitglied dieser Gruppe scheint der Saguin, Uistiti oder Marmoset (Hapale Jacchus, Simia Jacchus, Jacchus vulgaris, Hapale leucotis) zu sein, ein mittelgroßes Krallenäffchen von 22 bis 27 Centim. Leibes- und 30 bis 35 Centim. Schwanzlänge, zierlich gebaut und mit langem und weichem Pelze bekleidet. Die Färbung des letzteren besteht im allgemeinen aus Schwarz, Weiß und Rostgelb und wird durch die eigenthümliche Zeichnung der Haare selbst bewirkt, welche an der Wurzel schwärzlich, dann rostgelb, hierauf wieder schwarz und endlich an der Spitze weißlich sind. Auf dem Oberrücken fällt die Färbung mehr in das Rostgelbe, auf dem Unterrücken wechseln schmale, schwarz und weiße wellenförmige Querbinden mit einander ab. Am Unterleibe und den Gliedmaßen sind alle Haare mit weißlichgrauen Spitzen versehen, weshalb an diesen Theilen die genannte Farbe vorherrschend wird. Der Schwanz ist

schwarz mit etwa zwanzig schmalen, weißlichen Ringen und weißer Spitze. Ein weißlicher dreieckiger Stirnflecken und ein blendend weißer Ohrpinsel stechen von dem dunkelbraunen Kopfe lebhaft ab. Das Gesicht ist dunkelfleischfarben und spärlich mit weißlichen Härchen besetzt.

Fast ebenso häufig wie der Saguin ist das Pinsel- oder Weißstirnäffchen (Hapale penicillata, Jacchus penicillatus, Simia penicillata), ein jenem in der Größe annähernd gleichkommendes Thierchen, von ähnlicher Färbung. Ein rundlicher Stirnfleck und die mit kurzen Haaren besetzten Gesichtstheile sind weiß, der lange Ohrbüschel, Kopf, Nacken und Ober- und Unterhals, kragenartig abgegrenzt, schwarzbraun, der übrige Pelz röthlichgrau, weil die an der Wurzel dunkelgrauen Haare in der Mitte blaßroth, an der Spitze weiß aussehen, Hände und Füße lichtgrau, manchmal dunkelbraun, die Schwanzringe abwechselnd grau und schmutzigweiß.

Der Saguin findet sich, nach Prinz von Wied, in den unmittelbaren Umgebungen der Stadt Bahia und kommt zuweilen in die Pflanzungen, welche am Rande der benachbarten, niederen Gebüsche belegen sind; das Pinseläffchen bewohnt die Waldungen der Ostküste zwischen dem 14. und 17. Grade. Beider Lebensart ist die aller geschilderten Arten. Kleine Gesellschaften von einer oder ein paar Familien, also von drei bis acht Stücken, ziehen umher, beständig einen feinen pfeifenden oder zwitschernden Ton wie kleine Vögel von sich gebend. Die Nahrung besteht in mancherlei Früchten, namentlich in Bananen, nicht minder aber auch in Kerbthieren, Spinnen und dergleichen. Ueber Tags sind die Thierchen in beständiger Bewegung; bei Nacht sitzen sie stille, beugen sich zusammen, wenn sie schlafen, und bedecken ihren Kopf mit dem Schwanze. Das Weibchen wirft mehrere Junge, von denen jedoch meist nur eines aufkommt, und trägt dieses in der gewöhnlichen Weise umher.

Nach Europa gelangen lebende Saguins häufiger als jede andere Art ihrer Familie. Man kennt sie schon seit der Entdeckung von Amerika und hat sie stets in der Gefangenschaft gehalten. Sie lassen sich mit Obst, Gemüse, Kerbthieren, Schnecken und Fleisch recht gut ernähren, werden auch gewöhnlich sehr bald zutraulich, doch nur gegen Diejenigen, welche sie beständig pflegen. Fremden gegenüber zeigen sie sich mistrauisch und reizbar, überhaupt sehr eigensinnig wie ein ungezogenes Kind. Ihren Unwillen geben sie durch pfeifende Töne zu erkennen. Alles Fremdartige bringt sie in Aufregung: sie sind so furchtsam, daß ihnen der Anblick einer vorüberfliegenden Wespe große Angst einflößt. Alt Gefangene zeigen sich anfangs ziemlich wild, schreien schon bei der geringsten Annäherung, und es währt ziemlich lange, bis man sie berühren darf. Wenn sie einmal zahm geworden sind, befreunden sie sich nicht nur mit den Menschen, sondern auch mit den Hausthieren, vor allen anderen mit den Katzen, mit welchen sie spielen, und in deren Nähe sie wahrscheinlich der Wärme halber gern schlafen. Sie suchen sich beständig sorgfältig gegen Kälte zu schützen und tragen die ihnen dargereichte Baumwolle und andere Stoffe, Lumpen, wollene Flecken ꝛc. in einen Winkel ihres Käfigs, bereiten sich ein Lager daraus und hüllen sich ein, so gut sie können. Es sieht sehr hübsch aus, wenn das kleine Thier sein zierliches Köpfchen aus seinem Bettchen hervorstreckt, sobald ihm Bekannte mit leckeren Bissen sich nahen.

In Paris paarten sich zwei dieser Aeffchen Ende Septembers, und das Weibchen warf gegen Ende Aprils, das wäre also nach sieben Monaten, drei sehende Junge, ein männliches und zwei weibliche. Die jungen Thierchen waren, als sie zur Welt kamen, mit sehr kurzen, graulichen Haaren bekleidet. Sie hefteten sich sogleich an die Mutter und versteckten sich in deren Haaren. Aber ehe sie zu saugen begannen, biß die Alte einem von ihnen den Kopf ab und fraß denselben. Nachdem die beiden anderen sich angesaugt hatten, nahm sie sich ihrer an, und der Vater that das Gleiche. Wenn der Mutter die Jungen zu schwer wurden, streifte sie dieselben an einer Wand ab, worauf sie das Männchen sogleich auf seinen Rücken klettern ließ. Auch kam es vor, daß sie ihrem Herrn Gemahl mit kläglichen Tönen sich näherte, als wolle sie ihn bitten, ihr die Last zu erleichtern, und auch dann zeigte sich das Männchen stets willfährig. Es trug, wie sein Weibchen,

die Jungen entweder auf dem Rücken oder unter dem Leibe und behielt sie so lange bei sich, bis die Kleinen saugen wollten; dann gab es sie der Mutter wieder zurück. Diese schien weniger Sorge für ihre Sprößlinge zu haben als der Vater, und daher mochte es wohl auch kommen, daß beide nach einander dahin starben. Schon nach wenigen Wochen nämlich wurde die Alte häufig müde, ihre Kinder herumzuschleppen, und auch der geplagte Vater weigerte sich zuletzt, die Jungen zu tragen. Nun kletterte das kleine Volk zu der Decke seines Käfigs hinauf. Hatte es sich hier verstiegen, und konnte es nicht wieder herunterkommen, so schrie es um Hülfe. Bisweilen leisteten ihm die Eltern diese; oft aber ließen sie die Kleinen auch schreien, ohne sich um sie zu kümmern, und die Wärter mußten nun ihr Flehen erhören. Zu vorstehender Schilderung habe ich zu bemerken, daß die Angabe einer siebenmonatlichen Tragzeit jedenfalls falsch ist; denn der Saguin geht, wie auch aus dem Nachfolgenden sich ergibt, höchstens drei und einen halben Monat trächtig.

Das Mitgetheilte steht nicht vereinzelt da; denn der Uistiti hat in Europa schon mehrmals Junge gezeugt, einmal sogar in Petersburg und unter sehr ungünstigen Verhältnissen. Man hielt die Thiere selbst bei ziemlich rauhen Herbst- und Frühlingstagen im ungeheizten Zimmer und gab ihnen durchaus keine Freiheit; gleichwohl brachten sie in zwei Jahren dreimal Junge zur Welt und erzogen dieselben auch glücklich bei geringer Wartung, welche ihnen zu Theil wurde. Wir verdanken den Bericht hierüber dem Naturforscher Pallas, und da dieser zugleich eine sehr ausführliche Beschreibung des Betragens der Thiere selbst in der Gefangenschaft beifügt, will ich seine Angaben im Auszuge hier folgen lassen.

„Der Saguin ist wie alle langschwänzigen, kleinen Meerkatzensippen der neuen Welt, so zu sagen weit weniger Affe als die größeren Arten. Er springt und klettert zwar sehr schnell, wenn er will, allein er ist nicht wie andere Affen in so beständiger Unruhe und Bewegung, sondern zeigt zuweilen, zumal wenn er satt ist und der Sonne genießen will, viel Trägheit und sitzt in Gesellschaft seiner Gespielen ganze Stunden lang still, am Drahte des Vogelbauers hängend. Er klettert in allen Richtungen, oft mit dem Kopfe abwärts, allezeit mit einem ziemlich phlegmatischen Anstande, hält sich, zuweilen mit den Hinterfüßen allein, abwärts gerichtet an oder dehnt den Körper, an den Vorderfüßen befestigt, wie ein fauler Mensch. Bei warmem Sonnenscheine reinigen die Gespielen sich gegenseitig mit den Vorderpfoten und Zähnen nach Affenart, bald neben einander am Gitter hängend, bald auf dem Boden ruhend, wobei einer lang ausgestreckt auf dem Rücken liegt. Dabei lassen sie ein geringes Zwitschern und einen girrenden Laut hören. Mit demselben Girren pflegten die Thiere des Abends beinahe auf Schlag sechs Uhr in eine ihrer bloß mit Stroh gefütterten Seitenhütten ihres Käfigs zusammenzukriechen und ließen sich vor morgens sechs oder sieben Uhr nicht wieder sehen, auch keinen Laut von sich hören. Selten kam einmal einer während der Schlafzeit hervor, um einige Nothdurft zu verrichten, wobei sie nie ihr Nest verunreinigten. Die übrigen elf oder zwölf Stunden waren sie immer munter und außerhalb der Nester beschäftigt, bald mehr, bald weniger in Bewegung und dabei ziemlich laut. Außer ihrem gewöhnlichen Girren ließen sie, besonders wenn sie auf Nahrung aufmerksam gemacht wurden, eine ihren französischen Namen „Uistiti“ ziemlich genau ausdrückende, stärker tönende Stimme hören, oft mehrere Male hinter einander. Wenn sie gesättigt ruhten oder sich sonnten, stießen die Aeltesten zuweilen mit weit aufgesperrtem Rachen ein langes, eintöniges, außerordentlich durchdringendes und den Ohren wehthuendes Pfeifen aus, waren auch durch Scheuchen und Rufen davon nicht abzubringen. Sahen sie etwas Ungewöhnliches, z. B. Hunde, Krähen &c., so machten sie ein wiederholtes, absetzendes Geschnatter, fast wie eine Elster, und warfen dabei den Obertheil des Leibes mit dem eingezogenen Kopfe jedesmal hin und her wie ein Mensch, welcher lauernd nach etwas sieht und den rechten Gesichtspunkt sucht. Noch ein anderes knarrendes und zuweilen grunzendes Geschelte ließen die alten Männchen vernehmen, wenn man sie ärgerte oder ihnen etwas von weitem darbot und nicht geben wollte. Dabei verlängerten sie das Gesicht, wie andere Affen, wenn sie zornig werden, stotterten in ungewöhnlicher Weise und

suchten den Störenfried mit den Vorderpfoten zu greifen und zu kratzen, wurden aber sehr ängstlich, wenn man die Pfote erhaschte und außer dem Käfige festhielt. Fast ebenso knarrten die Kleinen, erst im selbigen Sommer Geborenen, welche den Alten weder an Vollhaarigkeit noch an Größe glichen, wenn sie sich unter einander oder mit den Alten um einen Leckerbissen zankten, und eben diese ließen, wenn sie den Kürzeren zogen, einen klagenden Laut hören, welcher dem Miauen einer jungen Katze ähnelte.

„Alle Nahrung nehmen diese Affen mit dem Maule an, und, wenn sie durch das Gitter nicht dazu kommen können, ist das Ergreifen derselben mit den Vorderpfoten sehr ungeschickt, weil deren Daumen den anderen Fingern nicht entgegensteht. Bissen, welche sie nicht auf einmal genießen können, halten sie daher mehr mit den eingeschlagenen Fingern gegen den Handballen (wie es die Eichhörnchen thun) als mit dem Daumen fest; an den Hinterfüßen aber ist der stärkere und allein mit einem Nagel versehene Daumen zum Anhalten sehr geschickt. Sie trinken auf allen Vieren sitzend mit ausgestrecktem oder zusammengezogenem Leibe, entweder wie eine Katze leckend oder mit eingetauchten Lippen und schlürfend. So fraßen sie auch das erweichte Brod, welches man in die ihnen vorgesetzte Milch legte und eben als gewöhnliches Futter gab. Nach Zucker waren sie ungemein begierig und konnten ihn mit ihren stumpfen Zähnen recht hurtig nagen, obgleich sie sonst nicht stark und auch im größten Zorne kaum durch die Haut bissen. Auf Fliegen, Schmetterlinge und Spinnen waren sie sehr erpicht. Von allem anderen Futter fraßen sie mit Mäßigung; doch war ihr Geschmack dabei sehr verschieden: denn das, was einigen wohlschmeckte, wollten andere nicht annehmen. Namentlich ein in Petersburg geborenes und dort groß gewordenes Weibchen wollte verschiedene Dinge nicht genießen, welche den anderen angenehm waren.

„Die sonst bei Affen so gemeine Schlüpfrigkeit war bei diesen Thieren gar nicht anstößig. Man sah sie außerhalb ihrer Nester nie etwas Unanständiges begehen; nur wenn man sie zornig machte oder reizte, spritzten sie ihren Harn von sich, und zwar die Männchen mehr gegen weibliche Personen als gegen Männer. Des Morgens waren sie alle sehr unsauber, weil sie ihren über Nacht aufgesammelten Harn und Unrath, so weit sie konnten und oft einige Fuß weit zu spritzen und zu schleudern suchten, während sie zu anderen Zeiten denselben ohne Umstände in das Heu des Käfigs ablegten. Ihr Harn verunreinigt alles, was er berührt, mit einem widerlichen, moschus- oder amberartigen, aber zugleich fauligen Gestank, und so reinlich man sie auch mit fast täglichem Wechsel des Heues und Auswaschen des Käfigbodens zu halten sucht, verursachen sie doch, zumal in kleineren Zimmern, einen durchdringenden Uebelgeruch, welcher der Gesundheit sehr nachtheilig zu sein scheint. Wenigstens haben Leute, welche mit diesen Affen das Zimmer Tag und Nacht theilten, schon mehrere Male Faulfieber bekommen. Ihre Nester hielten die Thiere stets trocken und reinlich.

„Als Affen, welche eigentlich in Südamerika zu Hause sind, hätte man die Saguinchen für weit frostiger halten können, als sie es wirklich sind. In den kalten Herbsttagen, in denen ich sie bei mir hatte, hielten sie im ungeheizten Zimmer, wo sie am Fenster standen, bei Wärmegraden aus, welche beständig dem Gefrierpunkte nahe waren. Freilich suchten sie alsdann die Sonne oder die Nachbarschaft des neben sie gestellten Feuerbeckens, bei welchem sie sich, am Käfige hängend, stundenlang wärmten. Sehr sonderbar ist, daß ihnen hier in Petersburg die große Hitze unangenehm wurde. Ihr Herr versicherte, daß er sie bei heißen Sommertagen öfters in krampfhaften Zuckungen habe niederfallen sehen, welches ihnen sonst nur selten widerfährt. Uebrigens ist es wahrhaft rührend anzusehen, wie sich die Gesunden augenblicklich mit einem derartig Erkrankten beschäftigen, und wie sie bemüht sind, um ihm zu Hülfe zu kommen.

„Das Weibchen trägt ungefähr drei Monate und kann zweimal im Jahre werfen. Die Mutter hat hier nun schon seit nicht ganz zwei Jahren das dritte Mal, auf jeden Wurf zwei Junge, und zwar größtentheils Männchen gebracht, und diese sind alle glücklich aufgewachsen, und nur zwei nach erreichtem vollkommenen Wachsthum gestorben. Die Jungen, welche die

ersten Wochen hindurch ganz kahl sind, lassen sich von der Mutter immer umhertragen und klammern sich gleich hinter den großen, mit weißen, langen Haaren umpflanzten Ohren so dicht und versteckt an, daß man nur den Kopf mit den munteren Augen zu sehen glaubt. Wenn die Mutter ihrer überdrüssig ist, reißt sie dieselben ab und wirft sie den Männchen auf den Hals oder schlägt und zankt auf dieses los, bis es die Jungen aufnimmt. Nachdem diese Haare bekommen haben, sucht sie die Alte, etwa nach einem Monat oder sechs Wochen, zu entwöhnen und schützt sie auch vor ihren erwachsenen Brüdern nicht mehr. Mit letzteren nämlich und auch unter sich selbst gerathen sie oft in Streit, wobei der Schwächere zuweilen unterliegt und manchmal von den anderen fast erwürgt wird."

Zu derselben Gruppe zählt auch der kleinste aller Affen, das Zwergseidenäffchen (Hapale pygmaea, Jacchus pygmaeus), ein Thierchen von höchstens 32 Centim. Länge, wovon ungefähr die Hälfte auf den Schwanz kommt. Der Pelz ist oben und außen lehmgelb und und schwarz gemischt, auf den Pfoten rothgelb. Dunkle Querbänder verlaufen vom Rücken aus über die Seiten und Schenkel. Der Schwanz hat undeutliche Ringe. Jeder einzelne zeigt an der Wurzel eine schwarze, in der Mitte rothgelbe, gegen die Spitze hin wieder schwarz und weiße Färbung.

Spix entdeckte dieses niedliche Geschöpf bei Tabatinga am Ufer des Solimoëns in Brasilien; Bates erhielt es in der Nähe von San Paulo, theilt aber nichts über die Lebensweise mit und bemerkt nur, daß er bei seiner Rückkehr nach Europa überrascht gewesen sei, im britischen Museum gerade dieses Aeffchen auch als einen Bewohner Mexiko's kennen zu lernen.

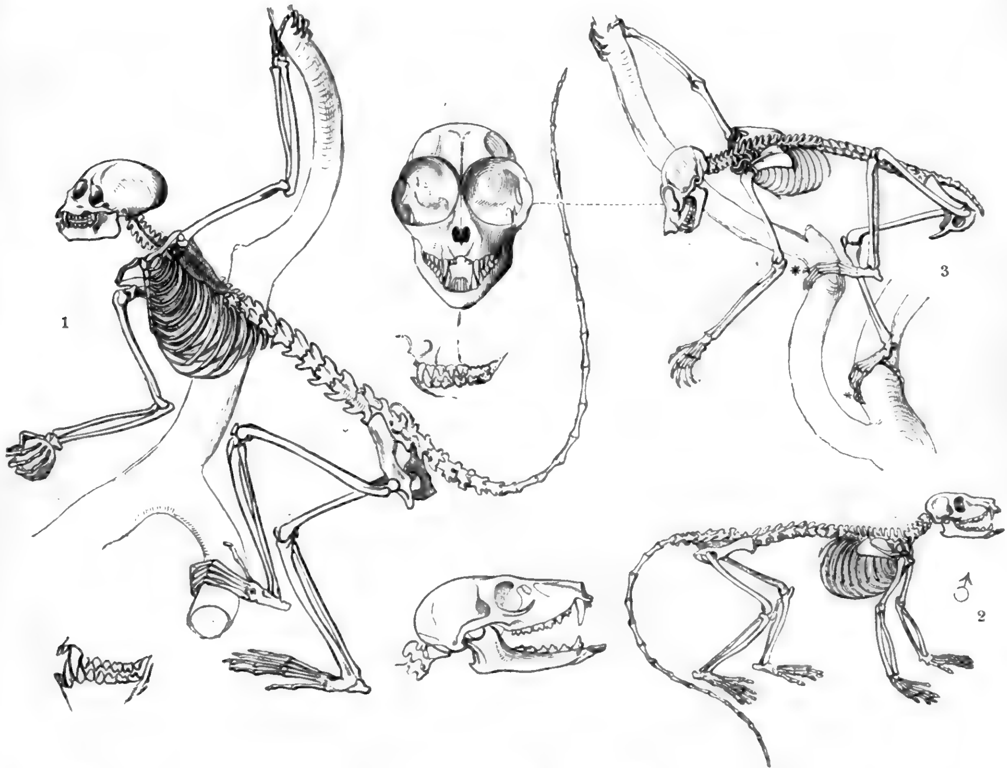
Zweite Ordnung.

Die Halbaffen oder Aeffer (Hemipitheci oder Prosimii).

Die meisten Naturforscher früherer Zeit sahen in den Thieren, zu denen uns nunmehr unsere Rundschau führt, echte Affen und stellten sie demgemäß mit diesen in eine Ordnung; wir dagegen trennen die Halbaffen vollkommen von den eigentlichen Affen und erheben ihre Gesammtheit zu einer eigenen Ordnung. In Wirklichkeit haben die Halbaffen oder Aeffer wenig Aehnlichkeit mit den Affen. Ihr Leibesbau ist ein verschiedener; ihr Gebiß stimmt mit dem der Affen nur in sofern überein, als es ebenfalls geschlossene Zahnreihen aufweist. Wenn man den Namen Vierhänder aufrecht erhalten will, gebührt er ihnen eher als den Affen, da der Gegensatz zwischen Hand und Fuß bei ihnen weit weniger deutlich ausgedrückt ist als bei diesen. Man mag unsere Thiere als ein Bindeglied zwischen den Affen und den Nagern betrachten: an erstere erinnert der Bau der Hände und Füße, an letztere die äußere Gestaltung mehrerer Gruppen und das Gebiß einer Familie. Und wenn man sich sonst in Annahmen gefallen will, denen bis jetzt noch, aller Versicherungen ungeachtet, die erforderliche Begründung fehlt, mag man die Halbaffen mit Häckel ansehen als die unmittelbaren Stammformen der echten Affen und somit auch des Menschen, als Nachfolger unbekannter, den Beutelratten verwandter Thiere: Affen aber sind sie nicht.

Ein allgemeines Bild der Halbaffen läßt sich nicht leicht entwerfen. Größe, Leibesbau und Gliederung, Gebiß und Geripp sind sehr verschieden. Die Größe schwankt zwischen der einer starken Katze und der einer Schlafmaus. Bei den meisten Arten ist der Leib schmächtig, bei einzelnen sogar klapperdürr; bei jenen erinnert der Kopf durch die Länge der Schnauze entfernt an den eines Hundes oder Fuchses, bei diesen hat er etwas eigenthümlich Nächtiges, Bilch- oder Flatterhörnchen-, Nachtaffen- oder Eulenartiges. Die hinteren Gliedmaßen übertreffen die vorderen meist merklich, oft bedeutend an Länge, unterscheiden sich aber unter sich dadurch, daß die Fußwurzel bei einer Abtheilung verhältnismäßig kurz, bei einer anderen dagegen ziemlich lang ist. Der Bau der Hände und Füße stimmt keineswegs vollkommen überein. Die meisten Halbaffen haben Füße, welche den Händen ähneln, da die Gliederung der Finger oder Zehen verhältnismäßig wenig sich unterscheidet, der Daumen den übrigen Fingern gegenübergestellt werden kann und Finger wie Zehen, die zweite der letzteren ausgenommen, platte Nägel tragen; aber auch diese Bildung ist nicht allen Halbaffen gemeinsam: es machen sich vielmehr in der Länge, Stärke und Behaarung, dem Verhältnisse des Daumens und der Daumenzehe zu den anderen Fingern und Zehen erhebliche Unterschiede bemerkbar. Der Schwanz spielt in verschiedener Länge, übertrifft bei vielen hierin den Leib und verkümmert bei anderen zu einem äußerlich kaum oder nicht sichtbaren Stummel, ist bei diesen buschig, bei jenen theilweise fast unbehaart. Große Nachtaugen und durchgehends wohlentwickelte Ohren mit

bald häutiger bald behaarter Muschel und ein weiches, dichtes, wolliges, ausnahmsweise nur strafferes Haarkleid lassen die Halbaffen äußerlich als Dämmerungs- oder Nachtthiere erkennen. Das Gebiß zeigt hinsichtlich der Anordnung, Form und Anzahl der Zähne größere Abwechselung als bei den Affen. Der Schädel zeichnet sich aus durch starke Rundung des hinteren Theiles, die schmale, kurze Schnauze und die großen, vorn einander sehr genäherten, hochumrandeten, aber nicht vollständig von einer Knochenwand eingeschlossenen, sondern mit den Schläfengruben ver-



Geripp des Todtenköpfchen (1) zur Vergleichung mit den Gerippen des Mongoz (2) und des Schlankloris (3). (Aus dem Berliner anatomischen Museum.)

bundenen Augenhöhlen. In der Wirbelsäule zählt man außer den Halswirbeln 9 Rücken-, 9 oder mehr Lenden-, 2 bis 5 Kreuzbein- und 8 bis 30 Schwanzwirbel. Wie die eigentlichen Affen tragen auch die Halbaffen nur zwei Zitzen an der Brust.

Afrika und seine östlichen Inseln, vor allem Madagaskar und seine Nachbareilande, sowie die großen Inseln Südasiens bilden das Wohngebiet unserer Thiere, dichte, an Früchten reiche Waldungen ihre Aufenthaltsorte. Alle Arten sind Baumthiere, mehrere von ihnen auf dem Boden so gut als fremd. Außerordentliche Behendigkeit und Gewandtheit im Gezweige zeichnet die einen, langsame, sichere, bedächtige, geisterhaft leise und unmerkliche Bewegungen die anderen aus. Einzelne sind auch bei Tage zuweilen in Thätigkeit; die meisten aber beginnen ihr Leben erst nach Einbruch der Nacht und liegen vor Beginn des Tages bereits wieder in festem Schlafe. Früchte verschiedenster Art, Knospen und junge Blätter bilden die Nahrung der einen, Kerb- und kleine Wirbelthiere neben einigen Pflanzenstoffen die Speise der anderen. In der Gefangenschaft gewöhnen sich diese wie jene an allerlei Kost. Merklichen Schaden bringen sie nicht, erheblichen Nutzen ebenso wenig. Demungeachtet betrachtet sie der Eingeborene nirgends mit Gleichgültigkeit, sieht vielmehr in den einen heilige und unverletzliche, in den anderen unheildrohende, gefährliche Geschöpfe und

warnt oder verhindert daher nicht selten den wißbegierigen Forscher, Halbaffen zu jagen, sucht ihn sogar von deren Beobachtung zurückzuhalten. Dies mag einer der Gründe sein, weshalb wir auch die in größeren Trupps lebenden und häufigen Arten der Ordnung verhältnismäßig selten in unsere Käfige bekommen. Ihr Fang verursacht keineswegs besondere Schwierigkeiten, und ihre Pflege ist leicht und einfach; die meisten Arten halten auch ungleich besser als die Affen die Gefangenschaft aus und pflanzen bei einigermaßen entsprechender Behandlung ohne Umstände im Käfige sich fort. Entsprechend ihren geistigen Fähigkeiten gewöhnen sich diejenigen Arten, welche überhaupt durch muntere Regsamkeit sich auszeichnen, leicht an ihre Pfleger, lassen sogar theilweise zum Dienste des Menschen sich abrichten, während die vollkommensten Nachtthiere unter ihnen ebenso grämlich als schläferig sind und in den seltensten Fällen Erkenntlichkeit auch für die sorgsamste Pflege bekunden.

*

Unter Lemuren dachten sich die Römer abgeschiedene Seelen der Verstorbenen, von denen die guten als Laren, die bösen als umherirrende tückische nächtliche Gespenster und Poltergeister den armen Sterblichen beunruhigen und deshalb durch besondere Feste in mitternächtlicher Stunde nach Möglichkeit besänftigt werden sollten. Die Wissenschaft, welche bekanntlich nur auf helle Geister der Lebenden etwas gibt, bei Benennung der unendlich mannigfaltigen Naturerzeugnisse aber oft um einen Namen verlegen ist, versteht unter Lemuren zwar ebenfalls nächtliche Umherschwärmer und Polterer, aber keineswegs unfaßbare Wesen, sondern solche, welche Fleisch und Blut, mehr oder minder ansprechende Gestalt und hübsches Aussehen haben: den Kern der Ordnung, mit welcher wir uns beschäftigen, eine Gemeinschaft oder Familie der Halbaffen, welche weitaus die meisten, in den mannigfaltigsten Formen auftretenden Arten umfaßt und in viele Sippen zerfällt.

Für die Lemuren (Lemuridae) gelten im allgemeinen die bereits mitgetheilten Ordnungsmerkmale, da die beiden übrigen Familien der Halbaffen wesentlich nur durch Gebiß und beziehentlich Hand- und Fußbau sowie Behaarung sich unterscheiden. Wie die Affen haben jene noch ein aus geschlossenen Zahnreihen bestehendes Gebiß, welches sich kennzeichnet durch kleine, in Paare getheilte, senkrecht stehende Schneidezähne des oberen, und größere, an einander stehende und etwas vorwärts geneigte des unteren Kiefers. Im Uebrigen weicht es innerhalb der Familien außerordentlich ab, und begründen gerade hierauf sich die verschiedenen Sippen, weshalb ich die Unterschiede auch erst bei Betrachtung der letzteren anzudeuten haben werde.

Das eigentliche Heimatsgebiet der Lemuren umfaßt die Insel Madagaskar und ihre Nachbareilande; außerdem treten sie in Afrika auf, über die ganze Mitte des Erdtheiles von der Ost- bis zur Westküste sich verbreitend, und finden sich einzeln auf den südasiatischen Inseln. Alle ohne Ausnahme bewohnen Waldungen, die undurchdringlichen frucht- und kerbthierreichen Urwaldungen den übrigen bevorzugend und die Nähe des Menschen, wenn auch nicht gerade meidend, so doch nicht aufsuchend. Im größeren oder geringeren Grade Nachtthiere, wie alle Mitglieder der Ordnung, ziehen sie in die dunkelsten Stellen des Waldes oder in Baumhöhlen sich zurück, kauern oder rollen sich zusammen und schlafen. Ihre Stellungen dabei sind höchst eigenthümlich. Entweder sitzen sie auf dem Hintertheile, klammern sich mit den Händen fest, senken den Kopf tief herab zwischen die angezogenen Vorderglieder und umwickeln ihn und die Schultern auch noch besonders mit dem Schwanze, oder aber, sie rollen sich dicht neben einander, ja sogar zu zwei und zwei in einander zu je einer Kugel zusammen und umwickeln sich gegenseitig mit ihren Schwänzen: stört man solch einen Haarball, so kommen plötzlich zwei Köpfe aus demselben heraus und schauen großen Auges auf die unangenehmen Wecker.

Der Schlaf der Halbaffen ist sehr leise. Schon das Summen einer vorüberschwärmenden Fliege oder das Krabbeln eines Käfers weckt viele von ihnen auf: die Ohren spitzen sich und die großen Augen spähen wie träumerisch umher, aber nur einen Augenblick lang. Denn ihre

Lichtscheu ist außerordentlich groß, und ihre Augen scheinen gegen das Licht empfindlicher zu sein als die aller übrigen Säugethiere. Sie sind todt für den Tag; ihr Leben beginnt mit der Dunkelheit.

Wenn die Dämmerung hereinbricht, ermuntern sie sich, putzen und glätten ihr Fell, lassen ihre gewöhnlich ziemlich laute, nächtige und unangenehme Stimme vernehmen und beginnen dann die Wanderung durch ihr luftiges Jagdgebiet. Nunmehr beginnt ein je nach Wesen und Eigenheit der Lemuren sehr verschiedenes Treiben. Die Mehrzahl der Arten, welche wir als die am höchsten stehenden betrachten dürfen, beeifert sich zunächst, ihrem Namen Ehre zu machen, indem sie gemeinschaftlich ein Geschrei ausstößt, welches den Neuling mit Grausen erfüllen kann, weil es entweder einen unbeschreiblichen Höllenlärm verursacht oder aber an das Gebrüll gefährlicher Raubthiere, beispielsweise des Löwen erinnert. Dieses gemeinsame, grunzende Gebrüll scheint wie bei so manchen anderen Thieren den Beginn der Werkthätigkeit der Lemuren andeuten zu sollen; denn von jetzt an durchstreifen sie ihr Jagd= oder richtiger Weidegebiet mit einer Bewegungsfreudigkeit, Gewandtheit und Behendigkeit, welche man ihnen bei Erinnerung an ihre Schlafsucht während des Tages niemals zugeschrieben haben würde. Alle Kletter= und Springkünste, alle Gaukeleien, welche Affen auszuführen vermögen, werden von ihnen vielleicht noch überboten. Es scheinen ihnen Flügel gewachsen zu sein: so gewaltige Sätze von einem Zweige zum anderen führen sie aus, so rasch laufen sie an den Stämmen empor oder über stärkere Aeste dahin, so ununterbrochen bewegen sie sich in der verschiedensten Weise. Endlich erreicht die gewöhnlich aus einer bedeutenden Anzahl bestehende Bande einen Fruchtbaum und bekundet jetzt bei Plünderung desselben eine ebenso große Thatkraft wie früher beim Laufen, Klettern und Springen. Sie fressen viel und verwüsten noch weit mehr, würden also, fielen sie nach Affenart in die Pflanzungen ein, dem Menschen erheblichen Schaden zufügen. Doch ihre heimischen Waldungen sind so reich an Früchten verschiedenster Art, daß sie zu unberechtigten Eingriffen in das Eigenthum des Menschen keine Veranlassung haben.

Ganz als das Gegentheil der eben geschilderten Sippen und Arten der Familie zeigen sich andere Lemuren in ihrem Auftreten, ihrem Wesen und ihren Bewegungen. Verstohlen und mit unhörbaren Schritten schleichen sie langsam von Ast zu Aste. Ihre großen, runden Augen leuchten im Dämmerlichte wie feurige Kugeln, und sie allein sind es, welche von ihrem Dasein Kunde geben; denn die düstere Färbung ihres Felles verschwindet auch einem scharfen Blicke gar bald im Dunkel der Nacht, und die weiße Unterseite wird hinlänglich durch die Aeste verdeckt, auf denen sie dahingleiten, oder läßt höchstens an einen gebrochenen Lichtstrahl des Mondes denken. Alle ihre Bewegungen geschehen so bedachtsam und leise, daß auch nicht ein einziger Laut dem lauschenden Ohre das Vorhandensein eines lebenden Thieres vernehmbar macht.

Wehe nun dem sorglos schlafenden Vogel, auf welchen ein Blick dieser feurigen Augen fällt! Kein Indianer schleicht leiser auf seinem Kriegspfade dahin; kein blutdürstiger Wilder naht sich in furchtbarerer Absicht als der Lori jetzt seiner schlafenden Beute. Ohne jedes Geräusch, fast ohne sichtbare Bewegung setzt er einen Fuß nach dem anderen fürder und nähert sich mehr und mehr, bis er sein Opfer erreicht hat. Dann erhebt er die eine Hand mit gleicher Lautlosigkeit und Bedachtsamkeit und streckt sie leise vor, bis sie den Schläfer beinahe berührt. Jetzt geschieht eine Bewegung, schneller, als das Auge ihr folgen kann, und ehe der schlummernde Vogel noch eine Ahnung von seinem furchtbaren Feinde erlangt hat, ist er erwürgt, erdrosselt. Und nichts gleicht der Gier, mit welcher der so harmlos erscheinende Vierhänder nach vollbrachtem Morde seine Beute verzehrt. Wie der schlafende Vogel ist auch seine Brut, das Ei in seinem Neste verloren, sobald der Lori dies entdeckt. Das nächtige Wesen des Thieres zeigt sich in seiner Raubgier; es scheint, daß es Fleischnahrung ganz entschieden der Pflanzenkost vorzieht, obschon es auch diese nicht verschmäht.

Alle hierher zählenden Arten sind bedächtig und berechnend vorsichtig. Sie bewegen sich auf den Bäumen langsam, aber sicher; ehe sie einen Zweig loslassen, vergewissern sie sich stets, daß ihnen ein anderer verläßigen Halt gibt. Ihr Gang auf dem Boden ist schlecht und eher ein krötenartiges Kriechen als ein Laufen zu nennen.

Ueber die Fortpflanzung der Lemuren wissen wir immer noch sehr wenig, obgleich mehrere der höher stehenden Arten unserer Familie bereits mehrere Male in der Gefangenschaft sich fortgepflanzt haben. Diese werfen ein Junges, welches sich unmittelbar nach seiner Geburt an seiner Mutter festklammert und von ihr so lange umhergetragen wird, bis es gelernt hat, selbständig sich zu bewegen. Bei einzelnen Arten sollen nach Aussage der Eingeborenen Madagaskars Männchen und Weibchen an der Pflege dieses Jungen sich betheiligen; doch ermangelt diese Behauptung bis jetzt noch des Beweises. Eine gleichmäßige und ziemlich hohe Wärme ist allen Bedürfnis; die Kälte macht sie mismuthig und krank. Gefangene geben ihr Misbehagen hauptsächlich dann zu erkennen, wenn sie frieren oder im Schlafe gestört werden. Fühlen sie sich aber behaglich, dann schnurren sie, wenigstens viele, fast nach Art der Katze.

Ihre geistigen Fähigkeiten sind gering; nur wenige machen eine rühmliche Ausnahme. Alle zeigen sich scheu und furchtsam, obgleich sie muthig sich wehren, wenn man sie fängt. Nachdem sie an den Menschen sich gewöhnt haben, werden sie in gewissem Grade zutraulich und benehmen sich sanft, friedlich und gutmüthig, verlieren aber ihre Furchtsamkeit nur selten. Die am höchsten stehenden Arten der Familie fügen sich noch am ersten in den Verlust ihrer Freiheit und in ein untergeordnetes Verhältnis zu den Menschen, lassen sogar zu gewissen Dienstleistungen, beispielsweise zur Jagd anderer Thiere sich abrichten; die ungeschwänzten Arten dagegen behalten meist auch in der Gefangenschaft ihr stilles, schwermüthiges Wesen bei, suchen jede Störung ärgerlich von sich abzuwehren und lernen wohl kaum ihre Pfleger von anderen Leuten unterscheiden, behandeln vielmehr alle Menschen mehr oder weniger in derselben Weise.

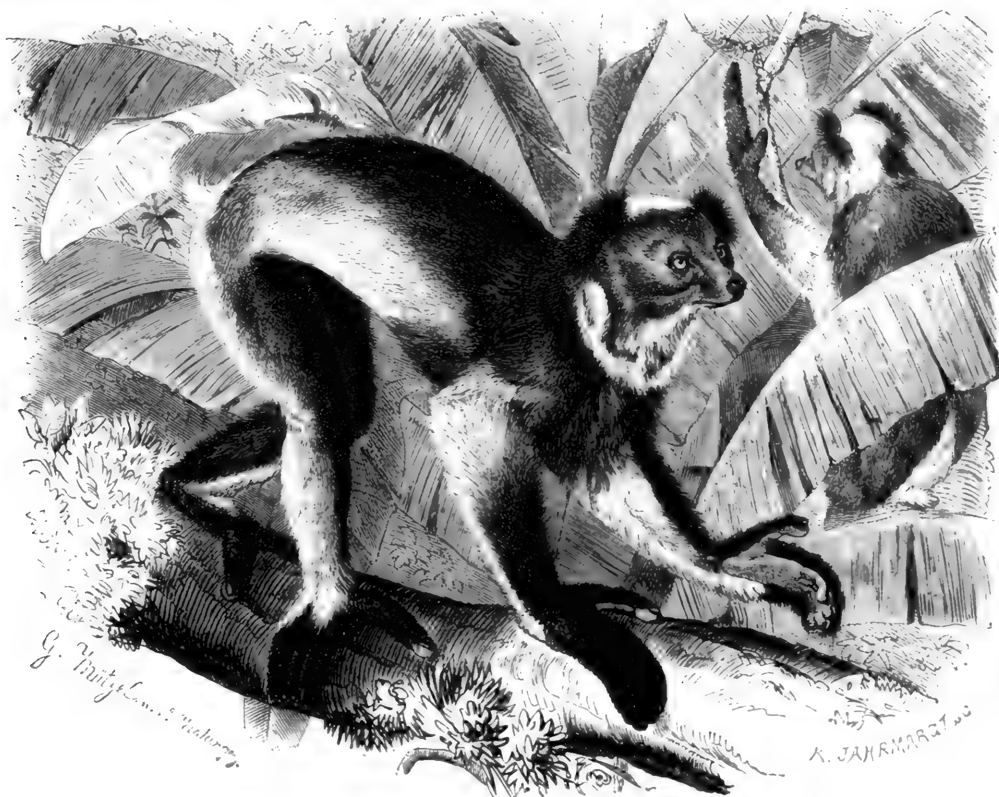
*

„Indri, Indri" — schau, sieh her — sagten die Madagaschen zu dem reisenden Naturforscher Sonnerat, um ihn auf einen Lemur aufmerksam zu machen, welcher seines abweichenden Baues halber nothwendigerweise die Aufmerksamkeit der Eingeborenen und des gedachten Naturforschers erregen mußte. Sonnerat wählte den von ihm falsch verstandenen Ausruf zur Bezeichnung des Thieres selbst und gab ihm damit einen Namen, welcher den Madagaschen erklärlicherweise unverständlich ist. Nachdem man noch eine Art oder wenigstens eine Spielart der Gruppe unterschieden und beschrieben hat, wird der Name Indri als Bezeichnung einer besonderen Sippe gebraucht und mag deshalb auch von uns beibehalten werden.

Die Indris (Lichanotus) vertreten, wenn man so sagen will, die Menschenaffen innerhalb ihrer Familie, gelten auch als die am höchsten entwickelten aller Lemuren. Ihr Kopf ist im Verhältnis zu dem stämmigen Leibe klein oder doch nur mittelgroß und spitzschnäuzig; die Vorderglieder sind nicht viel kürzer als die hinteren, die einen wie die anderen besonders ausgezeichnet durch die Länge der Hände und Füße und ebenso der kräftigen Daumen und Daumenzehen, welche den übrigen, bis zur Mitte durch Bindehaut vereinigten Fingern und Zehen entgegengestellt werden können und mit ihnen wahre Klammerfüße bilden. Der Schwanz erscheint nur als verkümmerter Stummel. Verhältnismäßig kleine Augen und ebenso kleine, fast ganz im Pelze versteckte Ohren, deren Muscheln auf der Innenseite nackt, auf der äußeren dicht behaart sind, tragen zur weiteren Kennzeichnung bei. Der sehr dichte, fast wollige Pelz überkleidet nicht nur den ganzen Leib, sondern auch die Hände und Füße und Finger und Zehen bis zu den Nägeln herab. Das Gebiß besteht aus vier durch eine weite Lücke getrennten oberen, vier dicht zusammenliegenden, schief gestellten langen unteren Schneidezähnen und einem Eckzahne, zwei Lückzähnen und drei vierhöckerigen Mahlzähnen in jedem Kiefer, deren untere größer und stärker als die oberen sind.

Früher kannte man bloß eine einzige Art dieser Sippe, den Indri oder richtiger Babakoto, zu deutsch „Vatersohn" der Madagaschen (Lichanotus brevicaudatus, Lemur Indri, Indris brevicaudatus); neuerdings hat Peters noch eine zweite, wahrscheinlich verschiedene Art aufgestellt. Der Indri erreicht eine Länge von 85 Centim., wovon nur 2,5 Centim. auf den

Schwanz gerechnet werden dürfen. Das fast unbehaarte Gesicht hat dunkel=, im Leben wahrscheinlich bräunlichschwarze Färbung; Kopf einschließlich der Ohren, Schultern, Arme und Hände sind schwarz, Oberrücken und Unterschenkel braun, die Vorderseite der Hinterglieder braunschwarz, Stirn, Schläfe, Kehle, Brust, Halsgegend, Schwanz, Unterseite der Schenkel, Fersen und Seiten weiß. In wiefern sich auch die Färbung des Babakoto verändert, ist zur Zeit noch fraglich; man kennt das Thier bis jetzt noch viel zu wenig, als daß man sagen könnte, ob die Geschlechter oder Alte und Junge durch die Färbung sich unterscheiden.



Kronenindri (Lichanotus mitratus). 1/8 natürl. Größe.

Der Kronenindri (Lichanotus mitratus), die erwähnte zweite Art, möglicherweise nur Spielart des Indri, steht diesem in der Größe wenig nach: seine Länge beträgt 75 Centim., wovon 4,5 Centim. auf den Schwanz kommen. Das Haar ist seidig=wollig, die Färbung außerordentlich schön, obschon grelle Farben nicht vorhanden sind. Die nackte schwarze Schnauze und die sehr schwach mit grauen Haaren bekleideten Wangen werden eingerahmt von einer breiten, fahlgrauen, nach hinten schwarz begrenzten Binde, welche sich über die Stirn und die Gesichtsseiten zieht, an der Kehle vereinigt und das ganze Gesicht umgibt. Unmittelbar an sie schließt sich ein blendend weißer Flecken an, welcher den Scheitel und die äußere Ohrmuschel einnimmt und in den längs der Kopf= und Halsseiten verlaufenden graulichweißen Streifen übergeht. Ohren, Nacken, Schultern, Oberarm, Rücken bis zur Kreuzgegend, Oberbrust und Brustmitte, Vorderseite der Ober= und Innenseite der Unterschenkel bis gegen die Füße hin, Hände und vorderer Theil der Füße sind schwarz, die einzelnen Haare am Grunde grau oder grauschwarz, ein auf dem Unterrücken als Mittelstreifen beginnendes, nach dem Gesäß zu sich verbreiterndes länglich dreieckiges Feld und

die Innenseiten der Arme und Oberschenkel weiß, Gesäß und Schwanz röthlich isabellfarben, die Haare des letzteren an der Spitze aschgrau, Unterarme und Außenseite der Oberschenkel aschgrau, Außenseite der Unterschenkel bis zur Fußmitte, Füße und behaarter Theil der Sohlen lichtgrau.

Die Heimat dieser Art oder Abart fällt mit der des Indri zusammen.

Sonnerat, welcher uns mit dem Babakoto bekannt machte, erzählt, daß dieser wie seine Verwandten, flink und gewandt sich bewege, überaus rasch von einem Baume zum anderen springe, beim Fressen aufrecht wie ein Eichhörnchen sitze und seine hauptsächlich aus Früchten bestehende Nahrung mit den Händen zum Munde führe, eine, dem Weinen eines Kindes gleichende Stimme habe, sehr sanftmüthig, gutartig und deshalb leicht zähmbar sei, in den südlichen Gegenden der Insel von den Eingeborenen aufgezogen und wie unsere Hunde zur Jagd abgerichtet werde. Erst durch Pollen erfahren wir mehr, leider aber nicht das Ergebnis eigener Beobachtungen, sondern nur das durch Hörensagen von ihm Erkundete. „Bis jetzt“, so berichtet unser Forscher, „trifft man diesen großen Lemur nur im Innern der östlichen Theile Madagaskars und zwar ausschließlich im Nordwesten der Insel; wenigstens versicherten mir die Eingeborenen, daß sie ihn nirgends anders gefunden hätten.“ Vinson wurde beim Durchreisen des großen Waldes von Alanamasoatrao zwei Tage lang von dem vereinigten Geschrei der Babakoto's fast betäubt, und bemerkt, daß die Thiere in anscheinend zahlreichen, leider unsichtbaren Banden in den Dickichten des Waldes vereinigt gewesen seien. Die Eingeborenen verehren den Babakoto wie ein übernatürliches Wesen und betrachten ihn als ein heiliges Thier, weil sie glauben, daß ihre Eltern nach dem Tode sich in diese Lemuren verwandeln. Aus diesem Grunde sind sie auch der festen Meinung, daß die Bäume, auf denen Babakotos sich aufhalten, unfehlbare Arzneimittel gegen unheilbare Krankheiten hervorbringen, und tragen Sorge, von einem Baume, auf welchem sich ein Lemur dieser Art bewegt hat, Blätter abzupflücken und aufzunehmen, um sie gelegentlich gegen Krankheiten zu verwenden. Ebenso behaupten die Eingeborenen, daß es sehr gefährlich sei, einen Babakoto mit Lanzen anzugreifen, weil er diese im Fluge aufzufangen wisse, im eigentlichen Sinne des Wortes den Spieß umdrehe und ihn mit größter Sicherheit auf den Angreifer zurückschleudere. Die Weibchen sollen nach einer anderweitigen, allgemein geglaubten Erzählung ihre Jungen sofort nach der Geburt dem auf einem benachbarten Baume sitzenden Männchen zuwerfen und sie von ihm sich wieder zuschleudern lassen, um zu erproben, ob diese ihrer würdig seien oder nicht. Denn wenn sie trotz solcher gefährlichen, ein Dutzend Mal wiederholten Uebungen nicht zu Boden fielen, nähmen die Eltern sie auf und pflegten sie mit größter Sorgfalt, während sie, wenn das Gegentheil der Fall wäre, die Jungen im Stiche ließen und sich gar nicht die Mühe gäben, sie wieder aufzuheben.“ Ich brauche wohl kaum zu versichern, daß solche Erzählungen eben nichts anderes als die große Unkenntnis der Eingeborenen über das Leben und Treiben des seltsamen Thieres beweisen können. „In gewissen Theilen Madagaskars“, fährt Pollen fort, „richtet man den Babakoto zur Vogeljagd ab. Man sagt, daß er hierbei ebenso gute Dienste leiste wie der beste Hund; denn er verschmäht, obgleich er Fruchtfresser ist, keineswegs kleine Vögel und versteht dieselben mit größter Geschicklichkeit zu fangen, um sich einen Leckerbissen von ihm, Vogelgehirn, zu erbeuten.“

So viel mir bekannt, ist der Babakoto oder überhaupt einer der Indri's bis jetzt lebend noch nicht nach Europa gebracht worden. Es muß uns dies um so mehr Wunder nehmen, als doch der erstgenannte auf Madagaskar gewissermaßen zum Hausthiere geworden ist und seine Erhaltung keine Schwierigkeiten haben kann.

*

Die nächsten Verwandten der Indri's, welche wir Schleiermakis (Propithecus) nennen können, unterscheiden sich von diesen vornehmlich durch den mittellangen Schwanz; ihr Leibesbau ist im wesentlichen derselbe, ihr Gebiß zeigt nur unbedeutende Abänderungen. Der Leib ist kräftig, der mittelgroße Kopf gerundet und kurzschnäuzig, die Gliederung der des Indri sehr ähnlich,

namentlich was das Verhältnis der Arme zu den Beinen und die Länge und Stärke der Daumen und Daumenzehen im Vergleiche zu den übrigen Fingern und Zehen anlangt.

Der **Fließmaki** (Propithecus diadema, Habrocebus, Macromerus diadema) erreicht eine Länge von ungefähr 1 Meter, wovon ungefähr 4,5 Centim. auf den Schwanz gerechnet werden müssen. Die schwachbehaarte Schnauze ist schwarz, eine brillenartige Stelle, welche die Augen umgibt und den oberen Theil der Nase einnimmt, eine breite Stirnbinde, Wangen, Gurgel und Kehle sind weiß, Oberkopf und Nacken sowie die Hände auf dem Rücken schwarz, die einzelnen Haare silbergrau an der Wurzel und schwarz an der Spitze, die des Nackens und Oberrückens lichter als die des Kopfes, wodurch eine schwarze Sprenkelung gebildet wird, die übrigen Theile des Leibes rostgelblichweiß, Gesäß und Schwanzwurzel rostweiß. Weibliche Fließmakis sind gelblichweiß gefärbt, in der Lendengegend und den Weichen grau, im Gesichte bis auf einen kleinen hellen Nasenfleck schwarz.

Ueber die Lebensweise des schönen Geschöpfes wissen wir noch gar nichts, kennen noch nicht einmal diejenigen Provinzen seiner heimatlichen Insel, in denen es vorkommt.

*

Der Name **Maki** soll ein Klangbild des Geschreies der arten- und zahlreichsten Sippe unserer Familie sein, welcher die wissenschaftliche Bezeichnung Lemur geblieben ist. Vor fast allen Verwandten zeichnen sich die Makis aus durch gestreckten Fuchskopf mit mäßig großen Augen und mittellangen, stets reichlich, oft buschig behaarten Ohren, wohlgebildete, unter sich fast gleich lange Gliedmaßen, deren Hände und Füße auf der Oberseite eine schwache, nicht pelzige Behaarung zeigen, mehr als körperlangen Schwanz und sehr weichen, feinen, ausnahmsweise auch wohl wolligen Pelz. Die beiden oberen, stumpfkronigen Schneidezähne sind in der Regel klein, die drei unteren schmalen und zugespitzten dagegen lang und fast wagerecht gestellt, die scharfspitzigen kantigen Eckzähne seitlich zusammengedrückt, die Kronen der drei oberen Lückzähne dreiseitig, die drei unteren Mahlzähne undeutlich vierhöckerig und von vorn nach hinten an Größe abnehmend. In dem gestreckten, hinten gewölbten Schädel fällt der Schnauzentheil durch seine Länge auf. Das Gerippe zählt außer den Halswirbeln 10 Rücken-, 9 oder 10 Lenden-, 2 bis 4 Kreuz- und 22 bis 29 Schwanzwirbel und enthält 8 Paare wahrer und 4 Paare falscher, schmaler, kantiger Rippen. Unter den Weichtheilen verdient Erwähnung, daß der Magen einen großen Blindsack besitzt und der Blinddarm eine ansehnliche Größe erlangt.

Man hat viele Arten der Gruppe unterschieden, die neuzeitliche Forschung aber gelehrt, daß mehrere von diesen nur geschlechtliche Verschiedenheiten oder Spielarten anderer darstellen.

Erst durch **Pollens** treffliche Beobachtungen haben wir ein einigermaßen ausführliches Bild der freilebenden Maki's erhalten. Alle Arten der Sippe bewohnen die Waldungen Madagaskars und der Nachbareilande, bei Tage im tiefsten Dickicht der Waldungen sich aufhaltend, nachts unter lebhaften Bewegungen und lautem Geschrei ihrer Nahrung nachgehend. Ein von dem erwähnten Naturforscher beobachteter Maki, welcher Mayotte bewohnt (Lemur mayottensis), mag uns im allgemeinen mit dem Leben und Treiben seiner Verwandtschaft bekannt machen. Die Thiere leben in ansehnlichen Banden von sechs bis zwölf Stücken in den Urwaldungen der Insel, hauptsächlich von den Früchten wilder Dattelbäume sich nährend und ihnen zu Liebe von einem Theile des Waldes zum anderen wandernd. Man beobachtet sie ebenso wohl bei Tage als während der Nacht, in der Regel auf Bäumen, von denen sie jedoch von Zeit zu Zeit herabsteigen, um zu Boden gefallene Früchte aufzulesen. Kaum ist die Sonne niedergegangen, so vernimmt man ihr klägliches Geschrei, welches gewöhnlich von der ganzen Bande gleichzeitig ausgestoßen wird. Ihre Bewegungen sind wie die der Verwandten außerordentlich leicht, behend und gewandt: einmal munter geworden, durchfliegen sie förmlich die Baumkronen und führen dabei von einem Zweige zum anderen Sätze von überraschender Weite aus. Von Hunden verfolgt, flüchten sie sich in die höchsten Wipfel der

Bäume, heften ihre Augen auf den Feind, wiegen ihren Schwanz hin und her und knurren und grunzen dabei; sobald sie aber des Jägers ansichtig werden, flüchten sie eiligst dem Walde zu und machen es jetzt außerordentlich schwer, ihnen zu folgen oder sie zu erlegen. Verwundete vertheidigen sich wüthend gegen die Hunde, springen ihnen, wie Pollen selbst beobachtete, auf den Rücken und beißen sich in den Ohren oder in dem Halse fest. Auf Mayotte verwendet man zur Jagd gewöhnlich Bauernspitze, welche durch Bellen anzeigen, daß sie einen Maki gefunden haben, und gleichzeitig mit den Vorderbeinen an dem Baume, auf welchem der Halbaffe sitzt, emporspringen. Letzterer wendet dann seine Aufmerksamkeit mehr den Hunden als dem Jäger zu, und ermöglicht es diesem dadurch, sich zu nähern. Die Jagd selbst gewährt Vergnügen, ist aber in hohem Grade anstrengend, wahrscheinlich der Beschaffenheit der Waldungen wegen. Das Fleisch, welches im Geschmacke an das der Kaninchen erinnert, gilt als sehr wohlschmeckend und wird Anlaß zu lebhafter Verfolgung der sonst harmlosen Thiere, deren Verwandte auf anderen Inseln als unverletzbar angesehen werden.

Hinsichtlich der geistigen Fähigkeiten erheben sich die Makis nicht über ihre Verwandten; dennoch ist ihr Wesen angenehm. Gewöhnlich zeigen sie sich sanft und friedlich; einzelne sind aber auch störrisch, wild und bissig. Sie lassen sich sehr gern schmeicheln, geben aber keine besondere Zuneigung gegen ihren Wärter kund, sondern sind entweder gegen Alle gleich gut oder gegen Alle gleich ungezogen.

Manche Arten kommen öfters nach Europa, dauern auch lange in Gefangenschaft aus. Dies bewies z. B. ein Vari, welcher neunzehn Jahre in Paris lebte. In den meisten Fällen werden sie bald zahm und gemüthlich. Auch lassen sie sich sehr leicht erhalten, denn sie gewöhnen sich rasch an allerlei Speisen. Ihre Nahrung nehmen sie gewöhnlich mit den Vorderhänden auf und führen sie dann zum Maule, heben das Futter aber auch gleich mit diesem auf. Wenn sie sich wohl befinden, knurren sie behaglich; gewöhnlich singen sie sich selbst in dieser Weise in den Schlaf.

Buffon besaß einen männlichen Maki, welcher durch seine raschen, gewandten und zierlichen Bewegungen erfreute, durch seine Unreinlichkeit und seinen Muthwillen aber oft ebenso lästig wurde. Er lief nicht selten in die Nachbarhäuser, stahl dort Obst, Zucker und dergleichen, öffnete auch, als echter Spitzbube, unter Umständen Thüren und Deckel von Schränken und Kisten. Man mußte ihn anbinden, und wenn er entwischt war, hatte man seine große Noth, ihn wieder zu fangen; denn er biß dann selbst diejenigen, welche er genau kannte und sonst zu lieben schien. Sehr gern leckte er die Hand seines Pflegers; wenn aber seine Zunge, rauh, wie die einer Katze, die Oberhaut der Hand geröthet hatte, biß er plötzlich, anstatt weiter zu lecken. Er murmelte beständig, ließ man ihn jedoch allein, dann schien er Langeweile zu haben und drückte dies durch froschartiges Quaken aus. Vor Kälte und Nässe fürchtete er sich ungemein und blieb deshalb während des Winters immer in der Nähe des Feuers, stellte sich auch öfters aufrecht, um sich besser zu erwärmen.

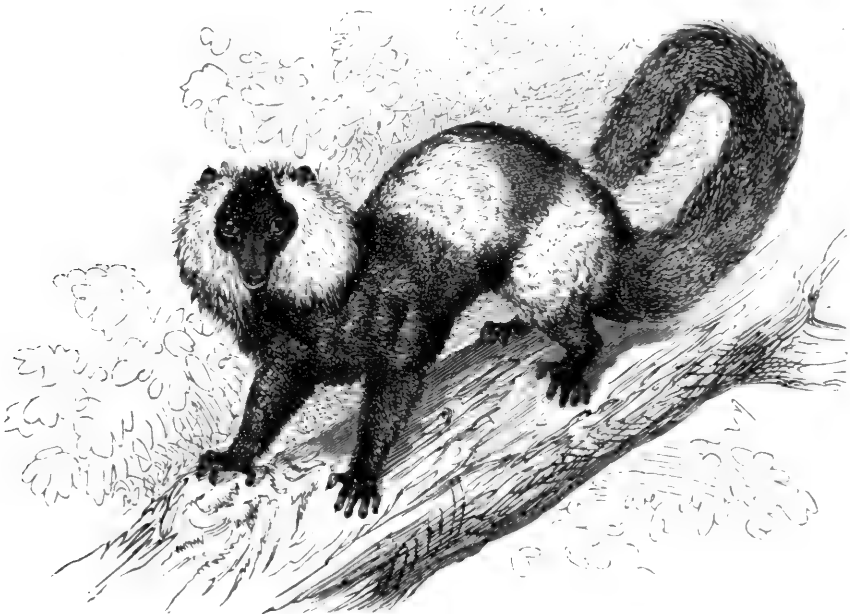
Der Maki, welcher so lange in Paris lebte, liebte das Feuer in demselben Grade und setzte sich regelmäßig in unmittelbare Nähe des Kamins; ja der arme frostige Südländer hielt nicht bloß die Hände, sondern auch sein Gesicht so nahe an die Flamme, daß er sich mehr als einmal den Schnurrbart verbrannte. Im Gegensatze zu dem oben erwähnten, war er reinlich, glänzte am ganzen Leibe und hütete sich sorgfältig, seinen Pelz zu beschmutzen. Außerdem war er ebenso lebendig und beweglich wie neugierig. Er untersuchte alles und jedes, warf es aber dabei entweder um oder zerriß und zerstreute es. Seine Freundlichkeit erzeigte er allen Personen, welche ihm schmeichelten, und auch ganz Fremden sprang er ohne alle Umstände in den Schoß. Gegen Abend hüpfte oder tanzte er wohl ein halbe Stunde lang ziemlich taktmäßig auf und nieder; dann legte er sich auf ein Bret über der Thüre und spann sich in Schlaf. In seiner Jugend fraß er alles Genießbare und trank auch Wein; in seinem Alter wurde er wählerischer und damit verständiger und stiller.

Von den weißstirnigen Makis besaß man zu Paris ein Paar, welches sich sehr lieb gewann und schließlich begattete. Nach viermonatlicher Trächtigkeit warf das Weibchen ein Junges von Rattengröße, welches mit offenen Augen zur Welt kam. Das Thierchen klammerte sich sogleich an die Mutter und zwar quer über den Unterleib. Die Mutter zog die Schenkel so in die Höhe,

daß sie es fast ganz bedeckte und vor den Blicken verbarg. Wenn sich Menschen näherten, drehte sie denselben immer den Rücken zu, damit ihr Kind nicht gesehen werden solle. Sie war außerordentlich zahm gewesen; nachdem sie aber das Junge erhalten hatte, drohte sie Jedermann, der sich ihr nähern wollte, mit den Zähnen. Sechs Wochen nach seiner Geburt hatte das Thierchen schon ganz den Pelz und die Färbung wie seine Mutter. Um diese Zeit fing es auch an, die ihm hingestellte Nahrung zu versuchen: aber erst im sechsten Monat seines Alters entwöhnte es sich.

Ein Vari des Pflanzengartens lebte mit einem seiner Gattungsverwandten lange Zeit ganz friedlich in einem Käfige, bis man beide zufällig an einen anderen Ort brachte. Hier änderte sich die Sache: der starke Vari tödtete seinen Gefährten in der ersten Nacht.

Das Nachfolgende wird vorstehende Mittheilungen noch hier und da ergänzen.



Vari (Lemur varius). 1/7 natürl. Größe.

Zu denjenigen Arten, welche einfarbigen Schwanz und im dichten Wollhaar versteckte und mit diesem besetzte Ohren haben, gehört der Vari (Lemur varius), eine der größeren Arten der Sippe. Seine Länge beträgt ungefähr 90 Centim., wovon etwas mehr noch als die Hälfte, 48 bis 50 Centim. nämlich, auf den Schwanz kommen. Der reichliche, an Kopf und an den Halsseiten besonders verlängerte Pelz ist großfleckig schwarz und weiß, aber ebenso ungleichartig als unregelmäßig gezeichnet, so daß eben nur das allgemeine Gepräge hervortritt, während bei diesem Stücke das Schwarz, bei jenem das Weiß überwiegt. Einzelne sind fast ganz schwarz, andere fast ganz weiß; bei manchen ist der halbe Rücken oder mehr weiß und der Bauch schwarz; bei anderen verhält es sich umgekehrt. Gesicht, Schwanz und Vorderglieder haben gewöhnliche schwarze, die Wangen und Ohrgegend meist weiße Färbung. Etwas Genaueres läßt sich über die Farbenvertheilung nicht sagen. Pollen ist der Ansicht, daß auch der Fuchsmaki (Lemur ruber), welcher mit dem Vari dieselben Oertlichkeiten bewohnt und in denselben Trupps umherschweift, nichts anderes als eine Spielart des letzteren ist.

„Bis jetzt", bemerkt Pollen, „hat man den Vari nur in den Waldungen des Innern der Insel Madagaskar beobachtet, d. h. also in den Landstrecken, welche sich zwischen Tintinge, Tamatawe und Antananariwo ausdehnen. Auch ihn findet man in großen Gesellschaften, welche sich von Früchten ernähren. Ein wildes, scheues Wesen zeichnet ihn aus. Seine Stimme ist außerordentlich stark

und auf weithin hörbar; das Grunzen des Thieres, welches stets gemeinschaftlich ausgeführt wird, erinnert an das Löwengebrüll und klingt so schauerlich, daß man unwillkürlich zittert, wenn man es zum ersten Male vernimmt. Im übrigen unterscheidet sich die Lebensweise, so viel bis jetzt bekannt, nicht von der verwandter Arten."

Unter diesen mag zunächst der Akumba der Antanuaren und Sakalaven, unser Mohrenmaki (Lemur macaco, L. niger, L. leucomystax), erwähnt sein, weil gerade er uns neuerdings belehrt hat, wie außerordentlich verschieden die beiden Geschlechter einer und derselben Makiart sein können. Das Männchen, welchem der Name Mohrenmaki (Lemur niger) zuertheilt wurde, ist mehr oder weniger reinschwarz, nur bei einzelnen Stücken und zwar vorzugsweise auf den Rumpfseiten und an den Gliedern rothbraun überflogen oder aber am Schwanze mit einigen weißlichen Haaren zwischen schwarzen gezeichnet; das Weibchen dagegen, welches von Bartlett unter dem Namen Weißbartmaki (Lemur leucomystax) als besondere Art aufgestellt wurde, ändert mehr oder weniger ab, obwohl auf der Oberseite ein bald helleres, bald dunkleres, auf der Rückenmitte zuweilen in Purpurrothbraun übergehendes Rostfarb vorherrscht, und Wangen, Füße und Schwanz in der Regel weißlich und nur ausnahmsweise rostfarben aussehen. Auch zeigt der Oberkopf, welcher bei den meisten Stücken weiß gefärbt ist, nicht selten einen grauen oder schwärzlichen Anflug, welcher unter Umständen sehr lebhaft werden kann, und lichtet ein großer, schwarzer Fleck am Hinterkopfe manchmal sich bis zu Rostgelb. Der Augenstern ist bei beiden Geschlechtern bräunlich orangefarben. Die Größe des Thieres kommt der der Verwandten ungefähr gleich.

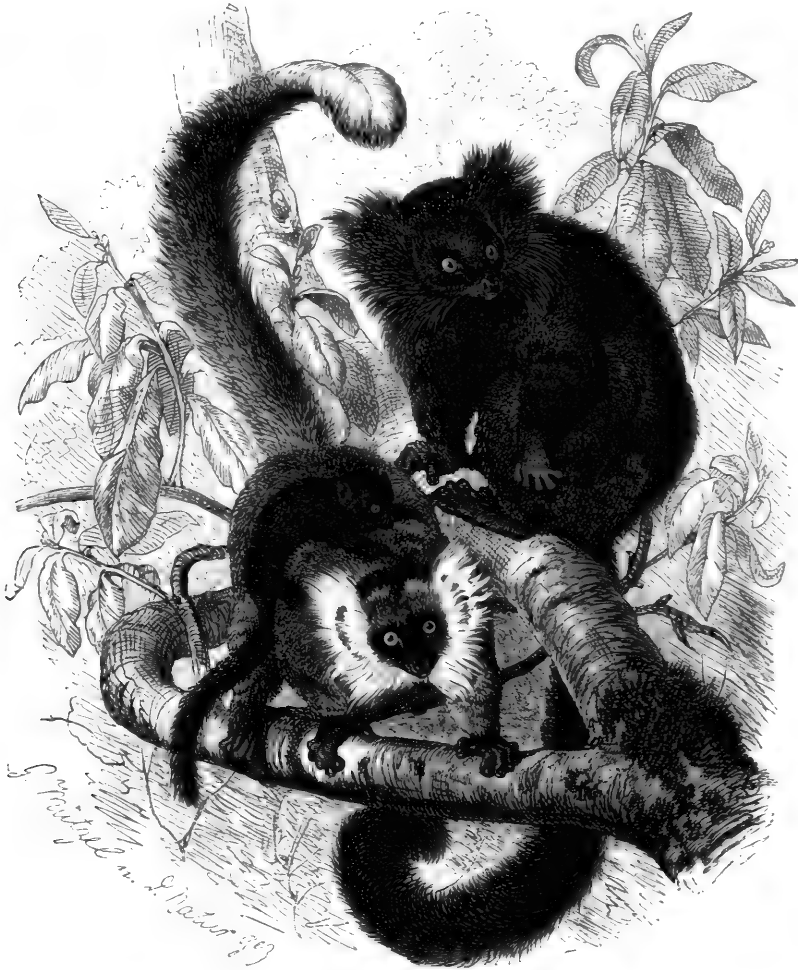
Lange bevor Pollen uns über das Freileben des Akumba Bericht erstattete, kannten wir das Thier durch die Gefangenschaft, und zwar beide Geschlechter; ich meinestheils hatte auch bereits erkundet, daß Mohren- und Weißbartmaki einer und derselben Art angehörten. Pollens Beobachtungen stellten die Sache außer allen Zweifel, da er genau dasselbe wie ich erfuhr.

Der Akumba bewohnt die Waldungen, welche sich zwischen der Bai Diego-Juarez und der Bai von Bombedok ausdehnen, ebenso auch den Wald von Lukube auf der Insel Nossi-Bé, aber fast ausschließlich nur die höchsten Bäume der undurchdringlichsten Dickichte. Nach Art seiner Verwandten zu Banden vereinigt, durchstreift er sein Gebiet während der Nacht, läßt aber bereits in den Abendstunden sein wirklich furchtbares, gemeinschaftlich hervorgebrachtes Geschrei vernehmen. Zuweilen, namentlich beim Anblicke Bedenken erregender Gegenstände, wird das Geschrei durch ein Grunzen unterbrochen. Die Beweglichkeit, welche diese Makis beim Springen von einem Stamme zum anderen zeigen, grenzt ans Unglaubliche. Mann kann ihnen buchstäblich kaum mit den Augen folgen, und es ist viel leichter, einen Vogel im Fluge als sie im Sprunge zu erlegen. Dabei haben sie die Gewohnheit, verfolgt, sich plötzlich aus der Höhe der Wipfel herab in das Unterholz fallen zu lassen; der Jäger aber, welcher glaubt, daß sie todt sind, wird sehr bald enttäuscht, wenn er sie in beträchtlicher Entfernung an anderen Bäumen wieder emporklimmen sieht. Aus diesem Grunde wird ihre Jagd in hohem Grade erschwert. Jung aufgezogen zeigen sie sich sanft und zutraulich, setzen sich auf die Schulter ihres Gebieters und gewöhnen sich an alle Nahrung, welche man ihnen bietet. Vom Hause aus Fruchtfresser, und während ihres Freilebens hauptsächlich mit Bananen sich ernährend, verschmähen sie doch das Gehirn eines Vogels nicht und saugen dasselbe regelmäßig aus dem von ihnen zerbissenen Schädel.

In gewissen Gegenden Madagaskars ist es verboten, Makis zu tödten oder sie lebend oder todt zu bewahren. Jedesmal, wenn Pollen die Insel Nossi-Falie besuchte, versicherte man sich seitens der Eingeborenen, ob er nicht etwa Makis bei sich führe, weil diese nach jener Meinung das Eiland entheiligen. Einmal geschah es unserem Gewährsmanne, daß er, von der Jagd heimkehrend, gezwungen wurde, seine Beute nach einer Ortschaft der Insel Madagaskar selbst zu bringen, bevor er seinen Fuß auf Nossi-Falie setzen durfte, und zwar verlangte man dies einzig und allein deshalb, um die Bewohner der „heiligen Insel" vor Unglück zu bewahren. Im zoologischen Garten der Akli-

matisationsgesellschaft auf Réunion sah Pollen ein Männchen und zwei Weibchen des Mohrenmaki und mehrere kleine männliche Junge, welche bereits vollständig das Kleid des alten Männchens trugen. Auch kennen die Bewohner Madagaskars den Unterschied der Geschlechter sehr gut.

Ich vermag vorstehende Angaben nach eigener Erfahrung zu vervollständigen. Unter einer Thiersendung, welche ich erhielt, befanden sich zwei lebende Mohrenmakis, ein Männchen und ein



Mohrenmaki (Lemur macaco). 1/6 natürl. Größe.

Weibchen, welche in warmer Freundschaft zu leben schienen und deshalb von mir nicht getrennt wurden. Es waren die ersten Makis, welche ich selbst pflegte und ausführlich beobachten konnte. Zunächst erfuhr ich, daß die Thiere keineswegs in dem Grade Fleisch- und Kerbthierfresser sind, als man bis jetzt angenommen hatte. Ich bot meinen Gefangenen rohes und gekochtes Fleisch, Mäuse, Sperlinge und Eier. Sie fraßen von allem, ohne jedoch irgend welche Gier an den Tag zu legen. Auch von dem Inhalte roher Eier leckten sie eben nur. Ueber Sperlinge fielen sie mit einer gewissen Eilfertigkeit her; eigentlich gierig aber zeigten sie sich auch nicht. Nur Fliegen jagten sie mit einer gewissen Leidenschaft und fingen solche außerordentlich geschickt. Dagegen waren Früchte aller Art ersichtlich die ihnen am besten zusagende Speise: sie fraßen alle Obstsorten, gekochten Reis, gekochte Kartoffeln, nebenbei auch Milchbrod.

Ende März wurde von dem Weibchen, mir unerwartet, ein Junges geboren. Von der Trächtigkeit der Alten war nichts bemerkt worden; daß sie sich einige Tage vor der Geburt die Brüste drückte, hatte ich nicht beachtet. Das Junge kam mit offenen Augen zur Welt und zeigte vom ersten Tage an eine verhältnismäßig große Selbständigkeit. Die Mutter legte es, sobald sie es rein geleckt hatte, mit großer Zärtlichkeit an die Brust, unterstützte es anfänglich auch beim Saugen; schon wenige Tage später aber behalf es sich selbst. Doch bekundete die Alte noch immer die größte Fürsorge für das Kleine, deckte es mit dem Schwanze zu, kauerte sich zusammen und



Mongoz (Lemur Mongoz). 1/7 natürl. Größe.

verbarg es so meist dem Auge des Beschauers. Dabei bethätigte sie jedoch fortwährend Sehnsucht nach ihrem Gatten, welchen ich aus Vorsorge von ihr getrennt und in einem Nachbarkäfige untergebracht hatte, unterhielt sich mit ihm durch einen Spalt, knurrte behaglich, sobald er sich regte, und achtete überhaupt auf jede Bewegung desselben.

Im Verlaufe des ersten Monats entwickelte sich das Junge sehr schnell. Anfänglich klammerte es sich nicht, wie die meisten jungen Affen, an der Brust und dem Bauche, sondern mehr an der Seite seiner Mutter an; später kletterte es oft an den Schenkeln auf und nieder, längs der Seite hin oder auf den Rücken, verbarg sich halb und halb zwischen dem Felle und lugte mit seinen klugen Augen traulich von da ins Weite. Nach etwa Monatsfrist war es so weit gediehen, daß es seinen ersten Ausflug unternehmen, d. h. seine Mutter verlassen und auf dem Gezweige des Käfigs umherklettern konnte. Gleich nach seiner Geburt fiel mir auf, daß es dem Vater vollständig glich, d. h. nicht das geringste Zeichen einer Mittelfärbung, wie sie Blendlingen eigen ist, wahrnehmen ließ. Erst hierdurch wurde ich veranlaßt, meine Makis zu untersuchen und fand, daß alle Mohrenmakis, welche ich pflegte, Männchen, alle Weißbartmakis dagegen Weibchen waren. Anfragen in den verschiedenen Thiergärten, namentlich in London, Köln, Rotterdam und bei einem Bekannten in Sansibar bestätigten das von mir gewonnene Ergebnis, und so wurde die Vermuthung, daß beide Thiere nur verschiedene Geschlechter einer und derselben Art seien, für mich zur Gewißheit.

Zur Vervollständigung des Gesagten will ich noch zweier Arten gedenken, welche ebenfalls dann und wann lebend in unsere Käfige gelangen. Der erste ist der Mongoz (Lemur Mongoz, L. nigrifrons), eine der gewöhnlichsten Erscheinungen in unseren Thiergärten. In der Größe gibt er dem Verwandten wenig nach; seine Länge beträgt etwa 95 Centim., wovon ungefähr die Hälfte auf den Schwanz kommt. Die Färbung des Pelzes, welche oben dunkelaschgrau aussieht, da die Haare schwarz und weiß geringelt sind, geht auf dem Kopfe in Grauschwarz, auf dem Unterrücken und den Außenschenkeln in Lichtbräunlich über. Ein Streifen am Unterhalse bis zu den Ohren hinauf wie die Innenseite der Gliedmaßen ist weiß, der Bauch lichtröthlichgelb, das Gesicht wie gewöhnlich schwarz, das Auge bräunlich. Auch bei dieser Art hat man Abweichungen in der Färbung beobachtet; doch schwankt die letztere nicht in dem Grade wie bei den vorher genannten.



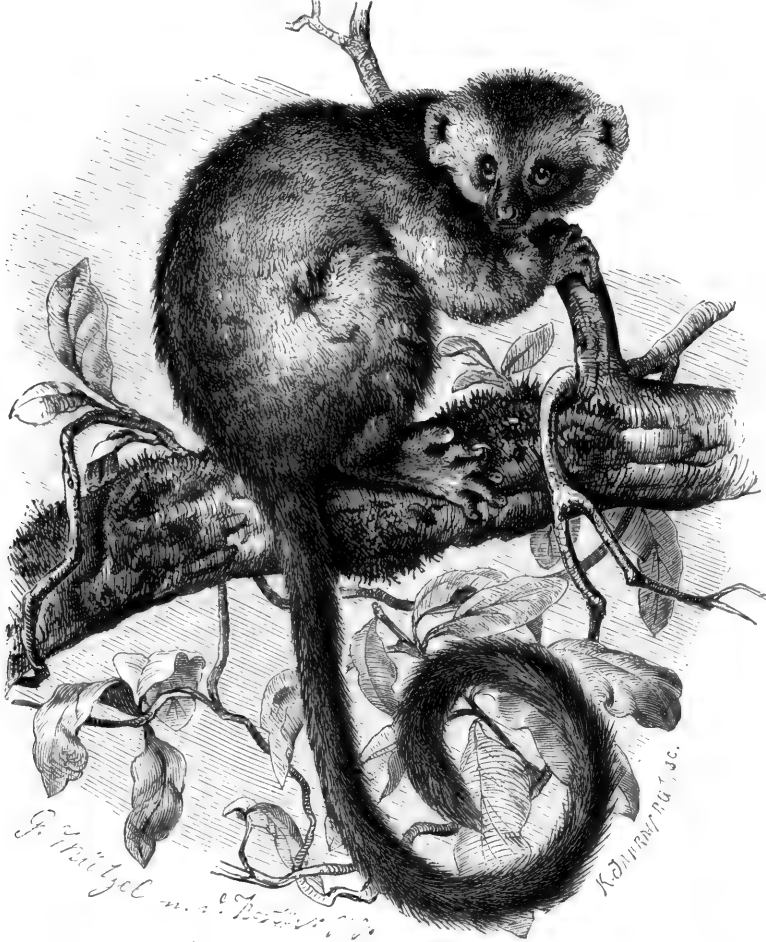
Katta (Lemur Catta). 1/7 natürl. Größe.

Ueber das Freileben kenne ich keinen eingehenden Bericht; gefangene Mongoz betragen sich im wesentlichen genau wie die verwandten Arten.

Unter diesen fällt noch eine Art, der Katta (Lemur Catta), durch die Zierlichkeit seiner Gestalt, die Schönheit seiner Färbung und den geringelten, mehr als leibeslangen Schwanz sowie die verhältnismäßig großen Augen besonders auf. In der Größe steht er hinter den Verwandten etwas zurück; seine Gesammtlänge beträgt ungefähr 85, höchstens 90 Centim., wovon 35 bis 40 auf den Leib, das Uebrige auf den Schwanz kommt. Der dichte, feine, weiche und etwas wollige Pelz ist grau, bald mehr ins Aschfarbene, bald mehr ins Rostrothe ziehend; Gesicht, Ohren und Unterseite haben weißliche, ein großer runder Augenfleck und die Schnauze schwarze Färbung. Beide Geschlechter scheinen sich nicht zu unterscheiden.

Der Katta, welcher mit keinem anderen Maki verwechselt werden kann, bewohnt nach Pollen die Waldungen im Südwesten Madagaskars und ist, so viel bis jetzt bekannt, in keinem anderen Theile der Insel beobachtet worden. Wie seine Verwandten in beträchtlichen Banden lebend und in seinem Auftreten diesen gleichend, thut er sich höchstens durch Zierlichkeit und unglaubliche Beweglichkeit hervor. Laut Pollen springt er mit ebenso viel Anmuth von Baum zu Baume und läßt in gewissen Pausen einen Schrei vernehmen, welcher nicht entfernt die Stärke

von dem anderer Maki's hat und mehr an das Miauen unserer Hauskatze erinnert. Gefangene befreunden sich in sehr kurzer Zeit mit ihrem Gebieter; so wenigstens erfuhr Pollen von einem jungen Katta, welcher im Besitze des Quartiermeisters einer französischen Korvette sich befand und seinem Herrn in so hohem Grade zugethan war, daß er ihn unter allem Schiffsvolk und den Reisenden sofort erkannte. Das Thierchen spielte gern mit den Schiffsjungen, mit einem Hunde,



Halbmaki (Hapalemur griseus). 1/4 natürl. Größe.

welcher sich an Bord befand, hätschelte in einer ganz eigenthümlichen Weise den kleinen Affen eines Matrosen, als ob dieser sein Kind gewesen wäre, vergnügte sich zuweilen aber auch, die Hühner, welche in die Nähe seines Käfigs kamen, am Schwanze zu zerren, bis sie schrieen, und saß manchmal mit ausgestreckten Armen regungslos auf einer und derselben Stelle, die Augen auf die aufgehende Sonne geheftet. Ich habe nur ein einziges Mal gefangene Katzenmakis gesehen, nicht aber Gelegenheit gehabt, sie zu beobachten, und bin daher nicht im Stande, Pollens Angaben irgend etwas hinzuzufügen.

*

Die Halbmakis (Hapalemur) unterscheiden sich von den bisher genannten durch ihren schlanken, marderartigen Leib mit ziemlich kurzen, unter sich nicht wesentlich verschiedenen Gliedmaßen und fast leibeslangem Schwanze. Der Kopf ist rund und spitzschnäuzig, hat kleine Augen

und breite, aber sehr kurze, fast ganz im Pelze versteckte, innen und außen dicht behaarte Ohren. Hände und Füße haben schlanke Finger und Zehen, kurze Daumen und mäßig lange Daumenzehen. Das Gebiß besteht wie bei den Makis aus 36 Zähnen und zeichnet sich besonders dadurch aus, daß die beiden oberen inneren Schneidezähne vor den äußeren stehen.

Der wollige Pelz der einzigen bis jetzt bekannten Art der Sippe (Hapalemur griseus, Lemur griseus, Hapalemur olivaceus) hat olivenbräunliche Färbung, welche bei einzelnen Stücken ins Gilbliche, bei anderen ins Rothe übergeht und an den Kopfseiten gewöhnlich am lebhaftesten zu sein pflegt; die Unterseite ist grauer als die Oberseite, der Bauch rostfahl, der Schwanz fahlgrau, der Augenstern braun. Hand- und Fußrücken sind bis zu den Nägeln herab mit spärlichen Haaren bekleidet. Die Länge beträgt 60 bis 65 Centim., wovon 35 auf den Schwanz fallen.

Der Halbmaki, von den Malgaschen des Nordwestens der Insel Bokombul genannt, bewohnt vorzugsweise Bambuswaldungen. In solchen fand ihn Pollen einige Tagereisen von der Küste an den Ufern des Ambassuanaflusses. „Die Eingeborenen", so berichtet er, „hatten mir so oft von dem Thiere erzählt, daß ich es mir nicht versagen konnte, jene Waldungen zu besuchen, um es selbst zu beobachten. Als ich meine Absicht den Führern kund gab, machten sie tausend Schwierigkeiten, behaupteten, daß es für einen Weißen gefährlich wäre, in den Bambuswaldungen zu jagen, welche seine Kleider bei jedem Schritte zerrissen und seine Glieder verwundeten, daß die Aufenthaltsorte der Thiere zu entfernt seien, ich unterwegs krank werden könne ꝛc., und es gelang mir erst, nachdem ich verschiedene kleine Geschenke gespendet hatte, sie zu überreden. Nach einem sehr beschwerlichen Wege von mehreren Stunden kamen wir zu einem dichten Bambuswalde, in welchem es mir glückte, mehrere dieser Thiere zu erlegen. Die Jagd ist aber in der That außerordentlich schwierig. Man ist genöthigt, der Länge nach auf dem Boden fortzukriechen und wird von den schneidigen Bambusblättern ununterbrochen verwundet.

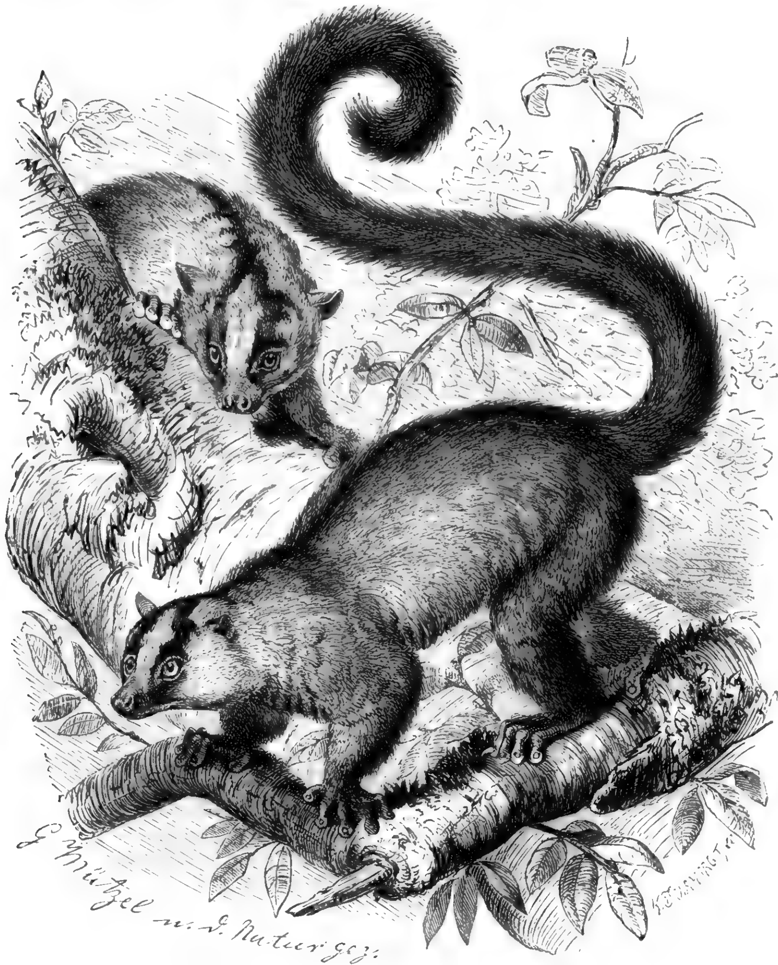
„Während des Tages schläft der Bokombul auf den höchsten Bambusstengeln mit gekrümmtem Rücken, den Kopf zwischen den Schenkeln verborgen und den Schwanz über den Rücken gelegt. Obgleich er eine vollkommen nächtliche Lebensweise führt, nimmt er doch bei Tage seine Feinde wahr und es gelingt ihm sehr oft, dem Jäger zu entkommen. Seine Nahrung besteht in Bambusblättern; wenigstens fand ich seinen Magen mit diesem Stoffe vollgefüllt. Während des Tages faul und träge, entfaltete er des Nachts eine unglaubliche Thätigkeit und Behendigkeit. Seine Stimme besteht in einem schwachen, an das des Schweines erinnernden aber viel weniger lauten Grunzen. Wie es scheint, bringt er seine Jungen im Monate December oder Januar zur Welt. Ich habe eines dieser Thiere mehrere Monate in Gefangenschaft gehalten, mit Bananen, Mangos und gekochtem Reis ernährt, dabei aber gefunden, daß er den letzteren bloß bei dem größten Hunger annahm. Mein Gefangener hatte die üble Angewohnheit, sich seinen Schwanz zu benagen, wie dies gefangene Affen zuweilen zu thun pflegen. Wenn man ihm den Finger zeigte, gerieth er in Wuth, zeigte seine Zähne und ließ ein oft wiederholtes Grunzen vernehmen."

*

Die nächstverwandte Sippe wird gebildet durch die Katzenmakis (Chirogaleus), Halbaffen, welche im wesentlichen denselben Leibesbau wie die Halbmakis haben und mit den nächstfolgenden Sippen Uebergangsglieder von den echten Makis zu den Galagos zu bilden scheinen. Der schlanke Leib hat einen kleinen, gestreckten, ziemlich spitzschnäuzigen Kopf, kurze Vorder-, mittellange Hinterglieder und einen mehr als leibeslangen Schwanz. Die Augen sind mittelgroß, die mäßig großen Ohren ganz nackt. Der weiße Pelz, welcher Gesicht und Hände spärlich bekleidet, am Schwanze dagegen sich sehr entwickelt, ist etwas wollig. Die oberen Schneidezähne sind durch eine Lücke getrennt, stehen aber in einer Reihe; die übrigen Zähne bieten nichts besonders Auffallendes.

Der bekannteste Vertreter der Sippe, von den Eingeborenen Waluwy genannt (Chirogaleus furcifer, Lepilemur, Microcebus furcifer), kommt dem Halbmaki an Größe ungefähr

gleich: seine Gesammtlänge beträgt 65 bis 70, die Schwanzlänge 33 bis 40 Centim. Ein hellbräunliches Fahlgrau ist die vorherrschende Färbung der Oberseite, ein scharf abgeschnittenes Lichtfahlgrau die der Unterseite; die Kopf- und Halsseiten spielen ins Röthliche; ein auf den Wangen beginnender, die Augen einschließender, auf der Stirnmitte eine Blässe freilassender, auf dem Oberkopfe sich vereinigender und von hier aus über den Nacken und die Rückenmitte bis gegen den Schwanz hin verlaufender Streifen ist schwarz, letzterer an der Wurzel grau, gegen die Spitze hin schwarz; das Auge hat schwarze Iris.



Katzenmaki (Chirogaleus furcifer). ¼ natürl. Größe.

Der Katzenmaki findet sich, laut Pollen, sehr häufig in den Waldungen der Westseite Madagaskars, scheint aber auch hier und da in den östlichen Gebieten vorzukommen. „Erst mit Einbruch der Nacht verläßt er sein Versteck, in welchem er den Tag verschlafen hat. Zu solchen Versteckplätzen wählt er am liebsten Baumhöhlen mit zwei Oeffnungen, manchmal auch solche, welche gleichzeitig von Bienen bewohnt werden, in welchem Falle er sein Nest durch einen Haufen von Stroh und trockenen Blättern gegen die Kerbthiere abschließt. Die Eingeborenen glauben, daß er deshalb mit Vorliebe die Gesellschaft der Bienen aufsuche, weil er ein leidenschaftlicher Freund des Honigs sei. Ich beobachtete diese niedlichen Halbaffen während der Nacht. Sie sind viel munterer und behender als die Makis und machen außerordentlich weite Sätze. Das Geschrei,

thieres wahrnimmt und davon erweckt wird. Kerfe und kleine Vögel versteht er meisterhaft zu beschleichen und mit einem einzigen, blitzschnellen Griffe zu erhaschen. Seine gewöhnliche Stimme besteht in einem sanften Pfeifen, welches abändert, je nachdem es Vergnügen, Schmerz, Aerger oder Ungeduld ausdrücken soll; im Zorne läßt er durchdringende Töne vernehmen.

Bei den Eingeborenen Javas steht der „Muka" (das Gesicht), wie sie den Plumplori nennen, in sehr schlechtem Rufe. Seine Anwesenheit, so glaubt man, bringt Gefahr, Krankheit, Tod oder sonstiges Unglück, und deshalb meidet jeder das Thier, so viel er kann. „Als ich einen solchen Gast in meinem Hause unterbrachte", schreibt mir Haßkarl, dem ich vorstehende Angaben verdanke,



Plumplori (Stenops tardigradus). ⅔ natürl. Größe.

„wurde ich allgemein gewarnt und mir verschiedenartige Gefahren in Aussicht gestellt. Ich hielt auch meinen Lori nicht lange am Leben; wahrscheinlich wurde er von Inländern, nämlich meiner Hausbedienung, welche sich entsetzlich vor ihm fürchteten, und denen der widerliche Geruch überaus unangenehm war, durch ein oder das andere Mittel getödtet.

„Gefangene Tevangs sind still, geduldig und schwermüthig. Sie ruhen den ganzen Tag über in kauernder Stellung und stützen den Kopf auf ihre zusammengelegten Hände. Der eine war anfangs mit einem Stricke angebunden und hob ihn mehrere Male mit trauriger Geberde auf, als klage er über seine Fesseln: sie zu brechen, versuchte er nicht. Er biß in der ersten Zeit nach seinem Wärter; einige kleine Züchtigungen reichten jedoch hin, solche Ausbrüche seines Zornes zu unterdrücken. Wenn man ihn streichelte, nahm er die ihn liebkosende Hand, drückte sie an seine Brust und richtete die halbgeöffneten Augen gegen seinen Pfleger. Mit Einbruch der Nacht wurde er munter. Zuerst rieb er sich die Augen, wie ein schlaftrunkener Mensch; dann sah er sich um und begann umherzustreifen. Er wanderte dabei auch geschickt auf Seilen umher, welche man für ihn ausgespannt hatte. Früchte und Milch genoß er sehr gern; besonders lüstern aber war er nur nach

Vögeln und Kerfen. Hielt man ihm solches Wildpret vor, so kam er mit vorsichtigen Schritten herangeschlichen, oft das ganze Zimmer durchmessend, gerade so, wie Jemand, welcher auf den Zehen geht, um einen Anderen zu überraschen. Wenn er sich dann seinem Raube etwa bis auf einen Fuß genähert hatte, blieb er stehen, richtete sich in die Höhe, rückte noch näher heran, streckte sachte die Arme aus, fuhr endlich blitzschnell auf seine Beute los und erdrückte sie in wenigen Augenblicken."

Ein anderer Lori dieser Art, welchen man in Holland lebend beobachtete, wachte erst abends gegen neun Uhr aus seinem Schlummer auf und bewegte sich dann äußerst langsam und gleichförmig, ließ sich auch nicht durch Antreiben zu einer schnelleren Bewegung bringen. Beim Klettern ließ er niemals einen Fuß los, bevor er sich mit dem anderen wieder fest versichert hatte. Vögel und Kerfe fing er mit großem Geschicke; außerdem fraß er gekochten Reis, Brod, Eier und Früchte. Seine Stimme, welche man nur nachts hörte, klang kläglich, ungefähr wie Ai, ai; im Unwillen murmelte oder knurrte er wie ein Eichhörnchen.

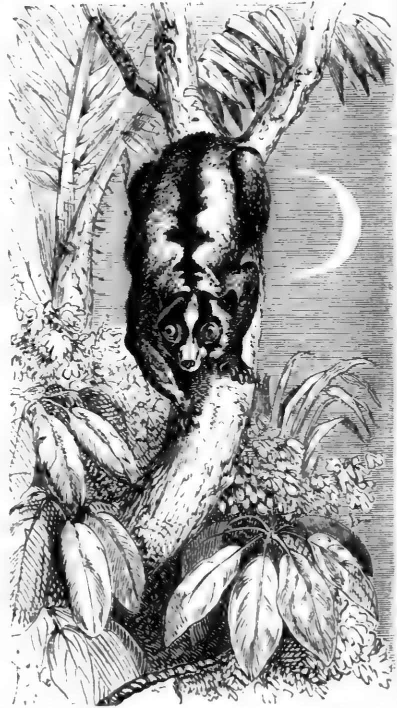
Jones hielt einen Tevang während seines Aufenthaltes in Indien. Dieser war sehr sanft während der warmen Jahreszeit, änderte aber sein Betragen, nachdem Kälte eingetreten war. Sie verstimmte ihn sichtlich und machte ihn bei der unbedeutendsten Veranlassung zornig. Während der heißen Zeit zeigte er sich sehr dankbar, wenn er gebadet wurde, während der kalten Zeit unwillig, sobald man ihn überhaupt störte. Eine halbe Stunde nach Sonnenaufgang fiel er in Schlaf und rollte sich dabei wie ein Igel zusammen; eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang erwachte er, leckte und putzte sich nach Katzenart, nahm ein kleines Frühstück, schlummerte noch ein wenig und ermunterte erst dann sich vollständig, wenn die Dämmerung wirklich angebrochen war. Seine gewöhnliche Nahrung bildeten die süßen Früchte Indiens mit wenigen Ausnahmen. Obgleich nicht gefräßig, konnte er doch gar nicht genug Heuschrecken oder andere Kerfe bekommen, und stellte ihnen, zumal in der heißen Jahreszeit, während der ganzen Nacht nach. Wenn ein Kerbthier in seiner Nähe sich niederließ, heftete er seine leuchtenden Augen fest auf dasselbe, zog sich dann etwas zurück, sprang plötzlich schnell vorwärts und fing die Beute mit beiden Händen. Gewöhnlich brachte er seine Speise nur mit einer Hand zum Munde; sonst aber brauchte er seine vier Hände ohne Bevorzugung des vorderen Paares. Oft hielt er mit einer Hand sich oben am Käfige, während die drei anderen sich unten etwas zu thun machten; am liebsten aber hing er sich, den Leib verkehrt nach unten gerichtet, mit Händen und Füßen an das obere Gitter seines Gefängnisses und schwang sich einige Minuten lang hin und her, als versuche er, die ihm fehlende Bewegung sich zu verschaffen. Gegen Tagesanbruch schien er am geneigtesten zu sein, mit seinem Wärter zu spielen, und wenn ihm dieser dann seinen Finger gab, leckte und saugte er recht artig daran. Mit Tagesanbruch verloren die Augen ihren Glanz, er wurde ruhiger und bereitete sich nun zu seinem zehn- bis zwölfstündigen Schlafe vor. Eines Tages fand man ihn todt in seiner gewöhnlichen Stellung.

Die größte Unannehmlichkeit, welche das schmucke Thierchen in der Gefangenschaft verursacht, ist der von ihm ausgehende widerliche Geruch: man vergißt dies aber gern über die Freude, welche das so seltene und zarte Geschöpf seinem Herrn bereitet.

Ich habe bis jetzt nur zwei lebende Plumploris gesehen und beobachtet, den ersten im Thiergarten zu Amsterdam, und zwar nur bei Tage. Er zeigte sich jedoch nicht ganz so freundlich, als ich nach obigen Berichten erwartet hatte. Mochte ihn die Störung, welche wir ihm anthaten, verstimmt haben oder er von Hause aus ein reizbarer Gesell sein: er war augenscheinlich äußerst entrüstet über die ihm zugefügte Unbill. Der Gesichtsausdruck des eben erweckten Thieres hatte wohl etwas Fremdartiges, keineswegs aber etwas „Mitleidanrufendes", wie Weinland von einem im Londoner Garten beobachteten Tevang sagt. Unser Amsterdamer Gefangener fauchte sehr verständlich und erläuterte seine Gesinnungen noch besonders durch die Bestrebungen, die störende Hand des Wärters mit Bissen zu züchtigen, wie er früher schon einige Male gethan hatte. Heute gelang ihm seine Rache nicht, und ärgerlich darüber, zog er sich langsam zurück. Dies

geschah in einer Weise, welche mich, trotz der trefflichen Abbildung, welche Harvey schon vor dreißig Jahren gab, sehr überraschte. Seine großen Augen starr auf uns geheftet, ging er äußerst langsam Schritt um Schritt rückwärts zurück, und zwar nach aufwärts an einem nur wenig von der senkrechten Linie abweichenden Pfahle. Er klettert also von unten nach oben mit niederwärts gerichtetem Gesichte. Dies thut meines Wissens kein anderes Thier! An einer Gabel angelangt, machte er Halt und verharrte nunmehr regungslos in seiner Stellung, daß er dem Zeichner seine Arbeit sehr erleichterte.

Einen zweiten Plumplori pflege ich selbst seit geraumer Zeit. Er ist ein verhältnismäßig gutmüthiges, richtiger wohl ein leidlich gezähmtes Geschöpf und läßt sich mühelos behandeln. Doch liebt auch er Berührungen unsanfter Art durchaus nicht und wehrt sich mit einem absonderlichen Geschrei, einem nicht gerade lauten, obschon scharfen „Kekekeker“, zuweilen auch mit Beißen dagegen. Wenn er das letztere thut, geschieht es mit solchem Nachdrucke, daß regelmäßig Blut fließt: seinem Wärter biß er einmal den Nagel des Daumens durch. Ueber Tages ruht er in einer ganz ähnlichen Stellung wie sein Verwandter, zum Ball zusammen gerollt, den Kopf tief herniedergebeugt und zwischen den Schenkeln versteckt, mit Händen und Füßen an einem senkrechten oder wagerechten Zweige sich anhaltend. Nachdem er in einen größeren Käfig mit von unten her geheiztem Fußboden gebracht worden war, verließ er die Sitzstangen, um der ihm wohlthuenden Wärme nachzugehen, grub sich in das auf dem Boden liegende Heu ein und legte sich hier, zusammengerollt wie immer, aber halb zur Seite geneigt, nieder. Während er schläft, athmet er ruhig und tief, etwa zweiundzwanzig Mal in der Minute. Was um ihn her vorgeht, kümmert ihn nicht; Anrufe lassen ihn gleichgültig; bei wiederholter Berührung aber wacht er auf, öffnet die Augen und starrt schlaftrunken ins Weite.



Rückwärts kletternder Plumplori.

Nach reichlich zwölfstündigem Schlafe ermuntert er sich, klettert gemächlich auf eine seiner Sitzstangen, klammert hier mit den dicht behaarten, breiten, zangenartigen Füßen sich fest und beginnt mit Händen und Zunge sein plüschähnliches Fell zu säubern und zu glätten. Dabei dreht und wendet er sich mit unvermutheter Gelenkigkeit, so daß er alle Theile seines Pelzes erreichen und in Ordnung bringen kann. Im Sitzen nimmt er nicht selten eine Stellung an, welche kaum von einem Klammeraffen nachgeahmt werden möchte, indem er mit den Schenkeln auf einer Sitzstange sich niederläßt, mit den Händen an einer benachbarten sich festhält, die Beine über die Arme wegstreckt und die Füße über diesen zusammenschlägt. Außerdem hockt er nach Affenart auf dem Gesäß, doch nie, ohne mit den Klammerfüßen an einem Zweige sich zu befestigen. Beim Gehen auf wagerechten Aesten steht er hinten viel höher als vorn. Sein Gang im Gezweige entspricht den Angaben Observille's durchaus nicht, ist im Gegentheile sehr leicht und gewandt, fördert auch weit rascher, als jener Beobachter behauptet. Zwar thut der Plumplori keinen Schritt, ohne gewiß zu sein, beim nächsten wieder einen sicheren Anhalt zu haben, umklammert auch bei jedesmaligem Auffußen den Ast fest und bestimmt; der Wechsel der Schritte geschieht jedoch so rasch und gleichmäßig wie bei vielen Tagaffen. Daumen und Daumenzehen setzt er beim Gehen ebenso oft vorals rückwärts, dreht auch wohl gleichzeitig das eine Glied nach vorn, das andere nach hinten.

Gleich seinem Verwandten spreizt er seine Beine zuweilen ungemein weit aus, so, wie es unser Künstler an der Figur im Hintergrunde des Bildes getreulich dargestellt hat. Auf dem Boden bewegt er sich ebenfalls schwerfällig weiter; so unbeholfen und täppisch wie sein Verwandter aber ist er nicht.

Nach geschehener Reinigung des Felles denkt er zunächst ans Fressen. Mit Auge und Nase untersucht er den Raum des Käfigs, geht sodann auf den Futternapf zu, ergreift mit der Hand einen Brocken seiner Nahrung und führt ihn zum Munde, nach und nach in kleineren Bissen ihn verzehrend. In der Auswahl seiner Nahrung gibt er sich als Raubthier, nicht als Pflanzenfresser zu erkennen. Er nimmt eingeweichtes Milchbrod, weil er an dasselbe gewöhnt worden ist, lieber als Milchreis oder als Früchte verschiedener Art, zieht jedoch Kerfe und Kleingethier höherer Klassen jeder anderen Speise vor. Mehlwürmer frißt er dutzendweise; kleine lebende Vögel erregen sofort seine Aufmerksamkeit und Mordlust. Doch zeigt er, wenn er einen lebenden Vogel innerhalb seines Käfigs entdeckt hat, keineswegs besondere Gier, läßt sich auch nicht aus dem gewohnten Geleise bringen. Achtsam jede Regung des Opfers verfolgend, setzt er sich endlich in Bewegung, schreitet, nicht schneller als sonst, auf dasselbe los, nähert sich mehr und mehr, greift blitzschnell zu, packt mit sicherem Griffe die Beute und führt sie ebenso ruhig und bedächtig wie einen sonstigen Brocken dem Maule zu, um ihr zunächst mit kräftigem Bisse die Hirnschale zu zertrümmern, und frißt hierauf gemächlich, ohne mit Rupfen sich aufzuhalten, erst das Hirn, sodann das Fleisch, alle Federn mit den Lippen abstreifend und liegen lassend.

Den in einem anderen Käfige eingesperrten Schlankloris betrachtete er, als er zum ersten Male in seine Nähe gebracht wurde, mit ersichtlicher Theilnahme, ohne jedoch einen Versuch zu weiterer Annäherung zu machen; später ließ ihn der Verwandte ebenso gleichgültig wie jedes andere Thier, mit Ausnahme eines ihm zur Nahrung geeignet erscheinenden natürlich. Sein Verstand ist, wie aus allen bisher mit ihm angestellten Versuchen hervorzugehen scheint, höchst gering, seine Theilnahmlosigkeit gegen die Außenwelt dafür um so größer; denn sein Gedankengang bewegt sich ersichtlich in einem sehr beschränkten Gebiete. Ob er geistig höher steht als ein Galago, dürfte fraglich sein, unter den Lemuren steht er gewiß.

*

An die Loris schließen zwei afrikanische Halbaffen mit verkümmerten Schwänzen sich an, welche äußerlich zwar in hohem Grade sich ähneln, durch Verschiedenheit der Handbildung und Schwanzlänge sowie des Gebisses aber sich unterscheiden und deshalb als Vertreter zweier Sippen betrachtet werden.

Der Potto (Perodicticus Potto, Nycticebus P., Potto Geoffroy, P. Bosmani) hat schlanken Leib, rundlichen Kopf, mit vorspringender Schnauze, mittelgroßen Augen und kleinen häutigen Ohren, fast gleichlange Arme und Beine, mit großen Händen und Füßen, verkümmerten, aber noch deutlich erkennbaren, nagellosen Zeigefinger und, mit Ausnahme der großen, krummen, flachen, aufrecht gestellten Kralle der zweiten Zehe, platte Nägel sowie einen kurzen Schwanz. Sein Gebiß besteht aus zwei Schneide-, einem Eck-, drei Lück- und drei Backenzähnen in jedem Kiefer oben und unten, im ganzen also aus sechsunddreißig Zähnen; die unteren Schneidezähne sind vorgeneigt, die oberen vorderen Backenzähne vierhöckerig, während der letzte nur zwei Spitzen, der letzte Unterbackenzahn dagegen fünf Höcker zeigt. Von den Wirbeln tragen 14 oder 15 Rippen, 7 oder 8 bilden den Lendentheil der Wirbelsäule. Der kurzwollige Pelz ist oben röthlichgraufahl, schwarz gemischt, auf Kopf, Armen und Beinen röthlicher, in der Schultergegend fahlmäusegrau, auf der Unter- und Innenseite noch lichter, hellfahlgrau, am Schwanze graulichrostroth, das Haar mit schwarzer brauner Spitze; die einzelnen Haare der Oberseite haben an der Wurzel grauliche, in der Mitte mäusefahlgraue, gegen die Spitze hin braune, an der Spitze schwarze oder hellfahlgraue Färbung. Die Gesammtlänge beträgt etwa 35 Centim., wovon der Schwanz 6 Centim. wegnimmt.

welches sie während ihres Wachsens fast ununterbrochen vernehmen lassen, klingt scharf, wie „Kakakakaka“, dem trompetenartigen Geschmetter der Perlhühner einigermaßen ähnlich.“

Die Jagd der Waluwy ist außerordentlich schwierig und anstrengend. Pollen erzählt sehr weitläufig, wie er, von einem unlustigen Malgaschen begleitet, eines Abends bei hellem Mondscheine in das Innere eines von giftig stechenden Mücken erfüllten Waldes sich begeben, dort, auf einer Blöße aufgestellt, eine Stunde lang vergeblich gewartet und endlich das Geschrei des Thieres unmittelbar über seinem Kopfe gehört, den Schreier selbst jedoch erst nach längerem Suchen wahrgenommen habe, worauf es ihm gelang, durch einen nach der Gegend hin gerichteten Schuß den Katzenmaki zu erlegen, beschreibt damit eigentlich aber nur die Jagd aller auf Bäumen lebenden Nachtthiere, deren Pelzfärbung mit den Aesten trefflich übereinstimmt. Ueber das Gefangenleben theilt unser Forscher nichts mit, und ich vermag deshalb nicht zu sagen, ob es sich in irgend welcher Hinsicht von dem verwandter Arten unterscheidet.

*

Während die Makis sammt und sonders, wenigstens zu gewissen Zeiten, eine große Regsamkeit und Beweglichkeit kundgeben, zeichnen sich die Loris (Stenops) hauptsächlich durch die entgegengesetzten Eigenschaften aus. Sie sind die Faulthiere innerhalb ihrer Ordnung, werden auch geradezu Faulaffen genannt. Man begreift unter ihnen kleine, zierliche Halbaffen mit schmächtigem, schwanzlosem Leibe, großem, rundlichem Kopfe und dünnen, schlanken Gliedmaßen, deren hinteres Paar etwas länger als das vordere ist. Die Schnauze ist spitz, aber kurz; die sehr großen Augen stehen sich nahe; die Ohren sind mittelgroß und behaart. An den Händen ist der Zeigefinger sehr verkürzt, der vierte Finger aber verlängert und der hinterste mit scharfer und langer Kralle versehen. Das Weibchen besitzt nur zwei Brustdrüsen, aber jede derselben enthält zwei Zitzen. Im Gebiß fällt der erste obere Schneidezahn durch seine Größe auf, während der zweite gänzlich verkümmert; die sechs unteren Schneidezähne stehen wagerecht und sind unter sich von verschiedener, von innen nach außen zunehmender Breite, die Eckzähne dick, gekrümmt, aber spitzig, die beiden Lückzähne stark und einhöckerig, die Backenzähne vierhöckerig. Die Wirbelsäule besteht außer den Halswirbeln aus 15 bis 16 rippentragenden, 8 bis 9 rippenlosen, 2 bis 5 Kreuz- und 8 bis 9 Schwanzwirbeln. Sehr eigenthümlich ist die büschelartige Verzweigung der Schenkel- und Schlüsselbeinschlagadern: beide zertheilen sich in so viele Zweige, als Muskeln in den betreffenden Gliedern vorhanden sind. Dies erscheint — abgesehen von seiner Absonderlichkeit — namentlich auch aus dem Grunde merkwürdig, weil bei den Faulthieren die betreffenden Schlagadern eine ganz ähnliche Verästelung zeigen.

Die wenigen Arten dieser Sippe bewohnen Indien und seine benachbarten Inseln; ihr Freileben ist uns aber fast noch gänzlich unbekannt. Sie vertreten ihre munteren afrikanischen Vettern in Südasien, jedoch nur hinsichtlich ihrer Gestaltung, nicht auch hinsichtlich ihres Wesens.

Ein äußerst niedliches Mitglied unserer Sippe ist der Schlanklori (Stenops gracilis, Loris, Arachnocebus gracilis, Loris ceylanicus), ein Thierchen, kaum so groß wie ein Eichhörnchen — nur 25 Centim. lang! — mit schmächtigem Leibe, großäugigem und spitzschnäuzigem Kopfe, zarten Gliedern und langem, plüschähnlichem Pelze, dessen Färbung oben röthlichfahlgrau und gelblichbraun, auf der Unterseite aber graulich oder blaßgelblich ist. Rund um die nußbraunen Augen herum dunkelt das Fell und sticht deshalb um so mehr von der lichten Oberschnauze ab.

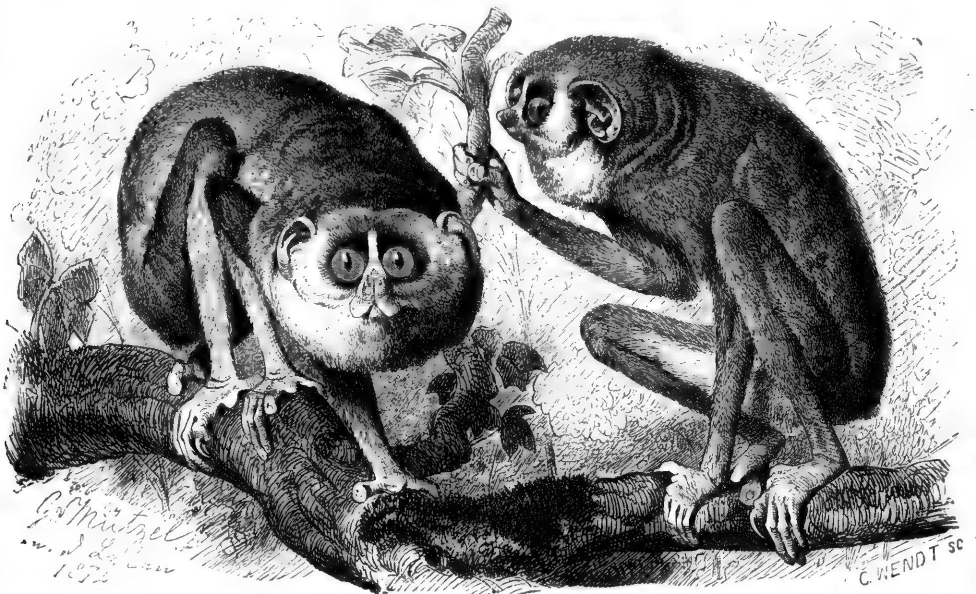
Das allerliebste Geschöpf, von den Eingeborenen Teivangu genannt, bewohnt die Wälder Ceilons. Es verschläft den Tag in Baumhöhlungen und kommt erst des Abends zum Vorscheine. In seinem Freileben wurde es noch von Niemandem beobachtet; obschon seit langer Zeit Berichte über dasselbe vorliegen.

Thévenot ist der Erste, welcher von Schlankloris spricht. Er sah (gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts) einige von ihnen in Aurengabad, der Hauptstadt von Balagate, im Reiche

des ehemaligen Großmoguls. Man machte viel Aufhebens davon, weil sie sich vor den eigentlichen Affen namentlich durch ihre Kleinheit auszeichneten. Während die Thierchen beobachtet wurden, stellten sie sich auf die Hinterbeine, umarmten einander öfters und sahen die Leute dabei fest an. Ihr Herr nannte sie „wilde Menschen“.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts berichtet Seba über den Teivangu und gibt zugleich eine vortreffliche Abbildung von ihm. Er nennt ihn „das Faulthier Ceilons“, bemerkt aber, daß er diesen Namen ganz unverdient trage, weil er — wie auch sein schlanker Bau schon beweisen müsse — weder faul noch langsam, sondern im Gegentheile sehr flink im Gehen und äußerst gewandt und hurtig im Klettern sei. Er lebe von Früchten und Samen großer Bäume, welche das Männchen pflücke, koste und dann dem Weibchen reiche; aber auch dieses sei dem Männchen gegenüber sehr artig. Die Zahl der Jungen soll zuweilen vier betragen.

Diese beiden alten Mittheilungen sind eigentlich die ausführlichsten, welche uns über den



Schlanklori (Stenops gracilis). 1/3 natürl. Größe.

Schlanklori geworden sind; in der Neuzeit hat meines Wissens nur Tennent in seinem Werke über Ceilon des Thierchens Erwähnung gethan. „Es gibt“, sagt er, „zwei Spielarten des Schlanklori auf der Insel; eine, deren Fell braun ist, und eine andere, größere, mit schwarzem Pelze. Ich erhielt einen lebenden Teivangu oder „Dünnleib“ aus Chillav von der Westküste. Er lebte einige Zeit bei mir in Colombo und fraß Reis, Früchte und andere Pflanzentheile, besonders gern aber auch Ameisen und überhaupt Kerbthiere. Auf Milch und Geflügelfleisch war er äußerst begierig. Seine unhörbaren Bewegungen erleichtern ihm die Jagd auf Geflügel mehr, als man meint. Eingeborene haben mir versichert, daß er nachts sogar Pfauen überfällt, abwürgt und sich dann an dem Gehirne seiner Beute erlabt.

„Mein Gefangener schlief den ganzen Tag in der sonderbaren Stellung, welche ich hier dargestellt habe; er faßte dabei seine Stange mit allen Händen, krümmte sich zu einem weichbehaarten Ball zusammen und verbarg seinen Kopf tief zwischen seinen Beinen.

„Die merkwürdig großen und lebendigen Augen der Loris haben die Aufmerksamkeit der Singalesen erregt. Sie fangen den Teivangu seiner Augen wegen, aus denen sie Zauber- und Liebesmittel zu bereiten glauben, und halten das arme Geschöpf ans Feuer, bis die Augäpfel bersten!“

Zu meiner größten Ueberraschung und Freude fand ich einen lebenden Schlanklori im Besitze eines Thierschaustellers. Das zarte Wesen war vor vier Jahren mit drei anderen nach Europa gelangt und von einem unserer ersten Großhändler an jenen Mann verkauft worden, hatte also nicht allein die Reise nach Europa, sondern auch die Gefangenschaft in dem kälteren Lande vortrefflich ausgehalten. Ich erwarb das Thierchen, um es nach dem Leben zeichnen zu lassen und beobachten zu können, für theures Geld und ließ ihm eine sorgsame Pflege zu theil werden.



Schlanklori im Erwachen und im Schlafe.

Ueber Tages liegt oder richtiger hängt der Schlanklori in der von Tennent recht gut wiedergegebenen Stellung an einer Sprosse seines Käfigs und schläft, ohne sich durch die Außenwelt und ihr Treiben im geringsten stören zu lassen; nach Eintritt der Dämmerung entballt er sich, reckt und streckt, noch etwas schlaftrunken, die langen schlanken Glieder und schreitet nun langsam und unhörbar auf der Sitzstange seines Käfigs hin und her oder an dem Sprossenwerke des Gebauers auf und nieder. Auf einer Stange oder einem Zweige bewegt er sich mit bemerkenswerthem Geschicke, gleichviel ob er oben oder unten an dem Aste hängt, versichert sich jedoch bei jedem Schritte, den er thut, eines neuen Haltes, spreizt deshalb die Beine oft über alles für möglich gehaltene Maß und greift mit ihnen, wie mit den Armen, tastend weit in die Luft, wenn es sich darum handelt, von einem Aste auf den anderen überzugehen. Findet er nicht gleich einen Halt, so bewegt er Arm und Hand zitternd, als fühle er sich in Gefahr oder doch Verlegenheit. Er hat ein ungemein feines Gefühl in den Händen und Füßen, welche er in annähernd gleicher Weise gebraucht, die Hände selbstverständlich bevorzugend. Ehe er irgendwo sich festhält, prüft er tastend den Gegenstand. Einen Ast umklammert er mit dem den übrigen Fingern gegenüberstehenden Daumen und ebenso mit den Zehen und der Daumenzehe und legt die verbreiterten Fingerpolster

so fest auf, daß sie anzukleben scheinen und die mittleren Fingerglieder gleichsam nach innen sich biegen. Auf flachem Boden tastet er vor jedem Schritte umher, als suche er einen zum Anklammern geeigneten Gegenstand, stellt hierauf die bis zum äußersten gespreizten Vorder- und Hinterglieder fest und schiebt endlich, mit im Knie hochgekrümmten Beinen ungemein langsam kriechend, sich vorwärts, so wie eine Kröte dahin humpelt, nur daß diese nicht allein verhältnismäßig, sondern unbedingt schneller ihren Weg zurücklegt. Jeder Halt, jede Erhabenheit des Bodens ist ihm willkommen, und er klammert sich dann sofort mit Händen und Füßen an, scheinbar ängstlich hoffend, die ihm heimische Höhe und das Gezweige wieder zu gewinnen. Der beweglichste Theil seines Leibes ist der Kopf, welchen er jählings und blitzschnell zu drehen und zu wenden versteht, während er mit Hand und Arm nur selten eine ähnlich rasche Bewegung ausführt. Seine Augen leuchten im Halbdunkel buchstäblich wie feurige Kohlen und machen, da sie sehr nahe zusammenstehen und bloß durch eine weiße Blässe getrennt werden, einen höchst eigenthümlichen Eindruck. Die Ohren werden etwas vom Kopfe ab getragen, die Muscheln voll entfaltet.

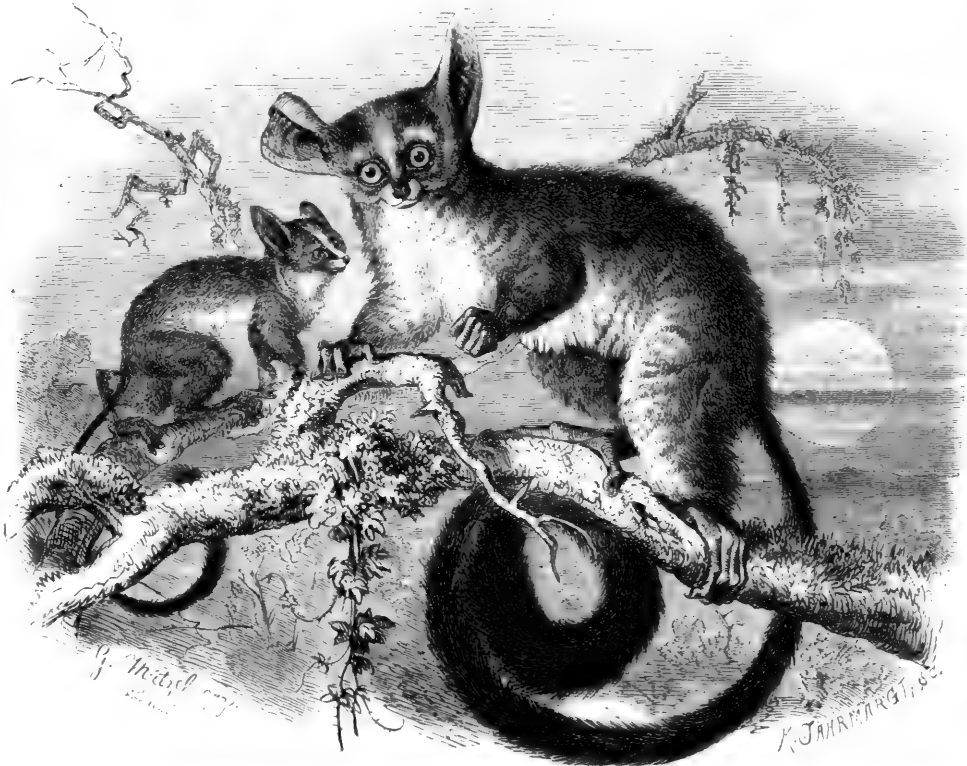
Gereizt, läßt der Schlanklori ein scharfes Schnarchen hören, welches am meisten an die Stimmlaute des Hamsters erinnert, jedoch viel schwächer ist. Damit pflegt er seinen höchsten Zorn kundzugeben. Seine Erregbarkeit scheint übrigens ziemlich gering zu sein; denn es hält schwer, ihn aus seiner Ruhe und Gleichmüthigkeit zu bringen. Menschen oder Thiere, welche außerhalb seines Käfigs sich bewegen und sonstwie zu schaffen machen, beachtet er kaum; Hunde glotzt er wie ihm vollständig fremde Wesen an. Auch wenn man die Hand in seinen Käfig bringt, läßt er kaum in seinen Bewegungen sich stören und erst, wenn man ihn berührt, jenes Schnarchen vernehmen, versucht dann wohl auch, zu beißen. Ein leises Streicheln scheint ihm zu behagen; krabbelt man ihn sanft am Kopfe, so schließt er die Augen.

Seine Hauptnahrung besteht in eingeweichtem Milchbrod. Obst verschmäht er fast gänzlich, Fleisch und Eier ebenso; auch an lebenden Vögeln hat er bis jetzt sich nicht vergreifen wollen. Dagegen frißt er Kerbthiere, zumal Mehlwürmer, ungemein gern, ist jedoch zu ungeschickt oder zu träge, solche selbst sich zu nehmen, und greift bloß dann mit dem Maule zu, wenn sein Wärter ihm den Leckerbissen mundgerecht vorhält. Wahrscheinlich ist seine Gleichgültigkeit gegen Geflügel und dessen Fleisch einzig und allein Entwöhnung infolge seiner langen Gefangenschaft; Tennents Beobachtungen bestehen also, ungeachtet der meinigen, jedenfalls noch zu Recht.

Der Plumplori (Stenops tardigradus, Nycticebus, Bradylemur tardigradus, Lori, Nycticebus bengalensis) ist etwas mehr bekannt geworden, wahrscheinlich, weil er häufiger und verbreiteter ist als sein schlanker Vetter. So viel man weiß, bewohnt das Thier die Waldungen des indischen Festlandes und die Sundainseln, wenigstens Sumatra. In Ostindien heißt er Tonger oder Schläfer, und Tevang oder Schleicher; unter den Hindus Lajja-Banar und auf Sumatra Bru-Samundi. Er ist größer und untersetzter gebaut als sein Verwandter; seine Leibeslänge beträgt reichlich 35 Centim.

Der plumpe Lori, ein überall seltener Bewohner der einsamsten Wälder seiner Heimat, lebt in Familien zusammen, welche den Tag in Baumlöchern verschlafen, nach Einbruch der Dämmerung munter werden und nunmehr ihrer Nahrung nachgehen. In der Freiheit ist das Thier von Europäern noch nicht beobachtet worden; dagegen hat man es sehr oft zahm gehalten, auch wiederholt lebend nach Europa gebracht. Observille, Seba und Jones haben das Beste über sein Leben berichtet. Der Tevang verdient seinen Namen. Er schleicht so langsam dahin, daß er in einer Minute kaum mehr als vier Klaftern zurücklegt. Höchst selten geht er ein paar Schritte weit aufrecht, sonst immer nur auf allen Vieren. Das Klettern versteht er besser; seine Trägheit ist aber auch hierbei sehr auffallend. Gegen das Tageslicht scheint er äußerst empfindlich zu sein; nachts aber sieht er vortrefflich, und die bei Tage glanzlosen Augen leuchten dann. Sein Gehör ist so fein, daß er, auch wenn er schläft, augenblicklich das Geräusch eines sich ihm nähernden Kerb-

„wie das brennende Feuer". Man sagte, daß die Thiere sehr leicht in Schlingen gefangen, ja, bei Tage von guten Kletterern sogar mit der Hand erhascht werden können; denn der Fänger brauche nur den Ast, auf welchem der Tendj sitzt, tüchtig zu schütteln, dann klammere sich dieser, aus Furcht herabzufallen, fest an und lasse sich ergreifen. Ich glaube, daß diese Fangart ergiebig ist, weil ich selbst sie öfters mit Erfolg auf junge Eichhörnchen angewendet habe.



Galago (Otolicnus Galago). ⅓ natürl. Größe.

Der Kaufmann Bacle, welcher zu Anfang unseres Jahrhunderts in Senegambien reiste, erhielt ein Pärchen von einem Neger, welcher es in den Gummiwäldern der südwestlichen Sahara gefangen hatte. Man nannte die Galagos „Gummithiere" und versicherte, daß sie Mimosenharze sehr gern fräßen. Das gefangene Paar bestätigte diese Angabe durch die That, zog aber doch Kerbthiere jeder anderen Nahrung vor. Während der Ueberfahrt geriethen beide augenblicklich in Bewegung, wenn ein Kerf an ihnen vorübersummte; sie lauerten auf Küchenschaben und schnappten sie schnell und sicher weg, sobald sie ihnen nahe genug kamen. Man ernährte sie mit Eiern, gekochten Speisen und Milch, und sie befanden sich ganz wohl dabei. In ihrem Betragen erinnerten sie ebenso sehr an die Makis wie an die Fledermäuse. Ihr Muthwille, ihre Lebhaftigkeit und namentlich ihre Kraft im Springen setzte alle Reisende in Erstaunen; das merkwürdigste blieb aber doch die Bewegung ihrer Ohren. Diese konnten sie, wenn sie schlafen wollten, gänzlich verschließen. Zuerst runzeln und verkürzen sich die Ohren am Grunde, dann schlägt sich die Spitze derselben um und ein, so daß man von dem ganzen Ohre kaum noch etwas sehen kann. Beim geringsten Geräusche aber rollt sich die Ohrspitze wieder auf, und die ganze Muschel spannt und glättet sich. Genau in derselben Weise verfahren einige Fledermäuse, um ihren so überaus feinen Gehörssinn abzustumpfen und in dem Gelärm des Tages ruhig zu schlafen.

Der auf Sansibar lebende Ohrenmaki, welcher sich von dem des nahe gelegenen Festlandes zu unterscheiden scheint, der **Komba** der Suaheli (Otolicnus [Otolemur] agisymbanus), übertrifft den Galago an Größe: seine Leibeslänge beträgt 20 bis 30, die Schwanzlänge 22 bis 25 Centim. Die vorherrschende Färbung des Felles ist gelblich= oder bräunlichgrau, da die Haare an der Wurzel aschgrau, an der Spitze braun aussehen. Auf der Schnauzen= und der Nasengegend sowie auf den Fingern und Zehen dunkelt die Farbe, auf Kinn und Wangen lichtet sie sich zu Grauweiß; auf Brust, Bauch und Innenseite der Glieder geht sie in ein helleres Grau über. Der an der Wurzel braunrothe Schwanz ist in der hinteren Hälfte schwarzbraun. Die großen, beinahe kahlen Ohren sehen aschgrau aus.

Auf Sansibar hat man, laut Kersten, ein sehr einfaches Mittel, sich des Komba zu bemächtigen; man fängt ihn, ohne eigentlich Jagd auf ihn zu machen: seine Leckerhaftigkeit wird ihm zum Verderben. Ungeachtet der Gier nach dem warmen Blute höherer Wirbelthiere nämlich, ist der Komba süßen Genüssen nicht abhold, ja im Gegentheile denselben in einer Weise zugethan, für welche es nur noch in der Lebensweise der Affen und einzelner Nagethiere anderweitige Belege gibt. „Wenn der Palmenwein abgeschöpft wird, stellt gar nicht selten unser Ohrenmaki als ungebetener Gast zu dem ihm in hohem Grade behagenden Schmause sich ein, schlürft von dem süßen Labetrunke und erprobt auch an sich die Wahrheit, daß zu viel des Geistes den Geist umnebelt. Denn nicht allein süß ist die wundersame Flüssigkeit, welche dem Palmenhaupte entströmt, sondern auch berauschend, und zwar um so mehr, je länger sie mit der Luft in Berührung war. Der durstige Zecher in Lemurgestalt verliert die Besinnung, stürzt von der für ihn sicheren Höhe des Baumes herab auf den Boden und bleibt liegen, vom schweren Rausche bemeistert. Hier findet ihn am Morgen der Neger, welcher ausgesandt wurde, den ausgeflossenen Palmenwein zu sammeln, hebt den regungslosen Träumer vom Boden auf, birgt ihn zunächst in einem einfachen Käfige oder fesselt ihn mit einem um die Weichen geschlungenen Stricke, bringt ihn nach der Stadt und bietet ihn hier einem der auf solcherlei Thiere erpichten Europäer zum Kaufe an, nöthigenfalls ihn von einem Hause zum anderen oder selbst auf eines der im Hafen liegenden Schiffe tragend.

„Mit nicht geringer Verwunderung und entschiedenem Misbehagen sieht sich das Kind des Waldes beim Erwachen im Käfige oder doch gefesselt, mindestens eingeschlossen im beengenden Raume. Für die Freundlichkeit, mit welcher der Pfleger ihm entgegenkommt, zeigt es nicht das geringste Verständnis, vielmehr nur Widerwillen, Unlust und Bosheit. Sein schwaches Gehirn vermag sich in die veränderten Umstände nicht so bald zu fügen; es vergilt die ihm gewährte Liebe mit Haß, thut, als ob es willentlich geschähe, regelmäßig das Gegentheil von dem, was sein Gebieter beabsichtigte, verschmäht Speise und Trank und regt sich nur, wenn es gilt, die Zähne zu zeigen.

„Mismuthig entschließt sich zuletzt der mit den Sitten und Gewohnheiten des Komba nicht vertraute Europäer, das widerhaarige Geschöpf sich selbst zu überlassen, nachdem er ihm vorher im Käfige noch ein behagliches Lager zurecht gemacht, vielleicht hoffend, daß Schlaf und Ruhe den Gefangenen milder stimmen, ihn seinen Groll vergessen lassen werde. Beim Morgenbesuche, welchen der Gebieter seinem Pfleglinge macht, sieht er zu seiner nicht geringen Ueberraschung die Thüre des behaglich eingerichteten Käfigs offen, das Lager leer, den Flüchtling aber im Innern des bisher zwei Feuerwebern zum Aufenthalte dienenden Gebauers in sich selbst zusammengerollt liegen. Im ersten Augenblicke vermag er nicht zu begreifen, was den Komba bewogen haben kann, aus seinem geräumigen, wohnlich eingerichteten Hause zu entrinnen, an der glatten Wand mit Mühe sich emporzuschwingen, in den engen, unbehaglichen Käfig einzuzwängen und zum Befreier der früheren Bewohner aufzuwerfen. Nachdem er sich aber vergeblich nach diesen umgeschaut, alle Winkel und Ecken des Raumes durchmustert und doch keines der rothen, lebendigen Flämmchen wahrgenommen hat, dämmert in ihm eine Ahnung der Wahrheit auf. Hastig nimmt er den Käfig mit dem Komba von der Wand herab, und auf dem Boden desselben liegen einige Ueberreste der

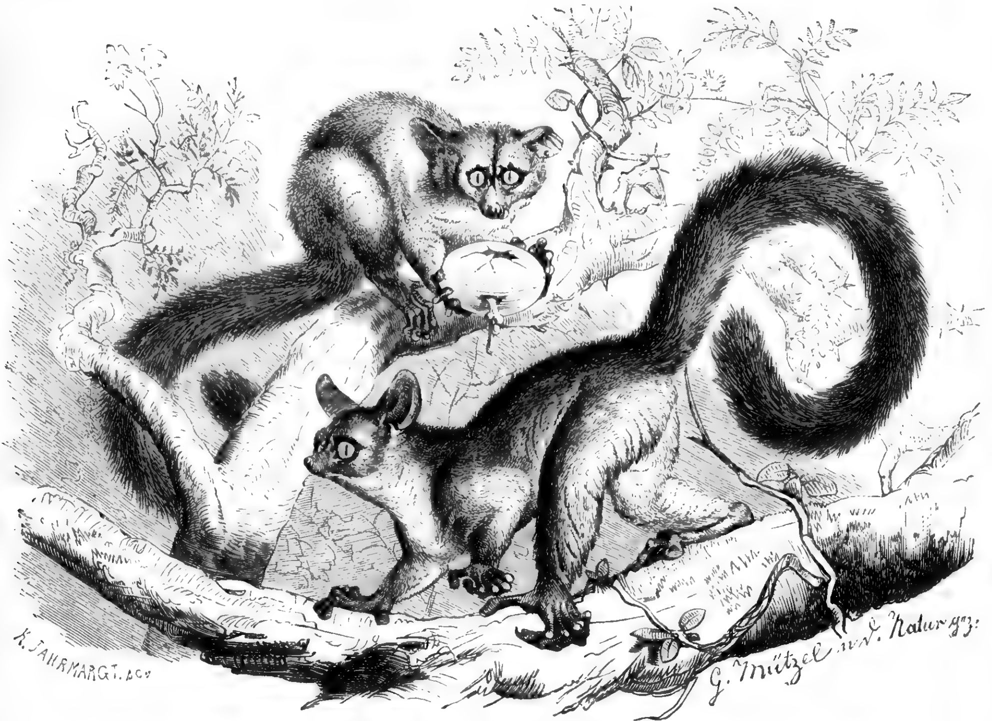
prächtigen Vögel. Ergrimmt greift er nach dem Raubmörder, um ihn zu züchtigen; der Komba aber, welchem jegliches Schuldbewußtsein fehlt, rächt mit einem wohlangebrachten Bisse die ihm zugedachte Unbill und enthüllt somit seinem Pfleger eine diesem noch unbekannte Seite seines Wesens.

„Doch unser Halbaffe ist ein viel zu anziehendes Geschöpf, als daß der Zorn eines Thierfreundes lange andauern könnte. Der Verlust der Feuerweber wird verschmerzt, der Komba dafür gewonnen. Allgemach befreundet sich der Störrische mit seinem Wohlthäter. Als entschiedener Freund berauschender Getränke meidet er das Wasser, auch wenn man ihn in der Absicht, seinen Trotz zu brechen, längere Zeit dürsten ließe. Das ihm endlich vorgesetzte Schälchen Sorbet ist aber doch gar zu verlockend, als daß er es unberührt stehen lassen sollte. Bis auf die Neige schlürft er es, sein Behagen durch Laute bekundend, welche an das Schnurren der Katze erinnern, und dankbar gleichsam leckt er auch noch den mit der süßen Flüssigkeit befeuchteten Finger ab. Nachdem einmal das Eis gebrochen, hält es nicht schwer, ihn weiter zu zähmen. Bald nimmt er in Milch geweichtes Weißbrod zu sich; nach kurzer Zeit findet er bereits an gezuckertem Thee und Kaffee Gefallen; schließlich gewöhnt er sich so an diese Getränke, daß er nie verabsäumt, zur Theestunde freiwillig sich einzustellen. Bezüglich der festen Nahrung beharrt er treuer bei seinen alten Gewohnheiten; Fleisch bleibt unter allen Umständen seine Lieblingskost, obschon er sich herbeiläßt, an einer Banane zu knabbern, eine Mango auszusaugen, eine ähnliche Frucht zu genießen. Doch geschieht dies vielleicht nur deshalb, weil die süße Frucht ihm so zu sagen mehr als geronnenes Getränk, denn als Nahrung vorkommen mag. Fleisch der verschiedensten Wirbelthiere, vor allem aber Kerfe bleiben seine Hauptnahrung, und erst nach längerer Gefangenschaft entschließt er sich, auch gekochtes Fleisch als genießbar zu betrachten.

„Im Verlaufe der Zeit vergilt er die ihm gewidmete Sorgfalt durch gute Dienste. In dem Raume, welcher einen Komba beherbergt, endet alle Gemüthlichkeit des Lebens einer Maus, in dem Zimmer oder auf dem Schiffe, welches er bewohnt, stellt er den so lästigen großen Schaben mit unermüdlichem Eifer nach. Unhörbar dahinschreitend naht er sich der von ihm erspähten Schabe, die spinnengleichen Finger weit gespreizt, greift plötzlich zu, zerdrückt in demselben Augenblicke die erpackte Beute und führt sie unmittelbar darauf, behaglich schmatzend, zum Munde. Mit Vergnügen erinnern wir uns einer Beobachtung, welche wir während der langweiligen Seefahrt anstellten. Die Menge der unser Schiff bevölkernden Schaben machte es nothwendig, von Zeit zu Zeit unsere Kleiderkisten zu untersuchen. Der von den Schmarotzern herrührende Gestank, welcher uns beim Oeffnen der Kiste entgegendrang, lockte unseren zahmen Ohrenmaki herbei. Trotz der ihm ungelegenen Tageszeit musterte er mit großer Aufmerksamkeit den Inhalt der Kiste, bewies uns auch sehr bald, daß er sehr wohl wußte, warum er gekommen; denn er hatte jetzt vollauf zu thun, um das von uns aufgerührte, wimmelnde Heer zu Paaren zu treiben. Mit überraschender Geschicklichkeit fuhr er blitzschnell bald nach dieser bald nach jener Stelle, hier eine ausgebildete Schabe, dort eine Puppe ergreifend, und während er mit der einen Hand die eben gepackte am kauenden Munde festhielt, war die andere beschäftigt, neues Wild zu erjagen. So spähte, lauschte, schaffte und schmauste er, bis wir unsere Arbeit beendigt hatten.

„Ein wirklich gezähmter Komba ist weit liebenswürdiger und anmuthiger als ein Affe. Störung seines Tagesschlafes berührt natürlich auch den frömmsten höchst unangenehm; abends hingegen, nachdem er sich vollständig ermuntert, beweist er seinem Gebieter eine große Anhänglichkeit und warme Zuneigung, obschon er hierin hinter seinen Ordnungsverwandten, den Makis, noch zurücksteht. Aber er gestattet, daß man ihn angreift, gibt sich mit Vergnügen den ihm erwiesenen Schmeicheleien hin und denkt gar nicht mehr daran, von seinem scharfen Gebiß Gebrauch zu machen. Mit Seinesgleichen verträgt er sich von Anfang an vortrefflich, auch an andere Hausthiere gewöhnt er sich. Wenn er erst gelernt hat, verschiedenerlei Nahrung zu sich zu nehmen, hält es nicht schwer, ihn nach Europa zu bringen.“

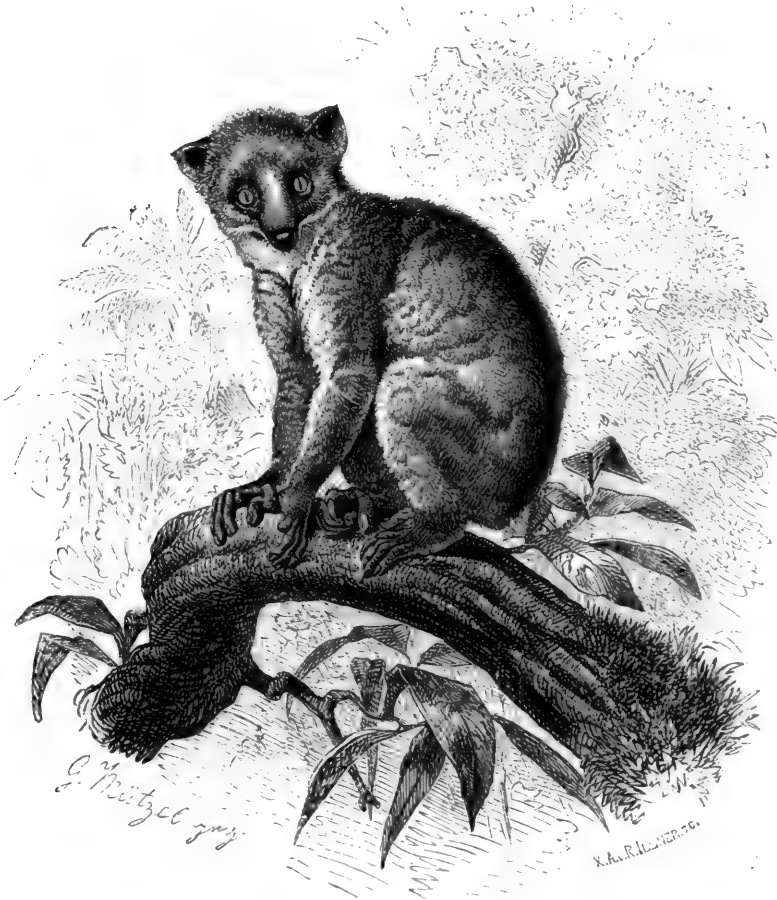
Der größte bis jetzt bekannte Ohrenmaki, welchen wir Riesengalago nennen wollen (Otolicnus [Otolemur] crassicaudatus), kommt einem Kaninchen an Leibesumfang beinahe gleich: seine Leibeslänge beträgt 30 bis 32, die Schwanzlänge 40 bis 42 Centimeter. Das dichte, wollige Fell, welches namentlich den Schwanz buschig bekleidet und nur auf dem Rücken der Hände und Füße sich verkürzt und anlegt, ist auf dem Oberkopfe rothbraun, auf dem Rücken graulichrostfarben, auf der Unterseite grau oder gelblichweiß, auf dem Schwanze rostbräunlichroth, auf den Fingern und Zehen schwarzbraun, jedes einzelne Haar an der Wurzel blau- oder schwarzgrau, an der Spitze silbergrau, schwarz und braun geringelt oder auch ganz schwarz.



Stellungen des Riesengalago.

Das Verbreitungsgebiet erstreckt sich über einen ziemlich großen Theil Ostafrikas, von Mosambik an bis zum Djuba herab; über das Freileben des Thieres aber wissen wir noch so gut als gar nichts. Dagegen gelangen neuerdings gerade Galagos nicht allzu selten lebend in unsere Käfige und haben hier auch mir zu Beobachtungen Gelegenheit gegeben, aus denen hervorgeht, daß der Riesengalago im wesentlichen sich von den Verwandten nicht unterscheidet. Wie diese ist er ein vollkommenes Nachtthier, welches den ganzen Tag verschläft, die ganze Nacht aber munter und lebhaft sich umhertreibt und erst morgens, nachdem es vollkommen licht geworden, sein Lager sucht. Ueber Tags ruht er in sehr zusammengerollter Haltung, halb liegend, halb kauernd in der dunkelsten Ecke seines Käfigs. Er legt dabei seinen Kopf zwischen die Vorderhände, umhüllt ihn dicht mit seinem buschigen Schwanze und packt diesen mit den beiden Hinterhänden, welche er vorschiebt, so weit die langen Beine es gestatten. Auf diese Weise versteckt er den Kopf so vollständig, daß man außer den Ohren, welche niemals bedeckt werden, nicht das geringste sieht. Eine Schwanzbiegung schließt gewöhnlich das eine Ohr ein und verdeckt dabei zugleich die Augen. Die Ohren werden in der Regel eingerollt und erscheinen dabei schlaff und zerknittert. Ungefähr um fünf Uhr abends erwacht er, dehnt und reckt sich und schaut spähend in die Runde, wobei er den Kopf abwechselnd

Der **Bärenmaki** (*Arctocebus calabarensis, Perodicticus calabarensis*) unterscheidet sich vom Potto äußerlich durch die größeren Augen und Ohren, den zu einer Warze verkümmerten Zeigefinger und den als kurzen Stummel kaum wahrnehmbaren Schwanz, im Gebiß, welches dieselbe Anzahl von Zähnen zusammensetzt, durch die letzten Backenzähne, da der obere drei, der untere fünf Spitzen hat. Von den Wirbeln tragen 15 Rippen, 7 bilden den Lendentheil. Ein dichtes und langes, wolliges, im Gesichte und auf dem Rücken der Hände und Füße spärlich

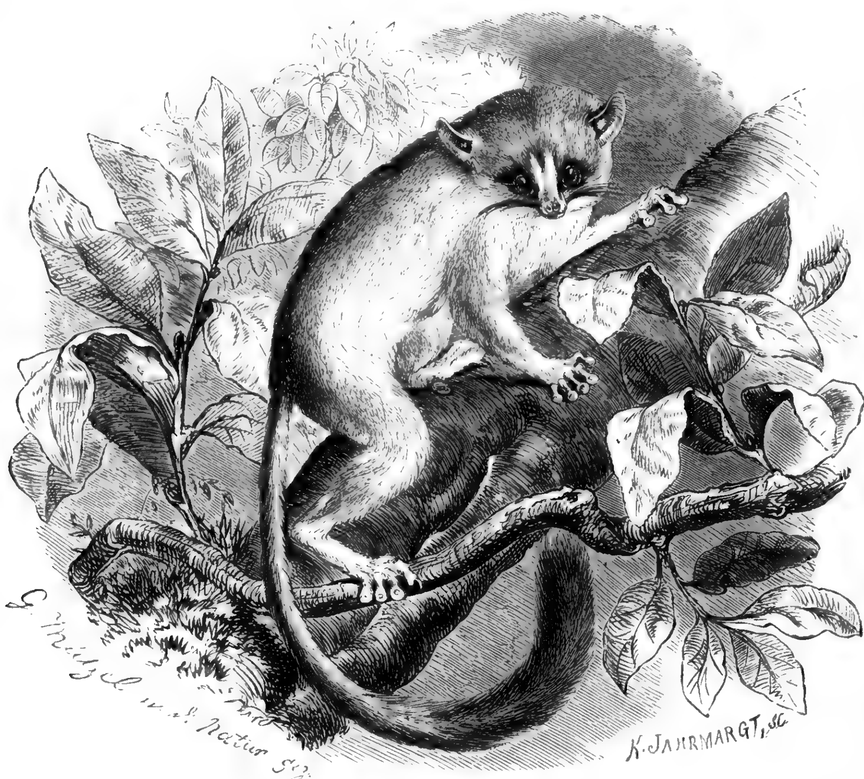


Bärenmaki (Arctocebus calabarensis). ⅓ natürl. Größe. (Nach Wolf.)

stehendes und sich verkürzendes Haarkleid von rostbräunlichgrauer, auf der Unter- und Innenseite licht graulicher, im Gesichte und auf Händen und Füßen dunkelbräunlicher Färbung bedeckt den Leib. Die Länge beträgt 25 bis 30 Centim.

Ueber die Lebensweise beider Thiere wissen wir noch überaus wenig, obgleich der Potto bereits zu Anfang des vorigen Jahrhunderts entdeckt und der Bärenmaki oder Angwantibo der Eingeborenen im Jahre 1680 aufgefunden wurde, ersterer auch schon mehrmals lebend nach Europa und zwar in den Londoner Thiergarten gelangte. Bosman, der erste Entdecker, sagt vom Potto, er sei träge wie ein Faulthier, und werde von den Holländern in Guinea deshalb der Faullenzer genannt; Boyle, welcher später ein Stück einsandte, gibt an, daß er zurückgezogen lebe, sich selten und nur bei Nacht zeige, Pflanzen und zwar hauptsächlich Cassada fresse und von den Ansiedlern Buschhund genannt werde. Neuere Angaben sind mir nicht bekannt geworden. Von den beiden

Gefangenen des Londoner Thiergartens theilte mir Sclater das Nachstehende mit: „Unsere Pottos kommen freiwillig niemals bei Tage zum Vorscheine, erscheinen aber des Abends bei guter Zeit, zunächst um Futter zu nehmen, sind dann ungemein thätig und springen während der ganzen Nacht lebhaft auf den in ihren kleinen Käfigen befestigten Zweigen umher. Ihr Futter besteht aus reifen Früchten, Aepfeln, Birnen, Feigen, Bananen, Weintrauben und dergleichen; auch fressen sie gekochten Reis, durch Zucker versüßtes Milchbrod und ein wenig gekochtes Fleisch, welches ihnen in kleinen Stücken vorgesetzt wird. Kleine Vögel, welche in ihren Käfig gesetzt werden, fangen sie sehr geschickt und zerreißen sie augenblicklich, scheinen auch höchlichst befriedigt zu sein, wenn man ihnen eine derartige Abwechselung ihres gewöhnlichen Futters bietet".



Bilchmaki (Microcebus myoxinus). 1/2 natürl. Größe.

Von Wagner und Anderen wurde die nun zu erwähnende Sippe der ersten Familie von den bisher genannten Halbaffen getrennt und in eine besondere Familie vereinigt, als deren Kennzeichen man die verhältnismäßig langen Fußwurzeln hervorhob. Auch zeigt das Aeußere der sogenannten Langfüßer manches Eigenthümliche, da sie es sind, welche die Bilche oder Schlafmäuse innerhalb ihrer Familie zu vertreten scheinen. Doch haben sie im wesentlichen so viel Aehnlichkeit mit den bereits beschriebenen Arten, daß sich nach Ansicht der neueren Thierkundigen gedachte Trennung nicht rechtfertigen läßt.

Bei den Zwergmakis (Microcebus) sind die Augen mehr als die Ohren entwickelt. Der Leib ist gedrungen, der Kopf kurz, die Schnauze gerundet, der Schwanz etwas mehr als leibeslang, die Gliederung übrigens verhältnismäßig, da die Hinterglieder nicht wesentlich länger als die vorderen sind. Große Augen und mittelgroße, innen nackte, außen sehr fein und schwach behaarte

Ohren, ungemein zierliche Hände und Füße mit kurzen Fingern und Zehen, verhältnismäßig derben Daumen und Daumenzehen sowie ein zartes, weiches, zwischen wollig und seidig mitteninne stehendes Fell zeichnet die Thierchen äußerlich sonst noch aus. Das Gebiß besteht aus 4 Schneidezähnen oben und unten, einem Eckzahne in jedem Kiefer und 6 Backenzähnen in der oberen, 5 in der unteren Kinnlade. Die oberen Schneidezähne haben eine breite, zweilappige Krone, die oberen Mahlzähne zwei äußere und einen Mittelhöcker. Die Wirbelsäule wird aus 23 rippentragenden, 7 rippenlosen, 3 Kreuz- und 28 Schwanzwirbeln zusammengesetzt.

Der Bilchmaki (Microcebus myoxinus), dessen Leibeslänge 14 bis 15 Centim. und dessen Schwanzlänge 16 bis 17 Centim. beträgt, einer der bekannteren Vertreter dieser Sippe, ist auf der Oberseite rostgelblichgrau mit goldigem Schimmer, auf der Unterseite weiß.

Auch dieser Lemur und seine ihm nahe stehenden Verwandten bewohnen Madagaskar; über ihre Lebensweise aber wissen wir bis jetzt noch außerordentlich wenig, wie sich dies in Anbetracht der geringen Größe und des nächtlichen Treibens zur Genüge erklärt. Ein von Pollen beschriebener Sippschaftsgenosse lebt in den undurchdringlichsten Waldungen der Insel, über Tags in einem von ihm selbst aus Stroh und dürren Blättern zusammengebauten Neste von der Größe eines Eichhornhorstes sich verbergend, nachts nach Art der gesammten Verwandtschaft umherstreifend und seiner Nahrung nachgehend, welche wahrscheinlich mehr in Kerbthieren als in Früchten besteht. Hierauf beschränkt sich zur Zeit unsere Kenntnis.

*

Zu den uns am besten bekannten Halbaffen überhaupt gehören die Ohrenmakis oder Galagos, über deren Leben und Treiben schon ältere Reisende uns Kunde gegeben haben. Während bei den Zwergmakis der Sinn des Gesichtes obenan steht, überwiegt bei ihnen das Gehör, entsprechend den sehr großen häutigen Ohren, welche an die einzelner Fledermäuse erinnern. Der Leib der Galago's darf eher schmächtig als gedrungen genannt werden, sieht aber infolge der reichen Behaarung stärker aus als er ist; der verhältnismäßig große Kopf zeichnet sich außer den ungewöhnlich entwickelten, nackten Ohren, durch die einander genäherten großen Augen aus; Vorder- und Hinterglieder sind mittellang, Hände und Füße noch wohlgebildet, Zeigefinger und zweite Zehe, bei einzelnen auch Mittelfinger und mittlere Zehe mit krallenartigen, alle übrigen mit platten Nägeln versehen. Vier große, schlanke, meißelförmige, getrennt von einander stehende Schneidezähne in den oberen, 6 größere, breite und lange in den unteren Kiefern, ein langer glatter, außen gefurchter Eckzahn, 3 Lück- und 6 Backenzähne in den oberen und ein etwas kürzerer aber stärker gekrümmter Eckzahn, 2 Lück- und 3 Backenzähne in den unteren Kiefern bilden das Gebiß; 13 rippentragende, 6 rippenlose, 3 Kreuz- und 22 bis 27 Schwanzwirbel neben den Halswirbeln setzen die Wirbelsäule zusammen.

Alle Galagos, Bewohner Afrika's und seiner westlichen und östlichen Inseln, müssen, abweichend von den Makis, als Raubthiere angesehen werden, welche nur nebenbei Früchte genießen. Um sie zu schildern, will ich hier die Worte wiederholen, welche ich in Gemeinschaft mit Kersten nach dessen Angaben und eigenen Beobachtungen in dem von der Decken'schen Reisewerke gebraucht habe. „Die Galagos sind Nachtthiere im eigentlichen Sinne des Wortes, Wesen, für welche der Mond die Sonne ist, Geschöpfe, an denen die eine Hälfte des Tages spurlos vorübergeht, welche, schläferiger als die Schlafmäuse, während jeder Stunde in sich zusammengerollt in irgend einem geeigneten Schlupfwinkel liegen und, falls ihnen verwehrt, einen solchen aufzusuchen, durch das ängstliche Verbergen ihres Kopfes vor dem verhaßten Sonnenlichte sich zu schützen, ja durch Zusammenrollen ihrer Ohren sogar vor jedem Geräusche zu sichern sich bestreben. Werden sie durch irgend eine Ursache gewaltsam aus ihrem tiefen Schlafe erweckt, so starren sie anfangs wie träumend ins Weite, kommen allmählich aus ihrer Schlaftrunkenheit zu sich und bekunden sodann durch abwehrendes Wesen, wie unangenehm ihnen die Störung war. Ganz anders zeigen

sich dieselben Thiere nach Sonnenuntergang. Sobald die Dämmerung über den Wald hereinbricht, erwacht der Ohrenmaki, vielleicht infolge der ihm fühlbar werdenden abendlichen Kühle, biegt den über dem Kopfe zusammengewickelten Schwanz zurück, öffnet die Augen und entknittert die häutigen, bisher zu einem wohlschließenden Deckel des Gehörganges eingerollten oder richtiger zusammengeschrumpften Ohren, putzt und leckt sich, verläßt die Schlupfhöhle und beginnt nunmehr sein gespenstiges Treiben, bei Lichte betrachtet, ein Räuberleben im vollsten Sinne des Wortes, in welchem unersättlicher Blutdurst mit einer bei so hochstehenden Handthieren ungewöhnlichen Mordlust sich paart. Begabt wie irgend ein anderes Raubthier, fernsichtig wie ein Luchs, feinhörig wie eine Fledermaus, scharfspürig wie ein Fuchs, zwar nicht eben verständig, wohl aber listig, die Gewandtheit des Affen mit der einer Schlafmaus vereinend, die Unfehlbarkeit des Angriffs durch Dreistigkeit noch vermehrend, wird der Galago in Wirklichkeit zu einem furchtbaren Feinde des Kleingethieres und unterscheidet sich hierdurch wesentlich von den meisten seiner Ordnungsverwandten.“

In diesen Worten ist fast alles enthalten, was über das Freileben der Ohrenmaki's bis jetzt bekannt wurde; es dürfte auch nicht leicht sein, Ausführlicheres zu erfahren, da die Beobachtung des Treibens und Gebarens dieser Thiere während der Nachtzeit große Schwierigkeiten hat. So mangelt uns genaue Kunde über die Zeit und die Art und Weise der Fortpflanzung; denn nur das eine können wir sagen, daß die Ohrenaffen wie fast alle übrigen Handthiere ein einziges Junge zur Welt bringen. Auf Sansibar wird nicht selten ein gefangenes Galagoweibchen mit diesem einen Jungen zum Verkaufe ausgeboten. Letzteres hängt, wie es bei Affen, Halbaffen und Fledermäusen die Regel, an der Brust und an dem Bauche der Mutter, mit seinen vier Händchen fest eingeklammert in das wollige Flies der Erzeugerin, so fest, daß diese mit ihm alle Bewegungen ausführen kann, und daß man es kaum von dem Leibe der Mutter zu trennen vermag.

Unter den wenigen bis jetzt entdeckten und unterschiedenen Arten der Ohrenmaki's, deren größter einem fast erwachsenen Kaninchen gleichkommt, während die kleinste Art eine mäßiggroße Maus kaum übertrifft, kennen wir seit Adansons Zeiten den Galago (Otolicnus Galago, Lemur G., O. senegalensis, O. Teng, Galago senegalensis, G. Moholi, G. Cuvieri), ein zierliches Geschöpf von Eichhörnchengröße, nämlich 16 bis 20 Centim. Leibes- und 23 bis 25 Centim. Schwanzlänge. Sein kurzer, aber dichter und seidenweicher Pelz ist auf der Oberseite fahlgrau, am Kopfe und auf dem Rücken schwach röthlich, aber an der Innenseite der Gliedmaßen sowie am Bauche gelblichweiß gefärbt; eine ähnliche Färbung zeigen auch die Wangen und eine zwischen den Augen entspringende und bis an das Nasenende verlaufende Längsbinde. Die Ohren sind fleischfarben, die Augen braun.

Ein großer Theil Afrika's ist die Heimat des Galago. Adanson entdeckte ihn in den Waldungen des Königreichs Galam am Senegal; spätere Reisende beobachteten ihn in Südafrika und in Sudahn. Hier fand auch ich ihn mehrere Male, immer aber nur westlich von dem Weißen Nil und namentlich in Kordofân. Den Eingeborenen ist er unter dem Namen Tendj wohlbekannt; sie glauben, daß er ursprünglich ein Affe gewesen und nur wegen seiner Schlafsucht so herabgekommen sei. Wir trafen den Tendj bloß in Mimosenwäldern an. Gewöhnlich war ein Pärchen beisammen. Die Thiere schliefen, auf dichten Aesten ganz nahe am Stamme sitzend, wurden aber augenblicklich munter, sobald sie unsere Fußtritte vernahmen. Wenn wir sie aufscheuchten, kletterten sie — bei Tage — rasch und gewandt an dem Geäste umher, ergriffen aber niemals die Flucht, sondern blieben immer bald wieder ruhig und vertrauensvoll sitzen und lauschten und spähten durch das dichte Laubwerk nach uns hernieder. Durch die vielen scharfen Stacheln der Mimosen wußten sie sich sehr geschickt zu bewegen und verstanden es auch, weite Sätze von einem Baume zum anderen zu machen. Nachts sollen sie, wie man uns sagte, schnell aber lautlos ihrer Kerbthierjagd oder wenigstens ihrer Fruchternte obliegen, und ihre Augen sollen dann schimmern

vorschiebt und wieder zurückzieht. Dann putzt er sich, und nun endlich beginnt er zu klettern. Seine Bewegungen sind stets langsam und bedächtig, die Tritte vollkommen unhörbar. Die Finger werden beim Auftreten weit gespreizt; der Schwanz schleift auf dem Boden nach. Er klettert langsam, aber äußerst geschickt, kopfoberst und kopfunterst, hängt sich an einem Vorder- oder an einem Hinterbeine fest und schaukelt sich dann, geht an der Decke seines Käfigs hin 2c. Seine Kost besteht in Milchbrod, Fleisch und Früchten. Feigen und Rosinen frißt er leidenschaftlich gern; auf Kerbthiere und deren Larven oder Puppen ist er erpicht. Er faßt die ihm vorgehaltene Nahrung mit dem Munde oder mit den Händen; ihm noch Unbekanntes pflegt er leckend zu betasten. Lebende Vögel betrachtet er mit lüsternem, vielsagendem Auge. Auf seinen Wegen beschnuppert er zunächst jeden Gegenstand; dann erst betastet er ihn mit der Zunge. Er ist gutmüthig und läßt es sich gern gefallen, wenn man ihn kraut; nur wenn man ihn aufhebt, pflegt er zu beißen. Sein Aussehen deutet auf Verstand; die hübschen, braunen, stark gewölbten Augen sehen klug ins Weite. Bei Tage ist der Stern bis auf eine sehr kleine, schmale Ritze zusammengezogen, nachts erweitert er sich bedeutend. Kurz nach dem Erwachen stößt das Thier gewöhnlich seinen eigenthümlichen Ruf aus, welcher an das Rucksen mancher Tauben erinnert. Er beginnt mit dem leise hervorgestoßenen dumpfen Laut „Du“, steigert sich dann und endet mit dem schwächeren, miauenden „Dju“. Der ganze Ruf klingt ungefähr wie „du, tu tu, tu, tu tui, dju dju“, sehr dumpf und hohl.

Ein großer, runder, dicht auf den Schultern sitzender Kopf mit wahrem Froschgesichte, kurze Vorder- und lange Hinterglieder sowie ein mehr als leibeslanger Schwanz sind die äußerlichen, sehr absonderlich gestaltete, denen der Kerbthierräuber ähnelnde Zähne die hauptsächlichsten innerlichen Merkmale eines Halbaffen, welcher schon seit geraumer Zeit zum Vertreter einer besonderen Sippe, neuerdings aber mit vollstem Rechte zum Urbilde einer eigenen Familie erhoben worden ist. Entsprechend den ungemein verlängerten Fußwurzeln, hat man dieser Familie den Namen **Fußwurzelthiere** (Tarsidae) gegeben, nachdem das merkwürdige Zwittergeschöpf vorher von den verschiedenen Naturforschern bald als eine Springmaus, bald als ein Beutelthier, bald endlich als ein Lemur angesehen worden ist. Da man bis jetzt nur eine einzige sicher bestimmte Art oder höchstens deren zwei kennen gelernt hat, gelten deren Merkmale auch für die Familie.

Das **Gespensthier** oder der **Koboldmaki** (Tarsius spectrum, Lemur spectrum, Didelphis macrotarsus, Tarsius maucauco, T. Pallasii, T. Bancanus, T. fuscomanus, T. Fischeri) ist, falls man sich so ausdrücken darf, eine Wiedergabe des Frosches in der Klasse der Säugethiere. Unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Gesichte eines Laubfrosches zeigt das seinige, und ebenso erinnern die Hände und Füße durch gewisse, später zu beschreibende Eigenthümlichkeiten an die des gedachten Lurches, mit dessen Bewegungen die seinigen ebenfalls bis zu einem gewissen Grade übereinstimmen. Der große Kopf würde kugelig sein, wenn nicht die Schnauze als ein kurzer, ziemlich breiter Kegel aus der Gesichtsfläche hervorträte. Hierdurch gerade und durch die im Verhältnis zur Schnauzenlänge ungemein weite, bis unter die Augen sich ziehende Mundspalte und die dicken Lippen erhält das Gesicht den Ausdruck des Froschartigen. Dieser Ausdruck wird durch die ungemein großen, eulenartigen Augen, verhältnismäßig wohl die größten, welche ein Säugethier überhaupt besitzt, noch wesentlich vermehrt. Sie nehmen buchstäblich den größten Theil des ganzen Gesichtes ein, stehen ziemlich nahe bei einander und haben einen Durchmesser von mindestens 1,5 Centim. Minder eigenthümlich, weil auch bei anderen Säugethieren vorkommend, erscheinen die Ohren, welche großen, weiten, auf einem kurzen röhrenförmigen Stiele sitzenden Löffeln gleichen, am Vorderrande eine außen scharfkantige, nach innen eine durch den Anfang der Ohrleiste abgesetzte schmale Fläche, am Hinterrande einen durch die Gegenleiste abgegrenzten, vertieften Saum und im Innern der Muschel vier über einander stehende Querbogen

zeigen. Der Hals hat nur geringe Länge und läßt sich kaum als selbständigen Theil unterscheiden; der Rumpf ist vorn am breitesten, weil die Schultern stark hervortreten; der Rücken erscheint eingesunken, die Brust schmäler als der Rücken. Die Vorderglieder fallen wegen des sehr kurzen Oberarmes ebenso sehr durch ihre Kürze wie die hinteren durch ihre Länge auf, da letztere sogar den Rumpf übertreffen. Im Verhältnis zur Länge der Arme müssen die Hände als sehr lang bezeichnet werden. Das Verhältnis der einzelnen Finger ist ein anderes als bei den meisten Lemuren, da der Mittelfinger der längste ist und äußerlich fast dreimal länger als der Daumen erscheint, welcher



Koboldmaki (Tarsius spectrum). ½ natürl. Größe.

seinerseits noch ziemlich bedeutend hinter dem Kleinfinger zurücksteht. Wie bei einigen Galagos sind in der Handfläche und an den Fingerenden große polsterartige Ballen ausgebildet. Einer von ihnen liegt unter dem Handtheile des Daumens, zwei unter der Wurzel des Mittel- und Goldfingers und je einer an den Fingerspitzen. Die Oberschenkel haben beträchtliche Stärke, und die Unterschenkel erscheinen ihnen gegenüber schlank, die bis auf die eigentliche, d. h. erst an der Theilungsstelle der Zehen beginnende Fußsohle dünn behaarten Fußwurzeln sogar klapperdürr. Der Fuß entspricht bis auf die Bildung der Nägel der zweiten und dritten Zehe im allgemeinen der Hand, nur daß die Daumenzehe vollkommener als der Daumen den anderen Fingern den übrigen Zehen entgegengestellt werden kann und die Ballen an den Zehenspitzen beträchtlich größer sind; auch ist nicht die dritte, sondern die vierte Zehe die längste. Alle Finger tragen dreiseitige, flache, nur längs der Mitte etwas gewölbte, an den Rändern gebogene, an der Spitze ausgezogene Nägel, die große und die beiden äußeren Zehen durchaus ähnlich gebildete, die beiden inneren Zehen dagegen anstatt des Plattnagels aufrecht stehende, wenig gekrümmte, spitze und scharfe Krallen. Der Schwanz endlich ist drehrund und gleichmäßig sanft verjüngt. Das Gebiß unterscheidet sich von dem aller übrigen

Halbaffen dadurch, daß es nicht die schmalen, wagerecht vorgezogenen unteren Schneidezähne, sondern aufrecht stehende, fast ebenso sehr an die der Kerbthierräuber wie an die anderer Halbaffen und Affen erinnernden Schneidezähne, verhältnismäßig breite, scharfe, schneidend zackige Lück- und Mahlzähne besitzt. Von ersteren enthält das Gebiß, nach Burmeisters Untersuchungen, im oberen Kiefer vier, im unteren zwei, außerdem jederseits oben einen Eckzahn, einen Lückzahn, zwei falsche Mahlzähne und drei Kauzähne, unten einen Eckzahn, zwei Lückzähne, einen falschen Mahlzahn und drei Kauzähne. Der Schädel entspricht in seiner Form dem kugeligen äußeren Ansehen des Kopfes vollkommen und unterscheidet sich von denen aller anderen Halbaffen durch die kurze, spitze Nase und die weiten Augenhöhlen, welche letztere durch ihre scharfen, fast schneidenden, hoch vorragenden Ränder und die Breite der vom Oberkiefer wie vom Stirnbeine ausgehenden, ihre hintere Wand bildenden Fortsätze besonders auffallen. Alle Knochen sind dünn und zart, die Schädeldecke kaum stärker als ein Kartenblatt, so daß man sie mit einem Messer leicht durchschneiden kann. In der Wirbelsäule zählt man 7 Hals-, 13 oder 14 Rücken-, 6 Lenden-, 3 Kreuzbein- und 31 bis 33 Schwanzwirbel. Von den 13 oder 14 Rippen sind 7 oder 8 wahre und 6 falsche, und begründet sich hierauf, d. h. auf die verschiedene Anzahl der Rippen überhaupt die Ansicht mehrerer Naturforscher, daß die Sippe zwei Arten zählt. Das etwas wollige, feine Fell bekleidet in gleichmäßiger Dichtigkeit Kopf, Rücken und die Außenseite der Glieder, verkürzt sich auf der Brust und dem Bauche und wird auf dem Nasenrücken, an den Nasenflügeln und dem oberen Mundrande so kurz, fein und sperrig, daß diese Theile nackten Stellen gleichen, ohne es wirklich zu sein. Die Ohrmuschel trägt außen, besonders am Grunde und in der Mitte kurze, die innere Ohrmuschel äußerst feine, kaum bemerkbare Härchen und ist von der Mitte bis zur Spitze vollständig nackt. An mehreren Stellen des Kopfes wie an der Ober- und Unterlippe, der Nase, neben dem inneren Augenwinkel und an der Backe stehen einzelne Vorstenhaare, und die Augenliderränder sind mit weichen verlängerten Wimpern umgeben. Auf den Vorder- und Hintergliedern reicht das dichtere Haar bis zur Hand- und Fußwurzel, hier in ein kurzes, feines und sperriges übergehend, welches den ganzen Handrücken und die Finger bekleidet. Der Schwanz ist am Grunde lang und dicht, hierauf spärlich und borstig, am hintersten Drittel lang, fast buschig behaart. Die Färbung des Pelzes ist gelbbraungrau mit einem leichten Anfluge von Rothbraun. Auf der Stirn, dem Rücken und der oberen Seite der Schenkel, auf Scheitel und Nacken dunkelt die Färbung, auf der Brust geht sie ins Weißliche über. Die Behaarung der Schwanzspitze ist gelblich. Das Auge hat nach Cumming braune, nach Jagor gelbe Iris. Ausgewachsene Stücke erreichen eine Länge von 40 Centim., wovon 23 bis 24 auf den Schwanz gerechnet werden müssen.

Ueber die Lebensweise des Gespenst- oder Koboldmaki's liegen Berichte von Raffles, Cumming und Salomon Müller vor, denen ich noch einige wichtige Angaben von Rosenberg und Jagor hinzufügen kann. Sein Verbreitungsgebiet erstreckt sich, laut Wallace, über alle malaiischen Inseln westlich bis Malakka; doch tritt das Thierchen nirgends häufig auf. Sein Namenreichthum und noch mehr die über ihn umlaufenden Fabeln beweisen, daß er allen Eingeborenen als ein in hohem Grade auffallendes Geschöpf erscheint. Auf Sumatra heißt er nach Raffles „Singapua", auf der zu den Philippinen gehörigen Insel Bohal, laut Cumming, „Malmay", bei den Dajakers, nach Angabe von Salomon Müller, „Ingger", auf Celebes, laut Rosenberg, „Tarrdabana", auf Samar, laut Jagor, „Majo". Zum Aufenthaltsorte wählt sich der Gespenstmaki, nach Angabe von Rosenberg, ebene Wälder, woselbst er sich am Tage an dunkeln, feuchten Stellen im dichten Laube oder in Baumlöchern verbirgt. Nach Cumming lebt er im Gewurzel der Bäume, besonders der großen Bambusstämme, ausschließlich in den dichtesten Waldungen, überall einzeln und selten. Männchen und Weibchen werden gewöhnlich zusammen gesehen, weshalb die Eingeborenen, nachdem sie eines der Thierchen erlangt haben, Sorge tragen, auch das andere zu bekommen. In der Art und Weise, wie er sitzt und springt, erinnert er, laut Salomon Müller und Rosenberg, unwillkürlich an einen Laubfrosch, nimmt oft eine ähnliche Stellung an, springt

wie ein Frosch und macht Sätze von fast einem Meter Weite. Ueber Tags ist er so wenig scheu, daß er zuweilen von einem hohen Baume oder Strauche herab den Vorübergehenden auf den Leib springt und sich mit der Hand greifen läßt. Seine unverhältnismäßig großen, kugelig vorspringenden Glotzaugen, deren Stern sich je nach den einfallenden Lichtstrahlen schnell vergrößern und verkleinern kann, haben ihn bei den Eingeborenen zu einem gespensterhaften Wesen gestempelt. Man betrachtet ihn als ein verzaubertes Thier und nach den Grundsätzen der Seelenwanderung als den Geist eines Missethäters, welcher Zauberkräfte besitzt. „Singapua“ bedeutet, nach Raffles, „kleiner Löwe“ und hängt ebenfalls mit einer Fabel der Eingeborenen zusammen, welche berichtet, daß das Thier ursprünglich so groß wie ein Löwe war, aber in neuerer Zeit zu der Größe herabsank, welche es jetzt besitzt. Die Eingeborenen Sumatra's haben eine solche Furcht vor ihm, daß sie ihre Reisfelder augenblicklich verlassen, wenn sie einen Gespenstmaki auf einem Baume neben demselben erblicken, weil ihrer Meinung nach sonst ohne Zweifel ein Unglück über sie oder ihre Familie kommen müsse. Diese Fabelei erstreckt sich auch auf die Angaben über die Nahrung unseres Thierchens. Schon Peter Camel bemerkt Anfang des vorigen Jahrhunderts, daß das Gespenstthierchen nach Ansicht der Eingeborenen von Holzkohle lebe, daß dies aber falsch sei, da es sich von Bananen und anderen Früchten ernähre. Jagor, welcher zwei Koboldmakis lebend erhielt, wurde in gleicher Weise berichtet und erfuhr erst durch eigene Versuche, daß das Thierchen selbst Pflanzenkost verschmäht und hauptsächlich Kerbthiere, letztere jedoch mit großer Auswahl, frißt. Cumming behauptet, daß die Nahrung unseres Halbaffen aus Eidechsen bestehe, und daß er diese Kriechthiere aller übrigen Kost vorziehe, bei großem Hunger jedoch auch kleine Krebse und Küchenschaben zu sich nähme; Salomon Müller gibt neben den Kerbthieren noch verschiedene Früchte als Nahrung an.

Cumming ist der erste, welcher über einen gefangenen Gespenstmaki Ausführlicheres mittheilt. „Er ist sehr reinlich in seinen Gewohnheiten“, sagt er; „niemals berührte er ein Nahrungsmittel, welches schon theilweise verzehrt war, und niemals trank er zum zweiten Male aus demselben Wasser. Im Verhältnis zu seiner Größe frißt er sehr viel. Beim Trinken schlappt er das Wasser wie eine Katze, aber sehr langsam. Die für ein so kleines Thierchen auffallend große Losung gleicht der eines Hundes. Ueber Tags schläft er sehr viel und bekundet den größten Abscheu gegen das Licht, weshalb er sich stets nach den dunkelsten Stellen begibt. Nähert man sich seinem Käfige, so heftet er seine großen, offenen Augen lange Zeit auf den Gegenstand, ohne eine Muskel zu bewegen; kommt man näher, oder wirft man etwas nahe an ihn heran, so fletscht er die Zähne gleich einem Affen, indem er die Gesichtsmuskeln auseinanderzieht. Selten macht er Geräusch, und wenn er einen Ton hören läßt, so ist es ein einfacher, kreischender Laut. Bei geeigneter Pflege wird er sehr bald zahm und ungemein zutraulich, beleckt Hände und Gesicht, riecht am Leibe seines Freundes herum und bemüht sich, geliebkost zu werden.“

Nicht minder günstig spricht sich Jagor aus. „In Loquilocun und Boranjen hatte ich Gelegenheit, zwei Gespenstmakis zu erwerben. Diese äußerst zierlichen, seltsamen Thierchen sollen, wie man in Luzon versicherte, nur in Samar vorkommen. Mein erster Majo mußte anfänglich etwas hungern, weil er Pflanzenkost verschmähte, verzehrte dann aber lebende Heuschrecken mit großem Behagen. Es sah äußerst drollig aus, wie das Thier, wenn es bei Tage gefüttert wurde, aufrecht stehend, auf seine beiden dünnen Beine und den kahlen Schwanz gestützt, den großen kugelrunden, mit zwei gewaltigen gelben Augen versehenen Kopf nach allen Richtungen hin bewegte, wie eine Blendlaterne auf einem Dreibeingestell mit Kugelgelenk sich dreht. Nur allmählich gelang es ihm, die Augen auf den dargebotenen Gegenstand richtig einzustellen; hatte es ihn aber endlich wahrgenommen, so reckte es plötzlich beide Aermchen seitwärts und etwas nach hinten aus, wie ein Kind, welches sich freut, griff schnell mit Händen und Maul zu und verzehrte dann bedächtig seine Beute.

„Bei Tage war der Maki schläferig, blödsichtig, wenn man ihn störte, auch mürrisch; mit abnehmendem Tageslichte aber wurde er munter und sein Augenstern erweiterte sich. Nachts

bewegte er sich lebhaft und behend mit geräuschlosen Sprüngen, am liebsten seitwärts. Er wurde bald zahm, starb aber leider schon nach wenigen Tagen; und ebenso konnte ich das zweite Thierchen nur kurze Zeit am Leben erhalten."

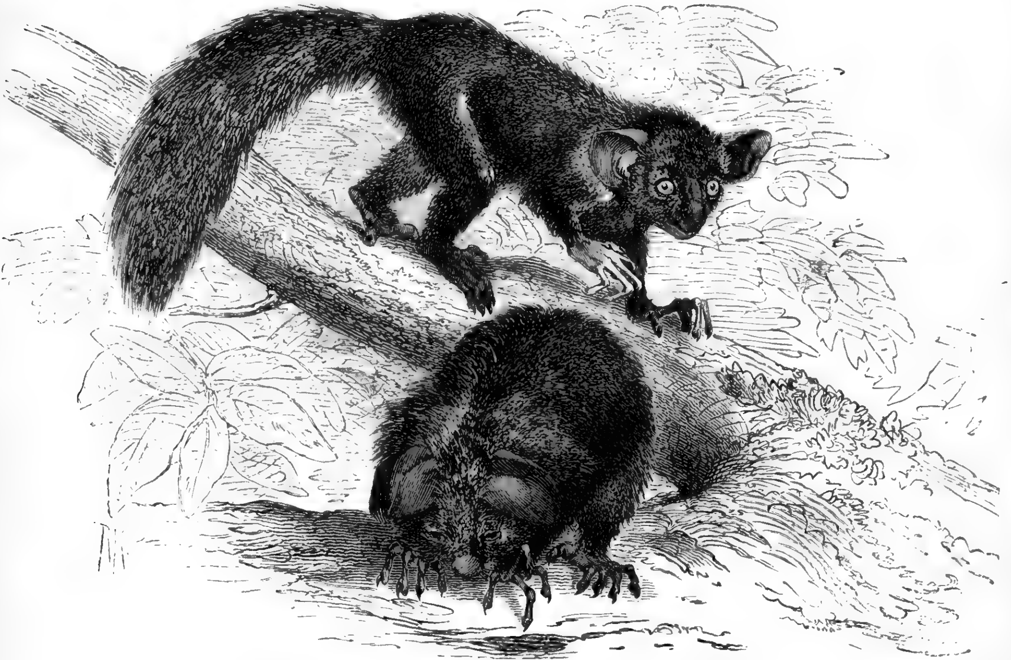
Ueber die Fortpflanzung danken wir Cumming einige Angaben. „Ich hatte", sagt er, „das Glück, mir unbewußt, ein trächtiges Weibchen zu bekommen, und war daher eines Morgens nicht wenig überrascht, daß es ein Junges zur Welt gebracht hatte. Dieses schien etwas schwach zu sein, glich aber der Mutter vollkommen. Seine Augen waren offen, sein Leib bereits mit Haaren bekleidet. Es hielt sich stets saugend zwischen den Beinen seiner Mutter auf und wurde so vollständig von ihr bedeckt, daß man selten mehr als seinen Schwanz bemerkte. Seine Kräfte nahmen schnell zu, und schon am zweiten Tage begann es außerhalb des Käfigs umherzukriechen, wenn auch noch mit sichtbarer Anstrengung. Doch erreichte es die Spitze der Stäbe, aus denen der Käfig gebildet war. Wenn Umstehende das Junge zu sehen wünschten, während die Mutter es bedeckte, mußte man sie aufstören. Dann wurde sie in der Regel böse, nahm das Junge ins Maul, ganz wie eine Katze, und schleppte es so eine Zeitlang umher. Auch sah ich sie zu anderen Zeiten, wenn sie nicht gestört worden war, mit ihrem Jungen im Maule aus dem Käfige hervorkommen. Letzteres hatte im Verlaufe von drei Wochen sehr an Größe zugenommen, als unglücklicherweise Jemand auf den Schwanz der Mutter trat, worauf sie nach wenigen Tagen starb. Das Junge folgte ihr einige Stunden später nach."

Vor neunzig und einigen Jahren erhielt der Reisende Sonnerat aus einem Walde der Westküste Madagaskars zwei höchst sonderbare Thiere, von deren Dasein bis dahin noch Niemand Kunde gehabt hatte. Selbst auf der gegenüberliegenden Küste waren sie vollkommen unbekannt; wenigstens wurde unserem Naturforscher von den dort lebenden Madagassen versichert, daß die beiden, welche er lebend bei sich hatte, die ersten wären, welche sie jemals gesehen hätten. Sie schrieen bei Anblick derselben zur Bezeugung ihrer Verwunderung laut auf, und Sonnerat erhob diesen Ausruf, „Aye, Aye", zum Namen der von ihm entdeckten Geschöpfe.

„Dieses vierfüßige Thier", sagt Sonnerat, beziehentlich der erste Uebersetzer seines Reisewerkes, „hat viel Aehnlichkeit mit dem Eichhörnchen, ist aber doch durch einige wesentliche Kennzeichen von demselben unterschieden: es gleichet auch einigermaßen dem Maki und dem Affen.

„Der Aye-Aye hat an jedem Fuße fünf Finger, davon die an den Vorderfüßen sehr lang und ein wenig krumm sind; welches macht, daß er sehr langsam geht: diese Finger sind auch mit krummen Nägeln versehen. Die zwei äußersten Gelenke des Mittelfingers sind lang, dünn und unbehaart: er bedient sich derselben, um aus den Ritzen der Bäume die Würmer hervorzuholen, von denen er sich nährt, und um diese Würmer in seinen Schlund zu stoßen; dem Ansehen nach dienen sie ihm auch, sich an die Baumäste zu hängen. Die Hinterfüße haben vier mit krummen Klauen versehene Finger: der fünfte oder innere bildet den Daumen und hat einen platten Nagel, gleich den Nägeln des Menschen. — Der Aye-Aye hat in jeder Kinnlade zwei Schneidezähne, die sehr nahe beisammen stehen und dem Schnabel eines Papageien ähnlich sehen: die unteren sind viel stärker als die oberen. — Er hat große, breite und flache Ohren: sie sind schwarz, glatt, glänzend, und an der Außenseite mit langen Haaren besetzt. — Ueber den Augen und der Nase, auf den Backen und am Kinn hat er Büschel von langen Haaren. — Das ganze Thier ist mit weißfalben Flaumen oder feinen Haaren bewachsen, aus denen große (starke) schwarze Haare hervorstechen. Der Vordertheil des Kopfes und Halses sind von falbem Weiß. Der Schwanz ist platt, buschig und mit langen Haaren besetzt. Ob es schon ganz schwarz scheint, sind die Haare desselben doch von ihrer Wurzel an bis zur Mitte ihrer ganzen Länge weiß. — Der Aye-Aye ist vom Kopfe bis zum Schwanze 18 Zoll 6 Linien und der Schwanz desselben 1½ Fuß lang."

Ueber Vorkommen und Aufenthalt des Thieres berichtet uns Sonnerat gar nichts, über sein Betragen in der Gefangenschaft sehr wenig: „Dieses Thier", sagt er, „scheint von der Art derjenigen zu sein, die sich in die Erde graben. Bei Tage sieht es nicht; sein Auge ist röthlich und starr, wie das Auge der Eule. Es ist sehr träge, folglich auch sehr sanft. Ich hatte ein Männchen und ein Weibchen, aber beide lebten nicht länger als zwei Monate; ich nährte sie mit gekochtem Reis, und sie bedienten sich der dünnen zwei Finger ihrer Vorderfüße, wie die Chinesen ihrer Stäbchen. Sie waren scheu, furchtsam, liebten sehr die Wärme, krochen immer zusammen, um zu schlafen, legten sich auf die Seite und verbargen ihren Kopf zwischen den Vorderfüßen. Sie lagen stets unbeweglich da; und nur durch vieles Rütteln konnte man sie dahin bringen, daß sie sich regten".



Aye-Aye (Chiromys madagascariensis). 1/9 natürl. Größe. (Nach Wolf.)

Bis in die neuere Zeit blieb der von Sonnerat nach Europa gebrachte Aye-Aye der einzige, welchen man kannte, und die im Jahre 1782 erschienene Beschreibung die einzige Quelle für die Lebenskunde des seltenen Thieres. Man zeigte sich schon geneigt, ihn als ausgestorben anzusehen. Die erste Nachricht des Gegentheils gelangte im Jahre 1844 durch De Castelle zur Kenntnis der wissenschaftlichen Welt. Diesem Reisenden glückte es, einen jungen, lebenden Aye-Aye zu erhalten, und er beschloß, denselben der Sammlung des Pflanzengartens zu schenken. Unglücklicherweise starb das Thier bevor es Europa erreichte; sein Fell aber und ebenso das Gerippe kamen in den Besitz der Pariser Sammlung, und es wurde hierdurch der Beweis geliefert, daß das letztgenannte Thier und Sonnerats Aye-Aye einer und derselben Art angehören. Noch bis Anfang der sechziger Jahre blieben diese beiden Stücke die einzigen, welche man kannte. Erst im Jahre 1862 erhielt die Zoologische Gesellschaft in London die freudige Nachricht, das zwei „Fingerthiere" oder „Nacktfinger", wie man das Zwitterwesen inzwischen genannt hatte, auf Madagaskar gefangen waren und für den Thiergarten in Regents-Park unterwegs seien. Eines von diesen kam auch glücklich lebend, das andere wenigstens im Weingeiste an. Etwas später folgten noch mehrere andere Stücke, von denen drei vom Museum in Berlin erworben werden konnten.

Nunmehr erst vermochten die Thierkundigen die Verwandtschaft des Aye=Aye unzweifelhaft festzustellen und ihm die gebührende Stellung im System anzuweisen. Bis dahin waren die Ansichten sehr getheilt gewesen. Buffon, welcher den von Sonnerat überbrachten Aye=Aye untersuchen konnte, stellte ihn in die Nähe der von ihm mit den Springmäusen vereinigten Gespenstmaki's; Gmelin führt ihn unter den Eichhörnchen auf; Schreber war der erste, welcher sich, freilich ohne das Thier selbst untersucht zu haben, dafür entschied, es zu den Halbaffen zu stellen; Illiger bildete eine besondere Familie in einer von ihm aufgestellten Ordnung, welche Affen, Halbaffen und einen Theil der Beutelthiere in sich vereinigen sollte; Blainville sprach sich im Jahre 1816 nach einer sorgfältigen Untersuchung des Schädels und eines Theiles der Hinterglieder entschieden für die Trennung des Aye=Aye von den Nagern und seine Vereinigung mit den Halbaffen aus, während die meisten Thierkundigen, unter ihnen selbst der ausgezeichnete Cuvier, ihn noch immer bei den Nagern beließen. Geoffroy St. Hilaire schloß sich im Jahre 1851 ohne Rückhalt der Blainville'schen Ansicht an, während andere ausgezeichnete Forscher, wie z. B. Milne Edwards und van der Hoeven, Cuvier folgten; Brand gelangte zu dem Ergebnis, daß die Sippe der Fingerthiere zwar durch eine größere Anzahl von Merkmalen den Halbaffen, aber durch eine nicht geringe Zahl nicht unwesentlicher Merkmale ebenso den Nagern verwandt sei, und schlug deshalb vor, für das Thier eine besondere, zwischen den Affen, Halbaffen und Nagethieren stehende Ordnung zu bilden; Giebel endlich beließ den Aye=Aye, ungeachtet der Ausführungen Geoffroy's, in seinem im Jahre 1859 erschienenen, allerdings wenig werthvollen, weil kaum auf eigenen Untersuchungen begründeten Werke über die Säugethiere, noch immer bei den Nagern. Erst durch Owens und Peters' Forschungen wurde die Streitfrage endgültig entschieden.

„Schon im Aeußeren", bemerkt Peters, aus dessen Abhandlung ich im Nachstehenden einen gedrängten Auszug geben will, „entfernt sich das Fingerthier ebenso sehr von den Nagern, wie es den Halbaffen und unter diesen namentlich den dickschwänzigen Galagos sich anschließt. So zeigt der von dem kurzen Halse deutlich abgesetzte Kopf in seinem, dem des Körpers wenig nachstehenden Querumfange ein Verhältnis, wie es sich nur bei den Affen und Halbaffen, niemals aber bei den Nagern findet. Die sehr großen nackten Ohren stimmen in der Bildung aller einzelnen Theile ganz mit denen der Galago's überein, nur zeigen sie keine Querfalten, und der Rand der Ohrleiste bildet über der Gegenleiste einen deutlichen abgerundeten Vorsprung. Die mehr vordere Richtung der mäßig großen, mit runder sehr verengbarer Pupille versehenen Augen, die Entwickelung der Nickhautfalte, die sich nicht weit von den Augen plötzlich verschmälernde Schnauze, die nackte Nasenkuppe, die sichelartig gebogene Form der Nasenöffnung, die mittlere und die beiden seitlichen von den Nasenlöchern zur Lippe herabsteigenden Furchen, die dreieckige Mundspalte und die Bildung der Lippen zeigen, wenn man absieht von der durch die außerordentliche Entwickelung der Schneidezähne bedingte große Höhe der Schnauze, die auffallendste Uebereinstimmung mit den Galagos. Auch hinsichtlich der Bildung der Geschlechtstheile stimmen die Fingerthiere mit letzteren überein; eine Eigenthümlichkeit im Gegensatze zu den Halbaffen aber ist der Besitz von nur einem einzigen Paar Saugwarzen in der Weichengegend, während die Halbaffen außer einem Paar Bauchzitzen entweder ein oder zwei Paare Brustwarzen besitzen. Ferner treten die Oberarme und Oberschenkel in einer Weise aus dem Rumpfe hervor, wie es außer den Affen und Halbaffen nur noch bei den Faulthieren und kamelartigen Säugethieren der Fall ist. Die Sohlen der Gliedmaßen zeigen durch die weichen, wulstigen Gebilde, welche die kurzen Bindehäute zwischen dem Grunde der Finger und Zehen überragen, sowie durch die Bildung feiner Linien die größte Uebereinstimmung mit denen der Affen und Halbaffen, und die außer dem Plattnagel des freien Hinterdaumens den Krallen auf den ersten Anblick ähnlichen Nägel gehören nicht zu diesen, sondern ihrem ganzen Bau nach zu den Kuppennägeln, indem sie an der unteren Seite eine offene, tiefe Rinne bilden und nur etwas mehr, als es gewöhnlich bei den Affen der Fall ist, zusammengedrückt erscheinen. Ebenso besteht die größte Abweichung der Vorderglieder von denen der Halbaffen nur in dem

Verhältnis des dritten und vierten Fingers, indem der Daumen, abgesehen von seinem Nagel, ebenso gebaut ist wie bei diesen. Die Längenverhältnisse der Finger scheinen auf den ersten Anblick ähnlich wie bei den meisten übrigen Halbaffen zu sein, indem der vierte und demnächst der so auffallend dünne dritte Finger am meisten hervorragen. Dies geschieht aber nur dadurch, daß das Mittelhandglied des ungewöhnlich kurzen Mittelfingers außergewöhnlich verlängert ist. Faßt man das Vorhergehende zusammen, so ergibt sich daraus, daß der Aye-Aye in allen wesentlichen äußeren Merkmalen mit den Halbaffen übereinstimmt, dagegen kein einziges wesentliches Merkmal zeigt, in welchem er eine größere Annäherung an die Nager erkennen ließe als alle anderen Gattungen der Halbaffen.

„Diejenigen, welche diese Sippe mit den Ratten und Mäusen in eine Ordnung zusammengestellt haben, stützen sich hauptsächlich auf die Beschaffenheit des Gebisses, indem wie bei den Nagern kein Eckzahn und oben wie unten nur zwei große, durch eine weite Lücke von den Backenzähnen getrennte Schneidezähne vorhanden sind. Die Backenzähne haben einen so einfachen Bau, wie er bisher bei den Nagern in keinem Falle gefunden worden ist, stimmen vielmehr in dieser Beziehung sowie in der Höckerbildung am meisten mit denen der altweltlichen Affen überein. Um jedoch über das Gebiß klar zu werden, ist es nothwendig, das Milchgebiß mit in Betracht zu ziehen, und dann zeigt sich, daß die nagerähnliche Anlage nur eine Folge der Verkümmerung gewisser Zähne ist. Beim neugeborenen Aye-Aye bemerkt man nach sorgfältiger Trennung des Zahnfleisches unter den Zwischenkiefern zwei große Milchschneidezähne, unmittelbar hinter denen die Spitzen der bleibenden Schneidezähne sich hervordrängen; hierauf folgt sogleich jederseits ein zweiter hinfälliger Schneidezahn, auf diesen ein hinfälliger Eckzahn, auf letzteren nach einem Zwischenraume hinter einander zwei Milchbackenzähne. Die beiden vorderen Milchschneidezähne des Unterkiefers ähneln denen des oberen, sind jedoch merklich schmäler, die Spitzen der bleibenden Schneidezähne folgen unmittelbar hinter ihnen. Dahinter kommt die Krone eines Zähnchens zum Vorscheine, welches seiner Länge nach dem zweiten hinfälligen, oberen Schneidezahn entsprechen dürfte, und nach einem Zwischenraume folgen dann die beiden Milchbackenzähne. Erst die Vergleichung des Milchgebisses mit dem bleibenden lehrt den Zahnbau vollständig kennen. In ihm finden sich also oben und unten vier Schneidezähne, oben jederseits ein Eckzahn und oben und unten zwei Backenzähne, während sich im bleibenden Gebiß oben und unten zwei Schneidezähne, kein Eckzahn, oben jederseits ein Lück- und drei Backenzähne, unten aber nur drei Backenzähne zeigen. Die Wirbelsäule besteht aus 7 Hals-, 13 Rücken-, 6 Lenden-, 3 Kreuzbein- und 22 bis 24 Schwanzwirbeln; die Wirbel stimmen in allen denjenigen Punkten, worin die Halbaffen von den Nagern abweichen, mit denen der ersteren überein. Dasselbe gilt für den Bau des Schädels und der Glieder, so daß also gegenwärtig jeder Zweifel über die Stellung des Thieres beseitigt ist."

Es bildet somit das Fingerthier (Chiromys madagascariensis, Lemur psilodactylus, Sciurus, Daubentonia madagascariensis) nicht bloß eine besondere Sippe, sondern auch eine eigene Familie (Leptodactyla oder Chiromyida, Daubentoniada, Glirisimia, Glirimorpha) innerhalb der Ordnung der Halbaffen.

Der Aye-Aye oder das Fingerthier zeigt äußerlich folgende Merkmale: Der Kopf ist sehr groß, der Hals kurz, der Leib kräftig, der Schwanz etwa leibeslang. Die Glieder haben unter sich fast gleiche Länge. Im Verhältnis zur Kopfgröße erscheinen die Augen klein, die häutigen Ohren dagegen sehr groß. An der Hand und dem Fuße fallen die sehr verlängerten Finger und Zehen besonders auf. Der unterseits wulstige Daumen ist kräftig und kurz, der Zeigefinger etwas schwächer, der Goldfinger beinahe ebenso dick als der Daumen, der kleine Finger noch immer sehr stark, der dritte Finger aber verkümmert, indem er wie zusammengedorrt aussieht. Die Fußwurzel ist mäßig, die Daumenzehe mittellang und ähnlich gebaut wie der Daumen, während alle übrigen Zehen unter sich fast gleiche Länge und auch ähnliche Bildung zeigen. Ein röthliches Fahlgrau, mit Ausnahme eines dunkleren Ringes um die Augen und eines lichten Fleckes über denselben,

ist die Färbung des Gesichtes. Auf Wangen und Kehle sieht das Haarkleid fahlgrau aus; auf den übrigen Theilen erscheint die Gesammtfärbung bräunlichschwarz mit durchschimmerndem Fahlgrau und eingesprengtem Weiß, weil der Pelz aus zweierlei Haaren, dichten graufahlen Woll- und schwarzen, hier und da weißgespitzten Grannenhaaren besteht. Die borstigen, dunklen Schwanzhaare haben graue Wurzel; die starken Schnurren über den Augen und am Mundwinkel sind ganz schwarz. Ausgewachsene Stücke erreichen eine Gesammtlänge von 1 Meter, wovon 45 Centim. auf die Länge von der Schnauzenspitze bis zur Schwanzwurzel und über 50 Centim. auf den Schwanz kommen.

Der Aye=Aye, welcher einige Jahre in London lebte, konnte von mir wenigstens kurze Zeit beobachtet werden; leider aber war mir die Zeit meines Aufenthaltes so kurz gemessen, daß ich dem Thiere bloß einen einzigen Abend widmen durfte. Dieser eine Abend belehrte mich, daß Sonnerats Beschreibung nicht nur einer Erweiterung, sondern auch der Berichtigung bedarf. Ich will deshalb meine dürftigen Beobachtungen und alles, was ich den Wärtern abfragte, hier kurz zusammenstellen.

Das Thier hat buchstäblich mit keinem anderen Säuger eine beachtenswerthe Aehnlichkeit. Es erinnert in mancher Hinsicht an die Galagos; doch wird es schwerlich einem Forscher einfallen, es mit diesen in einer Familie zu vereinigen. Der dicke, breite Kopf mit den großen Ohren, welche den breiten Kopf noch breiter erscheinen lassen, die kleinen, gewölbten, starren, regungslosen, aber glühenden Augen mit viel kleinerem Stern, als das Nachtaffenauge ihn besitzt, der Mund, welcher in der That eine gewisse Aehnlichkeit mit einem Papageischnabel hat, die bedeutende Leibesgröße und der lange Schwanz, welcher, wie der ganze Leib, mit dünn stehenden, aber langen, steifen, fast borstenartigen Grannenhaaren besetzt ist, und die so merkwürdigen Hände endlich, deren Mittelfinger aussieht, als ob er zusammengedorrt wäre: diese Merkmale insgesammt verleihen der ganzen Erscheinung etwas so Eigenthümliches, daß man sich unwillkürlich den Kopf zermartert, in der fruchtlosen Absicht, ein diesem Thiere verwandtes Geschöpf aufzufinden.

Es kann für den Thierkundigen, welcher dieses wundersame Wesen lebend vor sich sieht, gar keinem Zweifel unterliegen, daß er es mit einem vollendeten Nachtfreunde zu thun hat. Der Aye=Aye ist lichtscheuer als jedes mir bekannte Säugethier. Ein Nachtaffe läßt sich wenigstens erwecken, tappt herum, schaut sich die helle Tageswelt verwundert an, lauscht theilnehmend auf das Summen eines vorüberfliegenden Kerbthieres, leckt und putzt sich sogar: der Aye=Aye scheint bei Tage, wenn man ihn nach vieler Mühe wach gerüttelt, vollkommen geistesabwesend zu sein. Mechanisch schleppt er sich wieder seinem Dunkelplatze zu, rollt er sich zusammen, verhüllt er mit dem dicken Schwanze, welchen er wie einen Reifen um den Kopf schlägt, sein Gesicht. Er bekundet eine Trägheit, eine Langweiligkeit ohne Gleichen in jeder Bewegung, jeder Handlung. Erst wenn die volle dunkle Nacht hereingebrochen ist, lange nach der Dämmerung, ermuntert er sich und kriecht aus seiner Dunkelkammer hervor, scheinbar noch immer mit Gefühlen der Angst, daß irgend ein Lichtstrahl ihn behelligen möchte. Der Schein einer Kerze, welcher andere Nachtthiere nicht im geringsten anficht, macht ihn eilig zurückflüchten.

Seine Bewegungen sind langsam und träge, obschon weniger, als man vermuthen möchte. Wenn es gilt, dem störenden Licht sich zu entziehen, beweist der Aye=Aye, daß er unter Umständen sogar ziemlich flink sein kann. Der Gang ähnelt dem anderer Nachtaffen, nur ist er ungleich langsamer. Dabei steht das Thier hinten viel höher als vorn, wo es sich auf die sehr gebreiteten und stark gekrümmten Finger stützt, und streckt den buschigen Schwanz wagerecht von sich, ohne ihn auf dem Boden schleppen zu lassen. Jeder Schritt wird, wie es scheinen möchte, mit Ueberlegung ausgeführt; Zeit genug zur Ueberlegung nimmt sich das Thier wenigstens. Im Klettern konnte ich es nicht beobachten: es soll dies aber ebenso langsam geschehen wie das Gehen.

Wenn Sonnerat richtig beobachtet hat, muß er es mit einem besonders gutmüthigen Aye=Aye zu thun gehabt haben. Derjenige, welchen ich sah, war nichts weniger als sanft, im

Gegentheile sehr reizbar und ungemüthlich. Wenn man sich ihm näherte, fauchte er wie eine Katze; wenn man ihm die Hand vorhielt, fuhr er unter Ausstoßen derselben Laute wüthend und sehr rasch auf die Hand los und versuchte, sie mit seinen beiden Vorderpfoten zu packen. Dabei unterschied er zwischen der Hand und einem eisernen Stäbchen. Mit diesem ließ er sich berühren, ohne zu fauchen oder zuzugreifen. Die Wärter, welche große Achtung vor dem Gebiß ihres Schutzbefohlenen an den Tag legten, versicherten, von diesem Unterscheidungsvermögen des Thieres überzeugende Beweise erhalten zu haben: sie waren mehrere Male derb gebissen worden. Eigentlich furchtsam also darf man den Aye-Aye nicht nennen; er ist nur scheu und meidet jede Gesellschaft. Auch nachts bewegt ihn das geringste Geräusch, so eilig als möglich seinen Versteckplatz aufzusuchen.

Die einzige Nahrung, welche man dem Thiere reicht, ist frische Milch, mit der man das gekochte und zerriebene Dotter eines Eies zusammenrührt. Eine kleine Schüssel davon genügt für den täglichen Bedarf. Beim Fressen gebraucht der Aye-Aye seine beiden Hände: er wirft die flüssige Speise mit ihnen in seinen Mund. Fleischkost hat er bis jetzt hartnäckig verschmäht; ob man versucht hat, ihn auch an andere Nahrungsmittel zu gewöhnen, weiß ich nicht.

Beachtenswerth scheint mir eine Beobachtung zu sein, welche gemacht wurde. Alle Zweige des Käfigs, welchen dieser Aye-Aye bewohnt, sind von ihm abgeschält und angebissen worden. Er muß also seine Schneidezähne, welche den Naturforschern so viel Kopfzerbrechen verursacht haben, in ganz eigenthümlicher Weise verwenden. Ich glaube hieraus schließen zu dürfen, daß er in der Freiheit auf dürren Bäumen seine Nahrung sucht und wirklich Kerbthiere frißt, wie Sonnerat angibt. Er schält, so vermuthe ich, mit seinen dazu vortrefflich geeigneten Zähnen die Baumrinde ab, legt damit die Schlupfwinkel gewisser Kerbthiere oder deren Larven bloß, und zieht diese dann mit seinen langen Fingern aus Ritzen und Spalten vollends hervor, um sie zu verspeisen.

Auf diese im Jahre 1863 niedergeschriebenen Beobachtungen will ich Pollens neuerdings (1868) veröffentlichte Angaben folgen lassen, weil sie namentlich die Kenntnis des freilebenden Aye-Aye wesentlich vervollständigen. „Dieses wissenschaftlich so merkwürdige Thier", sagt unser Gewährsmann, „bewohnt mit Vorliebe die Bambuswaldungen im Innern der großen Insel. Nach Angabe der Eingeborenen ist es so selten, daß man es nur durch Zufall einmal zu sehen bekommt, lebt einzeln oder paarweise, niemals in Banden, kommt bloß des Nachts zum Vorschein und schläft über Tags in den dichtesten und undurchdringlichsten Bambusdickichten mitten in den Waldungen. Es nährt sich von dem Marke des Bambus- und Zuckerrohres, ebenso aber auch von Käfern und deren Larven. Um seine Nahrung zu erhalten, bestehe sie in dem Herz des Bambus- und Zuckerrohres oder in Kerbthieren, nagt es mit seinen kräftigen Schneidezähnen eine Oeffnung in den Stamm der Pflanzen, führt durch diese seinen schmächtigen Mittelfinger ein und holt mit ihm den Pflanzenstoff oder die Kerbthiere hervor. So schläferig es über Tags sich zeigt, so lebhaft bewegt es sich während der Nacht. Von Sonnenaufgang an schläft es, indem es den Kopf zwischen den Füßen verbirgt und ihn noch außerdem mit dem langen Schwanze einhüllt; mit Beginn der Nacht erwacht es aus seiner Schlaftrunkenheit, klettert an den Bäumen auf und nieder und springt mit der Behendigkeit der Maki's von Zweig zu Zweige, dabei sorgfältig alle Oeffnungen, Ritzen und Löcher der alten Bäume untersuchend, um Beute zu machen, zieht sich aber schon vor Beginn der Morgenröthe wieder in das Innere der Waldungen zurück. Seinen Schrei, ein kräftiges Grunzen, vernimmt man oft im Verlaufe der Nacht."

Außerdem erwähnt Pollen, daß ein von seinem Freunde Vinson gefangen gehaltener Aye-Aye Kerbthierlarven aus dem Holze der Lebbekakazie fraß, solche aus dem Mangobaume aber verschmähte; daß dasselbe Thier leidenschaftlich gern stark gezuckerten Milchkaffee trank und zwar, indem es mit unglaublicher Schnelligkeit seinen Mittelfinger bald eintauchte, bald wieder ableckte.

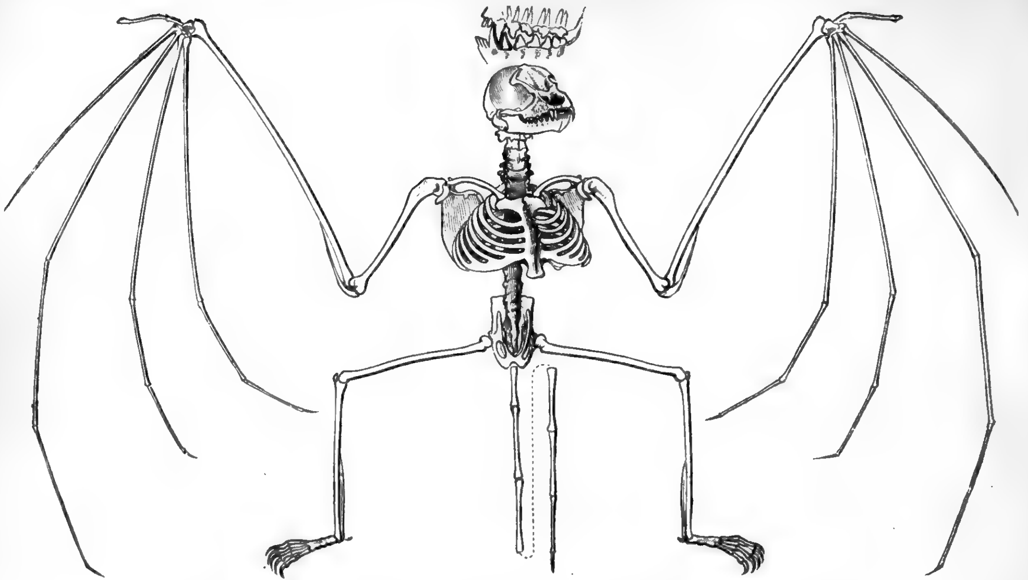
Dritte Ordnung.

Die Flatterthiere (Chiroptera).

Noch ehe bei uns an schönen Sommertagen die Sonne zur Rüste gegangen ist, beginnt eine der merkwürdigsten Ordnungen unserer Klasse ihr eigenthümliches Leben. Aus allen Ritzen, Höhlen und Löchern hervor kriecht eine düstere, nächtige Schar, welche sich bei Tage scheu zurückgezogen hatte, als dürfte sie sich im Lichte der Sonne nicht zeigen, und rüstet sich zu ihrem nächtlichen Werke. Je mehr die Dämmerung hereinbricht, um so größer wird die Anzahl dieser dunklen Gesellen, bis mit eintretender Nacht alle munter geworden sind und nun ihr Wesen treiben. Halb Säugethier, halb Vogel, stellen sie ein Bindeglied zwischen einer Klasse zur anderen dar, und dieser Halbheit entspricht auch ihr Leibesbau und ihre Lebensweise. Sie sind eben weder das eine noch das andere ganz: sie, die Fledermäuse, sind gleichsam ein Zerrbild der vollendeten Fluggestalt des Vogels, aber auch ein Zerrbild des Säugethiers. Unser Vaterland liegt an der Grenze ihres Verbreitungskreises und beherbergt bloß noch kleine, zarte, schwächliche Arten. Im Süden ist es anders.

Je mehr wir uns dem heißen Erdgürtel nähern, um so mehr nimmt die Anzahl der Flatterthiere zu und mit der Anzahl auch der Wechsel und Gestaltenreichthum. Der Süden ist die eigentliche Heimat der Flatterthiere. Schon in Italien, Griechenland und Spanien bemerken wir eine auffallende Anzahl von Fledermäusen. Wenn dort der Abend naht, kommen sie nicht zu Hunderten, sondern zu Tausenden aus ihren Schlupfwinkeln hervorgekrochen und erfüllen die Luft mit ihrem Gewimmel. Aus jedem Hause, aus jedem alten Gemäuer, aus jeder Felsenhöhle flattern sie heraus, als ob ein großes Heer seinen Auszug halten wolle, und schon während der Dämmerung ist der ganze Gesichtskreis buchstäblich erfüllt von ihnen. Wahrhaft überraschend erscheint die Menge der Flatterthiere, welche man in heißen Ländern bemerkt. Es ist äußerst anziehend und unterhaltend, einen Abend vor den Thoren einer größeren Stadt des Morgenlandes zuzubringen. Die Schwärme der Fledermäuse, welche der Abend dort erweckt, verdunkeln buchstäblich die Luft. Sehr bald verliert man alle Schätzung; denn allerorts sieht man Massen der dunklen Gestalten, welche sich durch die Luft fortwälzen. Ueberall lebt es und bewegt es sich, zwischen den Bäumen der Gärten, der Haine oder Wälder schwirrt es dahin, über die Felder flattert es in geringer oder bedeutender Höhe, durch die Straßen der Stadt, die Höfe und Zimmer geht der bewegliche Zug. Hunderte kommen und Hunderte verschwinden. Man ist beständig von einer schwebenden Schar umringt.

Ganz ebenso ist es in Ostindien, nicht viel anders im Süden Amerikas. „Die Menge der Fledermäuse“, bemerkt Tennent, „ist ein Zubehör der abendlichen Landschaft auf Ceilon. Massenhaft finden sie sich in jeder Höhle, in jedem unterirdischen Gange, in den Unterführungen



Geripp einer Fledermaus (Nycteris fuliginosus). Aus dem Berliner anatomischen Museum.

der Hochstraßen, in den Gallerien der Festungen, unter den Dächern der Häuser, in den Ruinen jedes Tempels und Bauwerkes überhaupt. Mit Sonnenuntergang verlassen sie ihre Tageschlupfwinkel, um auf ihre Kerbthierjagd auszugehen, und sobald die Nacht eintritt und die Lichter in den Zimmern Nachtschmetterlinge anziehen, erscheinen sie, umflattern die Abendtafel und nehmen beim Scheine der Lampen ihre Beute weg." In Mittel- und Südamerika leben sie überall und treten ebenso zahlreich an Arten wie an Stücken auf. „Sie bevölkern", sagt der Prinz von Wied, „die Dämmerung der Urwälder, der Gebüsche, leben in hohlen Bäumen, in Felsen und richten unter den zahllosen Kerbthieren große Verheerungen an. Reisende, welche nur schnell jene Länder durchstreifen, können sich kaum einen Begriff machen von der Mannigfaltigkeit dieser Thiere, deren Auffindung und Untersuchung mit so vielen Schwierigkeiten verknüpft ist." Wenn man bei Tage durch die Waldungen geht, treibt man, laut Bates, stets eine gewisse Anzahl von ihnen auf, welche hier an den verschiedensten Bäumen hingen, und des Nachts sieht man sie mitten im Urwalde ebenso wohl wie an den Ufern der Flüsse und Bäche ihr Wesen treiben.

Die Flatterthiere oder Handflügler sind vorzugsweise durch ihre äußere Körpergestalt ausgezeichnet. Sie haben im allgemeinen einen gedrungenen Leibesbau, kurzen Hals und dicken, länglichen Kopf mit weiter Mundspalte. In der Gesammtbildung stimmen sie am meisten mit den Affen überein und haben wie diese zwei Brustzitzen. Allein in allem übrigen unterscheiden sie sich auffallend genug von den genannten Thieren. Ihre Vorderhände sind zu Flugwerkzeugen umgewandelt und deshalb riesig vergrößert, während der Leib das geringste Maß der Größe hat. So kommt es, daß sie wohl groß erscheinen, in Wirklichkeit aber zu den kleinsten Säugethieren zählen. Die inneren Leibestheile zeigen eigenthümliche Merkmale. Das Knochengerüst ist immer leicht gebaut, gleichwohl aber kräftig; die Knochen selbst enthalten niemals luftgefüllte Räume, wie bei den Vögeln. Der Schädel ist in einen zarten Hirn- und einen noch zarteren Gesichtstheil deutlich geschieden; alle einzelnen Knochen sind ohne sichtbare Nähte mit einander verwachsen; die beiden Aeste des Zwischenkiefers entweder getrennt, oder im Gaumen angeheftet. Die Wirbel sind breit und kurz, die Rippen lang, breit und stark gekrümmt, die Hüftknochen schmal und gestreckt, die Schlüsselbeine und Schulterblätter dagegen dick und stark. Bezeichnend für die Flatter-

thiere erscheint die Handbildung. Ober- und Unterarm und die Finger der Hände sind außerordentlich verlängert, namentlich die hinteren drei Finger, welche den Oberarm an Länge übertreffen. Hierdurch werden die Finger zum Verbreitern der zwischen ihnen sich ausspannenden Flughaut ebenso geschickt wie zu anderen Dienstleistungen untauglich. Nur der Daumen, welcher an der Bildung des Flugfächers keinen Antheil nimmt, hat mit den Fingern anderer Säuger noch Aehnlichkeit: er ist, wie gewöhnlich, zweigliederig und kurz und trägt eine starke Kralle, welche dem Thiere beim Klettern und Sichfesthängen die ganze Hand ersetzen muß. Die Oberschenkelknochen sind viel kürzer und schwächer als die Oberarmknochen, wie überhaupt alle Knochen des Beines auffallend hinter denen des Armes zurückstehen. Die Beine haben eine ziemlich regelmäßige Bildung: der Fuß theilt sich auch in fünf Zehen, und diese tragen Krallennägel. Allein sein Eigenthümliches hat der Fuß doch; denn von der Ferse aus läuft ein nur bei den Fledermäusen vorkommender Knochen, das Sporenbein, welches dazu dient, die Flughaut zwischen dem Schwanze und dem Beine zu spannen. So läßt der Bau des Gerippes die Flatterthiere auch wiederum als Mittelglieder zwischen den Vögeln und den vorweltlichen Flugechsen erscheinen. Unter den Muskeln verdienen die ungewöhnlich starken Brustmuskeln Erwähnung, außerdem ein anderen Säugethieren gänzlich fehlender, welcher mit einem Ende am Schädel, mit dem anderen aber an der Hand angewachsen ist, und dazu dient, den Flügel spannen zu helfen. Das Gebiß ähnelt dem der Raubthiere, namentlich der kerffressenden, enthält alle Zahnarten in geschlossenen Reihen, ist aber bezüglich der Anzahl und der Form der Zähne großem Wechsel unterworfen. Starke Kaumuskeln, eine ganz freie Zunge, innere Backentaschen, welche bei einigen vorkommen, ein runzeliger, schlauchförmiger Magen und ein weiter Darmschlauch ohne Blinddarm mögen außerdem noch hervorgehoben werden.

Unter allen Merkmalen ist jedenfalls die Entwickelung der Haut das merkwürdigste, weil sie nicht nur die ganze Körpergestaltung, sondern namentlich auch den Gesichtsausdruck bedingt und somit die Ursache wird, daß viele Fledermausgesichter ein geradezu ungeheuerliches Aussehen haben. Die breit geöffnete Schnauze trägt allerdings auch mit bei, daß der Gesichtsausdruck ein ganz eigenthümlicher wird: die Hautwucherung an den Ohren und der Nase aber ist es, welche dem Gesichte sein absonderliches Gepräge und — nach der Ansicht der Meisten wenigstens — seine Häßlichkeit gibt.

„Keine einzige Thiergruppe", sagt Blasius, „hat eine solche Entwickelung des Hautsystems aufzuweisen. Es zeigt sich dies in der Ausbildung der Ohren und der Nase, wie in der der Flughäute. Die Ohren haben bei allen Arten eine auffallende Größe. Ihre Länge wird bei einigen Arten von der des Körpers übertroffen; und in der Breite dehnen sich beide Ohren in einzelnen Fällen zu einer einzigen, geschlossenen Ohrenmuschel aus. Bei manchen Arten nimmt die Umgebung der Nasenlöcher und der Nasenrücken in seltsamer Weise an dieser Wucherung den größten Antheil, und hierdurch werden Gesichtsbildungen hervorgebracht, welche ihres Gleichen nicht aufzuweisen haben. In der Entwickelung der Flughäute nicht allein, sondern auch in aller übrigen Bildung der Ohren- und Nasenhaut haben die Fledermäuse Eigenthümlichkeiten, durch welche sie sich von allen übrigen Thierordnungen auffallend unterscheiden, und durch welche ihre Bewegung und Lebensweise bis ins Einzelne bedingt scheint."

Die Behäutung der Flatterthiere, insbesondere die Flughaut, verdient eine eingehendere Betrachtung. Sie ist die Fortsetzung der Oberhaut, der Färbestoff- (Pigment-) Schichten und der Lederhaut beider Leibesseiten, besteht demgemäß aus zwei Platten, von denen die eine vom Rücken, die andere von der Bauchseite herrührt. Außer diesen beiden Platten enthält die Flatterhaut noch eine neue, elastische Haut und zwei Muskelfaserschichten, welche zwischen den äußeren Theilen liegen. Die erst vor kurzem aufgefundene, in hohem Grade dehnbare oder besser zusammenziehbare elastische Haut zeigt bei etwa dreihundertmaliger Vergrößerung ein filzartiges Gewebe und ist für die ganze Flughaut von größter Wichtigkeit, weil durch sie die Ernährung derselben geschieht.

Außerdem aber reibt das Flatterthier die äußere Flughaut auch noch mit einer schmierigen, öligen, starkriechenden Flüssigkeit besonders ein. Diese Schmiere wird von gelben, plattgedrückten Drüsen abgesondert, welche sich im Gesichte zwischen den Nasenlöchern und Augen befinden und einen oder mehrere Ausführungskanäle besitzen. Das Thier bestreicht seine Flughaut jedesmal nach dem Erwachen und unmittelbar vor dem Flattern und erhält sie so stets geschmeidig und fettig. Die ganze Haut selbst theilt man in die Vorarm-, Flanken-, Finger-, Schenkel- oder Schwanz- und Sporenflatterhaut; die Fingerflatterhaut zerfällt wieder in vier besondere Fächer. Ein Blick auf irgend eine Abbildung wird diese Eintheilungen leicht erkenntlich machen.

Sehr eigenthümlich ist auch der Bau aller Haare der Handflügler. Man kann hier nicht von Grannen- und Wollhaar sprechen. Die einzelnen Haare vereinigen den Zweck beider in sich. An der Wurzel ist das einzelne Haar schmal und rissig; weiter oben zeigt es deutliche, schraubenartige Umgänge, nimmt an Dicke zu, verschwächt sich hierauf wieder; die Umgänge werden undeutlicher; das Haar verdickt nochmals und verschmächtigt sich dann endlich gegen die Spitze hin. Die Zahl der Umgänge schwankt zwischen fünf- und elfhundert. Der Zweck dieser merkwürdigen Bauart ist leicht zu begreifen. Sie ersetzen das fehlende Wollhaar, indem sie die von dem Körper ausströmende erwärmte Luft an ihren breiteren Stellen abschließen, gleichsam stauen, und hierdurch dem Thiere seine Wärme erhalten. Es erscheint beachtenswerth, daß der Bau der einzelnen Haare bei den verschiedenen Arten ebenfalls ein verschiedener ist.

Die Sinne der Flatterthiere sind vortrefflich, aber je nach den Sippen und Arten sehr ungleichförmig entwickelt. Einzelne Sinneswerkzeuge zeichnen sich, wie ich bereits andeutete, durch höchst sonderbare Anhängsel und eigenthümliche Vergrößerungen aus.

Wahrscheinlich steht der Geschmackssinn auf der tiefsten Stufe; doch ist auch er keineswegs stumpf zu nennen, wie die Beschaffenheit der Zunge, die Weichheit der Lippen und der Nervenreichthum beider schon im voraus schließen läßt. Außerdem hat man auch Versuche gemacht, welche die Schärfe des Sinnes beweisen. Wenn man nämlich schlafenden, selbst halb erstarrten Fledermäusen einen Tropfen Wasser in die geöffnete Schnauze flößt, nehmen sie denselben ohne weiteres an und schlucken ihn hinter. Gibt man ihnen dagegen Branntwein, Dinte oder sonst eine übelschmeckende Flüssigkeit, so wird alles regelmäßig zurückgewiesen. Nicht minder ausgebildet ist das Auge. Im Verhältnis zur Größe des Körpers muß man es klein nennen; doch ist der Stern einer bedeutenden Erweiterung fähig. Einige Sippen haben besonders kleine Augen und diese stehen, wie Koch hervorhebt, mitunter so in den dichten Gesichtshaaren versteckt, daß sie unmöglich dem Zwecke des Sehens entsprechen können. Diese kleinäugigen Thiere sind es auch, welche man zuweilen schon bei Tage fliegend antrifft, während die eigentlichen nächtlichen Flatterthiere größere und mehr freiliegende Augen haben. Allein das Auge kann gänzlich außer Thätigkeit gesetzt werden, ohne daß sie eine bemerkliche Beeinträchtigung dadurch erleiden. Der Gesichtssinn wird überhaupt durch Geruch, Gehör und Gefühl wesentlich unterstützt. Man hat mehrfach den Versuch gemacht, Fledermäuse zu blenden, indem man ihnen einfach ein Stückchen englisches Pflaster über die Augen klebte: sie flogen hierauf trotz ihrer Blindheit noch genau ebenso geschickt im Zimmer umher als sehend, und verstanden es meisterhaft, allen möglichen Hindernissen, z. B. vielen, in verschiedenen Richtungen durch das Zimmer gezogenen Fäden, auszuweichen. Der Sinn des Gefühls mag wohl größtentheils in der Flatterhaut liegen; wenigstens scheint dies aus allen Beobachtungen hervorzugehen. Weit ausgebildeter als dieser Sinn sind Geruch und Gehör. Die Nase ist bei allen echten Fledermäusen in hohem Grade vollkommen. Nicht bloß, daß sich die Nasenlöcher weit öffnen und durch eigenthümliche Muskeln bald erweitert, bald verengert oder gänzlich geschlossen werden können, besitzen die Thiere auch große, blätterartige, ausgedehnte Anhängsel, welche jedenfalls nur dazu dienen, den Geruch zu steigern. Bei Verwundung der blattartigen Aufsätze büßen sie von ihrer Flugfähigkeit ein, bei gründlicher Verletzung derselben verlieren sie ihr Flugvermögen ganz. „Eine Hufeisennase“, sagt Koch, „kann schon durch einen ganz

unbedeutenden Druck auf die Nasenhäute betäubt werden und erholt sich aus dieser Betäubung nur sehr langsam; in vorkommenden Fällen stirbt sie sogar kurze Zeit nach dem verursachten Druck auf die Nasenhäute." Das in ähnlicher Weise wie die Nase vervollständigte Ohr besteht aus einer sehr großen Ohrmuschel, welche oft bis gegen den Mundwinkel ausgezogen, mit besonderen Lappen und Ausschnitten versehen ist und außerordentlich leicht bewegt werden kann. Zudem ist noch eine große, bewegliche, verschiedenartig geformte Klappe, der Ohrdeckel, vorhanden, welcher dazu dient, bei stärkeren Geräuschen oder Tönen, als die Fledermaus sie vertragen kann, das Ohr zu schließen und ihr somit eine Qual zu ersparen, während dasselbe Anhängsel, wenn es gilt, ein sehr leises Geräusch zu vernehmen, befähigt, auch einen schwachen Schall aufzufangen. Es ist unzweifelhaft, daß die Fledermaus vorbeifliegende Kerbthiere schon in ziemlicher Entfernung hört und durch ihr scharfes Gehör wesentlich in ihrem Fluge geleitet wird. Schneidet man die blattartigen Ansätze oder die Ohrlappen und Ohrdeckel ab, so werden alle Flatterthiere in ihrem Fluge irre und stoßen überall an.

„Ist die Fledermaus", bemerkt Altum, „sehr aufmerksam, so richtet sie das Ohr ganz empor und es starrt dann gespreizt, bei den großohrigen Arten sogar etwas nach vorn übergeneigt zur Aufnahme der Erregungen, welche etwa von einem summenden Kerbthiere oder von einem Luftzuge ausgehen. Befindet sie sich in tiefster Ruhe, so ist das Ohr am Außenrande so sehr in Falten gelegt, daß es sich nach hinten und nach außen fest an den Kopf andrückt; ist sie nicht sehr erregt, ruht aber auch nicht vollständig, so nimmt das Ohr irgend eine mittlere Lage an. — Es scheint, daß die Fledermäuse nur für ähnlich schwirrende Töne wie ihr Schrei oder wie das Summen der Kerbthiere, nicht aber für andersartige Laute und Getöse, für einen Knall, lautes Reden und Rufen und dergleichen empfänglich sind. Hält man eine Zwerg= oder Ohrenfledermaus mit einer Mücke zusammen in einer mit Glas bedeckten Schachtel, so sieht man das Thier sofort aufs äußerste lebhaft, sobald die Mücke zu fliegen beginnt: es spreizt die Ohren, schnappt mit dem Maule umher, und man sieht deutlich, daß es nicht sowohl durch das Gesicht als vielmehr durch das Gehör geleitet wird. Fast möchte es scheinen, als wenn es durch das Schwirren des Kerbthieres schärfer und sicherer vermittels der Ohrhäute fühle als durch das Gehör wahrnähme."

Die geistigen Fähigkeiten der Flatterthiere sind keineswegs so gering, als man gern annehmen möchte, und strafen den auf ziemliche Geistesarmut hindeutenden Gesichtsausdruck Lügen. Ihr Gehirn ist groß und besitzt Windungen. Hierdurch ist schon angedeutet, daß ihr Verstand kein geringer sein kann. Alle Flatterthiere zeichnen sich durch einen ziemlich hohen Grad von Gedächtnis und einige sogar durch verständige Ueberlegung aus. Daß sie nach dem Flattern stets dieselben Orte wieder aufsuchen und für den Winterschlaf sich immer äußerst zweckmäßige Orte wählen: dies allein schon beweist, daß sie nicht so dumm sind, als sie aussehen. Mit der bequemen Ausflucht gläubiger und denkfauler Naturerklärer, daß der sogenannte Instinkt die maßgebende geistige Kraft der Fledermäuse sei, kommt man bei genauerer Beobachtung der Thiere nicht aus. „Von ihrem wunderbar entwickelten Ortssinne", sagt Koch, „kann man sich bei einiger aufmerksamer Beobachtung überzeugen, indem eine Fledermaus, welche von ihrem gewöhnlichen Verstecke ausfliegt, diesen ohne weiteres Umhersuchen gleich wieder findet; dies geschieht sowohl bei ihren nächtlichen Ausflügen als auch dann, wenn sie durch zufällige oder absichtliche Störung bei Tage in den hellsten Sonnenschein aufgescheucht wurde. Ebenso liegt ein Beweis von gewissem Grade des Denkvermögens in der Wahl ihrer Schlupfwinkel, sowohl bei denen, welche zur täglichen Ruhe dienen, wie auch ganz besonders bei denen, welche sie zum Zwecke des Ueberwinterns aufsuchen. Eine Fledermaus bezieht keinen Ort, dessen Eingang unsicher ist und sich zu verschließen droht; vor ihrem Einzuge untersucht sie genau die innere und äußere Beschaffenheit einer Höhle, einer Grube oder eines Gewölbes, welches sie benutzen will. Niemals findet man Fledermäuse in Räumen, deren Eingang nicht vollständig vor Einsturz gesichert ist, niemals in Gruben mit vieler Holzzimmerung, obwohl sie an anderen Stellen gern in das Zimmerwerk von Hochbauten sich verstecken und hohle Bäume

bewohnen. Ein weiterer Beweis für das hochentwickelte Denkvermögen ist das häufige Vorkommen individueller Gewohnheiten bei Fledermäusen." Auch ihre Feinde kennen sie sehr gut und verstehen, ihnen schlau zu begegnen, wie sie ihrerseits wieder die kleineren Thiere, denen sie nachstellen, zu überlisten wissen. So erzählt Kolenati, daß eine Fledermaus, welche in einer Lindenallee jagte, das Weibchen eines Schmetterlings verschonte, weil sie bemerkt hatte, daß dieses viele Männchen heranlockte, welche sie nun nach und nach wegschnappen konnte. Wenn man Schmetterlinge an Angeln hängt, um Fledermäuse damit zu fangen, wird man sich stets vergeblich bemühen. Sie kommen heran, untersuchen das schwebende Kerbthier, bemerken aber auch sehr bald das feine Roßhaar, an welches die Angel befestigt ist, und lassen alles vorsichtig unberührt, selbst wenn sie wenig Futter haben sollten. Daß die Fledermäuse bei guter Behandlung sehr zahm und ihrem Herrn zugethan werden können, ist von vielen Gelehrten und Naturfreunden beobachtet worden. Einzelne Forscher brachten die Thiere bald dahin, ihnen Nahrung aus der Hand zu nehmen oder solche aus Gläsern sich herauszuholen, sobald sie einmal bemerkt hatten, um was es sich handele. Mein Bruder hatte eine Ohrenfledermaus so weit gezähmt, daß sie ihm durch alle Zimmer folgte und, wenn er ihr eine Fliege hinhielt, augenblicklich auf seine Hand sich setzte, um jene zu fressen. Die größeren Flatterthiere sind wirklich liebenswürdig in der Gefangenschaft, werden außerordentlich zahm und zeigen sich sehr verständig. Solche und ähnliche Aeußerungen der Hirnthätigkeit auf die breite Faulbrücke Instinkt schieben zu wollen, erscheint geradezu widersinnig.

„Mit der Gestalt der Flughäute", sagt Blasius, „hängt die Flugfähigkeit und das Gepräge der Flugbewegung genau zusammen. Eine größere Verschiedenheit in dieser Beziehung ist kaum unter den Vögeln ausgebildet. Die Arten mit langen, schlanken Flügeln haben den raschen und gewandten Flug der Schwalben, die mit breiten, kurzen Flügeln erinnern im Fluge an die flatternde, unbeholfene Bewegung der Hühner. Man kann die Gestalt des Flügels ziemlich genau nach dem Verhältnis der Länge des fünften Fingers zur Länge des dritten oder zur Länge der ganzen Flughaut beurtheilen. Die Länge der Flughaut umfaßt außer der des dritten Fingers noch die des Ober- und Unterarms. Die Breite der Flughaut ist ungefähr durch die Länge des fünften Fingers dargestellt.

„Wer die Fledermäuse in der Natur beobachtet hat, wird eine auffallende Uebereinstimmung in diesen Verhältnissen mit der Schnelligkeit und Gewandtheit in der Flugbewegung der einzelnen Arten anerkennen müssen. Die größte Gewandtheit und Schnelligkeit im Fluge hat unter den deutschen Arten entschieden die frühfliegende Fledermaus. Man sieht sie zuweilen schon vor Sonnenuntergang thurmhoch und in raschen, kühnen Wendungen mit den Schwalben umherfliegen; und diese Art hat verhältnismäßig den schlanksten und längsten Flügel, über dreimal so lang als breit. Ihr schließen sich alle diejenigen Arten an, deren Flügel ähnlich gebildet sind. Sie fliegen sämmtlich rasch und hoch, in den mannigfaltigsten, oft plötzlichen Wendungen, und sind in ihren Bewegungen so sicher, daß sie sogar Sturm und Unwetter nicht scheuen. Der Flügel beschreibt im Fluge in der Regel einen kleinen, spitzen Winkel, und nur bei plötzlichen Wendungen holen sie weiter aus, und so ist der Flug höchst mannigfaltig und rasch bei einer leichten, weniger angestrengten Flügelbewegung.

„Die geringste Flugfertigkeit besitzen die Arten, welche zu den Sippen Vespertilio und Rhinolophus gehören. Sie haben im Verhältnis zu den übrigen die breitesten und kürzesten Flügel, meistens kaum drittehalbmal so lang als breit. Die Flügel dieser Arten beschreiben einen großen, meist stumpfen Winkel. Der Flug ist flatternd, langsam und unsicher. Gewöhnlich fliegen sie niedrig und in gerader Richtung in Straßen und Alleen hin, ohne rasche Biegungen und Seitenbewegungen, einige sogar nur wenige Zoll über dem Boden oder der Wasserfläche.

„Es hält nicht schwer, nach der Höhe des Fluges, der Art der Bewegung und der Größe des Thieres jede Art im Fluge zu unterscheiden; und man kann nicht irre gehen, wenn man aus dem Bau des Flügels auf die Flugfertigkeit schließt." Altum fügt dem hinzu, daß man im allgemeinen

wohl den Satz aufstellen könne: je unbeholfener der Flug, desto feiner das Hautsystem, Flughäute und Ohrdeckel, und umgekehrt je gewandter und rascher der erstere, desto derber letzteres. „Nicht ganz so genau stimmen überein Größe der Ohren und schwaches Flugvermögen, Kleinheit jener und kräftiger Flug; doch wird man im allgemeinen zugestehen müssen, daß unsere mit den größten Ohren versehenen Arten auch die langsamsten sind und unsere schnellsten Arten die kleinsten Ohren haben. Ebenso stimmen Gestalt und Festigkeit der Ohrdeckel hiermit überein. Die schnellsten Flieger haben kurze und derbhäutige Ohrdeckel, die langsamsten dagegen langgezogene dünnhäutige. Dies gilt von ganzen Gruppen."

Im allgemeinen ist der Flug aller Handflügler keineswegs ein dauernder, sondern nur ein zeitweiliger. Er wird durch immerwährende Bewegung der Arme hervorgebracht. Der Vogel kann schweben, die Fledermaus nur flattern. Ihr Flattern oder Schwirren wird durch ihren Körperbau sehr erleichtert. Die starken Brustmuskeln des Vorderkörpers, der leichte und eingezogene Unterleib, die bis zu dreifacher Körperlänge ausgedehnten Arme und Hände und die zwischen Armen, Händen und Fingern ausgespannte federnde Haut befördern diese Bewegung, während das Schweben unmöglich wird, weil keiner der Fledermausknochen luftführend ist, die Leibeshöhle nicht die großen Luftsäcke des Vogelleibes enthält und vor allem, weil das Flatterthier keine Schwing- und Steuerfedern besitzt. Sein Flug ist ein immerwährendes Schlagen auf die Luft, niemals ein längeres Durchgleiten oder Durchschießen derselben ohne Flügelbewegung.

Um leichter ihre Flughaut breiten und aufflattern zu können, befestigen sich alle Handflügler während ihrer Ruhe mit den Krallen der Hinterbeine an irgend einen erhabenen Gegenstande und lassen ihren ganzen Körper nach abwärts hängen. Bevor sie aufflattern, ziehen sie den Kopf von der Brust ab, heben den Arm, breiten die Finger sammt dem Mittelarmknochen auseinander, strecken den in der Ruhe angezogenen Schwanz nebst den Sporen am Fuße, lassen sich los und beginnen nun sogleich und ohne Unterbrechung schnell nacheinander mit ihren Armen die Luft zu schlagen. Mit der Schwanzhaut wird gesteuert; aber dieses Steuer ist natürlich bei weitem unvollkommener als das der Vögel. Eine solche Bewegung bedingt eine ganz eigenthümliche Fluglinie, welche Kolenati sehr bezeichnend eine geknitterte nennt.

Vom Boden können sich die Flatterthiere nicht so leicht erheben; sie helfen sich aber dadurch, daß sie zuerst die Arme und die Flughaut ausbreiten und ihren Körper durch Unterschieben der Füße etwas aufrichten, ein oder mehrere Male in die Höhe springen und dann flatternd abfliegen. Ist dies ihnen geglückt, so geht der Flug ziemlich rasch vorwärts. Wie ermüdend derselbe ist, sieht man am besten daraus, daß die Fledermäuse oft schon nach sehr kurzem Fluge zum Ausruhen an Baumäste, Mauervorsprünge und dergleichen sich anhängen und hierauf ihre Bewegung fortsetzen. Keine Fledermaus würde im Stande sein, in ununterbrochener Weise zu fliegen, wie z. B. ein Mauersegler, und aus diesem Grunde ist allen Flatterthieren eine so ausgedehnte Winterwanderung, wie Vögel sie unternehmen, geradezu unmöglich.

Uebrigens dienen die Hände der Flatterthiere nicht einzig und allein zum Flattern, sondern auch zum Laufen auf der Erde. Der Gang aller Arten ist zwar nicht so schlecht, als man von vornherein annehmen möchte, bleibt aber dennoch ein erbärmliches Dahinhumpeln. Sie ziehen dabei die Hinterfüße unter den Leib, heben bei seiner Bewegung den Hinterkörper und stoßen dadurch den ganzen Leib vorwärts; denn die Handwurzel und namentlich die Daumenkralle dient dem Vorderende nur zur Stütze. Einige Arten laufen übrigens beinahe so schnell wie eine Ratte. Beim Klettern häkeln sie sich mit der scharfen Kralle des Daumens oder der Hand an und schieben mit den Hinterfüßen wechselseitig nach. Geschickte Bewegungen und Wendungen, wie sie solche im Fluge auszuführen fähig sind, vermögen sie im Gehen oder Klettern nicht zu machen, und auf die Hinterbeine allein können sie sich gar nicht stellen, weil das Uebergewicht des Körpers nach vorn liegt und die Hinterbeine schwächliche Gliedmaßen sind. Gleichwohl haben dieselben Stärke genug,

den Leib nicht bloß den ganzen Tag, sondern während des Winterschlafes — oft vier volle Monate hindurch — fest zu halten und zu tragen.

Wie verschiedenartig und mannigfaltig die Bewegungen der so ungelenk erscheinenden Fledermäuse sind, erfährt man am besten, wenn man eine von ihnen an der Nackenhaut packt und festhält. Sie dreht sich dann förmlich um sich selbst herum, weil sie zunächst die größte Anstrengung macht, um zu beißen, benutzt dabei alle einzelnen Glieder, die vorderen wie die hinteren, um sich fest zu häkeln und vorwärts zu helfen, und bringt es, Ungeschickten gegenüber, regelmäßig dahin, sich zu befreien. Beim Gehen treten die Flatterthiere mit der Sohle der Füße und dem Daumentheile der Flügel auf. „Die Sohle", bemerkt Altum, „ist aber durch eine eigenthümliche Gelenkung des Beines nach hinten, anstatt wie bei den übrigen Säugethieren nach vorn gewendet, so daß sich die mit scharfen Krallen bewaffneten Zehen der Hinterfüße nicht wie sonst nach der Rückenseite, sondern nach der Bauchseite des Thieres krümmen. Zum Fortbewegen auf dem Boden, wobei sie wie auch beim Klettern mit dem scharf bekrallten Daumen der Fittige sich ziehen und mit den Hinterbeinen nachschieben, wenden sie die Spitze der hinteren Füße seitlich vom Körper ab. Wir setzen beim Gehen die Fußspitzen nach vorn und außen, die Fledermäuse nach hinten und außen. Die Hinterglieder der letzteren sind überhaupt außerordentlich gelenkig. Sie verstehen es, geschickt sich der Zehen und Krallen zum Entfernen der vielfachen Schmarotzer sowie zum Ordnen des Rückenhaares zu bedienen, brauchen sie sehr gewandt, um sich von Schmutz zu säubern, und können mit jedem Hinterfuße die Mitte des Rückens fast zwischen den Schultern erreichen, so daß sie durch Kämmen das Haar säubern und ordnen."

Die Stimme aller bekannten Flatterthiere ähnelt sich in hohem Grade, unterscheidet sich, so weit unsere gegenwärtigen Beobachtungen reichen, überhaupt nur dadurch, daß sie schwächer oder kräftiger, höher oder tiefer klingt. Die kleinen Arten bringen ein zitterndes Gekreisch hervor, welches ungefähr wie „Krikrikri" klingt; die Flughunde lassen erzürnt oder sonstwie beunruhigt ähnliche Laute vernehmen. Die Stimme fällt immer unangenehm in das Ohr, gleichviel ob sie hoch oder tief ist.

Alle Flatterthiere schlafen bei Tage und schwärmen bei Nacht. Die meisten kommen erst mit Eintritt der Abenddämmerung zum Vorscheine und ziehen sich schon lange vor Sonnenaufgang wieder in ihre Schlupfwinkel zurück; einzelne Arten jedoch erscheinen schon viel früher, manche bereits nachmittags zwischen drei und fünf Uhr, und schwärmen trotz des hellsten Sonnenscheins lustig umher.

„Was die Zeit des Fluganfanges am Abende betrifft", sagt Altum, „so stellt sich bei einem Vergleiche desselben mit der des jedesmaligen Sonnenunterganges ein merkwürdiges Ergebnis heraus. Die meisten Beobachtungen habe ich über die Zwergfledermaus in dieser Beziehung gemacht. Im Winter und ersten Frühling fallen Fluganfang und Sonnenuntergang ungefähr zusammen. Die Fledermaus beginnt dann vier bis sechs Minuten nach, auch wohl vier Minuten vor Sonnenuntergang zu fliegen. Von Ende März bis Ende Mai's fällt ihr Fluganfang schon eine Viertel- bis eine halbe Stunde nach demselben; am längsten Tage tritt sie erst eine bis anderthalb Stunden nach dem Verschwinden der Sonne auf; Ende Juli's bis zum Oktober kommt sie wiederum früher und zwar drei Viertel- bis eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang und von da an im Spätherbste etwa fast eine Viertelstunde nach demselben zum Vorscheine. Trotz einzelner nicht unerheblicher Abweichungen beim Vergleichen der angegebenen Stunden und Monatstage mit dem betreffenden Sonnenuntergange läßt sich doch eine gewisse Gesetzmäßigkeit darin nicht verkennen. Die Zwergfledermaus folgt nämlich dem Untergange der Sonne um so früher, je kälter, und um so später, je wärmer die herrschende Temperatur der betreffenden Jahreszeit bei uns zu sein pflegt. Wahrscheinlich ist der durch die Witterungsverhältnisse zumeist mit bedingte Reichthum der Kerbthierwelt der tiefere Grund dieser auffallenden Erscheinung. Die Fledermäuse treten bei Nahrungsfülle erst spät, bei Nahrungsarmut schon früh ihre Jagden an. Nur bei dieser Unterstellung wird es klar, warum eine Art bei gleicher Tageslänge und gleicher Stunde des Sonnenunterganges

im kerbthierarmen ersten Frühling etwa schon mit Sonnenuntergang, im kerbthierreichen Herbste hingegen eine halbe bis eine Viertelstunde nach demselben ihre Jagden beginnt. Zu der einen Zeit genügt zur Erbeutung der nothwendigen Nahrungsmenge eine kürzere Jagdfrist, zu der anderen wird eine längere erheischt. Die Fledermäuse verlängern oder verkürzen aber auch, von der Zeit des Scheidens der Sonne und der Länge der Dämmerung abgesehen, ihre Jagdzeit nach den in einer Gegend regelmäßig herrschenden Witterungsverhältnissen und der dadurch bedingten Menge der abendlich umherschwärmenden Kerbthiere. Je ärmer die Jahreszeit an Kerbthieren zu sein pflegt, desto länger jagen sie, je reicher, desto kürzere Frist treiben sie sich jagend umher."

Jede Art hat ihre eigenthümlichen Jagdgebiete in Wäldern, Baumgärten, Alleen und Straßen, über langsam fließenden oder stehenden Wasserflächen rc., seltener im freien Felde, aus dem sehr einfachen Grunde, weil es dort für sie nichts zu jagen gibt. In dem reicheren Süden finden sie sich auch dort, namentlich über Mais- und Reisfeldern, weil diese stets eine Menge von Kerbthieren beherbergen, ihnen also gute Beute liefern. Gewöhnlich streichen sie nur durch ein kleines Gebiet von vielleicht tausend Schritten im Durchmesser. Die größeren mögen vielleicht über eine halbe Stunde Weges durchstreifen; von den großen südlichen Arten, den sogenannten Flatterhunden, dagegen weiß man, daß sie mehrere Meilen weit in einem Zuge fliegen, da sie von einer Insel aus auf benachbarte, Meilen weit entfernte sich verfügen oder von ihnen aus das Festland und umgekehrt von diesem aus Nahrung versprechende Inseln besuchen. Der Flugfuchs findet sich nicht allein in Ostindien, sondern auch längs der ganzen Küste Ostafrika's und auf den benachbarten Inseln, beispielsweise auf Madagaskar, wird also unzweifelhaft die zwischen dem einen und dem anderen Erdtheile liegenden Meerestheile und beziehentlich die Inseln von dem Festlande trennenden Meerengen überflogen haben.

„Bei ihren Jagden", fährt Altum fort, „pflegen die Fledermäuse ihr Gebiet planmäßig abzutreiben, indem sie so lange an derselben Stelle in derselben Weise umherflatternd verweilen, etwa eine Allee oder Straße auf- und abfliegen, einen Winkel zwischen Gebäuden kreisend absuchen, auf einem Dachboden ein- und ausfliegen oder, wie an unsichtbaren Fäden hängend, über einer Stelle des Wasserspiegels genau in derselben Weise schwirren, bis sie sich überzeugt haben, daß sich dort keine Beute mehr findet, worauf sie dann plötzlich, ebenso verfahrend, eine andere Stelle auswählen, nicht selten aber nach kurzer Zeit zum ersten Platze zurückkehren. Die Größe dieser Jagdplätze steht im allgemeinen zur Größe der Jäger im geraden Verhältnisse. Bevor sie solche gehörig abgesucht haben, lassen sie sich nicht einmal durch einen Fehlschuß in ihrem Treiben stören." Sobald sie müde werden, hängen sie sich, wie ich schon bemerkte, eine Zeitlang auf und schwärmen weiter, nachdem sie ausgeruht haben. Verschiedene Arten scheinen sich gewissermaßen abzulösen; denn die Frühfliegenden schwärmen bloß in der Dämmerung, andere nach und vor der Morgendämmerung, wieder andere bloß in den mittleren Nachtstunden umher.

Bei Tage halten sich alle Flatterthiere versteckt in den verschiedenartigsten Schlupfwinkeln. Bei uns zu Lande sind hohle Bäume, leere Häuser und seltener auch Felsenritzen oder Höhlen ihre Schlafplätze. In den Wendekreisländern hängen sich viele Arten frei an die Baumzweige auf, sobald diese ein dichtes Dach bilden. Bei uns zu Lande geschieht dies ebenfalls, obschon seltener: Koch beobachtete namentlich in den dichten Epheuranken alter Burgen mehrfach Fledermäuse, welche sich hier ihren Schlupfplatz erwählt hatten. In den Urwaldungen Afrika's fand ich mehrere echte Fledermausarten in dem dünnen Gelaube der Mimosen aufgehängt; in den Waldungen Südamerika's traf Bates andere unter den breiten Blättern von Helikonien und anderen Pflanzen, welche auf den schattigen Plätzen wachsen. Die Flughunde wählen sich nicht einmal immer Bäume, deren Laubdach ihnen Schatten gewährt, hängen vielmehr oft auch an entblätterten Aesten ohne alle Rücksicht auf die Sonnenstrahlen, gegen welche sie ihre Augen dadurch zu sichern suchen, daß sie den ganzen Gesichtstheil in der Flughaut verbergen. Weitaus die Mehrzahl aller Flatterthiere hingegen versteckt sich, einige Arten zwischen und unter der Rinde von Bäumen oder

in Baumhöhlungen, andere unter Dächern zwischen dem Schindel- und Ziegelwerk, der Haupttheil endlich in natürlichen Felshöhlen, Mauerlöchern, Gewölben verfallener oder wenig besuchter Gebäude, tiefen Brunnen, Schachten, Bergwerksstollen und ähnlichen Orten. „In den südlichen Himmelsstrichen, wo die Handflügler so massenhaft vorkommen", sagt Koch, „würde vielleicht kaum ein schadhafter Baum zu finden sein, welcher nicht von ihnen bewohnt wäre, wenn es nicht so viele andere Thiere gäbe, welche ihnen den Platz streitig machen, wie dies die Klettervögel, viele Raub- und Nagethiere, Schlangen und sogar einzelne gesellig lebende Immen thun. Letztere, welche, während die Fledermaus munter ist, ihr zur Nahrung dienen, belästigen dieselbe sehr in ihrer Ruhe. Ich habe beobachtet, daß Ameisen sich eingenistet hatten, wo sonst Fledermäuse waren, und daß letztere sich bald gänzlich verzogen. Es gibt nicht viele Fledermäuse, von denen man sagen könnte, daß sie nie in geeigneten Baumhöhlen getroffen würden. Die meisten beziehen zwar auch gleichzeitig andere Schlupfwinkel; doch gibt es wiederum viele Arten, namentlich unter den südländischen, welche ausschließlich den Aufenthalt in Baumhöhlen suchen. Die Ritzen von altem Gemäuer bieten anderen geeignete Schlupfwinkel, und manche ziehen die hölzernen Theile des Mauerwerkes den steinernen vor. Frische Kalkwände aber, worin noch nicht aller Kalk durch Aufnahme von Kohlensäure seine ätzende Eigenschaft verloren hat, hassen die Flatterthiere, und man findet daher keine Fledermäuse in neueren Gebäuden, selbst wenn geeignete Ritzen und Höhlungen in denselben vorkommen. In allen Gegenden und Klimaten sind es die natürlichen Felsenhöhlen, welche als die vorzüglichsten Aufenthaltsorte der Fledermäuse bezeichnet werden müssen. Unter ihnen scheinen sie die Kalkhöhlen denen in anderen Gesteinsarten vorzuziehen. In den Höhlen suchen nun verschiedene Arten besonders die engen Ritzen und Domen auf, worin sie sich einzeln oder gesellig einzwängen; andere Arten findet man mehr freihängend, seltener in Ritzen, und die Blattnasen, welche ganz besonders als Höhlenbewohner bezeichnet werden können, hängen fast immer frei, wenn auch zum Theile in kleineren unzugänglichen Domen dieser Höhlen. In Gegenden, wo keine natürlichen Höhlen vorkommen, dienen den Fledermäusen statt deren alte Bergwerke, Kellergewölbe, Burgverließe, gemauerte Grüfte und Katakomben, und werden diese unterirdischen Bauwerke um so mehr bevölkert, je älter und einsamer sie sind, und je weniger die Fledermäuse daselbst Störung finden. Die Anzahl der Fledermäuse, welche man sowohl in natürlichen Höhlen wie auch in ähnlichen künstlichen Bauwerken antrifft, ist mitunter eine außerordentliche. Ich habe in der Fürstengruft in Siegen wohl über tausend Stück zusammengefunden, und dennoch lange nicht alle erreichen können, welche in diesem Gewölbe waren.

„In den Bergwerken sind ganz bestimmte Eigenschaften nothwendig, um eine Anziehung auf die Fledermäuse zu äußern. Heftigen Wetterzug hassen sie zunächst sehr, ebenso starke Tropfwasser in den Strecken, welche sie zu durchfliegen haben. Auch dürfen die Räume nicht zu trocken und ebenso wenig zu feucht sein. Dagegen halten sie sich gern in solchen Stellen, in denen sich die Wasser stauen, wahrscheinlich, weil sie sich darin sicher gegen ihre Verfolger fühlen. In Gruben und Höhlen mit Tropfsteinbildung gibt es keine Fledermäuse; wahrscheinlich fürchten sie das kalkhaltige Wasser, und die glatten Tropfsteinwände eignen sich auch wohl nicht besonders zum Ankrallen."

Unter sich halten viele, vielleicht die meisten Flatterthiere gute Gemeinschaft. Einzelne Arten bilden zahlreiche Gesellschaften, welche gemeinschaftlich jagen und schlafen. Ganz ohne Streit und Kampf geht es dabei freilich nicht immer ab: eine gute Beute oder eine bequeme Schlafstelle ist genügende Ursache zur Zwietracht. Dafür versuchen Gesunde Kranken aber auch beizustehen und nach Kräften zu helfen, und zwar thun dies nicht allein die wehrhaften Flughunde, sondern ebenso kleinere Flatterthiere, beispielsweise Blattnasen. „Mein Diener", erzählt Hensel, „kam einst auf den klugen Gedanken, mehrere lebende brasilianische Fledermäuse in hohe offene Glasgefäße zu thun und diese abends an geeigneten Orten aufzustellen. Am nächsten Morgen fanden sich in drei Gefäßen dreihundertfünfundzwanzig Fledermäuse derselben Art vor, welche sich, durch die Stimmen

der zuerst darin befindlichen Thiere angelockt, hineinbegeben hatten und nun wegen der glatten Wände der Gefäße ihr Gefängnis nicht verlassen konnten." Auch diese Fledermäuse hatten sich offenbar nur aus dem Grunde zu den übrigen gesellt, um ihnen irgendwie zu helfen. Ungeachtet aller Geselligkeit der Fledermäuse einer und derselben Art, leben die Flatterthiere doch keineswegs mit allen Mitgliedern ihrer Ordnung in Frieden. Verschiedene Arten hassen sich auch wohl, und eine frißt die andere auf. Die blutsaugenden Blattnasen z. B. greifen, wie Kolenati beobachtete, die Ohrenfledermäuse an, um ihnen Blut auszusaugen, und diese fressen ihre Feinde dafür auf, handeln also vernünftiger als Menschen, welche sich von Blutsaugern ihres Geschlechtes ruhig brandschatzen lassen, ohne sie unschädlich zu machen.

Die Nahrung der Flatterthiere besteht in Früchten, in Kerbthieren, unter Umständen auch in Wirbelthieren und in dem Blute, welches sie größeren Thieren aussaugen. Letzteres gilt namentlich für die in Amerika wohnenden Flatterthiere, während die Blutsauger der alten Welt nicht so kühn sind, sich vielmehr fast nur an kleinere, wehrlose und immer bloß an freilebende Thiere wagen, an welche sie von Anfang an gewöhnt sind, und bei deren Wohnstätte sie durch die Anwesenheit des Menschen nicht gestört werden. Während die Blutsauger es mit einer in den meisten Fällen unschädlichen Abzapfung von Blut bewenden lassen, fallen andere Flatterthiere, wahrscheinlich mehr, als wir zur Zeit noch wissen, über andere Wirbelthiere her. Ein Arzt der brasilianischen Ansiedelung Blumenau erzählte Hensel einen hierauf bezüglichen Fall. Derselbe beobachtete nämlich eines Abends, wie durch das offenstehende Fenster seines Zimmers eine große Fledermaus hereinflog und eine Schwalbe, welche im Zimmer ihr Nest anlegen wollte und daher hier übernachtete, fing und tödtete. Anderen, namentlich ostindischen Arten, sagt man nach, daß sie Frösche fangen und benagen sollen; kurz, Raubthiergelüste in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes sind den Flatterthieren durchaus nicht abzusprechen. Die in Europa wohnenden Arten der Ordnung, bekanntlich nur echte Fledermäuse, verzehren hauptsächlich Kerbthiere, namentlich Nachtschmetterlinge, Käfer, Fliegen und Mücken, und wenn man am Morgen nach warmen Sommernächten in Baumgängen hingeht, findet man gewiß sehr häufig die Ueberbleibsel ihrer Mahlzeiten, namentlich abgefressene Flügel und dergleichen. Ihr Hunger ist außerordentlich; die größeren fressen bequem ein Dutzend Maikäfer, die kleinsten ein Schock Fliegen, ohne gesättigt zu sein. Größere Kerfe stemmen sie, nachdem sie dieselben gefangen haben, an die Brust und fressen sie so langsam hinter; kleinere werden ohne weiteres verschlungen. Je lebhafter ihre Bewegung ist, um so mehr Nahrung bedürfen sie, und aus diesem Grunde sind sie für uns außerordentlich nützliche Thiere, welche die größtmögliche Schonung verdienen. Nicht so ist es mit den blutsaugenden Fledermäusen, welche zuweilen recht schädlich werden können, oder auch mit den Fruchtfressern, welche nicht selten ganze Fruchtpflanzungen, zumal Weinberge zerstören, und nach den neueren Beobachtungen keineswegs einzig und allein der ersten Familie, den Flughunden nämlich, angehören. „In Südamerika", berichtet Hensel, „gibt es auch unter den eigentlichen Fledermäusen solche, welche saftige Früchte fressen." Obschon man häufig davon erzählen hört, ist es doch leider mir niemals geglückt, solche Arten zu fangen oder auch nur bei dem Verzehren der Früchte selbst zu beobachten. In Rio-de-Janeiro aber erzählte mir ein deutscher Kaufmann, welcher sich mit Naturbeobachtungen beschäftigte und durchaus glaubwürdig zu sein schien, daß er selbst Mühe gehabt habe, in seinem Garten Bäume mit saftigen Früchten vor den Fledermäusen zu schützen. In Porto-Allegre hat ein deutscher Handwerker an seinem Hause einen der wilden Feigenbäume Brasiliens stehen, deren Feigen nicht größer als Haselnüsse zu sein pflegen. Zur Zeit der Reife dieser Feigen nun sollen nach Angabe jenes Mannes zahlreiche Fledermäuse den Baum besuchen und die Feigen verzehren. Daß diese Angaben thatsächlich begründet sind, geht aus später mitzutheilenden Untersuchungen von Bates hervor. Es unterliegt somit keinem Zweifel, daß es auch unter Glatt- und Blattnasen Fruchtfresser gibt; denn in anderen Ländern unter den Wendekreisen wird es wohl ebenso sein wie in Brasilien.

Alle Fledermäuse gehen fleißig nach dem Wasser und trinken sehr viel. Ueberhaupt trifft man sie am häufigsten in der Nähe von Gewässern, freilich nicht allein, weil sie dort ihren Durst am leichtesten stillen können, sondern auch weil hier die meiste Beute für sie sich findet.

Die Verdauung aller Flatterthiere ist sehr lebhaft. An ihren Schlupfwinkeln sammeln sich deshalb auch bald große Kothhaufen an, und diese haben einen so durchdringenden Geruch, daß ganze Gebäude von den Thieren förmlich verpestet werden können. Sehr eigenthümlich ist die Art und Weise, wie sie sich ihres Unrathes entleeren. Man kann dies von vornherein annehmen, wenn man eine aufgehängte Fledermaus ansieht; doch muß man sie bei jenem Geschäfte beobachtet haben, wenn man sich eine rechte Vorstellung machen will. Jede Fledermaus, welche ihren Koth von sich geben will, muß sich nämlich in eine wagerechte Lage bringen, um misten zu können. Sie läßt dabei einen ihrer Hinterfüße los und stößt mit ihm gegen die Decke, um in eine schaukelnde Bewegung zu gelangen. Nachdem sie gehörig in Schwung gekommen ist, greift sie mit der Daumenkralle des ausgestreckten Armes an die Decke oder an eine andere, ihr nahe hängende Fledermaus und klammert sich hier an. Nunmehr ist sie in der geeigneten Lage, um ihr Bedürfnis verrichten zu können. Das Harnen besorgt das Flatterthier entweder in wagerechter Lage oder aber indem es sich, wie dies beispielsweise die Flughunde regelmäßig thun, mit den Daumenkrallen allein aufhängt und den unteren Theil des Leibes freihängen läßt. „Die meisten Fledermäuse", sagt Koch, „harnen auch im Fluge, wie man dies auf eine sehr empfindsame Weise wahrnehmen kann, wenn man einen unmittelbar über sich hängenden Klumpen aufscheucht. Das Misten kommt dabei ebenfalls vor, aber seltener. Viele von ihnen haben die Gewohnheit, wenn sie am Rücken oder Halse gefaßt werden, ihren Angreifer mit Harn zu bespritzen."

Eine beachtenswerthe Beobachtung hat Heuglin gemacht: die Fledermäuse Afrika's ziehen ihrer Nahrung wegen den Herden nach. „In den Bogosländern", bemerkt dieser Forscher, „wird sehr starke Viehzucht getrieben, und die Herden kommen, wenn in ferneren Gegenden bessere Weide und mehr Trinkwasser sich finden, oft monatelang nicht zu den Wohnungen der Besitzer zurück. Bei unserer Ankunft in Keeren waren alle Rinderherden sammt den Myriaden von Fliegen, welche sie überall hin begleiteten, in den Tiefländern des Barka und Fledermäuse hier außerordentlich selten. Gegen Ende der Regenzeit sammelten sich auf etwa einen Monat fast alle den hiesigen Bogos gehörigen Herden in der nächsten Umgebung, und gleichzeitig erschienen die kerbthierfressenden Dämmerungs- und Nachtfledermäuse in ganz unglaublicher Anzahl; mit Abzug der letzten Herde verschwanden auch sie spurlos wieder. In der Nacht vom dreißigsten September auf den ersten Oktober lagerten wir auf einer drei Stunden südlich von Keeren gelegenen Hochebene in der Nähe von Umzäunungen, welche zur Aufnahme von Rindvieh bestimmt waren. Da sich die Herden in anderen Theilen des Gebirges befanden, beobachteten wir nur ein oder zwei Fledermäuse auf der für diese Familie äußerst günstigen Oertlichkeit. Tags darauf kehrten die Herden an die besagte Stelle zurück, und schon an demselben Abende hatte die Anzahl der Fledermäuse ganz auffallend zugenommen. Es entsteht nun die Frage, ob sie wirklich ihre Standorte ändern oder von denselben aus allabendlich oft weite Jagdflüge machen, um die Fliegen aufzusuchen, welche die Herden begleiten. Ich glaube an eine Veränderung der Standorte, weil an den betreffenden Stellen die Thiere abends so zeitig erschienen, daß sie unmöglich auf dem Platze sein könnten, ohne stundenlange Reisen bei Tage gemacht zu haben, und ich habe hier niemals Fledermäuse vor der Abenddämmerung fliegend entdecken können."

Ich meinestheils habe während meiner früheren Reisen in Afrika nicht eben sehr auf die Fledermäuse geachtet, wohl aber auf meinem letzten Jagdausfluge nach ebendenselben Gegenden, von denen Heuglin spricht, und kann ihm nur Recht geben. Deshalb erscheint es mir nun auch durchaus nicht mehr unwahrscheinlich, daß weit mehr unserer Flatterthiere, als wir annehmen, wandern, obschon in beschränkterer Weise als die Vögel. Daß einige Fledermäuse bei uns manchmal von der Höhe zur Tiefe und umgekehrt ziehen, ja, daß sie gegen den Winter hin nach

südlicher gelegenen Gegenden pilgern, war längst bekannt. Mitunter nämlich findet man im Sommer Fledermäuse in einer Gegend, wo sie zu anderen Jahreszeiten nicht vorkommen. So verschwindet, laut Koch, die Umberfledermaus (Meteorus Nilsonii) aus einem großen Theile des nördlichen Rußlands, wandert bis Schlesien, Mähren, Oberfranken, ja selbst bis in die Alpen und überwintert hier. Ebenso sieht man die Teichfledermaus (Brachyotus dasycnemus) während des Sommers immer in den norddeutschen Ebenen über Flüssen und Seen hin- und herfliegen, begegnet ihr aber um dieselbe Zeit nur ausnahmsweise in den Gebirgen Mitteldeutschlands, wogegen im Winter Felsenhöhlen dieser und anderer Gebirge gerade von ihr sehr häufig zum Ueberwintern benutzt werden. In den Wäldern Hessens hält es äußerst schwer, im Winter eine Speckmaus (Panugo noctula) aufzutreiben, obgleich Baumhöhlen genug vorhanden sind, welche zu ihrem Aufenthalte geeignet erscheinen; im Sommer dagegen sieht man diese Fledermaus häufig genug über den Waldungen umherschwärmen, und im Taunus und im Lahnthale überwintert sie regelmäßig, ohne daß im Sommer eine größere Anzahl von ihnen vorhanden sein dürfte als dort, wo sie überwintert. „Wenn die Beobachtungen über das Wandern der Fledermäuse nicht so schwierig wären und öfter darauf geachtet würde, dürfte eine größere Anzahl von geeigneten Beispielen vorliegen, als jetzt noch der Fall ist. In heißen Ländern, wo die Fledermäuse in so großer Menge auftreten, fällt das Wandern derselben mehr auf. Viele ziehen sich zur Zeit der Dürre in das Gebirge, andere suchen sogar ferne Gegenden mit der von ihnen vorher bewohnten zu vertauschen, kehren aber nach einiger Zeit wieder dahin zurück; einige scheinen in den kälteren Jahreszeiten dem Gleicher näher zu rücken, und wieder andere ziehen in den wärmeren Monaten nach kühleren Gegenden oder höher nach dem Gebirge. In manchen Fällen scheint der Grund des Ortswechsels in den klimatischen Verhältnissen zu liegen, in den meisten Fällen aber ziehen unsere Thiere den Kerbthieren nach.“

Wärme ist für alle Fledermäuse nothwendige Bedingung, und zwar nicht allein deswegen, weil durch sie das Leben der Kerbthiere geweckt wird, sondern auch, weil jene an und für sich Kälte verabscheuen. Das häufige Auftreten der Flatterthiere in niederen Breiten hängt gewiß mit dem dort reicheren Kerbthierleben zusammen; die Wärme jener Länder aber scheint ihrer Entwickelung ebenfalls in hohem Grade förderlich zu sein. Bei uns zu Lande setzen nur wenige Fledermäuse unmittelbar der Sonne sich aus, indem sie in den Nachmittagsstunden umherfliegen; in den Wendekreisländern geben sie sich oft geradezu den Sonnenstrahlen preis, und zwar thun dies keineswegs nur die Flughunde, welche ihren Tagesschlummer sehr häufig ohne alle Rücksicht auf Schatten an den fast oder ganz entlaubten Aesten der Bäume halten, sondern auch Glatt- und Blattnasen. So erwähnt Schomburgk eines Vampirs (Phyllostoma bidens), welcher in großen Gesellschaften vorzugsweise an Felsen lebt und über Tag an den Stämmen der Uferbäume, meist zwei bis drei Meter über dem Boden zum Schlafen sich aufhängt, nicht aber an der Nord-, sondern an der Südseite derselben anklebt, um von der Sonne sich bescheinen zu lassen. „In noch größeren Scharen“, sagt er, „fand ich sie an den über den Flußspiegel emporragenden Felsen. Näherten wir uns einer solchen Stelle, dann flogen sie von ihrem Ruheorte von selbst weg oder wurden durch die Indianer dazu genöthigt, welche sie mittels der Ruder mit Wasser bespritzten. Nun strichen sie einige Male an den Ufern auf und ab und setzten sich darauf an ihrem alten Platze wieder an.“ Daß die Fledermäuse bedeutende Hitzegrade aushalten können, beweisen uns schon diejenigen unter ihnen, welche auf Dachböden, unter Kirchendächern und an ähnlichen Orten den Tag verbringen, unbekümmert um die bedeutende Hitze, welche hier zu herrschen pflegt, noch mehr aber die südländischen Arten. Ein Grämler (Nyctinomus brasiliensis), die häufigste Fledermaus Südbrasiliens, lebt, laut Hensel, „oft in großer Menge unter den Schindeldächern alter Häuser und kann einen unglaublichen Hitzegrad aushalten, da namentlich im Sommer die Schindeln durch den Sonnenschein so erhitzt werden, daß man sie mit bloßen Füßen, ohne Schaden an diesen zu erleiden, nicht betreten könnte“. Auch das dichte Zusammendrängen der Fledermäuse, durch

welches ein bedeutender Wärmegrad entwickelt werden muß, gibt anderweitige Belege für diese Thatsachen. Die meisten Arten werden durch rauhe Witterung, Regen oder Wind in ihren Schlupfwinkeln zurückgehalten; andere fliegen zwar an kalten Abenden, immer aber nur kurze Zeit, und kehren so schnell als möglich wieder nach ihren Schlafplätzen zurück. Hierbei spricht allerdings der Umstand mit, daß an rauhen Abenden ihr Umherfliegen mehr oder weniger nutzlos ist, weil dann auch die Kerbthiere sich verborgen halten und ebenso der einigermaßen heftige Wind ihren Flug ungemein erschwert, da bekanntlich bloß die schmalflügeligen Arten einem einigermaßen heftigen Luftzuge Trotz bieten können.

Mit Eintritt der Kälte fallen alle Fledermäuse, welche in höheren Breiten leben, in einen mehr oder weniger tiefen Winterschlaf von längerer oder kürzerer Dauer, entsprechend dem strengeren oder milderen Klima ihrer Heimat. Mit Beginn der rauhen Jahreszeit sucht jede Art einen vor den Einflüssen der Witterung möglichst geschützten Schlupfwinkel auf: Höhlen, Kellergewölbe, warme Dächer, Dachsparren in der Nähe von Essen und dergleichen. Diejenigen Arten, welche noch am wenigsten empfindlich gegen Kälte sind, unterbrechen den Winterschlaf bisweilen, erwachen und fliegen in ihren geschützten Schlupfwinkeln hin und her, anscheinend weniger um Beute als um sich Bewegung zu machen. Einzelne kommen wohl auch ins Freie und flattern eine Zeitlang über der schneebedeckten Erde umher; die Mehrzahl aber schläft ununterbrochen. „Die Orte", sagt Koch, „welche die Fledermäuse zu ihrem Winterschlafe wählen, sind nach den Arten verschieden und stimmen zwar manchmal, doch bei weitem nicht immer mit denen überein, an welchen sie sich zur täglichen Ruhe im Sommer niederlassen. So sind z. B. die Blattnasen an Sommertagen in denselben Höhlen anzutreffen, in denen sie auch ihren Winterschlaf halten, so rasten die Buschsegler (Nanugo) gewöhnlich in Ritzen derselben Gebäude, in denen sie im Winter sich tief zurückziehen, und dergleichen Beispiele mehr; während die Mäuseohren oder Nachtschwirrer (Myotus murinus), welche im Sommer in zahlreichen Gesellschaften auf Kirchenspeichern hausen, ihren Winterschlaf vereinzelt in Höhlen und Gruben halten, oder die Gleichohren (Isotus), welche während des Sommers in Bäumen rasten, im Winter in Gruben und Höhlen theils frei hängen, theils in Ritzen sich einklemmen. Dasselbe ist bei vielen anderen einheimischen Arten der Fall. Aber auch bei den Fledermäusen südlicher Breiten finden wir, daß der Aufenthalt während ihrer Zurückgezogenheit in der Regenzeit oder dem kurzen gelinden Winter vielfach anders gewählt wird als während der trockenen Zeit: so bewohnt keine Fledermaus das Blätterdach der Bäume während der Regenzeit; so ziehen sich die Blutsauger von den offenen Viehställen in geschlossene Gebäude und Höhlen zurück; so wandern die Grämler nach unterirdischen Bauten und Höhlungen, wie die Stummelschwänze in Baumlöcher sich verkriechen. Entschieden die meisten Fledermäuse bewohnen während des Winterschlafes Höhlen und alte unterirdische Räume, diejenigen Arten, welche auch im Sommer an diesen Aufenthaltsorten sich befinden, beziehen aber, für den Winter wenigstens, andere Stellen oder, wo sie die Auswahl haben, sogar andere Höhlen und Gruben. Im Sommer halten sie sich mehr in kleinen Räumen in der Nähe der Eingänge auf, hier in Spalten, Ritzen und engen Domen sich versteckend, gerade wie da, wo sie in offenen Felsspalten sitzen; im Winter dagegen findet man sie mehr in größeren und tieferen Räumen, worin sie sich in die hinteren Theile, in welche der Frost nicht eindringen kann, zurückziehen. Nur wenige Arten sitzen auch während des Winterschlafes in ihren gewohnten Ritzen.

„Die Stellung, in welcher die Fledermäuse ihren Winterschlaf halten, ist eine sehr verschiedene und für einzelne Gruppen und Sippen bezeichnende; die einfachste und regelmäßigste Haltung während des Winterschlafes ist die, daß sie sich an den Krallen der Hinterfüße aufhängen und die Flügel seitlich andrücken. Viele hängen dabei freischwebend unter einer Decke oder einem Gewölbe, die meisten in ähnlicher Weise an den Wänden, ein anderer Theil benutzt auch die Vorderglieder mit als Stütze, und so lassen sich noch eine Reihe Veränderungen in der Stellung und Lage aufführen. Unter den die wärmeren Länder bewohnenden Fledermäusen gibt es einige Arten, welche

in dem Zustande der Zurückgezogenheit, wie auch bei ihrer gewöhnlichen Tagesruhe, die Flügel mehr oder weniger ausbreiten und mit ihnen sich gleichsam einen Halt verschaffen. Ein großer Theil der Blattnasen nimmt eine so merkwürdige Stellung ein, daß man sie im Vorübergehen eher für Pilze als für Thiere halten möchte. Sie sind ganz in ihre Flughäute eingeschlagen, hängen frei an den beiden Hinterfüßen, die Schenkelflughaut ist nach dem Rücken hin umgeschlagen, die Vorderarme bilden einen Rückenkeil und liegen dicht an einander, Flanken- und Fingerflughäute umschließen den Leib in der Weise, daß die Fingerspitzen nach oben stehen, der Daumen dient mit zum Verschlusse, und nur die Nase tritt hervor, wird aber während des festen Winterschlafes auch zurückgezogen. Fast ebenso verschiedenartig ist die Lage der Ohrenhäute. Viele Fledermäuse strecken die Ohren möglichst aus und heben den Deckel dabei, gleichsam als ob sie bei der geringeren Nerventhätigkeit während des Winterschlafes jene Organe empfindlicher machen wollen; andere krümmen die Ohren mehr oder weniger ein; wieder andere drücken den Deckel fest auf die innere Oeffnung des Ohres; die Ohrenfledermaus legt die langen Ohren unter die seitlich angedrückten Flügel ꝛc."

Was von der Geselligkeit der Fledermäuse gesagt wurde, gilt auch im allgemeinen während ihres Winterschlafes. Es gibt Gattungen, welche ausnahmslos gesellig überwintern und nicht nur neben einander, sondern auch in mehreren Lagen dicht auf einander hängen, mitunter in Gruppen von verschiedenen Formen, zusammen zu mehreren Hunderten von Stücken. Andere gesellig überwinternde Gattungen bedecken ganze Wände und Flächen im Inneren hohler Bäume, wo sie getrennt neben einander hängen; andere überwintern vereinzelt und finden sich niemals in Gesellschaft; wiederum andere werden ebenso wohl einzeln als gesellig angetroffen.

„Es ist eine bemerkenswerthe und physiologisch höchst auffallende Erscheinung", fährt Koch fort, „daß ein so gefräßiges Thier, wie die Fledermaus, welches während seines Wachseins so vieler Nahrung bedarf, über ein Drittel seines Lebens ohne alle Nahrung bestehen kann, und daß bei einer auf das geringste beschränkten Thätigkeit der Ernährungswerkzeuge und des Stoffwechsels in einer warmen und feuchten Atmosphäre die Weichtheile so lange kräftig bleiben und bestehen können, ohne wesentliche stoffliche Veränderungen zu erleiden. Die Blutwärme der Fledermäuse beträgt in unserem europäischen Klima während ihres Lebens im Sommer immer über 32° C. (25° R.); in südlichen Klimaten ist dieselbe weit höher, und selbst bei uns habe ich im Monat Juni beim Mäuseohr 36° C. Blutwärme gemessen. Diese Blutwärme sinkt während des Winters sehr bedeutend, und ist der Grad des Herabsinkens mehr oder weniger abhängig von der Luftwärme. Bei den Bewohnern wärmerer Länder, deren Blutwärme bisweilen über 40° C. erreicht, ist der Unterschied gegen den Winter oder die Regenzeit verhältnismäßig nicht so bedeutend wie bei unseren nordischen Arten, bei denen die niedere Luftwärme so außerordentlich beeinflußt und die Blutwärme so weit herabsinkt, daß die Fledermäuse erstarren und nicht wieder zum Leben erwachen. Die niedrigste Blutwärme fand ich bei der Mopsfledermaus, welche überhaupt ziemlich unempfindlich gegen Witterung zu sein scheint, indem sie für den Winterschlaf immer die vorderen Theile der Höhlen, Gruben und Gebäude bezieht, wo sie kaum vor Kälte geschützt erscheint. Bei Stücken, welche in dem Gewölbe des Dillenburger Schlosses zwischen Steinen, an denen über fußlange Eiszapfen hingen, überwinterten, betrug die Blutwärme noch volle 12° C. Dagegen habe ich niemals an geschützteren Stellen Fledermäuse beobachtet, deren Blutwärme so tief stand; dieselbe betrug vielmehr immer zwischen 14 und 18°, in vielen Fällen, namentlich zu Anfang des Winters, sogar 20° und darüber, von höheren Wärmegraden gleich nach Beginn des Winterschlafes nicht zu reden. Ebenso sinkt die Blutwärme nach meiner Erfahrung ständig mit der Dauer des Winterschlafes, und erwacht die schlafende Fledermaus, wenn dies Sinken einen gewissen Grad erreicht hat, welcher nach meiner Messung, je nach der Natur einer bestimmten Art, zwischen 12 und 18° C. schwankt. In tiefen Gruben und Höhlungen, wo die meisten Fledermäuse überwintern, kann nicht wohl nach dem Begriffe und der Erfahrung an den menschlichen Sinnen eine Ahnung der äußeren Luftwärme angenommen werden; auch ist bei den ununterbrochen winterschlafenden Fledermäusen

eine Zeitrechnung, wonach sie die Dauer des Schlafes bemessen könnten, undenkbar: daher muß eine bestimmt ausgeprägte physiologische Ursache ihr endliches Erwachen bedingen, und diese scheint mir in dem für jede Art fest stehenden tiefsten Punkte der Blutwärme zu liegen. Damit stimmt auch die mehrfach gemachte Beobachtung überein, daß die Fledermäuse, welche sich an wenig geschützten Orten befinden, mitten im Winterschlafe erwachen und rege werden, sobald die äußere Wärme und damit die Blutwärme früher herabsinkt. Erfrorene Fledermäuse habe ich mehrfach in Stollen gefunden, wo ein starker Wetterzug die Kälte tief eindringen ließ, oder aber an zu kurzen Stollen, wo sie vor der eindringenden Kälte keinen Schutz fanden. Diese erfrorenen Fledermäuse aber waren nicht mehr in der ihnen für den Winterschlaf eigenthümlichen Stellung, sondern ihre Flügel mehr oder weniger ausgebreitet, und sie lagen theilweise in einer solchen Stellung am Boden. Auch in der für den Winterschlaf eigenthümlichen Stellung habe ich im Frühjahre todte Fledermäuse gefunden; sie aber waren eingetrocknet und nicht von Kälte erstarrt. Dieselbe Erscheinung hat man ebenso, wenn man Fledermäuse während des Winterschlafes oder kurz vor demselben in Zimmer oder dergleichen Räume bringt, in denen die Wärme niedrig genug ist, daß sie in ihrem bewußtlosen Zustande verbleiben oder wieder in denselben verfallen. Diese Thatsache spricht dafür, daß die Fledermäuse beim Winterschlafe eine gewisse Wassermenge durch die Athmung in sich einführen. Bevor sie in ihren bewußtlosen Zustand verfallen, erscheinen sie sehr wohl genährt und haben viel Fett zwischen dem Muskelfleische und der Haut wie auch zwischen den Gedärmen. Bei einzelnen Arten, namentlich bei den Blattnasen, ist die Fettmasse oft so bedeutend, daß sie die Fleischtheile an Ausdehnung und Gewicht übertrifft. Im Anfange des Winters ist das Fett sehr flüssig und rein weiß; gegen Anfang Januars bemerkt man schon eine Abnahme der Fettschichten und ebenso eine stoffliche Veränderung, indem das Fett weniger flüssig und dunkler, von durchziehenden Gefäßen bisweilen röthlich gefärbt erscheint. Das Fett nimmt nun immer mehr und mehr an Masse ab und wird dabei immer dunkler und weniger flüssig, und gegen Ende des Winters, etwa im Anfange März, erscheint der letzte Rest dunkelbraungelb mit rothen Adern unterlaufen. Durchschnittlich habe ich gefunden, daß eine Fledermaus während des Winterschlafes etwa ein Sechstel bis ein Fünftel ihres Gewichtes verliert. Diese Abnahme ist größtentheils in dem Fettverbrauche bedingt; doch nimmt auch die Fleischmasse dabei mehr oder weniger ab. Das Fett dient nicht zur Nahrung, sondern zum Athmen, wodurch die nöthige Luftwärme erzeugt und erhalten wird; wie aber der Stoffwechsel nothdürftig unterhalten bleibt, darüber schwebt noch ein gewisses Dunkel. Nothwendig für die Erhaltung des winterschlafenden Thieres ist die Zuführung von Wasser; denn die Ausscheidungen der Nieren und der Haut gehen ihren Gang fort, wenn auch ungleich langsamer als bei dem belebten Thiere. Fledermäuse, welche in einer trockenen Luft sich befinden und deshalb keinen Wasserdampf einathmen können, vertrocknen im Winterschlafe, so merkwürdig und wunderbar es auch scheinen will, daß die Lunge gerade eine entgegengesetzte Thätigkeit verrichtet als bei dem lebenden Thiere, bei welchem der Hauch Wasser aus dem Blute hinwegführt. Während des Winterschlafes werden die abgängigen Theile des Körpers langsam, aber in ziemlich regelrechter Weise abgeschieden, wobei die dazu bestimmten Organe alle in Thätigkeit zu bleiben scheinen. In den Darmschlauch tritt Galle ein; die Harnblase füllt sich nach und nach mit Harn an, welcher gegen Ende des Schlafes dunkler gefärbt erscheint und erst nach dem Erwachen entleert wird; die ausscheidenden Drüsen der Haut scheinen während des bewußtlosen Zustandes ihre Wirksamkeit in besonders lebhafter Thätigkeit zu erhalten ꝛc. Aber je niedriger die Wärme des Körpers sinkt, desto langsamer kann dieser Prozeß vor sich gehen, und scheint damit das Erwachen infolge gesunkener Blutwärme zusammenzuhängen."

Schon wenige Wochen nach dem Ausfliegen macht die Liebe sich geltend. Nachdem die Fledermäuse ihren Winteraufenthalt verlassen haben, locken die verschiedenen Geschlechter, laut Koch, sich durch einen eigenthümlichen Ruf, welcher von dem ärgerlichen Bellen, Angriffen gegenüber, wesentlich verschieden ist. In warmen Ländern sollen die großen Arten so laut werden, daß sie lästig

fallen können. Bei der Liebeswerbung jagen und necken die Männchen die Weibchen, stürzen sich mit ihnen aus der Luft herab und treiben allerlei Kurzweil; doch geht dieses Schwärmen und Paaren nicht bei allen Arten der Fledermäuse der Begattung voraus — letztere erfolgt vielmehr bei einzelnen auffallend frühzeitig im Jahre. Pagenstecher hat eine weibliche Zwergfledermaus untersucht, welche schon am 23. Januar begattet worden war; Koch fand, daß bei den Buschseglern die Begattung im Januar und Februar vor sich geht. „Obgleich die Fledermäuse", bemerkt dieser treffliche Beobachter, „fast sämmtlich sehr bissige, unverträgliche Thiere sind, welche sich vielfach anfeinden, necken und beißen, so daß die zarteren Theile oft lebenslänglich die Spuren ihrer Kämpfe tragen, scheint doch die Eifersucht nicht immer in ihrer Natur zu liegen, und namentlich bei einigen Arten kommen merkwürdige Fälle von Verträglichkeit gerade in der Zeit vor, in welcher die meisten anderen Thiere jeden Funken einer angeborenen Gutmüthigkeit verlieren." So habe ich gesehen, daß mehrere Männchen der Zwergfledermaus es ruhig geschehen ließen, während ein Männchen zur Begattung sich vorbereitet hatte, ohne im geringsten eifersüchtig zu werden und in feindselige Gesinnungen auszubrechen, und Pagenstecher beobachtete, daß mehrere Männchen ein und dasselbe Weibchen ruhig nach einander begatteten. Die Paarung verrichten die Fledermäuse, indem sie mit den Vordergliedern sich umklammern und theilweise in die Flughaut sich einhüllen. Bald nach ihr trennen sich beide Geschlechter, und die Weibchen bewohnen nun gemeinschaftliche Schlupfwinkel, während die Männchen mehr einzeln, oft in ganz anderen Gegenden umherstreifen. Mein Vater beobachtete, daß letztere nach der Begattung ganz für sich und stets einzeln leben, während die Weibchen sich zusammenrotten und gemeinschaftlich in den Höhlungen der Bäume oder in anderen Schlupfwinkeln wohnen; er hält es für sehr wahrscheinlich, daß keine männliche Fledermaus in die Frauengemächer eindringen darf. Unter Dutzenden von Fledermäusen, welche zusammengefunden wurden, fand er und später auch Kaup niemals ein Männchen, sondern immer nur trächtige Weibchen.

Wenige Wochen nach der Begattung (man nimmt an, nach fünf bis sechs) werden die Jungen geboren. Das kreisende Weibchen hängt sich, laut Blasius und Kolenati, gegen seine Gewohnheit mit der scharfen Kralle beider Daumen der Hände auf, krümmt den Schwanz mit seiner Flatterhaut gegen den Bauch und bildet somit einen Sack oder ein Becken, in welches das zu Tage kommende Junge fällt. Sogleich nach der Geburt beißt die Alte den Nabelstrang durch, und das Junge häkelt sich, nachdem es von der Mutter abgeleckt worden ist, an der Brust fest und saugt. Die blattnasigen Fledermausweibchen haben in der Nähe der Schamtheile zwei kurze, zitzenartige Anhängsel von drüsiger Beschaffenheit, an welche sich die Jungen während der Geburt sofort ansaugen, um nicht auf die Erde zu fallen, weil diese Fledermäuse während des Gebärens ihren Schwanz zwischen den beiden eng an einander gehaltenen Beinen zurück auf den Rücken schlagen und keine Tasche für das an das Licht tretende Junge bilden. Später kriechen auch diese Jungen zu den Brustzitzen hinauf und saugen sich dort fest.

Alle Flatterthiere tragen ihre Jungen während ihres Fliegens mit sich umher und zwar ziemlich lange Zeit, selbst dann noch, wenn die kleinen Thiere bereits selbst recht hübsch flattern können und zeitweilig die Brust der Alten verlassen: daß letzteres geschieht, habe ich an Fledermäusen beobachtet, welche ich in den Urwäldern Afrika's an Bäumen aufgehängt fand. In etwa sechs bis acht Wochen haben die Jungen ihre volle Größe erreicht, lassen sich aber bis gegen den Herbst und Winter hin an dem plumperen Kopfe, den kürzeren Gliedmaßen und der dunkleren Färbung ihres Pelzes als Junge erkennen und somit von den Alten unterscheiden.

Eine noch ungeborene Fledermaus hat ein sehr merkwürdiges Ansehen. Wenn sie so weit ausgebildet ist, daß man ihre Glieder erkennen, die Flughaut aber noch nicht wahrnehmen kann, hat sie mit einem ungeborenen Menschenkinde eine gewisse Aehnlichkeit. Die Hinterfüße sind noch viel kleiner als die vorderen, und die vortretende Schnauze zeigt das Thierische; aber der Bau des Leibes, der kurze, auf dem Brustkorbe sitzende Hals, die breite Brust, die ganze Gestalt der Schulter-

blätter und besonders die Beschaffenheit der Vorderfüße, welche mit ihren noch kurzen Fingern halbe Hände bilden, erinnert lebhaft an den menschlichen Keimling im ersten Zustande seiner Entwickelung.

„Der vorurtheilsvolle Mensch", sagt Koch, „hat diesen harmlosen Thierchen mancherlei Verleumdungen zu Theil werden lassen, und die große Menge ist mit Abneigung gegen sie erfüllt, anstatt sie im eigenen Nutzen zu hegen und zu schützen. Unrichtig schon ist die Behauptung, daß die Fledermäuse den Speck in den Vorrathskammern benagen; denn keine einzige von ihnen frißt Speck, und der in der Volkssprache allgemeine Gebrauchsname „Speckmaus", welcher auch in die Wissenschaft übergegangen ist, scheint daher zu kommen, daß die Fledermäuse zum Zweck ihrer Erhaltung während des langen Winterschlafes unter der Haut sehr beträchtliche Speckmassen ablagern und diese zum Vorscheine kommen, wenn man ein Thier gewaltsam tödtet und dabei die zarte Haut zerreißt. Später hat man aus dem Namen die angedichtete Sünde abgeleitet, welche Ansicht noch eine wesentliche Unterstützung in dem Umstande fand, daß sich die sogenannten Speckmäuse gern in dunklen Räumen verbergen und daher auch vielfach in Speck- und Räucherkammern angetroffen werden. Die Mäuse und Ratten benagen den Speck, ziehen sich aber bei dem Herannahen eines Menschen in ihre engeren Schlupfwinkel zurück, während die harmlosen Fledermäuse bei Tage und im Winter ruhig sitzen bleiben, wo der Speckdiebstahl verrichtet wurde. Deshalb ist es dem Bestohlenen oft nicht übel zu nehmen, wenn er aus Mangel eines besseren Wissens seinen Feind auf der That ertappt zu haben glaubt, während der gründlichere Beobachter sich leicht überzeugen kann, daß die Fledermaus nicht nur keinen Speck frißt, sondern durch Vertilgen von Speckkäfern und deren Larven den Speck schützt. Ein allgemein verbreiteter Aberglaube, daß sich die Fledermäuse in die Haare verwickeln und nicht mehr daraus zu entfernen seien, entbehrt ebenfalls aller Begründung. Eine Fledermaus geht niemals aus freiem Antriebe in das Kopfhaar eines Menschen; wenn aber ein unglückliches Mitglied dieser Ordnung sich in ein Gesellschaftszimmer verfliegt, wird von den Anwesenden in der Regel Jagd darauf gemacht, mit Taschentüchern darnach geschlagen &c., und wenn dann das Thierchen, getroffen, fluglahm herabfällt, krallt es sich an jedem beliebigen Gegenstande an, und kann der Zufall es fügen, daß es gerade auf den Kopf einer Dame fällt, deren künstlich verzierter Kopfputz in der Regel so beschaffen, daß Gelegenheit genug zum festeren Ankrallen vorhanden ist. Solche Zufälle mögen hin und wieder die erste Veranlassung zu jener Ansicht grundloser Behauptung gegeben haben. Man glaubt vielfach, daß die Fledermäuse Begleiter und Träger der bösen Geister seien. Ein junger, gebildeter Spanier behauptete mit aller Zuversicht, gehört zu haben, daß die Fledermäuse fluchen, wenn sie mit einem brennenden Span gereizt werden. Dergleichen Wunderlichkeiten kann man mehr hören, wenn man sich mit dem weniger gebildeten Volke über die allerdings eigenthümlich gestalteten Hautflügler unterhält. Wo Fledermäuse gereizt wurden, haben wir auch schon gehört, daß geflucht wurde, nicht aber von der Fledermaus, sondern von dem, welcher seinen Muthwillen an derselben auslassen wollte; denn namentlich die großen Arten verstehen keinen Spaß: wenn sie gefangen werden, beißen sie kräftig zu, und ihr Gebiß wie ihre Krallen sind scharf, und einige von ihnen können tiefe Wunden beibringen. Wenn sie nicht mehr im Stande sind, ihren Nachstellern zu entgehen, werden sie zornig und mitunter muthig und wissen ihre natürlichen Waffen sehr gewandt zu gebrauchen; aus freien Stücken greifen sie aber niemals an und zeigen sich in ihrem ganzen Wesen als äußerst harmlose Geschöpfe.

„Der Aufenthalt der Fledermäuse im Dunkeln, das Mäuseartige des Körpers, die wunderlich gestalteten dunkelhäutigen Flughände sowie der mitunter abschreckende Gesichtsausdruck und die unangenehm kreischende Stimme der Fledermaus geben der ganzen Erscheinung etwas Unheimliches, was schon die Alten gefühlt haben mögen. Während die guten Geister mit Flügeln der Taube erschienen, entwarf man das Bild der bösen Dämonen mit den Flügeln der Fledermaus. Lindwurm und Drache, jene schreckenden Phantasiegebilde, hatten ihre Flügel von der Fledermaus entliehen, wie noch heute das Zerrbild des Teufels mit Fledermausflügeln oder das Heer der bösen Geister,

welche der heilige Ivan austreibt, in Gestalt von Fledermäusen erscheinen. Solche Bilder wirken schon auf das kindliche Gemüth der Jugend wie auf den für Aberglauben empfänglichen Sinn des ungebildeten Volkes und erregen Abscheu und Haß gegen die Thiere, welche Ansprüche auf Schonung und Hegung haben. Daher sei es die Aufgabe des besser Unterrichteten, seine Stimme für die verleumdeten Wohlthäter zu erheben. Bei Erwägung ihres großen Nutzens verlieren diese Thiere schon Vieles von ihrer angeborenen Häßlichkeit, und wenn man die schönen warmen Sommerabende im Freien verbringt, erscheinen die Fledermäuse in ihren geschickten Flugwindungen als eine freundliche, belebende Erscheinung der stillen Landschaft.

„Vorurtheile haben von jeher den Geist des Menschen befangen: sie stammen aus uralten, längst verdrängten Ideenkreisen her. Von jeher gab es unter den Menschen eine Kaste, welche an den alten Anschauungen festhielt, und theils in eigener Befangenheit, theils als Selbstsucht jeder Beseitigung veralteten Aberglaubens entgegen arbeitete. Aber die Naturwissenschaften, die mächtigen Hebel zur Förderung und Veredelung menschlichen Strebens, wirken aufklärend und belehrend zum Nutzen und Frommen der ganzen menschlichen Gesellschaft, streben nach gründlicher Kenntnis des Bestehenden und beseitigen allmählich jeden dämonischen Nimbus, wie sie auf dem Gebiete des praktischen Lebens den ersten Weg zur Erreichung unserer Zwecke zeigen. So lehrt auch der Thierkundige dem Landwirt und Forstmann seine wahren Freunde immer mehr und mehr kennen und verhütet die mit Willen und Unverstand so vielfach begangenen Misgriffe durch Verfolgung wehrloser Geschöpfe.“

Der Nutzen, welchen die meisten Mitglieder der sehr zahlreichen Ordnung dem Menschen leisten, übertrifft den Schaden, welchen sie ihm unmittelbar zufügen, bei weitem. Gerade während der Nachtzeit fliegen sehr viele von den schädlichsten Kerbthieren und zeigen sich somit dem Auge ihrer Feinde. Außer Ziegenmelkern, Kröten, Zieseln und Spitzmäusen stellen um diese Zeit nur noch die Fledermäuse dem ewig kriegsbereiten, verderblichen Heere nach, und die auffallende Gefräßigkeit, welche allen Flatterthieren eigen ist, vermag in der Vertilgung der Kerfe wirklich Großes zu leisten. Hiervon kann man sich einen oberflächlichen Begriff verschaffen, wenn man die Schlupfwinkel der Fledermäuse untersucht. „Fußhoch“, sagt Koch, „liegt hier der Koth aufgeschichtet, und die nähere Untersuchung ergibt, daß die einzelnen Klümpchen aus Theilen sehr vieler und verschiedenartiger Kerbthiere bestehen. In einem Kubikcentimeter Fledermauskoth fanden wir einundvierzig Schienbeine verschiedener größerer und kleinerer Kerfe, und da nun in alten Ruinen, auf Kirchböden ꝛc. sicherlich zuweilen mehr als ein Kubikmeter Fledermauskoth aufgeschichtet liegt, würden in solchen Haufen gegen anderthalb Millionen Kerbthierleichen enthalten sein. Freilich rühren die großartigen Anhäufungen nicht aus einem Sommer her, und sind an ihnen viele Fledermäuse betheiligt; dagegen ist aber auch in Betracht zu ziehen, daß gewiß nur der kleinste Theil des Kothes von der Fledermaus an der Stelle der Tagesruhe abgelegt wird, sondern daß die Darmentleerungen gewöhnlich während des Fluges im Freien vor sich gehen.“ Man würde eine große Liste aufzustellen haben, wenn man alle die Schmetterlinge, Kerfe, Fliegen und sonstigen Kerbthiere aufführen wollte, welche, als den Fledermäusen zur Nahrung dienend, festgestellt wurden, und es mag daher die Angabe genügen, daß sie gerade unter den schädlichsten Arten am besten aufräumen, während ihnen die nützlichen, welche meistens bei Tage fliegen, kaum zur Beute fallen. Alle bei uns zu Lande vorkommenden Fledermäuse bringen uns nur Nutzen, und die wenigen, welche schädlich werden können, indem sie Früchte fressen, gehen uns zunächst nichts an, wie auch die Blutsauger keineswegs so schädlich sind, als man gewöhnlich gesagt hat. Nach den neueren und zuverlässigsten Berichten tödten die blutsaugenden Fledermäuse niemals größere Thiere oder Menschen, selbst wenn sie mehrere Nächte nach einander ihre Nahrung aus deren Leibern schöpfen sollten, und die fruchtfressenden Flatterthiere leben in Ländern, wo die Natur ihre Nahrung so reichlich erzeugt, daß der Verbrauch derselben durch sie eben nur da bemerklich wird, wo der Mensch mit besonderer Sorgfalt gewisse Früchte sich erzeugt, z. B. in

Gärten; Früchte aber kann man durch Netze und dergleichen vor ihnen schützen. Somit dürfen wir die ganze Ordnung als ein höchst nützliches Glied in der Kette der Wesen betrachten. Die Alten gedenken der Fledermäuse in der Regel mit noch größerem Abscheu als unsere unkundigen Männer und zimperlichen Frauen, und selbst die alten Egypter, diese ausgezeichneten Forscher, mögen eine Abneigung gegen sie gehabt haben, weshalb sie die bildliche Darstellung derselben möglichst vermieden. „Solche finden sich nämlich", bemerkt Dümichen, „seltsamerweise an Tempelwänden nur wenige. Außer dem hieroglyphischen Namen Setachemm, welcher einzelnen Abbildungen von Fledermäusen beigegeben ist, kommt in Inschriften noch das Wort Taki vor, woraus wir vielleicht den Schluß ziehen dürfen, daß mehrere Fledermausarten von den Egyptern unterschieden worden sind."

Bis in spätere Zeiten wurden die Fledermäuse selbstverständlich zu den Vögeln gerechnet, obgleich schon der alte Geßner sehr richtig hervorhebt, daß die Fledermaus ein Mittelthier zwischen einem Vogel und einer Maus sei, also billig eine fliegende Maus genannt, und weder unter die Vögel noch unter die Mäuse gezählt werden könne. „Von den Fledermäusen sagen die Deutschen diesen Reim:

„Ein Vogel ohn' Zungen,
Der säugt seine Jungen".

Die von Geßner gegebene Zusammenstellung aller richtigen und unrichtigen Beobachtungen der Alten über die Fledermäuse und die Verwendung der letzteren zur Vertreibung aller möglichen Krankheiten sind in hohem Grade erheiternd. „Der Salamander vnd die Flädermauß geberen jre Jungen also, daß sie mit keine Häutlein oder Nachgeburt vberzogen sind, ohn Zweiffel darumb, daß sie erstlich Eyer empfahe, welches doch in den Schärmäusen, Mäusen vnd andern dergleichen Thieren, so denen gleich sind, nicht geschicht. Albertus sagt, daß dieser Vogel als auch der Widhopff, zu Winterszeit schlaffe. Mit gebranntem äbheuw gereuchert, werden die Flädermäuß vertrieben, als Africanus vnd Zoroastres lehren. Der Baum Ahorn, zu Latein Platanus genennt, ist diesen Flädermäußen gantz zuwider: dann so man das Laub vnder alle Eingäng oder Fenster deß Hauses henkt, so kompt keine darein, als Plinius vnd Africanus zeugen. Der Storck vnd die Flädermauß sind feinde: dann die verderbt dem Storcken allein mit jhrem anrühren seine Eyer, wo er nicht mit dem vorgenannten Laub, in sein Nest gelegt, dem fürkompt, darab dann die Flädermäuß ein Abscheuen haben, als Aelianus, Piles vnd Zoroastres außweisen. Es ist auch ein vergifftes Omeissengeschlecht in Italia, von Cicerone Salipuga, gemeiniglich Salpuga Betica genennt, welchen das Hertz der Flädermäuß gantz zuwider ist, als dann auch allen andern Omeissen, sagt Plinius. Darumb so die Kautzen die Omeissen von jhren Jungen treiben wollen, legen sie einer Flädermauß Hertz in jhr Nest, als Oppianus lehret. Ein Feckt von einer Flädermauß auff ein Omeissen Nest gelegt, wirt keine herfür kommen, sagt Orus. So einer angehender Nacht ein gleissend Schwert außstreckt, so fliehen die Flädermäuß darzu, vnd verletzen sich etwan also, daß sie herabfallen. So die Häwschrecken etwan einen Flecken oder strich eines Lands verwüsten, werden sie vber den Ort hinaußfliehen, wo man an die höchsten Bäum dieses Lands Flädermäuß bindet, als Democritos in Geoponicis ausweiset. So die Flädermäuß vber jhre Gewonheit zu Abend viel vnd stäts fliehen, ist es ein zeichen, daß der nachgehende Tag warm vnd schön sein wirt.

„Die Flädermauß ist ein vnreiner Vogel, nicht allein im jüdischen Gesetz verbotten, sondern auch ein Greuwel anzusehen. Nimb ein Flädermauß, haw jhr den Kopff ab, derre vnd zermahle sie, darvon gib denn so viel als du in dreyen Fingern behalten magst, mit einem Syrup vnd Essig dem Kranken zu trinken. Oder so du siben feiste geköpffte Flädermäuß genommen, vnd wol gereiniget hast, so schütte in einem vergläserten Geschirr Essig darüber, vnd so du das Geschirr wol verstrichen hast, so stell es in einen Ofen, daß es darinn koche, darnach so du das Geschirr widerumb aufgezogen vnd gekältet hast, so zertreibe die Flädermäuß mit den Fingern im Essig, darvon gib dem Krancken alle Tag zwei Quintlein schwer zu trinken. Dann diese Artzney hat man erfahren,

Auicenna von den Artzneyen deß Miltzes lehret. Ein Salb so das Haar hinweg nimbt: Lege viel lebendige Flädermäuß in Bech, laß die darinn verfaulen, vnd schmire einen Ort damit wo du wilt, als Galenus lehret. Zum Podagra: Nimb drey Flädermäuß, vnd koch die in Regenwasser, darnach thu diese stück darzu, zermahlten Leinsamen vier Vntz, drey rohe Eyer, ein Becherlein Oel, Rinderkaat, vnd Wachs, eines jeden vier Vntz. Diß alles zusammengethan, rühre vnder einander, vnd so du denn schlaffen gehen wilt, so leg es etwan dick vber, als Galenus lehret. Für das Gesücht der Hände ist Flädermäußöl dienstlich, welches also bereitet wirt: Nimb zwölff Flädermäuß vnd Safft von dem Kraut Almarmacor oder Marmacor genennt, welches von etlichen für St. Johanneskraut oder Melissen gehalten wird, vnd alt Oel, ana libra s. Osterlucey, Bibergeil, ana drach. iiij. Costi drach. iij. Diß sol gar eingesotten werden, daß kein Safft vom Kraut, sondern allein das Oel verbleibe, als Auicenna lehret. Deß Viehes Krimmen so es im harnen erleidet, wirt mit einer angebundenen Flädermauß gelegt, lehret Plinius. So der Habich den hinfallenden Siechtag hat, so koch Flädermäuß, vnd gib ihm die zu essen, es hilfft. Dem klagenden vnd weinenden Habich wirff eine Flädermauß für zu essen, welcher drei Körnlein von Läußkraut gessen hab, vnd binde jhn an die Stang, däwet ers nicht bald, so wirt er zween Tag weinen, hernach aber wirt er auffhören, als Demetrius Constantinopolitanus zeuget. Wie man diß Thier zur Artzney brauchen sölle schreibet weitleufftig Bucasis. Die Aschen darvon schärpffet das Gesicht, sagt Auicenna. Die Zauberer brauchen dieses Blut mit sampt dem Kraut Strobeldorn genennet, wider Schlangenstich, als Plinius lehret. Jhr Blut aber wirt also gesammlet: Man entköpfft sie vnder den Ohr, da wirt das Blut also warm herfür gerunnen, auffgestrichen, damit es das Haar vertreibe eine Zeitlang, oder daß nicht mehr wachse, so man das offt mit Einreiben aufftreicht, als Arnoldus in dem Buch von den Weiberzierden redt. Man sagt, daß die Jungfrawenbrüst mit diesem Blut bestrichen, eine Zeitlang nicht groß werden. Diß aber ist falsch, als auch das, daß es nemlich kein Haar vnder den üchsen wachsen lasse. Diß Blut hat wohl Krafft, Haar zu vertreiben, aber nicht für sich selbst, vnd allein, wo man nicht hernach Vitriol, oder grossen Bangensaamen darauff spreitet, dann also wirt entweder das Haar gar hinweg genommen, oder es wächst nicht länger dann Gauch. Zu diesem braucht man auch jhr Hirn, welches dann zwiefach ist, nemlich weiß und rot. Etliche thun das Blut vnd die Lebern darzu, als Plinius lehret. Diß Blut streicht man auf die Zittermäler. Das Haar so dich in den Augen jrret reiß auß, vnd bestreich es mit diesem Blut so noch frisch, so wirt dir kein anders darinn wachsen. Diß Blut mit Kreuzbeerstaudensafft vnd Honig angestrichen, schärpffet des Gesicht, dienet auch zum Sternfell in den Augen. Für das Grimmen sol das Blut einer zerissenen Flädermauß dienen, oder so das allein auf den Bauch gestrichen wirt, als Plinius vnd Marcelius außweisen. Auff diß gehört eine Salb, die nicht läßt Haar wachsen: Vermisch diß Hirn mit Weibermilch vnd bestreich den Ort damit. Darzu dienet auch Jgelgall, so man dißes Hirn, mit sampt einem Theil Hundsmilch, darunder vermischt. Schwalmen oder Flädermäußhirn mit Honig, sol den Anfang des Wassers so in das Aug kompt, hindern. So eine Spitzmaus ein Viehe gebissen hat, legt man diese Gallen mit Essig darüber, sagt Plinius. Flädermäußkaat verblendet etwan die Augen, als Arnoldus de Villanoua lehret. Milch oder Harn von der Flädermauß vertreibet den Nagel oder flecken im Aug. Man vermeinet gemeiniglich, dieser Harn sei vergifft, wiewohl ich etliche damit besprengt, keinen Schaden empfangen, gesehen hab. So einer jhr Blut in ein Tuch empfangen, vnd einem Weib vnwissend vnder jhr Haar gelegt, vnd bei jhr schläffet, wird sie zu stund empfahen. Es hat noch andere Gebräuch mehr, die man nicht sagen sol, sagt Kiranides."

Die Anzahl der vorweltlichen Fledermäuse, von denen man Kunde erlangt hat, ist sehr gering. In dem Bernsteine hat man Fledermaushaare und in verschiedenen Steinbrüchen versteinerte Knochenüberreste der Handflügler gefunden. Dagegen kennt man etwa dreihundert sicher unterschiedene Arten lebender Flatterthiere, von denen auf Europa ungefähr fünfunddreißig kommen. Eine außerordentlich große Formverschiedenheit, trotz der Aehnlichkeit im ganzen, macht die Ein-

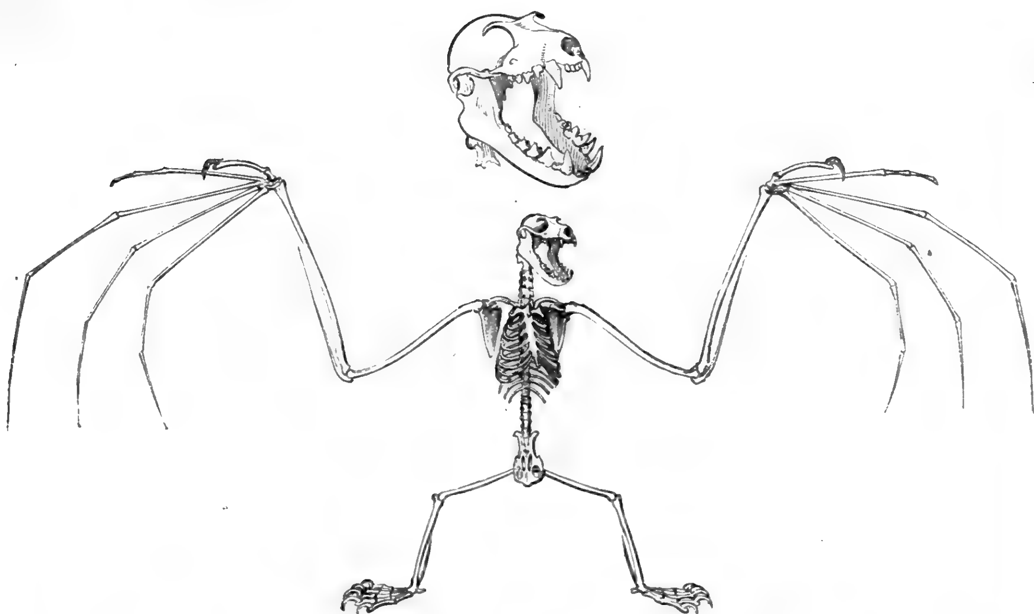
theilung und Bestimmung der Flatterthiere selbst für Forscher sehr schwierig. Uns genügt es, einige der eigenthümlichsten Formen zu betrachten. Wer sich genauer über den Gegenstand unterrichten will, nehme Karl Kochs Buch: „Das Wesentlichste der Chiropteren“ zur Hand: das Lesen dieses vortrefflichen Werkes hat mir einen Genuß bereitet, wie selten ein anderes ähnlicher Richtung.

Die erste Unterabtheilung und Familie wird gebildet durch die Flughunde oder fruchtfressenden Fledermäuse (Pteropina).

Alle zu dieser Gruppe gehörigen Flatterthiere bewohnen ausschließlich die wärmeren Gegenden der alten Welt, namentlich Südasien und seine Inseln, Mittel- und Südafrika, Australien und Oceanien. Ihrer Größe wegen sind sie seit den ältesten Zeiten als wahre Ungeheuer verschrien worden. Sie, die harmlosen und gemüthlichen Thiere, hat man als scheußliche Harpyien und furchtbare Vampire angesehen; unter ihnen suchte man die greulichen Wesen der Einbildung, welche sich auf schlafende Menschen setzen und ihnen das Herzblut aussaugen sollten; in ihnen sah man die zur ewigen Verdammnis verurtheilten Geister Verworfener, welche durch ihren Biß unschuldige Lebende ebenfalls wieder zu Verworfenen verwandeln könnten. Kurz, der blühendste Aberglaube beschäftigte sich mit wahrem Behagen mit diesen Säugethieren, welche weiter nichts verschuldet haben, als etwas eigenthümlich gebildet zu sein, und in ihrer Ordnung einige kleine und eben wegen ihrer geringen Größe ziemlich unschädliche Mitglieder zu besitzen, welche sich des Frevels der Blutaussaugung allerdings schuldig machen.

Die Naturwissenschaft kann die abergläubischen Leute — denn heute noch gibt es gerade genug der Natur vollkommen entfremdete Unwissende, welche in unseren Thieren scheußliche Vampire zu sehen glauben — besser über die fruchtfressenden Fledermäuse oder Flughunde belehren. Sie haben so ziemlich die Fledermausgestalt, aber eine viel bedeutendere Größe und einen gemüthlichen Hunde- oder Fuchskopf, welcher ihnen den Namen Flughunde oder fliegende Füchse verschafft hat. Die Flatterhaut, und deshalb auch die Gliederung der Arme und Beine ist der anderer Fledermäuse ähnlich; außer dem Daumen hat aber noch der Zeigefinger den krallenförmigen Nagel. Der Nase fehlt der Hautansatz, und die Ohren sind niemals mit einer Klappe versehen. Hierdurch kennzeichnen sie sich also leicht von den übrigen Fledermäusen. Das Gebiß besteht aus vier Schneidezähnen oben und unten, einem Eckzahne in jedem und drei bis fünf Backenzähne im oberen, fünf bis sechs Backenzähnen im unteren Kiefer. Alle Backenzähne haben platte Kronen und eine mittlere Längsfurche. Die unteren Schneidezähne fehlen den Mitgliedern einer Sippe.

Die Flughunde bewohnen am liebsten dunkle Waldungen und bedecken bei Tage oft in unzählbarer Menge die Bäume, an deren Aesten sie, Kopf und Leib mit den Flügeln umhüllt, reihenweise sich anhängen. In hohlen Bäumen findet man sie wohl auch, und zwar zuweilen in einer Anzahl von mehreren hundert Stücken. In düsteren Urwäldern fliegen sie manchmal auch bei Tage umher; ihr eigentliches Leben beginnt aber, wie das aller Flatterthiere, erst mit der Dämmerung. Ihr scharfes Gesicht und ihre vortreffliche Spürnase lassen sie die Bäume ausfindig machen, welche gerade saftige und reife Früchte besitzen; zu diesem kommen sie einzeln, sammeln sich bald in große Scharen und sind im Stande, einen solchen Baum vollkommen kahl zu fressen. In Weinbergen erscheinen sie ebenfalls nicht selten in bedeutender Anzahl und richten dann großen Schaden an; denn sie nehmen bloß die reifen und süßen Früchte: die anderen überlassen sie den übrigen Fruchtfressern. Zuweilen unternehmen sie weitere Wanderungen und fliegen dabei von einer Insel auf die andere, manchmal über ziemlich breite Meeresarme weg. Die Früchte saugen sie mehr aus, als sie dieselben fressen; den Faserstoff speien sie aus. Süße und duftige Früchte werden anderen entschieden vorgezogen, und deshalb bilden Bananen, Feigen und dergleichen, ebenso auch wohlschmeckende Beeren, zumal Trauben, ihre Lieblingsnahrung. Wenn sie einmal in



Schädel und Gerippe des Kalong. 1/10 natürl. Größe. (Aus dem Berliner anatomischen Museum.)

einem Fruchtgarten eingefallen sind, fressen sie die ganze Nacht hindurch und verursachen dabei ein Geräusch, daß man sie schon aus weiter Entfernung vernehmen kann. Durch Schüsse und dergleichen lassen sie sich nicht vertreiben; denn so geschreckt fliegen sie höchstens von einem Baume auf den anderen und setzen dort ihre Mahlzeit fort.

Bei Tage sind sie sehr furchtsam und ergreifen die Flucht, sobald sie etwas Verdächtiges bemerken. Ein Raubvogel bringt sie in Aufregung, ein heftiger Donnerschlag geradezu in Verzweiflung. Sie stürzen ohne weiteres von oben zur Erde herab, rennen hier im tollsten Eifer aus einander, klettern an allen erhabenen Gegenständen, selbst an Pferden und Menschen, gewandt in die Höhe, ohne sich beirren zu lassen, hängen sich fest, breiten die Flügel, thun einige Schläge und fliegen dahin, um sich ein anderweitiges Versteck zu suchen. Ihr Flug ist rasch und lebhaft, aber nicht eben hoch; doch treibt sie ihre Furchtsamkeit bei Tage ausnahmsweise in eine Höhe von über hundert Meter empor. Sie können nur von erhabenen Gegenständen, nicht aber von der Erde abfliegen, sind jedoch ganz geschickt auf dieser und laufen wie die Ratten umher, klettern auch vorzüglich an Baumstämmen und Aesten bis in die höchsten Wipfel hinauf. Sie schreien viel, auch wenn sie ruhig an Bäumen hängen, und zwar eigenthümlich knarrend und kreischend, lassen zuweilen auch ein Zischen vernehmen wie Gänse.

Das Weibchen bringt einmal im Jahre ein oder zwei Junge zur Welt, welche sich an der Brust festhalten und von der Mutter längere Zeit umhergetragen, sehr geliebt und sorgfältig rein gehalten werden.

In der Gefangenschaft werden sie nach geraumer Zeit zahm, gewöhnen sich auch einigermaßen an die Personen, welche sie pflegen, zeigen sogar eine gewisse Anhänglichkeit an solche. Sie nehmen ihnen bald das Futter aus der Hand und versuchen weder zu beißen noch zu kratzen. Anders ist es, wenn man sie flügellahm geschossen hat oder sie plötzlich fängt: dann wehren sie sich heftig und beißen ziemlich derb. Man nährt sie in der Gefangenschaft mit gekochtem Reis, allerlei frischen oder getrockneten Früchten, dem Marke des Zuckerrohrs und dergleichen; auch fressen sie dann und wann Kerbthiere. Wenn man ihnen Speisen und Getränke in der hohlen Hand vorhält, gewöhnt

man sie bald daran, diese wie ein Hund zu belecken. Bei Tage sind sie ruhig, obgleich sie zum Fressen sich herbeilassen; abends aber geht ihr Leben an.

Der Nutzen, welchen diese Flatterthiere bringen, kann den von ihnen verursachten Schaden nicht aufheben; doch kommt der letztere in ihrer fruchtreichen Heimat nicht eben sehr in Betracht. Ihr Nutzen ist freilich auch gering. Sie werden gegessen, und man behauptet, daß das Fleisch, trotz seines unangenehmen Bisamgeruches, wohlschmeckend und dem Kaninchen- oder Feldhühnerfleische ähnlich sein soll. Namentlich junge Thiere, welche erst ein Alter von fünf Monaten erreicht haben, werden gerühmt. Selbst ihren Pelz soll man verwenden können.

Es ist anziehend und unterhaltend, die Ansichten verschiedener Völker über diese Thiere kennen zu lernen. Schon Herodot spricht von großen Fledermäusen in Arabien, welche auf der in Sümpfen wachsenden Pflanze Casia sich aufhalten, sehr stark sind und fürchterlich schwirren. Die Leute, welche die Casia sammeln, bedecken ihren ganzen Leib und das Gesicht bis auf die Augen mit Leder, um sie hierdurch von ihren Gesichtern abzuhalten, und können dann erst Ernte halten, „wiewohl Plinius sagt", fügt der alte Geßner hinzu, „daß diß falsch, vnd allein vmb Gewinns willen erdacht sei". Strabo erzählt, daß es in Mesopotamien, in der Nähe des Euphrat, eine ungeheuere Menge Fledermäuse gäbe, welche viel größer wären als an anderen Orten, gefangen und gegessen würden. Der Schwede Köping erwähnt zuerst, daß die Flatterhunde des Nachts in ganzen Herden hervorkämen, sehr viel Palmensaft tränken, davon berauscht würden und dann wie todt auf den Boden fielen. Er selbst habe einen solchen gefangen und an die Wand genagelt; das Thier aber habe die Nägel benagt und sie so rund gemacht, als wenn man sie befeilt hätte. Jeder unkundige Europäer, namentlich die weibliche Hälfte der Menschheit, erblickt in den Flederhunden entsetzliche Vampire und fürchtet sich fast vor den Ungeheuern. Die Hindus dagegen sehen in ihnen heilige Wesen. Als sich Hügel bei Nurpur befand und abends durch die Straßen ging, sah er über sich ein Thier fliegen, schoß mit seiner Doppelflinte nach ihm und erlegte eine Fledermaus von der Größe eines Marders. Augenblicklich rotteten sich die Leute zusammen, erhoben furchtbares Geschrei und wüthendes Geheul und hielten ihm das gellende, kreischende Thier vor. Er sicherte sich dadurch, daß er sich mit dem Rücken an die Wand lehnte und die Flinte vorstreckte, konnte aber den Aufruhr nur durch eine Unwahrheit beschwichtigen, indem er sagte, er habe das Thier für eine Eule gehalten.

*

Die Flughunde im engeren Sinne (Pteropus) haben eine hundeartige Schnauze, ziemlich lange, nackte, zugespitzte Ohren und eine sehr entwickelte Flughaut, welche jedoch zwischen den Schenkeln nur einen schmalen Hautsaum bildet. Der Schwanz fehlt gänzlich. Das Gebiß besteht aus vier Schneidezähnen in jedem Kiefer, jederseits einem Eckzahne, und je fünf Backenzähne in den oberen, sechs Backenzähne in den unteren Kiefern.

Die größte aller bekannten Arten, der Kalong, fliegende Hund oder fliegende Fuchs (Pteropus edulis, P. assamensis, P. javanicus?), klaftert bei 40 Centim. Leibeslänge bis 1,5 Meter. Die Färbung des Rückens ist tief braunschwarz, des Bauches rostigschwarz, des Halses und Kopfes rostiggelbroth, der Flatterhaut braunschwarz.

Der Kalong lebt auf den indischen Inseln, namentlich auf Java, Sumatra, Banda und Timor, wie alle seine Familienglieder entweder in größeren Wäldern oder in Hainen von Fruchtbäumen, welche alle Dörfer Java's umgeben, hier mit Vorliebe die wagerechten Aeste des Kapok (Eriadendron) und des Durian (Durio zibethinus) zu seinem Ruhesitze sich erwählend. Unter Umständen bedeckt er die Aeste so dicht, daß man sie vor Kalongs kaum noch unterscheiden kann. Einzelne Bäume sind buchstäblich mit Hunderten und Tausenden behangen, welche hier, so lange sie ungestört sind, ihren Tagesschlaf halten, gestört aber scharenweise in der Luft umherschwärmen. Gegen Abend setzt die Masse sich in Bewegung, und einer fliegt in einem gewissen Abstande hinter dem

anderen her; doch kommt es auch vor, daß die Schwärme in dichterem Gedränge gemeinschaftlich einem Orte zufliegen. So erzählt Oxley, daß ein Schwarm dieser Thiere mehrere Stunden brauchte, um über das in der Straße von Malakka vor Anker liegende Schiff fortzuziehen. Logan sah die Kalongs zu Millionen in den Mangrovesümpfen am Nordrande der Insel Singapore hängen und abends die Luft durch ihre Menge verdunkeln. „Dichtgedrängte Schwärme“, schreibt mir Haßkarl dagegen, „sah ich nie fliegen, sondern stets nur einzelne, diese aber allerdings in großer Anzahl,



Kalong (Pteropus edulis). 1/3 natürl. Größe.

des Abends bei Batavia meist strandeinwärts sich wendend.“ Unter Bäumen, welche sie eine Zeitlang als Schlafplätze benutzt haben, sammelt sich ihr Koth in Massen an, und sie verbreiten dann einen so heftigen Geruch, daß man sie oft eher mittels der Nase als durch das Auge wahrnimmt.

Ihre Nahrung besteht aus den verschiedensten Früchten, insbesondere mehrerer Feigenarten und der Mango, denen zu Liebe sie massenhaft in die Fruchtgärten auf Java einfallen, hier oft erheblichen Schaden anrichtend. Doch begnügen sie sich keineswegs einzig und allein mit pflanzlicher Nahrung, stellen im Gegentheile auch verschiedenen Kerfen und selbst kleinen Wirbelthieren nach. So hat sie neuerdings Shortt zu seiner Ueberraschung als Fischräuber kennen gelernt. „Als ich“, sagt er, „in Konlieveram mich aufhielt, wurde meine Aufmerksamkeit auf einen Regen-

teich gezogen, welcher einem vor kurzem gefallenen Regenschauer sein Dasein verdankte und buchstäblich mit kleinen Fischchen besäet schien, welche im Wasser spielten und über die Oberfläche desselben emporsprangen. Diese Erscheinung, das plötzliche Auftreten von Fischen in zeitweilig vertrocknenden und dann wieder mit Wasser sich füllenden Regenteichen war nichts neues für mich; meine Aufmerksamkeit wurde vorerst auf eine Anzahl großer, etwas schwerfällig fliegender Vögel gerichtet, welche über dem Wasser rüttelten, mit ihren Füßen dann und wann einen Fisch ergriffen und hierauf mit ihrer Beute sich nach einigen Tamarindenbäumen begaben, um dort sie zu verzehren. Bei genauer Untersuchung fand ich, daß die vermeintlichen Vögel Kalongs waren. Durch die eintretende Dunkelheit des Abends verhindert, konnte ich sie nur kurze Zeit beobachten, kehrte aber am nächsten Abend eine Stunde früher zu dem Teiche zurück und bemerkte dasselbe. Nunmehr forderte ich meinen Gefährten Watson auf, sein Gewehr zu holen und einige der Thiere zu schießen, um mich vollständig zu überzeugen. Watson schoß zwei oder drei von ihnen während sie fischten, und stellte es somit außer allen Zweifel, daß ich es mit Kalongs zu thun hatte. Bei einem späteren Besuche beobachtete ich wiederum dasselbe."

Hier und da werden Kalongs verfolgt, weniger des von ihnen verursachten Schadens halber, als um sie für die Küche zu verwenden. Der Malaie bedient sich zu ihrer Jagd in der Regel des Blasrohres, zielt auf ihre Fittige, den empfindlichsten Theil des Leibes, betäubt sie und bringt sie so in seine Gewalt; der Europäer wendet erfolgreicher das Feuergewehr an. Während des Fluges sind sie ungewöhnlich leicht zu schießen, denn ihre Flügel verlieren augenblicklich das Gleichgewicht, wenn auch nur ein einziger Fingerknochen durch ein Schrotkorn zerschmettert worden ist. Schießt man aber bei Tage auf sie, während sie schlafend an den Aesten hängen, so gerathen sie, wenn sie flüchten wollen, in eine solche Unordnung, daß einer den anderen beirrt und die Getroffenen, welche ihre Flügel dann nicht entfalten können, gewöhnlich so fest an die Zweige sich klammern, daß sie auch, nachdem sie verendet sind, nicht herabfallen. „Ich sah", bemerkt Haßkarl noch, „daß Liebhaber vom Schießen in eine Masse dicht aufeinander und nebeneinander hängender Kalongs feuerten. Es fielen jedoch nur einige herunter, die übrigen flogen, obgleich sie sehr beunruhigt schienen, nicht weg, sondern krochen nur dichter auf- und übereinander, mit ihren langen Flügeln sich festhaltend." Jagor dagegen erzählt, daß eine durch Schüsse gestörte Gesellschaft von Kalongs nur zum Theile auf den Aesten hängen blieb, während andere Scharen in der Luft umherschwirrten. Das Fleisch wird übrigens keineswegs aller Orten und am wenigstens von Europäern gegessen. Wallace hebt als für die Bewohner von Batschian bemerkenswerth hervor, daß sie fast die einzigen Menschen im Archipel seien, welche fliegende Hunde essen. „Diese häßlichen Geschöpfe", sagt er, „werden für eine große Leckerei gehalten, und man stellt ihnen deshalb sehr nach, wenn sie im Anfange des Jahres in großen Flügen auf der Insel erscheinen, um hier Fruchternte zu halten. Sie können dann während ihrer Tagesruhe leicht gefangen oder mit Stöcken heruntergeschlagen werden: man trägt sie oft korbweise nach Hause. Ihre Zubereitung erfordert eine große Sorgfalt, da Haut und Fell einen ranzigen, stark fuchsartigen Geruch haben. Aus diesem Grunde kocht man sie meist mit viel Gewürz und Zuthaten, und so zubereitet schmecken sie in der That vortrefflich, ähnlich wie ein gut gebratener Hase." Gefangene fügen sich rasch in den Verlust ihrer Freiheit, werden auffallend bald zahm und lassen sich auch sehr leicht erhalten. So wählerisch sie in der Freiheit sind, wo sie sich nur die saftigsten Früchte auslesen, so anspruchslos zeigen sie sich in der Gefangenschaft. Hier fressen sie jede Frucht, welche man ihnen bietet, besonders gern aber auch Fleisch.

Roch brachte einen männlichen Kalong lebend nach Frankreich. Er hatte ihn hundert und neun Tage am Bord des Schiffes ernährt, anfangs mit Bananen, später mit eingemachten Früchten, dann mit Reis und schließlich mit frischem Fleische. Einen todten Papagei fraß er mit großer Gier, und als man ihm Rattennester aufsuchte und ihm die Jungen brachte, schien er sehr befriedigt zu sein. Schließlich begnügte er sich mit Reis, Wasser und Zuckerbrod. Bei der Ankunft in Gibraltar



Band I, S. 309.

Flugfuchs.

erhielt er wieder Früchte, und fortan fraß er kein Fleisch mehr. Nachts war er munter und plagte sich sehr, aus dem Käfige zu kommen; am Tage verhielt er sich ruhig und hielt sich wie unsere Fledermäuse an einem Fuße, eingehüllt in seine Flügel, in denen er selbst den Kopf verbarg. Wenn er seines Unraths sich entleeren wollte, hing er, ebenso wie die Fledermäuse, auch mit den Vorderklauen sich auf und brachte seinen Körper so in eine wagerechte Lage. Er gewöhnte sich bald an die Leute, welche ihn pflegten; namentlich seinen Besitzer kannte er vor Allen, ließ sich von ihm berühren und das Fell krauen, ohne zu beißen. Ebenso hatte er sich gegen eine Negerin betragen, welche auf der Insel Moritz seine Pflegerin gewesen war. Ein anderer, jung eingefangener Kalong wurde bald gewöhnt, Jedermann zu liebkosen, leckte die Hand wie ein Hund und war auch ebenso zutraulich.

Um so lächerlicher ist es, wenn Thierbudenbesitzer das harmlose Geschöpf heute noch in der abscheulichsten Weise verleumden. Die „Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen" in der großen „Hauptstadt der Bildung" brachte unter den übrigen wissenschaftlichen Nachrichten noch im Jahre 1858 ihrem Leserkreise die überraschende Nachricht, daß der berüchtigte Vampir oder Blutsauger zum ersten Male lebend in Berlin sei, und daß dieses entsetzliche Thier in der Nacht lebendes Vieh morde und Blut sauge. Die Milch und Semmel, welche in dem Käfige des Ungeheuers aufgestellt war, um ihm als Nahrung zu dienen, wurde bei dieser Anzeige klüglich nicht erwähnt. Das treue Hundegesicht und die große Sanftmuth des Thieres strafte den haarsträubenden Bericht allerdings Lügen, und kennzeichnete diesen unzweifelhaft als einen, wie er aus der Feder solcher Thierbesitzer hervorzugehen pflegt, welche es für nöthig halten, ihre Sehenswürdigkeiten den Leuten in der pomphaftesten Weise anzupreisen. Daß selbst unwissende Menschen noch hartnäckig der Naturwissenschaft entgegentreten, darf uns nicht wundern; um so trauriger aber ist es, daß man heute noch trotz aller wissenschaftlichen Werke und Anstalten, welche wir besitzen, durch so plumpe Lügen sich täuschen oder herbeilocken läßt.

Ein Flughund, welchen ich durch eigene Beobachtung wenn auch nur in Gefangenschaft kennen gelernt habe, der Flugfuchs, wie wir ihn nennen wollen (Pteropus Edwardsi, P. medius, P. leucocephalus), erreicht eine Länge von 28 bis 32 Centim. und klaftert zwischen 1,1 bis 1,25 Meter. Sein spärlich behaartes Gesicht und die nackten Ohren sind schwarz, der Kopf und die Oberseite vom Mittelrücken an dunkelbraun, ein längs der Kehlmitte verlaufender Streifen, Brust und Bauch röthlichhellbraun; ein breites Nackenband, welches sich bis zur Rückenmitte herab verschmälert um die Halsseiten herumzieht, ist gilblichfahlgrau, hinten, oben und unten, d. h. gegen den Kopf und Rücken hin, in Hellbraun übergehend, die Iris dunkelbraun, die Flughaut, wie bei den meisten Arten, schwarzbraun.

Der Flugfuchs verbreitet sich von Ostindien an bis nach Madagaskar, vorausgesetzt, daß der hier vorkommende Flughund wirklich mit dem in Indien lebenden gleichartig ist. Hier wie dort bewohnt er Waldungen, Haine und Gärten oft in zahlloser Menge, auf Ceilon, laut Tennent, sehr häufig alle Küstengegenden der Insel, auf Madagaskar und Mayotte, laut Pollen, nicht minder zahlreich, auf Réunion dagegen nur einzeln, die aus alten Bäumen bestehenden Waldungen des Innern, am liebsten einzeln gelegene Wäldchen oder Baumgruppen in einer gewissen Entfernung von der Küste. Beiden Naturforschern verdanken wir eine eingehende Schilderung des Freilebens dieses lebhaften Thieres.

Wie seine Verwandten hält der Flugfuchs unter allen Umständen in Gesellschaften sich zusammen, und wenn irgend möglich, wählt er alte Bäume zu seiner Tagesruhe. Ein Lieblingsplatz von ihm waren eine Zeitlang die großen Silberwoll- und indischen Raspelbäume des Pflanzengartens von Paradenia in der Nähe von Kandy auf Ceilon, woselbst Tennent sie tagtäglich beobachten konnte. Einige Jahre früher hatten sie hier sich zusammengefunden und waren namentlich im Herbste tagtäglich zu sehen, während sie später, nachdem sie die Früchte der elastischen

Feige aufgezehrt hatten, eine Wanderung antraten. Auf gedachten Bäumen hingen sie in so erstaunlicher Menge, daß starke Aeste durch ihr Gewicht abgebrochen wurden. Jeden Morgen zwischen neun und elf Uhr flogen sie umher, anscheinend zur Uebung, möglicherweise um Fell und Fittige zu sonnen und von dem Morgenthau zu trocknen. Bei dieser Gelegenheit bildeten sie Schwärme, welcher ihrer Dichtigkeit wegen nur mit Mücken oder Bienen zu vergleichen waren. Nach solchem Ausfluge kehrten sie zu den Lieblingsbäumen zurück, hier wie eine Affenherde lärmend und kreischend und stets unter einander hadernd und streitend, weil jeder den schattigsten Platz für sich auszusuchen strebte. Alle Zweige, auf denen sie sich niederlassen, entblättern binnen kurzem infolge ihrer unruhigen Hast, da sie ihre Krallen in rücksichtslosester Weise gebrauchen. Gegen Sonnenuntergang treten sie ihre Raubzüge an und durchfliegen dann wahrscheinlich weite Strecken, weil sie ihrer bedeutenden Anzahl und Gefräßigkeit halber sich nothwendigerweise über ausgedehnte Räume verbreiten müssen. Auch Pollen bemerkt, daß man die Flugfüchse sehr oft während des Tages umherfliegen sähe und zuweilen bemerken könne, wie sie hoch in die Luft sich erhöben, um einem anderen Walde zuzufliegen. Unter solchen Umständen glaubt man einen Flug von Krähen zu sehen, da sie wie diese Vögel nur langsam und ununterbrochenen Flügelschlages dahin ziehen. Gegen Abend sieht man sie nach Art der Fledermäuse längs der Waldungen auf- und abstreichen, besonders gern in der Nähe von solchen, welche die Küste oder Flußufer besäumen. Auf Mayotte sah sie Pollen nach Art der Schwalben und kleinen Fledermäuse hart über der Oberfläche des Wassers dahinfliegen, die Wellen fast mit ihren Fittigen berührend; wahrscheinlich geschah dies, wie ich hinzufügen will, des Fischens halber. Auf Madagaskar nähren sie sich hauptsächlich von wilden Datteln, welche sie, nach den Kothhaufen unter ihren Schlafbäumen zu urtheilen, in außerordentlicher Menge vertilgen müssen. Auf Ceilon fressen sie die Früchte der Guava, der Bananen und mehrerer Feigenarten, zeitweilig auch die Blütenknospen verschiedener Bäume. Außerdem sollen sie, wenn man den Saft der Kokospalme auffängt, herbeikommen, gierig lecken und dabei sich förmlich berauschen — eine Angabe der Eingeborenen, welche nach angestellten Beobachtungen glaublich erscheint. Auch sie fressen aber unzweifelhaft neben pflanzlichen thierische Stoffe, Kerbthiere verschiedener Art, Eier und Junge von kleinen Vögeln, Fische und, nach Versicherung der Singalesen, auch Kriechthiere, da sie die Baumschlange angreifen sollen. Ungeachtet ihrer Geselligkeit wird jeder Flugfuchs, laut Tennent, von den übrigen beim Fressen arg behelligt und hat seine liebe Noth, die glücklich erlangte Beute vor der Zudringlichkeit seiner Genossen zu sichern und einem Orte zuzutragen, woselbst er jene ungestört genießen kann. Bei solchen Streitigkeiten unter einander beißen sie sehr heftig, krallen sich an einander fest, schreien dabei ununterbrochen, bis der Verfolgte endlich einen sicheren Platz erreicht hat. Hier pflegt er an einem Fuße sich aufzuhängen und mit dem anderen die Frucht so zu halten, daß er bequem davon fressen kann. Beim Trinken hängen sie sich an tiefe Aeste über dem Wasser und nehmen die Flüssigkeit lappend wie ein Hund zu sich.

Singalesen und Malgaschen verfolgen auch den Flugfuchs seines Fleisches wegen. Letztere wenden, nach Pollen, eine sehr einfache und sichere Falle an, um sich des beliebten Wildes zu bemächtigen. Auf einem Baume, welchen die Flugfüchse besuchen, befestigen sie an dem höchsten Zweige zwei lange Stangen, welche jederseits mit Rollen versehen sind. Ueber diese führen sie Stricke, welche aufgezogen und niedergelassen werden können, und binden an denselben wie Flaggen Netze an. Sobald nun einer der Flughunde sich an dem Netze anhängt, zieht der Fänger dieses so schnell als möglich auf den Boden herab und gelangt dadurch in den meisten Fällen in den Besitz des Thieres, welches noch keine Zeit fand, sich zu befreien oder nicht loslassen wollte. Sie durch Schüsse zu Boden zu strecken, wenn sie auf Bäumen sitzen, ist keineswegs eine leichte Aufgabe, während sie im Fluge mühelos erlegt werden können. Wenn man mehrere von ihnen tödten will, braucht man nur einen Verwundeten anzubinden, damit er schreit; denn alle, welche sich in der Nachbarschaft befinden, kommen auf das klägliche Kreischen ihres Kameraden herbei, als wollten sie demselben Hülfe

leisten. Das Wildpret gilt nach Ansicht der Eingeborenen und einzelner Europäer, welche den leicht begreiflichen Ekel vor solchen Braten überwunden haben, als ausgezeichnet, namentlich in der Feistzeit unserer Flughunde, während welcher der ganze Leib zuweilen nur ein in Fett eingewickeltes Stück Fleisch zu sein scheint. Die Malgaschen werfen den zum Schmoren bestimmten Flugfuchs einfach auf ein Kohlenfeuer, ohne ihn vorher abzuhäuten, und drehen und wenden ihn so lange, bis er gar geworden ist. Daß ein in dieser Weise zubereiteter Braten gesittete Menschen anekelt, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden; indessen gewöhnt man sich mit der Zeit an alles, zumal wenn das Gebotene dem Geschmacke wirklich zusagt.

Unter allen bekannten Flughunden gelangt diese Art am häufigsten lebend nach Europa, bleibt bei geeigneter Pflege in unseren Käfigen auch geraume Zeit am Leben. Im Jahre 1871 brachte ein Engländer von Indien her mit einem Male fünfzig Paare dieser Thiere auf den Markt, und gab mir Gelegenheit, einige von ihnen zu erwerben und längere Zeit zu beobachten. Ich habe meine Wahrnehmungen zwar bereits veröffentlicht kann jedoch nichts Besseres thun als das Gesagte hier wenigstens theilweise zu wiederholen.

Ueber Tags hängen die Flughunde an einem ihrer Beine sich auf, bald an dem rechten, bald an dem linken, ohne dabei regelmäßig zu wechseln. Das andere Bein wird in schiefer Richtung von oben nach unten oder von hinten nach vorne über den Bauch gelegt, der Kopf auf die Brust herab, im Hängen also heraufgebogen, so daß das Genick den tiefsten Punkt des Körpers bildet und nur die gespitzten Ohren es überragen. Nachdem das Thier diese Stellung eingenommen hat, schlägt es erst den einen Fittig mit halb entfalteter Flatterhaut um den Leib, sodann den zweiten etwas mehr gebreiteten darüber und hüllt dadurch den Kopf bis zur Stirnmitte, den Leib bis auf den Rücken vollkommen ein. Der handartig gebildete Fuß mit seinen großen, starken, bogig gekrümmten, scharfen, spitzigen Zehennägeln findet an jedem Aste oder am Drahte des Gebauers sicheren Anhalt, und die Stellung des hängenden Flughundes erscheint demgemäß, so ungewöhnlich sie dem Unkundigen vorkommen mag, ungezwungen, bequem und natürlich. Die Flughaut schirmt das Auge vor den Sonnenstrahlen und schließt, mit Ausnahme des Gehörs, die edlen Sinneswerkzeuge vollständig von der Außenwelt ab, läßt aber neben den Kopfseiten noch Raum für den zur Athmung erforderlichen Luftstrom und erfüllt somit den Zweck einer Umhüllung besser als jede Decke. Zum Verkehre mit der Außenwelt genügt das Gehör, welches zwar, so weit man von den kurzen, spitzigen und nackthäutigen Ohren folgern darf, an Schärfe dem anderer Flatterthiere bedeutend nachstehen muß, immerhin aber genügend entwickelt sein wird, um jedes störende oder gefahrdrohende Geräusch zum Bewußtsein des Schläfers zu bringen. Der Schlaf währt so lange als die Sonne am Himmel steht, wird aber zeitweilig unterbrochen, um irgend ein wichtiges oder unaufschiebliches Geschäft vorzunehmen. Zu den regelmäßigen Arbeiten gehört das Putzen der Flatterhaut. Es handelt sich dabei nicht allein um Reinigung, sondern, und mehr noch, um Einfetten und Geschmeidigmachen dieses wichtigen Gebildes. Jedes einzelne Feld wird mittels der Schnauzenspitze an allen Theilen gedehnt und ausgeweitet und jede einzelne Talgdrüse dadurch theilweise entleert, die Haut sodann aber innen und außen mit der Zunge beleckt und geglättet. Hierauf pflegt das Thier einen Flügel nach dem anderen zu voller Breite zu entfalten, gleichsam um sich zu überzeugen, daß kein Theil übersehen wurde. Nach vollendeter Arbeit hüllt es sich ein wie vorher. Hat es ein natürliches Bedürfnis zu befriedigen, so entfaltet es beide Flügel, hebt sich durch Schaukeln mit dem Kopfe nach vorn und oben, greift mit beiden Daumenkrallen nach dem Zweige oder Drahte, an welchem es bisher hing, läßt mit dem Fuße los, fällt dadurch mit dem Hintertheile nach unten und kann sich nunmehr entleeren, ohne sich zu beschmutzen oder zu benässen. Unmittelbar darauf greift es mit den Füßen nach oben und nimmt, sobald es sich festgehängt, die frühere Stellung wieder ein. Gegen Sonnenuntergang, meist noch etwas später, erwachen die Flughunde aus ihrem Tagesschlafe, lockern die bis dahin eng umschlossene Umhüllung ein wenig, spitzen und bewegen die Ohren, putzen noch einige Zeitlang an der Flughaut herum und recken und dehnen sich. Humpelnden

Ganges, halb kriechend, halb kletternd, bewegen sie sich vorwärts, mit Daumen und Fußklauen überall nach einem Halte suchend, bis sie in entsprechende Nähe des Futter- und Trinkgefäßes gelangt sind. Am liebsten fressen und trinken sie in ihrer gewöhnlichen Stellung, indem sie eingehängt den Kopf bis zum Futter- oder Trinkgefäße herabstrecken und nun einen Bissen nach dem anderen nehmen oder in der bereits geschilderten Weise trinken. Sie genießen alle Arten von Obst, am liebsten Datteln, Apfelsinen, Kirschen und Birnen, minder gern Aepfel und Pflaumen; gekochter Reis behagt ihnen nicht sonderlich, Milchbrod ebenso wenig, obwohl ihnen beide Nahrungsmittel genügen, wenn andere nicht geboten werden. Sie fassen den Bissen mit dem Maule, kauen ihn aus, lecken dabei behaglich den ausfließenden Saft auf und lassen den Rest, einen großen Theil der Fasern, fallen, fressen überhaupt sehr liederlich und verwerfen mehr als sie genießen. Ist ihnen ein Bissen zu groß, so kommen sie mit der eben freien Hand zu Hülfe; erforderlichenfalls wird auch die Daumenkralle mit zum Halten verwendet. Zu ihren besonderen Genüssen gehört Milch, möglicherweise ihrer Schmackhaftigkeit halber, möglicherweise auch, weil sie das Bedürfnis empfinden, die ihnen doch nur sehr mangelhaft gebotene thierische Nahrung zu ersetzen. Sie trinken täglich ihr Schälchen Milch mit sichtlichem Behagen leer und lassen sich, wenn ihnen diese Leckerei winkt, recht gern ein gewaltsames Erwecken aus ihrem süßesten Schlummer gefallen.

Erst nach wirklich eingetretener Dunkelheit sind sie zu vollem Leben erwacht. Sie haben sich munter gefressen. Ihre dunklen Augen schauen hell ins Weite. Noch einmal werden alle Felder der Flughaut beleckt und geglättet, die Fittige abwechselnd gedehnt, gereckt und wieder zusammengefaltet, die Haare durch Kratzen und Lecken gekrümmt und gesäubert: nunmehr versuchen sie, in ihrem engen Gefängnisse die nöthige Bewegung sich zu verschaffen. Die Fittige bald etwas gehoben, bald wieder fast gänzlich zusammengeschlagen, klettern sie ununterbrochen auf und nieder, kopfoberst, kopfunterst, durchmessen alle Seiten des Käfigs, durchkriechen alle Winkel. Es sieht zum Erbarmen aus, wie sie sich abmühen, irgendwo oder wie die Möglichkeit zu entdecken, ihrer Bewegungslust Genüge zu leisten. Man möchte ihnen auch gern helfen; leider aber ist es nicht möglich, sie so unterzubringen, daß alle ihre Eigenschaften zur Geltung kommen können. Der größte Käfig wäre für sie als flatternde Säugethiere noch viel zu klein, dürfte sie sogar gefährden, weil sie in einigermaßen ausgedehntem Raume zu fliegen versuchen, an den Wänden anstoßen und sich schädigen würden. In einem größeren Raume sind sie übrigens im Stande, von ihrem hochhängenden Käfige aus wirklich zu fliegen. Dies haben mir meine Gefangenen bewiesen, als sie einmal zufällig frei gekommen waren und am anderen Morgen an der Decke des betreffenden Raumes angehängt gefunden wurden. Viel schwieriger wird es ihnen, sich vom Boden oder von der Decke ihres auf dem Boden stehenden Käfigs aus zu erheben. Ein von mir angestellter Versuch, sie beim Fliegen zu beobachten, misglückte gänzlich. Ich ließ ihren Käfig in ein großes Zimmer bringen und die Thüre öffnen. Beide Flughunde waren vollkommen munter, kletterten ununterbrochen in dem Käfige umher, verließen denselben aber nicht. Die geöffnete Thüre schien für sie nicht vorhanden zu sein; daß die Oeffnung ihnen einen Weg zum Entkommen bieten könnte, kam ihnen, weil sie keine darauf bezüglichen Erfahrungen gemacht hatten, nicht in den Sinn. Ein Höhlenthier würde anders gehandelt haben, eine kleine in Häusern lebende Fledermaus sicherlich auch. Wir mußten uns endlich entschließen, sie gewaltsam aus dem Käfige zu nehmen, eine Arbeit, welche uns leichter schien als sie war; denn wir hatten unsere liebe Noth, sie von den Gitterstäben des Käfigs loszulösen und in unsere Gewalt zu bekommen. War es uns wirklich geglückt, ihre beiden Fußhände loszuhaken, so griffen sie mit der Daumenkralle zu und hingen sich so fest, daß man sie, ohne ihnen Schaden zu thun, nicht frei machen konnte; waren glücklich auch die Daumenkrallen gepackt, so schlüpften die Fußhände wieder aus der Hand, oder ein unversehens beigebrachter Biß that seine Wirkung, und alle mühsam eingepackten Beine und Hakenkrallen wurden gleichzeitig frei. Endlich gelang es trotz alles Beißens, sie herauszubringen und auf den Käfig zu setzen. Meine Hoffnung, daß sie von hier aus abfliegen würden, erfüllte sich aber nicht. Sie

kletterten anscheinlich ängstlich an den Außenwänden des Gebauers auf und nieder, schauten verlangend ins Innere, untersuchten die Wände von allen Seiten, verließen sie jedoch nicht. Es wurde nunmehr eine schwache Stange herbeigeholt, in einiger Höhe über dem Boden befestigt und an ihr die Flughunde angehängt. Jetzt entfalteten sie die mächtigen Fittige, ließen die Fußhände los, thaten einige lautklappende Flügelschläge und fielen auf den Boden herab, mit möglichster Eile und doch höchst ungeschickt auf demselben weiter kriechend.

Meine Gefangenen, ein Pärchen, lebten im vollsten Einverständnisse zusammen. Besondere Zärtlichkeiten erwiesen sie sich freilich nicht; Zank und Streit kamen jedoch ebenso wenig vor. Sie fraßen gleichzeitig aus einer Schüssel, tranken gemeinschaftlich aus einer Tasse und hingen friedlich dicht neben einander. Auf Gleichgültigkeit gegen Gesellschaft war dieses schöne Verhältnis nicht zurückzuführen: dazu sind die Flughunde zu leidenschaftlich. So gutmüthig sie zu sein scheinen, so willig sie sich von uns behandeln, berühren, streicheln lassen, so heftig werden sie, wenn Fremde sie muthwillig stören oder necken. Ein höchst ärgerliches Knurren verkündet dann deutlich, wie zornig sie sind. Ihre Leidenschaft äußert sich auch zuweilen ihres Gleichen gegenüber, und es ist immer gefährlich, zwei Flughunde, welche nicht durch eine längere Reise an einander gewöhnt, vielleicht zusammen gefangen genommen worden waren, in einem Gebauer unterzubringen. Selbst die Gatten eines Paares, welche nur zeitweilig getrennt wurden, fallen unter Umständen bei der Wiedervereinigung über einander her, kämpfen wüthend mit einander und verletzen sich so gefährlich, daß einer von ihnen oder beide unterliegen. So fand man zwei seit kurzem zusammengebrachte Flugfüchse des Berliner Thiergartens in wüthendstem, ingrimmigstem Kampfe auf Leben und Tod begriffen. Man trennte die aufs höchste erregten Thiere mit größter Mühe, war aber doch schon zu spät gekommen. Der Besiegte starb an seinen Bißwunden unmittelbar nach der Trennung, der noch vor Ingrimm zitternde und wüthend schnarrende Sieger lag am anderen Morgen todt auf dem Boden seines Käfigs. Die Untersuchung ergab, daß beide Flugfüchse gegenseitig an derselben Stelle, dem Schultergelenke, sich angegriffen hatten. Bei dem zuerst unterliegenden waren Oberarm, Seitenbrust und Achselgegend von Bissen förmlich zerfetzt, die Blutgefäße zerrissen und die Brustmuskeln theilweise abgebissen. Diese wüthenden Kämpfe erklären sich, wenn man bedenkt, daß die Flughunde, welche keine geschlossenen Gesellschaften bilden, mit Fremden nichts zu thun haben wollen und wahrscheinlich jeden Eindringling bekämpfen. Ein erkrankter Genosse wird dem gesunden in wenig Tagen der Trennung ebenso fremd wie jeder neue, den man zu ihm bringt. Geschlechtliche Rücksichten kommen nicht zur Geltung, und der Zweikampf beginnt.

Leider halten sich gefangene Flugfüchse auch bei der besten Pflege nicht allzu lange Zeit. Man kann ihnen alles ersetzen, nur die ihnen so nothwendige Flugbewegung nicht. Infolge dessen bekommen sie früher oder später Geschwüre an verschiedenen Stellen ihrer Fittige und gehen an diesen schließlich zu Grunde. Gleichwohl sollen einzelne Stücke im Londoner Thiergarten mehrere Jahre gelebt und sich fortgepflanzt haben. Auch meine Gefangenen leben nunmehr seit länger als zwei Jahren im Käfige. Ihre Geschwüre an den Flügeln haben wir durch Aetzen mit Höllenstein geheilt; seitdem scheinen sie sich sehr wohl zu befinden.

*

Die Sippe der Nachthunde (Cynonycteris) unterscheidet sich von den eigentlichen Flughunden dadurch, daß ihre Mitglieder einen kurzen Schwanz sowie einen von der Flughaut umhüllten Daumen haben und die Zitzen auf der Brust stehen. Das Gebiß und alle übrigen Merkmale stimmen mit denen der Flughunde überein. Die Sippe verbreitet sich hauptsächlich über Afrika.

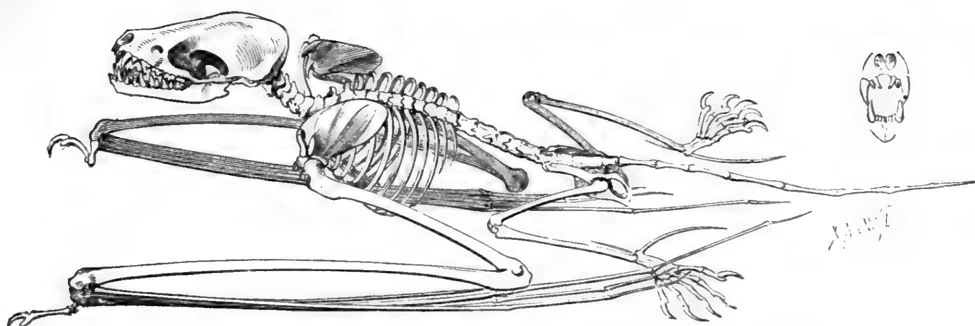
Eine längs des Weißen und Blauen Flusses ausschließlich auf Dulebpalmen hausende Art derselben ist der Palmenflughund (Cynonycteris stramineus, Pteropus stramineus),

ein stattliches Thier von 22 bis 25 Centim. Leibeslänge und gegen 1 Meter Flugweite. „Der massige Kopf“, sagt Heuglin, „mit bulldoggenartig gefalteten Lippen und großen Augen gleicht noch dem eines Hundes; der straffe Pelz ist am Vorderhalse glänzend orangegelb, oben gelblich- oder graulichweiß, unten rußschwarz.“

Dohrn beobachtete, mündlichen Angaben zufolge, diese Art auf den Prinzeninseln; Heuglin fand sie am oberen Weißen Nile auf. Dort erscheinen die Palmenflughunde unmittelbar nach Sonnenuntergang, sobald die Papageien von ihren Plünderungen in den Feldern nach den Gebirgswäldern zurückgekehrt sind, um nun ihrerseits das Tagewerk jener fortzusetzen. In großen Banden bemerkt man sie nicht, vielmehr immer nur in Gesellschaften von sechs bis zwanzig Stücken, welche in langen Reihen hinter einander herfliegen und bloß in der Nähe gewisser Bäume mit weichen Früchten, beispielsweise des Mamao, des Melonenbaumes und Abacate, sich sammeln, hier merklich Schaden anrichtend. Auch am Weißen Flusse leben sie nur in kleinen Gesellschaften und paarweise. Ueber Tags halten sie sich unter den dürren Blätterbüschen der Dulebpalmen verborgen; mit der Dämmerung beginnen sie umherzuschwärmen. „In mondhellen Nächten“, sagt Heuglin, „sind die Palmenflughunde immer wach und in Bewegung, lärmen dabei auch viel durch Aufsitzen an Zweigen und selbst im Fluge bei raschen Wendungen. Ihre Nahrung besteht vorzüglich in Früchten, unter denen sie Feigen allen übrigen vorziehen. Zur Zeit der Reife der Sykomoren beschmutzen sie sich oft Kopf und Hals mit einer dicken gelben Kruste von Saft und Samen. Während der Reife der Dulebpalmenfrüchte halten sie sich fast ausschließlich an diese und fressen sich buchstäblich so in dieselben ein, daß sie mit den schweren Nüssen herabgeschossen werden können. Wir hatten einstmals einen dieser bissigen Burschen lebendig gefangen und setzten ihn in Ermangelung eines Behälters in einen kleinen aus Palmblattstielen gefertigten Bauer, welcher die Nacht über auf einer Packkiste unsern meines Zeltes am Ufer stand. Kaum war es dunkel geworden, als dem Gefangenen die Lust ankam, sich Bewegung zu machen. Quäkend und schreiend arbeitete er in seinem engen Bauer umher und zog durch den Lärm Dutzende seiner Verwandten herbei, welche trotz unseres Schießens die ganze liebe Nacht hindurch kräftig und wüthend gegen den Käfig stießen, wie Raubvögel auf den Uhu, ohne Zweifel in der Absicht ihren Gefährten zu befreien.“

Zu derselben Sippe gehört auch die einzige Art der Familie, welche ich kennen gelernt habe, der Nilflughund (Cynonycteris aegyptiacus, Pteropus aegyptiacus, P. Geoffroyi), welcher sich über ganz Egypten und Nubien verbreitet, und in der Nähe von größeren Sykomorenbeständen regelmäßig vorkommt, auch schon im Delta keineswegs selten ist. In einzelnen Naturgeschichten wird angegeben, daß er bei Tage in den Gewölben der Pyramiden Herberge suche. Dies ist entschieden unwahr: er schläft wie seine Gattungsverwandten auf Bäumen.

Es war uns ein eigenthümlicher Genuß, an den schönen, lauen Sommerabenden Egyptens die Flughunde zu belauschen, wenn sie über die sonst von Niemand benutzten Früchte der Sykomoren herfielen und in den laubigen, schönen Kronen dieser Bäume ihre Abendmahlzeit hielten. Meine Diener, zwei Deutsche, schienen anfangs auch gewillt zu sein, in den Thieren die entsetzlichen Blutsauger zu erblicken, und verfolgten sie zuerst aus Rachegefühlen, später aber wirklich nur aus Freude an der anziehenden Jagd, welche sie oft bis Mitternacht fesselte. Wir erlegten viele und anfangs ohne große Mühe; später aber wurden die Flughunde scheu und kamen stets nur still und gewöhnlich von der entgegengesetzten Seite angeflogen, so daß es sehr schwer hielt, sie in den dunklen Baumkronen wahrzunehmen. Die flügellahm Geschossenen kreischten laut, bissen auch lebhaft und ziemlich empfindlich um sich. Meine Gefangenen starben nach kurzer Zeit; andere Forscher haben dasselbe Thier oft lange lebend erhalten und sehr zahm und zutraulich gemacht. Zelebor z. B. brachte ein Pärchen von ihnen nach Schönbrunn und hatte beide so an sich gewöhnt, daß sie augenblicklich herbeigeflogen kamen, wenn er ihnen eine Dattel vorhielt. Auch von Fremden ließen sie sich streicheln und ihr Fell krauen.



Geripp des Mäuseohrs. Natürl. Größe. (Aus dem Berliner anatomischen Museum.)

Alte ausgewachsene Flughunde dieser Art erreichen etwa 16 Centim. Körperlänge und eine Flugweite von 90 bis 95 Centim. Der kurze, weiche Pelz ist oben lichtgraubraun, unten heller, an den Seiten und Armen blaßgeblich; die Flughäute haben graubraune Färbung.

Von 300 mit Sicherheit unterschiedenen Fledermausarten gehören etwa 195 zu den Glattnasen (Gymnorhina), einer neuerdings in drei Unterfamilien getrennten Abtheilung. Alle hierher gehörigen Flatterthiere stimmen in folgenden Merkmalen überein: die Nase ist einfach, ohne blätterigen Anhang, das Ohr stets mit einem Deckel versehen; die spitzhöckerigen Backenzähne tragen Leisten, welche nach Art eines W verlaufen. Im übrigen ist das Gebiß sehr verschieden und darauf die Eintheilung der Sippen begründet worden. Von Schneidezähnen, welche durchgängig spitzig sind, stehen im Oberkiefer zwei, vier oder sechs, können hier jedoch auch gänzlich fehlen; unten finden sich gewöhnlich vier, seltener sechs, ausnahmsweise nur zwei. Außerdem besteht das Gebiß in stark entwickelten Eckzähnen, oben aus einem bis drei, unten aus zwei bis drei kleinen Lückzähnen und drei Backenzähnen in jeder Reihe, so daß also die Anzahl sämmtlicher Zähne zwischen 28 und 38 wechselt. Das Sporenbein erreicht innerhalb dieser Gruppe seine größte Entwickelung und trägt bisweilen einen seitlichen Hautlappen, dessen Fehlen oder Vorhandensein als Merkmal für die Unterscheidung verschiedener Sippen gilt.

Die Größe der Glattnasen schwankt erheblich: es gibt Arten unter ihnen, welche bei ungefähr 13 Centim. Leibeslänge bis 60 Centim. klaftern, und solche, deren Leibeslänge kaum 3 und deren Flugweite höchstens 18 Centim. beträgt. So viel bis jetzt bekannt, treten die Glattnasen in größter Anzahl in Amerika auf; nächstdem hat man die meisten in Europa gefunden; es unterliegt aber wohl kaum einem Zweifel, daß Asien und Afrika reicher an ihnen sind als unser heimatlicher Erdtheil. Mit Ausnahme der kalten Gürtel verbreiten sie sich über die ganze Erde, steigen auch im Gebirge bis zu beträchtlicher Höhe empor. Ihre Aufenthaltsorte sind die oben angegebenen; doch darf man vielleicht sagen, daß die große Mehrzahl von ihnen Bäume, und zwar das Gezweige und die Rinde derselben ebenso wohl als Löcher in ihnen, Felsenhöhlen vorziehen. Viele Arten leben unter einander in größter Eintracht, andere zählen zu den Einsiedlern, welche höchstens in kleinen Gesellschaften zusammen kommen. Die Nahrung besteht fast ausschließlich in Kerbthieren, dann und wann auch in kleinen Wirbelthieren; namentlich mögen die großen Arten öfter als man glaubt über kleinere Ordnungsgenossen herfallen und sie verzehren. Ob es unter ihnen Arten gibt, welche Früchte fressen, ist zur Zeit noch nicht mit Sicherheit festgestellt. Im allgemeinen darf man wohl sagen, daß gerade die Mitglieder dieser Familie zu den allernützlichsten Säugethieren gehören, und daß an ihnen auch nicht der geringste Makel haftet. Hinsichtlich ihrer Begabung stehen sie den Flughunden nach, sind aber viel bewegungsfähiger als diese. Ihr gewandter Flug zeichnet sich durch jähe und plötzliche

Wendungen aus, so daß es Raubvögeln fast unmöglich wird, sie während desselben zu fangen. Laufend und kletternd bewegen sie sich mit viel Geschick. Unter ihren Sinnen steht wahrscheinlich durchgängig das Gehör obenan, auf dieses folgen wohl das Gesicht und Gefühl, auf sie erst Geruch und Geschmack. Für ihr geistiges Wesen gilt das bereits Gesagte.

Die Unterfamilien oder, wie Andere wollen, Familien heißen Stummelschwänze, Grämler und Gleichschwänzler. Bei ersteren (Brachyura) ist die Wurzel des Daumens von einer besonderen Haut umfaßt und ragt die Schenkelflughaut weit über den Schwanz hinaus, dessen Ende auf der Querseite derselben frei heraussteht; bei den Grämlern (Gymnura) ist der Daumen von einer Haut theilweise umfaßt, die Schenkelflughaut ihrer ganzen Länge nach an den Schwanz angewachsen, welcher weit über die Spitze derselben herausgeht; bei den Gleichschwänzlern (Vespertiliones) endlich hat die Schenkelflughaut ungefähr dieselbe Länge wie der Schwanz, so daß dieser gerade von ihr umschlossen wird oder eben nur mit der äußersten Spitze über sie herausragt. Die Stummelschwänze haben in Europa keinen, die Grämler nur einen einzigen Vertreter, welcher die Mittelmeerländer bewohnt; von den Gleichschwänzlern oder Fledermäusen im engsten Sinne dagegen kennt man 29 unserem Erdtheile angehörige Arten. Aus ihnen wollen wir uns einige zur eingehenderen Besprechung erwählen.

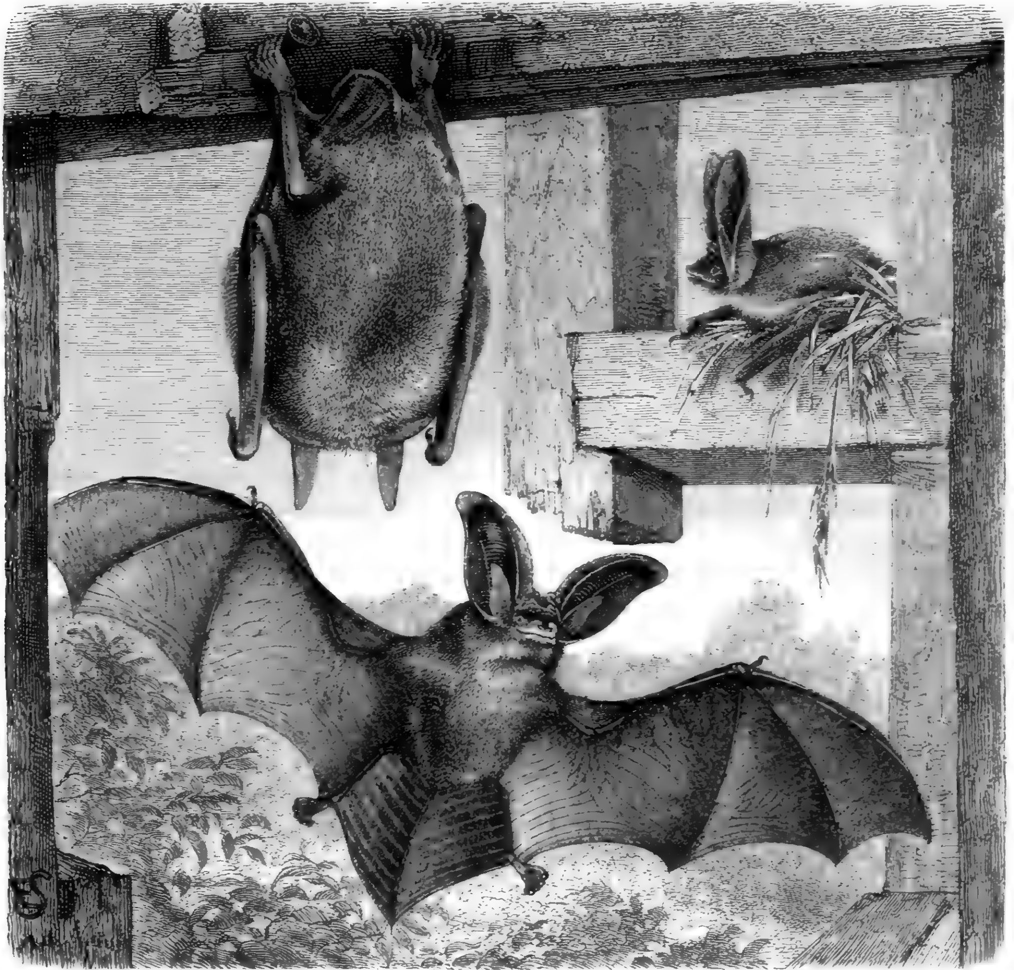
*

Bindeohren (Plecotus) nennt man einige weit verbreitete, in wenigen Arten vorkommende Fledermäuse mittlerer Größe, welche sich durch folgende Merkmale auszeichnen: Die Ohren sind über dem Scheitel mit einander verwachsen; der Ohrdeckel ist lang und nach der Spitze hin verschmälert; die Flügel kennzeichnen sich durch ihre Kürze und Breite, befähigen daher auch nur zu flatterndem und wenig schnellem Fluge; der Schwanz kommt der Rumpflänge etwa gleich; das Sporenbein trägt keinen nach außen vorspringenden seitlichen Hautlappen. In jedem Zwischenkieferaste stehen oben zwei Vorderzähne, im Unterkiefer sechs geschlossene Schneidezähne; hierauf folgen jederseits oben und unten ein starker Eckzahn, im Oberkiefer jederseits zwei einspitzige und hinter denselben drei vielspitzige, im Unterkiefer drei einspitzige und drei vielspitzige Backenzähne, von denen oben einer, unten zwei als Lückzähne angesehen werden müssen. Das Gebiß besteht also aus 36 Zähnen.

Die Ohrenfledermaus, langohrige Fledermaus, das Groß- oder Langohr (Plecotus auritus, Vespertilio auritus, V. cornutus, V. otus, V. brevimanus), erreicht bei einer Flugweite von 24 Centim. eine Länge von nur 8,4 Centim., wovon über 4 Centim. auf den Schwanz gerechnet werden müssen; das Ohr, welches außer allem Verhältnis zur Leibeslänge steht, mißt 3,3 Centim. Lange Haare besetzen das Gesicht bis an den Hinterrand der Nasenlöcher und rings um die Augen; weißliche Barthaare hängen an den Seiten bis über den oberen Lippenrand abwärts; der übrige Pelz ist ziemlich lang, in der Färbung veränderlich, oberseits graubraun, auf der Unterseite etwas heller, bei jungen Thieren dunkler als bei alten. Die einzelnen Haare sind in der Wurzelhälfte schwärzlich, in der Endhälfte heller gefärbt. Alle Flughäute sind dünn und zart, glatt und nur in der nächsten Umgebung des Körpers spärlich und äußerst fein behaart und von lichtgraubrauner Färbung. Das besonders auffallende Ohr, welches der Rumpflänge etwa gleichkommt, hat 22 bis 24 Querfalten und biegt sich in regelmäßiger Rundung nach hinten. Der Ohrdeckel erreicht nicht ganz die Mitte der Ohrlänge, ist nach der Spitze hin verschmälert und merklich nach außen gebogen, und wie das Ohr selbst äußerst zart und dünnhäutig.

Die Ohrenfledermaus findet sich in ganz Europa, mit Ausnahme derjenigen Länder, welche über den 60. Grad nördlicher Breite hinausliegen. Außerdem hat man sie in Nordafrika, Westasien und Ostindien beobachtet. Sie ist nirgends selten, im nördlichen und im mittleren Deutschland sogar eine der gewöhnlichen Arten, lebt aber stets einzeln, nicht in großen Gesellschaften beisammen. Ueberall hält sie sich in nicht allzu großer Entfernung von menschlichen Woh-

nungen auf, schläft im Sommer auch ebenso oft hinter Fensterläden wie in hohlen Bäumen und kommt im Winter ebenso gern in Keller und andere Gewölbe wie in Kalkhöhlen und Stollen. In der Stadt will sie, laut Altum, stets freie, mit Baumwuchs und Gesträuch bestandene Plätze haben und erscheint dem entsprechend fast ausschließlich in Zimmern, welche an Gärten stoßen. In den Berggegenden, am Harz und in den Alpen z. B., geht sie nicht über den Waldgürtel hinauf. Im Sommer sieht man sie an lichten Stellen im Walde, über Waldwege, Baumgärten und Alleen



Ohrenfledermaus (Plecotus auritus). Natürl. Größe.

am häufigsten fliegen. Selten erhebt sie sich in eine Höhe von funfzehn Meter, in der Regel fliegt sie weit niedriger, meist mit etwas flatterndem und nicht eben schnellem Flügelschlage, obgleich sie einiger Mannigfaltigkeit in der Bewegung fähig ist. „Sie flattert“, sagt Altum, „gern um Obstbäume, ähnlich wie nach Nahrung suchende Schwärmer um blütenreiche Stauden, indem sie oftmals, um Spinnen und kleine Motten zu erhaschen, einen Augenblick, wie um sich zu setzen, im Flatterfluge anhält, um gleich darauf ein ähnliches Spiel zu wiederholen.“ Im Fluge krümmt sie gewöhnlich das riesenmäßige, wegen seiner zahlreichen Querfalten leicht bewegliche weiche Ohr nach außen und bogig abwärts, so daß dann bloß die spitzen, langen Ohrdeckel vorwärts in die Höhe stehen. Wenn sie hängt, schlägt sie meist die Ohren unter die Arme zurück. Bei ihrem

Winterschlafe hängt sie, laut Koch, meist frei, seltener in Ritzen eingeklemmt, in der Regel nahe dem Eingange ihrer Herberge sich an, da sie ziemlich viel Kälte zu vertragen scheint. Koch hat sie auf dem Dillenburger Schlosse selbst in Gemäuern gefunden, welche in der Nähe ihrer Anhaftstellen bereits seit Wochen mit dicken Eiszapfen bekleidet waren. Trotzdem zieht sie schon sehr früh, meist bereits im Oktober, in ihre Schlupfwinkel sich zurück und dehnt ihren Winterschlaf bis gegen den März aus. Ende Juni's oder anfangs Juli bringt sie ihre Jungen zur Welt. Die Nahrung besteht wohl nur aus Kerbthieren, welche sie im Fluge fängt und, einer Beobachtung Altums zufolge, vielleicht auch von den Blättern abliest, so sehr dies gegen die sonstige Erfahrung zu streiten scheint.

Wie die meisten übrigen Fledermäuse wird sie von Schmarotzern verschiedener Art arg geplagt, außerdem vom Marder und Iltis, einzelnen Tagraubvögeln und den Eulen, dann und wann auch von Katzen bedroht. Den schleichenden Raubsäugethieren fällt sie namentlich während des Tages, den Eulen nachts bei ihren Ausflügen zum Opfer, da sie von den kleineren gewandten Nachtraubvögeln ohne besondere Mühe im Fluge ergriffen wird.

Die Ohrenfledermaus hält die Gefangenschaft länger als die meisten ihrer Verwandten aus, kann in ihr sogar, obgleich nur bei sorgsamster Pflege, mehrere Monate oder Jahre ausdauern. Wegen dieser Eigenschaft wählt man sie gewöhnlich, wenn man Beobachtungen an gefangenen Fledermäusen überhaupt anstellen will. Man kann sie in gewissem Grade zähmen; denn sie lernt ihren Herrn, wenn auch in beschränktem Maßstabe, kennen. Faber besaß eine mehrere Wochen lang und beobachtete sie sehr genau. Sie war äußerst munter, namentlich in der Abenddämmerung, flog übrigens auch häufig bei Tage, war dagegen in den Mitternachtsstunden ruhig. In der Stube flog sie mit der größten Leichtigkeit anhaltend umher, meist mit stillgehaltenen Flügeln, konnte dieselben jedoch auch im Fluge zusammenziehen und wieder ausbreiten. Wenn sie Gegenständen ausweichen mußte, machte sie einen Bogen, schwirrte hurtig auf dem Boden hin und hob ohne Schwierigkeit sich in die Luft. An den Wänden kletterte sie mit Hülfe des Daumens sehr geschickt auf und nieder. Bei dem geringsten Geräusche bewegte und spitzte sie die Ohren, wie Pferde es thun, oder krümmte sie wie Widderhörner, wenn das Geräusch fortdauerte oder stark war. In der Ruhe legte sie die Ohren stets zurück. Sie drehte oft den Kopf, leckte sich mit der Zunge und witterte mit der Nase. Wie alle Fledermäuse wurde sie viel von Schmarotzern geplagt und kratzte sich oft an der Seite des Kopfes mit den Nägeln. Bei kalter Witterung saß sie still. Sobald die Sonne auf sie schien, wurde sie munter und lief in ihrem Käfige hin und her. Der Geruch, welchen sie von sich gab, war weniger unangenehm als der anderer Arten. Ihre Gefräßigkeit war sehr groß, auch in der Gefangenschaft. Wenn man Stubenfliegen zu ihr setzte, machte sie augenblicklich Jagd darauf; zu einer einzigen ihrer Mahlzeiten bedurfte sie aber sechszig bis siebenzig dieser Kerfe. Sie verdaute fast ebenso schnell wie sie fraß, und füllte, während sie noch mit der Mahlzeit beschäftigt war, den Käfig mit ihrem schwarzen Unrathe. Ihren Raub bemerkte sie nicht durch das Gesicht, sondern vermittels ihres feinen Gehörs und durch den Geruch. Sie wurde, wenn Fliegen in ihrer Nähe sich bewegten, sofort unruhig, ging witternd umher, spitzte und drehte die Ohren, machte Halt vor der Fliege und fuhr dann mit ausgebreiteten Flügeln auf sie los, suchte sie, um sie zu erwischen, unter ihre Flügel zu bringen, und ergriff sie dann mit der nach abwärts gebogenen Schnauze. War es eine sehr große Fliege, so bog sie den Kopf unter die Brust, um sie besser zu fangen. Sie kaute ihre Nahrung leicht und geschwind und leckte sie mit der Zunge hinein. Beine und Flügel, welche sie nicht gern fraß, verstand sie prächtig auszuscheiden. Auf todte Fliegen ging sie nur dann, wenn sie sehr hungrig war; sobald sich aber ihre Beute bewegte, fuhr sie rasch auf dieselbe los. Nach vollbrachter Mahlzeit saß sie ruhig und zog sich zusammen.

Die Ohrenfledermaus ist dieselbe, von welcher ich oben berichtete, daß sie, außer von ihren schmarotzenden Läusen, Spinnenthieren und Milben, auch noch von Blutsaugern ihres eigenen Geschlechts angefallen wird und dann diese aus Rache frißt.

*

Die Gruppe der Nachtschwirrer (Vespertilio), welche neuerdings ebenfalls in mehrere Sippen zerfällt wurde, hat freie, d. h. von einander getrennte, länglichrunde Ohren, mit länglichem, lanzettförmigem Deckel, verhältnismäßig breite und kurze Fittige ohne Sporenlappen, höchstens körperlangen, meist kürzeren Schwanz und ziemlich dichten, oben graubraunen, unten weißlichen, ausnahmsweise dunkleren Pelz. Das Gebiß besteht aus 38 Zähnen, und zwar zwei Vorderzähnen in jedem Oberkiefer, sechs geschlossenen Schneidezähnen im Unterkiefer und oben wie unten jederseits drei einspitzigen und hinter denselben drei vielspitzigen Backenzähnen, unter denen die beiden ersteren als Lückzähne angesehen werden dürfen.

Bei der Untersippe der Mausohren (Myotus) haben die mehr als kopflangen Ohren neun oder zehn Querfalten, sind gegen die Mitte des Außenrandes nicht eingebuchtet und ragen angedrückt über die Schnauzenspitze hinaus. Die Schwanzspitze steht frei aus der Schwanzflughaut vor; die Schwanzflughaut ist am Hinterrande kahl.

Ganz Mitteleuropa von England, Dänemark und dem mittleren Rußland an, den Süden unseres Erdtheils, das nördliche Afrika und den größten Theil Asiens bis zum Himalaya bewohnt das Mäuseohr, die gemeine Fledermaus oder der große Nachtschwirrer (Myotus murinus, Vespertilio myotus, V. und Scotophilus murinus, V. submurinus), die größte unserer einheimischen Fledermäuse, 12 bis 13 Centim. lang, wovon 5,3 Centim. auf den Schwanz zu rechnen und 37 Centim. Klafterweite, oberseits lichtrauchbraun mit roströthlichem Anfluge, unterseits schmutzigweißlich, die einzelnen Haare zweifarbig, an der Wurzel bräunlichschwarz, an der Spitze heller, die verhältnismäßig dünnhäutigen, durchscheinenden Ohren und Flughäute lichtgraubraun, junge Thiere mehr aschgrau gefärbt.

Vom Anfange des März bis in den Oktober wird man das Mäuseohr an geeigneten Orten kaum vermissen und an seinem unbeholfenen, flatternden, meist geradeaus gehenden oder doch nicht in raschen Zickzacklinien sich bewegenden Fluge auch leicht erkennen. Es bewohnt ebenso wohl das Gebirge, in welchem es bis zu 1200 Meter über dem Meere emporsteigt, hält sich über Tags gern unter den Dächern alter, großer und stiller Gebäude, in Schlössern, Kirchen, Rathhäusern, bisweilen auch in altem Mauerwerke oder in ausgedehnten Gewölben, seltener in Gruben und Höhlen auf, hier in zahlreichen Gesellschaften mit Seinesgleichen oft dicht gedrängt in förmlichen Klumpen neben einander hängend, andere Fledermausarten dagegen nicht neben sich duldend, beziehentlich mit räuberischen Gelüsten bedrohend. Auf dem Speicher der Spitalkirche in Wetzlar sind diese Thiere, laut Koch, im Sommer so massenhaft beisammen, daß der Koth fußhoch sich anhäuft, ja daß dieser schon in Wagenladungen als Dünger abgefahren werden konnte. Im Herbste findet man sie nicht mehr vor, und sie kehren erst nachdem die Jungen mit den Alten fliegen dahin zurück. Im Winter suchen die Mäuseohren Gewölbe, Höhlen und Bergwerke zu ihrem Aufenthalte auf. Wo es viele Bergwerke gibt, wie bei Dillenburg, Herborn an der Lahn, in Westfalen 2c., trifft man sie im Winter über das ganze Gebiet verbreitet und daher vereinzelt an, selten daß man ihrer zwei oder drei in einem Klumpen findet, während sie in Gegenden, wo zum Winterschlafe geeignete Stellen seltener sind, sie sich mehr zusammenziehen und Klumpen von dreißig bis fünfzig Stücken und mehr sich gesellen. Während des Winterschlafes ziehen sie sich ziemlich weit in die hinteren Räume der Bergwerke, Höhlen und Gewölbe zurück und hängen sich hier in der Regel frei an, obwohl es ebenfalls vorkommt, daß sich einzelne, gewöhnlich Weibchen, in Ritzen und Spalten einzwängen. Ihre Bissigkeit und Zanksucht vertreibt meist alle kleineren Fledermäuse, mit Ausnahme der Blutsauger; die Schwächlinge haben aber auch allen Grund, sie zu meiden, da sie wie Koch an Gefangenen beobachtete, kleinere Arten durch Beißen tödten und Theile von ihnen auffressen, namentlich besonderen Geschmack an den Flughäuten ihrer Opfer zu finden scheinen.

Gegen Ende des Frühjahres wirft das Weibchen in der Regel ein einziges Junge, in seltenen Fällen deren zwei, schleppt dasselbe anfangs mit großer Zärtlichkeit umher, macht sich aber bald von ihm frei, um so mehr, als die Entwickelung des Jungen außerordentlich rasch vor sich geht und

es schon vor Beginn des Winterschlafes nicht mehr von den Alten unterschieden werden kann. Bei anhaltend mildem Wetter erwachen auch die winterschlafenden Mäuseohren und rühren sich, wagen sich jedoch niemals ins Freie, ebenso wenig als man sie im Sommer bei kaltem, unfreundlichem Wetter fliegen sieht. Selbst bei günstiger Witterung erscheinen sie erst nach eingetretener Dämmerung im Freien.

„Der Breite der Flügelfittige entsprechend", sagt Altum, „ist ihr Flug gemächlich, man kann fast sagen matt, unbeholfen, krähenartig. Mit weitausholendem Schlage rudert sie in gerader Richtung ohne auffallend geschickte scharfwinkelige Wendungen zu machen, über breite, beiderseits von starken Wallhecken begrenzte Fahrwege, in nicht zu schmalen Alleen, auf freien Plätzen in der Stadt, über breite Straßen auf und ab, fünf, sechs bis acht Meter über dem Boden. Sie scheint nie Eile zu haben, während andere ihres Geschlechtes sich vor geschäftiger Hast kaum zu lassen wissen. Das Jagdgebiet, welches sie so abstreicht, scheint etwa fünf Minuten lang zu sein. Draußen habe ich sie nie anders als in der Nähe der Stadt oder unweit ausgedehnter Hofgebäude großer Güter angetroffen. Sogar den Waldrand scheint sie durchaus zu vermeiden, wie ihr ebenso alle kleinlichen Verhältnisse, enge Gäßchen, kleine Winkel, niedriges Gebüsch und Gesträuch zuwider sind. Sie liebt es überhaupt nicht, an Gebäuden, Baumreihen ꝛc. ganz nahe vorbei zu streichen, sondern hält sich fast stets etwas entfernt von ihnen im Freien, schwingt sich demnach auch nicht niedrig über Dächer, schwenkt nicht um eine Ecke, sondern folgt mehr der Mitte der breiten Straßen. Trotz ihres ruhigen, einförmigen Flügelschlages fördert ihr Flug doch ebenso rasch wie der der Zwergfledermaus. Sie scheint von allen das zarteste Gefühl beziehentlich Gehör zu haben und deshalb im Stande zu sein, schon in einer bedeutenderen Entfernung auf ihre Beute geraden Weges loszusteuern, sodaß sie nicht in Verlegenheit kommt, unvermuthet, fast unmittelbar in deren Nähe gelangend, durch plötzliche, jähe Seitenwendungen sie erhaschen zu müssen. Ich habe gesehen, wie sie auf wenigstens drei Meter Entfernung fast unvermerkt nach einem Maikäfer sanft zur Seite abbog; es würde auch sonst unerklärlich sein, wie sie im Stande wäre, eine Menge viel schneller als Maikäfer fliegende Kerbthiere, namentlich Nachtschmetterlinge, welche sie erwiesenermaßen häufig verzehrt, bei ihrem eintönigen Fluge zu erbeuten."

Gefangene Mäuseohren dauern, laut Koch, sehr gut aus, gewöhnen sich sogar an Fleischnahrung, sind aber unangenehme Zimmergenossen und scheinen wohl vertraut, aber nicht leicht zahm werden zu wollen.

*

Die mit Querlinien versehenen kürzeren Ohren, welche angedrückt nicht über die Schnauzenspitze hinausreichen und die, wenn auch nicht regelmäßig vorkommende Behaarung der Schwanzflughaut, welche in der Regel zwar am Hinterrande kahl, ausnahmsweise aber mit einzelnen sehr entfernt stehenden Härchen besetzt ist, unterscheiden die Wasserfledermäuse (Brachyotus) von den Mäuseohren, denen sie sonst, namentlich in der Zusammensetzung des Gebisses, ähneln.

Eine der gemeinsten Arten dieser Gruppe, die Wasserfledermaus oder das Rothkurzohr (Brachyotus Daubentonii, Vespertilio Daubentonii, Schinzii, aedilis, emarginatus, volgensis, Leuconoë Daubentonii) klaftert bei 8,5 Centim. Gesammt- oder 4,7 Leibes- und 3,8 Centim. Schwanzlänge, 23 bis 24 Centim., ist an ihren kurzen Ohren mit länglich schmalem Deckel und dem Fehlen des Sporenlappens leicht von anderen Fledermäusen ähnlicher Größe zu unterscheiden und sieht auf der Oberseite röthlichgraubraun, unten trübweiß aus. Die dünnhäutigen Flughäute und die Ohren sind graubraun, letztere an der Wurzel etwas heller. Das zweifarbige Haar hat an der Wurzel schwarze, an der Spitze lichtgraubraune, unten weiße Färbung.

Wie es scheint, bewohnt die Wasserfledermaus fast ganz Europa und einen Theil Asiens. Man trifft sie in Deutschland, Schweden, Finnland, dem ganzen östlichen Frankreich, Ungarn, Sicilien, Sardinien, dem mittleren Rußland und im Ural an. In Gebirgsgegenden steigt sie

ziemlich hoch empor, am Harz bis etwa 600, in den Alpen bis gegen 1200 Meter über Meer. In wasserreichen Gegenden fehlt sie nirgends, und hier und da tritt sie außerordentlich häufig auf. Sie erscheint im Frühjahre schon im Anfange des März und treibt sich bis Ende Oktobers außerhalb ihrer Winterherberge umher. Zu letzterer wählt sie ebensowohl hohle Baume wie Gewölbe, Gruben, Felsenhöhlen und zerfallende Gebäude über der Erde, sucht sich aber in Kalkhöhlen und alten Stollen mit Vorliebe die hintersten Stellen aus und hängt hier entweder frei oder verkriecht sich in Gesteinwinkeln und Ritzen. Ueberall, wo sie häufig vorkommt, lebt sie gesellig, und nur in wasserarmen Gebirgsgegenden begegnet man ihr einzeln. Bei ihren Jagden kommt sie mit dem



Wasserfledermaus (Brachyotus Daubentonii). Natürl. Größe.

ersten Beginnen der Abenddämmerung zum Vorscheine, eilt ihrem vom Schlafplatze manchmal eine Viertelstunde weit entfernten Jagdgebiete, irgend einem Gewässer, zu und treibt sich nun raschen Flugs über demselben umher. Im Münsterlande ist sie, laut Altum, auf allen nur nicht zu kleinen und nicht mit Schilf und anderen hohen Wasserpflanzen bewachsenen Gewässern, stehenden wie fließenden, eine ganz gewöhnliche Erscheinung; in der Mark, zumal in der Nähe von Berlin, tritt sie in außerordentlicher Anzahl auf und gehört auch hier unbedingt zu den gemeinsten Arten ihrer Ordnung. „Große Hausteiche", sagt Altum, „mit angrenzendem alten, zerfallenen Mauerwerke oder noch besser mit daran stoßenden Baumgärten scheinen ihre Lieblingsreviere zu bilden. Ihr Flug ist keineswegs unbeholfen, vielmehr sehr rasch und gewandt. Flattert sie bei schon vorgerückter Dämmerung über solche Stellen, welche durch das Spiegelbild der angrenzenden, im Schatten stehenden größeren Gegenstände, als Mauerflächen, Baumgruppen, ganz dunkel erscheinen, so hebt sie sich als weißlichgraue wirre Schattengestalt von der dunklen Wasserfläche ab. Sie jagt nach Kerbthieren stets so niedrig über dem Wasser, daß ihr Spiegelbild kaum handbreit von ihr entfernt ist. Befinden sich Brücken über dem Wasser, so überfliegt sie dieselben, um mit ihren Reviertheilen zu wechseln, nur äußerst selten; fast ohne Ausnahme schwirrt sie unten

durch die Bögen der Brücken, selbst dann, wenn dort mit Menschen angefüllte Kähne sich befinden. Sie ähnelt in dieser Hinsicht der Zwergfledermaus, welche auch gern unten durch Thorwege und offene Hallen fliegt, sucht kleinere Stellen, etwa die Winkel zusammenstoßender Gebäude auf der Wasserfläche ebenso emsig ab wie jene den Hofraum, begibt sich nach etwa fünf Minuten zu einer anderen Stelle und kehrt nach einiger Zeit zur ersten zurück." Von ihrem Jagdfluge ermüdet, hängt sie sich zur vorübergehenden Ruhe gern an die Zweige der im Wasser stehenden Bäume und vorspringende Mauerwerke, wo man sie oft reihenweise sitzen sehen kann; sie bethätigt ihre Geselligkeit also auch in dieser Hinsicht.

*

Die Gruppe der **Abendflatterer** (Vesperugo), aus welcher man neuerdings ebenfalls verschiedene Sippen gebildet hat, kennzeichnet sich durch von einander getrennte, vorn abgerundete, verhältnismäßig kurze, dickhäutige, fleischige, dunkelfarbige Ohren mit breiten, abgerundeten, auf der Innenseite ausgeschnittenen, außen winkelig vorspringenden Ohrendeckeln, schlanke, ziemlich lange, dickhäutige Flügel mit Sporenlappen und etwas mehr als leibeslangen Schwanz. Das Gebiß besteht aus 32 bis 34 Zähnen und zwar oben zwei Vorderzähnen in jedem Zwischenkieferaste, unten sechs geschlossenen Schneidezähnen und außer den Eckzähnen oben jederseits einen oder zwei einspitzigen und drei vielspitzigen, im Unterkiefer zwei einspitzigen und drei vielspitzigen Backenzähnen.

Das theilnahmswertheste Mitglied der Sippe der **Bergflatterer** (Meteorus), welche sich durch 32 Zähne und den oben etwas verbreiterten, mit der Spitze nach vorn gerichteten Ohrdeckel kennzeichnet, ist die **Umber-** oder **Wanderfledermaus** (**Meteorus Nilsonii**, Vesperus, Vesperugo und Aristippe Nilsonii, Vespertilio borealis und brachyotus), eine mittelgroße Art von 10 Centim. Leibes-, bei 4,5 Centim. Schwanzlänge und 26 Centim. Flugweite, oberseits dunkelschwarzbraun, unterseits etwas heller, in der Jugend dunkler und unreiner als im Alter gefärbt. Die dickhäutigen Ohren und Flughäute sind dunkelbraunschwarz, die Haare überall zweifarbig, an der Wurzel dunkelschwarzbraun, an der Spitze lichtbraungelblich, unterseits fahlbräunlich. „Die lichten Haarspitzen der Oberseite", sagt **Blasius**, „liegen wie ein lichter Goldreif auf dem schwarzbraunen Grunde und geben dem Pelze ein eigenthümliches Ansehen.

„Diese Art hat eine eigenthümliche Verbreitung. **Nilsson** erhielt sie von den Höhen der skandinavischen Halbinsel und vermuthet, daß sie bis in die Nähe des Polarkreises hinauf vorkomme. Ich habe sie im nördlichen Rußland, wo sie bis in die Nähe des Weißen Meeres vorzudringen scheint, und aus dem mittleren Ural und Altai erhalten; auch ist sie in Petersburg, in Finnland, den Ostseeprovinzen und in Kopenhagen beobachtet worden." **Blasius** meinte, daß die einzigen Standorte in Deutschland der Harz und Ostpreußen seien, und daß unsere Fledermaus im Harzgebirge die Südgrenze ihres Verbreitungsgebietes erreiche; **Kolenati** aber fand sie auch in Mähren und Schlesien, in Oberfranken und anderen Gegenden Bayerns vor, und **Blasius** selbst erhielt sie später aus den Alpen. „Ihre nordische Natur", fährt letzterer fort, „bewahrt sie auch darin, daß sie nur die Höhen, nirgends die Ebenen am Fuße der Gebirge bewohnt. Sie kommt kurz nach Sonnenuntergang zum Vorscheine und fliegt an Waldrändern, lichten Waldstellen, doch auch gern in der Nähe der Häuser und in den Straßen umher und verläßt ihr Jagdrevier erst in der Morgendämmerung wieder, hat große Ausdauer und Gewandtheit im Fluge, bewegt sich rasch und mit leichtem Flügelschlage und stürzt oft mit plötzlichen Wendungen auf ihren Raub los. Keine der einheimischen Arten ist so wenig empfindlich gegen Wind und Wetter." Zu ihrem Winteraufenthalte sucht sie geschützte Winkel und Löcher in Häusern, besonders in Holzgebäuden auf, hängt sich aber, laut **Kolenati**, nicht auf, sondern zwängt sich in Ritzen ein, aus denen nur die Schnauzenspitze hervorragt. Der Winterschlaf scheint fast ununterbrochen zu sein, obwohl sie im Frühjahre mit dem ersten milden Tage wieder zum Vorscheine kommt. Nach den bis jetzt gegen Ende Mai's und anfangs Juni erhaltenen Weibchen muß man schließen, daß sie in der Regel zwei Junge zur Welt bringt.

„Nach dem", schließt Blasius, „was ich über diese Art im Norden von Rußland, wo sie die einzige vorkommende Fledermaus ist, erfahren habe, scheint sie, gleich den Zugvögeln, mit ihrem Aufenthalte für verschiedene Jahreszeiten auf große Entfernungen hin zu wechseln. Daran, daß sie von der Breite der Ostseeprovinzen bis in die Nähe des Weißen Meeres ziemlich überall verbreitet ist, scheint man nicht zu zweifeln; doch sieht man sie im Frühjahre und zu Anfange des Sommers nirgends in den nördlichen Gegenden ihres Verbreitungsbezirkes. Darin stimmen die Aussagen der Nordrussen und meine eigenen Beobachtungen vollkommen überein. Ich habe im Norden von Rußland manche Nacht im Freien zugebracht und nie eine Fledermaus gesehen, obwohl mir aus denselben Gegenden im Spätsommer gefangene Thiere zugeschickt wurden. Erst im August, mit dem Eintritt der längeren, dunkleren Nächte, wird sie in den nördlichen Breiten sichtbar. Es scheint als ob die tageshellen kurzen Juni- und Julinächte einen früheren Aufenthalt im Norden nicht zuließen, dagegen diese Thiere theilweise in der zweiten Hälfte des Sommers, nachdem die Jungen hinreichend erwachsen sind, wandernd an die Nordgrenze ihrer Verbreitung hinaufziehen. Daß dabei Länderstrecken von zehn Breitengraden durchzogen werden, scheint klar zu sein. Außer dem Renthiere, das fast dieselben nördlichen Gegenden bewohnt, ist kein Säugethier bekannt, welches regelmäßig jährlich so große Strecken durchwandert."

*

Buschsegler oder Zwergfledermäuse (Nannugo) nennt man die kleinsten Mitglieder der Familie. Sie bilden eine weit über die Erde verbreitete, in zahlreichen, noch wenig bekannten Arten vorkommende Gruppe und kennzeichnen sich durch das Gebiß, schlanken Flügelbau, welcher schnelle und mannigfaltige Flugbewegungen und große Ausdauer zuläßt, sowie durch Eigenheiten des Ohrbaues. Das Gebiß besteht wie bei anderen Verwandten aus vier durch eine Lücke getrennten Schneidezähnen im Oberkiefer, sechs Vorderzähnen im Unterkiefer, einem Eckzahne, einem Lück- und vier Backenzähnen in jedem Kiefer oben und unten, so daß es also aus 34 Zähnen zusammengesetzt wird. Der Ohrendeckel ist nach oben verschmälert, mit der Spitze nach innen gerichtet und erreicht seine größte Breite unter der Mitte. Der Schwanz wird von der Flughaut umschlossen.

Das kleinste Mitglied der Gruppe, das kleinste europäische Flatterthier überhaupt, ist die Zwergfledermaus (Nannugo pipistrellus, Vespertilio pipistrellus, pygmaeus und nigricans, Vesperugo pipistrellus). Ihre Gesammtlänge beträgt nur 6,7 Centim., wovon der Schwanz 3,1 Centim. wegnimmt; die Fittige klaftern 17 bis 18 Centim. Der in der Färbung wechselnde Pelz ist oben gelblichrostbraun, auf der Unterseite mehr gelblichbraun, das zweifarbige Haar an der Wurzel dunkler, an der Spitze fahlbräunlich. Die dickhäutigen Ohr- und Flughäute haben dunkelbraunschwarze Färbung.

Die Zwergfledermaus bewohnt fast ganz Europa und den größten Theil von Nord- und Mittelasien; ihr Verbreitungsgebiet reicht von Skandinavien und Spanien bis Japan. In Rußland und Skandinavien findet man sie, laut Blasius, noch gegen den 60. Grad nördlicher Breite. In England, Frankreich, Deutschland, Ungarn, Spanien, Sicilien und Griechenland scheint sie nirgends zu fehlen, am häufigsten aber doch in Mitteleuropa, insbesondere in Deutschland aufzutreten, da sie hier als die gemeinste Art betrachtet wird. In Berggegenden steigt sie bis zur oberen Grenze des Waldgürtels, in den Alpen etwa 2000 Meter Gebirgshöhe empor. Selbst auf vielen, dem Festlande benachbarten Inseln fehlt sie nicht. In Deutschland gibt es keine Stadt, kein Dorf, ja fast kein Hofgut, auf welchem man sie nicht anträfe, falls man einmal ihre meist sehr verborgenen Aufenthaltsorte kennen gelernt hat. Während der Tagesruhe findet man sie in verschiedenen Schlupfwinkeln unter Dächern, in Mauer- und Balkenritzen, Gewölben, in Baumlöchern, unter der Rinde alter Bäume oder unter Holzgetäfel, Bildern ꝛc., selbst in den Aesten dichtbelaubter Bäume, Epheuranken und an ähnlichen Orten. Im Schlosse zu Weilburg sitzt sie, laut Koch, immer

in den gläsernen Laternen der Gänge, entweder einzeln oder in Gruppen; in alten Eichen kriecht sie zuweilen in die Bohrlöcher der Hirschkäfer, Larven und großen Bockkäfer: kurz jede ihr irgendwie zuflucht gewährende Stelle wird von ihr ausgenutzt. Für den Winter wie zur sommerlichen Ruhe sucht sie sich ähnliche Oertlichkeiten, zeigt sich auch hierbei nicht gerade wählerisch, da sie besser als alle übrigen Verwandten der Unbill der Witterung widersteht. Später als sämmtliche deutsche Fledermäuse zieht sie sich in ihre Schlupfwinkel zurück, und früher als jede verwandte Art erscheint sie wieder im Freien, verläßt ihre Schlafstätten sogar sehr oft im Winter und treibt sich jagend nicht allein in geschützten Räumen, sondern auch im Freien umher. Unter allen Umständen gesellig, schart sie sich während des Winterschlafes oft zu mehreren Hunderten bis Tausenden, welche große Klumpen bilden, vereinigt sich auch wohl mit Verwandten, gleichviel ob diese ebenso stark oder stärker als sie sind.

Je nach der Jahreszeit kommt die Zwergfledermaus früher oder später in ihrem Jagdgebiete zum Vorscheine. Altum hat hierüber ausführliche Beobachtungen angestellt und versichert, daß ihre Pünktlichkeit im Erscheinen den Fluganfang bei gleich günstiger Witterung fast nach Minuten bestimmen läßt. An heiteren, hellen, mehr oder minder gleichmäßig warmen Abenden beginnt der Flug unserer Fledermaus

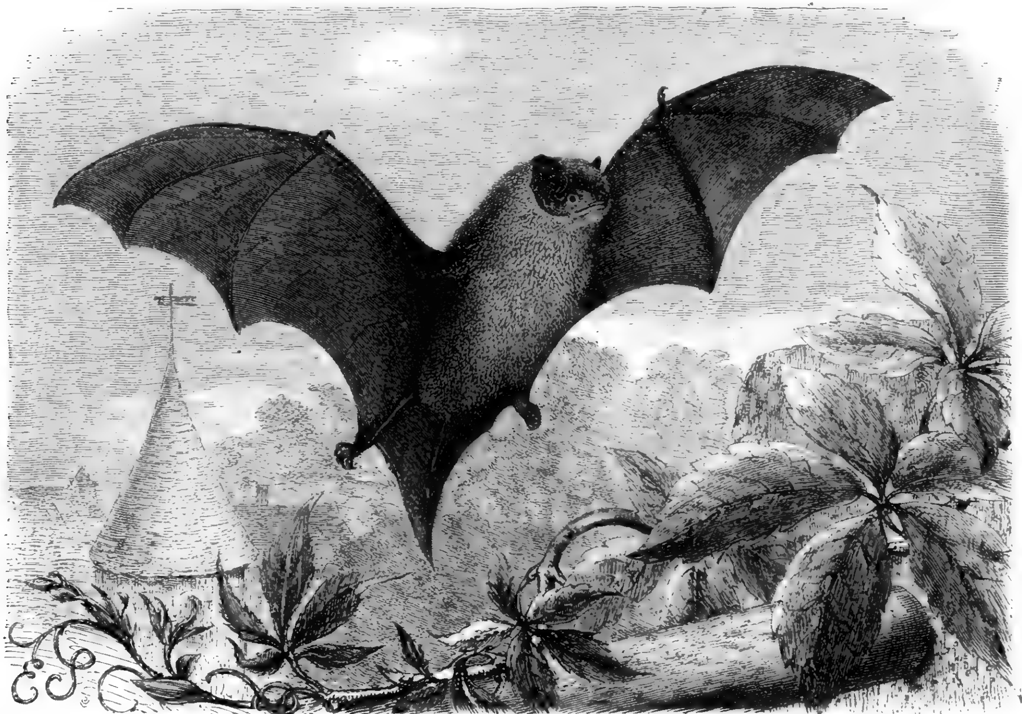
am	20. Januar	um	4	Uhr	30	Minuten		am	11. Juli	um	9	Uhr	15	Minuten
=	20. Februar	=	5	=	15	=		=	20. =	=	8	=	45	=
=	3. März	=	5	=	45	=		=	15. August	=	8	=	—	=
=	23. =	=	6	=	30	=		=	2. September	=	7	=	25	=
=	17. April	=	7	=	20	=		=	20. =	=	6	=	45	=
=	29. Mai	=	8	=	25	=		=	10. Oktober	=	6	=	—	=
=	6. Juni	=	8	=	35	=		=	1. November	=	5	=	—	=
=	25. =	=	9	=	25	=		=	22. =	=	4	=	25	=

„Es ist selbstredend", bemerkt der Beobachter hierzu, „daß die Witterung wohl nur selten an den Abenden in den verschiedenen Jahreszeiten ganz gleichmäßig ist, ebenso, daß ich nicht behaupten kann, stets die ersterwachte Fledermaus gesehen zu haben. Im allgemeinen sind jedoch meine Angaben, welche ich mit der Uhr in der Hand an Ort und Stelle niedergeschrieben habe, richtig, die meisten genau."

Der Flug der Zwergfledermaus zeichnet sich durch große Gewandtheit aus, erscheint jedoch der geringen Größe des Thieres entsprechend, wie Altum passend sich ausdrückt, kleinlich behend. Die Höhe ihres Fluges ist nach Angabe dieses Beobachters sehr verschieden. Sie jagt vorübergehend niedrig über dem Wasserspiegel kleiner Teiche umher, huscht häufiger zwischen den Stämmen von Baumgruppen hindurch und flattert, namentlich an heiteren Abenden, in einer Höhe von 15 bis 20 Meter. In der Stadt, wo sie sehr zahlreich auftritt, hält sie weit die Höhe des zweiten Stockwerkes inne. Auf den Straßen fliegt sie nicht eine größere Strecke in der Mitte derselben, sondern vorzugsweise nahe bei den Gebäuden auf und nieder, schwirrt aber nicht über die höheren Dächer hinweg. Auf dem Lande ist sie bei jedem Gehöfte oder doch nicht weit von demselben entfernt anzutreffen. Auf den Hofräumen der Landgüter treibt sie sich stets umher, die Winkel und Ecken der Gebäude, Innenräume der offenen Böden und Stallungen planmäßig absuchend. Gern auch fliegt sie in offene, erleuchtete Zimmer, und unter Umständen können binnen wenigen Minuten hier zwanzig bis dreißig Stück sich sammeln. „Vielleicht", sagt Altum, „ist es Zufall, daß sie diesen Zimmern Besuche in Masse, zuweilen an denselben Abenden an verschiedenen Stellen macht. Eines Tages wurde mir von drei Stellen mitgetheilt, daß am vorhergehenden Abende eine große Menge Zwergfledermäuse plötzlich das erleuchtete Zimmer belebt hätten." Niemals aber begibt sie sich in niedrige und kleine Stuben, sondern stets nur in größere Säle und dergleichen. Dagegen vermeidet sie baumlose, freie Plätze oder zieht doch nur vorübergehend über diese weg.

Die Fortpflanzung fällt in die ersten Monate; bisweilen begatten sich die Zwergfledermäuse schon im Monat Februar, unter ungünstigen Umständen spätestens in der ersten Hälfte des März.

Die Begattung, welche Koch an Gefangenen beobachtete, geschieht in der oben geschilderten Weise unter merklicher Theilnahmlosigkeit der sonst gegenwärtigen Männchen. Im Mai bringen sie zwei, seltener nur ein einziges Junges zur Welt; Ende Juni's oder im Juni sieht man die schon wohl entwickelten Kinderchen vereint mit ihren Müttern fliegen und kann sie, auch abgesehen von der Größe, noch sehr wohl von den Alten unterscheiden. Während diese sich in den mannigfaltigsten, gewandtesten Wendungen regen, flattern die Jungen, laut Altum, mit schnurrendem, rauschendem, aber wenig förderndem Flügelschlage in mehr oder weniger gerader Richtung fort, so daß ihr Flug eine auffallende Aehnlichkeit mit dem eines Tagschmetterlings erhält.



Zwergfledermaus (Nannugo pipistrellus). Natürl. Größe.

Zwergfledermäuse lassen sich bis zu einem gewissen Grade zähmen, halten wenigstens in der Gefangenschaft ziemlich gut aus, nehmen Milch an, fangen die ihnen vorgeworfenen lebenden Kerbthiere und finden sich nach und nach darein, auch getödtete, und selbst rohes und gekochtes Fleisch zu genießen. „Wir haben", erzählt Koch, „einmal eine große Anzahl ziemlich am Ende des Winterschlafes in einen besonders dazu hergerichteten Behälter gesetzt und auf die angegebene Weise gefüttert. Im Anfange war die Sterblichkeit unter ihnen sehr groß; diejenigen aber, welche die erste Zeit überlebt hatten, hielten später lange und gut aus, bis wir unseren Zweck erreicht hatten und sie wieder in Freiheit setzen konnten. In diesem Behälter hatten wir eine Zwischenwand von engem Drahtgeflechte angebracht, um die Geschlechter getrennt zu halten. Diese wurde zur Zeit, in welcher wir die Thiere durch einen hellen Glasdeckel beobachteten, gehoben, danach wieder niedergelassen und die Geschlechter von neuem getrennt. Es währte über drei Wochen, ehe es uns gelang, eine Begattung wahrzunehmen. Endlich beobachteten wir sie bei zwei verschiedenen Paaren an zwei aufeinander folgenden Abenden. Die begatteten Weibchen trennten wir von der übrigen Gesellschaft, um den weiteren Verlauf der Tragzeit zu beobachten; beide aber starben leider schon nach wenigen Tagen."

Mehr als andere Flatterthiere wird die Zwergfledermaus von allerlei Feinden bedroht. Man findet ihre Schädelreste in den Gewöllen verschiedener Tag- und Raubvögel, und nach Koch ist es namentlich der Thurmfalke, welcher ihr nachstellt und sie jeder anderen Nahrung vorzuziehen scheint. Auch Marder, Iltis und beide Wiesel nehmen gar manche weg, und selbst die Mäuse arbeiten sich im Winter zu den Aufenthaltsorten unserer Flatterthiere durch, überfallen sie und fressen sie auf. Der „schrecklichste der Schrecken" für das in hohem Grade nützliche Thier, welches in unmittelbarer Nähe unserer Wohnungen unter den so schädlichen Motten, den Stechfliegen und anderen lästigen Kerfen aufräumt, ist leider „der Mensch in seinem Wahn", der ungebildete, rohe, theilnahmlose Nichtkenner seiner besten Freunde, welcher aus Unverstand und Muthwillen die niedlichen, harmlosen und wohlthätigen Geschöpfe oft zu Hunderten freventlich umbringt.

*

Von den Buschseglern unterscheiden sich die **Waldfledermäuse** oder **Waldsegler** (Panugo) nur durch untergeordnete Merkmale, weshalb viele Naturforscher die einen wie die anderen in eine Sippe vereinigen. Das Gebiß beider stimmt vollkommen überein; der Ohrdeckel der Waldfledermäuse aber ist nach oben erweitert und erreicht seine größte Breite über der Mitte. Die Flughäute sind unterseits längs des ganzen Armes und um die Wurzel des fünften Fingers dicht behaart, während bei den Zwergfledermäusen nur in der Nähe des Rumpfes eine schwache Behaarung sich zeigt.

Als Vertreter dieser Sippe oder Untersippe gilt der **Abendsegler** oder die früh fliegende Fledermaus (Panugo noctula, Vesperugo noctula, Vespertilio noctula, proterus, lasiopterus, ferrugineus, macuanus), eine der größten europäischen Arten von 11 Centim. Leibeslänge, wovon fast 4 Centim. auf den Schwanz zu rechnen sind, und 37 Centim. Flugweite, oben und unten mit einfarbigen, gleichmäßig röthlichbraunen, in der Jugend trüben Haaren bekleidet, auf den dickhäutigen Ohren und Flughäuten dunkelschwärzlichbraun gefärbt.

Der Abendsegler kommt von Norddeutschland und England an in ganz Europa vor, findet sich selbst im nordöstlichen, ja sogar im südlichen Asien, verbreitet sich also über einen großen Theil der alten Welt, liebt aber mehr das Flachland und weite Thäler als bergige, hochgelegene Gegenden und tritt deshalb innerhalb seines Verbreitungsgebietes nur stellenweise in größerer Häufigkeit auf. Zur vorübergehenden Tagesruhe verbirgt er sich, laut Koch, am liebsten in Baumritzen, Spechtlöchern, Ställen, nicht betretenen Waldhäuschen und kleinen Schlupfwinkeln, welche man, wenn sie im Inneren hohler Bäume liegen, daran erkennt, daß der Eingang glatt und fettig ist und einen eigenthümlich unangenehmen Geruch bemerkbar werden läßt. Aehnliche Aufenthaltsorte wählen unsere Fledermäuse auch zu ihrem Winterschlafe, ziehen sich jedoch zu dieser Zeit ebenso nach Gebäuden, namentlich Kirchenböden, alten, unbewohnten Schlössern und dergleichen Orten zurück, wo sie dann, oft zu Hunderten in dicken Klumpen, dachziegelartig auf einander hängen, falls sie nicht eine wirkliche Wanderschaft antreten. Kolenati beobachtete, daß die Abendsegler an der Donau zu Tausenden westwärts zogen, und Koch fügt dem hinzu, daß in den gebirgigen Theilen Süddeutschlands sie im Herbste zu verschwinden und erst gegen die Mitte des Sommers dahin zurückzukommen pflegen. „Im Winter haben wir den Abendsegler niemals beobachtet, obgleich wir seit Jahren uns genau mit Hülfe der Köhler und Holzsteller nach ihnen umgesehen haben, während im Juli und August diese an ihrem Fluge leicht kenntliche Fledermaus in den gleichen Gegenden eine seltene Erscheinung ist." An anderen Orten Deutschlands aber und selbst im Norden hat man sie während des Winters gefunden. Sie schart sich um diese Zeit mehr oder weniger massenhaft zusammen, vereinigt sich auch mit verwandten Arten, obwohl gerade sie keineswegs verträglich ist. Der Winterschlaf beginnt ziemlich früh und dauert ununterbrochen fort bis spät in das Frühjahr, welche Erscheinung mit ihrem gegen Kälte und rauhe Witterung sonst so unempfindlichen Wesen in einem gewissen Widerspruche steht. Auch die Fortpflanzung fällt in die späteren

Frühlingsmonate; die beiden Jungen, welche das Weibchen wirft, lassen daher auch noch bei Beginn des Winterschlafes leicht von den Alten sich unterscheiden.

Unter allen einheimischen Fledermäusen ist die Abendfledermaus die kräftigste; sie fliegt am höchsten und kommt abends am ersten zum Vorscheine. Nicht selten sieht man sie schon einige Stunden vor Sonnenuntergang und, falls man so sagen darf, oft genug im Kampfe mit Raubvögeln. Durch ihre schnellen Wendungen weiß sie aber fast allen Angriffen sehr geschickt zu entgehen; nicht einmal der behende Baumfalke (Falco subbuteo), welcher doch sogar die Schwalben fängt,



Abendsegler (Panugo noctula). Natürl. Größe.

vermag ihr beizukommen. Man darf unter allen Fledermäusen sie die gewandteste nennen. „Mit raschen, fast zitternden Flügelschlägen", sagt Altum, „umschwirrt sie fast unheimlich schnell die höchsten Baumwipfel, bald hierhin, bald dorthin sich schwenkend, bald in größeren Zickzacklinien ein Kerbthier verfolgend, bald ohne Flügelschlag mehrere Fuß weit fortschießend, bald wie im Gaukelspiel gleichfalls um einige Fuß sich herabstürzend, um sofort wieder mit dem augenblicklich unterbrochenen Fluge fortzufahren." Ihre Nahrung besteht in den verschiedensten Kerbthieren aller Art, und auch sie zählt zu den nützlichsten unserer Säugethiere. Von Feinden wird sie weniger heimgesucht als ihre Verwandten; doch fand man im Gewölle der Schleiereule auch ihren Schädel vor. Verderblicher als lebendes Gethier wird ihr der Winter: Altum versichert, daß er sie häufiger als alle anderen Arten erfroren gefunden habe.

Gewissermaßen ein Uebergangsglied von den Glatt- zu den Blattnasen bilden die **Breitohren** (Synotus), kaum weniger absonderlich aussehende Geschöpfe, als die Blattnasen es sind. Die über dem Scheitel mit einander verwachsenen Ohren verleihen dem Gesichte einen eigenthümlichen Ausdruck. Ihre Außenränder erstrecken sich über den ganzen Mundwinkel hinaus nach

vorne vor und enden zwischen Auge und Oberlippe; der Innenrand ist ziemlich gleichmäßig gerundet und von der Mitte an etwas stärker nach außen gebogen, der Außenrand tief ausgebaucht, der fast gerade Ohrdeckel von der Wurzel an stark verschmälert und im Grunde des Außenrandes mit deutlich vorspringenden Zähnen versehen. Die Flügel kennzeichnen sich durch ihre Schlankheit und Länge; das Sporenbein an der Ferse des Hinterfußes trägt einen abgerundeten, nach außen vorspringenden Hautlappen. Der Schwanz ist etwas länger als der Leib. Im Gebiß finden sich 34 Zähne und zwar in jedem Kieferaste des Oberkiefers zwei durch eine Lücke getrennte Vorderzähne, im Unterkiefer sechs geschlossene Schneidezähne, außerdem in jedem einzelnen Kiefer hinter den starken Eckzähnen zwei einspitzige und drei vielspitzige Backenzähne oder ein Lückzahn und vier Backenzähne.

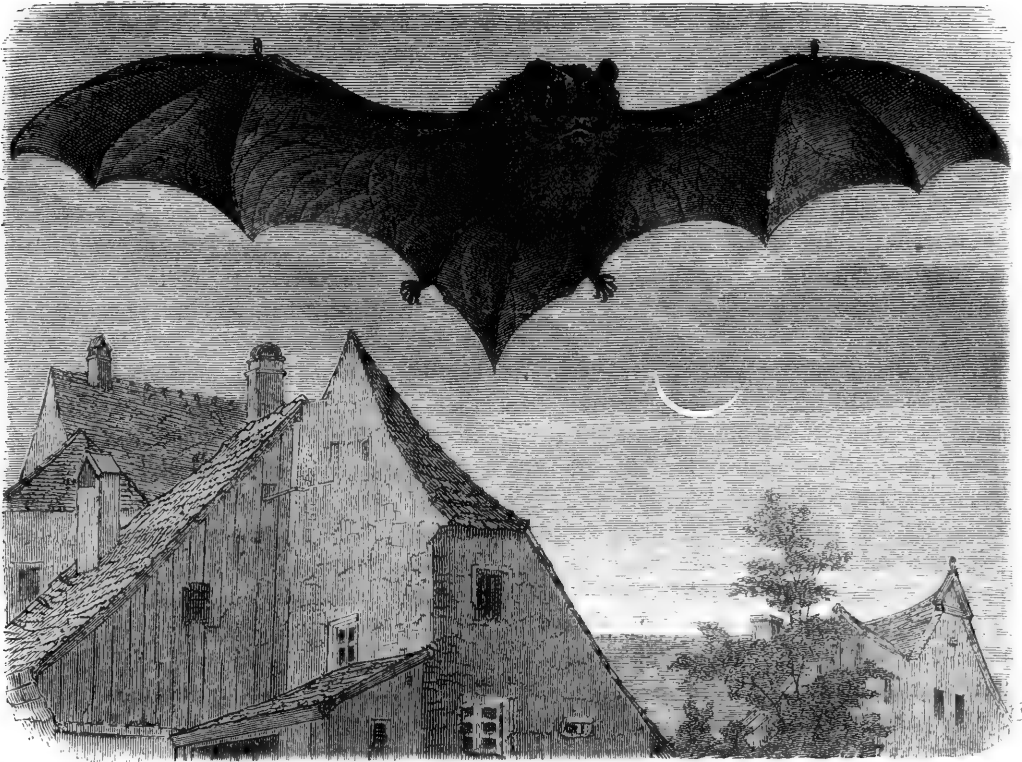
Die Mopsfledermaus (Synotus barbastellus, Vespertilio barbastellus, Barbastellus communis, Daubentonii) ist 9 Centim., ihr Schwanz 5 Centim. lang und klaftert 26 Centim. Die Oberseite des Pelzes hat dunkelschwarzbraune, die Unterseite etwas hellergraubraune, das einzelne Haar an der Wurzel schwarze, an der Spitze fahlbraune Färbung, die dickhäutigen Flughäute und Ohren sehen schwarzbraun aus.

Man kennt die Mopsfledermaus, laut Blasius, aus England, Frankreich, Italien, Deutschland, Schweden und der Krim. „Auch habe ich sie“, sagt unser Gewährsmann, „in Ungarn und im mittleren Rußland beobachtet und an den Alpen an verschiedenen Punkten bis zu den letzten Sennhütten hinauf angetroffen. So kommt sie am St. Gotthardt, im Oetz- und Fassathale, in den Tauern und Jurischen Alpen vor; auch im Harz ist sie bis zu den höchsten bewohnten Punkten nicht selten.“ Nach Koch liebt sie besonders Gebirgsgegenden und sehr waldreiche Orte, tritt aber niemals gesellig auf und hängt sich auch während des Winterschlafes nur ausnahmsweise zu zweien oder dreien zusammen, obgleich sie sehr verträglich ist und weder mit Ihresgleichen hadert, noch andere Fledermausarten stört oder durch diese sich stören läßt. Zur vorübergehenden Tagesruhe verbirgt sie sich am liebsten in Mauerritzen, seltener hängt sie sich frei an dunklen Stellen von Felswänden oder in Gewölben und dergleichen Orten an. Nach Kolenati ist es wahrscheinlich, daß auch sie wandert, da sie in einzelnen Wintern an Orten, welche sie während des Sommers in ziemlicher Anzahl bewohnt, nur selten gefunden wird. Der Winterschlaf der Mopsfledermaus beginnt, laut Koch, erst bei vorgerückter, winterlicher Jahreszeit, mitunter tief im November, ist ein sehr leichter und unterbrochener und endet schon sehr früh, bei Beginn der ersten warmen Tage im Monat März oder schon Ende Februars. Bei anhaltendem Frost hält sie sich allerdings länger in ihrem Verstecke, ohne aber in der eigentlichen Bewußtlosigkeit des Winterschlafes zu verharren. Am liebsten bezieht sie alte Gewölbe, Keller, Kasematten, Burgverließe, Bergwerke und Felsenhöhlen, wogegen sie zu Kalkhöhlen keine besondere Neigung zu haben scheint und diese nur aufsucht, wenn keine andere, bessere Gelegenheit in der Nähe ist. Während des Winterschlafes hängen sie meist an den Hinterbeinen mit dem Kopfe nach unten; jedoch mehr an den Seitenwänden als an der Decke, dort mit den Vorderbeinen eine Stütze bildend, die Männchen meist ganz frei, die Weibchen zurückgezogen in Spalten. Weder in Gewölben noch in Bergwerken oder Höhlen geht die Mopsfledermaus weit in die Tiefe, wird vielmehr gewöhnlich gleich am Eingange, mitunter so nahe zu Tage gefunden, daß sie sowohl der Frost wie das Tageslicht erreicht. Koch hat sie wiederholt an solchen Orten angetroffen, wo sie, eingeschlossen von tropfsteinartigen Eiszapfen, in flachen Vertiefungen der Mauern hing. Bei gelindem Wetter unternimmt sie in ihren Herbergen kürzere Ausflüge und jagt dann namentlich auf Schmetterlinge, welche hier ebenfalls überwintern.

Im Sommer stellt sich die Mopsfledermaus im Freien ein, wenn kaum die Dämmerung begonnen hat, bei guter Witterung ebenso wohl wie bei Sturm und Regen, fliegt dann meist an Waldrändern und in Baumgärten, seltener zwischen den Gebäuden der Dörfer umher und richtet ihre Jagd hauptsächlich auf kleine Schmetterlinge. Sie fliegt sehr hoch und rasch in mannigfaltigen Biegungen und jähen Wendungen, nach Altum durchschnittlich in einer Höhe von etwa zehn Meter,

bisweilen aber auch weit niedriger, etwa drei Meter über dem Boden, zumal wenn sie Gebüsche abtreiben will; in der Stadt hält sie gewöhnlich in der Höhe der Dächer inne. Die Begattung geschieht sehr zeitig, und die beiden Jungen kommen ziemlich früh zur Welt, sind deshalb auch im Herbste bereits vollständig ausgewachsen und den Alten ähnlich geworden.

Unter unseren einheimischen Arten ist die Mopsfledermaus am wenigsten zornig und bissig, fügt sich am leichtesten in die Gefangenschaft und hält in ihr, falls man es an einer genügenden



Mopsfledermaus (Synotus barbastellus). Natürl. Größe.

Menge lebender Kerbthiere nicht fehlen läßt, recht leidlich aus. Selbst alt eingefangene gewöhnen sich rasch an den Pfleger, verlieren binnen wenig Tagen alle Scheu und werden bis zu einem gewissen Grade zahm.

Blattnasen oder Blutsauger (Istiophora oder Phyllorhina und Phyllostomata) heißen die Mitglieder der letzten Hauptabtheilung, welche neuerdings als eine aus mehreren Familien bestehende Horde betrachtet wird. Alle hierher gehörigen Flatterthiere unterscheiden sich von den übrigen durch häutige Nasenaufsätze, deren Form mannigfachem Wechsel unterworfen ist, im wesentlichen aber aus einem mehr oder minder entwickelten Hautblatte auf der Nase besteht. Wenn dasselbe vollständig ist, wird es zusammengesetzt durch das Hufeisen, den Längskamm und die Lanzette, während es in seiner einfachsten Form als eine quer über die Nasenspitze verlaufende Hautfalte sich zeigt. Hinter den Nasenlöchern kommen außerdem bei den Mitgliedern unserer Gruppe vielfache eigenthümliche Vertiefungen und Löcher und um die Nasenhäute, auf Lippen und Wangen regelmäßig gestellte Fleischwarzen vor, welche eine bestimmte Rolle spielen müssen, da sie

erfahrungsmäßig den Thieren wichtiger als die Augen sind. Höchst wahrscheinlich schärfen sie den Geruchs- und Gefühlssinn; doch liegt hierüber ein Schleier, welcher bis jetzt noch nicht gelüftet werden konnte. „Auch manches andere Organ", sagt Koch, „wurde bei den Blattnasen Gegenstand sinnender Betrachtung, ohne daß es gelungen wäre, den Zweck seines Daseins zu ergründen. So hat das Weibchen dieser Thiere außer den beiden jedem Handflügler zukommenden Brustwarzen noch zwei durchbohrte zitzenförmige Anhängsel unmittelbar über den Geschlechtstheilen, welche eine Lymphe absondern und nach den Beobachtungen Jäckels zum Ansaugen der Jungen dienen. Mögen diese Organe einen Zweck haben, welchen sie wollen, jedenfalls müssen sie als verkümmerte Bauchzitzen betrachtet werden, und es zeigt durch sie die letzte Familie der Handthiere schon eine Annäherung an die folgende Ordnung der Säugethiere, bei denen die Bauchzitzen Regel sind." Gestalt und Entwickelung der Flughäute schwanken beinahe in ebenso weiten Grenzen wie bei den Glattnasen; ein genaues Eingehen auf diese Formverschiedenheit gehört jedoch nicht in den Bereich unserer Darstellung.

Die Blattnasen sind zahlreich über alle Erdtheile verbreitet, kommen aber nur in heißen und gemäßigten Ländern derselben vor. Manche werden inmitten großer Wälder, in hohlen Bäumen, an alten Stämmen und zwischen breiten Blättern von Palmen und anderen großblätterigen Pflanzen versteckt gefunden; die meisten verbergen sich bei Tage in Felsenhöhlen, in den Trümmern verfallener Gebäude, in dunklen Gewölben oder auch in dem Gebälke der Dächer. Gewisse Arten der Familie leben einzeln, andere, namentlich die höhlenbewohnenden, in ungeheuren Scharen zusammen. Mit Eintritt der Dämmerung erwachen sie aus ihrem Schlafe und fliegen oft die ganze Nacht durch. Der Flug ist bei den einen niedrig und schnell, bei den anderen höher und langsamer. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich in Kerbthieren, zumal Abend- und Nachtschmetterlingen, Käfern, Haften, Mücken, Eintagsfliegen; wohl die meisten von ihnen aber sind Blutsauger und überfallen Vögel und Säugethiere, auch selbst den Menschen während des Schlafes. Obgleich gegenwärtig vielfache Beobachtungen über das Blutsaugen vorliegen, schwebt doch noch ein eigenthümliches Dunkel, so recht im Sinne der Vampirsage, über dieser auffallenden Thätigkeit unserer Flatterthiere. Wahrscheinlich sind alle Blattnasen Blutsauger, jedoch bloß unter Umständen, und erklärt sich hieraus die Verschiedenheit der Berichte über ihr Treiben, welches ja ohnehin nur schwer beobachtet werden kann. Es dürfte zweckmäßig sein, einige Angaben der Reisenden über das Blutsaugen der Blattnasen hier zusammenzustellen, ohne die nächtlichen Thaten, wie von Seiten der meisten Reisenden geschehen, auf die eine oder die andere Art zu beziehen. Denn die Mittheilungen widersprechen sich in hohem Grade, und unter allen mir bekannten ist keine einzige, welche mit untrüglicher Bestimmtheit eine gewisse Art der ausländischen Blattnasen bezichtigte.

Die ältesten mir bekannten Angaben finde ich in meinem lieben alten Geßner. „In Darienen der Landschafft deß newen Lands worden die Hispanier in der Nacht von den Flädermäußen geplaget, welche, so sie einen schlaffenden vnversehens gebissen hatten, blutet er sich zu todt, dann man hat etliche von diesem Schaden todt gefunden. So dieses Thier einen Hanen oder Henne vnder offenem Himmel gefunden, hefftet es ihm den Angel in seinen Kamm vnd bringt ihn vmb, als Petrus Martyr schreibet. In mehrertheils Orten Parie oder Indie haben die Hispanier Flädermäuß, so nicht kleiner dann die Turteltauben gewesen, gefunden, welche angehends der Nacht auf sie schossen vnd sie mit irem vergifften Bißß taub machten also, daß sie da hinweg zu fliehen gezwungen worden, als obgenannter ausweiset. Solche Flädermäuß sollen auch in Vraba, der grösten Insel deß newen Lands in einem Maß gefunden werden, nicht kleiner dann die obgenannten, thun auch gleichen schaden, als etliche Hispanier erfahren haben. Ancisus der Vogt oder Feldtherr, so dann ausgeworffen war, als ich ihn fraget von diesem vergifften Bißß, sagt er mir, daß er Sommerszeit, als er von Hitz wegen den Schenkel entdeckt, von einer Flädermauß in eine Versen gebissen war, welches im nicht mehr Schaden gebracht hab, dann wenn er von einem andern

vnvergifften Thier verletzt worden. Andere sagen, der Biß sei gantz vergifft, aber mit Meerwasser bestrichen, werde er von stund an heil, als der obgenannte lehret."

Genaueres berichtet der Spanier Azara, welcher den Blutsauger „Mordedor", zu Deutsch Beißer, nennt. „Zuweilen", sagt er, „beißen sie sich in den Kamm und in die Kinnlappen der schlafenden Hühner ein, um ihnen Blut auszusaugen, und die Hühner sterben daran gewöhnlich, zumal wenn die Wunden, wie fast immer geschieht, sich entzünden. Ebenso beißen sie Pferde, Esel, Maulthiere und Kühe regelmäßig in die Seiten, die Schultern oder in den Hals, weil sie dort mit Leichtigkeit sich festhalten können. Dasselbe thun sie mit dem Menschen, wie ich bezeugen kann, weil ich selbst vier Mal in die Zehen gebissen worden bin, während ich unter freiem Himmel oder in Feldhäusern schlief. Die Wunde, welche sie mir beibrachten, ohne daß ich es fühlte, war rund oder länglichrund und hatte eine Linie im Durchmesser, aber so geringe Tiefe, daß sie kaum die ganze Haut durchdrang. Man erkannte sie durch aufgetriebene Ränder. Meiner Schätzung nach betrug das Blut, welches nach dem Bisse floß, etwa dritthalb Unzen. Allein bei Pferden und anderen Thieren mag diese Menge gegen drei Unzen betragen, und ich glaube, daß sie schon wegen des dicken Felles größere und tiefere Wunden an ihnen hervorbringen. Das Blut kommt nicht aus den Hohl- oder Schlagadern; denn bis dahin dringt die Wunde nicht ein, sondern bloß aus den Haargefäßen der Haut, aus denen sie es unzweifelhaft schlürfend und saugend herausziehen. Obgleich die mir beigebrachten Bisse einige Tage ein wenig schmerzten, waren sie doch von so geringer Bedeutung, daß ich weder ein Mittel dagegen anzuwenden brauchte, noch an meinem Gehen verhindert wurde. Weil sie also keine Gefahr bringen und die Thiere bloß in jenen Nächten Blut saugen, in denen ihnen andere Nahrung fehlt, fürchtet und verwahrt sich Niemand vor ihnen. Man erzählt, daß sie ihr Opfer mit den Flügeln an derjenigen Stelle, wo sie saugen wollen, fächeln, damit die Thiere nichts fühlen sollen." Die übrigen volksthümlichen Anschauungen über den Vampir bestreitet Azara auf das nachdrücklichste.

„Folgt auf die brennende Hitze des Tages die Kühlung der hier immer gleich langen Nacht", schildert Humboldt, „so können die Rinder und Pferde selbst dann nicht der Ruhe sich erfreuen. Ungeheuere Fledermäuse saugen ihnen während des Schlafes vampirartig das Blut aus oder hängen sich am Rücken fest, wo sie eiternde Wunden erregen, in welchen Mücken, Dasselfliegen und eine Schar stechender Kerfe sich ansiedelt." In seiner Reisebeschreibung gedenkt derselbe Forscher nur einige Male der von ihm selbst beobachteten Blutsauger. „Ungeheuere Fledermäuse, wahrscheinlich der Sippe der Blattnasen (Phyllostoma) angehörig, flatterten wie gewöhnlich einen guten Theil der Nacht über unseren Hängematten; man meint jeden Augenblick, sie wollen sich einem ins Gesicht einkrallen." An einer anderen Stelle heißt es: „Bald darauf wurde unsere große Dogge von ungeheueren Fledermäusen, welche um unsere Hängematten flatterten, vorn an der Schnauze gebissen oder, wie die Eingeborenen sagen, gestochen. Sie hatten lange Schwänze wie die Molossen; ich glaube aber, daß es Blattnasen waren, deren mit Warzen besetzte Zunge ein Saugwerkzeug ist, welches sie bedeutend verengern können. Die Wunde war klein und rund; der Hund heulte kläglich, nicht aber aus Schmerz, sondern weil er über die Fledermäuse, als sie unter unseren Hängematten hervorkamen, erschrak. Dergleichen Fälle ereignen sich weit seltener, als man im Lande selbst glaubt. Obgleich wir in den Ländern, wo die vampirähnlichen Fledermausarten häufig sind, so manche Nacht unter freiem Himmel geschlafen haben, sind wir doch nie von ihnen gebissen worden. Ueberdem ist der Stich keineswegs gefährlich und der Schmerz meist so unbedeutend, daß man erst aufwacht, wenn die Fledermaus sich bereits davon gemacht hat".

Rengger fügt den Angaben Azara's das Nachstehende hinzu: „Ich habe wohl hundert Male die Verletzung der Maulesel, Pferde und Ochsen untersucht, ohne über die Art, wie sie hervorgebracht, zur Gewißheit zu kommen. Die beinahe trichterförmige Wunde hat gewöhnlich einen Viertelzoll im Durchmesser, zuweilen etwas mehr, und je nach dem Theile des Körpers eine Tiefe von einer bis zu zwei Linien. Sie reicht niemals durch die Haut hindurch bis auf die Muskeln.

Man bemerkt an ihr keinen Eindruck von Zähnen wie bei Bißwunden, hingegen ist ihr Rand immer sehr aufgelockert und angeschwollen. Ich kann daher nicht glauben, daß die **Blattnasen** (Phyllostoma) und die **Blattzüngler** (Glossophaga) zugleich vermittels eines Bisses den Saumthieren diese Wunden beibringen, wobei übrigens jedes schlafende Thier erwachen und sich seines Feindes entledigen würde. Vielmehr vermuthe ich, daß sie erst durch Saugen mit den Lippen die Haut unempfindlich machen, wie dies durch Aufsetzen von Schröpfköpfen geschieht, und dann, wenn sie angeschwollen ist, mit den Zähnen eine kleine Oeffnung zu Stande bringen. Durch diese bohren sie nun, wie mir wahrscheinlich ist, ihre ausdehnbare, gleichfalls zum Saugen dienende Zunge allmählich in die Haut hinein, wodurch die trichterförmige Aushöhlung entsteht. Die Unmöglichkeit, daß die Fledermäuse zu gleicher Zeit saugen und ihre Flügel bewegen, ist uns durch die Beschaffenheit der letzteren vergegenwärtigt. Da die Flügelhaut bis an das Fußgelenk herab mit den Beinen verbunden ist, wird es den Thieren unmöglich, sich mit den Füßen festzuhalten und zugleich die Füße zu gebrauchen; sie müßten also in der Luft schwebend saugen. Ich wenigstens sah die Fledermäuse immer auf die Pferde sich niedersetzen, wobei sie nothwendig die Flügel einziehen mußten. Auch wählen sie, um besser sich festhalten zu können, die behaarten oder die flachen Theile der Thiere und bringen daher den Pferden am Halse, auf dem Widerriste und an der Schwanzwurzel, den Mauleseln am Halse und auf dem Widerriste, den Ochsen auf den Schulterblättern und am Halslappen die Wunde bei. Diese hat an sich nichts Gefährliches, da aber zuweilen vier, fünf, sechs und noch mehr Fledermäuse in der nämlichen Nacht ein Saumthier ansaugen und dies sich oft mehrere Nächte hinter einander wiederholt, so werden die Thiere durch den Blutverlust sehr geschwächt und zwar um so viel mehr, als neben dem Blute, welches die Fledermäuse aussaugen, immer noch zwei bis drei Unzen aus jeder Wunde nachfließen. Auch legen die Schmeißfliegen nicht selten in die Wunden, und diese werden dann zu großen Geschwüren. Davon, daß Blattnasen auch Menschen ansaugen, kenne ich kein weiteres Beispiel, als dasjenige, welches Azara von sich selbst anführt".

„Die berüchtigten, oft besprochenen Blutsauger", sagt **Burmeister**, „denen man ohne Grund so viel Uebles nachgesagt hat, sind fast überall in Brasilien zu Hause und verrathen ihre Anwesenheit fast täglich durch Bisse an Reit- und Lastthieren. Allein sie richten hierdurch nur höchst selten Schaden oder Verlust an, weil die Blutmasse, welche sie den Thieren entziehen, sehr gering ist. Besonders in der kalten Jahreszeit, wo den Fledermäusen die Kerbthiere fehlen, bemerkt man die Bisse und zwar immer an ganz bestimmten Stellen, namentlich da, wo die Haare des Thieres einen Wirbel bilden und die Fledermäuse leicht bis auf die nackte Haut kommen können. Ich fand die meisten Bißwunden am Widerriste, besonders bei solchen Thieren, welche daselbst durch Reibung nackte oder blutrünstige Stellen hatten. Ein zweiter Lieblingsplatz ist die Schenkelfuge oben neben dem Becken, wo die Haare aus einander stehen; auch unten am Beine beißen sie gern, selten unter dem Halse. Am Kopfe, an Nase und Lippen kommen nur ausnahmsweise Wunden vor. So lange der Gaul oder der Esel noch wach ist, läßt er die Fledermäuse nicht heran; er wird unruhig, stampft, schüttelt sich und verscheucht den Feind, welcher ihn umschwirrt; nur schlafende Thiere lassen sich ruhig besaugen. Daß die Blattnasen dabei mit den Flügeln fächeln, ist eine Fabel. Mitunter werden saugende Fledermäuse von den Wächtern der Tropa, welche von Zeit zu Zeit nach den Thieren sehen, ergriffen, so eifrig und arglos sind sie bei ihrem Geschäfte. Von Bissen an Menschen habe ich keine sichere Erfahrung; mir ist Niemand vorgekommen, der gebissen worden wäre. Wie die Fledermaus beißt, läßt sich nicht mit völliger Sicherheit angeben. Man weiß nur, daß sie sich mit halbgeöffneter Flügelweite niedersetzt, die Haare etwas aus einander schiebt, das warzige Kinn fest niederdrückt und nun zu saugen beginnt. Die Wunde ist ein kleines, flaches Grübchen, welches nicht wie eine scharfe Stichwunde aussieht. Ich glaube, daß die Oeffnung meist erst bemerkt wird, nachdem die Fledermaus eine Stelle der Haut etwas emporgesogen hat, und nun die Spitze ein- oder abbeißt, aber mit den zwei spitzen Ober- und mittleren Schneidezähnen, nicht

mit den Eckzähnen, welche dazu gar nicht sich eignen. Die Nachblutung, welche erfolgt, ist nie stark. Ein schmaler, getrockneter Blutstreifen ist alles, was man von ihr bemerkt. Von Fällen, daß das Thier an Blutverlust gestorben wäre, habe ich nie gehört. Geschwächt werden sie wohl nach täglich wiederholten Verlusten etwas, besonders weil gerade in der kalten Jahreszeit nirgends reichlich Futter zu haben ist; aber der Tod erfolgt bei solchen Thieren niemals als durch Ueberladung von seiten der Besitzer, woran das Thier wahrscheinlich ohne Blutverlust zu Grunde gegangen wäre."

An diese Berichte schließen sich am besten die eingehenden Mittheilungen Hensels an, dessen Angaben vollen Glauben verdienen, obschon Hensel zuweilen von falschen Voraussetzungen ausgeht. „Man hat", sagt er, „in Brasilien oft Gelegenheit, an Pferden und Maulthieren die Bißwunden zu sehen, welche ihnen blutsaugende Fledermäuse beigebracht haben. In Rio-de-Janeiro, wo der Hitze wegen alle Pferdeställe offen sind, muß man des Nachts in diesen Lampen anstecken und wehende Tücher aufhängen, um die Blutsauger zu vertreiben. Ich selbst habe an meinen eigenen Reit- und Lastthieren sowie auch an denen anderer zahlreiche Bißwunden beobachtet und gefunden, daß sie alle genau von derselben Beschaffenheit sind. Sie gleichen nämlich keineswegs den Wunden, welche ein Raubthier verursacht, in dessen Gebiß die Schneidezähne klein, die Eckzähne aber groß und spitz sind, so daß man an der gebissenen Stelle gewöhnlich vier Löcher bemerkt, welche von den Eckzähnen herrühren. Bei den von einem Raubthiergebiß verursachten Wunden ist in der Regel kein Stoffverlust vorhanden, und eine Blutung findet nur statt, wenn die Eckzähne tief eingedrungen sind und größere Gefäße verletzt haben. Nach dem Bisse kleiner Raubthiere, des Wiesels z. B., quillt auch nur eine sehr unbedeutende Menge Blut hervor, und die Wundränder schließen sich bald.

„Das Gebiß der meisten Blattnasen gleicht durch die Kleinheit der Schneidezähne und die Größe der Eckzähne vollkommen dem der Raubthiere, und die von ihnen herrührenden Wunden haben ganz das eben beschriebene Gepräge, wie man dies sehr leicht bei dem Fange dieser Thiere, welche sehr bissig sind, beobachten kann. Die Wunden aber, welche man an den von Blutsaugern gebissenen Pferden oder Maulthieren untersucht, sind von ganz anderer Beschaffenheit. Sie stellen eine kleine eiförmige Fläche vor, welche nur schwach vertieft ist und an Umfang etwa dem einer Linse gleicht. Die Schnittfläche ist nicht senkrecht gegen die Oberfläche der gebissenen Stelle gerichtet, wie dies bei Wunden durch Eckzähne der Fall sein würde, sondern geht ihr im ganzen parallel. Man könnte eine ähnliche Wunde hervorbringen, wenn man die Haut mit einer Greifzange etwas in die Höhe ziehen und nun, mit einem Messer wie beim Rasiren über die Haut fahrend, die hervorgehobene Stelle wegschneiden würde. Durch einen solchen Schnitt oder Biß, mit welchem immer ein Stoffverlust verbunden ist, wird eine große Anzahl feiner Hautgefäße durchschnitten, und es tritt sofort eine reichliche und lange dauernde Blutung ein. Wenn auch die Pferde am Abend oder in der Nacht von Blutsaugern gebissen wurden, so fließt nicht selten noch am nächsten Morgen das Blut in einem schmalen Streifen vom Halse der gebissenen Thiere zur Erde, oder über die Schulter und an den Vorderbeinen hinunter. Solche Wunden können nur durch große, eigenthümlich schaufelförmig gebaute und dabei scharfe Schneidezähne hervorgebracht werden. Ein solches Gebiß aber findet sich bloß bei den mit einander nahe verwandten Gattungen der Schneidflatterer (Desmodus) und Kammzahnflatterer (Diphylla). Ich habe daher die bestimmte Ueberzeugung, daß einzig und allein diese beiden Sippen unter allen Fledermäusen Blutsauger sind, und daß alle Erzählungen von anderen blutsaugenden Flatterthieren auf Irrthum oder Misverständnissen beruhen."

Wie aus dem Nachfolgenden mit gar nicht anzuzweifelnder Sicherheit hervorgeht, ist die Folgerung Hensels irrthümlich, und würde er es jedenfalls vermieden haben, sich so bestimmt auszusprechen, hätte er sich daran erinnert, daß auch unsere europäischen, ja selbst deutschen Arten der Blattnasenfamilie erwiesenermaßen Blutsauger sind. Doch nimmt dieser Irrthum den Angaben Hensels meiner Ansicht nach nicht das geringste von ihrem Werthe.

„Zugleich mit dem Schneidflatterer“, fährt Hensel fort, „kommen noch andere Blattnasen vor; allein niemals zeigten die Pferde der Umgegend andere Wunden als die von jenem erhaltenen. An Rindern habe ich die Bißwunden niemals bemerkt, da diese Thiere ein zu starkes Fell haben; doch mag der Blutsauger wohl auch an sie gehen, wenn es an Pferden fehlen sollte.

„Daß mehrere Blutsauger an derselben Wunde nach einander saugen sollten, erscheint sehr unwahrscheinlich, weil alle ihre Schlupfwinkel ungefähr zu gleicher Zeit verlassen und wohl auch ein gleich großes Nahrungsbedürfnis haben. Da das Pferd in Amerika nicht einheimisch ist, so geht schon daraus hervor, daß die Blutsauger ursprünglich auf eine andere Nahrungsquelle angewiesen sind. Die größeren Thiere des Waldes, wie Rehe, Anten, Cazybaras, sind gewiß durch ihre Lebensweise und den Aufenthalt in fast undurchdringlichen Dickichten oder im Wasser, und andere, wie die Affen, durch ihre Geschicklichkeit vor den Bissen der Blutsauger geschützt; es bleibt daher nur die Annahme übrig, daß diese gewöhnlich kleinere, warmblütige Thiere, Mäuse, Vögel, fangen, um ihnen das Blut auszusaugen, und bloß in Ausnahmefällen auf Pferde oder Maulthiere gehen. Daß sie nur von Blut, nicht aber auch von Kerbthieren leben, geht schon aus der fast vollständigen Verkümmerung ihrer Backenzähne hervor, welche zum Kauen ganz ungeeignet sind. Auch findet man stets ihre Eingeweide angefüllt mit einem schwarzen, pechartigen Brei, dem verdauten Blute. Der Koth ist ebenfalls schwarz und zähflüssig. Wenn es beginnt dunkel zu werden, so verlassen die im äußersten Hintergrunde der finsteren Höhle in den Spalten des Gesteins verborgenen Fledermäuse ihre Schlupfwinkel, begeben sich aber noch nicht ins Freie, sondern versammeln sich erst nahe dem Eingange der Höhle an einer geeigneten Stelle, wo sie den Eintritt vollständiger Dunkelheit abwarten und sich unterdeß der flüssigen Losung entledigen. Daher findet man hier den Boden mit einer dicken Lage, einer Masse wie Pech von dem bekannten Fledermausgeruche, überdeckt, welche in einer von mir besuchten Höhle wohl einen Fuß Tiefe hatte. Ein großer Hund, welcher hineingetreten war, sah nachher aus, als habe er schwarze Stiefeln angezogen.“

Ich bin auch hinsichtlich dieser Angabe anderer Ansicht als Hensel. Die Annahme, daß verzehrtes Blut einen flüssigen Koth geben müsse, ist falsch, wie jede mit Blut genährte Katze, jeder Hund zur Genüge beweisen kann. Ich glaube deshalb vielmehr, daß der flüssige Koth von gefressenen Früchten herrührt, da es ja ausgemacht ist, daß auch die Blattnasen solche verzehren.

Außer den von Geßner erwähnten Spaniern und dem gewissenhaften Azara sind übrigens auch noch andere Reiseberichter von Blutsaugern gebissen und angezapft worden. „Vor einigen Jahren“, erzählt Waterton in seinen Wanderungen in Südamerika, „kam ich mit einem Schotten Tarbot an den Fluß Paumaron. Wir befestigten unsere Hängematten auf dem mit Stroh gedeckten Boden in dem Hause eines Pflanzers. Am nächsten Morgen hörte ich diesen Herrn in seiner Matte murmeln und dann und wann eine Verwünschung ausstoßen.“

„Was gibts, Herr!“ fragte ich leise, „ist irgend etwas nicht recht?“

„Was es gibt?“ antwortete er verdrießlich, „nun, die Fledermäuse haben mich zu Tode gesogen.“

„Sobald es hell genug war, ging ich an seine Hängematten und fand sie sehr mit Blut bedeckt.“

„Da“, sagte er, seine Füße vorstreckend, „sehen Sie, wie diese höllischen Kobolde mein Lebensblut abgezapft haben.“

„Ich untersuchte seine Füße und fand, daß der Vampir seine große Zehe angebohrt hatte. Es war eine etwas geringere Wunde als die, welche von Blutegeln herrührt. Das Blut floß noch immer heraus, ich vermuthete, daß er zehn bis zwölf Unzen davon verloren haben konnte.“

Ein nicht näher bezeichneter Reisender ließ sich, wie Cassell mittheilt, von einem Vampir Blut aussaugen, um ihn dabei beobachten zu können. Der Mann hatte sich in dem großen Zimmer eines Hauses zur Ruhe niedergelegt, die Mückennetze um sein Bett aber, weil die Nacht heiß war, nicht niedergelassen. Vollkommen wach, schaute er auf die Mondstrahlen, welche durch die offenen Fenster in den Raum fielen. Da erschien ein großer Vampir in dem Zimmer. Unser Beobachter

blieb vollkommen ruhig, um zu sehen, was die Fledermaus thun würde. Zuerst segelte sie geräuschlosen Fluges von einem Ende des Zimmers zum anderen; nachdem sie aber verschiedene Male den gleichen Weg gemacht hatte, flatterte sie zwischen dem Betthimmel und dem Ruhenden hin und her. Nach und nach verkürzte sie ihre Windungen, senkte sich mehr und mehr hernieder, kam dicht über ihn und bewegte ihre Schwingen außerordentlich schnell, jedoch ohne jedes Geräusch. Sie fächelte ihrem Opfer eine höchst angenehme Kühlung zu. Dann senkte sie sich vollends hernieder. Der Erzähler versichert, daß er den Augenblick, in welchem der Vampir in seine entblößte Brust biß, nicht bestimmen konnte, so schmerzlos war der Biß und so angenehm das Fächeln mit den Schwingen. Nach und nach fühlte er aber doch ein leises Schmerzgefühl, welches an das von dem Biß eines Blutegels herrührende erinnerte, griff zu und erwürgte den Blutsauger.

Bates, welcher bekanntlich elf Jahre in Brasilien verlebte, wurde von den Blutsaugern wiederholt arg behelligt und auch einmal gebissen. Während seines Aufenthaltes in Caripe bewohnte er ein Zimmer, welches seit Monaten nicht gebraucht worden und an verschiedenen Stellen offen war. „In der ersten Nacht“, so erzählt er, „schlief ich fest und bemerkte nichts ungewöhnliches; in der zweiten hingegen wurde ich etwa gegen Mitternacht durch das Rauschen erweckt, welches ein zahlreicher im Inneren des Raumes hin- und herfliegender Schwarm von Fledermäusen verursachte. Sie hatten meine Lampe ausgelöscht, und ich bemerkte, als ich sie wieder angezündet hatte, daß die Luft mit ihnen belebt war und der ganze Raum förmlich geschwärzt erschien durch die Menge, welche ununterbrochen rund umherkreiste. Nachdem ich mich einige Minuten lang mit einem Stocke gegen sie gewehrt hatte, verschwanden sie zwischen den Dachziegeln; kaum aber war alles wieder ruhig, als sie von neuem erschienen und mir nochmals das Licht verlöschten. Ich bekümmerte mich nicht mehr um sie und schlief weiter. In der folgenden Nacht fanden mehrere von ihnen in meiner Hängematte sich ein; ich griff einige von denen, welche auf mir herumkrabbelten und warf sie gegen die Mauer des Zimmers. Bei Tagesanbruch fand ich eine unzweifelhaft von Fledermäusen herrührende Wunde an meiner Hüfte. Dies war mir denn doch zu ungemüthlich, und ich machte mich deshalb mit den Negern darüber her, sie zu vertreiben, schoß eine ziemliche Anzahl, welche im Gebälke hingen, ließ die Neger mit Leitern von der Außenseite das Dach besteigen und von ihnen verschiedene Hunderte Alte mitsammt ihren Jungen umbringen. Alles in allem waren vier Arten vorhanden, zwei von ihnen gehörten zu den Grämlern (Dysopes), eine zu den Vampiren (Phyllostoma) und die vierte zu den Blattzünglern (Glossophaga). Der Vampir war ein kleines Geschöpf von dunkelgrauer Färbung mit zwei weißen Streifen über dem Rücken und einem wohlentwickelten Nasenblatte. Mit Ausnahme dieses einen Males wurde ich niemals wieder von Fledermäusen angegriffen. Die Thatsache, daß sie schlafenden Leuten Blut aussaugen, ist gegenwärtig unzweifelhaft festgestellt; es gibt aber nur wenige Leute, welche wirklich von ihnen geschröpft worden sind. Nach Angabe der Neger ist der Vampir die einzige Art, welche den Menschen angreift. Diejenigen Fledermäuse, welche ich gefangen hatte, während sie auf mir herumliefen, waren Grämler, und ich bin deshalb geneigt, zu meinen, daß sehr verschiedene Fledermausarten diesen Hang haben.“

Nach allen diesen Angaben wird man ermessen können, welchen Glauben man dem zum Glücke für abenteuersüchtige Leser unendlichen Gefahren entronnenen Appun zu schenken hat, wenn er sich über die Blattnasen äußert, wie folgt. „Am unangenehmsten wurden die in leer stehenden Hütten zugebrachten Nächte, wo alle Bewohner derselben geschäftig waren, meine Anwesenheit zur Erhaltung ihres kostbaren Lebens zu benutzen. Die Vampire beschränkten sich dann nicht auf eine oberflächliche Kenntnisnahme meiner Person, sondern waren so rücksichtsvoll und vorsorglich, in ihrer eigenthümlichen Weise nach meinem Puls zu fühlen und eine Untersuchung meines Blutes anzustellen. Es gehört allerdings lange Gewohnheit dazu, unter so erschwerenden Umständen in Schlaf zu fallen; ich hatte es jedoch bald so weit gebracht, mich durch dergleichen harmlose Vorkommnisse nicht stören zu lassen, woraus mir nur der einzige Nachtheil entsprang, daß ich meist nach einer in einer einsamen Hütte auf diese Weise verlebten Nacht morgens beim Erwachen meine

Kleider und Hängematte voller Blut fand, das aus kleinen an meinen Fingern und Zehen befindlichen Wunden, die von Vampiren verursacht waren, hervorströmte. Ich wurde einst in einer solchen Hütte an sieben Stellen an Fingern und Zehen während der Nacht gebissen und verlor dabei eine solche Menge Blut, daß dasselbe eine förmliche kleine Lache unter meiner Hängematte bildete, wodurch ich mich so geschwächt fühlte, daß ich mich ungesäumt von meinen Leuten eine Entfernung von zwanzig Stunden im Boote zurückrudern lassen mußte, wo ich infolge des großen Blutverlustes mehrere Tage lang darniederlag. Die von Vampiren gebissenen Hausthiere magern durch den allnächtlichen Blutverlust schnell ab und sterben sehr bald, wenn nicht bei Zeiten diesem Unheil vorgebeugt werden kann, an Entkräftung.“ Wenn man solche Auslassungen in einer im Jahre 1871 erschienenen Reisebeschreibung liest, fühlt man sich versucht, den alten Geßner um seine Gewährsmänner zu beneiden, gleichzeitig aber auch Appun von Herzen zu beglückwünschen, daß er nach solchen und namenlosen anderen Qualen, welche ihm ein unzählbares, von mir nicht weiter gewürdigtes Heer entsetzlicher Thiere zugefügt, seine Heimat glücklich wieder erreicht hat.

*

Die Gruppe der Blattnasen wird neuerdings in so viele Familien und Sippen zerfällt, daß wir uns auf einige der wichtigsten Mittheilungen beschränken wollen, umsomehr, als die Lebensverhältnisse der verschiedenen Arten dieser Familie oder Horde im großen ganzen wesentlich dieselben zu sein scheinen. Koch theilt die bis jetzt bekannten 80 bis 85 Blattnasenarten in solche mit verkümmertem Nasenblatte (Pseudophyllata), solche mit einfachem Nasenblatte (Monophyllata), solche mit doppeltem Nasenblatte (Dyphyllata) und solche endlich mit vollkommenem oder dreifachem Nasenblatte (Triphyllata) ein; andere Forscher bilden mehrere auf Verschiedenheiten des Zahnbaues begründete Familien.

Zu den Blattnasen mit verkümmertem Nasenaufsatz gehört die Sippe der Schneidflatterer (Desmodus) mit Vförmig ausgeschnittenem Nasenblatte, großen, weit von einander getrennten Ohren, und langem, spitzem, außen gezacktem Deckel, ausgezeichnet noch außerdem dadurch, daß der Schwanz fehlt und die Schenkelflughaut nur aus einem Saume besteht. Das Gebiß wird zusammengesetzt aus zwei bleibenden, sechs ausfallenden Vorderzähnen im oberen, vier im unteren Kiefer, einem Eckzahn jederseits oben und unten, und zwei oberen, drei unteren mit ihren Kronen eine Längsschneide bildenden Backenzähnen jederseits.

Der Bündelzähnler, wie Prinz Max von Wied, sein Entdecker, den bereits mehrfach erwähnten Vertreter dieser Sippe genannt hat (Desmodus rufus), sieht oben rußbraun aus, weil die am Grunde und an der äußersten Spitze weißlichen Haare gegen das Ende hin diese Färbung zeigen, während die Haare der Unterseite viel heller glänzend silbergrau sind. Alle äußeren Körpertheile, Nasenblatt, Ohrmuschel, Arme und Beine scheinen fleischroth durch und werden von dem spärlichen Haarkleide nur leicht bedeckt. Die Flughaut hat fast dieselbe Färbung wie der Rücken. Die Leibeslänge beträgt 6,5, die Flugweite 37 Centim.

Man findet den Bündelzähnler, laut Burmeister, häufig in den Höhlen von Minas Geraes. Er sitzt am Tage in kleinen Trupps an der Decke und wird durch die Lichter bald aufgeschreckt und beunruhigt. Gleich den Blattnasen im engsten Sinne soll er Blut saugen, und die Form seiner Backen- und Schneidezähne rechtfertigt diese Angabe. Hensel vervollständigt Burmeisters Mittheilungen sehr wesentlich. „Der Bündelzähnler“, sagt er, „lebt gewöhnlich zahlreich in Felshöhlen; zuweilen trifft man ihn auch in großen hohlen Bäumen. Bei dem Fange dieser Thiere habe ich oft Gelegenheit gehabt, die Wunden zu sehen, welche sie meinen Hunden, die sie greifen wollten, an der Nase und mir selbst an den Händen beibrachten und fand, daß sie durchaus denen der von den Blutsaugern gebissenen Pferde gleichen. Die Thiere beißen mit Blitzesschnelle, und wenn sie nur die Haut zu berühren scheinen, so fehlt auch schon ein Stückchen derselben. Sie können sich

deswegen nicht festbeißen, wie dies alle anderen Blattnasen thun, welche, wenn sie gefangen sind, aus Wuth irgend einen ihnen erreichbaren Gegenstand mit den Zähnen erfassen und eine geraume Zeit festhalten. Noch ist vieles dunkel in der Lebensweise dieses Blutsaugers; denn die Anzahl der an Pferden oder Maulthieren beobachteten Bißwunden erscheint sehr unbedeutend im Vergleiche zu der Anzahl des Bündelzähnlers selbst. In der deutschen Ansiedelung von St. Cruz befand sich eine Sandsteinhöhle, welche von dieser Blattnase bewohnt war. Die Anzahl derselben schätzte ich auf wenigstens zweihundert Stück. In der unmittelbaren Nachbarschaft dieser Höhle war ein freier, umzäunter Platz, auf welchem das Vieh der zunächst wohnenden Ansiedler, einige Pferde und



Klappnase (Rhinopoma microphyllum). Natürl. Größe.

Rinder, bei Tage und Nacht weidete. Ich bin oft hindurch gegangen, habe aber niemals auffallend zahlreiche Bißwunden des Blutsaugers an den Thieren bemerkt. Würden alle jene Höhle bewohnenden Fledermäuse auf diese Pferde angewiesen sein, so wäre hier das Halten der letzteren zur Unmöglichkeit geworden."

⁂

Die Klappnasen (Rhinopoma) kennzeichnen sich durch langen, freien Schwanz und schmale Schenkelflughaut sowie durch ein eigenthümliches Gebiß, da sich oben zwei, unten vier Schneidezähne, jederseits oben und unten ein Eckzahn, oben jederseits vier Backenzähne, unten je ein Lückzahn und vier Backenzähne, zusammen also 28 Zähne finden.

Die bekannteste Art der Sippe ist die egyptische Klappnase (Rhinopoma microphyllum, Rh. Hartwickii, Vespertilio microphyllos), ein kleines, langhaariges, lichtgrau gefärbtes Thier von 5,5 Centim. Körperlänge, fast ebensoviel Schwanzlänge und 20 Centim. Flugweite, an welchem der sehr lange und dünne, aus 11 Wirbeln bestehende, weit die Schenkelflughaut überragende Schwanz am meisten auffällt. Wahrscheinlich war die Klappnase schon dem alten Geßner bekannt; wenigstens läßt sich folgende Schilderung von ihm auf diese

Art beziehen. „In einer grossen viereckten Steinseul Egypti funden wir viel Flädermäuß, unsern in dem ungleich, daß sie einen langen Mäußschwantz haben, so gar weit für die Flügel hinauß gehet, so er doch an unsern nicht länger ist dann die Flügel, welche, so sie etwan eins, etwan zwey junge geboren haben, hencken sie die an die krummen nägel so sie an den Flügeln haben, item an die Stein und seugen sie dann also an ihren Düttlein, welche sie als ein Weibsbild vornen an der Brust haben, als Bellenius schreibet.“ Die Klappnase lebt in außerordentlicher Anzahl in Egypten, namentlich in alten verlassenen Denkmälern, in künstlichen und natürlichen Höhlen. Ich fand sie in ungeheuerer Menge in der ausgedehnten Krokodilhöhle bei Monfalut, dem alten Begräbnisplatze der heiligen Kriechthiere. In einem größeren Gewölbe gedachter Höhle hing sie in solchen Massen, daß die eigentlich schwarze Decke graulich erschien. Unten auf dem Boden lag der Koth zollhoch aufgeschichtet, und der Gestank desselben hatte die ganze, lange Höhle verpestet. Als wir mit Licht in dieses Schlafzimmer traten, erfüllte ein wirklich ohrbetäubendes Geräusch die Luft, und plötzlich sahen wir uns von einem dichten Gewirre der aufgescheuchten Thiere umringt, welche hastig einen anderen Ruheort zu erlangen strebten. Das Geräusch ihres Flatterns pflanzte sich weit durch die Höhle fort und klang uns wie ferner Donner in die Ohren. Manchmal löschten sie uns das Licht aus. Bei jedem Streiche, welchen wir mit den Stöcken führten, schlugen wir wenigstens eine, gewöhnlich aber zwei oder drei zu Boden, und nunmehr wimmelten auch noch am Fußboden die flügellahmen Thiere, so behend als möglich dahinkrabbelnd. Die Gefangenen bissen wehrhaft und ziemlich empfindlich um sich.

In der Abenddämmerung erscheint diese Fledermaus häufig am Nile, noch häufiger über den überschwemmten Stellen desselben, und fängt hier dicht über der Oberfläche des Wassers die Kerbthiere weg. Sie geht übrigens weit am Nile hinauf und findet sich noch vielfach bei Dongola.

*

Bei den Vampiren im engsten Sinne (Phyllostoma), welche zu den Arten mit doppeltem Nasenblatte zählen, zeigt der Nasenbesatz meist noch die aufrechtstehende Lanzette. Die Ohren sind fast stets getrennt und die Ohrklappen vorhanden. Das Gebiß besteht aus vier Schneidezähnen, einem Eck-, einem Lück- und vier Backenzähnen in jeder Reihe oben und unten, also aus 32 Zähnen.

Unter den zahlreichen Arten dieser neuerdings in mehrere Sippen zerfällten Gruppe verdient der größte aller südamerikanischen Blutsauger, der Vampir (Phyllostoma spectrum, Vespertilo, Vampyrus spectrum), besonderer Erwähnung. Seine Länge beträgt reichlich 16, die Breite nach Bates 70 Centim. „Der Kopf“, sagt Burmeister, „ist dick und lang, die Schnauze mehr vorgezogen; die Ohren ragen hoch hervor und sind größer als bei den meisten Arten, länglich eirund, ohne recht merklichen Ausschnitt am Außenrande; der spitze, schmale Deckel hat einen Zacken am Grunde; das Nasenblatt ist für die Größe des Thieres klein, schmal, längs der Mitte gekielt, der Stiel ziemlich breit, nicht durch einen Einschnitt von dem schmalzackigen und warzenlosen Nasensaume getrennt, die Oberlippe glatt, die Unterlippe vorn mit zwei großen nackten Warzen bedeckt, der weiche und zarte Pelz dunkelkastanienbraun auf dem Rücken, gelblichbraun auf der Unterseite, die Flughaut wie alle nackten Körpertheile braun.“

Der Vampir bewohnt das nördliche Brasilien und Guiana und hier ebenso wohl die Urwaldungen wie die Gebäude. „Nichts häßlicheres“, sagt Bates, „kann es geben als den Gesichtsausdruck dieses Geschöpfes, wenn man dasselbe von vorne betrachtet. Die großen, lederhäutigen, weit von den Kopfseiten abstehenden Ohren, der speergleiche, aufrechtstehende Nasenbesatz, die funkelnden und glänzenden schwarzen Augen, alles dies vereinigt sich zu einem Ganzen, welches an einen der verschiedenen Kobolde der Fabel erinnert. Kein Wunder daher, daß das einbildungsreiche Volk ein so abstoßendes Geschöpf mit dämonischen Begabungen ausgestattet hat. Der Vampir aber ist einer der harmlosesten Fledermäuse und seine Unschädlichkeit bei allen Uferbewohnern

des Amazonenstromes wohl bekannt.“ Nach älteren und neueren Berichten glaubwürdiger Naturforscher gehört die so arg verschrieene Fledermaus wohl zu den Blattnasen, erweislich aber nicht zu den Blutsaugern, jagt vielmehr des Nachts den Kerbthieren eifrig nach und frißt nebenbei Früchte. „Bei hellem Mondscheine“, sagt Waterton, „konnte ich den Vampir nach den mit reifen Früchten beschwerten Bäumen hinfliegen und diese Früchte ihn fressen sehen. Aus dem Walde brachte er in das Gehöft dann und wann eine runde Frucht von der Größe einer Muskatnuß, welche der wilden Guava glich, und als der Sawarrinußbaum blüthe, trieb er sich an diesem umher. In einer mondhellen Nacht sah ich verschiedene Vampire um die Wipfel dieser Bäume flattern und beobachtete,



Vampir (Phyllostoma spectrum). 1/4 natürl. Größe.

daß von Zeit zu Zeit eine Blüte in das Wasser fiel. Ohne Ursache geschah dies sicher nicht; denn alle Blüten, welche ich prüfte, waren frisch und gesund. So schloß ich, daß sie von den Vampiren gepflückt wurden, entweder um die beginnende Frucht, oder um die Kerbthiere zu verspeisen, welche so oft ihren Wohnsitz in Blumen nehmen.“ Bates bestätigt Watertons Angaben vollständig. „Ich fand zwei verschiedene Arten von Vampiren, den einen von schwärzlicher, den anderen von röthlicher Pelzfärbung, und überzeugte mich, daß beide hauptsächlich von Früchten sich nähren. Die Kirche in Ega war das Hauptquartier beider Arten; denn ich sah sie allabendlich, wenn ich vor dem Thore meines Hauses saß, in Scharen durch das große, offene Fenster hinter dem Altare aus der Kirche hervorfliegen, und hörte sie fröhlich zwitschern, bevor sie nach dem Walde sich aufmachten. Zuweilen kamen sie auch in die Häuser herein, und den ersten von ihnen, welchen ich in meinem Zimmer antraf, während er unter der Decke rund umherflog, sah ich für eine meinem Nachbar entflohene Taube an. Ich öffnete die Magen von mehreren dieser Blattnasen und fand, daß dieselben eine Menge von Weichtheilen und Samen verschiedener Früchte enthielten, untermischt mit

einigen Ueberbleibseln von Kerbthieren. Die Eingeborenen behaupten, daß sie reife Cajus und Guavas in den Gärten plündern. Bei Vergleichung der aus ihrem Magen genommenen Samen mit denen der in Ega gepflegten Bäume aber fand ich, daß dem nicht so sein könne, und es erscheint mir deshalb wahrscheinlich, daß sie nur in den Waldungen ihrer Nahrung nachgehen und gegen Morgen nach den Dörfern kommen, weil sie hier in den Gebäuden eine sicherere Schlafstätte finden als draußen.

*

In Europa wird die Familie vertreten durch die Hufeisennasen (Rhinolophus), von denen, so weit bis jetzt bekannt, unser heimatlicher Erdtheil vier, der größere Theil unseres Vaterlandes zwei Arten beherbergt. Das Gebiß der Hufeisennasen besteht aus 32 Zähnen und zwar zwei durch eine Lücke getrennten, verkümmerten oberen Vorderzähnen, vier geschlossenen unteren Schneidezähnen, einem starken Eckzahne in allen Reihen, einem sehr kleinen und vier größeren Backenzähnen im Oberkiefer und sechs Backenzähnen in jedem Unterkiefer. Der zweite der letzteren ist ganz aus der Zahnreihe herausgerückt und wie der erste des Oberkiefers ungewöhnlich klein, häufig kaum mit bloßem Auge sichtbar; beide scheinen hin und wieder, obschon selten auszufallen. Der vollständige Nasenbesatz besteht aus drei Theilen: dem Hufeisen, dem Längskamme und der Lanzette. Ersteres beginnt vorn auf der Schnauzenspitze, umschließt die in einer tiefen Hautfalte auf dem Rücken liegenden Nasenlöcher und endet mit seinen Seitenästen vor den Augen. Der Längskamm erhebt sich in der Mitte des Hufeisens hinter den Nasenlöchern, hat vorn eine erweiterte Querfläche und hinter derselben eine sattelartige Einbuchtung, in welcher der Längskamm in einer vorstehenden Spitze endet. Die zur Stirn querstehende Hautlanzette erhebt sich zwischen den Augen unter dem hinteren Ende der Hufeisenäste und hat jederseits der erhöhten Mittellinie drei zellenförmige Vertiefungen, welche durch Querhäute von einander getrennt werden. Das Ohr ist weit einfacher; ein häutiger, entwickelter Ohrdeckel ist nicht vorhanden. Die Hufeisennasen haben breite, verhältnismäßig kurze Flughäute; ihr Flügelschlag ist daher flatternd und der Flug weniger gewandt.

Eine der gemeinsten Arten ist die Zwerghufeisennase (Rhinolophus Hipposideros, Vespertilio minutus, Rhinolophus Hippocrepis und bihastatus, Hipposideros bihastatus), eine der kleinsten unserer Fledermäuse. Ihre ganze Länge beträgt nur 6 Centim., ihre Flugbreite 22 Centim. Der Pelz ist hellfarbig, grauweißlich, oben ein wenig dunkler als unten. Unter allen Blattnasen dringt die kleine Hufeisennase am weitesten nach Norden vor. Sie findet sich, laut Koch, in Europa von den Ufern der Nord- und Ostsee bis an die Küste des Mittelmeeres, von der Westküste Europa's bis in den Kaukasus, fehlt aber hier und da in Deutschland gänzlich, während sie an anderen Orten in großer Anzahl auftritt. Am Rhein, am Taunus und an der Lahn gibt es kaum eine alte Ruine mit unterirdischen Gewölben, wo sie nicht gefunden würde; ebenso ist sie in alten Kalksteinhöhlen und alten Bergwerken bis hoch in die Gebirge hinauf eine regelmäßige Erscheinung.

Gegen Klima und Witterung weniger empfindlich als ihre Sippschaftsverwandten, fliegt die Zwerg- oder kleine Hufeisennase ungezwungen doch nicht bei rauhem und nassem Wetter, sucht zu ihrem Aufenthalte immer ganz geschützte Stellen auf und geht dabei in Gruben und Höhlen mitunter in beträchtliche Tiefe hinab. Ihr Winterschlaf währt ziemlich lange; doch scheint die Dauer je nach den Umständen eine verschiedene zu sein. Man sieht mit den ersten Fledermäusen, welche ihre Winterherberge beziehen, auch solche Hufeisennasen im Winterschlafe und ebenso mit den letzten, welche ihre Schlupfwinkel verlassen. Dagegen gibt es aber viele, welche erst später die Winterherberge beziehen und früher munter werden. Diese Verschiedenheit in der Zeit des Anfangs und des Endes vom Winterschlafe scheint durch das Alter nicht, eher durch das Geschlecht beeinflußt zu werden, da Koch im Herbste meistens Männchen sehr früh und im Frühjahre meist Weibchen

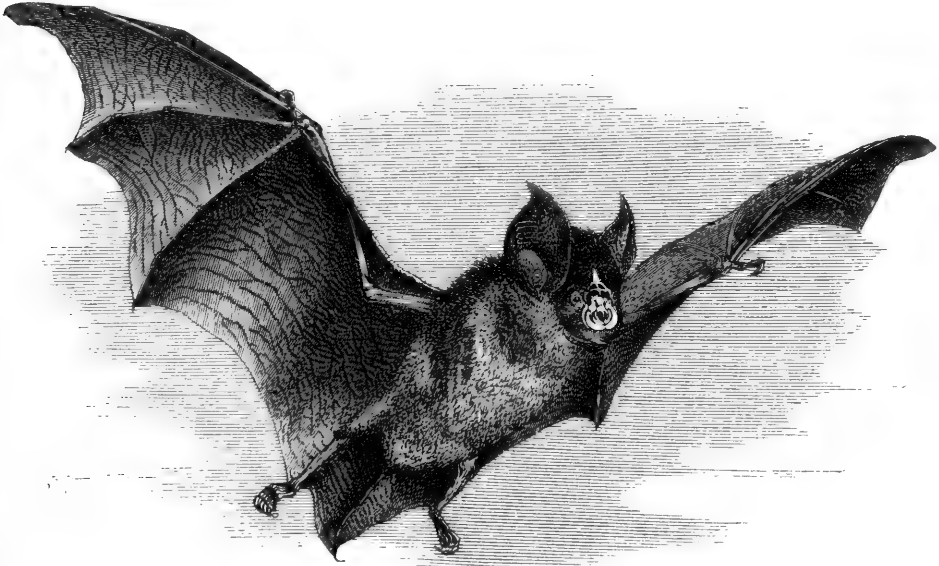
noch sehr spät im Winterschlafe getroffen hat. Ebenso unterbrechen einzelne Hufeisennasen den Winterschlaf, andere nicht.

Während des Sommers hält sich die kleine Hufeisennase mit Vorliebe in unterirdischen Gewölben, alten, wenig betretenen Kellern, in Felsenhöhlen, alten Bergwerken, ebenso auch in unbewohnten Häusern auf. Sie lebt um diese Zeit ebenso gesellig wie im Winter, schart sich jedoch niemals so massenhaft zusammen wie andere Fledermäuse dies thun, hängt auch nicht in Klumpen, sondern einzeln neben einander, so daß eine die andere nicht berührt. Im Zustande der Ruhe hängt sie sich stets frei an die Hinterfüße und schlägt die Flughäute theilweise oder ganz um den Körper. Während des Winterschlafes hüllt sie sich so fest ein, daß man sie eher für einen Pilz als für eine Fledermaus hält. Im Sommer erwacht sie ungemein leicht, so daß man sie auch am hellen Tage, wenn sie ganz ruhig zu schlafen scheint, ohne Netz nicht leicht fangen kann, weil sie bei Annäherung eines Menschen sofort munter wird und wegfliegt. Wenn sie nicht schläft, bewegt sie den Kopf außerordentlich rasch hin und her, um zu wittern, leckt und putzt sich dabei, macht Jagd auf die zahlreichen Schmarotzer, welche ihren Pelz bewohnen, gehört überhaupt zu den muntersten, niedlichsten und anziehendsten unserer einheimischen Fledermäuse, obgleich ihr Flug nur unbeholfen und langsam ist, und sie in der Regel nicht hoch über den Boden sich erhebt. Die Gefangenschaft hält sie leider nicht aus. Sie ist wie die meisten Glieder ihrer Familie sehr erregbar und bekommt, sobald man sie reizt, ja schon berührt, leicht heftiges Nasenbluten, welches in vielen Fällen ihren Tod herbeiführt.

Die Hauptnahrung der Hufeisennasen besteht in Kerbthieren, welche keine harten Theile haben, namentlich kleinen Nachtschmetterlingen, Fliegen ꝛc. Sie ist aber auch ein echter Blutsauger, wie aus Beobachtungen, welche Kolenati gemacht hat, deutlich hervorgeht. Dieser Forscher fand im Winter in einer Kalkhöhle in Mähren fünfundvierzig Stück schlafende Fledermäuse und zwar größtentheils Ohrenfledermäuse und kleine Hufeisennasen, nahm sie mit sich nach Brünn und ließ alle zusammen in einem großen Zimmer, in welchem seine Sammlung aufgestellt war, herumfliegen und sich selbst eine Ruhestätte suchen. Er übernachtete in Gesellschaft der Fledermäuse, um sie genauer beobachten zu können. Von sieben bis zwölf Uhr abends flatterte die Ohrenfledermaus, dann hing sie, um zu ruhen, irgendwo sich fest; von ein bis drei Uhr in der Nacht flatterte die Hufeisennase, und hierauf begab sie sich zur Ruhe; von drei bis fünf Uhr morgens flatterten dann wieder einige Ohrenfledermäuse. Diese hielten sich, selbst wenn der Beobachter ruhig stand, in einer Entfernung von drei bis fünf Fuß von ihm, während die Hufeisennasen seinem Gesichte bis auf zwei Zoll Entfernung sich näherten, einige Augenblicke an einer Stelle flatternd hielten, aber auch oft zu seinen Füßen herabflogen und dort in ähnlicher Entfernung flatternd blieben. Als wenige Tage später unser Naturforscher einem seiner Freunde die Fledermäuse vorführen wollte, fand er zu seinem nicht geringen Erstaunen sechs Hufeisennasen bis auf die Flügelspitzen und Krallen aufgefressen, und eine, deren Kopf auf das furchtbarste verstümmelt war. Zahlreiche Blutspuren, blutige Schnauzen und die angeschwollenen Bäuche sowie die vielen Kothklümpchen verdächtigten die noch vollzählig versammelten Ohrenfledermäuse als Mörder der Verschwundenen, und Untersuchung des Magens einer Getödteten beseitigte jeden etwa noch bestehenden Zweifel. Dagegen bemerkte man aber auf den Flatterhäuten der Ohrenfledermäuse in der Nähe des Körpers frische Wunden, deren Ränder schwammig aufgetrieben erschienen; auch hatten diese Thiere sich dachziegelförmig an einander gehängt und in einen Klumpen zusammengedrückt, während die Hufeisennasen immer vereinzelt die verborgensten Schlupfwinkel zu ihrer Ruhe benutzten. Die Schlußfolgerung dieser Beobachtung war sehr einfach. Die nicht freundlich gegen einander gesinnten Verwandten hatten sich in der Nacht eine Schlacht geliefert. Während der ersten Ruhe der Ohrenfledermäuse waren die Hufeisennasen gekommen, hatten jene verwundet und ihnen Blut ausgesaugt, die Ohrenfledermäuse aber für diese Schändlichkeit während ihrer zweiten Flatterzeit sich gerächt und die Uebelthäter kurzweg aufgefressen!

Ein Grusier erzählte genanntem Beobachter, daß seine Tauben öfters in der Nacht kleine Wunden mit aufgeworfenen Rändern bekämen, welche er nicht zu deuten wisse, und Kolenati schließt jedenfalls richtig, daß diese Wunden ebenfalls von Bissen der Hufeisennase herrühren. So haben wir also auch in Europa wirkliche Vampire, obgleich sie freilich im ganzen außerordentlich harmlos sind und wenigstens keine Veranlassung zu Furcht oder Entsetzen geben können.

Noch häufiger als die geschilderte Art ist die Hufeisennase (Rhinolophus ferrum-equinum, Vespertilio ferrum-equinum, Rhinolophus unihastatus). Ihre Leibeslänge



Hufeisennase (Rhinolophus ferrum-equinum). 4/5 natürl. Größe.

beträgt 5,5, die des Schwanzes außerdem 3,5, die Flugweite 33 Centim. Die Nasenplatte ist sehr groß, das Ohr ziemlich groß, die Behaarung reichlich und lang, die Färbung bei dem Männchen oben aschgrau mit weißlichen Haarwurzeln, auf der Unterseite hellgrau, bei dem Weibchen oben licht röthlichbraun und unten röthlichgrau.

Die Hufeisennase kommt in dem größten Theile des gemäßigten und im südlichen Europa vor, auch fand man sie in Asien, am Libanon. In den Gebirgen geht sie im Sommer bis 2000 Meter in die Höhe. Sie lebt gern gesellig; doch gibt es andere Arten ihrer Familie, welche in weit größerer Anzahl als sie zusammen vorkommen. Bisweilen findet man sie auch mit anderen Arten vereinigt. Ihre Schlafplätze und Winterherbergen sind die gewöhnlichen. Im Frühjahre erscheint sie bald, im Winter nur selten des Abends erst ziemlich spät. Ihre Fluggewandtheit ist, entsprechend den breiten Fittigen, nicht eben bedeutend, und sie erhebt sich keineswegs besonders hoch. Kolenati glaubt, daß auch sie anderen Thieren Blut abzapft. Sie flattert des Nachts in den Schluchten umher, um Rehe und Gemsen anzusaugen, umschwärmt die Lager der Eichhörnchen und macht sich, obgleich ihr Vampirthum noch nicht erwiesen, desselben mindestens in hohem Grade verdächtig.

Zweite Reihe.

Die Krallenthiere.

Vierte Ordnung.

Raubthiere (Carnivora).

Kaum eine andere Abtheilung des Thierreiches umfaßt bei verhältnismäßig gleicher Artenzahl einen größeren Gestaltenreichthum als die Ordnung der Raubthiere, welche wir als die höchststehenden der zweiten Reihe ansehen dürfen. Fast alle Leibesgrößen von der mittleren an bis zu der kleinsten herab, welche die ganze Klasse aufweist, sind in dieser Ordnung vertreten, die verschiedenartigsten Gestalten in ihr vereinigt. Von dem gewaltigen Löwen an bis zum kleinen Wiesel herab — welche Zwischenstufen, welche Mannigfaltigkeit der Ausbildung einer und derselben Grundform! Kaum mag der Laie glauben, daß wirklich nur eine einzige Gestalt allen Raubthieren gemein ist; kaum ist er fähig, den einen Gedanken überall herauszufinden, welcher, falls man so sagen darf, sich in jedem Raubthiere ausspricht: die Unterschiede in der Leibesbildung der Raubsäuger sind allzu groß. Hier die einhellig gebaute, anmuthige Katze, dort die plumpe Hiäne; hier die schlanke, zierliche Schleichkatze mit dem feinen, glatten Felle, dort der kräftige, derbe Hund; hier der tölpisch langsame, schwere Bär und dort der behende, schnelle, leichte Marder: wie können sie alle einem Ganzen angehören? Und wie können sie alle sich vereinigen lassen, sie, von denen diese auf dem Boden, jene auf Bäumen, die anderen im Wasser wohnen und leben? Und doch sind sie alle nicht bloß geistig, sondern auch leiblich innig verwandt.

Sämmtliche Raubthiere zeigen in ihrer leiblichen Ausrüstung und in ihrer geistigen Befähigung eine Einhelligkeit, wie kaum eine andere Ordnung, und diese Gleichmäßigkeit gerade stempelt sie zu ebenso hochstehenden als innig sich verwandten Thieren. Schon die allen mehr oder weniger gemeinsamen Sitten, die gleiche Lebensweise und Nahrung deuten darauf hin, daß Wesen und Sein der betreffenden Thiere, der Bau der Gliedmaßen ebenso wohl wie der des Gebisses und der Verdauungswerkzeuge oder die geistigen Fähigkeiten wesentlich gleichartig sein müssen. Verzerrungen und Absonderlichkeiten, fratzenhafte und widerliche Gestalten fehlen fast gänzlich unter den Raubthieren, und deshalb eben zeigen sie eine viel größere Einhelligkeit im Baue als die Affen, Halbaffen oder Flatterthiere.

Ihre Gliedmaßen stehen mit dem Leibe und unter sich in einhelligem Verhältnisse, haben sehr gleichartig fünf oder vier Zehen und sind ebenso übereinstimmend mit mehr oder minder kräftigen, scharfen oder abgestumpften, in Scheiden zurückziehbaren oder freiliegenden Krallen bewehrt. Alle Sinneswerkzeuge bekunden eine hohe Entwickelung, so verschiedenartig sie auch ausgeprägt zu sein scheinen. Das Gebiß, welches noch aus allen Zahnarten besteht, enthält kräftige, aber doch scharfe, oft schlanke, spitzige und scharfzackige, in und zwischen einander greifende Zähne, welche tief eingekeilt in mächtigen, von gewaltigen Muskeln bewegten Kiefern sitzen.

Der Magen ist stets einfach, der Darm gewöhnlich kurz oder mäßig lang, der Blinddarm immer kurz. Eigenthümlich sind die Afterdrüsen, welche hier und da vorkommen, stark riechende Flüssigkeiten absondern und ebenso wohl zur Vertheidigung gegen stärkere wie zum Herbeilocken schwächerer Geschöpfe dienen können oder endlich eine Fettmasse zum Einreiben des Felles liefern müssen.

Schärfer gefaßt, sind ihre äußerlichen Merkmale folgende. Der Leib, welcher von der plumpen, kurzen Gestalt des Bären an bis zur zierlichen, langen Schleichkatzenform alle Zwischenstufen des Baues aufweist, ruht auf mittelhohen Beinen, deren vier- oder fünfzehige Füße immer scharfe Krallen tragen; der Kopf ist rundlich, die Nasenspitze nackt, die Augen sind groß und scharfblickend, die Ohren aufrecht gestellt, die Lippen stark beschnurrt. Im Gebiß finden sich überall, oben wie unten, sechs Schneidezähne, zwei sehr starke, kegelförmige Eck- oder Fangzähne, hinter ihnen einige scharfgezackte Lückzähne, hierauf die unseren Thieren eigenthümlichen Fleischzähne, deren Kronen scharfe Zacken und stumpfhöckerige Ansätze zeigen, und endlich ein oder mehrere stumpfhöckerige Mahlzähne.

Zergliedern wir die Thiere genauer, so finden wir noch folgende mehr oder weniger allgemeine Eigenthümlichkeiten im Baue der Raubsäuger. Das Geripp erscheint bei aller Leichtigkeit und Zierlichkeit der Formen verhältnismäßig kräftig. Der Schädel ist gestreckt; sein Hirntheil steht mit dem Schnauzentheile ziemlich in gleichem Verhältnisse, d. h. keiner überwiegt den anderen besonders auffällig. Die starken Kämme und Leisten sowie die gewölbten und ziemlich weit vom Schädel abstehenden Jochbögen geben kräftigen Muskeln die erforderlichen Ansatzflächen; die Augenhöhlen sind groß, die Gehörblasen aufgetrieben und die Nasenknochen und Knorpel ausgedehnt: die betreffenden Sinneswerkzeuge haben also Raum zu vollkommener Entwickelung. An den Wirbeln finden sich starke Dornen und lange Fortsätze; die Lendenwirbel verwachsen oft fast vollständig; die Anzahl der Schwanzwirbel schwankt ziemlich bedeutend. Die Glieder ändern im Einklange mit der verschiedenartigen Lebensweise mannigfaltig ab; immer aber ermöglicht ihr Bau zugleich Kraft und Beweglichkeit.

Bei vielen Raubthieren verlängert sich die Nase rüsselförmig und ist oft noch mit besonderen Knorpeln und Knöchelchen versehen: dann dient der Rüssel zum Wühlen. Die Gliedmaßen verkürzen und verdicken sich, und die betreffenden Arten werden hierdurch geschickt, zu graben und eine unterirdische Lebensweise zu führen; sie verlängern sich und gestatten einen eiligen Lauf; sie verbreitern sich durch Schwimmhäute und befähigen zum Aufenthalte im Wasser. Die Krallen sind entweder einziehbar, hierdurch beim Gehen vor dem Abnutzen geschützt und können, wenn sie vorgestreckt werden, als vortreffliche Waffen und Greifwerkzeuge dienen, oder aber stumpf und unbeweglich, können deshalb auch bloß zum Schutze des Fußes, zum Scharren oder Graben und höchstens zum Anklammern gebraucht werden. Das Gebiß ist durch die sehr starken Eck- oder Reißzähne ebenso ausgezeichnet wie durch die zackigen oder mehrspitzigen Kauzähne, ermöglicht daher einen wirksamen Gebrauch zum Kämpfen wie zum Festhalten und Zerfleischen der Beute. Kräftige Muskeln und Sehnen verleihen Stärke und Ausdauer, während ihre Anlage umfassende und gewandte Bewegungen zuläßt.

Hierzu kommen nun noch die ausgezeichneten Sinne. Ausnahmsweise nur zeigt sich einer von ihnen verkümmert; dann aber wird er gewiß durch die übrigen genügend ersetzt. Im allgemeinen kann nicht behauptet werden, daß ein Sinn besonders und überall bevorzugt sei; denn bei den einen ist der Geruch, bei den anderen das Gesicht, bei einzelnen das Gehör bewunderungswürdig ausgebildet, bei einigen spielt auch der Tastsinn eine große Rolle. Zwei Sinne sind regelmäßig sehr scharf, und zwar in den meisten Fällen Geruch und Gehör, in selteneren Gehör und Gesicht. Jedenfalls gibt es nur unter den Fledermäusen scharfsinnigere Thiere, als unsere Räuber es sind.

Die geistigen Fähigkeiten widersprechen den leiblichen Anlagen nicht. Wir finden unter den Raubthieren bewunderungswürdig kluge Geschöpfe und dürfen uns somit nicht wundern, daß sie sich

bald alle List und Verstellungskunst aneignen, welche ihr Räuber- und Diebeshandwerk erfordert. Dazu verleiht ihnen das Gefühl ihrer Stärke Muth und Selbstbewußtsein, wie beides andere Thiere niemals erlangen können. Aber eben diese Eigenschaften haben auch wieder solche im Gefolge, welche nicht sehr für die sonst so herrlichen Geschöpfe einnehmen. Die Raubthiere werden gewohnt zu siegen und eignen sich deshalb bald mit der immer stärker werdenden Herrschsucht Grausamkeit und häufig zuletzt unüberwindliche Mordlust, ja förmliche Blutgier an, in einem Grade, daß sie sogar als Sinnbilder für Menschen angesehen werden können.

Anlagen und Eigenschaften des Leibes und Geistes bedingen Aufenthalt und Lebensweise. Die Raubthiere wohnen und herrschen überall: auf dem Boden oder im Wasser wie in den Kronen der Bäume, auf den Gebirgen wie in der Ebene, im Walde wie auf dem Felde, im Norden wie im Süden. Sie sind ebenso wohl vollendete Nacht- wie Tagthiere; sie gehen ebenso gut in der Dämmerung wie im Lichte der Sonne oder im Dunkel der Nacht ihrer Nahrung nach.

Die klügsten leben gewöhnlich gesellig, die weniger verständigen einsam; die flinken greifen offen an, die minder behenden stürzen aus einem Hinterhalte vor — sie mögen so stark sein, wie sie wollen. Diese gehen gerade, jene auf Schleichwegen auf ihr Ziel los; alle aber verbergen sich so lange als möglich, einzig in der Absicht, durch ihr Erscheinen nicht vorzeitig zu schrecken, und nur wenige suchen, im Bewußtsein ihrer Schwäche, eilig Schutz und Zuflucht, sobald sie irgend etwas verdächtiges bemerken. Je höher sie leiblich begabt sind, und je mehr sie den Tag lieben, um so heiterer, lebendiger, fröhlicher und geselliger zeigen sie sich; je niedriger sie stehen, je mehr sie Nachtthiere sind, um so stumpfer, mürrischer, mistrauischer, scheuer und ungeselliger werden sie. Der Erwerb der Nahrung trägt hierzu wesentlich mit bei; denn er vereinigt oder trennt, bildet den Geist oder stumpft dessen Fähigkeiten.

Alle Raubsäuger nähren sich von anderen Thieren, und ausnahmsweise nur verzehren einige auch Früchte, Körner und anderweitige Pflanzenstoffe. Man hat nach der verschiedenen Nahrung zwei größere Gruppen benannt, Alles- und Fleischfresser nämlich; diese Namen sind aber nicht stichhaltig: denn die Allesfresser bevorzugen ebenso gut ein gediegenes Stück Fleisch wie die größten und wildesten Raubthiere. Sämmtliche Mitglieder unserer Ordnung sind vom Hause aus geborene Räuber und Mörder, gleichviel, ob sie große oder kleine Thiere umbringen, und selbst die, welche Pflanzenkost lieben, zeigen bei Gelegenheit, daß sie von der übrigen Gesellschaft keine Ausnahme machen wollen, soweit es sich um Raub und Mord handelt. Hinsichtlich der Auswahl ihrer Nahrungsstoffe oder, bestimmter gesagt, ihrer Beute unterscheiden sich die Raubsäuger erklärlicherweise in demselben Grade wie hinsichtlich ihres Leibesbaues, ihrer Heimat, ihres Aufenthaltsortes und ihrer Lebensweise. Kaum eine einzige aller Klassen des Thierreiches bleibt vor den Angriffen und Brandschatzungen unserer Raubritter gesichert. Die größten und stärksten Glieder der Ordnung halten sich zumeist an die ihnen zunächststehende erste Klasse, ohne jedoch deshalb tieferstehende Thiere zu verschmähen. Nicht einmal der Löwe nährt sich ausschließlich von Säugethieren, und die übrigen Katzen zeigen sich noch weit weniger wählerisch als er. Die Hunde, eigentlich echte Fleischfresser, dehnen ihre Jagd schon weiter aus; unter den Schleichkatzen und Mardern finden wir bereits einige, welche sich ausschließlich von Fischen oder gern von Lurchen nähren; die Bären sind eben die „Allesfresser“ und lassen sich auch in der That Pflanzenkost so gut wie Thierfleisch munden. Somit finden also die Wirbelthiere ebenso gut ihre Liebhaber oder richtiger ihre Feinde wie die niederen Thiere. Und mögen die einen wie die anderen auf dem festen Boden oder im Wasser oder im Gezweige der Bäume sich aufhalten, im Norden wie im Süden, in der Höhe wie in der Tiefe leben: den Tod verbreiten sie überall um sich her, Rauben und Morden enden niemals.

Einige Raubsäugethiere führen, wie man annimmt, ein wirkliches Eheleben, kein einziges aber ein solches auf Lebenszeit. Bei einigen Katzen und Mardern leben während und nach der Paarungszeit beide Geschlechter enger zusammen als im Verlaufe des übrigen Jahres, stehen sich auch wohl gegenseitig bei, um die Kinder zu ernähren oder zu beschützen und zu vertheidigen: bei anderen

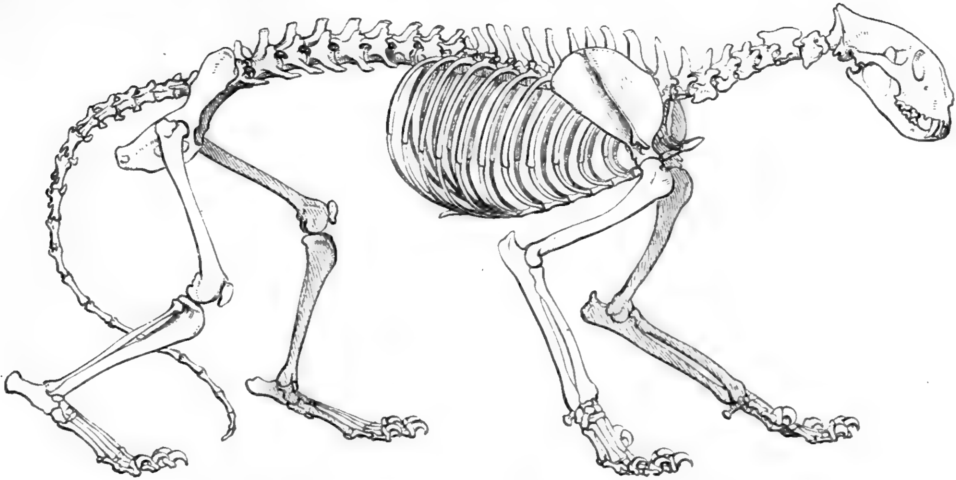
und zwar bei der größeren Anzahl pflegt der Vater seine eigenen Sprößlinge als gute Beute zu betrachten und muß von der Mutter zurückgetrieben werden, wenn er das Lager seiner Nachkommenschaft zufällig aufgefunden hat. Unter derartigen Umständen ist die Mutter natürlich die einzige Pflegerin. Die Anzahl der Jungen eines Wurfes schwankt erheblich, sinkt aber niemals, mindestens bloß ausnahmsweise, bis auf Eins herab. Alle Jungen werden blind geboren und sind längere Zeit sehr hülflos, entwickeln sich dann aber verhältnismäßig rasch. Ihre Mutter unterrichtet sie ziemlich ausführlich in ihrem Gewerbe und begleitet und schützt sie jedenfalls so lange, als sie noch unfähig sind, selbständig für sich zu sorgen. Bei Gefahr tragen einige, aber sehr wenige Mütter ihre Brut in den Armen oder auf dem Rücken fort; die übrigen schleppen sie mit dem Maule weg.

Der Mensch lebt mit fast allen Raubthieren in offener Fehde. Höchst wenige von ihnen hat er durch Zähmung sich nutzbar zu machen gesucht, eines von ihnen freilich in einem Grade wie kein anderes Thier überhaupt. Die größere Anzahl wird mit mehr oder weniger Recht als schädlich angesehen und leidenschaftlich gehaßt, deshalb auch unerbittlich verfolgt, ein unverhältnismäßig kleiner Theil geschont. Das Fleisch oder Fett der einen wird gegessen, das kostbare Fell der anderen zu werthvollen Kleiderstoffen verwendet: und hier läßt sich gegen ihre Tödtung nicht wohl etwas einwenden; sehr unrecht aber ist es, daß auch die nicht bloß unschuldigen, sondern sogar nützlichen Raubsäuger verkannt werden und der blinden Zerstörungswuth unterliegen müssen. Schon aus diesem Grunde verdient unsere Ordnung von allen Menschen sorgfältiger studirt zu werden als bisher; denn es ist doch wahrhaftig wichtig genug, seine Freunde von seinen Feinden unterscheiden zu lernen.

Der Laie wird keinen Augenblick im Zweifel sein, welcher Familie er die Ehre geben soll, die Reihe aller Raubthiere zu beginnen. Er gedenkt an den schon von den Alten zu der Thiere König gekrönten Löwen und räumt ihm gern jede Bevorzugung ein, sogar auf Kosten des liebsten und getreuesten Hausfreundes Hund, dessen geistiges Wesen einer anderen, weit werthvolleren Krone würdig ist. Diesmal darf auch der Forscher mit dem Laien übereinstimmen, und somit vereinigen wir in der ersten Familie die Katzen (Felidae).

Unter den Krallenthieren nehmen die Katzen beinahe dieselbe Stellung ein, welche dem Menschen unter den Handthieren zukommt. Sie sind nicht bloß die vollendetsten Raubthiergestalten, sondern, mit alleiniger Ausnahme des Menschen, die vollendetsten Thiere überhaupt. Ein gleiches Ebenmaß zwischen Gliedern und Leib, gleiche Regelmäßigkeit und Einhelligkeit des Baues wie bei ihnen finden wir in der ersten Klasse nicht wieder. Bei ihnen ist jeder einzelne Leibestheil anmuthig und zierlich, und eben deshalb befriedigt das ganze Thier unser Schönheitsgefühl in so hohem Grade. Wir dürfen, ohne fehlzugreifen, unsere Hauskatze als Bild der gesammten Gesellschaft betrachten; denn in keiner zweiten Familie ist die Grundform bei allen Mitgliedern so streng wiederholt, in keiner anderen Thiergruppe unterscheiden sich die einzelnen Sippen und Arten so wenig von einander wie bei den Katzen. Alle Sippenkennzeichen erscheinen hier als nebensächliche, äußerliche Merkmale im Vergleiche zu den Unterschieden, welche die verschiedenen Gruppen und Arten anderer Familien aufweisen: der Löwe mit seiner Mähne oder der Luchs mit seinen Ohrpinseln und dem Stumpfschwanze bleiben ebenso gut Katzen, wie der Hinz oder der Leopard. Selbst dem Jagdpanther oder Gepard, welcher das allgemeine Gepräge am wenigsten zeigt, muß man scharf auf die Finger sehen, bevor man ihn ganz kennen lernt: als halbe Katze nur, als Zwitter gleichsam von Katze und Hund. Eine so vollkommene Uebereinstimmung wird bloß bei Thieren gefunden, welche eine hohe Stellung einnehmen.

Der Bau des Katzenleibes darf als bekannt vorausgesetzt werden; denn der kräftige und doch zierliche Leib, der kugelige Kopf auf dem starken Halse, die mäßig hohen Beine mit den dicken Pranken, der lange Schwanz und das weiche Fell mit seiner immer angenehmen, der Umgebung



Gerippe des Tigers (Tigris regalis). Aus dem Berliner anatomischen Museum.

innig sich anschmiegenden Färbung sind Kennzeichen, welche Jedermann sich eingeprägt haben dürfte. Vollendet am Katzenleibe müssen die Waffen erscheinen. Das Gebiß ist furchtbar. Die Eck- oder Reißzähne bilden große, starke, kaum gekrümmte Kegel, welche alle übrigen Zähne weit überwiegen und eine wahrhaft vernichtende Wirkung äußern können. Ihnen gegenüber verschwinden die auffallend kleinen Schneidezähne, erscheinen selbst die starken, durch scharfe, gegenseitig in einander eingreifende Zacken und Spitzen ausgezeichneten Kauzähne, welche aufgehört haben, Mahlzähne zu sein, schwach und unbedeutend. Mit diesem Gebiß steht die dicke und fleischige, wegen ihrer feinen, hornigen, auf krausen Warzen sitzenden und nach hinten gerichteten Stacheln besonders merkwürdige Zunge im vollsten Einklange. Sie bewaffnet gleichsam noch einmal das Maul, ebenso wie bei manchen Schlangen und den raubgierigsten Fischen außer den Kinnladen der Gaumen mit Zähnen gespickt ist. Wenn nun auch die Stacheln der Katzenzunge von jenen Gaumenzähnen genügend sich unterscheiden, haben sie doch immer noch Schärfe genug, um bei fortgesetztem Lecken eine zarte Haut blutig zu ritzen, und übrigens dienen sie wirklich beim Fressen zur Unterstützung der Zähne, welche wegen ihrer Schärfe und Zackung nur einen einseitigen Gebrauch zulassen, zum Zermalmen der Speise aber als unbrauchbar sich erweisen. Die Zähne sind jedoch nicht die eigentlichen Angriffswaffen der Katzen: in ihren Klauen besitzen sie noch furchtbarere Werkzeuge zum sicheren Ergreifen und tödtlichen Verwunden ihrer Beute oder zur Abwehr im Kampfe. Ihre breiten und abgerundeten Füße zeichnen besonders durch die verhältnismäßige Kürze sich aus, und diese hat ihren Grund darin, daß das letzte Zehenglied aufwärts gebogen ist. So kann es beim Gange den Boden gar nicht berühren und ermöglicht dadurch Schonung der auf ihm sitzenden sehr starken und äußerst spitzigen Sichelkrallen. In der Ruhe und bei gewöhnlichem Gange erhalten zwei dehnbare Bänder, von denen das eine oben und das andere seitlich befestigt ist, das Glied in seiner aufrechten Stellung; bei Zorn und im Augenblicke der Benutzung zieht es der starke, tiefe Beugemuskel, dessen Sehne sich unten ansetzt, gewaltsam hernieder, streckt dadurch den Fuß und verwandelt ihn in die fürchterlichste Tatze, welche es überhaupt geben kann. Dieser Fußbau ist die Ursache, daß die gehenden Katzen niemals eine Fährte hinterlassen, in welcher Abdrücke der Krallen bemerklich sind; das Leisetreten dagegen hat seinen Grund in den weichen, oft dicht behaarten Ballen an den Sohlen.

Um wo möglich allen Lesern gerecht zu werden, will ich noch folgende Kennzeichen der Katzen angeben. Die Wirbelsäule zählt 20 Brust- und Lendenwirbel, 2 bis 3 Kreuzbein- und 15 bis 29 Schwanzwirbel. Das Gebiß besteht aus 30 Zähnen und zwar sechs Vorderzähnen und einem Reißzahne sowie je zwei Lückzähnen oben und unten, endlich zwei Backenzähnen im Oberkiefer und

einem im Unterkiefer. Die Knochen der Gliedmaßen sind durchgehends sehr kräftig, die Schulterbeine aber verkümmert. Die Vorderfüße haben fünf, die hinteren vier Zehen. Der Darm erreicht die drei- bis fünffache Leibeslänge. Beim Weibchen stehen vier Zitzen am Bauche oder noch vier an der Brust.

Die Katzen sind starke und äußerst gewandte Thiere. Jede ihrer Bewegungen zeigt von ebenso viel Kraft wie anmuthiger Behendigkeit. Fast alle Arten der Familie ähneln sich in ihren leiblichen wie in ihren geistigen Eigenschaften, wenn auch diese oder jene Art etwas vor der anderen voraus zu haben oder hinter ihr im Nachtheile zu stehen scheint. Alle Katzen gehen gut, aber langsam, vorsichtig und geräuschlos, laufen schnell und sind fähig, wagerechte Sprünge zu machen, welche die Länge ihres Leibes verhältnismäßig um zehn bis fünfzehn Mal übertreffen. Nur höchst wenige der größeren Arten sind nicht im Stande, zu klettern, während diese Kunst von der Mehrzahl mit vielem Geschicke betrieben wird. Obgleich vom Hause aus große Feinde des Wassers, schwimmen sie doch recht gut, wenn es sein muß; wenigstens kommt keine einzige Art leicht im Wasser um. Zudem verstehen sie ihren schmucken Leib zusammenzudrücken oder zusammenzurollen, gebrauchen ihre Tatzen mit großer Fertigkeit und wissen mit unfehlbarer Sicherheit vermittelst derselben ein Thier selbst in seinem Laufe oder Fluge zu erfassen. Hierzu kommt noch die verhältnismäßige Stärke ihrer Glieder und ihre Ausdauer. Die größten Arten strecken mit einem einzigen Schlage ihrer furchtbaren Pranken ein Thier zu Boden, welches größer ist als sie selbst, und schleppen ohne Mühe unglaubliche Lasten fort.

Unter den Sinnen stehen wohl Gehör und Gesicht obenan. Ersteres ist unzweifelhaft das Werkzeug, welches sie bei ihren Raub- und Streifzügen leitet. Sie vermögen Geräusche auf große Entfernungen hin wahrzunehmen und richtig zu beurtheilen, vernehmen den leisesten Fußtritt, das schwächste Rascheln im Sande und finden durch ihr Gehör selbst nicht gesehene Beute auf. Diese Sinnesschärfe scheint schon äußerlich angedeutet zu sein; denn obschon die Ohrmuscheln fast nirgends besonders groß zu sein pflegen, zeigen sie doch hier und da besondere Verzierungen oder Anhängsel durch steife Haare ꝛc., welche zwar weniger zur Auffangung des Schalles dienen, aber doch den hervorragendsten Sinn kennzeichnen dürften. Das Gesicht ist weniger begünstigt, obwohl keineswegs schwach zu nennen. Ihr Auge reicht wahrscheinlich nicht in große Fernen, ist aber für die Nähe vortrefflich. Der Stern, welcher bei den größeren Arten rund ist und im Zorne sich kreisförmig erweitert, nimmt bei den kleineren Arten die Gestalt einer Ellipse an und zeigt sich dann einer großen Ausdehnung fähig. Bei Tage zieht er unter Einwirkung des zu grellen Lichtes bis auf einen feinen Spalt sich zusammen, in der Aufregung oder in der Dunkelheit rundet er fast bis zu einem vollen Kreise sich aus. Auf das Gesicht dürfen wir wohl das Gefühl folgen lassen, welches ebenso wohl als ausgebildete Tastfähigkeit wie als Empfindungsvermögen sich kund gibt. Zu Tastwerkzeugen dienen hauptsächlich die Bartschnurren zu beiden Seiten des Maules und über den Augen, vielleicht auch die Pinsel am Ohre der Luchse. Schneidet man einer Katze ihre Bartschnurren weg, so versetzt man sie in eine höchst ungemüthliche Lage; sie wird förmlich rath- und thatlos oder zeigt zum mindesten eine merkliche Unruhe und Ungewißheit, welche später, jedoch bloß nach dem Wiederwachsen jener Borsten, sich verliert. Aber auch die Pfoten erscheinen zum Tasten ganz geeignet. Die Empfindlichkeit ist über den ganzen Körper verbreitet. Alle Katzen sind höchst empfänglich für Einflüsse von außen und zeigen eine unverkennbare Misstimmung bei unangenehmen oder große Behaglichkeit bei angenehmen Reizen. Wenn man ihr seidenweiches Haar streichelt, wird man sie stets in eine fast freudige Aufregung versetzen, während sie, wenn dieses Haar befeuchtet wird oder sie sonstigen widerwärtigen Einflüssen ausgesetzt sind, großen Mismuth an den Tag legen. Geruch und Geschmack dürften so ziemlich auf gleicher Stufe stehen; vielleicht ist der Geschmack noch besser als der Geruch. Die meisten Katzen sind trotz ihrer rauhen Zunge für Gaumenkitzel sehr empfänglich und erfreuen sich besonders an schwach gesalzenen und süßlichen Speisen, vor allem an thierischen Flüssigkeiten, wie an Blut und an Milch, während dem

Geruchswerkzeuge schon sehr starkriechende Dinge geboten werden müssen, wenn es sich befriedigt zeigen soll. Die merkwürdige Vorliebe gewisser Katzen für stark duftende Pflanzen, wie für Baldrian und Katzengamander, läßt jedenfalls die Schlußfolgerung zu, daß ihr Geruch nur ein sehr untergeordneter sein kann; denn alle feinriechenden Thiere würden sich mit Abscheu von derartigen Gegenständen abwenden: die Katzen aber wälzen sich wie sinnlos, gleichsam im höchsten Rausche, auf jenen Pflanzen herum.

Hinsichtlich ihrer geistigen Fähigkeiten stehen die Katzen hinter den Hunden zurück, jedoch nicht so weit, wie man gewöhnlich anzunehmen pflegt. Vergessen darf man nicht, daß wir bei Abwägung der Geisteskräfte beider Familien beständig an zwei kaum maßgebende Vorbilder denken: an den seit Jahrtausenden von uns erzogenen, geschulten, gebildeten, vermenschlichten Haushund und an die vernachlässigte, vorurtheilsvoll betrachtete und gewöhnlich mishandelte Hauskatze. Vergleichen wir wildlebende Arten beider Familien, beispielsweise Fuchs und Luchs, so stellt sich das Ergebnis schon ganz anders und zwar entschieden günstiger für die Katzen. Diese als geistig tief stehende Thiere zu betrachten, wie ausgesprochen oder nicht ausgesprochen noch häufig geschieht, ist ein grober Fehler. Bei der Mehrzahl der Arten treten allerdings die höheren oder edlen Geisteskräfte weniger als die niederen hervor; doch liefert uns unser Hinz, wenn er gut behandelt wird, den Beweis, daß auch die Katzen der Erziehung und Geistesveredelung fähig sind. Die Hauskatze gibt uns oft genug Beispiele von treuer Anhänglichkeit an den Menschen und von hohem Verstande. Der Mensch nimmt sich gewöhnlich nicht die Mühe, ihre Fähigkeiten genauer zu erforschen, sondern läßt von dem einmal feststehenden Urtheile über sie sich einnehmen und von selbständiger Prüfung zurückschrecken. Der Charakter der meisten Arten ist allerdings ein Gemisch von ruhiger Besonnenheit, ausdauernder List, Blutgier und Tollkühnheit; doch gibt es auch sehr edelstolze, muthige Katzen wie den Löwen, oder sanfte wie den Jagdleoparden. In Gesellschaft des Menschen zeigen sie sich bald durchaus anders als in der Freiheit; sie erkennen die menschliche Herrschaft an, fühlen Dankbarkeit für ihren Herrn, wollen, daß er ihnen schmeichele, sie liebkose, kurz werden oft rückhaltslos zahm, wenn auch zuweilen ihre tief eingewurzelten natürlichen Begabungen plötzlich wieder durchbrechen. Hierin beruht hauptsächlich der Grund, daß man die Katzen falsch und tückisch nennt; denn nicht einmal derjenige Mensch, welcher Thiere zu quälen oder zu mishandeln pflegt, will ihnen das Recht zugestehen, einmal auf Augenblicke das ihnen auferlegte Joch der Sklaverei abzuschütteln.

Die Katzen sind gegenwärtig in allen Theilen der alten Welt und in Amerika zu finden. Sie bewohnen die Ebenen wie die Gebirge, dürre, sandige Stellen wie feuchte Niederungen, den Wald wie das Feld. Einige steigen selbst in das Hochgebirge hinauf und werden dort in beträchtlichen Höhen getroffen; andere treiben sich auf freien, offenen, mit Gesträuchen bewachsenen Steppen oder in Wüsten umher; noch andere ziehen die schilfreichen Ufer von Flüssen, Bächen und Sümpfen vor: bei weitem der größte Theil aber gehört dem Walde an. Die Bäume bieten ihnen alles erforderliche, namentlich vortreffliche Verstecke, in denen sie sich leicht verbergen können, ebensowohl, um über ihre Beute herzufallen, als auch, um sich den Blicken ihrer Feinde zu entziehen. Zu solchen Verstecken dienen den kleineren Arten Felsspalten, hohle Bäume, verlassene Baue von anderen Säugethieren und dergleichen, während sich die größeren im Gebüsche zu verbergen pflegen. Obwohl die wildlebenden Katzen diejenigen Gegenden bevorzugen, in denen der Mensch noch nicht zur vollen Herrschaft gelangen konnte, kommen sie doch oft in unverschämt dreister Weise zu den Wohnungen des Menschen heran, um hier über ihn selbst herzufallen oder seinen Viehstand zu berauben. Zu diesem Behufe verlassen sie ihr Lager mit Einbruch der Nacht und streifen nun entweder ziemlich weit umher oder legen sich an belebten Paßstraßen der Menschen und Thiere auf die Lauer. Bei Tage fallen nur höchst wenige auf Beute, und ebenso ziehen sie sich zu dieser Zeit feig zurück, wenn sie angegriffen werden. Ihr wahres Leben beginnt und endigt mit der Dunkelheit. Besonders gut gelegene Versteckplätze werden ziemlich regelmäßig bewohnt; die

Mehrzahl aber hat kein bestimmtes Lager und wählt sich, sobald der Morgen sie auf dem Streifzuge überrascht, zum Verstecke den ersten besten Ort, welcher Sicherheit verheißt.

Ihre Nahrung nehmen die Katzen sich aus allen Klassen der Wirbelthiere, wenn auch die Säugethiere unzweifelhaft ihren Verfolgungen am meisten ausgesetzt sind. Einige Arten stellen mit Vorliebe Vögeln nach, andere, aber wenige, verzehren nebenbei das Fleisch mancher Lurche, namentlich der Schildkröten, wieder andere gehen sogar auf den Fischfang aus. Die wirbellosen Thiere werden im ganzen wenig von ihnen behelligt, und wohl nur zufällig fängt sich diese oder jene Art einen Krebs oder ein Kerbthier. Sämmtliche Katzen fressen vorzugsweise Beute, welche sie selbst sich erworben haben, nur sehr wenige fallen auf das Aas und dann gewöhnlich auch bloß auf solches, welches von selbst gemachter Beute herrührt. Dabei bekunden einige unersättlichen Blutdurst: es gibt Arten, welche, wenn sie es können, bloß von Blut sich nähren und förmlich in diesem „ganz besonderen Safte" berauschen.

In der Art und Weise ihres Angriffes ähneln sich alle Arten mehr oder weniger. Leisen, unhörbaren Schrittes schleichen sie äußerst aufmerksam durch ihr Jagdgebiet und äugen und lauschen scharf nach allen Richtungen hin. Das geringste Geräusch erregt ihre Aufmerksamkeit und bewegt sie, der Ursache desselben nachzugehen. Dabei gleiten sie in geduckter Stellung vorsichtig auf dem Boden hin, regelmäßig unter dem Winde, und fallen, wenn sie sich nahe genug glauben, plötzlich mit einem oder mehreren Sätzen über ihr Schlachtopfer her, schlagen ihm die furchtbaren Tatzen in das Genick oder in die Seiten, reißen es zu Boden, erfassen es mit dem Maule und beißen einige Male schnell nach einander heftig zu. Hierauf öffnen sie das Gebiß ein wenig, ohne jedoch das erfaßte Thier fahren zu lassen, beobachten es vielmehr scharf und beißen von neuem, sowie noch ein Fünkchen Leben in ihm sich regt. Viele stoßen während dem ein Brüllen oder Knurren aus, welches ebenso gut Behaglichkeit als Gier oder Zorn ausdrückt, und bewegen nebenbei die Spitze ihres Schwanzes. Die meisten haben die abscheuliche Gewohnheit, ihre Schlachtopfer noch lange zu quälen, indem sie ihnen scheinbar etwas Freiheit gewähren und sie oft auch wirklich ein Stückchen laufen lassen, jederzeit aber im rechten Augenblicke wieder erfassen, von neuem niederdrücken, nochmals laufen lassen 2c., bis die Gepeinigten endlich ihren Wunden erliegen. Auch die größten Arten scheuen Thiere, von denen sie bedeutenden Widerstand erwarten, und greifen sie bloß dann an, wenn sie durch Erfahrung sich überzeugt haben, daß sie trotz der Stärke ihrer Gegner als Sieger aus einem etwaigen Kampfe hervorgehen. Selbst Löwe, Tiger und Jaguar fürchten anfangs den Menschen und gehen ihm fast feig aus dem Wege; nachdem sie aber gelernt haben, welch schwaches, wehrloses Geschöpf er ist, werden sie seine furchtbarsten Feinde, und es scheint fast, als ob sie dann das Menschenfleisch dem aller übrigen Säugethiere entschieden vorziehen. Obgleich beinahe alle Katzen gute Läufer sind, stehen sie doch von weiterer Verfolgung eines Schlachtopfers ab, wenn ihnen der Angriffssprung mislang. Nur an sehr geschützten Orten verzehren sie eine gemachte Beute gleich an Ort und Stelle; gewöhnlich schleppen sie das erfaßte Thier, nachdem sie es getödtet oder wenigstens widerstandslos gemacht haben, an einen stillen, versteckten Ort und verzehren es hier in aller Ruhe und Behaglichkeit. Wenn ihre Wohngegend reich an Beute ist, zeigen sie sich außerordentlich lecker und überlassen bei weitem den größten Theil der von ihnen erjagten Geschöpfe anderen Thieren, den Schmarotzern und Bettlern an ihrer Tafel.

In der Regel werfen die weiblichen Katzen mehrere, ausnahmsweise nur ein einziges Junge. Man kann sagen, daß die Anzahl der letzteren zwischen Eins und Sechs schwankt; einige Arten sollen noch mehr zur Welt bringen. Die Pflegerin der Jungen ist die Mutter; der Vater bekümmert sich bloß gelegentlich um sie. Eine Katzenmutter mit ihren Jungen gewährt ein höchst anziehendes Bild. Man sieht die mütterliche Zärtlichkeit und Liebe in jeder Bewegung der Alten ausgedrückt, hört sie in jedem Tone, welchen man vernimmt. Es liegt eine Zartheit und Weiche in der Stimme, welche man gar nicht vermuthet hätte. Dabei beobachtet die Alte ihre Kleinen mit so viel Sorgfalt und Aufmerksamkeit, daß man gar nicht zweifeln kann, wie sehr ihr

die Kinderschar ans Herz gewachsen ist. Besonders wohlthuend ist bei einem solchen Katzengehecke die Reinlichkeitsliebe, zu welcher die Mutter ihre Jungen schon in der frühesten Jugend anhält. Sie hat ohne Unterlaß zu putzen, zu lecken, zu glätten, zu ordnen und duldet nicht den geringsten Schmutz in der Nähe des Lagers. Gegen feindliche Besuche vertheidigt sie ihre Sprößlinge mit Hintansetzung des eigenen Lebens, und alle größeren Arten der Familie werden, wenn sie Junge haben, im höchsten Grade furchtbar. Bei vielen Katzen muß die Mutter ihre Brut unter Umständen auch gegen den Vater schützen, weil dieser die Jungen, so lange sie noch blind sind, ohne weiteres auffrißt, wenn er in das unbewachte Lager kommt. Daher rührt wohl auch hauptsächlich die große Sorgfalt aller Katzen, ihr Geheck möglichst zu verbergen. Nachdem die Jungen etwas mehr herangewachsen sind und sich schon als echte Katzen zeigen, ändert sich die Sache; dann thut auch der Kater oder das Katzenmännchen überhaupt ihnen nichts mehr zu Leide. Und nun beginnt ein gar lustiges Kindheitsleben der kleinen, zu Spiel und Scherz jeder Art immer geneigten Thiere. Die natürliche Begabung zeigt sich schon bei den ersten Bewegungen und Regungen, deren die Kätzchen fähig sind. Ihre Kinderspiele sind bereits nichts anderes als Vorübungen zu der ernsten Jagd, welche die Erwachsenen betreiben. Alles, was sich bewegt, zieht ihre Aufmerksamkeit auf sich. Kein Geräusch entgeht ihnen: die kleinen Lauscher spitzen sich bei dem leisesten Rascheln in der Nähe. Anfangs ist der Schwanz der Alten die größte Kinderfreude der Jungen. Jede seiner Bewegungen wird beobachtet, und bald macht sich die übermüthige Gesellschaft daran, diese Bewegungen durch ihre Fangversuche zu hemmen und zu hindern. Doch die Alte läßt durch solche Neckereien nicht im geringsten sich stören und fährt fort, ihrer inneren Seelenstimmung durch die Schwanzbewegungen Ausdruck zu geben, ja sie bietet ihren Kleinen förmlich dieses Glied zu beliebigem Gebrauche dar. Wenige Wochen später sieht man die ganze Familie bereits mit den lebhaftesten Spielen beschäftigt, und nun wird die Alte geradezu kindisch, die Löwenmutter ebenso gut wie die Erzeugerin unserer Hauskatzen. Oft ist die ganze Gesellschaft zu einem scheinbaren Knäuel geballt, und eins fängt und häkelt nach dem Schwanze des anderen. Mit dem zunehmenden Alter werden die Spiele immer ernstlicher. Die Kleinen lernen erkennen, daß der Schwanz doch nur ein Stück ihres eigenen Selbst ist, wollen aber ihre Kraft bald an etwas anderem versuchen. Jetzt schleppt ihnen die Alte kleine, oft noch halb, oft ganz lebendige Thiere zu. Diese werden frei gelassen, und es übt sich die junge Brut mit Eifer und Ausdauer in dem räuberischen Gewerbe, welches sie später betreiben wird. Schließlich nimmt die Alte sie mit auf die Jagd hinaus; da lernen sie nun vollends alle Listen und Schleichwege, die ruhige Beherrschung ihrer selbst, die plötzlichen Angriffe, kurz die ganze Kunst des Raubes. Erst wenn sie ganz selbständig geworden sind, trennen sie sich von der Mutter oder den Eltern und führen nun längere Zeit ein einsames, umherschweifendes Leben.

Die Katzen stehen der ganzen übrigen Thierwelt als Feinde gegenüber; deshalb ist der Schaden, welchen sie anrichten, außerordentlich bedeutend. Freilich muß man bedenken, daß die großen Arten der Familie fast sämmtlich in Ländern leben, welche unglaublich reich an Beute sind; ja man kann sogar behaupten, daß einige geradezu einer schädlichen Vermehrung mancher Wiederkäuer und Nager hindernd in den Weg treten, und somit mittelbar auch uns nützlich werden. Bei den kleineren Arten überwiegt der Nutzen, welchen sie leisten, den von ihnen angerichteten Schaden bei weitem. Ihre Jagd beschränkt sich auf kleinere Säugethiere und Vögel, und namentlich die dem menschlichen Haushalte so überaus lästigen und schädlichen kleinen Nager finden in ihnen das wirksamste Gegengewicht und die gefährlichsten Feinde. Unser Hinz ist uns geradezu unentbehrlich geworden; aber auch die wildlebenden kleineren Katzenarten bringen viel mehr Nutzen als Schaden. Außerdem verwerthet der Mensch das Fell und hier und da selbst das Fleisch unserer Thiere. In China dient das Katzenfell als Standeszeichen; die übrigen Völker schätzen es mehr seiner Farbenschönheit als seiner wirklichen Güte wegen; denn diese ist nicht eben hoch anzuschlagen.

Jagd und Fang der schädlichen Arten werden überall mit großem Eifer betrieben, und es gibt Leute, welche gerade in der Gefährlichkeit dieser Jagd das höchste Vergnügen der Erde finden.

Zur Sonderung der verschiedenen Katzenarten in kleinere Gruppen oder Sippen sind, wie erwähnt, ziemlich nebensächliche Merkmale maßgebend. Man ordnet die Thiere schon nach ihrer Färbung oder nach äußeren Haarwucherungen. Einzelne Arten bieten durch ihren ziemlich abweichenden Leibesbau, durch die stumpfkralligen Zehen oder den kurzen Schwanz bessere Anhaltspunkte zur Unterscheidung dar; aber auch diese Unterschiede berechtigen kaum zur Trennung von den übrigen Arten. Gleichwohl folgen wir hier der hergebrachten Eintheilung und stellen den Löwen die einfarbigen Katzen Amerika's, den Tigern die Pardelkatzen, den Luchsen die Buschkatzen und Hinze gegenüber, räumen dem Bindegliede zwischen Katze und Hund, dem Jagdleoparden oder Gepard, eine gewisse Selbständigkeit ein und geben allen diesen Unterscheidungsformen etwa den Werth der Sippen aus anderen Familien. Die nachstehenden Blätter werden jedoch durch Wort und Bild beweisen, daß das ganze künstliche Gebäude der Systematik bei den Katzen auf sehr schwachem Grunde fußt, und jeden Leser alle Katzen der Erde als Geschwisterkinder erkennen lassen.

Ein einziger Blick auf den Leib des Löwen, auf den Ausdruck seines Gesichtes genügt, um der uralten Auffassung aller Völker, welche das königliche Thier kennen lernten, vom Grunde des Herzens beizustimmen. Der Löwe ist der König der vierfüßigen Räuber, der Herrscher im Reiche der Säugethiere. Und wenn auch der ordnende Thierkundige diese königliche Würde eben nicht achten will und in dem Löwen nur eine Katze von besonders kräftigem Baue erkennen muß: der Gesammteindruck, welchen das herrliche Thier macht, wird auch den Forscher zwingen, ihm unter allen seinen Verwandten die höchste Stelle einzuräumen.

Die Löwen (Leo) sind leicht von sämmtlichen übrigen Katzen zu unterscheiden. Ihre Hauptkennzeichen liegen in dem stark gebauten, kräftigen Leibe mit der kurzen, glatt anliegenden, einfarbigen Behaarung, in dem breiten, kleinäugigen Gesichte, in dem Herrschermantel, welcher sich um ihre Schultern schlägt, und in der Quaste, welche ihre Schwanzspitze ziert. Beim Vergleiche mit anderen Katzen erscheint der Rumpf der Löwen kurz, der Bauch eingezogen, und der ganze Körper deshalb sehr kräftig, nicht aber plump. An der Spitze des Schwanzes, in der Quaste verborgen, steckt ein horniger Nagel, den schon Aristoteles beachtete, aber viele der neueren Naturforscher leugneten. Die Augen sind klein und haben einen runden Stern, die Schnurren ordnen sich in sechs bis acht Reihen. Vor allem ist es die Mähne, welche die männlichen Löwen auszeichnet und ihnen das stolze, königliche Ansehen verleiht.

„Ein Königsmantel, dicht und schön,
Umwallt des Löwen Brust und Mähn',
Eine Königskrone wunderbar,
Sträubt sich der Stirne straffes Haar."

Diese Mähne bekleidet in vollster Ausbildung den Hals und die Vorderbrust, ändert aber so verschieden ab, daß man aus ihr allein die Heimat des Löwen erkennen kann, und daß man nach ihr, ob mit Recht oder Unrecht bleibe dahingestellt, mehrere Arten des Thieres unterschieden hat. So ist sie beim persischen Löwen lang, aus schwarzen und braunen Haaren zusammengesetzt, bei dem Löwen von Guzerate aber nur aus kurzen, dünnen, gekrümmten Haaren gebildet, bei diesem einfarbig, bei jenem gemischt. Ich will die verschiedenen Formen des Löwen weiter unten kurz beschreiben und darf es dann jedem meiner Leser überlassen, sich selbst ein Urtheil zu bilden: einstweilen wenden wir unsere Aufmerksamkeit der stolzesten und königlichsten Art, dem Löwen der Berberei, zu; denn er ist es, welcher seit den ältesten Zeiten seines Muthes, seiner Kühnheit und Kraft, Tapferkeit und Stärke, seines Heldensinnes, Adels und seiner Großmuth, seines Ernstes

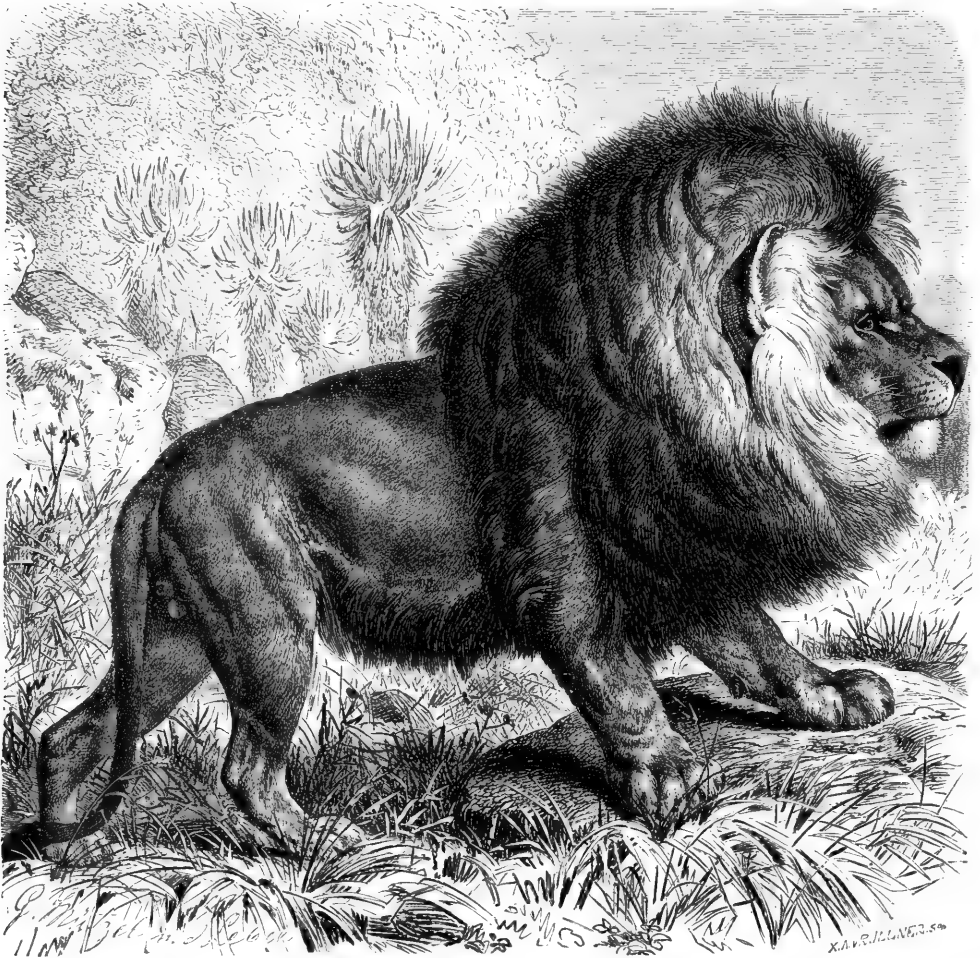
und seiner Ruhe halber bekannt geworden ist und den Namen König der Thiere erhalten hat. Er ist in der That das stärkste, muthigste und berühmteste aller Raubthiere, die gewaltigste Katze, der gefährlichste und wildeste aller übrigen Löwen. Kraft, Selbstvertrauen, kühler, sicherer Muth und Siegesgewißheit im Kampfe spiegeln sich in seinem Aussehen. Hoch aufgerichtet ist der Rumpf, noch höher gehalten der Kopf, majestätisch sein Blick, würdevoll, achtunggebietend seine Haltung. Alles an ihm zeugt von Adel; jede Bewegung erscheint gemessen und würdig; Körper und Geist stehen im vollsten Einklange.

Der Berberlöwe (Leo barbarus, Felis Leo) hat wie seine Verwandten starken, gedrungenen Leibesbau; sein Vorderleib ist wegen der breiten Brust und der eingezogenen Weichen viel stärker als der Hinterleib. Der dicke, fast viereckige Kopf verlängert sich in eine breite und stumpfe Schnauze; die Ohren sind abgerundet, die Augen nur mittelgroß, aber lebendig und feurig, die Glieder gedrungen und außerordentlich kräftig, die Pranken die größten, vielleicht auch verhältnismäßig die größten, aller Katzen; der lange Schwanz endigt mit einem kurzen Stachel und wird von einer flockigen Quaste bedeckt. Ein glatter, kurzer Pelz von lebhaft röthlichgelber oder fahlbrauner Farbe bedeckt Gesicht, Rücken, Seiten, Beine und Schwanz; hier und da endigen die Haare mit schwarzen Spitzen oder sind völlig schwarz, und hierdurch entsteht eben jene gemischte Färbung. Kopf und Hals werden von einer starken und dichten Mähne umgeben, welche aus langen, schlichten, in Strähnen herabfallenden, vorn bis zur Handwurzel und hinten fast bis zur Hälfte des Rückens und der Seiten herabreichenden Haaren besteht. Auch der Unterleib trägt seiner ganzen Länge nach dichtgestellte, schlichte Haare; selbst an den Elnbogen und den Vordertheilen der Schenkel stehen wenigstens noch Büschel von ihnen. Am Kopfe und am Halse ist die eigentlich fahlgelbe Mähne mit rostschwarzen Haaren untermengt, welche letztere namentlich an den Seitentheilen des Nackens reichlich herabfallen und, mit Fahlgelb gemischt, auch in der mattschwarzen Bauchmähne, in den schwarzen Haarbüscheln an den Elnbogen und Schenkeln und an der Schwanzquaste sich finden. Dies gilt von dem männlichen ausgewachsenen Löwen, dessen Höhe am Widerrist 80 bis 90 Centim. bei 1,5 Meter Leibes- und 80 Centim. Schwanzlänge beträgt. Es ergibt sich somit eine Gesammtlänge des Thieres, von der Schnauzenspitze bis zum Schwanzende gerechnet, von 2,3 Meter. Neugeborene Löwen haben eine Länge von etwa 33 Centim., aber weder eine Mähne, noch eine Schwanzquaste, sondern sind mit wolligen, graulichen Haaren bedeckt, am Kopfe und an den Beinen schwarz gefleckt, an den Seiten, über dem Rücken und am Schwanze mit kleinen, schwarzen Querstrichen gebändert und auf der Firste des Rückens schwarz gezeichnet. Schon im ersten Jahre verschwinden die Flecken und Streifen, im zweiten Jahre ist die Grundfarbe ein gleichmäßiges Fahlgelb geworden, und im dritten Jahre erscheinen die Zeichen der Mannbarkeit. Die Löwin ähnelt immer mehr oder weniger dem jüngeren Thiere; namentlich der gleichlange oder nur äußerst wenig am Vorderkörper verlängerte Haarpelz zeichnet sie vor dem Männchen aus.

Sieht man in dem eben beschriebenen Löwen eine besondere Art, so hat man ihr Verbreitungsgebiet auf die Länder des Atlas zu beschränken.

Von dem Löwen der Berberei unterscheidet sich der Senegallöwe (Leo senegalensis) durch seine am Vordertheile des Leibes wohl entwickelte, an der Unterseite dagegen schwache oder gänzlich fehlende, lichte Mähne, während der Kaplöwe (Leo capensis), welcher auch in Habesch vorzukommen scheint, durch seine bedeutende Größe sich hervorthut und eine dunkle Mähne trägt. Beide sind gewiß nur als Spielarten einer und derselben Grundform anzusehen. Den Perserlöwen (Leo persicus), welcher eine aus braunen und schwarzen Haaren gemischte Mähne besitzt, und sich von Persien bis Indien verbreitet, kennen wir noch zu wenig, als daß wir mit Bestimmtheit sagen könnten, ob er mit dem Senegallöwen oder dem mähnenlosen Verwandten aus Guzerate in Indien größere Aehnlichkeit hat, beziehentlich mit diesem oder jenem vereinigt werden muß.

Das Verbreitungsgebiet des Senegallöwen umfaßt alle Länder Mittel- und Südafrikas, von der West- bis zur Ostküste und vom 20. Grade nördlicher Breite an bis zum Vorgebirge der Guten Hoffnung. In den Nilländern kommt er gegenwärtig nicht diesseit des 17. Breitengrades vor. Am Blauen und Weißen Nile und in Habesch ist er in waldigen Gegenden eine regelmäßige, in vielen Steppenländern Mittel- und Südafrikas eine häufige Erscheinung.



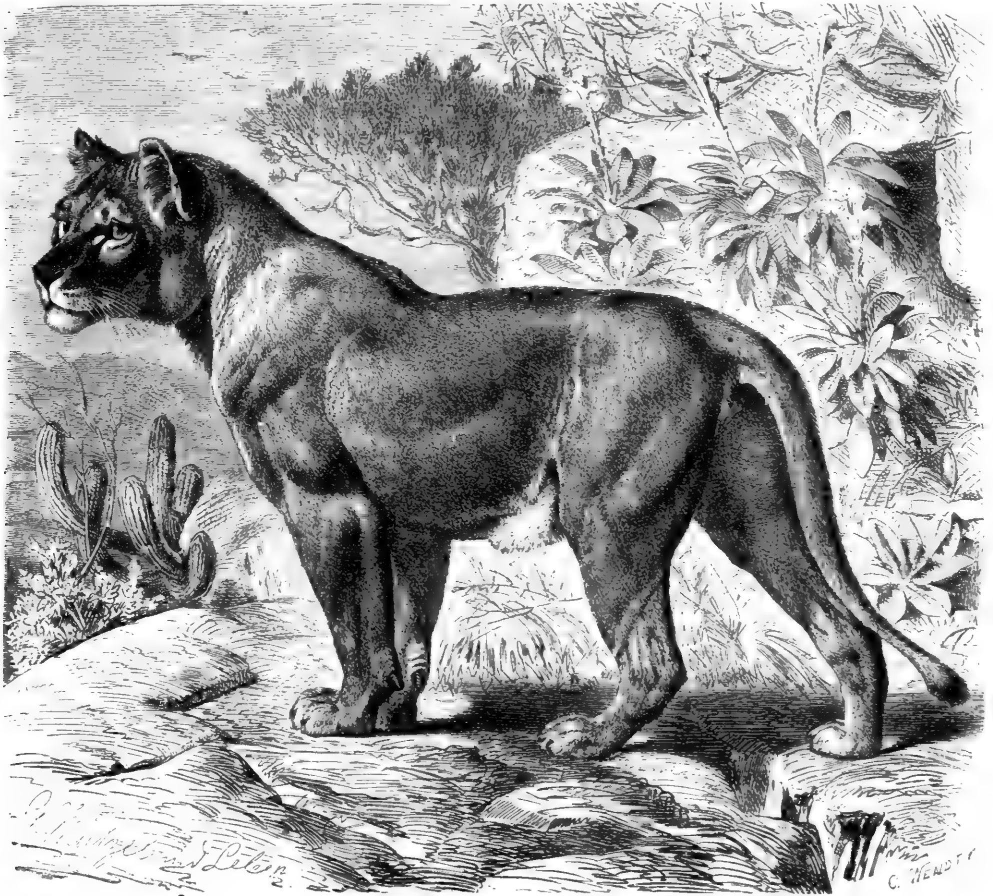
Kaplöwe (Leo capensis). 1/14 natürl. Größe.

Der Guzeratlöwe, mähnenlose Löwe, „Oediabagh“ oder Kameltiger der Eingeborenen endlich (Leo googratensis), welchen Smee zuerst beschrieb und als besondere Art aufstellte, ist bedeutend kleiner als die aufgeführten Verwandten, bis auf die weiße Schwanzquaste am ganzen Leibe röthlichfahlgelb gefärbt und wirklich beinahe mähnenlos, d. h. die bei den übrigen Arten oder Spielarten so bezeichnende Mähne bei ihm kaum mehr als angedeutet. Diese Mähnenlosigkeit erscheint um so auffallender, als sie nicht als Folge klimatischer Einflüsse aufgefaßt werden kann, da in Indien, laut King, auch bemähnte Löwen erlegt worden sind, im Gebiete der östlichen Zuflüsse des Dschumma sogar regelmäßig vorzukommen scheinen.

Wie weit das Verbreitungsgebiet des Guzeratlöwen sich erstreckt, hat mit Sicherheit bisher noch nicht festgestellt werden können. Smee fand ihn in Guzerate namentlich in den Dschungel-

waldungen längs der Flüsse und zwar so häufig auf, daß er in Zeit von einem Monate elf Stück erlegen konnte, obgleich die Eingeborenen nicht viel von dem ihre Herden in arger Weise heimsuchenden „Kameltiger" zu erzählen wußten, die von letzterem ausgeführten Ueberfälle gewöhnlich auch dem Tiger zuschrieben. Jedenfalls haben wir in dem Guzeratlöwen eine bereits den Alten bekannte Art oder Spielart wieder aufgefunden.

Es läßt sich schwer sagen, welche Ansicht man bei Beurtheilung oder Entscheidung der Frage, ob die erwähnten Löwen sammt und sonders Spielarten einer und derselben Art sind, oder



Senegallöwin (Leo senegalensis). 1/14 natürl. Größe.

aber, ob wenigstens Berber=, Senegal= und Guzeratlöwe als verschiedene Arten aufgefaßt werden dürfen, zu der seinigen machen soll.

Die Bemähnung ist auch innerhalb der engeren Artgrenzen unverkennbar einem gewissen Wechsel unterworfen und die Folgerung, daß die stärkere oder schwächere Wucherung der Mähnenhaare auf klimatische Ursachen zurückzuführen sei, hat unzweifelhaft eine gewisse Berechtigung. Und doch wird jeder im Vergleichen geübte Thiergärtner und jeder Thierhändler auf den ersten Blick mit Bestimmtheit sagen können, welche der drei beschriebenen Hauptformen er vor sich sieht, und jeder Thierkundige sich erinnern müssen, daß es noch andere Katzengruppen gibt, deren Arten, obschon sie unzweifelhaft als verschieden aufgefaßt werden müssen, mindestens in demselben Grade sich ähneln wie gedachte Löwen. Für unseren Zweck darf die vielfach beregte Frage übrigens

als ziemlich bedeutungslos erscheinen, da im wesentlichen alle Löwen in ihrer Lebensweise sich gleichen.

Die Zeiten, in denen man sechshundert Löwen zum Kampfe in der Arena zusammenbringen konnte, liegen um Jahrtausende hinter uns. Seitdem hat sich der König der Thiere vor dem Herrn der Erde stetig mehr und mehr zurückgezogen. Herodot erzählt uns, daß bei einem Heerzuge des Xerxes in Macedonien Löwen des Nachts über die das Gepäck tragenden Kamele herfielen, zu allgemeiner Verwunderung der Krieger, da man in dieser Gegend niemals vorher die stolzen Raubthiere gespürt hatte; Aristoteles gibt die Flüsse Nessus und Acheolus als die Grenze des Löwengebietes in Europa an und sagt ausdrücklich, daß es in Europa nirgends weiter als hier Löwen gäbe. Wann diese in unserem Erdtheile ausgerottet wurden, läßt sich nicht feststellen; sicherlich aber ist mehr als ein Jahrtausend seitdem vergangen. Daß der Löwe, und zwar unzweifelhaft die persische Spielart, vormals in Syrien und Palästina lebte, wissen wir durch die Bibel; über die Zeit der Ausrottung in dem heiligen Lande aber haben wir keine Kunde. Wie hier oder dort ergeht es dem gefährlichen Feinde der Herden allerorten: der Mensch tritt überall nach besten Kräften gegen ihn in die Schranken und wird ihn ebenso stetig wie bisher zurückdrängen und endlich vernichten. Der Berberlöwe lebte früher im ganzen nordöstlichen Afrika und war in Egypten nicht viel weniger häufig als in Tunis oder in Feß und Marokko; die Zunahme der Bevölkerung und Bildung aber verdrängte ihn mehr und mehr, so daß er jetzt schon im unteren Nilthale und fast an der ganzen südlichen Küste des Mittelmeeres nicht mehr getroffen wird. Aber noch heutigen Tages ist er in Algier und Marokko keine Seltenheit und in Tunis und der Oase Fessan wenigstens noch eine ständige Erscheinung. Namentlich in Algier hat er stark abgenommen: die häufigen Kriege der Franzosen mit den Arabern haben ihn verdrängt, und die französischen Löwenjäger, zumal der berühmte Jules Gerard, seine Reihen sehr gelichtet. Für den Senegallöwen liegen die Verhältnisse günstiger: der meist mit der Lanze, seltener mit dem Giftpfeile und nur ausnahmsweise mit dem Feuergewehre bewaffnete Eingeborene Mittel- und Südafrika's vermag seinem schlimmsten Steuererheber wenig Abbruch zu thun. Und doch drängt auch der dunkelfarbige Mensch den Löwen mehr und mehr zurück. Noch vor fünfzig Jahren vernahmen Hemprich und Ehrenberg das Löwengebrüll in den Waldungen Südnubiens, unweit der Ortschaft Handakh: heutzutage gibt es dort keine Löwen mehr. In den unteren Nilländern sind diese schon vor Jahrhunderten gänzlich ausgerottet worden; in den Steppen Takhas, Sennârs und Kordofâns, woselbst sie noch vorkommen, werden sie von Jahr zu Jahr seltener. Dasselbe gilt für die West- und Ostküste wie für den Süden des Erdtheils, insbesondere überall da, wo sich der Europäer ansiedelt. Dem Feuergewehre und dem kühnen Muthe des letzteren gegenüber vermag auch dieses Raubthier nicht Stand zu halten. Demungeachtet beherbergen die weiten Steppenländer Innerafrika's noch Löwen in ungezählter Menge und werden sie behalten, so lange neben den zahmen noch die wilden Herden, neben Hunderttausenden von Rindern noch Millionen von Antilopen jene weiten Gebiete durchstreifen.

Der Löwe lebt einzeln, und nur während der Brunstzeit hält er sich zu seinem Weibchen. Außer der Paarzeit bewohnt jeder Löwe sein eigenes Gebiet, ohne jedoch der Nahrung wegen mit anderen seiner Art in Streit zu gerathen. Vielmehr kommt es häufig vor, daß sich zu größeren Jagdzügen mehrere Löwen vereinigen. Nach Livingstone, dessen Berichte durchaus den Stempel der Wahrheit tragen, schweifen Trupps von sechs bis acht Stücken, wahrscheinlich zwei Löwinnen mit ihren Jungen, gemeinschaftlich jagend umher; Heuglins Leute sahen eines Morgens ihrer sechs oder sieben bei einander. Unter außergewöhnlichen Umständen gesellen sich, zumal im Süden Afrika's, noch zahlreichere Trupps. „Wenn die trockene Jahreszeit vorschreitet", schreibt mir Eduard Mohr, „also in den Monaten Mai bis September, verlassen zahllose Antilopen- und Quaggaherden die trockenen Einöden der Kalaharisteppe oder die einsamen Hochebenen des Transvaal und suchen jene weiten Grasebenen auf, welche um Lucia-Bai sich ausbreiten, unterwegs

oder hier zu unschätzbaren Scharen anwachsend. Solchen Wildherden folgt der Löwe mitunter in förmlichen Rudeln. Der mir innig befreundete Jäger John Dunn traf, wie er mir berichtete, mit seinem Gefährten Oswell im Jahre 1861 in der Anatonga-Einöde eine wandernde Blaugnuherde, vermischt mit Quaggas und Impallah-Antilopen, welche nach seiner Schätzung in einer Breite von dreiviertel Meilen (englisch) dahinzog und fünfunddreißig Minuten zum Vorübertraben gebrauchte. Dieser Herde folgten einige zwanzig große und kleine, zu einem Rudel vereinigte Löwen." Da auch Anderson von Löwenherden spricht, müssen wir zunächst wohl an die Wahrheit dieser Angaben glauben.

Während der Paarzeit bejagen Löwe und Löwin, nach der Brunstzeit gewöhnlich ihrer zwei oder drei, gemeinschaftlich ein je nach dem Wildstande mehr oder weniger ausgedehntes Gebiet, welches sie verlassen, wenn sie ihre Beute zu sehr gelichtet oder vertrieben haben. Jeder Löwe bedarf so viele Nahrung, daß eine größere Anzahl Seinesgleichen in einer Gegend nicht lange sich ernähren können würde. Breite waldige Thäler an Flüssen sind Lieblingsorte des Löwen; im Gebirge scheint es ihm weniger zu behagen; doch steigt er nach eigenen Erfahrungen immerhin bis zu 1500 Meter an den Bergen empor.

An irgend einem geschützten Orte, im Sudân gerne in den Gebüschen, im Süden Afrika's mit Vorliebe in den breiten Gürteln hochstengeliger Schilfgräser, welche die Betten der zeitweilig fließenden Ströme begrenzen, wählt sich der Löwe eine flache Vertiefung zu seinem Lager und ruht hier einen oder mehrere Tage lang, je nachdem die Gegend arm oder reich, unruhig oder ruhig ist. In den größeren Waldungen bewohnt er oft lange ein und denselben Platz und verläßt ihn erst dann, wenn er hier seinen Wildstand gar zu sehr gemindert hat. Auf der Wanderung bleibt er liegen, wo ihn bei seinen Streifzügen der Morgen überrascht, immer aber in den verborgensten Theilen des Dickichts.

Im ganzen ähneln seine Gewohnheiten denen anderer Katzen; doch weicht er in vielen Stücken nicht unwesentlich von denselben ab. Er ist träger als alle übrigen Mitglieder seiner Familie und liebt größere Streifzüge durchaus nicht, sondern sucht es sich so bequem zu machen, als irgend möglich. Deshalb folgt er z. B. im Ostsudân regelmäßig den Nomaden, sie mögen sich wenden, wohin sie wollen. Er zieht mit ihnen in die Steppe hinaus und kehrt mit ihnen nach dem Walde zurück; er betrachtet sie als seine steuerpflichtigen Unterthanen und erhebt von ihnen in der That die drückendsten aller Abgaben.

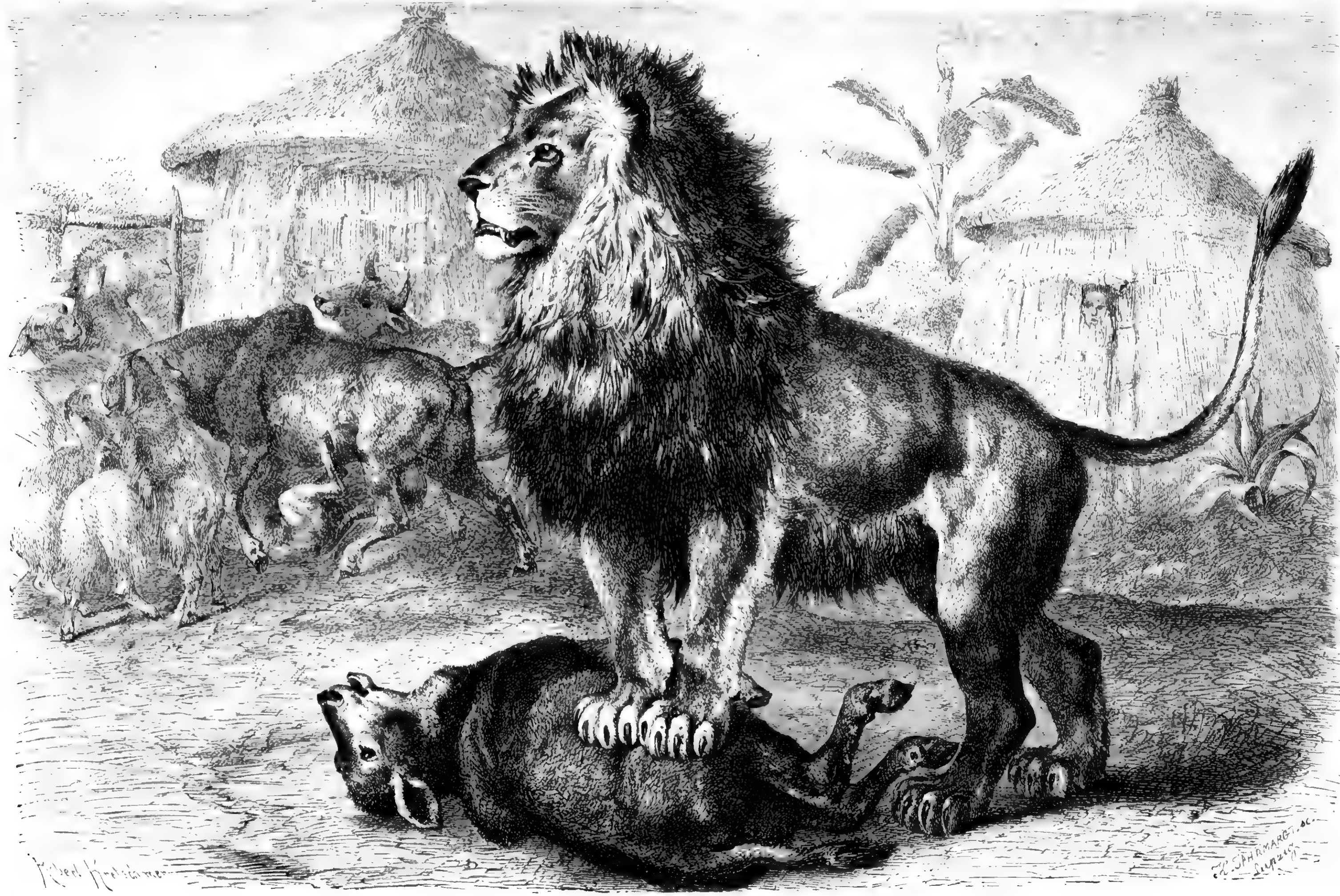
Seine Lebensweise ist eine rein nächtliche; denn nur gezwungen verläßt er am Tage sein Lager. Bei Tage begegnet man ihm äußerst selten, im Walde kaum zufällig, sondern erst dann, wenn man ihn ordnungsmäßig aufsucht und durch Hunde von seinem Lager auftreiben läßt. Die Araber behaupten, daß er um die Mittagszeit entsetzlich vom kalten Fieber gepeinigt werde und deshalb so faul sei. Wolle man ihn jagen, so müsse man ihn vorher durch Steinwürfe auftreiben; er selbst rühre sich nicht. So arg ist es freilich nicht, eine große Trägheit aber kann ihm nicht abgesprochen werden, wenigstens so lange, als die Sonne am Himmel steht. Wie mich meine letzte Reise nach Habesch belehrte, kommt es doch vor, daß man ihn auch bei Tage im Dickicht umherschleichen oder ruhig und still auf einem erhabenen Punkte sitzen sieht, von wo aus er das Treiben der Thiere seines Jagdgebietes beobachten will. So brachte mir einer unserer Leute die Nachricht, daß er in der Mittagsstunde einen Löwen in dem von Mensah nach dem Ain-Saba abfallenden Thale habe sitzen sehen. Der Löwe betrachtete ihn und sein Kamel mit großer Theilnahme, ließ aber beide ungefährdet ihres Weges ziehen. Man hat dieses Umschauhalten, welches schon von Levaillant beobachtet und von späteren Reisenden wiederholt berichtet wurde, für unwahr gehalten; allein auch wir haben uns davon überzeugt. Denn ein anderer Löwe, welchen wir in der Samchara auf der Spitze eines nackten, kiesbedeckten Hügels liegen sahen, konnte offenbar nur die eine Absicht haben, sein Jagdgebiet zu überschauen, um den Ort zu ermitteln, welcher ihm bei dem abendlichen Ausgange am ehesten Beute liefern könne.

In die Nähe der Dörfer kommt er nicht vor der dritten Nachtstunde. „Drei Mal", so sagen die Araber, „zeigt er durch Brüllen seinen Aufbruch an und warnt hierdurch alle Thiere, ihm aus dem Wege zu gehen." Diese gute Meinung ruht leider auf schwachen Füßen; denn ebenso oft, als ich das Brüllen des Löwen vernahm, habe ich in Erfahrung gebracht, daß er lautlos zum Dorfe herangeschlichen war und irgend ein Stück Vieh weggenommen hatte. Ein Löwe, welcher kurz vor unserer ersten Ankunft in Mensah vier Nächte hinter einander das Dorf betreten hatte, war einzig und allein daran erkannt worden, daß er beim versuchten Durchbruch einer Umzäunung einige seiner Mähnenhaare verloren hatte. Es wurde als sehr wahrscheinlich angenommen, daß er auch in den ersten Nächten unseres Aufenthaltes das Dorf umschlich; dennoch vernahmen wir sein Gebrüll nur zweimal und zwar in weiter Ferne, während ich dasselbe früher in Kordofân nicht allein vor dem Dorfe, sondern mitten in demselben ertönen gehört hatte. Auch andere Beobachter erzählen, daß der Löwe sehr oft lautlos herbeigeschlichen kommt, „wie ein Dieb in der Nacht".

Und doch sagen die Araber nicht die Unwahrheit; sie deuten das Thatsächliche nur falsch. **Fritsch** hörte drei Löwen in nächster Nähe seines Wagens, an welchem die Zugochsen angebunden waren, bald brüllen, bald grunzen; ich selbst vernahm in Kordofân und in den Urwaldungen am Blauen Flusse den Donner aus des Löwen Brust bald nach Einbruch der Nacht mehr als hundert Male, habe in diesem Gebrülle aber nicht eine Warnung an die Beutethiere erkennen gelernt, bin vielmehr zu der Meinung geführt worden, daß es bezwecken soll, das Jagdgebiet aufzuregen, die Thiere zur Flucht zu veranlassen und dadurch einem oder dem anderen Löwen, wenn nicht dem brüllenden, so vielleicht dem gemeinschaftlich mit ihm jagenden, irgendwo auf der Lauer liegenden Gefährten ein Wild zuzuführen. Daß der Löwe angesichts eines Viehgeheges, heiße dasselbe nur Krâl oder Serîba, in der Absicht brüllt, das eingepferchte Vieh womöglich zum furchtblinden Ausbrechen zu verleiten, glaube ich mit Bestimmtheit annehmen zu dürfen. Ich will versuchen, den Ueberfall eines solchen Geheges durch den Löwen aus eigener Erfahrung zu schildern.

Mit Sonnenuntergang hat der Nomade seine Herde in der sicheren Serîba eingehürdet, in jenem bis drei Meter hohen und etwa einem Meter dicken, äußerst dichten, aus den stachlichsten Aesten der Mimosen geflochtenen Zaune, dem sichersten Schutzwalle, welchen er bilden kann. Dunkel senkt sich die Nacht auf das geräuschvolle Lager herab. Die Schafe blöken nach ihren Jungen, die Rinder, welche bereits gemolken wurden, haben sich niedergethan. Eine Meute wachsamer Hunde hält die Wacht. Mit einem Male läutet hell sie auf; im Nu ist sie versammelt und stürmt nach einer Richtung in die Nacht hinaus. Man hört den Lärm eines kurzen Kampfes, wüthend bellende Laute und grimmig heiseres Gebrüll, sodann Siegesgeläut: eine Hiäne umschlich das Lager, mußte aber vor den muthigen Wächtern der Herden nach kurzer Gegenwehr die Flucht ergreifen. Einem Leoparden würde es kaum besser ergangen sein. Es wird stiller und ruhiger; der Lärm verstummt; der Frieden der Nacht senkt sich auf das Lager herab. Weib und Kind des Herdenbesitzers haben in dem einen Zelte die Ruhe gesucht und gefunden. Die Männer haben ihre letzten Geschäfte abgethan und wenden sich ebenfalls ihrem Lager zu. Von den nächsten Bäumen herab spinnen die stufenschwänzigen Ziegenmelker ihren Nachtgesang oder tragen fliegend ihre Federschleppe durch die Lüfte, nähern sich oft und gern der Serîba und huschen wie Geister über die schlafende Herde hinweg. Sonst ist alles still und ruhig. Selbst die kläffenden Hunde sind verstummt, nicht aber auch lässig oder schlaff geworden in ihrem treuen Dienste.

Urplötzlich scheint die Erde zu dröhnen: in nächster Nähe brüllt ein **Löwe**! Jetzt bewährt er seinen Namen „**Essed**", d. i. der Aufruhrerregende; denn ein wirklicher Aufruhr und die größte Bestürzung zeigt sich in der Serîba. Die Schafe rennen wie unsinnig gegen die Dornhecken an, die Ziegen schreien laut, die Rinder rotten sich mit lautem Angstgestöhn zu wirren Haufen zusammen, das Kamel sucht, weil es gern entfliehen möchte, alle Fesseln zu zersprengen, und die muthigen Hunde, welche Leoparden und Hiänen bekämpften, heulen laut und kläglich und flüchten sich jammernd in den Schutz ihres Herrn, welcher selbst rath- und thatlos, an seiner eigenen Stärke



Löwe in der Seriba.

Band I, S. 360.

verzweifelnd, sie der ihm übermächtigen Gewalt unterordnend, in seinem Zelte zittert, es nicht wagt, nur mit seiner Lanze bewaffnet einem so furchtbaren Feinde gegenüberzutreten, und es geschehen lassen muß, daß der Löwe näher und näher herankommt, daß die leuchtenden Augen zu dem Schrecken der Stimme noch einen neuen fügen, der es geschehen lassen muß, daß das Raubthier auch noch einen zweiten seiner arabischen Namen „Sabaa“, d. i. „Würger der Herden“, bethätigt.

Mit gewaltigem Satze überspringt der Mächtige die Dornenmauer, um sich ein Opfer auszuwählen. Ein einziger Schlag seiner furchtbaren Pranken fällt ein zweijähriges Rind; das kräftige Gebiß zerbricht dem widerstandslosen Thiere die Wirbelknochen des Halses. Dumpfgrollend liegt der Räuber auf seiner Beute; die lebhaften Augen funkeln hell vor Siegeslust und Raubbegier; mit dem Schwanze peitscht er die Luft. Er läßt das verendende Thier auf Augenblicke los und faßt es mit seinem zermalmenden Gebisse von neuem, bis es sich endlich nicht mehr regt. Dann tritt er seinen Rückzug an. Er muß zurück über die hohe Umzäunung und will auch seine Beute nicht lassen. Seine ganze ungeheuere Kraft ist erforderlich, um mit dem Rinde im Rachen den Rücksprung auszuführen. Aber er gelingt: ich selbst habe eine fast drei Meter hohe Seriba gesehen, über welche der Löwe mit einem zweijährigen Rinde im Rachen hinweggesetzt war; ich selbst habe den Eindruck wahrgenommen, welchen die schwere Last auf der Firste des Zaunes bewirkt hatte, und auf der anderen Seite die Vertiefung im Sande bemerkt, welche das herabstürzende Rind zurückließ, bevor es der Löwe weiter schleppte. Mit Leichtigkeit trägt er eine solche Last seinem Lager zu, und man sieht die Furche, welche ein so geschleiftes Thier im Sande zog, oft mit der größten Deutlichkeit bis zum Platze, an welchem es zerrissen wurde.

Erst nach Abzug des Löwen athmet alles Lebende in dem Lager freier auf; denn es schien geradezu durch die Furcht gebannt zu sein. Der Hirte ergibt sich gefaßt in sein Schicksal: er weiß, daß er in dem Löwen einen König erkennen muß, welcher ihn fast ebenso arg brandschatzt als der Menschenkönig, unter dessen Botmäßigkeit er steht.

Man begreift, daß alle Thiere, welche diesen fürchterlichen Räuber kennen, vor Entsetzen fast die Besinnung verlieren, sobald sie ihn nur brüllen hören. Dieses Gebrüll ist bezeichnend für das Thier selbst. Man könnte es einen Ausdruck seiner Kraft nennen: es ist einzig in seiner Art und wird von keiner Stimme eines anderen lebenden Wesens übertroffen. Die Araber haben ein sehr bezeichnendes Wort dafür: „raad“, d. h. donnern. Beschreiben läßt sich das Löwengebrüll nicht. Tief aus der Brust scheint es hervorzukommen und diese zersprengen zu wollen. Es ist schwer, die Richtung zu erkennen, von woher es erschallt; denn der Löwe brüllt gegen die Erde hin, und auf dieser pflanzt sich der Schall wirklich wie Donner fort. Das Gebrüll selbst besteht aus Lauten, welche zwischen O und U in der Mitte liegen und überaus kräftig sind. In der Regel beginnt es mit drei oder vier langsam hervorgestoßenen Lauten, welche fast wie ein Stöhnen klingen; dann folgen diese einzelnen Laute immer schneller und schneller; gegen das Ende hin aber werden sie wieder langsamer und dabei nehmen sie auch mehr und mehr an Stärke ab, so daß die letzten eigentlich mehr einem Geknurr gleichen. Sobald ein Löwe seine gewaltige Stimme erhebt, fallen alle übrigen, welche es hören, mit ein, und so kommt es, daß man im Urwalde zuweilen eine wirklich großartige Musik vernehmen kann.

Unbeschreiblich ist die Wirkung, welche des Königs Stimme unter seinen Unterthanen hervorruft. Die heulende Hiäne verstummt, wenn auch nur auf Augenblicke; der Leopard hört auf, zu grunzen; die Affen beginnen laut zu gurgeln und steigen angsterfüllt zu den höchsten Zweigen empor; die Antilopen brechen in rasender Flucht durchs Gezweige; die blökende Herde wird todtenstill; das beladene Kamel zittert, gehorcht keinem Zurufe seines Treibers mehr, wirft seine Lasten, seinen Reiter ab und sucht sein Heil in eiliger Flucht; das Pferd bäumt sich, schnauft, bläst die Nüstern auf und stürzt rückwärts; der nicht zur Jagd gewöhnte Hund sucht winselnd Schutz bei seinem Herrn — kurz, zur vollen Wahrheit wird Freiligraths Schilderung:

„Dem Panther starrt das Rosenfell,
Erzitternd flüchtet die Gazell',
Es lauscht Kamel und Krokodil
Des Königs zürnendem Gebrüll".

Und selbst der Mann, in dessen Ohr zum ersten Male diese Stimme schlägt in der Nacht des Urwaldes, selbst er fragt sich, ob er auch Held genug ist dem gegenüber, welcher diesen Donner hervorruft. Livingstone freilich meint, daß das Geschrei des Straußes nicht minder laut sei als das Gebrüll des Löwen und doch Niemanden Furcht einflöße, und daß sich das Löwengebrüll von einem sicheren Hause oder vom Wagen aus recht gut anhöre, ist aber doch so ehrlich zuzugestehen, daß sich die Verhältnisse wesentlich ändern, wenn es sich gesellt zu dem furchtbaren Donner eines Gewitters Innerafrika's, dessen Blitze die dunkle Nacht nur noch schwärzer erscheinen lassen und dessen Regen das Feuer auslöscht, oder aber, wenn man sich einem Löwen gegenüber waffen- und wehrlos fühlt. Ich darf versichern, daß auch ich den Donner aus des Löwen Brust, welcher anfänglich einen gewaltigen Eindruck auf mich machte, später gern zu hören und als großartig schauerliche Nachtmusik des Urwaldes zu würdigen gelernt, daß ich aber doch gerade im Urwalde muthige Türken, welche Kugeln und Speeren ihrer Feinde ruhig entgegengetreten waren, vor diesen gewaltigen Lauten erbleichen gesehen habe.

Dasselbe Angstgefühl, welches das Löwengebrüll hervorruft, bemächtigt sich der Thiere, wenn sie den Löwen durch einen anderen Sinn wahrnehmen, schon, wenn sie ihn bloß wittern, ohne ihn zu sehen: sie wissen alle, daß seine Gegenwart für sie Tod bedeutet.

Wo es der Löwe haben kann, siedelt er sich in der Nähe der Dörfer an und richtet seine Streifzüge einzig und allein nach diesen hin. Er ist ein unangenehmer Gast und läßt sich nicht so leicht vertreiben, umsoweniger als er bei seinen Ueberfällen einen nicht unbedeutenden Grad von Schlauheit zeigt. „Wenn der Löwe zu alt wird, um auf die Jagd nach Wild zu gehen", meint Livingstone, „so kommt er in die Dörfer nach Ziegen, und wenn ihn hierbei ein Weib oder Kind in den Weg tritt, wird es ebenfalls seine Beute. Die Löwen, welche Menschen angreifen, sind immer alte, und die Eingeborenen sagen, wenn einer der gefährlichen Räuber erst einmal im Dorfe eingebrochen ist und Ziegen weggeholt hat: seine Zähne sind abgenutzt; er wird nun bald einen Menschen tödten." Auch ich glaube, daß nur alte, erfahrene Löwen in die Dörfer kommen, bin aber der Ansicht, daß ihre Zähne dann noch in vortrefflichem Stande sind. Der Mensch ist häufig genug der alleinige Ernährer des Löwen, und wenn dieser erst einmal die ihm innewohnende Scheu vor menschlichen Niederlassungen verloren und erprobt hat, wie leicht gerade hier sich Beute erlangen läßt, wird er immer dreister und kühner. Dann siedelt er sich in möglichster Nähe des Dorfes an und betreibt von hier aus seine Jagd so lange, als der Mensch ihm es gestattet. Einzelne werden, nach glaubwürdigen Mittheilungen, so kühn, daß sie auch bei Tage sich zeigen; ja, sie sollen, wie wiederholt behauptet worden ist, unter Umständen nicht einmal durch die Lagerfeuer sich zurückhalten lassen. Gegen diese Angabe spricht die feste Ueberzeugung aller Innerafrikaner, mit denen ich verkehrt habe, von der erwünschten Wirksamkeit des Feuers. Sie versichern, daß letzteres stets genüge, den Löwen abzuhalten, und wissen kein Beispiel zu erzählen, daß das Raubthier ein durch sorgsam unterhaltene Wachtfeuer geschütztes Lager überfallen habe. Vom Leoparden erzählen sie das Gegentheil.

Ganz anders, als bei Angriffen auf zahme Thiere, benimmt sich der Löwe, wenn er es mit Wild zu thun hat. Er weiß, daß dieses ihn auf ziemliche Entfernung hin wittert und schnellfüßig genug ist, ihm zu entkommen. Deshalb lauert er auf die wildlebenden Thiere oder schleicht sich, oft in Gesellschaft mit anderen seiner Art, äußerst vorsichtig unter dem Winde an sie heran, und zwar keineswegs nur zur Nachtzeit, sondern auch angesichts der Sonne. „Eine kleine Herde von Zebras", so erzählt ein englischer Löwenjäger, „weidete ruhig und unbesorgt in einer Ebene, nicht ahnend, daß ein Löwenpaar mit seinen Jungen lautlos mehr und mehr sich näherte. Der Löwe

und die Löwin hatten einen ordentlichen Schlachtplan entworfen und stahlen sich so sacht und unbemerklich durch das hohe Gras, daß sie der scharfen Aufmerksamkeit der Thiere entgingen. So krochen sie heran, bis sie fast zum Sprunge nahe waren; da bemerkte das Wachtthier plötzlich den fürchterlichen Feind und gab das Zeichen zur Flucht. Aber es war zu spät. Mit einem einzigen Sprunge setzte der männliche Löwe über Gras und Büsche hinweg und fiel mit der ganzen Wucht seines Leibes auf das eine Zebra, welches augenblicklich unter ihm zusammenbrach. Die anderen stiebten angsterfüllt in alle Winde."

Diese Angabe stimmt mit dem, was ich im Sudân und in Habesch erfuhr, recht gut überein. Trotzdem bilden solche Tagjagden immer Ausnahmen von der Regel. Gewöhnlich wartet der Löwe wenigstens die Dämmerung ab, bevor er an seine Jagd denkt. Wie dem zahmen Vieh zieht er den wilden Herden nach, und wie andere Katzen legt er sich in der Nähe der begangensten Wechsel auf die Lauer. Wasserplätze in den Steppen z. B., zu denen die Thiere der Wildnis kommen, um zu trinken, werden auch von ihm aufgesucht, in der Absicht, Beute zu machen.

Wenn der heiße Tag vorüber ist und die kühle Nacht sich allmählich herabsenkt, eilt die zierliche Antilope oder die mildäugige Girafe, das gestreifte Zebra oder der gewaltige Büffel, um die lechzende Zunge zu erfrischen. Vorsichtig nahen sie sich alle der Quelle oder der Lache; denn sie wissen, daß gerade diejenigen Orte, welche ihnen die meiste Labung bieten sollen, für sie die gefährlichsten sind. Ohne Unterlaß witternd und lauschend, scharf in die dunkle Nacht äugend, schreitet das Leitthier der Antilopenherde dahin. Keinen Schritt thut es, ohne sich zu versichern, daß alles still und ruhig sei. Die Antilopen sind meistens schlau genug, ebenfalls unter dem Winde an die Quelle zu gehen, und so bekommt das Leitthier die Witterung oft noch zur rechten Zeit. Es stutzt, es lauscht, es äugt, es wittert — noch einen Augenblick — und plötzlich wirft es sich herum und jagt in eiliger Flucht dahin. Die anderen folgen; weitaus greifen die zierlichen Hufe, hochauf schnellen die federnden Läufe der anmuthigen Thiere. Ueber Busch und Grasbüschel setzen die Behenden dahin und sind gerettet. So naht sich auch das kluge Zebra, so naht sich die Girafe: aber wehe ihnen, wenn sie diese Vorsicht versäumen. Wehe der Girafe, wenn sie mit dem Winde zur umbuschten Lache schreitet; wehe ihr, wenn sie über der Begierde, die heiße, schlaffe Zunge zu kühlen, ihre Sicherheit auch nur einen Augenblick vergißt! Dann wird Freiligraths hochdichterische Beschreibung fast zur vollen Wahrheit:

„Plötzlich regt es sich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken
Springt der Löwe. Welch ein Reitpferd! Sah man reichere Schabracken
In den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen,
Als das bunte Fell des Renners, den der Thiere Fürst bestiegen?

In die Muskeln des Genickes schlägt er gierig seine Zähne,
Um den Bug des Riesenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne.
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es auf und flieht gepeinigt;
Sieh, wie Schnelle des Kameles es mit Pardelhaut vereinigt!

Sieh, die mondbestrahlte Fläche schlägt es mit den leichten Füßen!
Starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen; rieselnd fließen
An dem braun gefleckten Halse nieder schwarzen Blutes Tropfen,
Und das Herz des flücht'gen Thieres hört die stille Wüste klopfen.

Ihrem Zuge folgt der Geier; krächzend schwirrt er durch die Lüfte;
Ihrer Spur folgt die Hiäne, die Entweiherin der Grüfte;
Folgt der Panther, der des Kaplands Hürden räuberisch verheerte;
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grausenvolle Fährte.

Zagend auf lebend'gem Throne sehn sie den Gebieter sitzen,
Und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte Polster ritzen.
Rastlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn die Girafe tragen;
Gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen."

Ich sage, diese Beschreibung enthält fast die volle Wahrheit! Den Geier muß der Forscher aus ihr streichen; denn er folgt dem Löwen nicht zur Nacht, sondern kommt bloß bei Tage, um die Ueberreste der königlichen Tafel zu beanspruchen. Im übrigen hat der Dichter schwerlich wesentlich übertrieben. Livingstone behauptet freilich, daß es dem Löwen nicht möglich sei, auf den Rücken einer Girafe zu springen oder einen Büffel niederzureißen und unterstützt seine Angabe durch die Erzählung zweier Löwenjäger, welche sahen, wie sich drei Löwen längere Zeit vergeblich abmüheten, einen verwundeten Kafferbüffel niederzureißen: ich aber habe auf dem Aase eines Kameles, welches ein Löwe in der vorhergehenden Nacht niedergeschlagen, Geier erlegt und sehe nicht ein, warum der gewaltige Räuber seine Kraft und Gewandtheit nicht auch an einer Girafe versuchen sollte. Ob es ihm öfters möglich wird, ein solches „Reitpferd zu besteigen", ist allerdings eine andere Frage.

Gewöhnlich erliegt ein von dem Löwen erfaßtes Thier schon dem ersten Angriffe. Die gewaltige Last, welche plötzlich auf seine Schultern fällt, die Todesangst, welche es erfaßt, und die Wunden, welche es im nächsten Augenblicke erhält, verhindern es, noch weit zu laufen. Kraft- und muthlos bricht es zusammen; ein Biß des Löwen genügt, die Halswirbelknochen zu zermalmen, den Nerv des Lebens abzuschneiden. Und der Räuber liegt nun auf seiner Beute, wie ich es schon oben beschrieb, grollend, mit dem Schwanze peitschend, die Augen starr auf sie geheftet, jede Bewegung verfolgend und durch neue Bisse noch das letzte Zucken beendend. Mislingt aber der Sprung, so verfolgt er seinen Raub nicht, sondern kehrt, als echte Katze, fast wie beschämt nach seinem Hinterhalte zurück, Schritt für Schritt, als ob er die rechte Länge abmessen wolle, bei welcher ihm der Sprung gelungen wäre. Nach Livingstone packt er seine Beute gewöhnlich am Halse, sonst aber auch in den Weichen, wo er am liebsten zu fressen beginnt. „Zuweilen trifft man auf eine Elandantilope, welche er vollständig ausgeweidet hat."

Ein erbeutetes Thier wird, wenn dies angeht, einem Verstecke zugeschleppt und erst dort gefressen. Die ungeheuere Kraft des königlichen Thieres zeigt sich wohl am besten gerade bei diesem Fortschaffen der Beute. Wenn man bedenkt, was dazu gehören will, mit einem Rinde im Rachen über einen breiten Graben oder über einen hohen Zaun zu setzen, kann man einen richtigen Schluß auf die unglaubliche Stärke des Löwen machen. Erwachsene Büffel und Kamele fortzuschleppen, ist er nicht im Stande, und die Behauptung, daß er fähig wäre, einen Elefanten durch die Gewalt seines Sprunges niederzuwerfen, gehört in das Bereich der Fabel und läßt sich höchstens mit einer Erzählung der Araber vergleichen, welche die Stärke des Löwen zu beweisen sucht. „Ein Löwe sprang auf ein zur Tränke gehendes Kamel und suchte es vom Ufer des Flusses weg nach dem Walde zu ziehen. Im gleichen Augenblicke aber schoß ein riesiges Krokodil aus dem Wasser hervor und packte dasselbe Kamel am Halse. Der Löwe zog nach oben, das Krokodil nach unten, keines ließ nach: da riß das Kamel mitten von einander." Ist es nun auch nach meinen eigenen Beobachtungen begründet, daß das Krokodil wirklich einem Stier und also auch einem Kamele den Kopf abreißen kann, so erscheint es doch nicht wahrscheinlich, daß es sich auf ein Kamel stürzt, welches eben von einem Löwen gepackt wird, und so gut als unmöglich, daß die beiden Thiere durch vereinigte Kraft ein Kamel mittendurchzureißen vermöchten. So viel übrigens ist gewiß, daß der Löwe ein Kamel wenigstens ein Stück weit fortzuschleppen sucht. Dies habe ich bei dem Dorfe Melbeß in Kordofân am Morgen nach der Tödtung des bereits erwähnten Kamels selbst gesehen. Das Thier war etwa hundert Schritte weit geschleift worden. Mit einem ein- oder zweijährigen Kalbe soll ein starker Löwe noch im Trabe davonlaufen: Thompson versichert, daß berittene Jäger einen so belasteten Löwen fünf Stunden lang verfolgt hatten, ohne ihn einholen zu können.

Der Löwe zieht größere Thiere den kleineren unbedingt vor, obgleich er diese, wenn er sie haben kann, auch nicht verschmäht. Soll er doch, wie bestimmt versichert wird, bisweilen sogar mit Heuschrecken sich begnügen. Nach Livingstone soll er sich, alt oder krank geworden, auf die Jagd von Mäusen und anderen kleinen Nagern legen. Dies würde als seltene Ausnahme zu betrachten sein; er erscheint auch kaum geeignet, so kleines Wild zu erbeuten. Seine Jagd richtet sich auf

große Beute, wie am besten daraus hervorgeht, daß er da am häufigsten auftritt, wo es viel Wild oder zahlreiches Großvieh gibt. Alle Herdenthiere des Menschen, die wilden Zebras, sämmtliche Antilopen sowie die Wildschweine sind und bleiben seine Hauptnahrung. „Im Süden Afrika's", bemerkt Mohr, „findet er sich nur in solchen Gegenden, in denen Großwild lebt, d. h. Büffel, Quaggas und die großen Antilopenarten vorkommen. Elefanten und Nashörner greift er nie an; dagegen stürzt er sich auf den Kafferbüffel, und zwar keineswegs ohne Erfolg, mindestens nicht ohne erhebliche Schädigung des gewaltigen und wehrhaften Wiederkäuers. Dies bewies mir ein alter Bulle, welchen ich am 15. Juli 1870 erlegte. Ein Löwe hatte kurz vorher einen Angriff auf diesen Steppenriesen gemacht und ihn furchtbar zugerichtet. Beide Ohren waren buchstäblich in Fetzen zerrissen und entsetzlich die Wunden, welche die Klauen des Räubers ihm im Halse und Nacken eingerissen hatten; eines der mächtigen Hörner war abgebrochen und blutete. Dennoch hatte der alte Bursche den Löwen abgeschüttelt." Gewöhnlich frißt dieser bloß selbsterlegte Beute; unter Umständen verschmäht er jedoch auch Aas nicht. „Wir trafen", fährt Mohr fort, „in der Nähe der Victoriafälle am Mabuebache einen todten Büffel an, welcher bereits zahllose Geier herbeigelockt hatte und Aasgeruch verbreitete. Gegen Mitternacht erschienen unter Gebrüll mehrere Löwen auf dem Aase, und am anderen Morgen fanden wir nur noch Reste desselben vor. John Dunn schoß eines Morgens am Zelinbache neben dem Leichname eines Tages zuvor erlegten Flußpferdes zwei Löwen nieder, und ich traf bei einem Tages zuvor getödteten Nashorn plötzlich auf zwei gemähnte Löwen, welche an dem riesigen Aase sich gütlich gethan hatten." Zu selbsterlegter Beute kehrt der Löwe in der nächstfolgenden Nacht, nicht aber ebenso in der dritten Nacht zurück, würde dann wohl auch vergeblich sich bemühen. Denn gewöhnlich finden sich schon in der Nacht, in welcher die Beute gemacht wurde, eine namhafte Anzahl von Schmarotzern ein, welche die günstige Gelegenheit wahrnehmen, um von des Königs Tafel zu schmausen. Die faule und feige Hiäne und alle eigentlichen Hundearten erachten es für sehr bequem, einen anderen für sich Beute machen zu lassen, und fressen, sobald der Löwe das Mahl verläßt, sich daran toll und voll. Freilich duldet sie der König nicht immer an seinem Tische; es kommen vielmehr, wie bestimmt erwiesen, zuweilen ernste Raufereien vor. So feig auch die Hiänen dem Löwen ausweichen, wenn sie ihm begegnen, so tolldreist werden sie, wenn ihnen ein leckeres Mahl winkt. Einer meiner Jäger im Ostsudân beobachtete einmal bei hellem Tage zwischen einem Löwen und drei Hiänen einen Kampf, welchem eine derartige Ursache zu Grunde liegen mochte. Der Löwe saß nach Hundeart an einer Waldlichtung hart am Flußufer und erwartete mit der größten Seelenruhe drei gefleckte Hiänen, welche knurrend und kläffend ihm mehr und mehr sich näherten. Nach und nach wurden sie immer unverschämter und gingen näher und näher an den Gewaltigen heran. Endlich fiel es einer von ihnen ein, ihm beißend nach der Brust zu fahren. In demselben Augenblicke bekam sie einen Schlag mit der linken Pranke, daß sie augenblicklich auf den Rücken stürzte und wie leblos liegen blieb; die übrigen zogen sich in das Dickicht des Waldes zurück. Livingstone bemerkt, daß die Dreistigkeit eines der königlichen Tafel sich schnüffelnd nahenden Schakals oft mit einem augenblicklich tödtenden Tatzenschlage bestraft werde. Mohr ist zu der Ansicht gekommen, daß Hiänen und Schakals dem Löwen ebenso oft nützen als beeinträchtigen. Obgleich ursprünglich Schmarotzer, verhelfen sie ihm durch Aufnehmen und Verfolgen der Spur verwundeten Wildes wiederum zu mancher Beute. Daß der Löwe ihnen deshalb nicht Dank weiß, braucht besonders nicht erwähnt zu werden.

Andere Beobachter versichern, daß zwischen den Löwen selbst zuweilen aus Futterneid Kämpfe entständen; Anderson will sogar erfahren haben, daß ein männlicher Löwe die von ihm getödtete Löwin zerfleischt und theilweise gefressen habe. Ich halte diese Angabe für unwahr, obgleich ich wiederholt gesehen habe, daß andere große Katzenpaare, namentlich Tiger, durch das bloße Erschauen einer vermeintlichen Beute in hohem Grade erregt wurden und wüthend mit einander kämpften, so friedlich sie auch sonst zusammen lebten.

Den Menschen greift der Löwe äußerst selten an. Die hohe Gestalt eines Mannes scheint ihm Ehrfurcht einzuflößen. Im Sudân wenigstens, wo der „Aufruhrerregende" in manchen Gegenden häufig auftritt, sind so gut wie keine Fälle bekannt, daß ein Mensch von einem Löwen gefressen worden wäre. Dort fallen den Krokodilen und selbst den Hiänen mehr Menschen zum Opfer als dem Löwen. In Südafrika soll es anders sein; doch fügt man auch hinzu, daß die Kaffern daran hauptsächlich selbst schuld wären. Bei den beständigen Kriegen dieser Völkerschaften geschieht es regelmäßig, daß die oft genug heimtückisch erschlagenen Feinde mitten im Walde liegen bleiben, da, wo sie das tödtliche Geschoß ereilte. Kommt nun der Löwe des Nachts an einen solchen Leichnam, so lange dieser noch frisch ist, so findet er es erklärlicher Weise bequem, an ihm seinen Hunger zu stillen; hat er aber einmal Menschenfleisch gekostet, so erfährt er, daß dasselbe dem anderen doch vorzuziehen sei, und nunmehr wird er ein „Mannesser", wie die Kaffern sich auszudrücken pflegen. Diese sind es, welche versichern, daß solche menschenfressende Löwen mitten zwischen die Lagerfeuer stürzen und einen der schlafenden Männer mit sich nehmen. Unter Eingeborenen wie unter Ansiedlern herrscht der Glaube, daß dunkelfarbige Menschen mehr seinen Angriffen ausgesetzt seien als der Weiße.

Man behauptet, der Löwe morde, während er alle von ihm angefallenen Thiere augenblicklich tödte, den Menschen, welchen er überwältigt und unter sich in seinen Krallen hat, nicht alsogleich, sondern versetze ihm erst später und zwar unter fürchterlichem Gebrüll den tödtlichen Schlag mit der Tatze auf die Brust. Livingstone, dessen einfache Berichte durchaus nicht den Stempel der Uebertreibung oder der Lügenhaftigkeit an sich tragen, ist Gewährsmann dieser Angabe. Bei einer Treibjagd, welche er mit den Bewohnern des Dorfes Mabotsa in Ostafrika anstellte, waren die Löwen bald auf einem kleinen, bewaldeten Hügel umstellt. „Ich befand mich", so erzählt der muthige Reisende, „neben einem eingeborenen Schullehrer, Namens Mebalwe, als ich innerhalb des Jägerkreises einen Löwen gewahrte, welcher auf einem Felsstücke lag. Mebalwe feuerte auf ihn, und die Kugel traf den Felsen. Der Löwe biß auf die getroffene Stelle wie ein Hund in einen Stock, welcher nach ihm geworfen wird. Dann sprang er weg, durchbrach den Kreis und entkam unbeschädigt. Als der Kreis wieder geschlossen war, sahen wir zwei andere Löwen innerhalb desselben, und diese brachen ebenfalls durch. Darauf wandten wir uns nach dem Dorfe zurück. Unterwegs bemerkte ich wiederum einen Löwen auf einem Felsen, aber diesmal hatte er einen kleinen Busch vor sich. Da ich etwa dreißig Yards entfernt war, zielte ich gut auf seinen Körper hinter dem Busche und feuerte beide Läufe ab. „Er ist getroffen!" riefen einige der Leute und wollten zu ihm laufen. Ich sah den Schweif des Löwen hinter dem Busche emporgerichtet und rief den Leuten zu: „Wartet, bis ich wieder geladen habe!" Als ich die Kugeln hinunterstieß, hörte ich einen Schrei und gewahrte den Löwen gerade im Begriffe, auf mich zu springen. Er packte im Sprunge meine Schulter, und wir fielen beide zusammen zu Boden. Schrecklich neben meinem Ohre knurrend, schüttelte er mich, wie ein Dachshund eine Ratte schüttelt. Diese Erschütterung brachte eine Betäubung hervor; ich fühlte weder Schmerz noch Angst, obgleich ich mir alles dessen, was vorging, bewußt war. Ich suchte mich von der Last zu befreien und bemerkte, daß seine Augen auf Mebalwe gerichtet waren, welcher auf ihn zu schießen versuchte. Sein Gewehr versagte mit beiden Läufen. Der Löwe verließ mich augenblicklich und packte Mebalwe am Schenkel. Ein anderer Mann, dem ich früher das Leben gerettet hatte, als er von einem Büffel gestoßen wurde, versuchte, den Löwen mit dem Spieße zu treffen, während derselbe Mebalwe biß. Er verließ letzteren und packte diesen Mann bei der Schulter; aber in dem Augenblicke beendeten die zwei Kugeln, welche er bekommen hatte, ihre Wirksamkeit, und er fiel todt nieder. Das Ganze war das Werk weniger Minuten. Er hatte den Knochen meines Oberarms zerbissen, und mein Arm blutete aus elf Wunden, welche aussahen, als wenn Flintenkugeln eingedrungen wären. Beim Heilen wurde der Arm krumm. Meine zwei Kampfgenossen haben viele Schmerzen an ihren Wunden gelitten, und die an der Schulter des einen brachen genau nach einem Jahre wieder auf."

Fritsch erzählt etwas ähnliches. „Ein von einem Löwen furchtbar zerfleischter Bakalahari", wegen dessen man sich die ärztliche Hülfe unseres Reisenden erbat, „war mit mehreren anderen durch das Gebüsch gegangen, als plötzlich zwei Löwen über ihn herfielen, von denen jeder eine Schulter erfaßte; der Mann wurde zu Boden geworfen, während die Kameraden davonliefen. Auf sein erbärmliches Geschrei ließen ihn die feigen Raubthiere los und zogen sich etwas zurück. Thörichter Weise versuchte das Opfer sich aufzurichten und zu entfliehen, infolge dessen die Löwen sofort wieder auf ihn einstürzten und ihn aufs neue zu Boden rissen, wo er besinnungslos liegen blieb und endlich von den herankommenden Gefährten aufgenommen wurde." Als Fritsch den Verunglückten sah, waren bereits mehrere Wochen vergangen und die zahlreichen Wunden (gegen dreißig), welche die Zähne und Klauen gerissen hatten, befanden sich in verhältnismäßig gutem Zustande.

Ich habe nach allen im Sudân erhaltenen Nachrichten Ursache, daran zu zweifeln, daß sich der Löwe jedesmal vor seinem Angriffe in einer Entfernung von etwa drei oder vier Meter niederlege, um den Sprung abzumessen. Die Araber jener Gegenden versichern, daß der Mensch, welcher einen ruhenden Löwen treffe, denselben durch einen einzigen Steinwurf verscheuchen könne, falls er Muth genug habe, auf ihn loszugehen. Wer dagegen entfliehe, sei unrettbar verloren. „Zweimal", so sagen sie, „weicht jeder Löwe dem Manne aus, weil er weiß, daß dieser das Ebenbild Gottes des Allbarmherzigen ist, den auch er, als ein gerechtes Thier, in Demuth anerkennt. Frevelt jedoch der Mensch gegen die Gebote des Erhaltenden, welche bestimmen, daß Niemand sein Leben tollkühn wage, und geht er dem Löwen zum dritten Male entgegen, so muß er sein Leben lassen."

Daß die Löwen vor dem Menschen wirklich zurückweichen, sagen fast alle glaubwürdigen Beobachter. „Ein Landmann, mit Namen Kock", so berichtet Sparrman in seiner Reise nach Südafrika, „stieß bei einem Spaziergange auf einen Löwen. Er legte auf ihn an, fehlte ihn aber und wurde von ihm verfolgt. Als er außer Athem war, kletterte er auf einen Steinhaufen und hob den Flintenkolben hoch in die Höhe. Der Löwe legte sich auf zwanzig Schritte vor ihm hin; nach einer halben Stunde aber stand er auf, ging anfangs Schritt für Schritt zurück, als wenn er sich fortstehlen wollte, und erst als er ein Stück weit war, fing er an, aus allen Kräften zu laufen." Man behauptet, daß er selbst dann, nachdem er schon zum Sprunge sich niedergelegt, nicht wage, denselben auszuführen, wenn ihm der Mensch unbeweglich ins Auge sieht. Falls er den leichten Kampf mit einem Manne nicht schon einmal versucht hat, flößt ihm die hohe Gestalt desselben Furcht und Mistrauen in seine eigene Stärke ein, und eine ruhige Haltung des Körpers, ein muthiges Auge kräftigt diesen Eindruck mit jedem Augenblicke. Seine Flucht vor dem ruhig dastehenden Menschen ist ein Beweis, daß er ebenso sich gefürchtet hat wie jener sich vor ihm. Wenn man in Südafrika einem Löwen begegnet, bemerkt Livingstone, bleibt dieser einige Augenblicke stehen, um den Menschen sich anzusehen, macht dann langsam Kehrt, legt einige Dutzend Schritte gemächlich zurück, einmal um das anderemal zurückblickend, beginnt sodann zu traben und flieht endlich mit Sprüngen wie ein Windhund dahin. Daß diese Angaben wahrheitsgetreu sind, erfuhr Fritsch beim Durchreiten eines Buschwaldes. Ein Thier sprang dicht neben unserem Forscher und seinem Freunde auf, wurde von letzterem für ein Eland angesehen und von beiden eifrig verfolgt. „Wir hatten", schildert Fritsch, „das Wild im Dickicht für einige Zeit aus den Augen verloren, als M'Cabe plötzlich, um einen Busch biegend, sein Pferd zurückriß und umkehrend den Schreckensruf ausstieß: „Bei Gott, es ist ein Löwe!" Im nächsten Augenblicke waren der Mochuane und ich selbst vom Pferde gesprungen, bereit, dem Löwen die Spitze zu bieten, welcher, der Jagd müde, stehen geblieben war und sich drohend umwandte. Der Schwarze ließ sich in seinem Eifer nicht zurückhalten und sandte, bevor ich feuern konnte, dem Raubthiere eine Kugel zu. Leider schoß er zu hoch, und der Löwe verschwand, von dem Schusse erschreckt, sofort in den Büschen."

Anders ist es freilich, wenn der Löwe schon mehrmals mit Menschen gekämpft hat, oder wenn er sehr hungrig ist. Es kommt wirklich vor, daß er einen Menschen mit großer Hartnäckig-

keit verfolgt. „Am Kamiesberge im Lande der Namaken“, erzählt Barrow, „wollte ein Hottentott eine Herde Rindvieh zum Wasser treiben, als er einen Löwen erblickte. Er floh mitten durch die Herde, in der Hoffnung, daß der Löwe eher ein Stück Vieh ergreifen als ihm nacheilen würde. Doch er irrte. Der Löwe brach durch die Herde und folgte dem Hottentotten, welcher jedoch noch so glücklich war, auf einen Aloëbaum zu klettern und sich hier hinter einen Haufen Nester des Sidelsperlings (Philetaerus socius) zu verstecken. Der Löwe that einen Sprung nach ihm hinauf, verfehlte jedoch, sank zurück und fiel zu Boden. In mürrischem Schweigen ging er um den Baum, warf dann und wann einen schrecklichen Blick hinauf, legte sich endlich nieder und ging nun vierundzwanzig Stunden nicht von der Stelle. Endlich kehrte er zur Quelle zurück, um seinen Durst zu stillen. Der Hottentott stieg herunter und lief nach seinem Hause, welches nur eine Viertelmeile entfernt war. Der Löwe folgte ihm aber und kehrte erst dreihundert Schritte vor dem Hause um.“

Unter allen Umständen bleibt es mislich, vor dem Löwen zu fliehen, denn er ist schnell genug zu Fuße. Man hat beobachtet, daß er verwegene Jäger fast eingeholt hätte, obgleich sie auf guten Jagdpferden saßen. Wer bei einem Zusammentreffen mit dem Löwen Herz genug hat, ruhig stehen zu bleiben, den greift er so leicht nicht an. Aber zu einem solchen Wagstücke gehört ein besonnener Mannesmuth, welcher eben nicht jedem gegeben ist.

Beachtenswerth erscheint, daß der Löwe, wie viele Beobachtungen dargethan haben, auch Kinder selten angreift. Man kennt Beispiele, daß das furchtbare Raubthier an die Häuser heran kam, ohne dort irgend Jemandem etwas zu Leide zu thun. Lichtenstein verbürgt einen solchen Fall. „Bei Rietriviersspoort kamen wir an die Wohnung eines gewissen van Wyck. Indessen wir unser Vieh ein wenig weiden ließen und in der Thüre des Hauses den Schatten suchten, begann van Wyck folgendermaßen: Es ist etwas über zwei Jahre, daß ich auf der Stelle, wo wir hier stehen, einen schweren Schuß gewagt habe. Hier im Hause, neben der Thüre, saß meine Frau. Die Kinder spielten neben ihr, und ich war draußen zur Seite des Hauses an meinem Wagen beschäftigt, als plötzlich am hellen Tage ein großer Löwe erschien und ruhig auf der Schwelle in den Schatten sich legte. Die Frau, vor Schrecken erstarrt und mit der Gefahr des Fliehens bekannt, blieb auf ihrem Platze, die Kinder flohen in ihren Schoß. Ihr Geschrei machte mich aufmerksam; ich eilte nach der Thüre, und man denke sich mein Erstaunen, als ich den Zugang auf diese Weise versperrt sah. Obgleich das Thier mich nicht gesehen hatte, so schien doch, unbewaffnet, wie ich war, alle Rettung unmöglich. Doch bewegte ich mich fast unwillkürlich nach der Seite des Hauses zu dem Fenster des Zimmers, in welchem mein geladenes Gewehr stand. Glücklicherweise hatte ich es zufällig in die nächste Ecke gestellt und konnte es mit der Hand erreichen, denn zum Hereinsteigen ist, wie Sie sehen, die Oeffnung zu klein, und zu noch größerem Glücke war die Thüre des Zimmers offen, so daß ich die drohende Scene ganz zu übersehen im Stande war. Jetzt machte der Löwe eine Bewegung, es war vielleicht zum Sprunge; da besann ich mich nicht länger, rief der Mutter leise Trost zu und schoß hart an den Locken meines Knaben vorbei den Löwen über den funkelnden Augen in die Stirn, daß er weiter nicht sich regte.“

Wenn man auch annehmen will, daß dieser Löwe ganz satt gewesen sei, als er an jenes Haus herankam, darf man doch nicht vergessen, daß andere Katzenarten in ähnlichen Fällen ihrer Mordlust selten widerstehen können, und dies würde die althergebrachte Annahme vom Edelmuthe des Löwen unterstützen. Livingstone und andere Reisende wollen ihm allerdings Größe des Charakters nicht zugestehen, ihm vielmehr nur die Eigenschaften aller Katzen überhaupt zuschreiben; ich aber möchte nach meinen eigenen Erfahrungen doch nicht solcher Herabsetzung des Wesens dieses königlichen Thieres beistimmen.

Die Ehrfurcht einflößende Gestalt des Löwen, seine gewaltige Kraft, sein kühner Muth ist von jeher anerkannt und bewundert worden. Und wenn nun auch die Bewunderung oft das rechte Maß überschritten und dem Löwen Eigenschaften angedichtet hat, welche er wirklich nicht besitzt: gänzlich

ungerechtfertigt ist sie nicht. Der Löwe erscheint neben den übrigen Katzen und selbst neben den meisten wilden Hundearten stolz, großmüthig und edel. Er ist bloß dann ein Räuber, wenn er es sein muß, und nur dann ein Wütherich, wenn er selbst zum Kampfe auf Leben und Tod herausgefordert wird. Man hat Unrecht, wenn man behauptet, daß „das Stolze und Edle seines Ausdrucks nichts anderes als ernste und besonnene Ueberlegung sei", und mit diesen Worten der allgemeinen Auffassung der Löwenseele, welche Andere ausgesprochen haben, entgegentreten will. In den von den geachtetsten Naturforschern dem Löwen zuerkannten Eigenschaften liegt meiner Ansicht nach Adel genug. Und wer den Löwen näher kennen lernte, wer, wie ich, jahrelang tagtäglich mit einem gefangenen verkehrte, dem wird es ergehen, wie mir es erging. Er wird ihn lieben und achten, wie nur jemals der Mensch ein Thier lieben und achten kann. Ich will weiter unten von meinem Lieblingsthiere, einer gefangenen Löwin, erzählen, welche mir manche Stunde versüßt und erheitert hat, und zunächst nur bemerken, daß ich mich hinsichtlich der geistigen Fähigkeiten des Löwen zu der Ansicht von Scheitlin hinneige. Dieser möge selbst sprechen:

„Wer will des Löwen, des Helden, des Königsthieres Seele beschreiben! Welch ein Thier voll des kräftigsten Selbstbewußtseins! Welche Gestalt! Welche Majestät! Welcher Körper! Welche Brust! Welcher Leib! Welch ein Anblick der sechshundert Löwen, die Pompejus aus Afrika zu einem großen Römerspiele vorführte, und welch ein Ueberfall von einer Herde Löwen in das Heer des Xerxes!

„Der Löwe wird vollkommen so zahm wie ein guter Pudel. Sein Gedächtnis ist wie das eines solchen. Er erkennt nach vielen Jahren ehemalige Wärter augenblicklich, und kennt er ihr Gesicht und ihren Blick nicht mehr, so erkennt er doch schnell und sogleich ihr Wort, ihren Ton, die alte, geliebte Stimme, wie auch der Mensch alte Bekannte länger an der Stimme als an dem Aussehen erkennt. Besonders gut ist sein Gedächtnis für Wohlthaten, wodurch er das alte Sprichwort der Menschen: „Undank ist der Welt Lohn", zur Unwahrheit macht; denn der Löwe gehört, wie wir, zur Welt. Die Erzählung des Cälius von dem Löwen und Androklus hat gar nichts unwahrscheinliches an sich, obgleich man sie unwahr machen wollte. Man nennt den Löwen den Großmüthigen; doch will man etwa seine Großmuth heruntersetzen: kleine Schwache schonen und ihnen Fehler verzeihen, ja nach Fehlern wohlthun, heißt großmüthig sein. Solches kann der Löwe, wenn nicht jeder, so doch der vortrefflichere. Man sagt, wahrer Großmuth sei nur der Mensch fähig. Daß diese wahre Großmuth, deren manche Menschen fähig sind, höher steht als die der edelsten Löwen, versteht sich sowohl von selbst, wie es sich von selbst versteht, daß die des Löwen höher steht als die des Marders, falls dieser etwas von dieser Tugend hätte. Noch wird gesagt, daß dem Löwen doch nicht zu trauen sei und er unerwartet seine Katzennatur hervorbrechen lasse. Unleugbar hat der Löwe Launen. Tiefere Thiere haben keine, wohl aber die höheren. Solche haben selbst die Menschen, die Kinder alle, nur wenig Männer nicht. Nur sind die Launen der Könige und des Starken gefährlich, die der Schwachen verlacht man. Eitel ist der Löwe nicht, und zu Künsten läßt er sich nicht abrichten. Er ist zu stolz und zu ernst. Er will nur, wann und wie er will. So sind die Königsnaturen. Er wäre verständig und gelehrig genug zur Abrichtung; er wäre zum Lernen ganz in Besitz der Zeit- und Raumkenntnisse und deren Maße; denn er mißt, wenn er lauert, vollkommen genau: aber er thut Niemandem etwas zu Gefallen. Man bezichtigt ihn auch der Feigheit. Feigheit und Löwe passen nie zusammen. Ernste sind nie feig, und wenn der Löwe dem Menschen weicht, so ist es nicht Feigheit. Er fürchtet nichts und muß nichts fürchten. Selbst in der Gefangenschaft benimmt er sich edler als der Tiger und andere Katzen.

„Löwe und Löwin mögen das muntere, liebende Necken, wie Hunde und Katzen, wohl leiden. Es macht ihnen kleinen Spaß, den sie lieben. Auch liebkosen und streicheln lassen sie sich gern wie alle vollkommeneren Thiere. Zupft man den Löwen am Barte, so macht er Geberden und Blicke wie die Katzen. Wir haben unzählige Bilder von Löwen, doch noch kein vollkommenes. Seine ernste Seele hat noch kein Künstler befriedigend dargestellt. Das Bild eines Schmetterlings ist leicht

wiederzugeben, das eines Löwen ist vielleicht unmöglich. Gerade dies deutet auf seine hohe Stellung. Gewiß hat auch der Schmetterling seine Physiognomie, nur entgeht sie uns. Der Löwe muß in solcher Seelensphäre ganz wie der Mensch in der seinigen behandelt werden. Er ist ein Menschenthier, so gewiß es unter den Menschen noch Thiermenschen gibt."

Ich gebe zu, daß diese Beschreibung fast allzuviel von der großen Liebe Scheitlins zu den Thieren athmet und hier und da mit der trockenen Auffassung der zergliedernden Thierkundigen nicht übereinstimmen mag: im großen ganzen aber ist sie richtig, und Jeder, welcher den Löwen kennt, wird dies zugestehen müssen.

Die Zeit, in welcher sich der Löwe zu der Löwin findet, ist sehr verschieden nach den Gegenden, welche er bewohnt; denn die Wurfzeit hängt mit dem Frühling zusammen. Zur Zeit der Paarung folgen oft zehn bis zwölf männliche Löwen einer Löwin, und es gibt auch unter ihnen viel Kampf und Streit um die Liebe. Hat jedoch die Löwin ihren Gatten einmal sich erwählt, so ziehen die anderen ab, und beide leben nun treu zusammen. Die Brunst ist zwar minder heftig als bei anderen großen Katzen; die Begattung erfolgt jedoch ebenfalls unzählige Male nacheinander: nach den Beobachtungen meines Berufsgenossen Schöpff begattete sich ein Löwenpaar des Dresdener Thiergartens innerhalb acht Tagen dreihundertundsechszig Male. Der männliche Löwe bewahrt auch während der Brunst seine Würde und Ruhe; die Löwin zeigt sich begehrender. Sie ist es, welche schmeichelnd und liebkosend an den ernsten Gemahl heranzukommen pflegt und ihn aufzufordern scheint; er liegt gewöhnlich ruhig ihr gegenüber, die Augen starr auf sie gerichtet, und erhebt sich erst, wenn sie ihm sich naht. Die Begattung selbst erfolgt, indem die Löwin sich niederlegt und der Löwe sie übertritt und im Nacken packt. Ohne einiges Knurren und Fauchen von ihrer Seite geht es nicht ab; so toll und wüthend wie andere große Katzen aber geberdet sie sich nicht, theilt namentlich nicht so oft Tatzenschläge aus wie jene. Fünfzehn bis sechszehn Wochen oder hundert bis hundertundacht Tage nach der Begattung wirft die Löwin ein bis sechs, gewöhnlich aber nur zwei bis drei Junge. Die Thiere kommen mit offenen Augen zur Welt und haben, wenn sie geboren werden, etwa die Größe von einer halb erwachsenen Katze. Zu ihrem Wochenbette sucht sich die Mutter gern ein Dickicht in möglichst großer Nähe von einem Tränkplatze, um nicht weit gehen zu müssen, wenn sie Beute machen will. Der Löwe soll ihr Nahrung herbeischaffen helfen und sie und ihre Jungen, wenn es Noth thut, mit eigener Aufopferung schützen. Die Löwin behandelt die Jungen gewöhnlich mit großer Zärtlichkeit, und man kann wohl kaum ein schöneres Schauspiel sich denken als eine Löwenmutter mit ihren Kindern. Die kleinen, allerliebsten Thierchen spielen wie muntere Kätzchen mit einander, und die Mutter sieht ernsthaft zwar, aber doch mit unendlichem Vergnügen diesen kindlichen Spielen zu. Man hat dies in der Gefangenschaft oft beobachtet, weil es gar nichts seltenes ist, daß eine Löwin hier Junge wirft. In einem gut eingerichteten und geleiteten Thiergarten züchtet man gegenwärtig Löwen fast ebenso sicher und regelmäßig wie Hunde; selbst in Thierschaubuden, wo die Thiere bekanntlich einen nur sehr geringen Spielraum zur Bewegung haben und oft nicht einmal genügende Nahrung erhalten, werden solche geboren und großgezogen.

Der glücklichste Löwenzüchter der Jetztzeit ist, so viel mir bekannt, der Vorsteher des Dresdener Thiergartens, Schöpff. Eine von ihm gepflegte Löwin gebar binnen zwei Jahren acht, eine zweite im Laufe von sieben Jahren dreiundzwanzig Junge. Jene säugte ihre Kinder nicht, diese fraß zwar einige auf, behandelte die übrigen aber mit Liebe und Sorgfalt. Einmal wurden sechs, dreimal vier, ebenso oft drei und zweimal zwei Junge geboren. Aus den glücklich großgezogenen Jungen hat Schöpff über siebentausend Thaler erlöst und den Thiergarten außerdem noch um mehrere Löwen und Löwinnen im Werthe von dreitausend Thalern bereichert, würde aber wahrscheinlich noch bessere Erfolge erzielt haben, wäre er nicht wiederholt durch Eingriffe seitens einzelner Verwaltungsräthe des Thiergartens, welche beweisen wollten, daß Wohlhabenheit oder Reichthum auch ohne jegliches Verständnis zu höherer Weisheit befähigt, gehindert und ein glückliches Gelingen

der Löwenzucht, welche von dem Pfleger genaue Kenntnis der Thiere und Erfahrung verlangt, dadurch vereitelt worden. Mehrere Löwen wurden von Schöpff mittels einer Saugflasche genährt und zwei von ihnen großgezogen, andere, nachdem die Muttter sie vernachlässigt, Hündinnen in die Pflege gegeben und von diesen auch ohne sonderliche Umstände an Kindesstatt angenommen. In diesem Falle bildete sich zwischen Pflegemutter und Pflegekind ein Verhältnis gegenseitiger Liebe und Anhänglichkeit, welches auch nach der Geburt von Pflegegeschwistern seitens des Löwenpfleglings aufrecht erhalten wurde. Die junge Löwin, das Pflegekind, und die Hündin, die Pflegemutter, waren vor der Geburt der jungen Hunde durch ein Gitter getrennt worden. „Ich ließ“, so berichtet Schöpff, „die Löwin am Tage nach der Geburt ihrer Pflegegeschwister zu der Pflegemutter, welche hierüber nicht nur keinen Aerger zeigte, sondern die Löwin liebkoste, wie diese ihrerseits die kleinen Hunde leckte. Dies wiederholte ich öfters, auch nachdem die Hündchen bereits fünf Wochen alt waren, und trotzdem sie die Löwin, welche sie für ihre Mutter halten mochten, oft empfindlich zupften, wenn sie das Gesäuge suchten. Um zu sehen, ob die Löwin wohl einen Unterschied zwischen Hund und Hund machen würde, hielt ich ihr einen ebenso großen, auch ähnlich aussehenden jungen Hund vor. Sofort ging sie grimmig auf diesen los, und ich mußte ihn, um ihn zu retten, schleunigst entfernen. Ein ihr vorgehaltenes Kaninchen wurde ohne weiteres von ihr gepackt, zerrissen und mit Haut und Haar verzehrt.“ Fortgesetzte Versuche ergaben, daß es nur in seltenen Fällen gelingt, einen jungen Löwen mittels der Saugflasche groß zu ziehen oder durch eine säugende Hündin erziehen zu lassen, während dies, wenn die Mutter selbst ihrer Kinder sich annimmt, kaum besondere Schwierigkeiten hat. — Auch in den Thiergärten zu Köln, Breslau und Berlin, von außerdeutschen abgesehen, werden neuerdings regelmäßig Löwen gezüchtet.

Junge Löwen sind in der ersten Zeit ziemlich unbeholfen. Sie lernen erst im zweiten Monat ihres Lebens gehen und beginnen noch später ihre kindlichen Spiele. Anfangs miauen sie ganz wie die Katzen, später wird ihre Stimme stärker und voller. Bei ihren Spielen zeigen sie sich tölpisch und plump; aber die Gewandtheit kommt mit der Zeit. Nach etwa sechs Monaten werden sie entwöhnt; schon vorher folgen sie ihrer Mutter, beziehentlich beiden Eltern, wenn auch nur auf geringe Strecken hin, bei ihren Ausflügen. Gegen Ende des ersten Jahres haben sie die Größe eines starken Hundes erreicht. Anfänglich gleichen sich beide Geschlechter vollkommen; bald aber zeigt sich der Unterschied zwischen Männchen und Weibchen in den stärkeren und kräftigeren Formen, welche sich bei ersterem ausprägen. Gegen das dritte Jahr hin machen sich die Anfänge der Mähne bei dem Männchen bemerklich; doch erst im sechsten oder siebenten Jahre sind beide vollkommen erwachsen und ausgefärbt. Das Alter, welches sie erreichen, steht im Verhältnis zu diesem langsamen Wachsthum. Man kennt Fälle, daß Löwen sogar in der Gefangenschaft siebenzig Jahre gelebt haben, obwohl sie dort auch bei der besten Pflege ziemlich bald greisenhaft werden und viel an ihrer Schönheit verlieren.

Es wird wohl Niemand Wunder nehmen, daß der Eingeborene Afrika’s den Löwen in hohem Grade fürchtet und ihn mit allen Mitteln zu vertilgen sucht, welche er in seiner Macht hat. So schlimm, als man es sich bei uns vorstellt, ist jedoch die Furcht vor dem Löwen nicht. Man begegnet dem Gewaltigen da, wo er ständig vorkommt, auch keineswegs alltäglich. Er bricht nicht einmal tagtäglich in die Hürden ein, sondern sucht sich auch im freien, großen Walde seine Nahrung; ja er wird durch seine Jagden einzelnen Volksstämmen sogar nützlich. „Die Buschmänner“, schließt Mohr, „verdanken den nächtlichen Jagdzügen des Löwen oft ein saftiges Mahl. Ist des Nachts das Gebrüll des Raubthieres besonders lebhaft gewesen, und vermuthen sie, daß Großwild geschlagen wurde, so durchspüren sie früh am Morgen die Umgegend und eilen nach der Stelle, welcher die Geier zufliegen. Hier fallen ihnen oft noch bessere Beutestücke als saftige Markknochen, halbe Antilopen, Girafen und Büffel in die Hände, welche der Löwe für sie erjagte. Meinen schwarzen Begleitern wurde so zweimal ein saftiges Mahl zu Theil.“ Aehnlich verhält es sich wohl überall, wo der Mensch nicht Viehzucht betreibt.

Aber auch manche Innerafrikaner, beispielsweise die Mensa, klagen wenig über die Verluste, welche sie durch den Löwen erleiden. Man spricht wohl von seinen Raubthaten, aber kaum mit Entrüstung über die Einbuße an Vieh, welche man erlitten hat oder zu erleiden fürchtet, nimmt diese vielmehr als eine Schickung, als etwas unvermeidliches hin. Ansiedler europäischer Abkunft haben andere Begriffe von dem Werthe des Eigenthums als die harmlosen Afrikaner. Nach der Berechnung Jules Gerards verursachten im Jahre 1855 etwa dreißig Löwen, welche sich in der Provinz Constantine aufhielten, allein an Hausthieren einen Schaden von 45,000 Thalern unseres Geldes: ein einziger Löwe verbraucht demnach für 1500 Thaler Vieh zu seiner Nahrung. Im Jahre 1856 zu 1857 sollen sich nach demselben Berichterstatter in Bona allein sechszig Löwen aufgehalten und zehntausend Stück großes und kleines Vieh gefressen haben. Im Inneren Afrika's ist der Schaden verhältnismäßig ein weit geringerer, weil die Viehzucht, welche den einzigen Erwerb der Bewohner bildet, in ganz anderer Ausdehnung betrieben wird als in den Ländern, in denen der Ackerbau die Grundlage des volklichen Bestehens bildet. Gleichwohl wird er noch immer empfindlich genug, und der arme Mittelafrikaner möchte manchmal verzweifeln über die Verwüstungen, welche der Löwe anrichtet. In seiner kindlichen Anschauung rechnet er gewöhnlich auf Hülfe von oben und wendet sich deshalb an die Vermittler zwischen ihm und seinem Gotte: an die Geistlichen. Von diesen erkauft er für schweres Geld einen Hedjâb oder ein Schriftstück, in welchem der Verfasser desselben die kräftig kernigen Worte des Khorân irgendwie gemisbraucht und mit seinen Zuthaten verwässert hat, wie es eben jener Pfaffen Weise ist. Dieser Schutzbrief wird vorn an der Serîba angebunden, und man lebt, im Sudân wenigstens, allgemein in dem guten Glauben, daß der Löwe, welcher als ein gerechtes Thier vor den Augen des Herrn angesehen wird, so viel Ehrfurcht vor den Worten des Gottgesandten, Mahammed, an den Tag legen werde, um von ferneren Besuchen einer derartig geschützten Hürde abzustehen. Wie wenig dies der Fall ist, sieht man alle Jahre unzählige Male. Allein die dortigen Fakie wissen die Hohlheit ihrer Behauptungen ebenso gut zu bemänteln wie die Pfaffen anderwärts, und die Demuth und Ungebildetheit der Sudânesen macht es ihnen leicht, dann doch noch immer wieder Glauben zu finden, wenn jene auch den schändlichsten Betrug ausüben sollten. Auf das Erkaufen solcher Schutzbriefe beschränkt sich fast im ganzen Ostsudân die Abwehr, welche der mahammedanische Afrikaner für nöthig erachtet. Die heidnischen Neger und die Kaffern sind freilich gescheiter und sehen ein, daß einem Löwen gegenüber ein muthiger Manneskampf mehr ausrichtet als jeder Misbrauch mit des Propheten Wort. Sie bedienen sich vor allem ihrer giftigen Pfeile und, wenn es Noth thut, auch ihrer Lanzen, um den Löwen zu erlegen.

Während meiner Anwesenheit in Südnubien fand ein höchst merkwürdiger Jagdkampf mit einem Löwen bei Berber oder Muchëiref statt. Das königliche Thier hatte in der Nähe der Stadt die ganze Gegend unsicher gemacht und wochenlang Rinder und Schafe aus den nächstgelegenen Dörfern und Serîbas geraubt. Endlich wurde es den Nubiern doch zu toll, und sie beschlossen, einen großen Jagdzug auszuführen. Vier muthige Morharbïe oder Marokkaner, welche mit Feuergewehren bewaffnet waren, vereinigten sich mit zwölf Nubiern, deren Bewaffnung in Lanzen bestand, und zogen eines schönen Morgens nach dem Dickicht des Urwaldes hinaus, in welchem das Raubthier regelmäßig sich zu verstecken pflegte, wenn es Beute gemacht hatte. Man rückte ohne weiteres auf das Lager des Löwen los, trieb ihn auf, und als er sich verwundert über den Morgenbesuch ruhig den Leuten gegenüber stellte, feuerten die vier Morharbïe zu gleicher Zeit ihre Gewehre ab. Ein Hagel von Lanzen folgte einen Augenblick später. Der Löwe ward an mehreren Stellen, jedoch nirgends tödtlich verwundet, stürzte sich deshalb auch sofort auf seine Angreifer. Zufälligerweise bewahrte er dabei eine merkwürdige Mäßigung. Er brachte zunächst dem einen einen Tatzenschlag bei, welcher diesen gräßlich verwundete und zu Boden warf. Dann blieb er stehen; ein zweiter nahte sich mit einer frischen Lanze und erhielt, noch ehe er diese anwenden konnte, einen ähnlichen Willkommen. Die übrigen dachten schon an die feige Flucht und würden

ihre Gefährten dem nach und nach immer mehr wüthenden Löwen überantwortet haben, wenn nicht ein junger Mensch alle Anderen beschämt hätte. Er führte außer seiner Lanze noch einen starken und langen Stock, Nabût genannt, bei sich und nahte sich mit dieser Waffe tolldreist dem Löwen. Dieser staunte ihn an, bekam aber, eh er es sich versah, einen so gewaltigen Schlag in die Augengegend, daß ihm Hören und Sehen verging und er unter der Wucht des Schlages zu Boden stürzte. Jetzt hatte der kühne Gesell freilich gesiegt: er schlug so lange auf den Löwen los, bis dieser nicht mehr sich regte.

Ich selbst bin mehrere Male von den Eingeborenen aufgefordert worden, ihnen einen Löwen wegzuschießen, welcher in der Nacht vorher in ihrer Serîba geraubt hatte und, wie anzunehmen, regungslos und faul im Schatten lag, um zu verdauen. Selbstverständlich brannte ich vor Jagdbegierde und würde auch ganz entschieden diese Jagd ausgeführt haben, hätte mich nur ein einziger meiner Gefährten begleiten wollen. Bei denen war jedoch alles Zureden vergebens, weil ihre Furcht zu tief eingewurzelt. Nicht einmal meine europäischen Genossen wollten das Wagstück mit unternehmen helfen. Allein aber zum ersten Male auf eine Löwenjagd zu gehen, wäre doch tollkühn gewesen, und so mußte ich zu meinem innigen Bedauern die günstige Gelegenheit vorübergehen lassen, meine Jagden mit der edelsten aller zu krönen.

Auf meinem letzten Jagdausfluge nach Habesch hatte ich Unglück. Van Arkel d'Ablaing und ich entdeckten bei hellem Tage in der Samchara, dem Wüstenstreifen an der Westküste des südlichen Rothen Meeres, einen Löwen, welcher von einem Hügel aus Umschau über sein Jagdgebiet hielt. Sofort machten wir Anstalt, den königlichen Recken von der Güte unserer Büchsen einen Beweis zu geben. Zur Aushülfe luden wir noch beide Läufe unserer Doppelgewehre mit Kugeln, gaben diese unseren beiden Dienern gespannt in die Hand und befahlen ihnen, dicht neben uns her zu gehen. Unter Beobachtung aller Jagdregeln nahten wir uns dem Hügel. Van Arkel, welcher sich zum ersten Male zu solcher Jagd anschickte, zeigte einen so kühlen Mannesmuth, daß mir das Herz vor Stolz und Freude schwoll; unsere afrikanischen Diener zitterten wie Espenlaub. Wir nahten uns langsam und höchst vorsichtig, weil die Oertlichkeit eine mehr als wünschenswerthe Annäherung bedingte. Wie Katzen schlichen wir an dem Hügel hinauf, die Büchsen erhoben, den Finger am Drücker. Das Jagdfeuer wollte fast übermächtig werden. Wir hatten uns aber umsonst gefreut — der edle Recke hatte feig den Platz verlassen und wahrscheinlich in dem nächsten, uns undurchdringlichen Buschdickicht eine Zuflucht gefunden.

Eine südafrikanische Löwenjagd schildert Fritsch. Drei junge Leute trafen in der Nähe von Shoshong, einer Mission im Inneren Südafrika's, mit zwei ganz außerordentlich kühnen und wüthenden Löwen zusammen. „Acht der Ochsen brachen am Abend, durch die Raubthiere erschreckt, los; die Leute gingen ihnen sofort nach, als aber die Löwen sich gegen sie wendeten, liefen sie schleunigst zurück, und der Führer der Gesellschaft hielt nach seiner eigenen Aussage nicht eher an, als bis er über die Deichsel seines Wagens fiel.

„Am Morgen fanden sie einen der Ochsen in der Nähe liegen, erschlagen von den Löwen, und da es sicher war, daß dieselben in der folgenden Nacht zu dem Aase zurückkehren würden, stellte man bei letzterem sowie bei einem zufällig gerade gestorbenen Pferde Gewehre. Dies geschieht so, daß man den Leichnam in geringer Entfernung mit einem Dornenkrâl umgibt und nur eine Oeffnung übrig läßt, gegen die in angemessener Höhe ein Gewehr gerichtet wird, welches durch die Berührung eines dünnen, quer über den Eingang gespannten Strickes losgeht.

„Beide Gewehre entluden sich, und es fanden sich am anderen Tage starke Blutspuren bei denselben; das eine war aber in mehrere Stücke zerbrochen, welche deutlich Spuren der Zähne und Klauen des Löwen trugen. Zu ihrem Schrecken sah indessen die Gesellschaft das eine der Raubthiere am hellen Tage in der Nähe des Wagens wieder auftauchen, und die Herren hatten solche Achtung vor den ungebetenen Gästen bekommen, daß sie nicht wagten, einen Ausfall gegen den Belagerer zu unternehmen. Zeigte dieser sich auf der linken Seite des Wagens, so ließen sie ihre

übrigen sechs Ochsen rechts weiden, worauf der Löwe in großen Bögen derselben Gegend zuzukriechen pflegte und die Belagerten nöthigte, zeitweise den Weideplatz zu wechseln.

„Es ist schwer festzustellen, wie lange die Reisenden in dieser wenig behaglichen Lage geblieben wären, wenn nicht zufälligerweise einer der kühnsten Händler und Jäger des Landes, Chapman, mit seinem „Achterrijder“ zu Pferde den Wagen vorausreitend, bei der Gesellschaft eingetroffen wäre. Die unerhörte Kühnheit des Löwen veranlaßte den erfahrenen Jäger, die Richtigkeit der ganzen Erzählung in Frage zu ziehen, und die Versicherung der Sulu's, daß das Thier unter einem bestimmten Busche in der Nähe verborgen läge, wurde mit einem: Bah, Unsinn! abgewiesen.

„Zur thatkräftigen Widerlegung der unglaublichen Angabe, machte sich Chapman mit seinem Achterrijder sofort auf, um den Ort zu untersuchen. Er hatte sich dem bezeichneten Busche kaum genähert, als auch der Löwe aufsprang, seine Flanken mit dem Schweife schlagend und ein drohendes, tiefes Gebrüll ausstoßend.

„Es folgte nun einer der bemerkenswerthesten Kämpfe, welche wohl jemals die menschliche Verwegenheit gegenüber thierischer Wildheit und Kraft durchgeführt hat, und dessen Wahrheit ich zu bezweifeln geneigt gewesen wäre, wenn nicht die einfache und schlichte Erzählung des kühnen Jägers mir durch so zahlreiche Augenzeugen bestätigt wurde.

„Chapmans Waffe war eine kurze Doppelflinte, gegen zehn Pfund schwer, mit glatten Läufen, welche gehärtete Kugeln acht auf ein Pfund schoß und auf geringe Entfernungen vollständig genau trug. Der erste Schuß, vom Sattel gefeuert, fehlte den Löwen, und auch die Kugel des Achterrijders schlug seitwärts. Der Löwe sprang auf die Angreifer ein, welche gewandt umkehrten und fortsprengten, um Zeit zum Laden zu gewinnen. Als das Raubthier stehen blieb, machten sie ebenfalls Front; die Jäger sprangen aus den Sätteln und Chapmans Kugel, etwas tief gesetzt, brach die eine Vorderpranke, während die seines Begleiters quer durch die Flanken schlug. Der verwundete Löwe wendete sich zum Angriffe; doch schnell waren die verwegenen Schützen wieder im Sattel, und die willigen Pferde hielten sie außer Bereich der Gefahr, bis der Feind von der Verfolgung abließ. Dies war das Zeichen ebenfalls zu halten und schleunig zu laden. Aber vergeblich durchsuchte Chapman seine Taschen nach Kupferhütchen: bei der so aus dem Stegreif unternommenen Jagd hatte der Herr sich nicht gehörig versorgt, und es blieb daher nichts übrig, als den Achterrijder zum nahen Lager zu schicken, um das Fehlende holen zu lassen. In der Zwischenzeit setzte er indessen die Nachforschungen fort und der Zufall wollte, daß sich endlich noch zwei Hütchen vorfanden, worauf Chapman, ohne die Rückkehr des Anderen abzuwarten, sofort den Kampf erneuerte.

„Bis auf dreißig Schritte herangeritten, sprang er aus dem Sattel und schickte dem spitz stehenden Löwen eine wohlgezielte Kugel zu, welche gerade in den drohend geöffneten Rachen schlug, die Zähne zerschmetternd, aber ohne eine tödtliche Verletzung zu verursachen. Dies ist der gefährlichste Schuß, welchen man machen kann, da der unsinnige Schmerz das Raubthier zur höchsten Wuth steigert, und ich glaubte dem Erzählenden gern, als er den Erfolg mit den Worten beschrieb: „Maar allermagtig, word die oû kerel da quaai!“ (Aber, alle Welt, wird der alte Kerl da böse!) Doch obgleich die Entfernung nur dreißig Schritt betrug, hatte der behende Reiter bereits seinen Sitz wieder gewonnen und sich zur Flucht gewendet, bevor das rasende Thier ihn erreichen konnte.

„Als der Löwe, nachdem seine Wuth sich gelegt hatte, stillstand, war er ihm sogleich wieder auf dem Pelz, und die nächste Kugel faßte unmittelbar hinter der Schulter, ohne indessen dem Leben dieses unglaublich zähen Thieres ein Ende zu machen; es waren im Gegentheile noch vier Kugeln nothwendig, welche alle hinter der Schulter saßen, bevor der Feind als unschädlich betrachtet werden konnte.

„Ich bin im Besitze der Decke eines Löwen, welchen derselbe Herr etwas früher auf dem Ansitz bei einem von dem Raubthiere die Nacht zuvor getödteten Ochsen erlegt hatte. In diesem Falle feuerte Chapman mit einem weißen Begleiter gleichzeitig auf ein gegebenes Zeichen, und obgleich

nur eine Kugel hinter der Schulter einschlug, stürzte der Löwe doch nach wenigen Sätzen todt nieder, so daß also die oben erwähnte Zähigkeit nicht als Regel hingestellt werden kann. Der Grund dafür lag wohl in dem großen Alter des Thieres, welcher Umstand auch die Verwegenheit theilweise erklärt, da alte Löwen durch den schlechten Zustand ihrer Zähne und ihre geringe Flüchtigkeit verhindert werden, Wild zu erlegen, und daher, durch die Noth gezwungen, an Menschen und zahmen Vieh sich vergreifen. Sind sie in diesem Handwerk für einige Zeit erfolgreich, so wächst ihnen der Muth allmählich, und ihre Kühnheit kennt endlich keine Grenzen mehr.

„Der erwähnte Löwe hatte übrigens einen Streifschuß am Kopfe, welcher erkennen ließ, daß er der Held war, welcher das Stellgewehr bearbeitet hatte, während ein nach Beendigung des Kampfes aufgefundener Schweif und einige Knochen erkennen ließen, daß das andere Gewehr seine Schuldigkeit gethan und den Räuber den Aasvögeln und Schakals überliefert hatte."

Im Atlas wird der Löwe auf sehr verschiedene Weise gejagt. Wenn er die Nähe des Lagers eines Beduinenstammes aufsucht, verbreitet sich der Schrecken unter den Zelten, und überall werden unter den sonst so muthigen Männern Klagen laut, bis sie endlich doch sich entschließen, den lästigen Nachbar zu tödten oder wenigstens zu vertreiben. Durch Erfahrung gewitzigt, hat man dem Löwen gegenüber eigene Kampfesweisen erfunden. Sämmtliche waffenfähige Männer umringen das Gebüsch, in welchem ihr Hauptfeind sich verborgen hat, und bilden drei Reihen hinter einander, von denen die erste bestimmt ist, das Thier aufzutreiben. Wie bei Arabern gewöhnlich, versucht man dies zunächst durch Schimpfen und Scheltworte zu thun: „O, du Hund und Sohn eines Hundes! Du von Hunden Gezeugter und Erzeuger von Hunden! Du Würger der Herden und Erbärmlicher! Du Sohn des Teufels! Du Dieb! Du Lump! Auf, wenn du so tapfer bist, wie du vorgibst! Auf! zeige dich auch bei Tage, der du die Nacht zur Freundin hast! Rüste dich! Es gilt Männern, Söhnen des Muths, Freunden des Kriegs, gegenüber zu treten!" Helfen diese Schimpfworte nicht, so werden wohl auch einige Schüsse nach dem Dickicht abgefeuert, bis endlich doch eine Kugel, welche dem Löwen gar zu nahe vorüberpfeift, dessen Gleichmuth erschöpft und ihn zum Aufstehen bringt. Brüllend und flammenden Blickes bricht er aus dem Gebüsche hervor. Wildes Geschrei empfängt ihn. Gemessenen Schrittes, verwundert und zornig sich umschauend, sieht er auf die Menge, welche ihrerseits sich bereitet, ihn würdig zu empfangen. Die erste Reihe gibt Feuer. Der Löwe springt vor und fällt gewöhnlich unter den Kugeln der Männer, welche die zweite Reihe bilden, jetzt aber sofort die erste ablösen. Er verlangt tüchtige Schützen; denn nicht selten kommt es vor, daß er, obgleich von zwei oder mehreren Kugeln durchbohrt, noch muthig fortkämpft. Einzelne Araber suchen auf zuverlässigen Fährten auch ganz allein den Löwen auf, schießen auf ihn, fliehen, schießen nochmals und tragen so zuletzt doch den Sieg davon. Ungeachtet der Menge von Leuten, welche zu solcher Jagd aufgeboten werden, bleibt sie gefährlich. „Im März 1840", berichtet Gerard, „rückten sechszig Araber aus, um einer Löwin, während sie abwesend war, die Jungen zu rauben. Sie kam aber zurück, gerade als die Leute abgezogen, und zerbiß einem Manne den linken Arm. Trotzdem schoß ihr der Muthige zwei Pistolenkugeln in den Leib. Darauf stürzte sie auf einen zweiten los, bekam von ihm einen Schuß in den Rachen, warf ihn nieder, riß ihm ein Stück von den Rippen und verendete dann über ihm."

Gar nicht selten kommt es vor, daß ein einziger Löwe das ganze Araberheer in die Flucht schlägt. Gerard versichert, daß im Jahre 1853 einmal ein Löwe zweihundert gut mit Feuergewehren bewaffnete Leute vertrieb. Er hatte dabei einen Mann getödtet und ihrer sechs verwundet.

Auch auf dem Anstande erlegt man den Löwen. Die Araber graben eine Grube, decken sie von oben fest zu, so daß nur die Schießlöcher offen sind, und werfen ein frisch getödtetes Wildschwein davor; oder sie setzen sich auf Bäume und schießen von dort herab.

Außerdem fangen die Araber des Atlas den Löwen in Fallgruben, welche zehn Meter tief und fünf Meter breit sind. Sobald das königliche Thier in der Grube liegt, läuft von weither alles zusammen, und es entsteht ein entsetzlicher Lärm ringsum. Jeder schreit, schimpft und wirft

Steine hinunter. Am tollsten treiben es aber die Weiber und Kinder. Zuletzt schießen die Männer das Thier zusammen. Es empfängt die Kugeln ruhig, ohne zu klagen oder ohne mit den Wimpern zu zucken. Erst wenn es vollkommen regungslos daliegt, wagt man sich hinab und bindet ihm Stricke um die Füße, an welchen man die Leiche mühselig heraufwindet; denn der ausgewachsene männliche Löwe wiegt oft über vier Centner. Jeder Knabe bekommt ein Stück vom Herzen zu essen, damit er muthig werde. Die Haare der Mähne benutzt man zu Amuleten, weil man glaubt, daß derjenige, welcher dergleichen Haare bei sich trage, vom Zahne des Löwen verschont bleibe.

Fallen aller Art meidet der Löwe mit äußerster Vorsicht, bekundet überhaupt angesichts verdächtiger Vorkehrungen oder auch nur ungewöhnlicher Erscheinungen fast unüberwindliches Mistrauen. Ein Pferd, welches sich losgerissen, fern von seinem Gebieter aber mit der nachschleppenden Leine wieder verstrickt hatte, fand man, laut Livingstone, nach zwei Tagen unbeschädigt vor, obgleich zahlreiche Löwenspuren bewiesen, daß es von den gewaltigen Räubern aufgefunden worden war, diese aber, aus Furcht in eine Falle zu gerathen, es nicht gewagt hatten, einen Angriff zu machen. Angebundene Ochsen oder Schafe werden äußerst selten angegriffen, erstere in Südafrika deshalb auch geradezu zur Sicherung der Reisenden verwendet, indem man sie so an dem mächtigen Wagen anbindet, daß ihre Kraft bei dem Versuche, gleichzeitig durchzubrechen, nach allen Seiten hin wirksam wird, sie also gegenseitig aufhebt. Furcht oder doch Mistrauen ist wohl auch der Hauptgrund, daß der Löwe, angesichts des Krâls oder der Serîba brüllt und das Vieh zum Ausbrechen zu verleiten sucht, anstatt unmittelbar es anzugreifen.

Zur Vervollständigung vorstehender Mittheilungen will ich meinen alten Reisegefährten und Freund, Leo Buvry, noch einiges erzählen lassen: „Es kommt nur noch selten vor, daß die Eingeborenen Algeriens frei und offen dem Löwen den Krieg erklären und ihn in seinem Verstecke aufstören, bis er den Kampf annimmt. Das heutige Geschlecht der Araber, obwohl es ihm durchaus nicht an Muth fehlt, zieht es vor, ihn auf minder gefahrvolle Weise zu bekämpfen. Man spürt seine Fährte auf und gräbt zur Seite derselben ein etwa zwei Meter tiefes Loch, welches nach oben zu sich verengert und den Getreidegruben ähnlich ist. In dieses Loch versteckt sich der Araber und überdeckt die Oeffnung mit Zweigen. Dort lauert er viele Nächte, bis der Löwe auf einem seiner Streifzüge wieder einmal diesen Weg aufnimmt. Ist das Raubthier nahe genug am Verstecke, so zielt der Jäger nach dem Kopfe oder dem Herzen. Bei der herrschenden Finsternis ist der Schuß immer unsicher; denn verwundet der Jäger den Löwen bloß, so faßt dieser alles Umstehende „mit seinen grimmigen Tatzen:“ bricht er doch ziemlich starke Bäume mit denselben um! Gewöhnlich entfernt er sich nicht sobald von dem Orte, an dem er verwundet wurde, sondern sucht nach dem verborgenen Feinde und erhält sodann die zweite nun tödtliche Kugel. Jetzt kriecht der Araber aus seinem Verstecke hervor, zündet ein großes Feuer an, wickelt sich in seinen Burnus und bringt auf diese Weise den Rest der Nacht zu. Ist es indeß um die Brunstzeit und hat der Jäger Grund, das Nachkommen der Löwin zu gewärtigen, so zündet er vor allen Dingen auch ein Feuer an, befestigt aber nun an den Hinterbeinen des todten Löwen einen Strick, erklettert einen hohen Baum, schlingt den Strick um einen Ast und zieht seine Beute an demselben in die Höhe bis oben in die Krone des Baumes, um sie der gefräßigen Bande der Schakale und Hiänen zu entziehen. Selbstverständlich vermag er bloß mittelgroße Löwen auf diese Weise zu sichern; denn die großen sind, für einen Mann wenigstens, viel zu schwer, als daß er sie bewegen könnte.

„Bricht nun endlich der langersehnte Morgen an, so macht unser Araber sich auf den Weg, um seinen Duar zu erreichen. Wenn er unterwegs an einer Quelle vorüberkommt, hockt er nieder und verrichtet die vorgeschriebenen Waschungen und das Dankgebet; dann eilt er so schnell als möglich weiter. Zu Hause angekommen, läßt er sich kaum Zeit, mit Speise und Trank sich zu erquicken, sondern nimmt einen starken Esel und schafft mit ihm den Löwen nach der Stadt. Pferde und Maulthiere lassen sich nicht zum Fortschaffen eines Raubthieres verwenden, weil sie vor solcher

Bürde im höchsten Grade scheuen und vor lauter Zittern und Zagen gar nicht in Gang zu bringen sind. Ist der Löwe für die Kraft eines Esels zu stark, so miethet der Araber sich einen Karren und holt mit diesem seine Beute herbei.

„Nun beginnt der Triumph des Jägers; denn inzwischen hat sich die Nachricht von seiner That wie ein Lauffeuer verbreitet. Er fährt zuerst nach seinem Duar, wo Männer, Weiber und Kinder aus den Zelten hervorkriechen und herbeikommen, ihn wegen seines Heldenmuthes zu beglückwünschen. Das unvermeidliche Pulver muß in Freudenschüssen sein Wort mit reden, und eine „Diffa“ oder Freudenmahlzeit stärkt den Löwenbesieger zu seiner Reise nach der Stadt. Einige Freunde begleiten ihn, und der Zug setzt sich in Bewegung. Ueberall, wo derselbe bei den Duars vorbeikommt, eilen die Araber herbei und preisen den Muth des Jägers und die Stärke des erlegten Thieres. Dieser und jener schließt sich wohl auch dem abenteuerlichen Zuge an, so daß derselbe immer ansehnlicher wird, je mehr er sich der Stadt nähert. Vor dem Bureau Arabe wird Halt gemacht. Der Jäger tritt hinein, um von dem Chef desselben die gesetzmäßige Belohnung zu empfangen. Dieselbe betrug ursprünglich hundert Franken; seitdem aber die Jagd von den Einheimischen sowohl als von den europäischen Ansiedlern regelrechter betrieben worden ist, hat man sie auf fünfzig Franken herabgesetzt. Ebenso verhält es sich mit dem Schußgelde für den Leoparden. Nach Auszahlung des Schußgeldes begibt sich der Zug vor die Wohnung des befehlshabenden Generals; diesem wird meist, in der Hoffnung auf ein entsprechendes Gegengeschenk, das Fell überlassen. Zeigt er keine Lust, das Fell zu besitzen, so begnügt sich der Araber auch mit einer warmen Lobrede auf seine Tapferkeit, und die Löwenhaut wandert gegen einen Preis von hundert bis hundertundfünfzig Franken zu einem Gerber, welcher sie als Teppich verarbeitet und durchschnittlich für vierhundert Franken an Durchreisende oder Fremde verkauft. Das Fleisch überläßt man dem Schlächter, welcher das Pfund zu einem halben Franken an Europäer verkauft; in Algerien wird der Löwe auch von diesen gern gegessen.

„Auf solche Weise verdient der Jäger durch seinen Schuß ungefähr dreihundert Franken, — für einen Araber eine ungeheuere Summe. Gewöhnlich kauft er sich sogleich einen neuen Burnus, einen Ueberwurf und Pantoffeln und kehrt sodann freudigen Herzens in seinen Duar zurück. Aber an diesem schnellen Verdienste hat der Teufel seinen Antheil; denn von nun an treibt den glücklichen Jäger eine unersättliche Jagdlust. Er vernachlässigt fortan alle seine Geschäfte, um nur nach wilden Thieren auf der Lauer liegen zu können. Doch das Glück ist sparsam mit seinen Gaben. Das wenige übriggebliebene Geld wird nach und nach verausgabt, das Pulver knapp, der neue Burnus gegen einen alten vertauscht, die Pantoffeln zerreißen, die nackten Sohlen müssen wieder den glühenden Sand empfinden, und der Ruhmgekrönte von damals ist wieder ein Bettler. Auf meinen Zügen habe ich viele solcher Löwenjäger kennen gelernt, welche außer ihren Lorbeeren so gut wie nichts besaßen. Ein Schuß Pulver war für sie der Inbegriff aller Wünsche, die erste Staffel zur Erreichung ihrer hochfliegenden Pläne. Stundenlang, ja ganze Tage saßen sie vor meiner Thür und erzählten mir von ihren Heldenthaten; der Endreim aller Erzählungen war immer ein Betteln um Pulver. Niemals ließen sie sich bewegen, für mich Jagd auf andere Thiere zu machen.

„Junge Löwen, von denen alljährlich einige in den Städten der Regentschaft feilgeboten werden, bezahlen die Europäer mit fünfzig bis hundertundfünfzig Franken. Die Araber fangen dieselben entweder in Fallgruben, oder sie folgen in dem frischgefallenen Schnee der Fährte der Löwin bis zu ihrem Bau und rauben in ihrer Abwesenheit die Jungen. Daß ein solches Unternehmen nicht ohne Gefahr ist, leuchtet ein. Sehr oft ruft die Stimme des jungen Thieres die Mutter herbei, und diese wirft sich dann mit furchtbarer Wuth und der Ausdauer der Verzweiflung auf den Jäger.

„Im allgemeinen ist der Winter, besonders wenn derselbe von heftigen Schneefällen begleitet wird, die geeignetste Jahreszeit für die Jagd auf wilde Thiere. Wenn der Schnee auf den höchsten

Höhen liegen bleibt und die Thiere sich veranlaßt sehen, in die Niederungen hinabzusteigen, um ihre Nahrung zu suchen, wird es dem Jäger leicht, ihnen bis zu ihrem Bau zu folgen. Uebrigens sind reißende und selbst tiefe Flüsse dem Löwen kein Hindernis auf seinem Wege. Mit einem gewaltigen Satze stürzt er sich in das Wasser und durchschwimmt dasselbe. Ist es um die Brunstzeit, so findet man die Löwin stets im Gefolge des Löwen, und während dieser in einen Duar eindringt, um ein Rind, Pferd oder Maulthier zu ergreifen, hat sich die Löwin ruhig hingestreckt und wartet, bis ihr Gemahl zu ihr zurückkehrt; dieser soll sogar die Artigkeit so weit treiben, daß er ihr den ersten Antheil von der Beute überläßt und erst dann, wenn sie vollständig gesättigt ist, sich auch darüber hermacht.

„In unserem gesitteten Europa schlägt man die Verdienste eines Löwenjägers im allgemeinen zu gering an. Man läßt sich wohl zur Anerkennung seiner Beharrlichkeit und seines Muthes herbei, bedenkt aber nicht, welchen außerordentlichen Vortheil eine solche kühne Beschäftigung dem Lande bringt. Eine kurze Andeutung in Bezug hierauf mag genügen.

„Der Löwe erreicht durchschnittlich ein Alter von fünfunddreißig Jahren. Bei seinem gewaltigen Leibesbau entwickelt er nach kaum zwölfstündigem Fasten schon einen ganz vortrefflichen Appetit, und da er außerdem ein Leckermaul ist und nur ungern zu einem erlegten Stück Vieh zurückkehrt, sondern auch für die Schakale und Hiänen sorgt, vermehrt sich der Schaden natürlich noch bedeutend. Man kann diesen Schaden, weil sich der Löwe meist in bestimmten Gegenden aufhält, ziemlich genau feststellen, indem man zusammenrechnet, welche Verluste er den Duars durch Wegrauben von Pferden, Maulthieren und Hammeln das ganze Jahr hindurch zufügt. Der Schaden nun, welchen ein Löwe anrichtet, beträgt durchschnittlich sechstausend Franken im Jahre, für seine Lebensdauer also über zweimalhunderttausend Franken. Auf die Provinz Constantine kann man mit ziemlicher Gewißheit fünfzig Löwen rechnen, welche zu ihrem Verbrauche während ihrer ganzen Lebenszeit die Kleinigkeit von zehn Millionen fünfmalhunderttausend Franken erfordern! Man berechne nach diesem Maßstabe, welchen Nutzen der kühne Löwenjäger Jules Gerard auf seinen glücklichen Jagden der Regentschaft Algier gebracht hat. Dafür wurde aber auch dieser Offizier der Spahis von den Arabern und Europäern wie ein Halbgott verehrt."

Jung eingefangene Löwen werden bei verständiger Pflege sehr zahm. Sie erkennen in dem Menschen ihren Pfleger und gewinnen ihn um so lieber, jemehr er sich mit ihnen beschäftigt. Man kann sich kaum ein liebenswürdigeres Geschöpf denken als einen so gezähmten Löwen, welcher seine Freiheit, ich möchte sagen, sein Löwenthum, vergessen hat und dem Menschen mit voller Seele sich hingibt. Ich habe eine Löwin zwei Jahre lang gepflegt und ihr liebenswürdiges Wesen sowie viele Eigenheiten von ihr bereits ausführlich beschrieben, will aber doch einiges hier wiederholen.

Bachida, so hieß die Löwin, hatte früher Latif-Pascha, dem egyptischen Statthalter im Ostsudân, angehört und war einem meiner Freunde zum Geschenke gemacht worden. Sie gewöhnte sich in kürzester Zeit in unserem Hofe ein und durfte dort frei umherlaufen. Bald folgte sie mir wie ein Hund, liebkoste mich bei jeder Gelegenheit und wurde bloß dadurch lästig, daß sie zuweilen auf den Einfall kam, mich nachts auf meinem Lager zu besuchen und dann durch ihre Liebkosungen aufzuwecken.

Nach wenigen Wochen hatte sie sich die Herrschaft über alles Lebende auf dem Hofe angemaßt, jedoch mehr in der Absicht, mit den Thieren zu spielen, als um ihnen Leid zu thun. Nur zweimal tödtete und fraß sie Thiere; einmal einen Affen, das andere Mal einen Widder, mit welchem sie vorher gespielt hatte. Die meisten Thiere behandelte sie mit dem größten Uebermuthe und neckte und ängstigte sie auf jede Weise. Ein einziges Thier verstand es, sie zu bändigen. Dies war ein Marabu, welcher, als beide Thiere sich kennen lernten, ihr mit seinem gewaltigen Keilschnabel zu Leibe ging und sie dergestalt abprügelte, daß sie ihm, wenn auch nach langem Kampfe, den Sieg zugestehen mußte. Oft machte sie sich das Vergnügen, nach Katzenart auf den Boden sich zu legen und einen von uns auf das Korn zu nehmen, über welchen sie dann plötzlich herfiel wie eine

Katze über die Maus, aber bloß in der Absicht, um uns zu necken. Gegen uns benahm sie sich stets liebenswürdig und ehrlich. Falschheit kannte sie nicht; selbst als sie einmal gezüchtigt worden war, kam sie schon nach wenigen Minuten wieder und schmiegte sich ebenso vertraulich an mich an wie früher. Ihr Zorn verrauchte augenblicklich, und eine Liebkosung konnte sie sogleich besänftigen.

Auf der Reise von Chartum nach Kairo, welche wir auf dem Nile zurücklegten, wurde sie, solange das Schiff in Fahrt war, in einen Käfig eingesperrt, sobald wir aber anlegten, jedesmal freigelassen. Dann sprang sie wie ein übermüthiges Füllen lange Zeit umher und entleerte sich stets zunächst ihres Unraths; denn ihre Reinlichkeitsliebe war so groß, daß sie niemals ihren Käfig während der Fahrt beschmutzte. Bei diesen Ausflügen ließ sie sich mehrere Male dumme Streiche zu Schulden kommen. So erwürgte sie unter anderem in einem Dorfe ein Lamm und fing sich in einem zweiten einen kleinen Negerknaben; doch vermochte ich zum Glück den Bedrängten zu befreien, da sie gegen mich überhaupt nie widerspenstig sich zeigte. In Kairo konnte ich, sie an der Leine führend, mit ihr spazieren gehen, und auf der Ueberfahrt von Alexandrien nach Triest holte ich sie tagtäglich auf das Verdeck herauf, zur allgemeinen Freude der Mitreisenden. Sie kam nach Berlin, und ich sah sie zwei Jahre nicht wieder. Nach dieser Zeit besuchte ich sie und wurde augenblicklich von ihr erkannt. Ich habe nach allem diesen keinen Grund, an den vielen ähnlichen anderen Berichten, welche wir schon über gefangene Löwen haben, zu zweifeln.

Bei guter Nahrung dauert, wie schon bemerkt, der Löwe viele Jahre in der Gefangenschaft aus. Er bedarf etwa acht Pfund gutes Fleisch täglich. Dabei befindet er sich wohl und wird beleibt und fett.

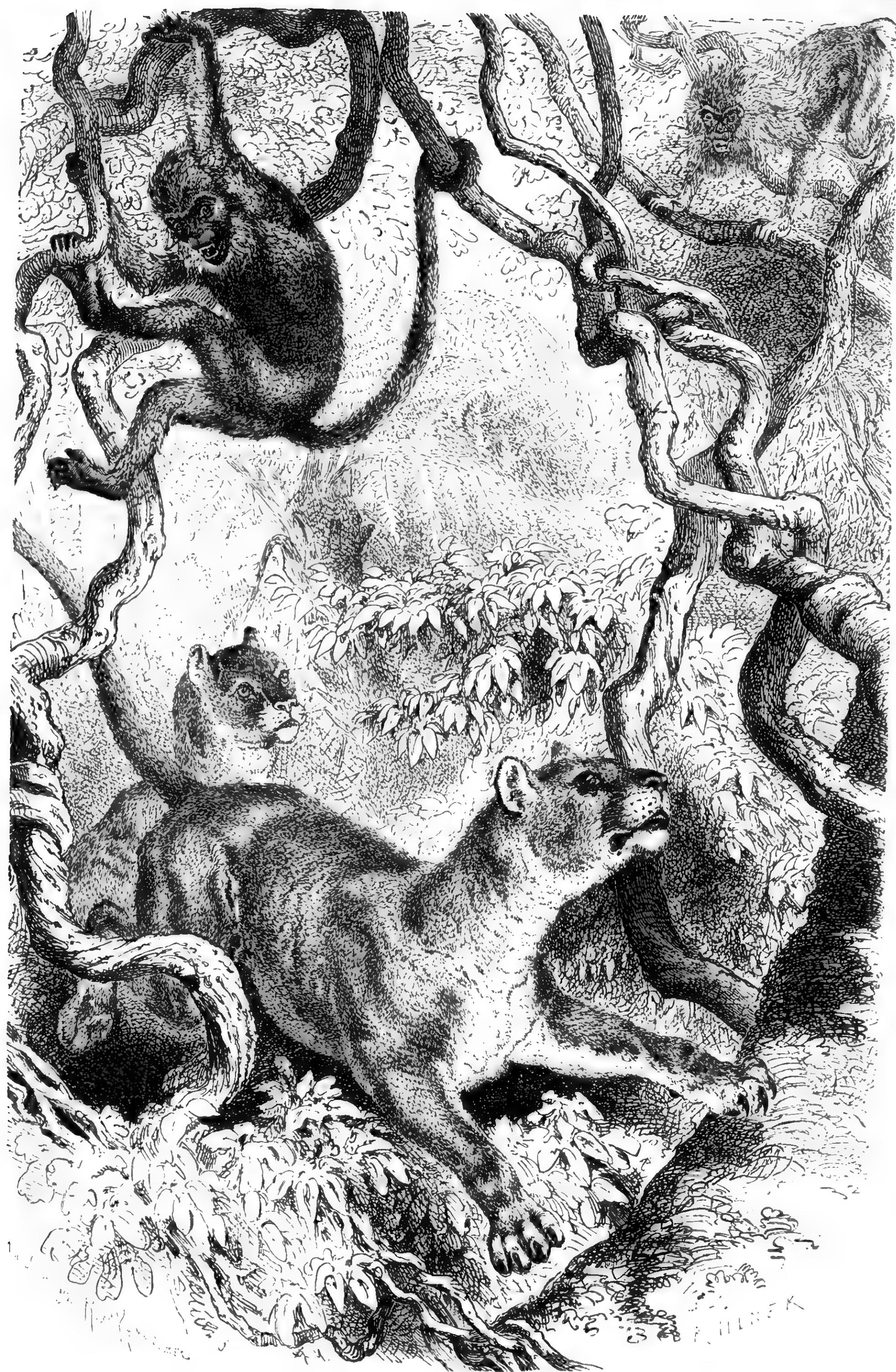
Ueber wenige Thiere ist von jeher so viel gefabelt worden und wird noch heutigen Tages so viel gefabelt wie über den Löwen. Die Nachrichten über ihn laufen, wie leicht begreiflich, bis in das graueste Alterthum zurück. Die altegyptischen Denkmäler stellen ihn in den verschiedensten Lagen seines Lebens dar und überzeugen uns, daß die alten Egypter ihn sehr gut gekannt, auch schon ganz richtig eingeordnet haben. „Die altegyptische Sprache", bemerkt Johannes Dümichen, welcher das Nachstehende für das „Thierleben" niederzuschreiben die Güte gehabt hat, „kennt für Löwe und Katze nur ein und dasselbe Wort. Die Gruppe, durch welche dieses in der Bilderschrift bezeichnet wird, hatte die Aussprache „Maau", ein Wort, in welchem die klangbildliche Grundlage nicht zu verkennen ist. Ob diese Gruppe in den Inschriften nun die eine oder die andere Bedeutung hat, entscheidet das Determinativ, d. h. dasjenige Bild, welches der voranstehenden Gruppe noch zur besonderen Erläuterung nachgestellt ist, in unserem Falle also das Bild eines Löwen oder das einer Katze. Außer „Maau" kommen noch vor die Worte „Ar" und „Tam", letzteres insbesondere zur Bezeichnung einer Sonnengottheit, welche in der im östlichen Delta gelegenen Stadt Tal, dem Zoan der Bibel und Tanis der Griechen, dem heutigen San, unter dem Bilde eines Löwen, als Schützer der Pforten des Ostens und siegreicher Kämpfer gegen den asiatischen Baal verehrt wurde. Daß die alten Egypter dem Löwen die erste Stelle unter allen Raubthieren einräumten, unterliegt aus dem Grunde keinen Zweifel, als das Wort „Maau" allgemein zur Bezeichnung der ganzen Ordnung gebraucht wurde. So heißt es in dem nach seinem Besitzer genannten Papyrus Harris: „O Herr der Götter, wolle abwehren von mir alle wilden Raubthiere (Maau=u) des Landes, die Krokodile in dem Strome und die Schlangen alle, welche stechen". In dem hieroglyphischen Schriftsystem, als ein Klangbild gebraucht, ist das Bild eines ruhenden Löwen der Vertreter des Lautes R oder L, welche in der egyptischen Sprache noch nicht getrennt waren, daher wir noch im Koptischen, der Tochter des Altegyptischen, dieselben Worte, in denen in den entsprechenden hieroglyphischen Gruppen das Zeichen des ruhenden Löwen als Vertreter des R oder L auftritt, bald mit R, bald mit L geschrieben finden.

„Auf Denkmälern aus fast allen Zeiten des egyptischen Reiches, auch schon auf solchen, denen wir ein Alter von mindestens viertausend Jahren zuschreiben müssen, wie z. B. in den Gräbern bei den Pyramiden von Sakhara, begegnen uns unter dem Bilderschmucke der Wände in Tempeln und

Grabkammern nicht selten Darstellungen freilebender und gezähmter Löwen, und zwar kommt, was Beachtung verdient, nicht bloß der afrikanische, sondern auch der asiatische Löwe vor, letzterer bald von asiatischen Völkerschaften als Tribut herbeigeführt, bald von den auf Kriegszügen in Asien weilenden Königen verfolgt. Die älteste mir bekannte Darstellung einer Löwenjagd weist eine Grabkammer bei Sakhara auf, deren Bilderschmuck unzweifelhaft zu den gelungensten Schöpfungen altegyptischer Kunst gehört und wegen der vielen Thierbilder den Thierkundigen empfohlen sein mag. Der Inhaber des Grabes, in den Inschriften Ptah-Hoteb genannt, ein hoher Würdenträger des Reiches unter König Tatkara-Assa, dem Tancheres der fünften manethonischen Dynastie, wahrscheinlich derselbe, welcher die unter dem genannten Könige so berühmt gewordenen Weisheitssprüche über den Umgang mit Menschen schrieb, beweist, daß er auch mit Thieren umzugehen und ihre Jagd auszuüben verstand. Im ersten Theile meiner „Resultate einer archäologischen Expedition" habe ich sämmtliche Darstellungen und Inschriften der vier Wände und unter ihnen auch die erwähnte Jagdscene wiedergegeben. Es ist hier nicht, wie auf anderen Bildern, ein Angriff auf den Löwen mit Speer und Lanze, sondern ein Ueberlisten des Raubthieres dargestellt. Dieses hat man herbeigelockt durch ein als Köder dienendes Rind, dessen Entsetzen der altegyptische Künstler in der naivsten Weise zum Ausdruck zu bringen gesucht hat, während eine noch zusammengekoppelte Meute edler Windhunde des Augenblickes harrt, von dem Jagdherrn losgelassen und zur Ueberwältigung des Löwen verwendet zu werden. Die andere Hälfte des großen Gemäldes zeigt uns einen schwach bemähnten Sennâr- oder Senegallöwen hinter Schloß und Riegel, in einem von mehreren Männern getragenen Käfige, zum Beweise, daß die Jagd geglückt, oder daß man schon in jener frühen Zeit im Stande war, das gewaltige Raubthier einzufangen. Doch dies nicht allein: die alten Egypter verstanden nicht bloß den Gepard, sondern sogar den Löwen zu zähmen und ihn zur Jagd sich dienstbar zu machen. Auf vielen Bildern sehen wir den Herrscher, wie er mit Speer und Lanze der Thiere König entgegentritt und vernehmen, daß Amenophis der Dritte sich rühmt, in den ersten zehn Jahren seiner Regierung nicht weniger als einhundertundzehn Löwen erlegt zu haben; auf anderen finden wir Darstellungen des Königs und eines Löwen, welcher gemeinschaftlich mit ihm gegen die andringenden Feinde kämpft. So z. B. ist der König Ramses der Große in den nubischen Felsentempeln von Derr und Abu Simbil abgebildet in Begleitung eines ihm zur Seite kämpfenden Löwen, und die über letzteren zur Erläuterung des Bildes dienende hieroglyphische Inschrift lautet: „Der Löwe, Begleiter Seiner Majestät, reißt in Stücke seine Feinde".

Die Bibel erwähnt den Löwen an vielen Stellen, und die Hebräer haben nicht weniger als zehn Namen für ihn. So soll das Wort Gur vorzugsweise einen jungen Löwen bedeuten, welcher noch saugt oder noch bei der Mutter wohnt; denn die Ableitung ist nicht ganz sicher. Mit Kephir bezeichnet man einen jungen Löwen und zwar einen solchen, welcher schon auf Raub ausgeht. Unter Ari versteht man einen erwachsenen Löwen, da das Wort von einer Wurzel herrührt, welche glühen oder brennen bedeutet, weshalb also der Löwe als der Feurige, Glühende oder Grimmige zu betrachten ist. Eigentlich lautet das Wort Arieh oder Arjeh, darunter versteht man jedoch gewöhnlich bloß einen in Erz gegossenen und vergoldeten Löwen. Schachal, der fünfte Name, ist so viel als Brüller, Schachaz der Hohe, Stolze oder sich Erhebende, Oten ein erwachsener Löwe, Labi eine Löwin, Zobbâ, dasselbe Wort, welches auch im Arabischen gebraucht wird, Würger der Herden, Lajisch endlich den in schauerlicher Wüste Lebenden. Die Bibel lehrt uns auch, daß früher Löwen in Paläſtina, namentlich am Libanon vorkamen und an einigen Orten sogar häufig waren.

Griechen und Römer erzählen sehr ausführlich von dem königlichen Thiere und berichten dabei eine Masse von Märchen mit. Des Löwen Knochen sollen so hart sein, daß sie Feuer geben; er soll die kleinen Thiere verachten, die Weiber schonen ꝛc.; die starke und grausame Löwin soll nur ein einziges Junges in ihrem ganzen Leben werfen, weil dasselbe mit seinen scharfen Krallen den



Band I, S. 381.

Puma.

Tragsack zerreiße, genau wie es der Viper auch gehe. Aristoteles weiß, daß die Löwin mehrmals Junge wirft, und daß die jungen Löwen sehr klein sind und erst im zweiten Monate gehen können, weiß sogar, daß es zwei Arten Löwen gibt: kürzere mit krauserer Mähne, welche die furchtsameren, und längere mit dichterer Mähne, welche die stärkeren sind. Plinius sagt, daß die jungen Löwen anfänglich unförmliche Fleischklumpen seien, nicht größer als ein Wiesel, daß sie nach zwei Monaten kaum sich rühren könnten und erst nach dem sechsten gehen lernten. Sie tränken selten, fräßen nur einen Tag um den anderen und könnten dann wohl drei Tage fasten, verschlängen alles ganz, und zögen das, was der Magen nicht fassen könne, mit den Klauen wieder aus dem Rachen, um nöthigenfalls entfliehen zu können. Unter allen reißenden Thieren sei der Löwe allein gnädig gegen Bittende, verschone die, welche sich vor ihm niederwerfen, und ließe seinen Grimm mehr gegen die Männer als gegen die Weiber, gegen die Kinder nur beim ärgsten Hunger aus. In Libyen glaube man, daß er das Bitten verstehe; denn eine gefangene Frau erzählte, sie sei von vielen Löwen angefallen worden, habe sie aber alle durch Zureden besänftigt und immer gesagt, daß sie nur eine Frau wäre, flüchtig und krank, eine Bittende vor dem Großmüthigsten, über alle übrigen Thiere Befehlenden, eine Beute, welche seines Ruhmes nicht würdig wäre: da habe sie der Löwe gehen lassen.

Den ersten Löwenkampf gab der Aedil Scävola, einen zweiten der Diktator Sylla. Dieser hatte schon hundert Löwen, Pompejus ließ aber sechshundert und Julius Cäsar wenigstens vierhundert kämpfen. Der Fang war früher eine böse Arbeit und geschah meistens in Gruben. Unter Claudius aber entdeckte ein Hirt durch Zufall ein leichtes Mittel, den Löwen zu fangen. Er warf ihm seinen Rock über den Kopf, und der Löwe wurde hierdurch so verblüfft, daß er sich ruhig fangen ließ. Im Cirkus wurde dieses Mittel dann oft angewendet. M. Antonius fuhr nach der pharsalischen Schlacht mit einer Schauspielerin durch die Stadt in einem Wagen, welchen Löwen zogen. Hanno, der uns schon bekannte Karthager, war der erste, welcher einen gezähmten Löwen mit seinen Händen regierte. Er wurde deshalb jedoch aus seinem Vaterlande vertrieben, weil man glaubte, daß derjenige, welcher sich mit der Zähmung eines Löwen abgebe, auch die Menschen sich zu unterwerfen strebe; Hadrian tödtete im Cirkus oft hundert Löwen auf einmal; Marcus Aurelius ließ ihrer hundert mit Pfeilen erschießen. Auf diese Weise wurden die Löwen so vermindert, daß man die Einzeljagden in Afrika verbot, um immer hinlänglich viele für die Kampfspiele zu haben. Doch erst mit der Erfindung des Feuergewehres schlug dem königlichen Thiere die Stunde des Verderbens.

*

Als den nächsten Verwandten des Löwen sieht man einige große einfarbige Katzen Amerika's an. Ebenso gut wie die Pardel kann man sie in einer besonderen Untersippe vereinigen. Der schlanke Leib, der auffallend kleine, bart- oder mähnenlose Kopf, die starken Glieder und kräftigen Pranken, die gänzlich fehlenden Streifen, Ringel und Flecken und der runde Augenstern würden als Merkmale dieser Gruppe zu betrachten sein.

Als die bekannteste Art dieser Gruppe ist der Kuguar, Silberlöwe oder Puma (Puma concolor, Felis concolor, F. Puma) anzusehen. Die Guaraner nennen ihn Guazuara, die Kreolen Yaguapyta oder „rothen Hund", die Chilesen Papi, die Mejikaner Mitzli, die Nordamerikaner Panther und die Gauchos Leon. Die Leibeslänge beträgt bis 1,2 Meter, die Schwanzlänge 65 Centim., die Höhe am Widerrist 60 Centim. Die dichte, kurze und weiche Behaarung erscheint am Bauche etwas reicher als auf der Oberseite, verlängert sich aber nirgends zu einer Mähne. Ihre vorherrschende Färbung ist dunkelgelbroth, auf dem Rücken am dunkelsten, weil hier die einzelnen Haare in schwarze Spitzen endigen, am Bauche röthlichweiß, auf der Innenseite der Gliedmaßen und an der Brust heller, an der Kehle und Innenseite der Ohren weiß, an deren Außenseite schwarz, in der Mitte ins Röthliche ziehend. Ueber und unter dem Auge steht ein

kleiner, weißer, vor dem Auge ein schwarzbrauner Flecken; die einen wie die anderen können jedoch auch fehlen. Der Kopf ist grau, die Schwanzspitze dunkel. Zwischen Männchen und Weibchen findet kein Unterschied in der Färbung statt; die Jungen dagegen tragen ein durchaus verschiedenes Kleid. — Je nach der Oertlichkeit ändert sich übrigens auch die Färbung der Alten: die aus dem Süden stammenden sind lichter, die in Mejiko und den Vereinigten Staaten lebenden dunkler röthlichgelb.

Der Kuguar ist sehr weit verbreitet. Er findet sich nicht bloß in ganz Südamerika, von Patagonien an bis Neugranada, sondern geht auch noch über die Landenge von Panama hinweg und bewohnt Mejiko, die Vereinigten Staaten, ja streift sogar bis Canada. In manchen Gegenden ist das Thier sehr häufig, in anderen aber bereits fast ausgerottet, war dies auch schon zu Zeiten Azara's (Ende vorigen Jahrhunderts), welcher die erste gute Beschreibung von ihm lieferte.

Seine Aufenthaltsorte wählt sich der Puma nach des Landes Beschaffenheit. In baumreichen Gegenden zieht er den Wald dem freien Felde entschieden vor; am meisten aber liebt er den Saum der Wälder und die mit sehr hohem Grase bewachsenen Ebenen, obgleich er diese bloß der Jagd wegen zu besuchen scheint; wenigstens flüchtet er, sowie er hier von Menschen verfolgt wird, sogleich dem Walde zu. Allein er lebt auch beständig in den Pampas von Buenos-Ayres, wo es gar keine Wälder gibt, und versteckt sich dort sehr geschickt zwischen den Gräsern. Im Walde besteigt er die Bäume, wie Azara sagt, mit einem Satze, selbst solche mit senkrechten Stämmen und springt dann ebenso wieder von oben nach unten. Gerade hierdurch unterscheidet er sich von anderen Katzen, namentlich vom Jaguar, welcher nach Art unseres Hausgenossen Hinz klettert. Die Ufer der Ströme und Flüsse sowie Gegenden, welche öfters überschwemmt werden, scheint der Kuguar nicht zu lieben. Wie viele seiner Familienverwandten hat er weder ein Lager noch einen bestimmten Aufenthalt. Den Tag bringt er schlafend auf Bäumen, im Gebüsche oder im hohen Grase zu; des Abends und des Nachts geht er auf Raub aus. Bei seinen Streifereien legt er oft in einer einzigen Nacht mehrere Stunden zurück, so daß ihn die Jäger nicht immer nahe der Stelle antreffen, wo er erst Beute gemacht hat.

Alle Bewegungen des Puma sind leicht und kräftig: er soll Sprünge von sechs Meter und darüber ausführen können. Das Auge ist groß und ruhig, und der Blick hat keinen Ausdruck von Wildheit. In der Nacht und bei der Dämmerung sieht er besser als bei hellem Tage; doch scheint ihn das Sonnenlicht nicht eben sehr zu blenden. Sein Geruch ist schwach, sein Gehör dagegen äußerst scharf. Nur in der höchsten Noth zeigt er Muth; sonst entflieht er stets vor den Menschen und vor Hunden. Bei Nahrungsmangel soll er, laut Hensel, zuweilen wirklich einen Menschen anfallen; jedenfalls aber muß er dann unter einem Nothstande gelitten haben, welcher ihn halb in Verzweiflung gebracht hat: in der Regel vergreift er sich nur an schwachem Wilde. Gegen wehrlose Thiere zeigt er sich höchst grausam, grausamer als alle übrigen Katzen der neuen Welt.

Alle kleineren, schwachen Säugethiere dienen ihm zur Nahrung: Koatis, Agutis und Pakas, Rehe, Schafe, junge Kälber und Füllen, wenn die letzteren von ihrer Mutter getrennt sind. Selbst die behenden Affen und der leichtfüßige Strauß sind vor seinen Angriffen nicht sicher; denn er beherrscht die Höhe wie den Boden. Nur sehr selten kann man ihn bei seinen Jagden beobachten. Sein scharfes Gehör verkündet ihm rechtzeitig die Ankunft des Menschen, und er entflieht zu schnell, als daß man sich ihm unvermerkt nähern könnte. Zudem geht er auch meistens erst des Nachts auf Raub aus, und dann ist es nicht gerathen, in seinem Gebiete sich umherzutreiben. Er beschleicht sein Wild nach Katzenart und erhascht es, wenn er sich genähert hat, durch einen Sprung. Verfehlt er seine Beute, so verfolgt er dieselbe, gegen Gewohnheit seiner Verwandten, in weiten Sprüngen, wenn auch nicht lange. Rengger beobachtete ihn einmal auf der Affenjagd. Der flötende Ruf einiger Kapuzineraffen machte den Forscher aufmerksam, und er ergriff sein Gewehr, um einen oder mehrere zu erlegen. Plötzlich aber erhob die ganze Affengesellschaft ein krächzendes Geschrei und floh auf ihn zu. Mit der ihnen eigenen Behendigkeit schwangen sich die Thiere von Ast zu Ast, von Baum zu Baum; aber sie drückten durch ihre kläglichen Töne und

mehr noch dadurch, daß sie unaufhörlich ihren Koth fallen ließen, großes Entsetzen aus. Ein Kuguar verfolgte sie und setzte in Sprüngen von fünf bis sechs Meter von Baum zu Baum ihnen gierig nach. Mit unglaublicher Gewandtheit schlüpfte er durch die von Schlingpflanzen umwundenen und verwickelten Aeste, wagte sich auf denselben hinaus, bis sie sich niederbogen und nahm dann einen sicheren Sprung auf ein Astende des nächsten Baumes.

Wenn der Kuguar eine Beute ergriffen hat, reißt er ihr sofort den Hals auf und leckt, ehe er von derselben zu fressen anfängt, zuerst das Blut. Kleine Thiere zehrt er ganz auf; von größeren frißt er einen Theil, gewöhnlich den vorderen, und bedeckt das übrige, wie Azara beobachtete, mit Stroh oder Sand. Gesättigt zieht er sich nach einem Schlupfwinkel zurück und überläßt sich dem Schlafe; selten aber bleibt er in der Nähe seiner Beute, sondern entfernt sich oft eine halbe Meile und noch weiter davon. In der folgenden Nacht kehrt er, falls ihm kein neuer Raub aufstößt, zu dem Reste seines gestrigen Mahles zurück; findet er aber Beute, so läßt er das Aas liegen. In Fäulnis übergegangenes Fleisch berührt er niemals. Das Blut liebt er weit mehr als das Fleisch; er begnügt sich daher nicht, ein einziges Thier zu erlegen, wenn er mehrerer habhaft werden kann. Diese Blutgier macht ihn zu einem außerordentlich schädlichen Feinde der Hirten. Ein Kuguar tödtete in einer Meierei achtzehn Schafe in einer Nacht und fraß von ihrem Fleische auch nicht einen einzigen Bissen, sondern riß ihnen bloß den Hals auf und trank ihr Blut. Am anderen Tage wurde er im nahen Walde erlegt: sein Magen strotzte noch von Blut, aber kein Fleisch fand sich darin. Wenn der Puma übermäßig Blut getrunken hat, entfernt er sich gegen seine Gewohnheit nicht weit von dem Schauplatze seiner Metzeleien und überläßt sich dem Schlafe. Nach den Erzählungen der Landleute aus Paragay und nach den Berichten Azara's soll er in einer Nacht manchmal bis fünfzig Schafe erwürgen. Niemals schleppt er eine gemachte Beute weit von dem Orte weg, an welchem er sie tödtete. Größere Thiere, als Schafe, greift er selten an: Pferde, Maulesel, Stiere und Kühe sind vor ihm sicher, ebenso auch die Hunde, obgleich er oft dicht an die Wohnungen heranstreicht. Nur ungern bleibt er lange in demselben Gebiete. Gewöhnlich schweift er ruhelos umher. Doch schwimmt er nur im Nothfalle über Flüsse, obwohl er im Wasser sehr gut sich zu benehmen weiß.

Die Fortpflanzungsgeschichte des Puma war bis in die neuere Zeit noch so gut wie unbekannt. Durch die in Amerika wirkenden Forscher hatten wir erfahren, daß die sonst einsam, d. h. jedes für sich lebenden Geschlechter gegen die Brunstzeit hin, in Südamerika im März, sich vereinigen, das Weibchen nach ungefähr dreimonatlicher Tragzeit zwei, höchstens drei blindgeborene, gefleckte Junge wirft, sie im hohen Grase versteckt, gegen Menschen und Hunde nicht vertheidigt, ungestört dagegen die Kleinen bald mit auf die Jagd nimmt und nach verhältnismäßig kurzer Zeit sich selbst überläßt. Hierauf beschränkte sich unsere Kenntnis. An gefangenen, welche ich pflegte, beobachtete ich mehr. Die Brunstzeit tritt wie bei den meisten großen Katzen, welche jahraus jahrein eine geordnete Pflege genießen, ziemlich regelmäßig und zwar zweimal im Laufe des Jahres ein, einmal im Winter, einmal im Sommer. Ein Pärchen, welches bis dahin in gutem Einvernehmen lebte, wird dann zärtlich. Das Weibchen nähert sich dem Männchen, leckt und schmeichelt es, bis dieses in gleicher Weise erwiedert. Sobald dies geschieht, legt es sich zu Boden und gibt sich, knurrend zwar aber doch ohne Abwehr, dem Männchen hin. Letzteres übertritt es der ganzen Länge des Leibes nach und hält sich fest, indem es die Haut des Oberhalses und Nackens mit dem Gebisse erfaßt. Das Weibchen scheint hiervon nicht eben angenehm berührt zu werden, weil es nicht selten Versuche macht, sich zu befreien, wie es überhaupt zur Unzeit, weil nachträglich, spröde zu thun pflegt. Das Ende der Begattung ist jedesmal dasselbe: Zähnefletschen, Fauchen, ingrimmiges Knurren und Austheilen sehr ernst gemeinter Tatzenschläge auf beiden Seiten. Unmittelbar darauf gibt das Weibchen wiederum freundschaftlicheren Gefühlen Raum und beginnt wie vorher mit dem Männchen zu kosen. Während der Höhezeit der Brunst erfolgt durchschnittlich alle fünf Minuten eine Begattung.

Nach sechsundneunzigtägiger Tragzeit kommen die Jungen zur Welt — wirklich reizende, von den Eltern hinsichtlich der Tracht durchaus verschiedene Thierchen. Sie haben ungefähr die Größe sechswöchentlicher Hauskatzen: ihre Gesammtlänge beträgt 25 bis 30, die Leibeslänge, von der Schnauzen- bis zur Schwanzspitze, 15 bis 18 Centim. Die Grundfärbung des feinen Pelzes ist ein lichtes Fahlgraubraun, welches auf dem Rücken am dunkelsten erscheint, auf der Unterseite in Lichtfahlgrau übergeht und auf der ganzen Außenseite durch schwarze rundliche Längs- und Querflecken gezeichnet wird. Auf der vorn weißen Oberlippe, am Nasenloche beginnend und bis zum hinteren Mundwinkel reichend, verläuft ein schwarzes, auf der Wange, vom hinteren Augenwinkel bis zum Ohre, ein zweites, innen weißes, außen schwarzes, licht gesäumtes Band, über den Hinterkopf endlich von einem Ohre zum anderen eine wenig deutliche Querbinde, welche drei über die Stirn sich ziehende Fleckenreihen nach hinten abschließt. Ueber jedem Auge stehen zwei schwarze Rund-, auf der Vorderschultergegend schwarze Quer-, auf dem Hinterleibe ebenso gefärbte Längsflecken, welche auf dem Rückgrate zu einer kaum unterbrochenen Längslinie zusammenlaufen. Der Schwanz ist abwechselnd braun und schwarz geringelt, die Kehle sieht grauschwarz aus; die Innenseite der Beine zeigt lichtgraue Flecken und Streifen.

Pumaweibchen, welche bereits mehr als einmal geboren haben, sind ebenso zärtliche Mütter wie andere Katzen, während sie die Jungen des ersten Wurfes manchmal todtbeißen und selbst auffressen. Letzteres geschieht bekanntlich bei sehr vielen Raubthieren, welche über ihre Mutterpflichten noch nicht klar geworden, beziehentlich, infolge der Schmerzen bei der Geburt, unzurechnungsfähig sind und erst durch Erfahrung lernen müssen, um was es sich den plötzlich erschienenen kleinen, unbehülflichen, aber doch krabbelnden Wesen gegenüber handelt. Wissen sie erst einmal, daß letztere „Fleisch von ihrem Fleische und Bein von ihrem Beine“ sind, so gestaltet sich ihr Betragen anders, und große und bewußte Zärtlichkeit tritt an die Stelle früherer Gleichgültigkeit, um nicht zu sagen Feindschaft und Mordlust. Die von mir beobachtete Pumamutter zog sich bereits einige Tage vor ihrer zweiten Niederkunft in eine ihr bereitete Wochenstube zurück, zeigte sich in der ersten Zeit nach der Geburt der Jungen nur auf Augenblicke, um ihre Nahrung zu nehmen oder sich zu entleeren, und verweilte die übrige Zeit bei ihren Kindern, beleckte und reinigte diese, spann sie nach Katzenart in den Schlaf und begrüßte sie von Zeit zu Zeit mit Lauten der Mutterliebe, welche denen unserer Hauskatze ähneln, nur etwas kräftiger sind und ungefähr wie „Mierr“ klingen. Die Behandlung, welche sie ihren Kindern angedeihen ließ, war überhaupt die bei Hauskatzenmüttern übliche. Das Junge wurde wie ein Stück Fleisch hin und her geschleppt, mit der einen Pranke wie ein Spielball auf und nieder gerollt, im nächsten Augenblicke aber wieder höchst zärtlich beleckt und mit Schmeichellauten begrüßt, bei Kühle unter den zusammengelegten Beinen verborgen, gewärmt und behütet, dann wiederum anscheinend kaum beachtet. Doch duldete sie nicht, daß irgend Jemand mit den Kleinen sich beschäftigte, mochte es nicht einmal leiden, wenn man letztere beobachtete, und suchte dies dadurch zu verhindern, daß sie sich zwischen die Jungen und die Beschauer stellte oder legte. Und doch war ihr Betragen gegen den geliebten Gemahl und ihre Bekannten kaum ein anderes geworden: ersterem antwortete sie stets, gegen letztere bekundete sie dieselbe Anhänglichkeit wie früher, ließ sich auch noch berühren und streicheln und legte nur dann ein gewisses Unbehagen an den Tag, wenn man sich, mehr als ihr genehm, mit ihren Kindern beschäftigen wollte. Die Jungen öffnen am neunten oder zehnten Tage die Augen, beginnen bald darauf sich lebhafter zu bewegen, zeigen sich anfänglich höchst ungeschickt, wanken und tappeln beim Gehen, fallen oft über den Haufen und kriechen schwerfällig an der Alten herum. Dies aber ändert sich sehr bald. Schon nach Verlauf von fünf oder sechs Wochen spielen sie nach Art kleiner Kätzchen unter sich und mit der gefälligen Alten, mindestens mit deren Schwanze. Von der zehnten oder zwölften Woche an verblaßt die Fleckenzeichnung, und mit der ersten Härung im Herbste geht das Kleid in jenes ihrer Eltern über. Damit sind sie selbständig und mehr oder weniger tüchtige Räuber geworden.

Wegen der blutdürstigen Grausamkeit und der damit im Zusammenhange stehenden, ganz unverhältnismäßigen Schädlichkeit des Kuguars wendet man alle Mittel an, um seiner sobald als möglich los zu werden. Seine Jagd ist kaum gefährlich zu nennen; denn falls man vorsichtig ist, hat man selbst von einem verwundeten Puma, welcher von Schmerz gepeinigt auf seinen Angreifer losgeht, nicht viel zu fürchten. Gewöhnlich sucht der feige Gesell, wenn er einen Menschen erblickt, sein Heil in der Flucht und entschwindet, weil er sich trefflich zu verstecken weiß, fast immer bald dem Auge. Im Walde ist er schwer zu erreichen, weil er, sobald er von Hunden aufgescheucht wird, auf Bäume klettert und in dem Gezweige seinen Weg mit größter Schnelligkeit weiter verfolgt. Nur im ersten Schlafe läßt er sich oft durch die Hunde überraschen. Zwar vertheidigt er sich gegen dieselben, erliegt ihnen jedoch regelmäßig, falls sie groß, stark und geübt sind. „Merkwürdig ist es", sagt Hensel, „daß die Hunde durchaus keinen Abscheu vor ihm verrathen und ihn mit demselben Eifer treiben und anpacken wie wehrlose Rehe und ähnliches Wild, und doch könnte sie der Kuguar fast ebenso leicht tödten wie der Jaguar. Schießt man jenen vom Baume herab, so stürzen sich sämmtliche Hunde, auch die furchtsamsten, auf ihn und suchen ihn trotz aller Gegenwehr von seiner Seite abzuwürgen." Im Nothfalle helfen ihnen freilich auch die Jäger, und stoßen dem von ihnen festgehaltenen Räuber ihre Lanze in das Herz oder jagen ihm eine Kugel durch den Kopf. Die Gauchos, jene tolldreisten Reiter der Steppen oder Pampas von La Plata, finden ein besonderes Vergnügen in der Jagd des Puma, hetzen ihn auf offenem Felde mit großen Hunden und tödten ihn, nachdem letztere ihn gestellt haben, mit ihren Bolas oder Wurfkugeln oder schleudern ihm, indem sie ihm auf ihren flüchtigen Pferden nachsetzen, die niemals fehlende Wurfschlinge um den Hals, bringen ihr Pferd in Galopp und schleifen ihn hinter sich her, bis er erwürgt ist. In Nordamerika wird er gewöhnlich durch die Hunde auf einen Baum gejagt und von dort herabgeschossen. Auch fängt man ihn in Schlagfallen.

Unter vielen Jagdgeschichten, welche man erzählt, scheint mir folgende das Wesen des Thieres gut zu bezeichnen. Ein englischer Reisender, welcher in den Pampas wilden Enten nachjagte, kroch auf dem Boden mit seiner leichten Vogelflinte an die Vögel heran. Er hatte Kopf und Körper in das gewöhnliche Volkskleid, den Poncho, eingehüllt, um nicht aufzufallen. Plötzlich vernahm er ein kurzes, heiseres Gebrüll und fühlte beinah gleichzeitig sich berührt. Schnell die Decke von sich abschüttelnd, sah er zu seiner nicht geringen Ueberraschung einen Kuguar auf Armeslänge vor sich. Dieser aber war auch nicht wenig erstaunt, blickte den Jäger verwundert einige Augenblicke an, wich langsam auf zehn Schritte zurück, blieb nochmals stehen und nahm endlich mit gewaltigen Sprüngen Reißaus.

In der Provinz St. Louis und in der Sierra von Mendoza sah Göring auf den Umzäunungen, in welche des Nachts die Weidethiere getrieben werden, viele Pumaköpfe aufgespießt. Er erfuhr, daß man diese Siegeszeichen hier aufstecke, um andere Pumas von dem Besuche der Hürden abzuhalten, gerade so, wie man in früheren Zeiten die Köpfe der gerichteten Verbrecher vor die Thore der Stadt, innerhalb deren Weichbildes sie den Lohn ihrer Sünden empfangen, zu pflanzen pflegte. Die Besitzer der Pumaköpfe hielten dieselben außerordentlich werth und erlaubten Göring nicht, einen von dem Pfahle herabzunehmen. Jene Leute haben den sonderbaren Aberglauben, daß der Puma sicherlich eine Herde überfällt, welche nicht durch den Kopf eines seiner Artgenossen gefeit wurde. Deshalb ist jedoch der Gaucho, welcher seine Hürde nicht durch einen Kopf verziert hat, keineswegs ängstlich, wird dies vielmehr erst, wenn er bereits einen besessen und ihn veräußert hat. Wird ein solcher Kopf gestohlen, so entsteht förmliche Bestürzung unter allen Herdenbesitzern. Der entdeckte Dieb würde seine That sicherlich mit dem Leben bezahlen müssen.

Alt eingefangene Kuguars verschmähen zuweilen das Futter und opfern sich freiwillig dem Hungertode; sehr jung eingefangene dagegen werden bald und rückhaltslos zahm. Rengger versichert, daß man den Puma zum Hausthiere machen könne, wenn ihn nicht hin und wieder die Lust anwandele, seine Blutgier an dem zahmen Geflügel auszulassen. Man zieht ihn mit Milch

und gekochtem Fleische auf; Pflanzennahrung ist ihm zuwider und muß wenigstens mit Fleischbrühe gekocht werden, wenn er sie genießen soll; auch erkrankt er bald, wenn man ihm kein Fleisch gibt. Warmes Blut, seine Lieblingsspeise, kann er, wie unser Gewährsmann sagt, in Mengen von fünf bis sechs Pfund auf einmal ohne Nachtheil trinken. Das rohe Fleisch beleckt er, wie viele Katzen es thun, bevor er es verzehrt; beim Fressen hält er, wie unsere Hauskatze, den Kopf auf die Seite. Nach der Mahlzeit leckt er sich zunächst die Pfoten und einen Theil des Leibes; dann legt er sich schlafen und bringt so einige Stunden des Tages zu. Man muß dem gefangenen Kuguar viele Flüssigkeiten reichen, besonders im Sommer, weil ihm Blut das Wasser nicht gänzlich ersetzen kann und er auch, wenn er durstig ist, weit eher unter dem zahmen Federvieh Schaden anrichtet, als wenn man ihn reichlich mit Wasser versorgt. Er lernt seine Hausgenossen, sowohl Menschen als Thiere, nach und nach kennen und fügt ihnen keinen Schaden zu. Mit Hunden und Katzen lebt und verträgt er sich gut und gaukelt mit ihnen; dagegen ist er niemals im Stande, der Lust zu widerstehen, Federvieh aller Arten anzugreifen und abzuwürgen. Nach Katzenart spielt er oft stundenlang mit beweglichen Gegenständen, zumal mit Kugeln.

Manche Kuguare läßt man frei im ganzen Hause herumlaufen. Sie suchen ihren Wärter auf, schmiegen sich an ihn, belecken ihm die Hände und legen sich ihm zärtlich zu Füßen. Wenn man sie streichelt, schnurren sie in ähnlicher Weise wie Katzen. Dies thun sie wohl auch sonst, wenn sie sich recht behaglich fühlen. Ihre Furcht geben sie durch eine Art von Schnäuzen, ihren Unwillen durch einen murrenden Laut zu erkennen; ein Gebrüll hat man niemals von ihnen vernommen. Zwei von mir gepflegte Pumas begrüßten ihre Bekannten stets durch ein nicht allzulautes, aber scharfes und dabei kurz ausgestoßenes Pfeifen, wie ich es von anderen Katzen nie hörte. Nur durch eins wird der zahme Kuguar unangenehm. Er pflegt sich, wenn er seinen Herrn erst liebgewonnen hat und gern mit ihm spielt, bei seiner Annäherung zu verstecken und springt dann unversehens auf ihn los, gerade so, wie zahme Löwen auch zu thun pflegen. Man kann sich leicht denken, wie ungemüthlich solche, zu unrechter Zeit angebrachte Zärtlichkeit manchmal werden kann. Zudem gebraucht der Kuguar, wenngleich nur spielend, seine Krallen und Zähne auf unangenehme Weise. Einzelne sollen so zahm geworden sein, daß man sie geradezu zur Jagd abrichten konnte; doch bedarf diese Angabe wohl noch sehr der Bestätigung. Azara besaß einen jung aufgezogenen Kuguar über vier Monate lang und erzählt außer ähnlichen Thatsachen auch noch, daß das Thier seinen Wärtern zum Fluß folgte und dabei die ganze Stadt durchkreuzte, ohne sich mit den Hunden auf der Straße in Streit einzulassen. Wenn er frei im Hofe herumlief, sprang er zuweilen über die Umzäunung hinweg, lustwandelte nach seinem Vergnügen in der Stadt umher und kehrte in das Haus zurück, ohne daß man ihn suchte. Das Fleisch, welches er bekam, bedeckte er nicht selten mit Sand; ehe er es aber fraß, wusch er es im Wasser ab, und währenddem verzehrte er es. Wenn er es rein erhielt, legte er es hübsch auf ein Bret und fraß es hier nach Art der Katzen, indem er das ganze Stück nach und nach hinterkaute, ohne es zu zerstückeln oder zu zerreißen.

Das Fell des Puma wird in Paragay nicht benutzt, wohl aber im Norden von Amerika. An einigen Orten ißt man sein Fleisch, welches, laut Darwin, sehr wohlschmeckend und dem Kalbfleische ähnlich ist; einzelne Pflanzer in Carolina halten es sogar für einen Leckerbissen.

Der nächste Verwandte des Puma ist der Yaguarundi (Puma Yaguarundi, Felis Yaguarundi), Gato murisco der Brasilianer, ein schlankes, schmächtiges Thier, welches durch seinen gedehnten Körper und seinen langen Schwanz beinahe an die Marder erinnert. Der Kopf ist klein, das Auge mittelgroß, das Ohr abgerundet, die Behaarung kurz, dicht und von schwarzgraubrauner Farbe; die einzelnen Haare aber sind an der Wurzel tiefschwarzgrau und vor der dunkelbraunen Spitze schwarz, weshalb das Thier bald heller, bald dunkler erscheint. Wenn der Yaguarundi im Zustande vollster Ruhe sich befindet, liegen die Haare glatt auf, und dann

treten natürlich die schwarzen Spitzen mehr hervor, das Fell wird also dunkler; erregt er sich aber, so sträubt sich sein Fell, und damit wird nun auch die lichtere Wurzel des Haares sichtbar, die Gesammtfärbung also lichter. Pfoten und Lippen fallen mehr ins Grauliche; die Schnurren sehen braun aus. Bisweilen sind die Haare schwarz oder gelblich geringelt und ihre Spitzen grau. Das Weibchen unterscheidet sich von dem Männchen regelmäßig durch etwas lichtere Färbung. Die Größe des Yaguarundi ist viel geringer als die des Kuguars; denn die Länge des Leibes beträgt höchstens 55, die Länge des Schwanzes nur 32, die Höhe am Widerrist 34 Centim.

Der Yaguarundi bewohnt Südamerika von Paragay an nördlich bis Panama. In Paragay, wo ihn Rengger trefflich beobachtete, haust er in den Wäldern; doch liebt er den Saum derselben, dichtes Gesträuch und Hecken mehr als den eigentlichen tieferen Wald. Auf offenem Felde trifft man ihn nie. Er hat ein bestimmtes Lager und bringt in ihm die Mittagsstunden gewöhnlich schlafend zu. Namentlich morgens und abends, doch auch nicht selten bei Tage, geht er auf Raub aus; bei sehr stürmischem Wetter aber verläßt er seinen Schlupfwinkel nicht und wartet lieber, bis die Gelegenheit günstiger geworden ist. Seine Hauptnahrung besteht aus Vögeln sowie aus kleinen und jungen Säugethieren, aus Mäusen, Agutis, Kaninchen, vielleicht sogar Kälbchen von den in Südamerika lebenden kleinen, kaum die Größe unseres Rehes erreichenden Hirschen. Doch erfuhr Azara auch, daß er auf größere Thiere sich stürze, nach Art des Luchses in deren Halse festbeiße und von dem geängstigten Opfer nicht abschütteln lasse, sondern hängen bleibe, bis dieses verendet sei. Bei weitem den größten Theil seiner Nahrung holt er sich aus den Gehöften der Menschen und nähert sich deshalb sehr häufig den Wohnungen. Rengger beobachtete nicht nur seine Raubzüge, sondern gab ihm sogar Gelegenheit, Jagden vor seinen Augen auszuführen. In der Nähe einer Bromelienhecke, in welcher ein Yaguarundi sich aufhielt, band unser Forscher eine Henne an einer langen Schnur fest und stellte sich sodann auf die Lauer. Nach einiger Zeit streckte der Räuber bald hier, bald dort den Kopf zwischen den Bromelien hervor und sah sich vorsichtig um. Hierauf suchte er unbemerkt der Henne sich zu nähern, duckte dabei den Körper ganz auf die Erde und schlich so vorsichtig, daß kaum die Grashalme sich bewegten. Als er seinem Schlachtopfer bis auf sechs oder acht Fuß sich genähert hatte, zog er den Körper zusammen und machte einen Sprung nach der Henne, packte sie sofort mit den Zähnen beim Kopfe oder am Halse und versuchte, sie nach der Hecke zu tragen. Hühnerarten scheinen überhaupt zu seinem Lieblingswilde zu gehören, und er soll dieselben, wie genannter Forscher versichert, auch von den Bäumen herabholen, während sie schlafen. Niemals aber tödtet er mehr als ein Thier auf einmal. Macht er nur kleine Beute, welche ihn nicht vollkommen sättigt, so zieht er zum zweiten Male auf Raub aus und holt sich wieder ein Stück, bis er seinen Hunger gestillt hat.

Gewöhnlich lebt der Yaguarundi paarweise in einem bestimmten Gebiete und unternimmt von hier aus kurze Streifereien. Nicht selten theilt er seinen Jagdgrund auch mit anderen Paaren, was sonst nicht die Art der Wildkatzen ist: Renggers Hunde jagten einmal sechs erwachsene Yaguarundis aus einer einzigen Hecke heraus. Zur Zeit der Begattung, welche in die Monate November und December fällt, kommen natürlich mehrere Männchen zusammen; man hört sie dann in dem Bromeliengestrüppe sich herumbalgen und dabei fauchen und kreischen. Etwa neun bis zehn Wochen nach der Begattung wirft das Weibchen zwei bis drei Junge auf ein Lager im dichtesten Gesträuche, in einem mit Gestrüppe überwachsenen Graben oder in einem hohlen Baumstamme. Niemals entfernt sich die Mutter weit von ihren Jungen. Sie versorgt dieselben, sowie sie größer werden, mit Vögeln und kleinen Nagethieren, bis sie die hoffnungsvollen Sprößlinge selbst zum Fange anleiten und deshalb mit sich hinaus auf die Jagd nehmen kann. Bei herankommender Gefahr aber überläßt sie ihre Kinder feig dem Feinde, und niemals wagt sie, dieselben gegen Menschen oder Hunde zu vertheidigen. Der Yaguarundi greift überhaupt den Menschen nicht an, und seine Jagd ist deshalb gefahrlos. Man schießt ihn entweder auf dem Anstande oder fängt ihn in Fallen oder jagt ihn mit Hunden, denen er nur im äußersten Nothfalle sich widersetzt.

Gewöhnlich sucht er seinen Verfolgern zwischen den stacheligen Bromelien zu entschlüpfen; kommen sie aber zu nahe, so bäumt er oder springt selbst ins Wasser und sucht schwimmend sich zu retten.

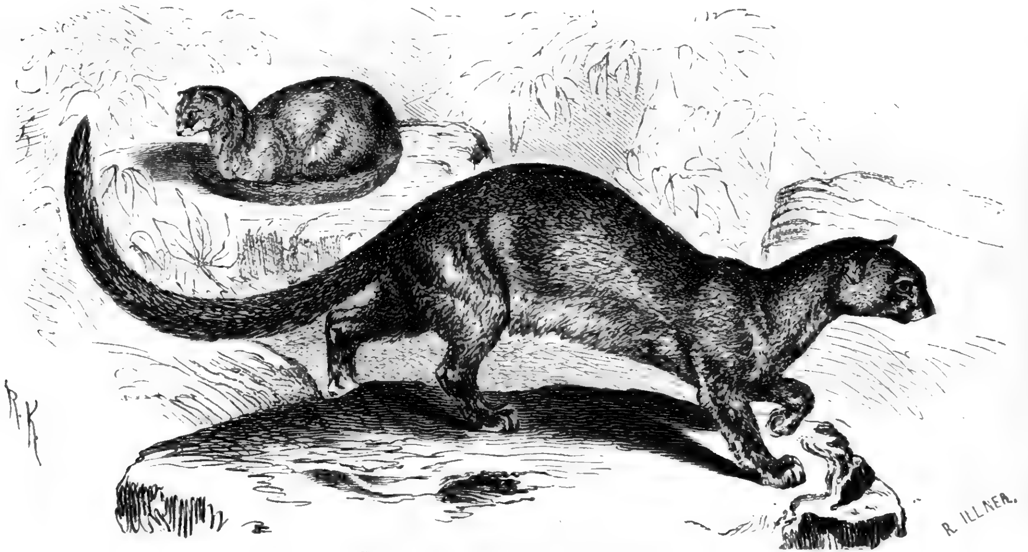
Rengger hat mehrere jung aufgezogene Yaguarundis in Gefangenschaft gehalten. Sie wurden so zahm wie die sanfteste Hauskatze; ihre Raubsucht war aber doch zu groß, als daß unser Gewährsmann ihnen hätte gestatten können, frei im Hause umherzulaufen. Deshalb hielt er sie in einem Käfige oder an einem Seile angebunden, welches sie niemals zu zerbeißen versuchten. Sie ließen sich gern streicheln, spielten mit der Hand, welche man ihnen darhielt, und äußerten durch ihr Entgegenkommen oder durch Sprünge ihre Freude, wenn man ihnen sich näherte, zeigten jedoch für Niemanden insbesondere weder Anhänglichkeit noch Widerwillen. Sobald man sie auch nur einen Augenblick frei ließ, sprangen sie auf das Federvieh im Hofe los und fingen eine Henne oder eine Ente weg. Selbst angebunden suchten sie Geflügel zu erhaschen, wenn solches in ihre Nähe kam, und versteckten sich vorher listig zu diesem Zwecke. Keine Züchtigung konnte ihnen ihre Raubsucht benehmen, nicht einmal sie bewegen, einen schon gemachten Raub fahren zu lassen. Rengger hob Yaguarundis, welche ein Küchlein im Maule hatten, beim Halsbande auf und schleuderte sie mehrere Male in der Luft herum, ohne daß sie ihren Raub aus den Zähnen ließen! Entriß man ihnen denselben mit Gewalt, so bissen sie wüthend um sich und sprangen nach der Hand, welche ihnen den Fraß abgenommen hatte. Dem Fleische gaben die Gefangenen vor dem Blute den Vorzug, und Pflanzenkost fraßen sie bloß, wenn der wüthendste Hunger dazu sie zwang. Warf man ihnen ein Stück Fleisch vor, so suchten sie dasselbe zu verstecken, ehe sie es fraßen. Sie kauen wie unsere Hauskatze, halten dabei ihre Speise aber mit den Vorderpranken fest. Wenn sie gesättigt sind, belecken sie ihre Tatzen und legen sich schlafen. Ist es kalt, so rollen sie sich zusammen und schlagen den Schwanz über Rumpf und Kopf zurück, ist es aber warm, so strecken sie alle vier Beine und den Schwanz gerade von sich. Wenn man ihnen morgens nichts zu fressen gibt, bleiben sie fast den ganzen Tag wach und gehen unaufhörlich am Gitter ihres Käfigs auf und nieder; werden sie hingegen am Morgen gut gefüttert, so schlafen sie den Mittag und den größten Theil der Nacht über.

Zwei Yaguarundis, welche man in ein und denselben Käfig einsperrt, leben in größter Eintracht mit einander. Sie belecken sich gegenseitig, spielen zusammen und legen sich gewöhnlich neben einander schlafen. Nur beim Fressen setzt es zuweilen einige Schläge mit den Tatzen ab. Uebrigens kennt man bis jetzt noch kein Beispiel, daß sie in der Gefangenschaft sich fortgepflanzt hätten, und auch Renggers Bemühungen, dies zu bewerkstelligen, blieben vergeblich.

Fast alle südamerikanischen Katzen sind schlank gebaute Thiere; die Eyra (Puma Eyra, Felis Eyra), Gato vermelho der Brasilianer, aber ist so lang gestreckt, daß sie gleichsam als Bindeglied zwischen Katzen und Mardern erscheint. Die Färbung ihres weichen Haares ist ein gleichmäßiges Lichtgelblichroth; nur auf der Oberlippe befindet sich auf jeder Seite ein gelblichweißer Flecken, da, wo die dem Flecken gleichgefärbten Schnurrhaare stehen. Die Körperlänge des Thieres beträgt 53, die des Schwanzes ungefähr 32 Centim. Das Vaterland theilt sie mit dem Yaguarundi.

Die Eyra bethätigt ihr vielversprechendes Aeußere nicht. Man möchte glauben, daß sie alle Eigenschaften der Katzen und Marder in sich vereinige; sie ist jedoch auch nicht gewandter als der Yaguarundi, und nur ihr unersättlicher Blutdurst, ihre Grausamkeit stellen sie, vom Raubthierstandpunkte betrachtet, über jenen und beweisen, daß die Marderähnlichkeit noch anderweitig begründet ist. Auch die Eyra lebt paarweise in einem bestimmten Gebiete und hat so ziemlich dasselbe Betragen wie der Yaguarundi. Azara, ihr Entdecker, versichert, daß keine andere Katze dieses kleine Raubthier hinsichtlich der Schnelligkeit übertreffen könne, mit welcher es einer einmal gefaßten Beute den Garaus zu machen wisse. Rengger hielt Eyras in der Gefangenschaft, ohne sie eigentlich zähmen zu können. Sie waren noch so klein, daß sie kaum auf den Beinen

sich halten konnten, und griffen doch bereits Geflügel an, obwohl es ihnen an Kraft fehlte, dasselbe zu überwältigen; ja, einer der kleinen Raubmörder wurde vom Haushahne durch einen Sporenschlag in den Hals getödtet. Der andere mußte wegen seiner unbezähmbaren Raubsucht immer eingesperrt werden, und als er einmal frei kam, würgte er ohne Verzug mehrere junge Enten ab. Diese Raubsucht abgerechnet, war das Thier sehr zahm, spielte in seiner Jugend mit Katzen und Hunden, mit Pomeranzen und Papier und war besonders einem Affen zugethan, wahrscheinlich, weil dieser es von den lästigen Flöhen befreite. Mit zunehmendem Alter wurde die Eyra unfreundlicher gegen andere Thiere, blieb aber zutraulich und sanft gegen Menschen, falls letztere sie nicht bei dem Fressen störten. Uebrigens machte sie keinen Unterschied zwischen ihren Wärtern und fremden Personen, zeigte auch weder Gedächtnis für empfangene Wohlthaten, noch für erlittene Beleidigungen.



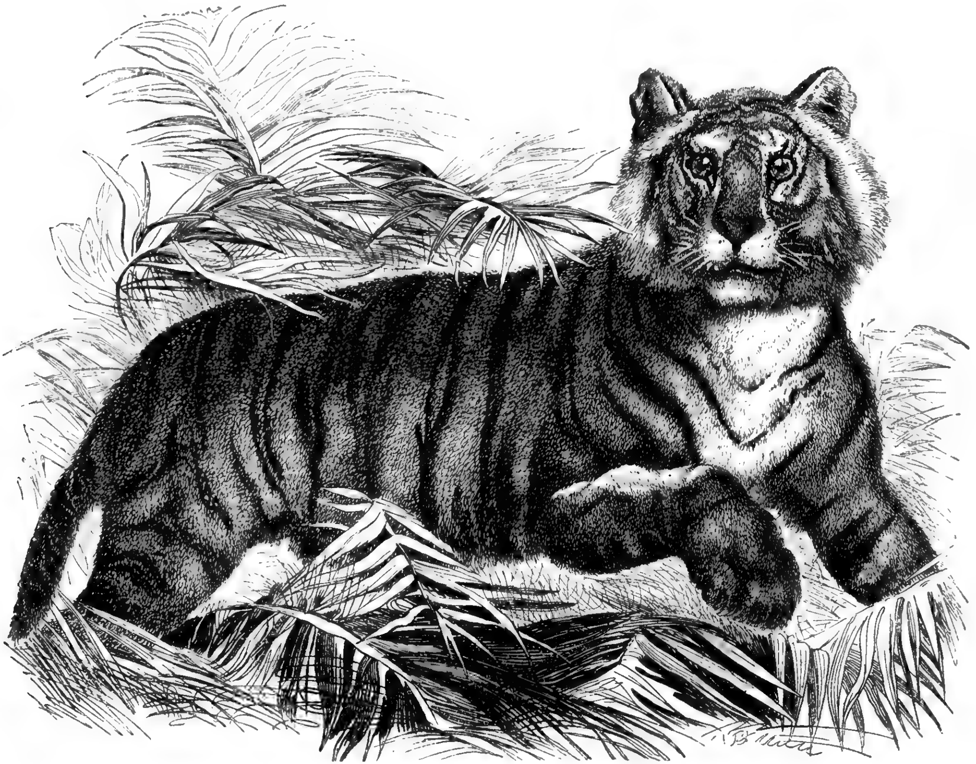
Eyra (Felis Eyra). 1/3 natürl. Größe.

Vor wenigen Jahren kamen zwei dieser schönen Katzen lebend nach London. Von ihnen nahm J. Wolf die Abbildung, welche wir hier benutzt haben.

*

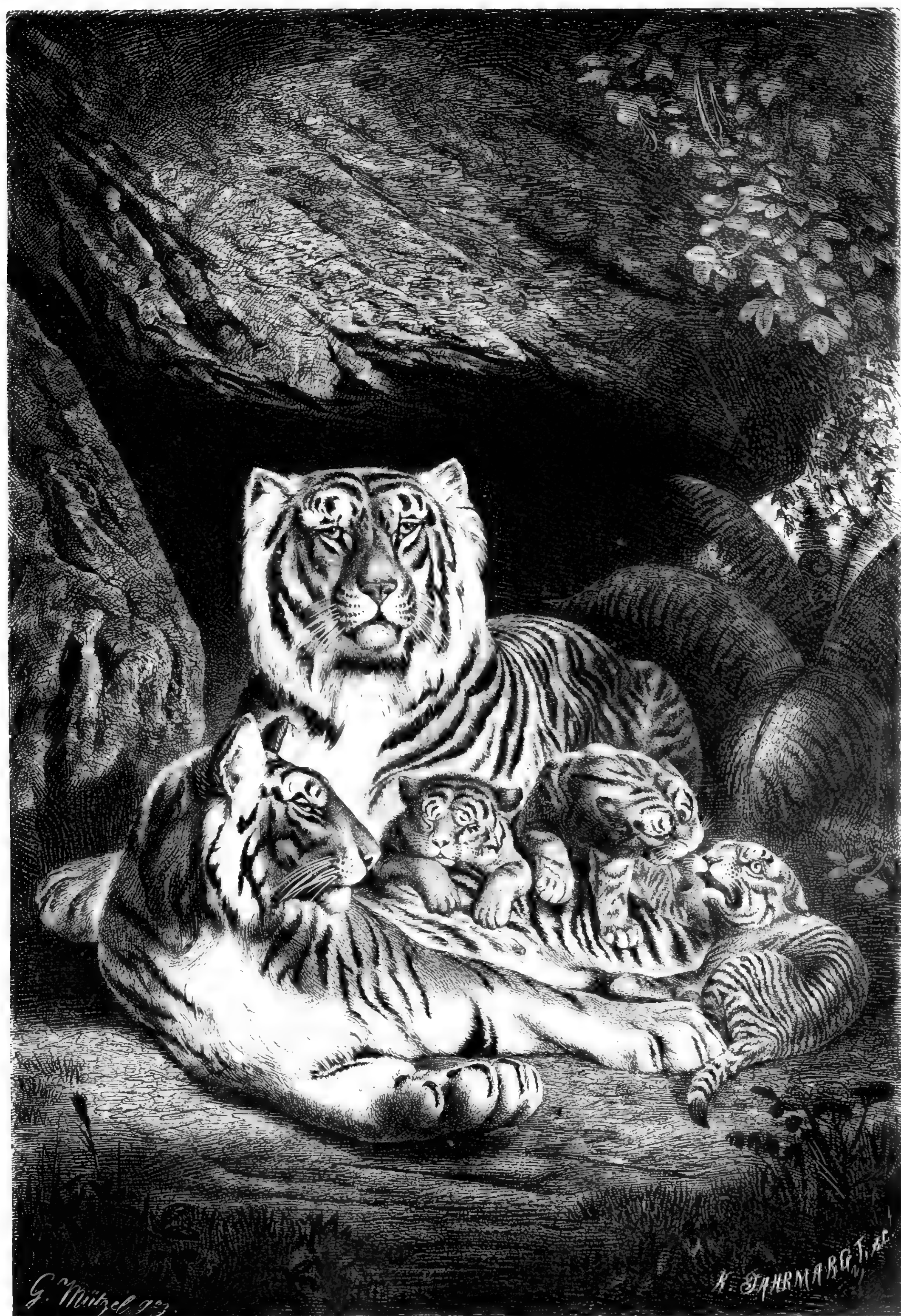
Eine andere Gruppe der Katzen, welcher man ebenfalls den Rang einer Sippe oder Untersippe zugesprochen hat, vertritt der Tiger, eins der vollkommensten Glieder der gesammten Familie. Der Tiger ist eine echte Katze ohne Mähne, mit etwas starkem Backenbart und mit Querstreifen auf seinem bunten Felle. Aber er ist die furchtbarste aller Katzen, ein Räuber, welchem selbst der Mensch bisher noch machtlos gegenübersteht. Kein Raubsäugethier kann mit wahrhaft verführerischer Schönheit so viel Furchtbarkeit verbinden, keines die alte Fabel von der jungen naseweisen Maus, welche in der Katze ein schönes und liebenswürdiges Wesen bewundert, besser bestätigen. Wollte man seine Gefährlichkeit als Maßstab seiner Bedeutung anlegen, so müßte man ihn unbedingt als das erste aller Säugethiere erklären; denn er hat, bisher wenigstens, dem Herrscher der Erde noch in einer Weise gegenübergestanden wie kein anderes Geschöpf. Anstatt vertrieben und zurückgeworfen worden zu sein durch den Anbau des Bodens und den weiter und weiter vordringenden Menschen, ist er gerade hierdurch mehr zu diesem hingezogen worden und hat stellenweise ihn verscheucht. Er zieht sich nicht so wie der Löwe aus bevölkerten Gegenden zurück, der Gefahr, welche ihm Vernichtung droht, klüglich ausweichend, sondern geht ihr dreist oder listig

entgegen und stellt sich muthig dem Menschen als Feind gegenüber, aber als heimlicher, unvermuthet herbeischleichender und deshalb um so gefährlicherer Feind. Man hat seine Mordlust und seinen Blutdurst vielfach übertrieben oder wenigstens mit sehr grellen Farben geschildert; wir dürfen uns jedoch hierüber nicht wundern: denn für diejenigen, welche ihn schildern konnten, ist er allerdings der Inbegriff aller Grausamkeit. Noch heutigen Tages bewohnen Indien eine furchterregende Anzahl von Tigern, und noch gegenwärtig müssen dort tausende von Menschen aufgeboten werden, um eine Gegend, welche sonst der Verödung anheimfallen würde, zeitweilig von dieser schlimmsten aller Landplagen zu befreien.



Königstiger (Tigris regalis). 1/12 natürl. Größe.

Der **Königstiger** (Tigris regalis, Felis tigris) ist eine herrliche, wunderschön gezeichnete und gefärbte Katze. Höher, schlanker und leichter gebaut als der Löwe, steht der Tiger doch keineswegs hinter diesem zurück. Seine Gesammtlänge von der Schnauze bis zur Schwanzspitze beträgt 2,25 bis 2,6 Meter; es sind aber einzelne sehr alte Männchen erlegt worden, bei denen die in derselben Weise gemessene Länge 2,9 Meter ergeben hat. Die gewöhnliche Körperlänge beträgt 1,6 Meter, die Länge des Schwanzes 80 Centim., die Höhe am Widerriste ungefähr ebensoviel. Der Leib ist etwas mehr verlängert und gestreckt, der Kopf runder als der des Löwen, der Schwanz lang und quastenlos, die Behaarung kurz und glatt und nur an den Wangen bartmäßig verlängert. Das Weibchen ist kleiner und sein Backenbart schwächer. Alle Tiger, welche in nördlicher gelegenen Ländern wohnen, tragen ein viel dichteres und längeres Haarkleid als diejenigen, deren Heimat die heißen Tiefländer Indiens sind. Die Zeichnung zeigt die schönste Anordnung von Farben und einen lebhaften Gegensatz zwischen der hellen, rostgelben Grundfarbe und den dunkelen Streifen, welche über sie hinweglaufen. Wie bei allen Katzen ist die Grundfärbung auf dem Rücken dunkler,



Band I S. 390. **Tiger.**

an den Seiten lichter und auf der Unterseite, den Innenseiten der Gliedmaßen, dem Hinterkörper, den Lippen und dem Untertheile der Wangen weiß. Vom Rücken aus ziehen sich weit auseinanderstehende, unregelmäßige, schwarze Querstreifen in schiefer Richtung etwas von vorn nach hinten, theils nach der Brust, theils nach dem Bauche herab. Einige dieser Streifen theilen sich, der größere Theil aber ist einfach und dann dunkler. Der Schwanz ist lichter als der Oberkörper, aber ebenfalls durch dunkle Ringe gezeichnet. Die Schnurren haben weiße Färbung. Das große rundsternige Auge sieht gelblichbraun aus. Die Jungen sind genau so gezeichnet wie die Alten, nur hat ihre Grundfärbung einen etwas helleren Ton.

Auch bei dem Tiger kommen verschiedene Abänderungen in der Färbung vor: die Grundfarbe ist dunkler oder lichter und in seltenen Fällen sogar weiß mit nebeligen Seitenstreifen. Eine ständige, d. h. regelmäßig in derselben Weise gestaltete und gezeichnete Abart, möglicherweise bestimmt verschiedene Art, bewohnt Java und Sumatra. Der Javatiger, wie diese Art oder Abart von Thiergärtnern und Händlern genannt wird, ist stets kleiner, aber verhältnismäßig kräftiger als der Tiger des Festlandes und unterscheidet sich außerdem, auch dem blöderen Auge unverkennbar, durch die schmäleren, dunkleren, dichter stehenden Streifen.

Man sollte meinen, daß ein so prachtvoll gezeichnetes Thier schon von weitem allen Geschöpfen, denen es nachstrebt, auffallen müßte. Allein dem ist nicht so. Ich habe schon oben darauf hingewiesen, wie die Gesammtfärbung aller Thiere und die der Katzen insbesondere auf das innigste mit ihrem Aufenthaltsorte übereinstimmt, und brauche deshalb hier bloß an die Dschungeln oder Rohrwälder, an die Grasdickichte und die farbenreichen Gebüsche, in denen der Tiger hauptsächlich seine Wohnung aufschlägt, zu erinnern, um eine solche Meinung zu widerlegen. Selbst geübten Jägern geschieht es nicht selten, daß sie einen Tiger, welcher nahe vor ihnen liegt, vollständig übersehen.

Der Verbreitungskreis des Tigers ist sehr ausgedehnt; denn er beschränkt sich keineswegs, wie man gewöhnlich annimmt, bloß auf die heißen Länder Asiens, zumal Ostindien, sondern zieht sich über eine Strecke des gewaltigen Erdtheils hinweg, welche unser Europa an Ausdehnung bei weitem übertrifft. Vom 8. Grade südlicher Breite an bis zum 53. Grade nördlicher Breite kommt der Tiger überall vor. Seine nördliche Verbreitungsgrenze geht über eine Breite hinaus, unter welcher Berlin liegt, wobei zu bedenken, daß Sibirien ein ganz anderes und verhältnismäßig kälteres Klima besitzt als unser Europa. Als die westlichen Grenzen des Verbreitungsgebietes unseres Raubthieres ist der Südrand des westlichen Kaukasus anzusehen; die östliche bildet das große Weltmeer bis zum unteren Amur, die südliche Java und Sumatra und die nördliche das südliche Sibirien oder etwa der Baikalsee und seine Breite. Ostindien und zwar ebenso wohl Vorder- als Hinterindien darf als seine bevorzugte Herberge angesehen werden; von hier verbreitet sich der Tiger über Tibet, Persien, die ganze Steppe zwischen Indien, China und Sibirien bis zum Ararat im Westen von Armenien. Sein Verbreitungskreis erstreckt sich weit über das im Süden von Kabul liegende Solimangebirge, ebenso über die waldreiche und bergige Provinz Mazanderan am Südrande des Kaspischen Meeres, reicht von hier um die Südspitze des Aralsee's südlich bis in die Bucharei, von dort gegen Nordosten an den Saisangsee in die Songarei, nach Osten hin aber vom Baikalsee durch die Mandschurei bis in die Amurländer. In China findet sich der Tiger fast überall, und nur in dem höheren Mongolenlande oder den waldlosen und dürftigen Ebenen von Afganistan ist er nicht zu treffen. Auch auf den Inseln des indischen Archipels, mit Ausnahme von Java und Sumatra, scheint er zu fehlen. Einzelne verlaufene oder versprengte Tiger gehen jedoch weit über ihre Grenze hinaus: man hat solche auf der Westküste des Kaspischen Meeres, in den kirgisischen Steppen zwischen den Flüssen Irtisch und Ischim im Altai, ja selbst bei Irkutzk an der Lena gefunden. In den von Radde durchreisten Theilen Südostsibiriens kommt das überaus gefürchtete Raubthier fast allerorten ständig und hier und da so häufig vor, daß man seine Fährte öfter als Rehspuren bemerkt. Radde begegnete ihm im Laufe von achtzehn Monaten vierzehnmal, ohne seiner Spur jemals nachgegangen zu sein.

Ebenso wohl als in Dschungeln, rohr- und gestrüppreichen Graswäldern begegnet man dem Tiger in großen, hochstämmigen Waldungen bis zu einer gewissen Höhe über dem Meeresspiegel. Nach den herdenreichen Alpenweiden in den Hochgebirgen Asiens steigt er nicht empor; um so öfter kommt er dicht an die Dörfer, ja selbst an Städte heran. Die schilfbewachsenen Ufer der Flüsse, die undurchdringlichen Bambusgebüsche und andere Dickungen sind seine Lieblingsplätze; allen übrigen Orten aber soll er den Schatten unter einem buschigen Strauche, Korintha genannt, vorziehen, weil dessen Krone so dicht ist, daß sich kaum ein Sonnenstrahl zwischen den Zweigen hindurchstehlen kann. Die Zweige sind nämlich nicht bloß sehr verflochten, sondern hängen auch nach allen Seiten über und fast bis zur Erde herab, bilden also eine dunkle und äußerst schattige Laube, welche ihn ebenso gut vor dem Auge verbirgt, als sie ihm Kühlung gewährt. Diese Liebhaberei des Tigers für die Korintha ist so bekannt, daß bei Jagden die Treiber stets zuerst ihr Augenmerk auf jene Büsche richten. Hier verbirgt er sich, um zu ruhen, und von hier aus schleicht er an seine Beute heran, bis er so nahe gekommen ist, daß er sie mit wenigen Sätzen erreichen kann. In den baumarmen Steppen Südostsibiriens legt er sich, laut Radde, im Winkel vorspringender Felsen zur Tagesruhe nieder oder scharrt zwischen den Riedgrasbüschen einfach den Schnee weg, um auf so ungenügend erscheinendem Lager einen Theil des Tages zu verbringen. Er hat alle Sitten und Gewohnheiten der Katzen, aber sie stehen bei ihm im gleichen Verhältnisse zu seiner Größe. Seine Bewegungen sind anmuthig wie die kleinerer Katzen und dabei ungemein rasch, gewandt und ausdauernd. Er schleicht unhörbar dahin, versteht gewaltige Sätze zu machen, klettert trotz seiner Größe rasch und geschickt an Bäumen empor, schwimmt über breite Ströme und zeigt dabei immer bewunderungswürdige Sicherheit in der Ausführung jeder einzelnen Bewegung. Nach Radde geht er häufiger, als er trabt, ist im Stande, über Bäche von fast fünf Faden oder annähernd neun Meter zu springen und beinahe mit derselben Kraft wie ein Hirsch über breite, stark strömende Gewässer zu schwimmen.

Als ausschließliches Nachtthier kann man den Tiger nicht bezeichnen. Er streift wie die meisten Katzen zu jeder Tageszeit umher, wenn er auch den Stunden vor und nach Sonnenuntergang den Vorzug gibt. An Tränkplätzen, Salzlecken, Landstraßen, Waldpfaden und dergleichen legt er sich auf die Lauer, am allerliebsten in dem Gebüsche an den Flußufern, weil hier entweder die Thiere zur Tränke kommen oder die Menschen herabsteigen, um ihre frommen Uebungen und Waschungen zu verrichten. Von den Büßern, welche zeitweilig an den heiligen Strömen leben, werden viele durch die Tiger getödtet. In Südostsibirien besucht er, laut Radde, während des Sommers allnächtlich die Stellen, auf denen Salz auswittert, weil er ebenso gut wie die eingeborenen Wildschützen weiß, daß hierher Hirsche zu kommen pflegen, um zu sülzen, trifft dann auch manchmal mit Jägern zusammen, welche den gleichen Zweck wie er verfolgen. Mit Ausnahme der stärksten Säugethiere, als da sind Elefant, Nashorn, Wildbüffel und vielleicht andere Raubthiere, ist kein Mitglied seiner Klasse vor ihm sicher: er überfällt die größten und begnügt sich mit den kleinsten. Abgesehen von allen Hausthieren, jagt er mit Vorliebe auf Wildschweine, Hirsche und Antilopen; wird ihm jedoch in den nördlichen Theilen seines Verbreitungsgebietes während des Winters die Nahrung knapp, so verschmäht er nicht einmal Mäuse: Radde hat wiederholt die unverkennbaren Anzeichen solcher unwürdigen Jagden gefunden. Auf Java, wo die Wildschweine geradezu zur Landplage werden, macht er sich als Vertilger derselben verdient, hebt aber freilich durch Räubereien an Pferden, Hunden und anderen Hausthieren solchen Nutzen reichlich wieder auf. Wahrscheinlich bedroht er auch größere Vögel, möglicherweise selbst Kriechthiere; jedenfalls kennen ihn die Pfauen, welche dieselben Dickichte bewohnen wie er, als gefährlichen Räuber. „Wenn der Pfau schreit, ist der Tiger nicht weit“, sagten die Deutschen auf Java, um diese Ansicht auszudrücken. „Der Pfau“, meinen die Javanen, „verkündet den Bewohnern der Wildnis die Stunde, zu welcher der Tiger seine Schlupfwinkel verläßt.“ Nicht mit Unrecht nimmt man an, daß Pfauen und Tiger stets zusammen vorkommen und keiner ohne den anderen lebt. „Obgleich

ich den Grund davon nicht anzugeben vermag", bemerkt Junghuhn, „habe ich doch diese Behauptung der Javanen überall bestätigt gefunden. Sogar wo ausnahmsweise der Tiger noch in Höhen von 2500 Meter über dem Meere auftritt, wie im Ajanggebirge, wird auch der Pfau angetroffen." Der genannte Reisende stellt die Frage, ob vielleicht das von den Mahlzeiten des Tigers übrigbleibende Aas, welches reichliche Entwickelung von Maden bedingt, für die Pfauen etwas verlockendes haben könne; ich möchte die Ansicht aussprechen, daß einzig und allein die für beide Thiere in gleicher Weise nahrungversprechenden Dickichte die Ursache ihres gemeinsamen Vorkommens bilden. Das Schreien der Pfauen beim Anblicke eines Tigers erklärt sich von selbst. Sie kennen den letzteren und wissen vielleicht aus Erfahrung, was es für alle waldbewohnenden Thiere zu bedeuten hat, wenn er umherzuwandeln beginnt. Gerade deshalb werden sie oft zum Verräther des still dahinschleichenden Raubthieres, indem sie entweder geräuschvoll auffliegen und Schutz vor ihm suchen oder, wenn sie bereits gebäumt haben, ihre weittönende Stimme ausstoßen, den übrigen Geschöpfen gleichsam zur Warnung. Auch die Affen verleiden ihm oft seine Jagd.

Der Tiger belauert und beschleicht schlangenartig seine Beute, stürzt dann pfeilschnell mit wenigen Sätzen auf dieselbe los und haut die Krallen mit solcher Kraft in den Nacken ein, daß selbst ein starkes Thier sofort zu Boden stürzt. Die Wunden, welche er schlägt, sind immer außerordentlich gefährlich; denn nicht bloß die Nägel, sondern auch die Zehen dringen bei dem wuchtigen Schlage ein. Johnson hat solche Wunden gesehen, welche 13 Centim. tief waren. Selbst wenn die Verwundung eine verhältnismäßig leichte ist, geht das Opfer gewöhnlich zu Grunde, weil bekanntlich gerissene Wunden ungleich gefahrvoller als durch ein scharfschneidiges Werkzeug hervorgebrachte sind. Kapitän Williamson, ein Offizier, welcher zwanzig Jahre in Bengalen gelebt und außergewöhnliche Erfahrungen gesammelt hat, versichert, daß er niemals einen von dem Tiger Verwundeten habe sterben sehen, ohne daß dieser vorher von Starrkrämpfen befallen worden sei, und fügt dem hinzu, daß auch die leichtesten Verwundungen, welche geheilt werden, bei der geringsten Veranlassung wieder aufspringen. So leichte Wunden kommen aber nur äußerst selten vor; denn gewöhnlich sind die Schläge, welche das Raubthier ertheilt, tödtlich.

Ein Tiger, welcher bei dem Marsche eines Regiments ein Kamel angriff, brach diesem mit einem Schlage den Schenkel; ein anderer soll sogar einen Elefanten umgeworfen haben. Pferde, Rinder und Hirsche wagen gar keinen Widerstand, sondern ergeben sich, wie der Mensch, schreckerfüllt in das Unvermeidliche. Pferde, welche den Tiger sehen oder sonstwie wahrnehmen, zittern und beben am ganzen Leibe und sind wie gelähmt. Bloß die muthigen männlichen Büffel gehen auf den Tiger los, wissen ihm auch mit ihren tüchtigen Hörnern erfolgreich zu begegnen. Deshalb betrachten sich die indischen Viehhirten, welche auf Büffeln reiten, für gesichert, während alle übrigen Reiter dies nicht sind. Starke Büffel werden verhältnismäßig leicht mit der gewaltigen Katze fertig. „Im Jahre 1841", schreibt mir Haßkarl, „wurde in Bandongs Umgegend ein Tiger gefangen und getödtet, welcher viele Räubereien verübt hatte. Man wußte, daß er auch einen Büffel angegriffen hatte, indem er ihm, wie gewöhnlich den Hörnern ausweichend, auf den Rücken gesprungen war, um ihm so das Gesicht zu zerreißen, ihn zu blenden und seiner leichter Herr zu werden. Der Büffel aber rannte gesenkten Hauptes mit seiner Bürde so gewaltig gegen einen Baum an, daß der Tiger betäubt loslassen mußte und zu Boden stürzte. Alsbald fing ihn der muthige Wiederkäuer mit den Hörnern auf und schleuderte ihn, ehe er zur Besinnung kommen konnte, wiederholt in die Luft, versetzte ihm auch jedesmal einige Stöße und brachte ihm unter anderen eine wenigstens 8 Centim. lange und 3 Centim. tiefe Wunde am Kopfe bei. Trotz dieser schmählichen Niederlage hatte sich das Raubthier, als es einige Wochen später gefangen wurde, gut erholt und sah sehr kräftig aus." Nach Angabe der Birar-Tungusen sollen auch Tiger und Bär zuweilen in Streit gerathen, und es soll dann der Tiger, trotz seiner größeren Behendigkeit und Heftigkeit beim Angriffe, den Kürzeren ziehen.

Der Tiger ist nicht bloß dreist, sondern geradezu frech. Manche Engpässe durch waldreiche Schluchten sind berüchtigt wegen seiner Raubthaten: Forbes versichert, daß ohne die große Furcht des Thieres vor dem Feuer kaum hier und da eine Verbindung im Lande möglich sein könne. Man reist in Indien, der Hitze wegen, gewöhnlich des Nachts, und dies erklärt es, daß der Tiger einen seiner kühnen Angriffe nicht nur wagt, sondern auch erfolgreich ausführt, ungeachtet der Menschenmenge, welche einen Reisetrupp bildet, und trotz der Fackelträger und Trommelschläger, welche das Raubthier durch Feuer und Geräusch zu schrecken suchen. Nicht einmal die Truppen sind gesichert: Forbes erlebte es, daß in einer einzigen Nacht drei gut bewaffnete Schildwachen von Tigern gefressen wurden. Nachzügler der Heere fallen ihnen oft zur Beute. Aus Dörfern holt sich der Tiger zuweilen am hellen lichten Tage einen Menschen weg und hat es hierdurch in einigen Gegenden wirklich dahin gebracht, daß die Bewohner ganzer Dörfer ausgewandert sind oder andere bloß durch beständig brennende Feuer und hohe Dornenhecken sich zu schützen vermögen. Aus einer einzigen Ortschaft haben die Tiger, wie Buchanan berichtet, binnen zwei Jahren achtzig Einwohner weggeschleppt und aufgefressen. In anderen Niederlassungen hatten sie noch ärger aufgeräumt, die Uebriggebliebenen waren ausgewandert und hatten ihre Wohnplätze den Raubthieren überlassen, welche jetzt ihr Lager dort aufschlugen. Die Angriffe des Tigers geschehen so schnell und so plötzlich, daß an ein Ausweichen kaum zu denken ist; die Uebrigbleibenden bemerken ihn gewöhnlich erst in dem Augenblicke, in welchem er seine unrettbar verlorene Beute bereits gefaßt hat und wegschleppt. Dann ist das Nachsetzen meist vergeblich; denn wenn ihm auch hier und da ein Mensch oder ein Thier wieder abgejagt wird, sind die Wunden, welche sie empfangen, derart, daß sie daran zu Grunde gehen. Man hat Beispiele, daß Leute, welche vom Pferde herabgerissen worden waren, selbst von ihrem Räuber sich befreiten. So sprang ein Tiger mit einem furchtbaren Satze auf den Rücken eines Elefanten, riß dort einen Engländer aus dem Sattelstuhle, schleuderte ihn zur Erde herab und entfloh mit ihm. Zwar hatten alle Begleiter des Unglücklichen ihre Gewehre auf das fliehende Thier gerichtet, wagten aber nicht zu schießen, weil sie befürchteten, anstatt des Raubthieres ihren Gefährten zu treffen, und mußten diesen seinem Schicksale überlassen. Und dies geschah zu dessen Glück. Durch den hohen Sturz vom Elefanten und den entsetzlichen Schrecken besinnungslos, erwachte er, als ihm Dornen das Gesicht blutig rissen. Seine gefährliche Lage erkennend, hatte er Geistesgegenwart genug, eine in seinem Gürtel steckende Pistole hervorzuziehen und diese auf den Tiger abzuschießen. Der Schuß ging fehl, und sein Räuber biß nur noch heftiger zu. Der muthige Mann verlor jedoch noch immer seine Hoffnung nicht, sondern zog eine zweite Pistole und schoß diese auf das Schulterblatt des Raubthieres ab. Glücklicherweise traf die zweite Kugel das Herz und führte den augenblicklichen Tod des Tigers herbei. Die beiden Schüsse hatten seine Freunde ihm nachgezogen, und man fand den wackeren Kämpen halb besinnungslos auf seinem Feinde liegend. Man konnte ihm bald die beste Pflege zu Theil werden lassen, und so kam er mit dem Leben davon. Nur ein lahmes Bein ist ihm zur Erinnerung an jenen gewagten und zweifelhaften Kampf geblieben.

Als echte Katze verfolgt der Tiger eine verfehlte Beute nicht weiter, sondern kehrt nach dem vergeblichen Sprunge in die Dschungeln zurück und sucht sich einen neuen Platz zur Lauer aus. Man sagt, daß bloß die schnellfüßigen Hirsche und die achtsamen Pferde oder Wildesel zuweilen Gelegenheit finden, diese Thatsache zu erproben. Doch sind wirklich einige Fälle bekannt, daß auch Menschen vor einem auf sie anspringenden Tiger unversehrt sich gerettet haben.

Unter Umständen zieht sich der Tiger vor dem Menschen zurück, ohne überhaupt einen Angriff zu machen. Ueberſättigung und damit zusammenhängende Faulheit oder aber Schrecken infolge plötzlicher Ueberraschung sind die gewöhnlichen Ursachen eines solchen Rückzuges. Tiger, welche zum ersten Male mit dem Menschen zusammenkommen, nehmen wahrscheinlich immer Reißaus; andere lassen sich, wie Junghuhn behauptet, durch lautes Geschrei aus der Fassung bringen: die einen wie die anderen lernen jedoch sehr bald in dem Menschen ein leicht zu bewältigendes Wild

kennen und werden dann so gefährlich, daß man begreift, wie eingeborene Mütter, wenn sie von Tigern sich bedroht sehen, ohne auf Hülfe rechnen zu können, ihre Kinder preisgeben, um sich selbst zu retten. Am allerschlimmsten sind jedenfalls die Leute daran, welche nur von dem Ertrage der Wälder leben müssen, z. B. die Hirten oder die Sammler des Sandelholzes. Erstere müssen nicht nur in beständiger Sorge um ihre Herden, sondern auch um sich selbst sein, und von ihnen verliert bei weitem der größte Theil durch Tiger das Leben. Auch die Briefträger befinden sich beständig in Gefahr. Forbes berichtet, daß die Postboten, welche nachts das Felleisen durch die Wälder tragen, ohne ihr Geleite von Lanzen- und Fackelträgern sowie durch den Lärm von den Trommeln, welche beständig gerührt werden, nie sicher seien, und ungeachtet dieser Begleitung noch oft genug weggeholt würden. An den beschwerlichen Uebergängen des Gumeastromes in Guzerate wurden einmal vierzehn Tage lang diese Briefträger regelmäßig weggeschleppt, einmal sogar, anstatt eines Menschen, das Felleisen. In dem Engpasse Kutkum-Sandi lag eine Tigerin auf der Lauer und erwürgte mehrere Monate hindurch jeden Tag Menschen, unter denen wohl ein Dutzend Briefträger waren. Dieses eine Thier hatte allmählich fast alle Verbindungen der Präsidentschaft mit den oberen Provinzen unterbrochen, so daß die Regierung sich veranlaßt sah, einen bedeutenden Preis auf seine Erlegung zu setzen. Sie that es aber vergebens; denn Niemand wollte sich an das Unthier wagen.

Auf der Insel Singapore ist nach Berthold Schumann die Anzahl der Tiger sehr groß, und es vergeht kaum eine Woche, daß nicht mehrere Leute getödtet werden. Wallace, welcher Singapore in den Jahren 1854 bis 1862 wiederholt besuchte, schätzt die Anzahl der Opfer noch weit höher. „Es gibt“, sagt er, „in der Nähe der Stadt stets einige Tiger, und sie tödten durchschnittlich täglich einen Chinesen, insbesondere von jenen, welche im neugelichteten Dschungel in den hier angelegten Gambirpflanzungen arbeiten.“ Jagor bestätigt Wallace's Angaben in jeder Beziehung, schlägt auch die Anzahl der Chinesen, welche alljährlich von Tigern geraubt werden, ungefähr ebenso hoch an, gegen vierhundert nämlich. „Wenn der Kuli“, sagt er, „fast nackt im dichten Gebüsche hockt, um die Blätter zu pflücken, beschleicht ihn der Tiger von hinten und tödtet ihn gewöhnlich durch einen Biß in den Nacken. Finden die Kameraden den Leichnam, so verscharren sie ihn so schnell als möglich; denn wenn die Polizei es erfährt, zwingt sie die Leute, die vielleicht schon stark verweste Leiche zur Stadt zu tragen, damit sie vom Todtenbeschauer besichtigt werde. Man darf sich daher nicht wundern, wenn nur eine sehr geringe Anzahl dieser Todesfälle den Behörden zu Ohren kommt. Dennoch werden im Jahre durchschnittlich fünfundsiebenzig Fälle gemeldet“, ungefähr der fünfte Theil von denen, welche sich ereignet haben. Noch zu Ende des Jahres 1866 wurden innerhalb vierzehn Tagen sieben Leichen von Arbeitern auf Gambirpflanzungen aufgefunden, welche keinen Zweifel über die Ursache des Todes zuließen. Immer war nur ein kleiner Theil von ihnen verzehrt worden: es fehlte ein Bein, ein Arm, der Kopf. „Wollten die Tiger mehr verzehren, so würde dies ein großes Ersparnis an Menschenleben sein“, fügt die Zeitung hinzu, welche letzteres berichtet. Auch auf Java und den „Außenbesitzungen“ der Holländer wurden im Jahre 1862 dreihundert Menschen die Beute von Tigern. In den verrufensten Tigergegenden der Insel Singapore hat die Regierung die Wälder zu beiden Seiten der Straßen aushauen und an gewissen Ruheplätzen ringsum den Wald ausbrennen lassen, um die Schlupfwinkel der Räuber zu zerstören. Sobald aber diese Vorsichtsmaßregel zu erneuern vergessen wird und das hohe Gras wieder jene Stellen bedeckt, siedeln sich die Tiger auch wieder an und rauben nach wie vor.

Daß Singapore nur durch Tiger, welche über die Meerenge schwimmen, fortdauernd neuen Zuzug erhält, unterliegt keinem Zweifel. Während der ersten Jahre nach Besitznahme der Insel befand sich kein Tiger auf ihr; gegenwärtig nehmen sie, trotz der eifrigsten Verfolgung und ungeachtet des Schußpreises von einhundert Dollars, welcher gezahlt wird, eher zu als ab, weil, durch reiche Beute gelockt, immer neue Zuzügler vom Festlande aus herüber kommen. Und

doch beträgt die Breite der Meerenge eine englische Meile. Der unumstößliche Beweis für das Ueberschwimmen der Meerenge ist übrigens erbracht worden. Eines Morgens fand man, laut Kameron, in Netzen, welche längs der Küste von Singapore aufgestellt waren, eine Tigerin verstrickt und fast ertrunken. Von Singapore konnte sie nicht gekommen sein, da ganze Reihen dem Lande näher aufgestellte Netze unversehrt waren.

Bei argem Hunger springt der Tiger mitten unter die Lagerfeuer und holt sich Menschen weg. Auf Java brach einer nachts durch das Dach einer Hütte ein, packte einen von den acht Javanen, welche um ein Feuer saßen, erwürgte ihn und schleppte ihn ungeachtet des Geschreies der Uebrigen auf demselben Wege, den er gekommen war, mit sich fort. Ebenso wenig als das Feuer ihn schreckt, hält ihn das Wasser ab, sich seiner ausersehenen Beute zu bemächtigen. Mehr als ein Reisender berichtet, daß er Augenzeuge war, wie ein Tiger in Ströme sich stürzte und auf Kähne zuschwamm, um einen der Ruderer von dort herauszureißen. Möckern schiffte mit seinem Freunde Tirer von Calcutta nach der Insel Sangar. Ehe noch das Ziel erreicht worden war, stieg letzterer an das Land, ging vorwärts und bemerkte einen Tiger. Augenblicklich floh er zum Flusse zurück und sprang, da ihm der Tiger nachsetzte, in die Wellen und suchte sein Heil in der Flucht; denn er war ein vorzüglicher Schwimmer. Der Tiger sprang ebenfalls ins Wasser, schwamm hinter ihm her und kam ihm näher und näher. Tirer, welcher das Tauchen ebenfalls vorzüglich verstand, suchte seine Rettung unter der Oberfläche des Wassers und schwamm, so lang als möglich, tief im Strome dahin. Als er wieder auftauchte, sah er mit Freuden, daß der Tiger, ohne Zweifel, weil er seine Beute nicht mehr erblickte, auf der Rückkehr war. Der Verfolgte gelangte glücklich an den Kahn, in welchem sich sein Freund befand. Ein anderer Tiger schwamm quer über einen Strom einem Boote zu und erkletterte es trotz alles Schreiens der entsetzten Schiffer. Einige von diesen stürzten sich augenblicklich in die Wellen, die anderen verrammelten sich in der kleinen Kajüte am Hintertheile des Fahrzeuges. Der Tiger, jetzt alleiniger Herr des Bootes, saß stolz am Vordertheile und ließ sich ruhig stromabwärts treiben; da er aber sah, daß die beabsichtigte Beute ihm entgangen war, sprang er endlich mit einem Satze in den Fluß, schwamm ans Ufer, schüttelte sich ein wenig und verschwand in den Dschungeln.

Die Stärke des Tigers ist sehr groß. Er schleppt mit Leichtigkeit nicht bloß einen Menschen oder einen Hirsch, sondern selbst ein Pferd oder einen Büffel mit sich fort. „An der Südküste Bantams“, berichtet Haßkarl weiter, „ließ kurz vor meiner Ankunft ein Häuptling ein eben gekauftes, sehr schönes Pferd durch vier Inländer bewachen. Um die dort häufigen Tiger fern zu halten, zündeten die Leute auf dem freien Platze vor den Ställen mehrere Feuer an. Plötzlich wurden sie durch Gebrüll in Schrecken gesetzt: ein Tiger war über die fast drei Meter hohe Bambushecke gesetzt, zwischen den schlafenden Wächtern und erlöschenden Feuern durchgeschlichen, hatte das kostbare Pferd überfallen und sofort niedergestreckt. Ehe die Wächter noch zur Besinnung gekommen, war er mit der Beute im Maule wieder über die Umzäunung gesprungen und bald darauf verschwunden.“ Wenn nun auch die javanischen Pferde nicht größer sind als die russischen, erfordert die Ausführung eines solchen Raubes doch eine außerordentliche Kraft.

Beim Fortschaffen der Beute bekundet der Tiger regelmäßig ebenso viel Klugheit als List. Höchst ungern schleift er ein gefangenes und getödtetes Thier über eine breite Straße weg, wahrscheinlich, um nicht selbst sich zu verrathen. Dennoch kann er die Spuren, welche ein solcher Streifzug hinterläßt, nicht verdecken. Wenn er ein großes Thier angreift oder tödtet, springt er auf den Rücken, schlägt seine fürchterlichen Klauen ein und leckt das Blut, welches aus der Wunde strömt. Dann erst trägt er das Thier weiter in das Dickicht, bewacht es hier bis zum Abend und frißt während der Nacht ungestört und ruhig, so viel er verzehren kann. Er beginnt bei den Schenkeln, von dort aus frißt er weiter gegen das Haupt hin. Währenddem geht er ab und zu nach den benachbarten Quellen oder Flüssen, um zu trinken. Man versichert, daß er keineswegs ein Leckermaul sei, sondern alles fresse, was ihm vorkomme, das Fell und die Knochen eben=

falls mit. Nur diejenigen Tiger, welche einmal Menschenfleisch gekostet haben, sollen dies dem aller übrigen Thiere vorziehen und werden deshalb, wie die Löwen in Afrika, Menschenfresser genannt. Die Jagd auf den tölpischen und unbehülflichen Herrn der Erde behagt ihnen mehr als andere.

Nach einer sehr guten Mahlzeit fällt der Tiger in Schlaf und liegt manchmal länger als einen ganzen Tag in einem halb bewußtlosen Zustande. Er bewegt sich bloß, um zu trinken, und gibt sich mit einer gewissen Wollust der Verdauung hin. Die Inder behaupten, daß er zuweilen drei Tage an einer und derselben Stelle liege, während andere versichern, daß er am nächsten Morgen, spätestens am nächsten Abende wieder zu seiner früher gemachten Beute zurückkehre, um nochmals von ihr zu fressen, falls er noch Ueberreste finden sollte; denn auch an seiner königlichen Tafel speist das hungerige Bettelgesindel wie an der Tafel des Löwen. Schakale, Füchse und verwilderte Hunde, welche bei Nacht den Wald durchstreifen, verfolgen die blutige Fährte des geschleiften Thieres und thun sich an den Ueberbleibseln des Leichnams Genüge; bei Tage aber entdecken die Aasgeier bald die Leiche und kommen scharenweise herbeigeflogen: nicht selten entsteht sogar noch Kampf und Streit auf ihr zwischen diesen Thieren. Die vierfüßigen Schmarotzer sind so regelmäßige Gäste an der Tafel des Tigers, daß sie, zumal die Schakale, als seine Boten und Kundschäfter angesehen werden und wie die Pfauen oder Affen dazu dienen, seine Aufsuchung zu erleichtern.

Es wird uns nach dem Mitgetheilten nicht Wunder nehmen, daß alle Inder, und die europäischen Bewohner des schönen Tropenlandes nicht minder, den Tiger als den Inbegriff alles Entsetzlichen ansehen und ihn für ein Scheusal halten, welches die Hölle selbst ausgespieen. Damit steht nicht im Widerspruche, daß das Ungeheuer in vielen Gegenden Indiens geradezu geschont, ja in einigen sogar als Gottheit betrachtet wird, wie ja das Uebermächtige und Eigenthümliche von Unverständigen immer für etwas Erhabenes gehalten wird. Der Inder sucht eben aus jedem Thiere, welches sich einigermaßen bemerklich macht, etwas besonderes zu machen und sieht in solchen, welche sehr schädlich werden, eine Art von strafendem Gott. Auch unter den Völkerschaften Ostsibiriens herrschen, wie Radde berichtet, ähnliche Anschauungen. Die Urjänchen benamsen den Tiger Menschenthier, die Dauren Beamten- oder Herrscherthier; die Birar-Tungusen sprechen ungern und nur leise von ihm, nennen ihn überhaupt nicht, sondern glauben in der Bezeichnung Lawun einen Namen gefunden zu haben, welcher ihm unverständlich ist und für den Sprecher nicht gefahrbringend wird. Wie die Dauern und Mandschu sind auch sie der Meinung, daß der Tiger mit zunehmendem Alter zu höherem Range gelangt und demgemäß behandelt werden muß; es gibt in ihren Augen Tiger, denen sogar der Rang eines Oberstatthalters zukommt. Bei vielen Eingeborenen der Amurländer steigert sich diese Ehrfurcht zu religiöser Verehrung: Radde hörte, daß mit dem Worte Burchan, welches so viel als Gottheit bedeutet, auch der Tiger bezeichnet wurde. Die auf Furcht gegründete Verehrung des Raubthieres bildet bei den Birar-Tungusen einen Haupttheil ihrer aus Schamanenthum und Buddhismus gemischten Religion, just wie bei uns zu Lande die Lehre vom Teufel. Die im Chingangebirge wohnenden Monjagern und Orotschonen beobachten andere abergläubische Gebräuche, da sie nicht allein das Thier, sondern auch dessen Fährte dermaßen fürchten, daß sie bei zufälliger Begegnung derselben die Hälfte ihrer Ausbeute, welche sie gerade mit sich führen, opfern, indem sie diese auf die Spur legen. Wer einen Tiger tödtet, wird nach Meinung der Birar-Tungusen unfehlbar von einem anderen gefressen. Auf Sumatra ist man überzeugt, daß man im Tiger nur die Hülle eines verstorbenen Menschen zu erkennen hat und wagt deshalb gar nicht, ihn zu tödten. In Indien übt man die Gewohnheit, nach Art der in katholischen Ländern gebräuchlichen Unglücksbilder, an Orten, wo ein Mensch von einem Tiger getödtet worden ist, eine hohe Stange mit einem farbigen Tuche als Warnungszeichen aufzupflanzen und errichtet daneben auch gewöhnlich eine Hütte, in welcher die Reisenden zum Gebete sich versammeln. Ereignet es sich nun, daß an derselben Stelle zum zweiten Male ein Mensch dem Tiger als Opfer fällt, so wird er als ein Sünder und sein Tod als ein gottgerechter

betrachtet. Früher ging man noch weiter. In Siam fanden noch vor etwa sechszig Jahren Tigerproben zur Ermittelung des Schuldigen statt. Man warf zwei Gleichverdächtige einem Tiger vor, und derjenige, welchen er fraß, galt für schuldig. Dieser abscheuliche Aberglaube war natürlich nur geeignet, die Raubthiere zu vermehren. Ebenso gute Gelegenheiten zur Vermehrung boten ihm die beständigen Kriege, welche in Indien geführt wurden, und namentlich Hyder Ali hat sich durch seine Kriege auch hierin einen Namen gemacht; denn während der Zeit seiner Regierung nahmen die Tiger in unglaublicher Weise überhand. Einige Fürsten Indiens verbieten noch heutigen Tages die Tigerjagd, indem sie dieselbe als ein königliches Vergnügen für sich selbst aufsparen, ganz unbekümmert darum, ob solchem Vergnügen Hunderte oder Tausende von ihren Unterthanen aufgeopfert werden oder nicht. So ist es erklärlich, daß in der einzigen Provinz Candesch in Dekan in dem kurzen Zeitraume von vier Jahren durch die Engländer über tausend Tiger erlegt werden konnten. Der Mensch ohne Feuerwaffen ist macht- und wehrlos dem furchtbaren Feinde gegenüber; laufen doch selbst Wohlbewaffnete immer noch Gefahr. In neuerer Zeit hat die englische Regierung in den ihr unterworfenen Landstrichen viel für Verminderung der Tiger gethan; aber noch immer gibt es deren genug. Man bezahlt seit geraumer Zeit zehn Rupien für jeden Tigerkopf, und schon vor ungefähr siebenzig Jahren hatte man auf diese Weise 30,000 Pfund Sterling verausgabt. Diese Summe hat übrigens Zinsen getragen wie kaum eine andere; denn in allen Gegenden, wo sich viele britische Niederlassungen befinden und von den Engländern die Ausrottung ernstlich betrieben wird, hat man den Tiger fast vernichtet. Die Insel Cossimbazar ist durch den unerschütterlichen Muth eines Deutschen, welcher mehrere Male an einem einzigen Tage fünf von den Ungeheuern tödtete, gereinigt worden. Aber dieser Held steht immer noch hinter dem Richter Heinrich Rasmus zurück; denn dieser hat während seines Lebens eigenhändig 360 Tiger erlegt. Man hat gelernt, gegenwärtig die Jagd regelrecht zu betreiben und erzielt dadurch vortreffliche Erfolge. In früheren Zeiten hielten bloß die Fürsten und Kaiser Indiens große Jagden ab, bei denen aber der Pomp und Lärm des Jagdzuges das hauptsächlichste war. Gegen die Tiger wurde sehr wenig ausgerichtet. Noch heutigen Tages sendet der Kaiser von China viele Tausende von Jägern in die Wälder, um Tiger, Panther, Löwen, Wölfe &c. zu erlegen; gleichwohl wurden in einem Jahre bei einem so gewaltigen Jagdzuge, an welchem 5000 Mann Theil genommen hatten, achtzig Menschen zerrissen. Im siebenzehnten Jahrhundert zog nach dem Berichte des Jesuiten Verbiest der Kaiser von China einmal mit Heeresmacht in die Provinz Leao-Tong, ließ dort von seinen Soldaten große Strecken umstellen und den Kreis mehr und mehr verengern. Bei der einen Jagd wurden über tausend Hirsche, viele Bären, Wildschweine und sechszig Tiger erlegt. Im Jahre 1683 rückte der Kaiser mit 60,000 Mann und 10,000 Pferden aus, ohne jedoch sonderliche Erfolge zu erzielen. Aehnliche Jagden werden von den indischen Fürsten noch heutigen Tages abgehalten, und für dieselben hegen und pflegen eben die Fürsten ihre Tiger, wie bei uns zu Lande hohe Herren die ihren Unterthanen ebenfalls sehr schädlichen Wildschweine oder Edelhirsche.

Möckern beschreibt eine große Jagd, welche der Nabob von Audh veranstaltete. Der Fürst hatte ein ganzes Heer von Fußvolk, Reiterei, Geschütze, über tausend Elefanten, eine unübersehbare Reihe von Karren, Kamelen, Pferden und Tragochsen bei sich. Seine Weiber saßen in bedeckten Wagen. Bajaderen, Sänger, Possenreißer und Marktschreier, Jagdleoparden, Falken, Kampfhähne, Nachtigallen, Tauben gehörten zu dem großen Gefolge. Nicht weit von der Nordgrenze Indiens wurde eine große Menge Wild erlegt. Endlich ward auch ein Tiger entdeckt und sein Versteck mit etwa zweihundert Elefanten umstellt. Beim Vorrücken hörte man ein Knurren und Bellen im dichten Gebüsche, und ehe noch ein Schuß gefallen, sprang der Tiger auf den Rücken eines Elefanten, welcher drei Jäger trug. Dieser schüttelte sich gewaltig und warf den Tiger und die drei Reiter ab, so daß alle vier ins Gebüsch flogen. Schon gab man die Reiter verloren, da krochen sie zum Erstaunen der Anwesenden zwar mit ängstlichen Gesichtern aber

unversehrt aus dem Gebüsche hervor. Der Nabob ließ jetzt größere Massen von Elefanten ins Gebüsch rücken und den Tiger nach der Stelle treiben, wo er selbst, von Bewaffneten umgeben, ihn auf seinem Elefanten erwartete. Beim Vorgehen ward der Tiger angeschossen, dann gegen den Nabob hingedrängt und dort erlegt.

Karl von Görtz hat bei Seharunpur eine Tigerjagd mitgemacht, welche von dem Oberbefehlshaber des indischen Heeres veranstaltet ward. Vierzig Elefanten standen in Bereitschaft, acht davon waren für die Jäger bestimmt. Jeder Elefant hatte einen von Rohrgeflecht umgebenen bequemen Sitz für einen Schützen und hinter diesem einen kleineren für einen Diener, welcher zwei bis drei Gewehre in Bereitschaft hielt. Um hinaufzukommen, kletterte man, während der Elefant niederkauerte, an ihm empor. Vorn auf dem Halse des Thieres saß der Mahut. Die übrigen Elefanten waren zum Treiben bestimmt; auf mehreren von ihnen hockten außer dem Lenker zwei bis drei Eingeborene. Schilf und Gras war da, wo sich die Reihe von vierzig Elefanten vorwärts bewegte, oft fünf bis sechs Meter hoch. Zum untrüglichen Zeichen von der Nähe eines Tigers erhoben die Elefanten den Rüssel und stießen zu wiederholten Malen den bekannten trompetenartigen Laut aus, welchen sie hören lassen, wenn sie irgendwie erregt sind. Der erste Tiger ward von einem gewissen Harvey, dem besten Schützen, welcher schon dem Tode von hundert Tigern beigewohnt hatte, erspäht und verwundet. Gleich darauf hing das Thier an dem Rüssel des Elefanten. Dieser stand unbeweglich. Harvey gab dem Tiger einen zweiten Schuß, worauf er zu Boden fiel, noch eine Kugel bekam, starb und auf einen Elefanten gebunden wurde, welcher ihn jedoch nur mit großem Widerwillen aufnahm.

Die indischen Fürsten wenden zuweilen auch die Lappjagd in großartigem Maßstabe an. Man setzt, auf vier bis fünf Meter Entfernung, hohe Bambusstangen mit großen, starken Netzen, welche an einem gewissen Punkte gegen einander laufen, und treibt dahin den Tiger. In dem Winkel, welchen die Netze bilden, werden für die hohen Herren Gerüste errichtet und diese mit den besten Schützen, namentlich mit den königlichen Hoheiten besetzt. Die Netze sind an ihrer niedrigsten Stelle etwa vier Meter hoch, aber überall nur locker an die Stangen gehängt, damit sie augenblicklich herabfallen, wenn ein Tiger gegen sie springt, und diesen in sich verwickeln. Die eigentliche Jagd erfordert ebenfalls ein großes Heer von Menschen und wird wenigstens gegenwärtig nicht häufig mehr angewandt; dabei muß man sich auch noch vorsehen, daß nicht etwa Elefanten oder andere große Thiere in dem begrenzten Theile der Dschungeln sich befinden, weil sie durch blindes Anrennen die Netze zerreißen und somit, trotz den längs der Netze aufgestellten Wachen, die Jagd auf den Tiger vereiteln würden.

Um den Tiger an die Schießstände zu treiben, werden alle denkbaren Schreckmittel angewandt. Man schießt, trommelt, zündet Feuer an, wirft brennende Fackeln in das Rohr, benutzt mit dem besten Erfolge sehr große Raketen, welche man in geringer Höhe über den Rohrwald dahinsausen läßt ꝛc. Wenn eine solche Rakete zu fliegen beginnt und zischend und leuchtend über die Dschungeln dahinfährt, versetzt sie alle Geschöpfe und auch den Tiger in einen namenlosen Schrecken. Die Feuerstrahlen und das Gezisch und Gebrause sind ihm fürchterlich: er kann unmöglich einem solchen feuerigen Drachen, welcher mit so viel Wuth und Kraft dahinrauscht, widerstehen. Schon nach kurzer Zeit gewahrt man ein Bewegen der Dschungeln und sieht, wie das erschreckte Thier sich feig aus dem Staube machen will. Von hinten her kommt der Lärm, nach vorwärts also muß es sich wenden. Da erreicht es die Netze: sie sind zu hoch, um über sie wegsetzen zu können, und zu gefährlich, um den Versuch zu wagen, sie zu durchbrechen, die Stangen aber, an denen sie befestigt sind, viel zu leicht und biegsam, als daß der Flüchtende an ihnen emporklimmen könnte, und so sieht er sich genöthigt, längs derselben fortzuschleichen und den in sicherer Höhe thronenden Schützen zur Zielscheibe zu werden. Diese an und für sich treffliche Jagdweise hat leider ein sehr ernstes Bedenken gegen sich: sie erfordert einen zu großen Aufwand von Kraft und Geld und kann deshalb nicht regelmäßig betrieben werden, sondern immer nur als Festtag gelten. Deshalb ist ihr Erfolg verhältnismäßig gering.

Weit ergiebiger, wenn auch weniger pomphaft als alle die großen Treiben, sind die Einzeljagden, welche Engländer allein oder mit wenigen Gehülfen unternehmen. Wie Afrika seine Löwentödter, hat Ostindien seine Tigerjäger, und eine der ersten Stellen unter ihnen dürfte der Leutnant Rice einnehmen. Dieser muthige Mann hat unter dem Titel „Tiger Shooting in India“ ein besonderes Werk herausgegeben und erzählt darin, daß er 68 Tiger, 3 Panther und 25 Bären erlegt und außerdem noch viele derselben verwundet habe. Da mir das Werk nicht zur Hand ist, folge ich Hartwigs Uebersetzung.

Mit vortrefflichen Doppelläufen versehen und von wohlbezahlten Treibern und einer Koppel muthiger Hunde begleitet, drang Rice herzhaft in das Dickicht und suchte selbst den aufgescheuchten Tiger auf. Voran ging gewöhnlich der Schikari oder Haupttreiber, welcher, mit Aufmerksamkeit die Spuren des Raubthieres beobachtend, die einzuschlagende Richtung angab. Rechts und links neben ihm schritten die Engländer, stets schußfertig, und dicht hinter ihnen die sichersten ihrer Leute mit geladenen Gewehren zum Austausche. Dann folgte die Musik, welche aus vier oder fünf Trommeln verschiedener Größe, Zimbeln, Hörnern und ein Paar Pistolen bestand, welch letztere fort und fort abgeschossen wurden. Mit Säbeln und langen Jagdspießen bewaffnete Männer dienten der Musik zum Geleite; den Nachtrupp bildeten Schleuderer, welche über die Köpfe der vorderen hinweg beständig Steine in die Dschungeln warfen und damit noch besser als durch den Höllenlärm jener Werkzeuge den Tiger aufscheuchten. Ab und zu kletterte auch ein Mann auf einen Baum, die Bewegung des Thieres zu beobachten. Der ganze Trupp bildete einen dicht geschlossenen Haufen.

Niemals wagt es der Tiger, eine Menschenmasse anzugreifen, welche sich auf eine so geräuschvolle Weise ankündigt. So wild und verwegen er ist, wenn es sich um das Beschleichen und Ueberfallen einer ahnungslosen Beute handelt, so wenig Muth beweist er bei Gefahr. Einem Kampfe mit dem Menschen sucht er stets auszuweichen, und wenn er sich verfolgt sieht, ergreift er fast feig die Flucht. Wird er verwundet, so stürzt er allerdings augenblicklich mit der blindesten Wuth auf seine Feinde los; gehen diese aber in der eben angegebenen Weise durch die Dschungeln, so ist mit ziemlicher Sicherheit darauf zu rechnen, daß das Leben der Treiber bei der Untersuchung eben keine große Gefahr läuft, die Rohrbestände mögen so dick sein, wie sie wollen. Am schwierigsten ist es, die Leute immer gehörig zusammenzuhalten, weil dieselben oft, von ihrem eigenen Muthe hingerissen, bei dem geringsten günstigen Erfolge geneigt sind, sich zu zerstreuen. So warf sich einer von Rice's Treibern, alle Geduld über einen Tiger verlierend, welchen weder der Lärm noch Steinwürfe noch Feuerbrände von seinem Lager aufjagen konnten, mit gezogenem Säbel ganz allein in das Dickicht; aber wenige Augenblicke später war er auch von dem Tiger ergriffen und gräßlich zerfleischt. Ohne sich zu bedenken, stürzten ihm seine Gefährten zur Hülfe nach und nöthigten den Tiger, ihn wieder fahren zu lassen. Die Wunden, obgleich schrecklich anzusehen, waren glücklicherweise nicht lebensgefährlich, und er machte noch manches Treiben mit.

Bei einer solchen Jagd gerieth der Fähndrich Elliot, ein Freund des Tigertödters, in große Gefahr. Von vierzig Treibern unterstützt, hatten beide Engländer eine Dschungel in Angriff genommen, welche nicht viel zu versprechen schien, und waren mit ihren Gewehren auf kleine Bäume gestiegen, um den Erfolg der Untersuchung abzuwarten. Plötzlich scheuchten die Leute einen schönen Tiger auf, und dieser schritt langsam auf sie zu. Sie schwiegen ganz still, aber einer ihrer Begleiter, welcher auf einem anderen Baume Wache hielt und fürchtete, daß sie von dem Tiger überrascht werden möchten, schrie ihnen zu, auf ihrer Hut zu sein. Dies war genug, den Tiger von der eingeschlagenen Richtung abzulenken, so daß die Engländer kaum Zeit hatten, ihm eine Kugel nachzusenden. Sein lautes Gebrüll verkündete, daß er verwundet sei; doch hatte er sich schon zu weit in die Rohrwälder zurückgezogen, als daß man ihn noch mit Sicherheit hätte treffen können. Er wurde nun von den ungeduldigen Jägern mit mehr Hitze als Vorsicht verfolgt. An der Spitze ihres geordneten Jagdtrupps durchzogen sie das Dickicht, von den Blutspuren geleitet,

bis sie nach etwa dreihundert Schritten auf eine offene Gegend kamen, wo alle Zeichen verschwanden. Vergebens waren einige Leute auf die höchsten Bäume geklettert: sie hatten weder in den Büschen noch im hohen Grase etwas bemerkt. Die beiden Engländer gingen ihren Begleitern etwa zwanzig Schritte langsam voran mit auf den Boden gerichteten Blicken, um hier nach den Blutspuren zu spähen. Da läßt sich plötzlich ein wüthendes Gebrüll hören, und der Tiger springt aus einer unter dem Grase verborgenen Höhlung hervor und gerade auf Rice los. Dieser hat kaum Zeit, auf zwei oder drei Schritt Entfernung seine beiden Läufe auf den Kopf des Unthiers loszubrennen, welches nun, durch den Knall, den Rauch, und vielleicht auch durch die Kugeln abgelenkt, mit einem ungeheueren Satze auf den Jagdgefährten sich stürzt, noch ehe derselbe seine Büchse anlegen kann. Mit der Schnelligkeit des Blitzes war dies geschehen, und als Rice dem Tiger nacheilte, sah er schon seinen unglücklichen Freund zu den Füßen des grimmigen Gegners hingestreckt. In demselben Augenblicke reichte ihm der Haupttreiber mit bewundernswürdiger Kaltblütigkeit und Ruhe ein zweites geladenes Doppelgewehr. Er schoß sogleich den ersten Lauf ab, aber erfolglos; — jetzt mußte er inne halten: der Tiger hatte seinen ohnmächtig gewordenen Gefährten beim Oberarme gepackt und schleppte ihn nach dem Loche zu, aus welchem er hervorgesprungen war. Der nächste Schuß mußte also nothwendig das Raubthier in das Gehirn treffen; denn eine jede andere, nicht augenblicklich tödtliche Wunde würde die rasende Wuth der furchtbaren Katze nur noch mehr gereizt haben. Rice folgte deshalb dem Tiger in ganz kurzer Entfernung, um den günstigsten Augenblick abzuwarten. Nachdem er einige Male vergeblich gezielt, glaubte er endlich diesen Zeitpunkt gekommen zu sehen, feuerte ab und traf den Schädel des Raubthieres, welches sterbend über sein Opfer hinrollte. Ein fernerer Schuß tödtete es vollends, und jubelnd befreite er jetzt seinen Freund von dem erdrückenden Gewichte des furchtbaren Feindes.

Die Treiber waren in der größten Aufregung. Bei dem ersten Angriffe unwillkürlich zurückweichend, traten sie sehr bald muthig heran und baten den Leutnant um Erlaubnis, mit ihren Lanzen einen Angriff zu machen. Vor allen anderen machte sich Elliots Diener durch seine Verzweiflung bemerklich. Er schrie laut auf, daß sein Herr verloren sei, und schoß zu dessen großer Gefahr auf den Tiger. Zum Glück war Elliot nicht tödtlich verwundet; denn die Tatze des Räubers, welche nach seinem Kopfe gezielt hatte, war an der Büchse abgeglitten, und der Jäger kam mit einer schrecklichen Armverletzung davon. Der Schlag war so heftig gewesen, daß er den Kolben der Büchse tief eingefurcht und den Hahn derselben abgeplattet hatte.

Auf Java gebraucht man, laut Wallace, zur Tigerjagd nur die Lanze. Man umstellt mit Hunderten von Bewaffneten eine große Strecke Landes und zieht diese allmählich zusammen, bis das Raubthier in einen vollständigen Kessel eingeschlossen ist. Wenn der Tiger sieht, daß er nicht mehr entfliehen kann, springt er gegen seine Verfolger, wird aber regelmäßig mit einigen Speeren aufgefangen und meist augenblicklich erstochen.

Neben den geschilderten Jagdarten wendet man noch viele andere, zum Theil sehr eigenthümliche an, um sich des Raubthieres zu entledigen. Fallen aller Art werden gestellt, um den Tiger zu fangen; namentlich leisten Fallgruben gute Dienste. Diese ähneln, wie Wallace beschreibt, einem Schmelzofen, sind unten weiter als oben und fünf bis sieben Meter tief, so daß weder Mensch noch Thier ohne Hülfe aus ihnen herauskommen kann. Man legt sie auf den Wechseln des Tigers möglichst gut verborgen an und überdeckt sie sorgfältig mit biegsamen Stöcken und Laub, so daß sie kaum oder nicht bemerkt werden können. Früher wurde in ihrer Mitte ein nach oben scharf zugespitzter Pfahl in den Boden gerammt; seitdem aber ein unglücklicher Reisender dadurch beim Hineinfallen umgekommen, mußte, in der Nähe von Singapore wenigstens, dieser Brauch untersagt werden. Auf Singapore fürchten die Europäer, laut Jagor, diese Fallen mehr als die Tiger selbst. Ungeachtet der fast täglich vorkommenden Unglücksfälle ist man überzeugt, daß der Tiger wohl chinesische Kulis, nicht aber Europäer angreife, fährt und geht ungescheut auf Waldwegen umher, zu deren beiden Seiten Tiger leben und behandelt sie europäischerseits mit

Verachtung. Vor den Fallen dagegen nimmt sich Jedermann in Acht. Letztere leisten den Tigern gegenüber übrigens ausgezeichnete Dienste: am Tage vor Jagors Ankunft auf Singapore waren in einer solchen Grube zwei Tiger gefangen worden. Auf Java fertigt man, wie mir Haßkarl schreibt, große Fallen aus Baumstämmen und ködert sie durch ein angebundenes lebendes Zicklein, dessen Geschrei das Raubthier herbeizieht. Nach einigem Besinnen kriecht dieses in die Falle und versucht die Beute wegzunehmen, zieht dadurch aber eine Stellschnur ab und bewirkt das Zuschlagen der Fallthüre. So angstvoll die Javanen einem freien Tiger ausweichen, so muthprahlend ist ihr Gebaren dem gefangenen gegenüber. Wenn nicht besondere Befehle der Regierung vorliegen, lassen sie den in der Falle eingeschlossenen gehaßten Feind sicherlich nicht am Leben, durchbohren ihn vielmehr mit Hunderten von Lanzenstichen, obgleich sie das immerhin gut zu verwerthende Fell durch solche Heldenthat vollkommen unbrauchbar machen.

Von vortrefflicher Wirkung ist das Feuer. Man zündet von Zeit zu Zeit die Hauptversteckplätze des Tigers an, zieht an der dem Feuer entgegengesetzten Seite starke Netze quervor und stellt dort in Zwischenräumen auf erhöhten Gerüsten sichere Schützen auf. Kann man den Ort auskundschaften, an welchem ein Tiger seine Beute verzehrt hat, so errichtet man in der Nähe rasch eine Schießhütte und erlegt ihn, wenn er zurückkommt, um den Rest seiner Beute zu verzehren.

Manche Jagdarten sind höchst sonderbar. So streut man in Ostindien auf häufig begangene Wechsel eine Menge von Blättern, welche mit Vogelleim bestrichen wurden. Der Tiger erscheint, tritt auf die klebrigen Blätter und hat sehr bald eine größere Anzahl dieser unangenehmen Anhängsel an den Füßen. Dies reizt seinen Zorn; er versucht, die Blätter loszumachen, bewegt sich heftiger und leimt sich im gleichen Verhältnisse immer mehr von ihnen an. Schließlich wird er so wüthend, daß er sich wälzt, und nun ist er natürlich in sehr kurzer Frist vollkommen mit den widerwärtigen Blättern bedeckt. Dabei geschieht es, daß er sich auch die Augen und Ohren beklebt und geradezu unfähig wird, nach Willkür sich weiterzubewegen. Jetzt erhebt er ein furchtbares Gebrüll und ruft damit seine Gegner herbei, welche nun leichtes Spiel haben.

Ein sehr gefährlich scheinender, in Wahrheit aber ungefährlicher Jagdplan besteht in Folgendem: Man baut einen Käfig aus sehr starkem Bambus und stellt ihn auf den Wechsel des Tigers. In diesen Käfig verbirgt sich ein bewaffneter Mann und gibt sich sebst als Köder hin. Mit Anbruch der Nacht erscheint der Tiger und gewahrt den Menschen, wird auch wohl von diesem herbeigelockt, indem der Mann klagt und jammert oder anderes Geräusch hervorbringt. Die Sache näher zu untersuchen, kommt der Tiger heran, sieht sein vermeintliches Opfer durch die Stäbe des Gitters und versucht jetzt, diese mit seinen Tatzen zu zerbrechen. Dabei muß er sich nothwendigerweise so stellen, daß seine Brust dem Manne sich zukehrt, und dieser benutzt den günstigsten Augenblick, um ihm seine Lanze mit Macht in das Herz zu rennen. Da nun die Lanze, in einigen Gegenden wenigstens, vergiftet ist, wird das Raubthier fast regelmäßig mit dem ersten Stoße erlegt.

Bei allen Jagden gebrauchen die Schikaris die Vorsicht, eine besondere Kleidung anzulegen. Durch langjährige Erfahrung hat man gefunden, daß in den Tigergegenden kein Kleid bessere Dienste leistet als eines, welches den abgefallenen Blättern in der Färbung ähnelt. Ein solches steht so vollkommen im Einklange mit der Umgebung, daß der Jäger schon auf kurze Entfernung hin gänzlich zu verschwinden scheint und auch dem scharfen Auge eines Tigers weit weniger sichtbar ist, als wenn er in grellen und von der Umgebung abstechend gefärbten Kleidern in die Dschungeln dringen wollte.

Es ist merkwürdig, daß ein so gewaltiges Thier, wie der Tiger, gewöhnlich auch einer leichten Verwundung erliegt. Ein angeschossener Tiger ist fast regelmäßig verloren. Dabei wirken freilich noch andere Ursachen mit. In jenen heißen Ländern ist das Heer der stechenden und blutsaugenden Kerbthiere selbstverständlich ein weit größeres als bei uns. Hunderte von Fliegen beeilen sich, ihre Eier an den Rändern der Wunde abzulegen; es entstehen schon am zweiten Tage

die bösartigsten Geschwüre; Wundfieber stellt sich ein, und das Thier geht zu Grunde, selbst wenn die Kugel keinen einzigen der edleren Theile getroffen hat. Daß auch der entgegengesetzte Fall stattfinden kann, beweist der erwähnte, von dem muthigen Büffel so arg zugerichtete Tiger, dessen alte Wunden Haßkarl voller Maden fand. Geübte Jäger sehen übrigens sofort nach dem Schusse, ob sie einen Tiger so verwundet haben, daß er bald verendet, oder ob er bloß leicht getroffen worden ist. Wenn die Kugel das Herz, die Lungen oder die Leber durchbohrt hat, streckt der fliehende Tiger beim Gehen gleichsam krampfhaft alle seine Klauen aus, und diese hinterlassen eine auch dem Unkundigen auffallende Fährte, während er nach leichteren Verletzungen wie gewöhnlich auftritt, d. h. gar kein Merkmal zurückläßt. An den Blutspuren ist selten die Verwundung zu erkennen, ja in den meisten Fällen verlieren die durch die Brust geschossenen Tiger kaum einen Tropfen Blut. Das leicht aufliegende und verschiebbare Fell bedeckt bei den Bewegungen des Thieres die Wunde und verwehrt den Austritt des Blutes.

Der Leichnam des Tigers soll, wie von Vielen versichert wird, außerordentlich leicht in Fäulnis übergehen. Man hütet sich deshalb sorgfältig, einen erlegten Tiger den Strahlen der Sonne auszusetzen oder auf einen von ihr beschienenen, freien Platz zu legen. Schon nach wenigen Minuten, so behauptet man, gehen, wenn diese Vorsicht verabsäumt wird, die Haare in großen Ballen aus, und bereits einige Stunden nach dem Tode macht sich die vollständigste Fäulnis bemerklich. Jeder getödtete Tiger wird deshalb sogleich mit einem dichten Haufen von belaubten Zweigen bedeckt und sobald als möglich abgestreift. Haßkarl bemerkt dem entgegen, daß man auf Java getödtete Tiger oft Tagereisen weit verführt, um von dem ersten Beamten der Provinz das zugesicherte Schußgeld zu erheben, und daß man dem ungeachtet nur ausnahmsweise einen auffallend raschen Verlauf der Verwesung wahrnimmt.

Der Nutzen, welchen ein geübter Tigerjäger aus seinen Jagden zieht, ist nicht unbedeutend. Ganz abgesehen von der Belohnung, welche dem glücklichen Schützen wird, kann er fast alle Theile des Tigers verwerthen. Hier und da wird auch das Fleisch gegessen, wenn auch vielleicht mehr um den Geschmack desselben zu erproben, denn um es als Nahrungsmittel zu verwenden. Doch versichert Jagor, daß es keineswegs schlecht sei. Bei einem Tigerstechen auf Java, auf welches ich zurückzukommen haben werde, bot der Regent unserem Reisenden die erstochenen Tiger zum Geschenke an. „Da jedoch", sagt Jagor, „die Felle zerfetzt waren, begnügte ich mich damit, die Eingeweidewürmer meiner Sammlung einzuverleiben und einige Tigerkoteletten mir braten zu lassen. Gegen Erwarten schmeckten sie gut, fast wie Rindfleisch, was die übrigen Gäste, welche vor dem Fleische einen gewissen Ekel empfanden, nicht glauben wollten. Der Resident bestätigte aber mein Urtheil. Er hatte früher in Banguwangi, wo Rindfleisch nur selten vorkam, den Rücken eines jungen Tigers in Form von Rinderbraten bereiten und einige in der Provinz ansässige Pflanzer zum Mittagessen einladen lassen. Das Fleisch schmeckte ihnen vorzüglich, und sie entdeckten den Verrath erst, als sie den Rest des Thieres in der Speisekammer hängen sahen." In Südostsibirien wird, laut Radde, der Genuß des Tigerfleisches nur Jägern, welche bereits Tiger erlegten, oder alten, erfahrenen Männern überhaupt gestattet; Weiber sind, wenigstens bei den Birar-Tungusen, von solcher Mahlzeit gänzlich ausgeschlossen. Nach dem festen Glauben der einfältigen Jäger ist solches Fleisch überaus wirksam und verleiht dem Genießenden Kraft und Muth. Auch als Arzneimittel thut es seine Dienste, obschon die Aerzte des himmlischen Reiches meinen, daß Tigerknochen noch kräftiger wirken als Tigerfleisch. Für einen vollständigen Tiger im Fleische bezahlen die Dauern als Zwischenhändler 18 bis 20 Lan oder 35 bis 40 Rubel Silber. Die Kniescheiben haben den größten Werth und werden allein mit 3 Lan Silber aufgewogen; nächstdem folgen die beiden ersten Rippen, welche etwas weniger werth sind ꝛc. In anderen Ländern schätzt man Zähne und Klauen, Fett und Leber höher als Fleisch und Knochen. Erstere gelten unter den Schikaris nicht bloß als besonders werthvolle Siegeszeichen, sondern zugleich als Schutzbriefe oder Amulete gegen Tigeranfälle, in vollster Würdigung des homöopathischen

Grundsatzes „Gleiches durch Gleiches". Zunge und Leber haben deshalb großen Werth, weil sie von den Arzneikünstlern Indiens unter mancherlei Schwindel, wie ihn die Heilkunde überhaupt verlangt, zubereitet und dann als unfehlbares Mittel an die gläubigen Abnehmer theuer verhandelt werden. Das Fett gilt als das beste Mittel gegen gichtische Beschwerden und wird deshalb sorgfältig aufbewahrt. Bei der Hitze der bevorzugten Tigerländer würde es in kurzer Zeit ranzig werden und dann verderben, verständen die Eingeborenen nicht, es nach ihrer Weise zu klären und dann für mehrere Jahre zur Aufbewahrung geeignet zu machen. Sobald ein getödteter Tiger abgestreift wird, trennen die Jäger das Fett sorgfältig von dem Fleische und werfen es in besonders dazu bestimmte Flaschen, welche sie mit sich umhertragen und nachdem sie verkorkt worden sind, einen vollen Tag der Sonnenhitze aussetzen. Sobald der Inhalt einmal flüssig geworden ist, kann das Fett leicht geklärt und für spätere Zeiten aufbewahrt werden. Auch die Europäer benutzen es, aber freilich zu anderen Zwecken, zum Einschmieren ihrer Gewehre nämlich. Das Fell wird mit irgend einem Gerbstoffe und Schutzmittel gegen die Kerbthiere getrocknet und wandert dann zumeist in die Hände der Europäer oder nach China. Man schätzt es weniger als das Pantherfell und verwendet es entweder zu Pferde-, Sattel- und Schlittendecken oder in China zu Polstern. In Europa ist es in der Neuzeit ganz aus dem Gebrauche gekommen; dagegen halten es die Kirgisen hoch, benutzen es zur Verzierung ihrer Köcher und bezahlen gewöhnlich ein Fell mit einem Pferde.

Die Paarungszeit des Tigers ist verschieden nach den Klimaten der betreffenden Heimatländer, tritt jedoch regelmäßig etwa ein Vierteljahr vor Beginn des Frühlings ein. Während dieser Zeit hört man mehr als sonst das eigenthümlich dumpfe Gebrüll des Raubthieres, welches am besten durch die Silben „Ha-ub" ausgedrückt werden kann. Nicht allzu selten finden sich mehrere männliche Tiger bei einer Tigerin ein, obgleich behauptet wird, daß im ganzen die Tigerinnen häufiger seien als die Tiger. Man schreibt dies den Kämpfen zu, welche die männlichen Tiger unter einander führen sollen, während die wahre Ursache wohl darin zu suchen sein dürfte, daß weibliche Raubthiere überhaupt vorsichtiger sind als männliche. Hundertundfünf Tage nach der Begattung wirft die Tigerin zwei bis drei Junge an einem unzugänglichen Orte zwischen Bambus oder Schilf, am liebsten unter der dichten und schattigen Laube einer Korintha. Die Thierchen sind, wenn sie zur Welt kommen, halb so groß wie eine Hauskatze und nach Art aller jungen Katzen reizende Geschöpfe. In den ersten Wochen verläßt die Mutter ihre geliebten Kleinen nur, wenn sie den nagendsten Hunger fühlt; sobald jene aber etwas größer geworden sind und auch nach fester Nahrung verlangen, streift sie weit umher und wird dann doppelt gefährlich. Der Tiger bekümmert sich gar nicht um seine Brut, unterstützt jedoch die Mutter bei etwaigen Kämpfen für dieselbe. Nicht selten gelingt es, junge Tiger zu rauben. Dann hört man das rasende Gebrüll der Alten mehrere Nächte hindurch erschallen, und sie erscheint tollkühn in der Nähe der Dörfer und Wohnplätze, in denen sie ihre Nachkommenschaft vermuthet. Findet sie die Spur der Fänger, so sucht sie dieselben auf, und nun heißt es auf der Hut sein, weil die gereizte Mutter keine Gefahr mehr kennt und sich tolldreist auf die Räuber ihrer Kinder stürzt. Gewöhnlich leiten die Jungen durch ihr Geschrei selbst auf die rechte Spur.

Zwei junge Tiger, welche von den Eingeborenen einem englischen Kapitän gebracht wurden, heulten so laut und anhaltend, daß nicht bloß die Alte, sondern auch ein männlicher Tiger dadurch herbeigelockt wurden. Beide beantworteten das Geschrei der Jungen mit fürchterlichem Gebrülle. Aus Besorgnis vor einem Ueberfalle ließ der Engländer diese frei und bemerkte am folgenden Morgen, daß sie von der Alten geholt und in das nahe Gebüsch gebracht worden waren. Daß der männliche Tiger bei dieser Entführung betheiligt gewesen ist, glaube ich nicht; Erfahrungen, welche wir an Gefangenen gemacht haben, sprechen dagegen. Eine Tigerin des Berliner Thiergartens, welche zwei Junge geboren und glücklich großgesäugt hatte, stürzte sich wüthend auf den Vater derselben, als dieser zum ersten Male wieder mit ihr zusammen gebracht wurde, mishandelte

ihn unter lautem Gebrülle mit heftigen Tatzenschlägen und zwang ihn zu schleunigem Rückzuge: offenbar einzig und allein aus Angst, daß er ihre Jungen gefährden könne, da sie doch früher im besten Einvernehmen mit dem Gemahl gelebt hatte.

Die Liebeswerbung geschieht ruhiger als bei anderen großen Katzen, und die Begattung erfolgt meist ohne die üblichen Tatzenschläge, obschon nicht gänzlich ohne Murren. Gegen die neugeborenen Jungen benimmt sich die Mutter, falls sie genügende Milch hat, außerordentlich zärtlich, geht ungemein sanft mit ihnen um, legt sie an das Gesäuge, schleppt sie auch stets an den Ort ihres Käfigs, welcher ihr die meiste Sicherheit zu bieten scheint. Manche Tigermütter betrachten die sonst geliebten Wärter von der Geburt ihrer Jungen an mit größtem Mistrauen und bethätigen ihr Uebelwollen verständlich genug; andere bleiben ihren Pflegern nach wie vor mit gleicher Anhänglichkeit und Liebe gewogen. Die blind geborenen oder doch nur blinzelnden Auges zur Welt gekommenen Jungen wachsen rasch heran, spielen bald mit der gefälligen Alten nach Kätzchenart, balgen sich weidlich unter einander, zischen und fauchen in kindlichem Uebermuth ihren Wärter an, werden endlich verständig, erkenntlich für gute Behandlung und allmählich zahm. Auch an Verwandte gewöhnen sie sich, schließen mit Hunden einen Freundschaftsbund und können, verbürgt scheinenden Angaben zufolge, mit anderen großen Katzen, beispielsweise mit Löwen, in ein so inniges Verhältnis treten, daß sie eine Paarung eingehen und Blendlinge erzeugen.

Man hat in neuester Zeit auch Tiger oft in hohem Grade gezähmt. Sehr häufig wagen die Thierbändiger, zu ihnen in den Käfig zu gehen und allerlei Spiele oder sogenannte Kunststücke mit ihnen zu treiben. Allein eine gefährliche Sache bleibt das immer. Als echte Katze zeigt der Tiger sich denen, welche ihm schmeicheln, anhänglich und zugethan, erwiedert auch wohl Liebkosungen oder nimmt sie wenigstens ruhig hin; doch bleibt seine Freundschaft stets zweifelhaft, und wohl bloß so lange, als er die Herrschaft des Menschen anerkennt, läßt er von diesem sich mancherlei anthun, was seiner eigentlichen Natur zuwider ist. Volles Vertrauen verdient er nie, nicht, weil man sich vor seiner Tücke, sondern weil man sich vor seiner selbstbewußten Kraft zu fürchten hat. Tückisch, hinterlistig und falsch ist er ebenso wenig wie unsere Hauskatze, läßt sich aber ebenso wenig mishandeln wie diese und setzt sich zur Wehre, wenn ihm die Behandlung, welche der Mensch ihm anzuthun beliebt, nicht behagt. Ein schönes Tigerpaar, welches ich pflegte, begrüßte mich, so oft ich mich zeigte, mit einem eigenthümlichen Schnauben und leckte zärtlich die Hand, welche ich durch das Gitter streckte, ohne jemals auch nur daran zu denken, mir weh zu thun. Die Thiere wußten, daß ich es gut mit ihnen meinte und bewiesen sich dankbar. Hierfür haben sie so viele Belege gegeben, daß wenigstens ich an ihrem Wesen nicht irre werden kann. Ein junger Tiger, welcher einstmals nach England gebracht wurde, hatte während der Reise in dem Schiffszimmermann einen Freund gefunden, der ihn pflegte und wartete, aber, wenn er sich ungebührlich zeigte, auch züchtigte. In Anerkennung des ersteren ließ sich der Tiger das letztere wie ein Hund gefallen, und als sein Pfleger ihn nach zwei Jahren wiedersah, erkannte er ihn nicht nur sogleich, sondern legte so große Freude an den Tag, daß der Zimmermann zu ihm in den Käfig ging, wo er mit Schmeicheleien aller Art empfangen wurde. Erst nach drei Stunden gelang es ihm, von seinem überzärtlichen Freunde wieder loszukommen. Auch an Hunde gewöhnt sich der gefangene Tiger: man kennt ebenso wie bei dem Löwen Beispiele, daß einer oder der andere einen Hund, welcher zu ihm in den Käfig geworfen wurde, plötzlich in Gnaden aufnahm, später sogar zärtlich lieben lernte. Freilich darf man von einem Raubthiere seiner Art nicht Unmögliches verlangen. Seine Raublust ist ebenso schwer einzudämmen oder zu unterdrücken wie die des zahmsten Löwen oder unserer seit altersgrauer Zeit unter der Zuchtruthe des Menschen stehenden Katze: sie gehört eben zu seinem Sein und Wesen, ist untrennbar von ihm. Auf sie sind die falschen Urtheile zurückzuführen, welche man vernimmt. Ich finde es sehr begreiflich, daß auch ein jung aufgezogener Tiger, wenn er freikommt, Haus- oder andere Thiere überfällt und tödtet: denn er vermag nicht, seinem ihm angeborenen, durch seine Gestalt und Ausrüstung bedingten Triebe zu widerstehen; ich finde es ebenso durchaus

in der Ordnung, daß er dem Menschen, welchem er aus irgend einem Grunde zürnt und grollt, seine Uebermacht gelegentlich fühlen läßt. Ihn deshalb aber falsch, treulos, hinterlistig, tückisch und sonstwie zu nennen, ist abgeschmackt. Auch aus uns wird selbst die beste Erziehung immer nur einen Menschen, nimmermehr aber einen sogenannten Engel machen können.

Die indischen Fürsten scheinen noch vor wenigen Jahrhunderten die Kunst verstanden zu haben, Tiger vollkommen zu zähmen, ja sogar zur Jagd abzurichten. „Der Khan der Tartarei", sagt Marco Polo, „hat in seiner eroberten Stadt Kambalu viele Leoparden und Luchse, womit er jagt, desgleichen viele Löwen, welche größer sind als die von Babylon, schöne Haare haben und schöne Farben, nämlich weiße, schwarze und rothe Striemen, und brauchbar sind, wilde Schweine, Ochsen, wilde Esel, Bären, Hirsche, Rehe und viele andere Thiere zu fangen. Es ist wunderbar anzuschauen, wenn ein Löwe dergleichen Thiere fängt, mit welcher Wuth und Schnelligkeit er es ausführt. Der Khan läßt sie in Käfigen auf Karren führen neben einem Hündlein, an das sie sich gewöhnen. Man muß sie in Käfigen führen, weil sie sonst gar zu wüthend dem Wilde nachlaufen, so daß man sie nicht halten könnte. Auch muß man sie gegen den Wind bringen, weil sonst das Wild sie riechen und fliehen würde. Der große Khan hat auch Adler, welche Rehe, Füchse, Wölfe und Damhirsche fangen, und gebraucht oft zu einer einzigen Jagd 10,000 Menschen, 500 Hunde und eine Menge Falken. Er reitet abwechselnd auf zehn Elefanten und hat im Walde eine Hütte von prächtig ausgearbeitetem Holze, inwendig mit Goldtüchern, auswendig mit Löwenhäuten bedeckt. Seine Jäger, Aerzte und Sternkundigen tragen Kleider mit Hermelin und Zobel, wovon ein Kleid 2000 Goldgulden kostet."

Noch heutigen Tages lassen die indischen Fürsten gefangene Tiger mit anderen starken Thieren kämpfen, namentlich mit Elefanten und Büffeln. Tachard sah einen solchen Kampf in Siam. In eine Umzäunung von Pfahlwerk führte man drei Elefanten, deren Kopf mit einer Art Panzer bedeckt war. Der Tiger befand sich bereits dort, wurde aber noch an zwei Seilen gehalten. Er gehörte nicht zu den größten und suchte sich, als er den Elefanten sah, zu drücken, bekam aber von ihm sofort einige Schläge mit dem Rüssel auf den Rücken, daß er umstürzte und einige Zeit wie todt liegen blieb. Als man ihn jedoch losgebunden hatte, sprang er auf, brüllte fürchterlich und wollte sich nach dem Rüssel des Elefanten stürzen. Diesen aber hob der Riese in die Höhe und gab dem Tiger einen Stoß mit den Hauern, daß er hoch emporgeschleudert wurde und nun keinen Angriff mehr wagte, sondern an den Pfählen hinlief und daran hinaufsprang gegen die Zuschauer. Zuletzt trieb man alle drei Elefanten gegen ihn, und sie versetzten ihm derartige Schläge, daß er wieder einmal wie todt liegen blieb und sie nachher vermied. Hätte man den Kampf nicht beendet, die erbosten Dickhäuter würden ihn wahrscheinlich todtgeschlagen haben: so geschah es wenigstens in Paris, wo man einmal dem persischen Gesandten ein ähnliches Vergnügen bereiten wollte. Man sagt, daß der Elefant verloren wäre, wenn es dem Tiger gelänge, ihn am Rüssel fest zu fassen; doch soll der kluge Riese sich sehr in Acht nehmen, dieses wichtige Werkzeug in Gefahr zu bringen. Ungeachtet des Bewußtseins seiner Stärke läßt der wildlebende Elefant einen Tiger im Freien ungeschoren, flieht sogar vor ihm, und das Gleiche thut das Nashorn, von dessen Freundschaft mit dem Tiger man früher vielerlei fabelte.

Kämpfe zwischen Büffeln und Tigern oder Lanzenträgern und unseren Raubthieren scheinen zu den Lieblingsvergnügungen der südasiatischen, insbesondere der javanischen Großen zu gehören. Eduard von Martens und Jagor schildern fast übereinstimmend ein solches Schauspiel. „Die Straße", so erzählt der letztgenannte, „war mit Zügen von Lanzenträgern bedeckt, welche man zu einem „Rompok" oder Tigerstechen entboten hatte. Am folgenden Morgen begaben sich der Resident nebst dem Regenten, von allen anwesenden Europäern gefolgt, nach einem Pavillon, um einen Kampf zwischen Königstiger und Büffel mit anzusehen. Ein etwa sechs Meter hoher walzenförmiger Bambuskäfig enthielt einen bekränzten Büffel. Auf ein gegebenes Zeichen wurde die Thüre geöffnet, welche zu einem daranstoßenden, kleineren, den Tiger enthaltenden Käfig führte.

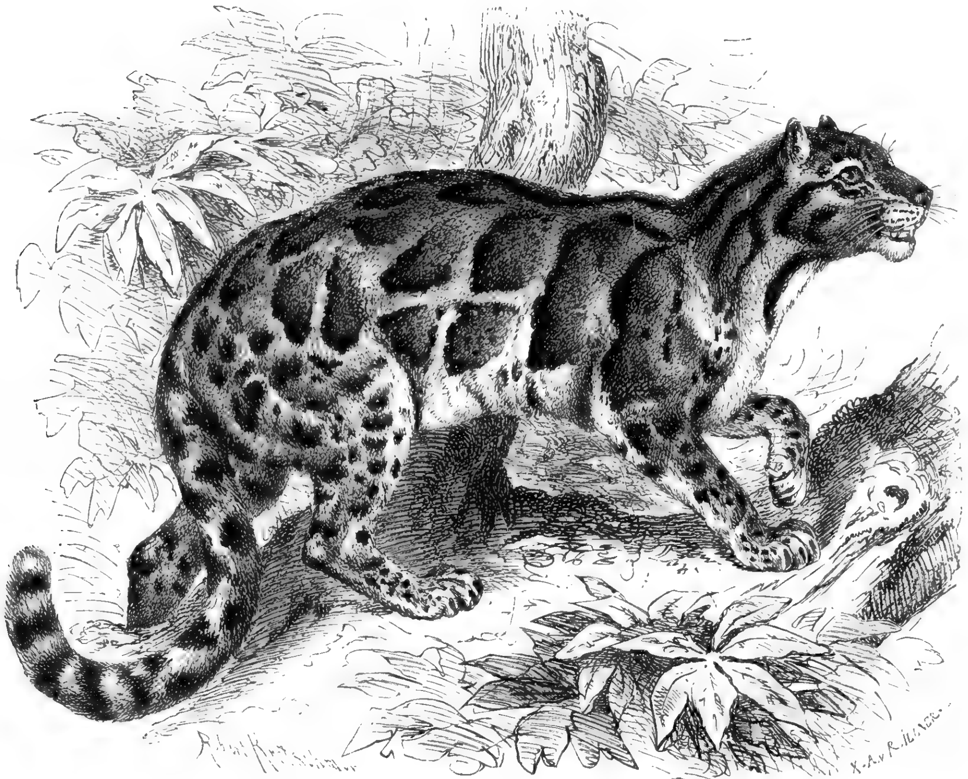
Alle warteten mit Spannung; der Tiger aber erschien nicht. Erst nachdem er ziemlich lange durch brennende Fackeln gepeinigt worden war, schlüpfte er aus dem kleinen in den großen Käfig, zeigte jedoch durchaus keine Kampflust. Er lief einige Male ängstlich im Kreise herum, bis ihm der Büffel, welcher ihn anscheinend mit dem Gleichmuthe eines Unbetheiligten betrachtet hatte, einen Stoß gab, worauf er vor Angst an den Stäben in die Höhe kletterte. Durch kochendes Wasser, Absud von Pfeffer und Lanzenstiche wurde er von dort vertrieben. Beide Thiere wurden unaufhörlich von den oben auf dem Käfige stehenden Leuten gereizt, bis der Tiger endlich einen Sprung that und in das rechte Ohr des Büffels fest sich einbiß, indem er seine Tatze zugleich in den Nacken seines Gegners tief einschlug. Der Büffel versuchte vergeblich ihn abzuschütteln, brüllte laut vor Schmerz und schleifte ihn mehrmals auf dem Boden rings umher. Endlich ließ der Tiger los und erhielt ein paar so kräftige Stöße, daß er wie todt liegen blieb. Der Büffel beroch ihn; als aber der Tiger den Versuch machte, nach ihm zu schnappen, erhielt er einen solchen Stoß, daß er wieder alle Viere von sich streckte. Die Zuschauer waren jedoch noch lange nicht befriedigt und wendeten Pfeffer- und Stinkbrühen, Lanzen und brennende Fackeln an, um die erschöpften Thiere noch einmal aneinander zu bringen. Vergeblich; die kleine Thüre wurde endlich wieder geöffnet, und der Tiger, durch Feuer zum Aufstehen genöthigt, schlüpfte behend in seinen Käfig zurück.

„Nachmittags um fünf Uhr fand auf dem Platze vor dem Hause des Regenten ein Rompok statt. Der große viereckige Platz war mit mehreren Reihen von Lanzenträgern umgeben. Es mochten ihrer wohl über zweitausend sein. In der Mitte des Vierecks standen zwei kleine, mit Stroh überschüttete Käfige und ein dritter, höherer, in Form eines Daches. Die beiden ersten Käfige enthalten je einen Tiger. Ein dichter Kranz von Zuschauern umgibt die Lanzenträger. Auf ein gegebenes Zeichen wird ein Käfig in Brand gesteckt; der Tiger aber will durchaus nicht erscheinen. Es ist dieselbe arme Bestie, welche schon heute Morgen vom Büffel so übel zugerichtet wurde. Schon fürchtete man, daß er verbrannt oder erstickt sei, als er endlich, mit dem Hintertheile zuerst, zum Vorscheine kommt. Kaum aber hat er sich umgesehen, so läuft er in den brennenden Käfig zurück, und es dauert abermals geraume Zeit, bis er zum zweiten Male heraustritt. Ohne sich vom Platze zu rühren, mustert er genau die Umgebung und späht ängstlich nach einem Schlupfwinkel. Da er keinen Schritt thut, setzt sich das mit Bewaffneten angefüllte, dachförmige Gestell, aus dessen Oeffnungen die langen Lanzen hervorragen, in Bewegung und zwingt endlich das Thier, sich zu erheben. Da der Tiger fast immer gegen die Richtung des Windes läuft, so war die Windseite am stärksten bemannt worden; diesmal aber wich er mit richtigem Takte von seiner Gewohnheit ab, stürzte sich plötzlich auf eine schwach bemannte Stelle in der Nähe unseres Pavillons und machte einen verzweifelten Versuch, durchzubrechen. Kaum hatte er die Stelle erreicht, als er von zwanzig Lanzen durchbohrt zu Boden sank. Man steckt den zweiten Käfig in Brand. Der muthige Insasse desselben springt mit einem Satze heraus, stutzt, mustert seine Feinde, setzt sich in Lauf und versucht an der Windseite einen Durchbruch. Dort zurückgedrängt, wiederholt er einige Schritte weiter denselben Versuch, wird aber sogleich durchbohrt, indem alle Nahestehenden, unfähig, ihre Leidenschaft zu zügeln, ihm ihre Lanzen in den Leib stoßen."

Martens ergänzt Jagors Schilderungen noch dahin, daß zwei, nur mit dem Kris bewaffnete Leute den Kasten öffnen müssen. „Es ist heilige Sitte, daß sie langsamen Schrittes, ohne umzuschauen, sich wieder entfernen, und nie soll es vorgekommen sein, daß einer vom Tiger verletzt worden wäre." Dies scheint sehr erklärlich; denn das Raubthier, durch die Gefangenschaft niedergebeugt, fühlt angesichts der zahlreichen Menschen durchaus keine Lust zum Angriffe, und deren sicheres Auftreten bestürzt ihn. Wahrscheinlich wären die Männer eher in Gefahr, wenn sie ängstlich davon liefen.

Die Alten lernten den Tiger erst sehr spät kennen. In der Bibel scheint er nicht erwähnt zu werden, und auch die Griechen wissen noch sehr wenig von ihm. Nearch, der Feldherr Alexanders, hat zwar ein Tigerfell gesehen, nicht aber das Thier selbst, von dem er durch die

Inder erfahren, daß es so groß wie das stärkste Pferd sei und an Schnelligkeit und Kraft alle übrigen Geschöpfe übertreffe. Erst Strabo spricht etwas ausführlicher von ihm. Den Römern war er bis zu Varro's Zeiten vollkommen unbekannt; als sie jedoch ihr Reich bis zu den Parthern ausdehnten, lieferten diese auch Tiger und brachten sie nach Rom. Plinius schreibt, daß zuerst Scaurus im Jahre 743 der Stadt einen gezähmten Tiger im Käfige gezeigt habe. Claudius besaß ihrer vier. Später kamen die Thiere öfter nach Rom, und Heliogabalus spannte sie sogar vor seinen Wagen, um den Bacchus vorzustellen. Avitus endlich ließ in einem Schauspiele ihrer fünf tödten, was früher nicht gesehen worden war.



Nebelparder (Neofelis macrocelis). 1/10 natürl. Größe.

Ebensowenig wie der Löwe hat der Tiger Verwandte im engeren Sinne des Wortes; denn seine Sippschaftsgenossen, von denen einer, der Höhlentiger, Mitteleuropa bewohnte, sind ausgestorben. Eine südasiatische streifenfleckige Katze, der Nebelparder oder Rinau Dahau (Neofelis macrocelis, Felis, Tigris macrocelis, F. Diardii, nebulosa, macroceloides), nähert sich durch seinen langgestreckten Rumpf mit den kräftigen, niedrigen Beinen, den kleinen, sehr stumpfen Kopf mit den gerundeten Ohren und den langen, weichen Pelz noch am meisten dem Königstiger, ist jedoch nicht nur weit kleiner als dieser, sondern auch durch die auffallend niederen Beine und den körperlangen Schwanz unterschieden. Die Grundfarbe seines Pelzes, ein ins Aschgraue oder Bräunlichgraue, bisweilen auch ins Gelbliche oder Röthliche ziehendes Weißgrau, spielt an den Untertheilen ins Lohfarbene. Kopf, Füße und Unterleib sind mit vollen, schwarzen, rundlichen oder gekrümmten Flecken und Streifen gezeichnet. Beiderseits

des Halses verlaufen drei unregelmäßige Längsbinden; über den Rücken ziehen sich zwei ähnliche hinab; schmälere Binden finden sich auch an den Seiten des Kopfes. Auf der Schulter, den Leibesseiten und Hüften liegen unregelmäßige, winkelig gesäumte schwarze Flecken, ebensolche auch auf dem Schwanze. Die Mundränder sind schwarz gesäumt, die Ohren außen schwarz mit grauen Flecken. Die Länge des Leibes beträgt ungefähr einen Meter, des Schwanzes 60 Centim.

Bis vor wenigen Jahren war der Nebelparder ebenso selten in den Museen als in den Thiergärten, und erst seit einiger Zeit sieht man ihn in den größeren Anstalten, doch noch immer sehr einzeln. Die Eingeborenen der Insel Sumatra, woselbst der eigentlich in Siam und auf Borneo heimische Nebelparder ebenfalls vorkommt, versichern, daß er nichts weniger als wild sei und sich bloß von kleineren Säugethieren und Vögeln nähre. Unter letztere müssen freilich auch die Haushühner gerechnet werden, denen er oft großen Schaden zufügt. Der auf Sumatra übliche Name deutet, wie man sagt, auf das Baumleben des Nebelparders hin. Es wird behauptet, daß er den größten Theil seines Lebens auf den Zweigen der Bäume verbringe, dort auf seine Beute laure und als geschickter Kletterer sie hauptsächlich im Geäste und Gezweige verfolge.

Allem Anscheine nach ist der Nebelparder ein so gemüthlicher Gesell, als dies ein Mitglied des Katzengeschlechtes sein kann. Hinsichtlich seiner Größe und Stärke, welche nahezu der des Leoparden gleichkommt, zeigt er sich auffallend mild in seinem Wesen. Zwei Stück, welche Raffles besaß, waren außerordentlich behagliche Thiere und zeigten besonders viel Lust zum Spielen. Ihre langen Schwänze, welche sie ganz nach Art unserer Hauskatzen zu bewegen und als Dolmetscher ihrer Seelenstimmung zu gebrauchen verstanden, bildeten den Hauptgegenstand ihrer gegenseitigen Belustigung. Außerdem waren aber auch rollende oder schnell sich bewegende Sachen für sie der höchsten Theilnahme werthe Dinge. Man konnte sie streicheln und liebkosen, ohne befürchten zu müssen, irgend welche Unbill von ihnen zu erleiden; sie erwiederten im Gegentheile die Freundlichkeit, welche man ihnen spendete. Auch befreundeten sie sich mit anderen Thieren; einer von ihnen schloß, als er am Bord des Schiffes sich befand, innige Freundschaft mit einem Hündchen, seinem Mitreisenden, und übte seine Spiellust an diesem kleinen Gefährten in höchst rücksichtsvoller Weise aus, indem er ängstlich besorgt war, ihm durch seine bedeutende Stärke nicht zu schaden. Während er im Schiffe war, bestand seine hauptsächlichste Nahrung in Hühnern, und niemals verfehlte er es, seine Fertigkeiten zu zeigen, wenn man ihm ein Huhn hinhielt. Vor dem Verspeisen stürzte er sich nach echter Katzenart mit einem plötzlichen Sprunge auf das Huhn hin, gerade als wenn es lebend gewesen wäre, biß es in den Hals und versuchte, das Blut zu saugen. Manchmal spielte er stundenlang mit dem Vogel, gerade so, wie es die Katzen mit Mäusen zu thun pflegen, und erst, nachdem er eine geraume Zeit mit ihm sich vergnügt hatte, ging er an das Fressen.

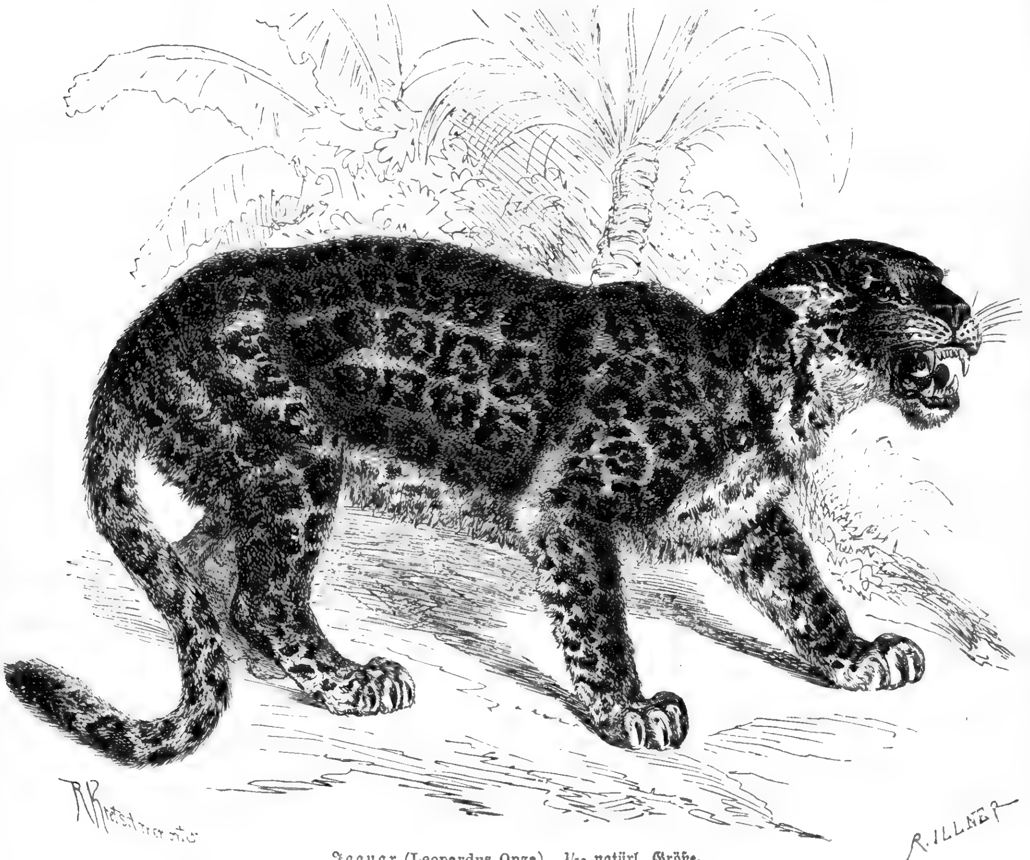
Ein sehr schöner und gesunder Nebelparder befindet sich gegenwärtig in dem Thiergarten zu London und ist beständig ein Gegenstand der Anziehung und Theilnahme für alle Beschauer. Er ist ein prächtiges, zahmes, liebenswürdiges Thier, mit welchem der Wärter umgeht, wie mit einer gutmüthigen Hauskatze. Nur im Gepard noch kenne ich eine ihm geistig verwandte Katze. Auf einem dicken Zweige, welcher in seinem Käfig aufgestellt ist, nimmt er die allersonderbarsten und zum Theil sehr unbequeme Stellungen ein. Einmal sah man ihn seiner vollen Länge nach auf einem fast wagerechten Zweige liegen, alle vier Beine zu den Seiten des Astes herabhängend, wie dies sonst nur noch Leoparden zu thun pflegen.

*

Die schönsten Mitglieder der schönen Katzenfamilie sind die Pardel (Leopardus), große oder mittelgroße Katzen mit kurzhaarigem, sehr buntem, durch gesäumte, d. h. ringförmig einen Hof umschließende oder durch volle Flecken gezeichneten Fell, ohne Mähne, Quasten und Pinsel an irgend einer Stelle, mit kurzen Ohren und schönen großen, rundsternigen, leuchtenden Augen. Sie

bewohnen die alte und die neue Welt und stimmen in ihrem Leben, ihren Lebensverhältnissen und Sitten im wesentlichen mit einander überein.

Unter ihnen steht das gefürchtetste aller Raubthiere der neuen Welt, der Jaguar oder die Unze (Leopardus Onza, Felis onza, panthera), als das größte und stärkste Mitglied der Gruppe obenan. Wir kennen ihn schon aus den ersten Nachrichten, welche uns über Amerika zugekommen sind; doch hat auch jetzt noch immer fast jeder Reisende etwas über ihn zu berichten.



Jaguar (Leopardus Onza). 1/12 natürl. Größe.

Daß bei den Beschreibungen viele Fabeln unterlaufen, ist leicht erklärlich: letztere beweisen eben nur die Furchtbarkeit, oder besser noch das Ansehen, in welchem das Thier bei den einheimischen und eingewanderten Amerikanern steht. Durch Azara, Humboldt, Prinz von Wied und vor allem durch Rengger sind wir mit ihm genau bekannt geworden.

Der Jaguar steht hinsichtlich seiner Größe wenig hinter dem Tiger zurück und übertrifft somit alle übrigen Mitglieder der Familie, selbstverständlich noch mit Ausnahme des Löwen. Seine Gestalt zeigt mehr den Ausdruck von Kraft als von Gewandtheit und erscheint etwas schwerfällig. Der Körper ist nicht so lang wie der des Leoparden oder Tigers, und die Gliedmaßen sind im Verhältnis zum Rumpfe kürzer als bei jenen Katzen. Ein vollkommen erwachsener Jaguar mißt nach Rengger 1,45 Meter von der Schnauzenspitze bis zur Schwanzwurzel und 68 Centim. von hier bis zur Schwanzspitze; Humboldt berichtet aber auch von einzelnen, welche mindestens ebenso groß wie der Königstiger waren. Am Wiederriste wird die Unze etwa 80 Centim. hoch, etwas darüber oder darunter. Der Pelz ist kurz, dicht, glänzend und weich, an der Kehle, dem

Untertheile des Halses, der Brust und dem Bauche länger als an dem übrigen Körper. Die Färbung ändert vielfach ab, ebenso wohl was die Grundfarbe als was die Fleckenzeichnung anbelangt. Bei den meisten ist jene röthlichgelb, ausgenommen im Inneren des Ohres, an der unteren Schnauze, den Kinnladen, der Kehle und der übrigen Unterseite sowie an der Innenseite der vier Beine, wo Weiß vorherrscht. Das Fell ist überall gezeichnet, theils mit kleineren schwarzen, kreisförmigen, länglich oder auch unregelmäßig gestalteten Flecken, theils mit größeren Flecken und Ringen, welche gelblichroth und schwarz umrandet sind und in ihrer Mitte einen oder zwei schwarze Punkte tragen. Die vollen Flecken befinden sich besonders am Kopfe, am Halse, an der Unterseite des Leibes und an den Gliedmaßen, sind da, wo die Grundfarbe weiß ist, spärlicher, aber größer und unregelmäßiger als an den übrigen Theilen und bilden zuweilen an der inneren Seite der Beine Querstreifen. Auch an der hinteren Körperhälfte sind sie größer als an der vorderen, und am hinteren Dritttheile des Schwanzes, welches schwarz ist, bilden sie zwei bis drei volle, d. h. um den Ober- und Untertheil des Schwanzes sich ziehende Ringe. Bei allen Abänderungen findet sich immer ein schwarzer Flecken an jedem Mundwinkel und ein anderer mit einem weißen oder gelben Punkte in der Mitte an dem hinteren Theile des Ohres. Auf dem Rücken fließen die unregelmäßigen Streifen, welche auf dem Kreuze sich in zwei theilen, zusammen; an den Seiten des Körpers bilden sie mehr oder minder gleichlaufende Reihen. Etwas genaueres läßt sich nicht sagen, denn man findet kaum zwei oder drei Felle, welche durchaus gleichmäßig gezeichnet sind. Der weibliche Jaguar hat im allgemeinen etwas blässere Färbung als der männliche, auch weniger ringförmige Flecken am Halse und auf den Schultern, dafür aber mehr und deshalb natürlich kleinere an den Seiten des Leibes. Eine schwarze Spielart ist nicht allzuselten. Das Fell hat bei ihr so dunkle Färbung, daß die schwarzen Flecken wenig sich abheben. Ein allgemein verbreiteter Glaube schreibt, laut Hensel, ungerechtfertigter Weise solchen schwarzen Jaguars besondere Wildheit zu.

Der Name Jaguar stammt aus der Sprache der Guaraner, welche das Thier „Jaguarette", d. h. „Körper des Hundes" nennen. Bei den Spaniern heißt er Tiger, bei den Portugiesen gemalte Onze oder Unze; und unter diesem Namen wird er auch oft von den Reisebeschreibern erwähnt. Sein Verbreitungskreis reicht von Buenos-Ayres und Paragay durch ganz Südamerika bis nach Mejiko und in den südwestlichen Theil der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Am häufigsten findet er sich in den gemäßigten Theilen von Südamerika, längs der Ströme Panama, Paragay und Urugay, am seltensten in den Vereinigten Staaten, wo ihn der vordringende Weiße mehr und mehr verdrängt. Gegenwärtig ist er überall weit seltener, als er es früher war, auch schon weit seltener als zu Ende des vorigen Jahrhunderts, um welche Zeit, wie Humboldt angibt, alljährlich noch zweitausend Jaguarfelle nach Europa gesandt wurden. Er bewohnt die bewaldeten Ufer der Ströme, Flüsse und Bäche, den Saum der Waldungen, welche nahe an Sümpfen liegen, und das Moorland, wo über zwei Meter hohe Gras- und Schilfarten wachsen. Auf offenem Felde und im Inneren der großen Wälder zeigt er sich selten und nur, wenn er aus einer Gegend in die andere zieht. Wo ihn die Sonne überrascht, legt er sich nieder, im Dickichte des Waldes oder im hohen Grase, und verweilt dort den Tag über. In den größeren Steppen, zumal in den Pampas von Buenos-Ayres, wo ihm die Wälder mangeln, verbirgt er sich, laut Azara, im hohen Grase oder in den unterirdischen Höhlen, welche die dort sich umhertreibenden wilden oder verwilderten Hunde anlegen. Manchmal benutzt er eine verlassene Indianerhütte zeitweilig zu seiner Wohnung. „Ein Indianer", erzählt Humboldt, „fand, als er seine Hütte wieder aufsuchte, dieselbe von einem Jaguarweibchen und dessen beiden Jungen besetzt. Die Thiere hatten seit mehreren Monaten sich hier aufgehalten, und es gelang dem Eigenthümer erst nach langem Kampfe sie herauszubringen."

In der Morgen- und Abenddämmerung, oder auch bei hellem Mond- und Sternenscheine, nie aber in der Mitte des Tages oder bei sehr dunkler Nacht, geht der Jaguar auf Raub aus. Alle

größeren Wirbelthiere, deren er habhaft werden kann, bilden seine Nahrung. Er ist ein in jeder Hinsicht furchtbarer Räuber. So plump sein Gang auch erscheint, so leicht und geschwind kann er im Falle der Noth sich bewegen. Seine Kraft ist für ein Thier von seinem Wuchse außerordentlich groß und kann nur mit der des Tigers und des Löwen verglichen werden. Die Sinne sind scharf und gleichmäßig ausgebildet. Das unstäte Auge, welches in der Nacht oft leuchtet, ist lebendig, wild und scharf, das Gehör vortrefflich, der Geruch aber, wie bei allen Katzen, nicht eben besonders entwickelt; doch vermag er immerhin noch eine Beute auf gewisse Entfernung zu wittern. So erscheint er leiblich vollkommen ausgerüstet, um als äußerst gefährliches Raubthier auftreten zu können. Er ist kein Kostverächter. Azara fand in seinem Kothe die Stacheln eines Stachelschweins, Rengger im Magen Theile von Ratten und Agutis, woraus hervorgeht, daß er auch auf kleinere Thiere Jagd machen muß. Ebenso beschleicht er im Schilfe Sumpfvögel und versteht Fische sehr gewandt aus dem Wasser zu ziehen. Ja, es unterliegt keinem Zweifel, daß er sogar den Kaiman nicht verschont, obschon die nachstehende Angabe Hamiltons als ein albernes Märchen angesehen werden muß: „Jaguar und Alligator sind Todfeinde und leben in beständigem Kriege mit einander. Wenn der Jaguar den Alligator auf den heißen Sandbänken schlafend antrifft, packt er ihn unterhalb des Schwanzes, wo er weiche und verwundbare Theile hat. Die Bestürzung des Alligators ist dann so groß, daß er nicht leicht an Flucht oder Gegenwehr denkt. Gelingt es dagegen dem Alligator, den Feind im Wasser, seinem eigentlichen Elemente, zu überfallen, so ist er im Vortheile; gewöhnlich glückt es ihm dann, den Jaguar zu ersäufen, worauf er ihn frißt. Der Jaguar, seine Ohnmacht im Wasser wohl erkennend, erhebt, wenn er durch einen Fluß schwimmen will, zuvor am Ufer ein fürchterliches Geheul, um die etwa in der Nähe befindlichen Alligatoren zu verscheuchen.“ Man braucht eben nicht Naturforscher zu sein, um die Abgeschmacktheit solcher Erzählungen zu erkennen und sie ohne weiteres zu widerlegen. Daß die Unze Kriechthiere verzehrt, ist nach den Beobachtungen von Humboldt, des Prinzen von Wied und Bates nicht in Abrede zu stellen. „Der Jaguar“, sagt Humboldt, „der grausamste Feind der Arrua-Schildkröte, folgt dieser an die Gestade, wo sie ihre Eier legt. Er überfällt sie auf dem Sande und, um sie bequemer verzehren zu können, wendet er sie um. Die Schildkröte kann sich nicht wieder aufrichten, und weil der Jaguar ungleich mehr derselben mordet, als er in einer Nacht frißt, so benutzen die Indianer öfters seine List zu ihrem Vortheile. Man kann übrigens die Gewandtheit der Pfote des Tigers nicht genug bewundern, die den gedoppelten Panzer der Schildkröte ausleert, als wären die Muskularbande mit einem chirurgischen Instrumente gelöst worden.“ Prinz von Wied bestätigt diese Angabe. „Die rein ausgeleerten Panzer der Waldschildkröte“, so erzählt er, „findet man häufig in den großen Wäldern, und die brasilianischen Jäger wenigstens behaupten, daß es die Unze gethan habe. Oefters waren diese Schalen der Schildkröte ausgeleert, wahrscheinlich mit den Klauen, und dabei übrigens nicht beschädigt, öfters aber ein Theil des Panzers weggebissen.“ Auch der Hamilton'schen Erzählung liegt ein Körnlein Wahrheit zu Grunde. Der glaubwürdige Bates sah bei einem Jagdausfluge eine frische Jaguarfährte an einem Tümpel mit sehr schlammigen, frisch aufgerührtem Wasser, hörte bald darauf das Rauschen der Gebüsche, in denen das gestörte Raubthier verschwand und fand einige Schritte weiter hin die Ueberreste eines bis auf den Kopf, das Vordertheil und die Panzerhaut aufgefressenen Alligators. Das Fleisch war noch ganz frisch und um den Leichnam herum die Fährte des Jaguar deutlich erkennbar; es konnte also keinem Zweifel unterliegen, daß der Alligator der Unze zum Frühstücke gedient hatte.

„Für einen geübten Jäger“, sagt Rengger, „ist es nichts seltenes, den Jaguar auf seinen Jagden beobachten zu können, besonders längs der Ströme. Man sieht ihn dann langsam und leisen Schrittes nach dem Ufer heranschleichen, wo er insbesondere den größeren Halbhufern oder Wasserschweinen und den Fischottern nachstellt. Von Zeit zu Zeit bleibt er wie horchend stehen und sieht aufmerksam um sich; niemals aber konnte ich bemerken, daß er, durch den Geruch

geleitet, mit zur Erde gestreckter Nase die Spur eines Wildes verfolgt hätte. Hat er z. B. ein Meerschweinchen bemerkt, so ist es unglaublich, mit welcher Geduld und Umsicht er demselben sich zu nähern sucht. Wie eine Schlange windet er sich auf dem Boden hin, hält sich dann wieder Minuten lang ruhig, um die Stelle seines Opfers zu beobachten, und macht oft weite Umwege, um diesem von einer anderen Seite, wo er weniger bemerkt werden kann, beizukommen. Ist es ihm gelungen, ungesehen dem Wilde sich zu nähern, so springt er in einem, selten in zwei Sätzen auf dasselbe hin, drückt es zu Boden, reißt ihm den Hals auf und trägt das noch im Todeskampfe sich sträubende Thier im Munde in das Dickicht. Oefters aber verräth ihn das Knistern der unter seinem Gewichte brechenden dürren Reiser, ein Geräusch, auf welches auch die Fischer achten, wenn sie abends am Ufer des Stromes ihr Nachtlager aufschlagen, oder die Wasserschweine wittern ihn von ferne und stürzen sich mit einem lauten Schrei ins Wasser. Man will übrigens Jaguare gesehen haben, welche hinter den Thieren her ins Wasser sprangen und sie im Augenblicke des Untertauchens erhaschten. Hat er seinen Sprung auf das Wild verfehlt, so geht er sogleich und wie beschämt schnellen Schrittes weiter, ohne sich nur umzusehen. Im Augenblicke, wo er ein Thier beschleicht, ist seine Aufmerksamkeit so sehr auf dasselbe gerichtet, daß er nicht achtet, was um ihn her vorgeht und sogar starkes Geräusch nicht wahrnimmt. Kann er dem Wilde nicht sich nähern, ohne bemerkt zu werden, so legt er sich im Gebüsche auf die Lauer. Seine Stellung ist alsdann die einer Katze, welche auf eine Maus paßt, niedergeduckt, doch zum Sprunge fertig, das Auge unverwandt nach dem Gegenstande seiner Raubgier gerichtet und nur den ausgestreckten Schwanz hin und wieder bewegend. Aber nicht immer geht der Jaguar dem Wilde nach, oft versteckt er sich bloß in das Röhricht der Sümpfe und am Ufer kleinerer Bäche und erwartet hier ruhig die zur Tränke gehenden Thiere. Auf Bäumen lauert er niemals, obgleich er sehr gut klettert."

In Viehherden richtet der Jaguar bedeutenden Schaden an. Er stellt besonders dem jungen Hornvieh, den Pferden und Mauleseln nach. Azara behauptet, daß er diese Thiere in ganz außergewöhnlicher Weise tödte, indem er auf den Hals seiner Beute springe, eine Klaue in den Nacken oder an das Gehörn setze, mit der anderen die Spitze der Schnauze packe und den Kopf so schnell herumdrehe, daß er seiner Beute augenblicklich das Genick breche. Rengger hat dies nie beobachtet und auch bei todten Thieren keine Spur davon auffinden können. „Im Gegentheil", fährt er fort, „habe ich immer bemerkt, daß der Jaguar seiner Beute, wenn sie in einem großen Thiere besteht, den Hals aufreißt oder, wenn sie nur ein kleines Thier ist, durch einen Biß im Nacken tödtet. Stiere und Ochsen greift er selten und nur in der Noth an; sie gehen muthvoll auf ihn los und verscheuchen ihn. In Paragay hört man zuweilen sonderbare Erzählungen von solchen Kämpfen, und mehrmals sollen Menschen durch den Muth eines Stieres gerettet worden sein. Die Kühe sogar vertheidigen ihr Junges mit Vortheil gegen den schlimmen Feind, werden aber dabei immer schwer verwundet. Daß sie bei dessen Annäherung sich in einen Kreis stellten und die Jungen in die Mitte nähmen, wie hier und da erzählt wird, ist ein Märchen; die ganze Herde zieht sich im Gegentheil sogleich ins offene Feld zurück, wenn ihr ein Jaguar naht, und bloß die Stiere und Ochsen bleiben unter Gebrüll, mit ihren Hörnern und Füßen die Erde aufwerfend, kampflustig in der Nähe des Feindes. Pferde und Maulesel werden ihm zur leichten Beute, wenn sie den Wäldern sich nähern. Die ersteren suchen noch hier und da durch die Flucht sich zu retten; die Maulesel aber werden durch den bloßen Anblick des Thieres so geschreckt, daß sie ohne Bewegung bleiben oder gar zu Boden stürzen, ehe sie noch angefallen werden. Dagegen haben sie einen weit feineren Geruch als die Pferde, wittern den Feind bei günstigem Wetter von weitem und setzen sich somit weniger der Gefahr aus. Bloß Hengste sollen durch Beißen und Schlagen gegen den Jaguar sich vertheidigen, wenn sie nicht schon durch den ersten Sprung zu Boden geworfen werden."

Der Jaguar erhascht seine Beute ebenso wohl im Wasser wie auf dem Lande. Man hat viel gefabelt über die Art und Weise, wie er sich Fische zu verschaffen weiß. So soll er, um nur ein

Beispiel dieser Fabelei anzuführen, die Fische durch den Schaum seines Speichels oder indem er mit seinem Schwanze auf die Oberfläche des Wassers schlägt an sich heranlocken. „Ein verständiger Jäger aber", sagt Rengger, „dem ich manche gute Beobachtungen und manchen guten Rath für meine Reisen verdanke, belehrte mich eines besseren, und eigene Beobachtungen bestätigten mir später die Wahrheit seiner Aussage. Als ich an einem schwülen Sommerabende von der Entenjagd in meinem Nachen nach Hause fuhr, bemerkte mein Begleiter, ein Indianer, am Ufer des Stromes einen Jaguar. Wir näherten uns demselben und versteckten uns hinter die überhängenden Weidenbäume, um sein Treiben zu beobachten. Zusammengekauert saß er an einem Vorsprunge des Ufers, wo das Wasser einen etwas schnellen Lauf hatte, dem gewöhnlichen Aufenthalte eines Raubfisches, welcher im Lande „Dorado" heißt. Unverwandt richtete er seinen Blick aufs Wasser, indem er sich hin und wieder vorwärts bog, wie wenn er in die Tiefe spähen wollte. Etwa nach einer Viertelstunde sah ich ihn plötzlich mit der Pfote einen Schlag ins Wasser geben und einen großen Fisch ans Land werfen. Er fischt also ganz auf gleiche Art wie die Hauskatze."

Hat der Jaguar ein kleines Thier erlegt, so zehrt er dasselbe mit Haut und Knochen sogleich auf; von großer Beute aber, wie von Pferden, Rindern und dergleichen frißt er bloß einen Theil, ohne Vorliebe für dieses oder jenes Stück des Körpers zu zeigen; nur die Eingeweide berührt er alsdann nicht. Nach der Mahlzeit zieht er sich in den Wald zurück, entfernt sich aber in der Regel nicht weiter als eine Viertelstunde von der Stelle, wo er fraß, und überläßt sich dann dem Schlafe. Des Abends oder des anderen Morgens kehrt er zu seiner Beute zurück, zehrt zum zweiten Male davon und überläßt nunmehr den Rest den Geiern. Diese machen ihm, wie Humboldt beobachtete, auch schon während seiner Mahlzeiten die Beute streitig. „Unweit San Fernando sahen wir den größten Jaguar, der uns auf unserer ganzen Reise vorkam. Das Thier lag im Schatten hingestreckt und stützte eine seiner Tatzen auf ein eben erlegtes Wasserschwein. Eine Menge Geier hatten sich um diesen amerikanischen Thierkönig versammelt, um, wenn derselbe etwas von seiner Mahlzeit übrig ließe, solches zu verzehren. Sie näherten sich dem Jaguar wohl bis auf zwei Fuß; aber die mindeste Bewegung desselben schreckte sie stets wieder zurück. Das Plätschern unserer Ruder bewog ihn, langsam aufzustehen und sich in die Gebüsche zurückzuziehen. Die Geier benutzten den Augenblick, um das Wasserschwein zu verzehren; allein der Tiger sprang mitten unter sie und trug seine Mahlzeit zürnenden Blickes in den Wald."

Mehr als zweimal frißt der Jaguar, nach Renggers Angabe, nicht von einem getödteten Thiere, noch weniger würde er ein Aas berühren. In der Regel kehrt er, nachdem er sich gesättigt hat, überhaupt nicht wieder zum Raube zurück. Hat er seinen Fang in einiger Entfernung vom Walde gemacht, so schleppt er das erlegte Thier, es mag auch noch so schwer sein, dem Gebüsche zu. Unter Umständen trägt er eine schwere Beute sogar über einen Fluß hinweg. Nahe bei Azara's Wohnung tödtete ein Jaguar ein Pferd, schleifte dasselbe sechszig Schritte über einen Brachacker hinweg, sprang dann mit ihm in einen tiefen und reißenden Fluß und brachte es auf der entgegengesetzten Seite in Sicherheit. Andere Reisende wollen beobachtet haben, daß er von zwei zusammengekoppelten Mauleseln oder Pferden eines getödtet und das todte Thier trotz dem Sträuben des lebenden eine große Strecke Wegs fortgeschleppt habe. Niemals tödtet die Unze mehr als ein Stück Vieh auf einmal und unterscheidet sich hierdurch sehr zu ihrem Vortheile von anderen größeren Katzenarten. Wahrscheinlich ist der Grund darin zu suchen, daß sie das Fleisch dem bloßen Blute vorzieht.

Ein Jaguar, welcher den Menschen nicht kennen gelernt hat, weicht ihm, wenn er ihm begegnet, ehrfurchtsvoll aus oder sieht ihn neugierig aus der Ferne an. „Nicht selten", sagt Rengger, „stießen wir während unserer Reise in die Wildnis des nördlichen Paragay auf eine oder mehrere Unzen, welche entweder in das Dickicht des Waldes flohen oder sich am Saume niedersetzten und unseren Zug kaltblütig von weitem betrachteten. Es ist ohne Beispiel, daß in den unbewohnten Waldungen, wo das Paragaykraut gesammelt wird, ein Mensch von einem Jaguar zerrissen worden ist.

Diejenigen Unzen aber, welche in bewohnten Gegenden oder an Flüssen, wo viel Schifffahrt getrieben wird, sich aufhalten, verlieren gar bald die Scheu vor dem Menschen und greifen auch ihn an. Hat ein Jaguar einmal Menschenfleisch gekostet, so wird ihm dies zur liebsten Speise, und nun fällt er nicht nur den Menschen an, wenn er von ungefähr auf ihn stößt, sondern er sucht ihn sogar gierig auf. Man hat jährlich der Beispiele genug, daß unvorsichtige Schiffer von diesen Thieren zerrissen werden. Der allgemeinen Sage nach sollen sie des Nachts auf die an das Ufer angebundenen Fahrzeuge sich gewagt und aufgehängtes Fleisch oder Hunde weggeschleppt, ja selbst Matrosen tödtlich verwundet haben; gewöhnlich aber büßen die Menschen nur durch Unvorsichtigkeit ihr Leben ein: die Vorsichtigen wissen regelmäßig sich zu retten. So laufen die Besuche, welche die Raubthiere den Fischern abstatten, während sie bei widrigem Winde ihre Abendmahlzeit bereiten, gewöhnlich unblutig ab, weil die Schiffer beim geringsten Geräusche an Bord sich flüchten. Sie überlassen dem Jaguar das am Feuer bratende Fleisch, und dieser nimmt damit gewöhnlich auch gern vorlieb. Daß er das Feuer keineswegs scheut, ist ganz sicher." Humboldt erfuhr letzteres wiederholt. „Wir bemerkten zu unserer Ueberraschung", sagt er, „daß die Jaguare hier unsere Feuer nicht scheueten. Sie schwammen über den Flußarm, welcher uns vom Lande trennte, und am Morgen hörten wir sie ganz in unserer Nähe brüllen." An einer anderen Stelle seines Reisewerkes berichtet er, daß ein Jaguar den treuen Hund der Gesellschaft so zu sagen zwischen den Lagerfeuern herausholte und wegschleppte. Der Hund hatte abends, als er die Unze brüllen hörte, unter der Hängematte seines Gebieters Schutz gesucht und war am nächsten Morgen doch verschwunden.

Azara behauptet, daß der Jaguar, wenn er einen Trupp schlafender Menschen anträfe, erst die Neger oder die Indianer und nur nachher die Weißen tödte. Dies ist, wie Rengger berichtet, ein Irrthum. Der Jaguar mordet, gleich wie bei den Thieren, nie mehr als einen Menschen auf einmal, wenn er nämlich nicht sich vertheidigen muß. Soviel aber ist richtig, daß er vorzugsweise den Neger, Mulatten oder Indianer anfällt und den Farbigen dem Weißen vorzieht. Dies geht so weit, daß in Paragay ein Weißer, welcher unter freiem Himmel an einem gefährlichen Orte die Nacht zubringen muß, sich für ganz sicher hält, wenn er Schwarze oder Indianer zu Begleitern hat. Wahrscheinlich hat die starkriechende Hautausdünstung der farbigen Menschen etwas anziehendes für ihn, wie für manche andere Raubthiere. Man erzählt in Paragay, daß Menschen, welche am Tage unversehens auf einen Jaguar stießen, denselben durch lauten Zuruf oder durch unverwandtes und starres Anschauen zurückgeschreckt haben; die Angabe erscheint nach Beobachtungen an anderen großen Katzen auch durchaus nicht unglaubwürdig.

Uebrigens scheinen die Unzen manchmal besonders gute Laune zu haben. „In Altures", erzählt Humboldt, „hörten wir einen eigenen Zug von einem Jaguar: Zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, von acht und neun Jahren hatten nahe beim Dorfe gespielt. Ein Jaguar war aus dem Walde zu ihnen gekommen und um sie herumgehüpft. Nach längerem Hin- und Herhüpfen schlug er mit der einen Klaue den Knaben auf den Kopf, erst sanft, dann derber, so daß das Blut in Masse ausströmte. Da das Mädchen dies sah, ergriff es einen Baumast, schlug damit auf das Thier ein und brachte es so zur Flucht. Der Knabe hatte noch die Narben von den Wunden." Es scheint, als habe hier der Jaguar mit den Kindern, wie die Katze mit Mäusen gespielt. Die Schwäche der Kinder hatte ihm wohl die Vertraulichkeit eingeflößt.

Aehnliche Fälle dürften jedoch außerordentlich selten sich zutragen. In der Ebene von Maynas verstreicht, nach Pöppig, kein Jahr ohne Verlust eines Menschenlebens. Die Unzen kommen bei hellem Tage in die Ortschaften, um Hunde zu holen, welche ihre Lieblingsspeise bilden. Besonders berüchtigt ist der Weg durch die dicken Wälder von Sapuosa bis Moyobamba, weil auf ihm innerhalb eines Menschenalters gegen zwanzig Indianer zerrissen worden sind, welche man als Fußboten versandt hatte. In einem dort gelegenen Meierhofe durften sich die Bewohner nach Sonnenuntergang gar nicht mehr aus den Hütten wagen; kurz vor Pöppigs Ankunft war ein

Knabe lebensgefährlich verwundet worden, welcher sich zu nahe an den starken Pfahlzaun des Hauses gelegt und deshalb eine Unze veranlaßt hatte, ihre Tatze durch die Zwischenräume zu stecken und ihm ein großes Stück Fleisch aus dem Schenkel zu reißen. Einer von Schomburgks Indianern trug auf seiner Brust die Narben von den Zähnen eines Jaguars, welcher ihn, als er noch Knabe war, an der Brust gepackt und fortgeschleppt, aber doch wieder losgelassen hatte, als seine Mutter mit dem Wildmesser auf ihn losgestürzt war. In den Urwäldern am Ufer der peruanischen Anden wohnt, laut Tschudi, die Unze am liebsten in der Nähe der Dörfer und umkreist sie allnächtlich, entführt auch Hunde, Schweine und nicht selten Menschen. Weit entfernt, sich vor den letzteren zu fürchten, stürzt sie sich auf einzelne und dringt, wenn der Hunger sie treibt, selbst bei Tage in die Walddörfer.

Die Furcht der Indianer vor dem gefährlichen Räuber ist groß; doch soll es vorgekommen sein, daß ein Indianer, welcher in der Nacht sein einziges Schwein kläglich schreien hörte, hinausging, und wie er da eine Unze sah, die sein Eigenthum bei dem Kopfe gepackt hatte, seinerseits die Hinterfüße des Schweines ergriff und so lange an diesen zog, bis die Weiber mit Feuerbränden herbeieilten und den Jaguar vertrieben, der sich nun langsam und unter fürchterlichem Gebrülle zurückzog.

Der Jaguar bleibt an einem und demselben Aufenthaltsorte, so lange er hier etwas erbeuten kann und man ihn nicht gar zu sehr beunruhigt. Wird ihm die Nahrung knapp oder die Verfolgung seitens der Menschen zu arg, so verläßt er die Gegend und zieht in eine andere. Seine Wanderungen führt er während der Nachtzeit aus. Er scheut sich dabei nicht, durch die bevölkertsten Gegenden zu streifen, und raubt bei einzelnstehenden Hütten Pferde und Hunde weg, ohne sich viel um den Menschen zu kümmern. Alte Unzen nähern sich gern den Wohnungen, weil sie erfahrungsmäßig wissen, daß sie dort leichter Nahrung finden als in der Wildnis. In den deutschen Ansiedelungen, welche nahe am Walde liegen, rauben sie, laut Hensel, hauptsächlich Hunde und Schweine. „Letztere werden des warmen Klima's wegen gewöhnlich in Ställen aufbewahrt, welche aus dicken Stangen nach Art der Vogelbauer zusammengesetzt sind. Der Jaguar greift zwischen den Stangen hindurch, faßt das Schwein und tödtet es entweder im Stalle, oder während er es durch die Sprossen zieht. Die Hunde werden trotz ihrer Wachsamkeit unversehens überfallen und eine kleine Strecke in den Wald hineingeschleppt, wo sie der Jaguar meist erst zu tödten pflegt. In einigen Schädeln solcher Jaguare, welche längere Zeit hindurch Hunde und Schweine geraubt hatten, waren die Zähne so stark abgenutzt, daß wohl nur das hohe Alter und die damit verbundene Noth die Dreistigkeit der Thiere erklären konnten."

Auf seinen Wanderungen oder auch auf der Flucht hält den Jaguar selbst der breiteste Strom nicht auf. Er ist, wie Rengger versichert, ein trefflicher Schwimmer und hebt dabei den Kopf und das ganze Rückgrat über die Oberfläche des Wassers empor, so daß man ihn schon aus der Ferne von jedem anderen schwimmenden Thiere unterscheiden kann. Fast schnurgerade setzt er über den bei einer deutschen Meile breiten Parana. Wenn er aus dem Wasser steigt, sieht er sich um, schüttelt den Leib und nachher jede Pfote für sich und setzt erst hierauf seinen Weg weiter fort.

Man sollte glauben, ein schwimmender Jaguar wäre leicht zu tödten; allein er ist auch im Wasser noch furchtbar. Nur gewandte Kahnführer getrauen sich, ihn anzugreifen; denn so wie er sich verfolgt sieht oder gar verwundet fühlt, wendet er sich sogleich gegen den Nachen. Gelingt es ihm, eine Kralle an den Rand desselben zu setzen, so schwingt er sich an Bord und fällt über die Jäger her. „Ich war", erzählt Rengger, „im Jahre 1819 kurz nach meiner Ankunft in Assuncion Augenzeuge eines zum Glücke bloß lächerlichen Auftrittes bei einer solchen Jagd. Es kam ein Jaguar vom jenseitigen Ufer des Stromes dahergeschwommen. Drei Schiffsleute, Ausländer, sprangen, trotz der Warnung eines Paragayers, mit einer geladenen Flinte in ihren Nachen und ruderten dem Thiere entgegen. In einer Entfernung von ein bis zwei Meter feuerte der vorderste die Flinte auf den Jaguar ab und verwundete ihn. Dieser aber ergriff, ehe sichs die Schiffer versahen, den

Rand des Nachens und stieg trotz aller Ruder- und Kolbenschläge an Bord. Nun blieb den Schiffsleuten nichts übrig, als ins Wasser zu springen und sich ans Land zu retten. Der Jaguar setzte sich im Kahne nieder und ließ sich wohlgemuth stromabwärts treiben, bis er, von einigen anderen Jägern verfolgt, seinerseits ins Wasser sprang und das nahe Ufer gewann.

„Das jährliche Anschwellen der Ströme und Flüsse vertreibt die Jaguare von den Inseln und den mit Wald bewachsenen Ufern, so daß sie sich zu dieser Zeit mehr den bewohnten Gegenden nähern und Schaden unter Menschen und Vieh anrichten. Sind die Ueberschwemmungen groß, so ist es nicht selten, einen Jaguar mitten in einer am hohen Ufer gelegenen Stadt oder in einem Dorfe zu sehen. In Villa-Real wurde im Jahre 1819 einer getödtet, in der Hauptstadt im Jahre 1820 ein anderer, zwei in Villa del Pilar; in Corientes, Goya, Bajada wird fast alle vier bis fünf Jahre einer erschossen. Als wir bei hohem Wasserstande im Jahre 1825 in Santa Fé landeten, erzählte man uns, daß vor wenigen Tagen ein Franziskanermönch, als er eben die Frühmesse lesen wollte, unter der Thüre der Sakristei von einem Jaguar zerrissen worden sei. Es geschieht übrigens nicht immer ein Unglück, wenn ein solches Raubthier in eine Stadt sich verirrt; denn das Gebell der verfolgenden Hunde und der Zulauf von Menschen verwirren dasselbe so sehr, daß es sich zu verbergen sucht.

„Die Wunden, welche der Jaguar beibringt, sind immer höchst gefährlich, nicht nur ihrer Tiefe, sondern auch ihrer Art wegen. Weder seine Zähne noch seine Klauen sind sehr spitz und scharf, und so muß bei jeder Wunde Quetschung und Zerreißung zugleich stattfinden. Von solchen Verwundungen aber ist in jenen heißen Ländern und bei dem gänzlichen Mangel an ärztlicher Hülfe der Starrkrampf die gewöhnliche Folge. Was für Wunden ein Jaguar durch einen einzigen Griffe mit der Tatze versetzen kann, mag man aus Folgendem sehen. Ein Indianer jagt am Ufer des Stromes, begegnet einem Jaguar, wirft seine Lanze nach ihm, verfehlt ihn und stürzt sich dann kopfüber ins Wasser; im Augenblicke des Sprunges aber hat ihm das Thier schon eine Tatze auf den Kopf gesetzt und skalpirt ihm den ganzen oberen Theil des Schädels, daß der Hautlappen in den Nacken herabhängt. Und doch besitzt der Indianer noch Kraft genug, um über den breiten Strom zu schwimmen." Von einer anderen fürchterlichen Verwundung erzählt Schomburgk. Ein Neger war in Begleitung eines Indianers und drei seiner Hunde auf die Jagd gegangen. Da trieben die letzteren einen Jaguar aus seinem Lager auf, jagten ihn auf einen halbentwurzelten Baum und verbellten ihn dort. Der Neger nähert sich auf achtzig Schritte und feuert, trifft aber nicht tödtlich. Mit wenigen Sprüngen hat ihn der Jaguar erreicht und die Tatzen in seine Schultern geschlagen. In diesem grausigen Augenblicke mochte der unglückliche Weidmann unwillkürlich in den Rachen des blutgierigen Raubthieres gefahren sein; denn, als er wieder zur Besinnung kam, lag die röchelnde Katze und seine Hand neben ihm. Der Indianer war ihm zu Hülfe geeilt und hatte dem Jaguar sein langes Weidmesser durch das Herz gestoßen, ohne jedoch verhindern zu können, daß dieser dem schon mit dem Tode kämpfenden Neger noch das ganze Fleisch von den Schultern herabriß.

Den größten Theil des Jahres lebt der Jaguar, nach Renggers Beobachtungen, allein; in den Monaten August und September aber, wann die Begattungszeit eintritt, suchen sich beide Geschlechter auf. „Sie lassen dann öfter als in jeder anderen Jahreszeit ihr Gebrüll ertönen, ein fünf- bis sechsmal wiederholtes „Hu", welches wohl eine halbe Stunde weit vernommen wird. Sonst vergehen oft Tage, ohne daß man die Stimme eines Jaguars hört, besonders wenn keine Wetterveränderung eintritt. Hat aber der Nordwind mehrere Wochen geweht, dann kündigen die Jaguare durch ihr oft halbe Nächte fortdauerndes Gebrüll den baldigen Eintritt des Südwindes an. Die Paragayer, welche bei Aenderung des Wetters viel an Gichtschmerzen leiden, glauben, daß dies auch bei dem Jaguar der Fall sei und sein Geschrei durch ähnliche Schmerzen erpreßt werde.

„Treffen sich zur Begattungszeit mehrere Männchen bei einem Weibchen, so entsteht hier und da ein Kampf zwischen ihnen, obwohl sich der schwächere Theil gewöhnlich von selbst zurückzieht.

Die Begattung geschieht unter fortwährendem eigenen Geschrei und wahrscheinlich nach längerem Sträuben des Weibchens, indem man an der Stelle, wo sich zwei Jaguare begattet haben, immer das Gras und das niedere Gebüsch einige hundert Fuß ins Gevierte theils zur Erde gedrückt, theils ausgerauft findet. Beide Geschlechter bleiben nicht lange beisammen, höchstens vier bis fünf Wochen, und trennen sich dann wieder. Während dieser Zeit sind sie für den Menschen sehr gefährlich. Obschon sie nicht mit einander auf den Raub ausgehen, bleiben sie sich doch den ganzen Tag über nahe und helfen sich in der Gefahr. So wurde einer der besten Jäger in Entre=Rios durch ein aus dem Busche hervorspringendes Männchen zerrissen, im Augenblicke, wo er am Saume des Waldes das Weibchen niederstieß.

„Die Tragzeit des Jaguars kenne ich nicht bestimmt; jedoch nach der Begattungszeit und der Zeit, in welcher man schon Junge findet, mag sie von drei bis dreiundeinhalb Monate sein. Das Weibchen wirft gewöhnlich zwei, selten drei der Sage nach blinde Junge, und zwar im undurchdringlichsten Dickichte des Waldes oder in einer Grube unter einem halbentwurzelten Baume. Die Mutter entfernt sich in den ersten Tagen nie weit von ihren Jungen und schleppt sie, sobald sie dieselben nicht sicher glaubt, im Maule in ein anderes Lager. Ueberhaupt scheint ihre Mutterliebe sehr groß zu sein: sie vertheidigt die Jungen mit einer Art von Wuth und soll stundenweit den Räuber derselben brüllend verfolgen. Nach ungefähr sechs Wochen wird sie schon von der jungen Brut auf ihren Streifereien begleitet. Anfangs bleibt diese im Dickicht versteckt, während die Mutter jagt, später aber legt sie sich in Gesellschaft mit ihr auf die Lauer. Sind die Jungen zu der Größe eines gewöhnlichen Hühnerhundes herangewachsen, so werden sie von ihrer Mutter verlassen, bleiben aber oft noch einige Zeit bei einander.“ In der Färbung unterscheiden sie sich von den alten; doch schon im siebenten Monate sind sie denselben gleich.

In Paragay und längs des Parana zieht man nicht selten junge Jaguare in Häusern auf. Dazu müssen sie aber als Säuglinge eingefangen werden, weil sie sonst nicht mehr sich bändigen lassen. Rengger zog seine Jaguare mit Milch und gekochtem Fleische auf; Pflanzenkost vertragen sie nicht, rohes Fleisch macht sie bald bösartig. Sie spielen mit jungen Hunden und Katzen, besonders gern aber mit hölzernen Kugeln. Ihre Bewegungen sind leicht und lebhaft. Sie lernen ihren Wärter sehr gut kennen, suchen ihn auf und zeigen Freude bei seinem Wiedersehen. Jeder Gegenstand, welcher sich bewegt, zieht ihre Aufmerksamkeit auf sich. Sogleich ducken sie sich nieder, bewegen ihren Schwanz und machen zum Sprunge sich fertig. Wenn sie Hunger und Durst oder Langeweile haben, lassen sie einen eigenen miauenden Ton hören, doch bloß, so lange sie noch jung sind; denn von den Alten vernimmt man ihn nicht mehr. Niemals hört man sie in der Gefangenschaft brüllen. Beim Fressen knurren sie, besonders wenn Jemand ihnen sich nähert. An Wasser darf man sie nicht Mangel leiden lassen. Zum Fressen legen sie sich nieder, halten mit beiden Tatzen das Fleisch, biegen den Kopf auf die Seite, um auch die Backenzähne gebrauchen zu können, und kauen nach und nach Stücken davon ab. Nicht starke Knochen fressen sie, von großen dagegen bloß die Gelenke. Nach der Mahlzeit legen sich zahme Jaguare gern in den Schatten und schlafen, und haben sie sich satt gefressen, so erzürnen sie sich nicht so leicht, und man kann dann mit ihnen spielen; auch Hausthiere und Hausgeflügel, welches ihnen sonst nicht nahen darf, können dann unbeschadet an ihnen vorbeigehen. Man hält die gefangenen in Südamerika nicht in Käfigen, sondern bindet sie mit einem ledernen Seile im Haushofe oder auch vor dem Hause unter einem Pomeranzenbaume an. Nie fällt es ihnen ein, am Seile zu nagen. Ihr Athem hat, wie bei fast allen Raubthieren, einen üblen Geruch, ebenso das frische Fell, das Fleisch und das Fett, der Harn und der Koth. Der Geruch des Fettes ist so durchdringend, daß man Füchse, Meerschweinchen und andere Thiere vertreiben kann, wenn man nur einige Bäume in deren Wohnkreise damit bestreicht. Auch selbst muthige Pferde springen scheu zurück, wenn man ihnen solches Fett unter die Nüstern hält.

Schon ganz junge Jaguare haben scharfe und spitze Zähne; im ersten Jahre werden dieselben gewechselt, nach zwei bis drei Jahren haben sie ihre volle Größe erreicht. Sobald die Unzen ihre

Kraft fühlen, gegen das dritte Jahr hin und noch früher, ermangeln sie nicht, zum Schaden ihres Herrn von ihren Zähnen Gebrauch zu machen. Vergebens werden ihnen die Eck- und Schneidezähne bis auf die Wurzel abgefeilt und die Klauen von Zeit zu Zeit beschnitten: sie können vermöge ihrer ungeheueren Kraft auch ohne Waffen Unglück stiften. So sah Rengger einen zahmen und in dieser Weise verstümmelten Jaguar, auf welchen die Kinder des Hauses ohne Scheu sich zu setzen pflegten, seine sonst geliebte Wärterin, ein zehnjähriges Negermädchen, in einem Anfalle von böser Laune mit einem Schlage der Tatze in den Nacken zu Boden werfen und über sie herfallen. Obwohl ihm das Kind sogleich entrissen wurde, hatte er mit seiner zahnlosen Kinnlade doch schon einen Arm zerquetscht, und es dauerte mehrere Stunden, bis das Mädchen wieder zu sich kam. Weibliche Jaguare sind leichter zähmbar als männliche, und wenn man den letzteren durch Beschneidung einen Theil ihrer Wildheit zu nehmen sucht, werden sie fast noch tückischer als vorher, gehen auch, weil sie sehr fett werden, gewöhnlich nach kurzer Zeit zu Grunde. So lange sie noch jung sind, kann man sie durch Schläge bändigen; später hält es schwer, ihrer Meister zu werden. Großmuth und Erkenntlichkeit sind dem Jaguar fremd; er zeigt keine ausdauernde Anhänglichkeit für seinen Wärter oder für ein mit ihm auferzogenes Thier, und es ist daher immer eine gewagte Sache, ihn länger als ein Jahr, ohne ihn einzusperren, in der Gefangenschaft zu halten.

In den Käfigen unserer Thiergärten und Thierbuden benimmt sich der Jaguar wie seine Verwandten, die altweltlichen Pardel. Die von mir nach Beobachtung verschiedener Jaguare in Thiergärten gefaßte Meinung, daß er schwieriger als andere Pardel sich zähmen und kaum zum „Arbeiten" abrichten lasse, ist durch Kreuzberg, einem unserer erfahrensten und geschicktesten Thierbändiger, widerlegt worden. Gerade die wildesten Jaguare werden in der Regel die gelehrigsten Schüler eines Meisters dieser gefährlichen Kunst, müssen jedoch erst vollständig sich bewußt geworden sein, daß sie an dem Bändiger einen Herrn über sich haben, gegen dessen Willen jede Auflehnung vergeblich ist.

Gefangene Jaguare haben sich wiederholt fortgepflanzt, und zwar nicht allein in Thiergärten, sondern auch in Thierschaubuden. Ebenso paaren sich Jaguar und Leopard, Panther und Sundapanther und erzielen kräftige, fortpflanzungsfähige Blendlinge. Der von Fitzinger als eigene Art aufgestellte Grauparder (Leopardus poliopardus) war, nach der von Kreuzberg mir gegebenen Versicherung, der Sprößling eines Jaguars und eines schwarzen Sundapanthers. Beide Pardel, Jaguar und Sundapanther, haben verschiedene Male erfolgreich sich gepaart und jedesmal ähnliche Blendlinge erzeugt; und einer der letzteren warf, nachdem er mit einem Leoparden gekreuzt worden war, Junge, von denen das eine dem Vater Leopard, das andere der Mutter Grauparder in allen wesentlichen Stücken glich. Dies zur Vervollständigung und beziehentlich Berichtigung der in der ersten Auflage unseres Werkes enthaltenen Angaben.

Seines furchtbaren Schadens wegen wird der Jaguar in bewohnten Gegenden auf alle mögliche Weise gejagt und getödtet. Man glaubt, daß er sein Leben auf zwanzig Jahre bringen könne; doch dürfte er bloß in den einsamsten Wildnissen ein derartiges Alter erreichen; denn in den bevölkerten Theilen Amerika's stirbt kaum eine Unze eines natürlichen Todes. Gleichwohl trifft man auch noch hier sehr alte Thiere an. So schoß ein Franzose nahe bei einem Landhause ein Weibchen, dessen Haut krätzig und dessen Gebiß ganz abgenutzt war; hier fehlten schon die hintersten oberen Backenzähne. Solche Fälle sind selten; die meisten Jaguare sterben in der Blüte ihrer Jahre durch die Kugel, den Giftpfeil oder das Messer. Ihre Jagd kann wegen der Befriedigung, welche überwundene Gefahren und Schwierigkeiten gewähren, zur Leidenschaft werden, obschon der Jäger gewöhnlich zuletzt sein Leben unter den Krallen eines Jaguars aushaucht. Die älteste Jagdart ist wohl die tückischste und sicherste. Aus einer riesigen Bambusart fertigt sich der Indianer seine uralte Waffe, ein Blasrohr, aus der Wedelrippe eines Palmbaumes oder aus Dornen kleine schmächtige Pfeile, welche sicherer und tiefer treffen als die Kugeln aus

der besten Büchse. Die Pfeile sind mit dem möderischen Urarigift getränkt. Haben indianische Jäger Hunde bei sich, so erlegen sie den Jaguar ohne alle Gefahr. Die Hunde stöbern das Raubthier auf, jagen es gewöhnlich auf einen schiefstehenden Baum und verbellen es. Dort wird es dem Indianer zum bequemen Zielpunkte. Aus ziemlich weiter Entfernung sendet er seine fürchterlichen Pfeile nach der gewaltigen Katze ab, einen nach dem anderen. Diese achtet kaum des kleinen Ritzes, welche die Geschosse ihr beibringen, hält vielleicht das Pfeilchen bloß für einen Dorn, der sie verwundete, erfährt aber schon nach wenigen Minuten, mit welcher furchtbaren Waffe ihr der Mensch zu Leibe ging. Das Gift beginnt zu wirken: ihre Glieder erschlaffen, die Kraft erlahmt, sie stürzt mit einigen Zuckungen auf den Boden, richtet sich noch einige Male auf, versucht, sich fortzuraffen, und bricht dann plötzlich zusammen, zuckend, verendend.

Weit verwegener als diese heimtückische Jagd ist folgende. Der Jäger umwickelt mit einem Schaffelle den linken Arm bis über den Elnbogen und bewaffnet sich mit einem zweischneidigen Messer oder Dolche von etwa zwei Fuß Länge. So ausgerüstet, sucht er mit zwei oder drei Hunden den Jaguar auf. Dieser bietet wenigen Hunden sogleich die Spitze; der Jäger naht sich ihm und reizt ihn gewöhnlich mit Worten und Geberden. Plötzlich springt der Jaguar mit einem oder zwei Sätzen auf den Jäger zu, richtet sich aber zum Angriffe wie unser Bär in die Höhe und öffnet brüllend den Rachen. In diesem Augenblicke hält der Jäger den beiden vorderen Tatzen des Thieres den umwundenen Arm vor und stößt ihm, mit dem Körper etwas nach rechts ausweichend, den Dolch in die linke Seite. Der getroffene Jaguar fällt durch den Stoß um so eher zu Boden, als es ihm schwer wird, in aufrechter Stellung das Gleichgewicht zu bewahren, und die Hunde werfen sich über ihn her. War die erste Wunde nicht tödtlich, so steht er mit Blitzesschnelle wieder auf, macht sich von den Hunden los und stürzt sich von neuem auf seinen Gegner, welcher ihm alsdann einen zweiten Stich versetzt. Rengger kannte einen Indianer aus der Stadt Bajada, welcher über hundert Jaguare auf diese Weise erlegt hatte. Er war ein leidenschaftlicher Jäger, büßte aber im Jahre 1821 auf einer solchen Jagd doch das Leben ein. Göring hörte von einem Gaucho erzählen, welcher wegen seiner Jagden den Namen „Matador de Tigres“ (Tigertödter) erhalten hatte. Dieser kühne Mann hatte viele Jaguare ebenfalls mit dem Messer erlegt.

Wie man Rengger versicherte, gibt es tollkühne Jäger, welche bloß mit einer Keule den Jaguar angreifen. Auch sie sollen sich den linken Arm mit einem Schaffelle umwinden und ihrem Feinde im Augenblicke, wo er gegen sie aufsteht, einen Schlag auf die Lendenwirbel versetzen, so daß er zusammensinkt und des gebrochenen Rückgrates wegen nicht mehr aufstehen kann. Einige Schläge auf die Nasenwurzel vollenden seine Niederlage. „Diese zweite Art, den Jaguar zu jagen“, sagt Rengger, „habe ich nie selbst gesehen; jedoch scheinen mir die darüber erhaltenen Nachrichten nicht unglaubwürdig, da ich bei mehreren zahmen Jaguaren beobachtet habe, daß man sie durch einen nicht sehr starken Schlag auf die Lendenwirbel, wenigstens für einige Tage, an den hinteren Gliedern lähmen kann.“ Nach Angabe desselben Beobachters wird die Unze in Paragay meist auf folgende Art gejagt: Ein guter Schütze, in Begleitung von zwei Männern, von denen der eine mit einer Lanze, der andere mit einer fünf Fuß langen zweizackigen Gabel bewaffnet ist, sucht mit sechs bis zehn Hunden den Jaguar auf. Wenn dieser schon mehrmals gejagt worden ist, geht er auf das erste Anschlagen der Hunde davon; sonst aber stellt er sich zur Gegenwehr oder klettert auf einen Baum. Widersetzt er sich den Hunden, so schließen diese einen Kreis um ihn und bellen ihn an. Sie müssen schon sehr beherzt und geübt sein, um ihn anzugreifen, und werden dennoch oft das Opfer ihres Muthes. Ohne sonderliche Anstrengung bricht ihnen der Jaguar mit einem Schlage den Rücken oder reißt ihnen den Bauch auf; denn nicht einmal zwanzig der besten Doggen können einen ausgewachsenen Jaguar überwältigen. Sowie nun die Jäger des Jaguars ansichtig werden, stellen sie sich neben einander, den Schützen in der Mitte. Dieser sucht ihm einen Schuß in den Kopf oder in die Brust beizubringen. Nach einem Treffschusse fallen die Hunde über ihren grimmig gehaßten Feind her und drücken ihn zu Boden, wo seine Niederlage leicht vollendet wird.

Fehlt aber der Schuß, oder wird der Jaguar nur leicht verwundet, so springt er unter fürchterlichem Gebrülle auf den Schützen los. Sobald er sich auf die hinteren Beine stellt, hält ihm der mit der Gabel bewaffnete Jäger diese vor, und der Lanzenträger gibt ihm von der Seite einen Stich in die Brust, zieht aber die Lanze sogleich wieder zurück und macht sich auf einen zweiten Stoß gefaßt; denn der niedergeworfene Jaguar steht mit der größten Schnelligkeit wieder auf und stürzt sich auf seine Gegner, welche ihn mit neuen Stößen empfangen, bis er seine Kraft verliert und endlich von den anspringenden Hunden auf dem Boden festgehalten wird. Während des Kampfes suchen die letzteren den Jaguar niederzureißen, indem sie ihn beim Schwanze fassen; nur sehr starke Hunde greifen ihn auch von der Seite an. Der Lanzenstich darf ja nicht von vorn gegeben werden, sondern muß von der Seite erfolgen, indem die Brust des Jaguars beinahe keilförmig und seine Haut durch lockeres Zellgewebe mit den Muskeln verbunden, also sehr beweglich ist; es könnte demnach das Eisen leicht zwischen der Haut und den Rippen durchgleiten. Auch muß man sich hüten, das umgeworfene Thier mit der Lanze an den Boden festnageln zu wollen; denn es ist ihm, obschon durchbohrt, ein leichtes, durch einen Schlag mit der Tatze den Schaft der Lanze zu brechen. Ist dann kein zweiter Lanzenträger da, und hat der Jaguar noch einige Kraft, so kann er seinen Gegner sehr übel zurichten. Es fällt auf, daß der Jaguar, obschon ihm die Hunde nichts anhaben können, sich doch öfters vor ihnen fürchtet und, sowie er gejagt wird, auf einen Baum klettert. Nun hat der Jäger wohl einen sicheren Schuß auf ihn, wird jedoch nichtsdestoweniger von ihm angefallen, wenn er ihn fehlt oder nur leicht verwundet. Blitzschnell läßt er sich vom Baume herunter und stürzt brüllend mitten durch die Hunde auf den Schützen los, dessen Begleiter ihn dann empfangen. Diese letzteren müssen erprobte Männer sein, sonst ist der Schütze verloren. Fremde haben sich daher zu überlegen, mit wem sie auf eine solche Jagd gehen. Es ist nicht daran zu denken, daß man sich dann mit Kolbenschlägen, Lanzenstößen oder Säbelhieben vertheidigen könnte; denn, ehe sichs der Schütze versieht, steht der Jaguar brüllend und mit offenem Rachen vor ihm, schlägt mit einer Tatze nach Kopf und Schultern und wendet mit der anderen die vorgehaltenen Waffen ab. In solchen Augenblicken verlassen oft die erprobtesten Jagdgefährten einander, und auch die beherztesten und geübtesten Männer laufen immer einige Gefahr; denn da der Kampfplatz gewöhnlich im Dickicht des Waldes ist, bedarf es nur eines geringen Hindernisses, um den Stoß des Lanzenträgers unsicher zu machen.

Die Paragayer greifen den Jaguar übrigens auch bloß mit der Lanze an. Wenn er auf einen Baum geklettert ist, suchen sie ihre Schlinge, welche sie immer mit sich führen, ihm um den Hals zu werfen oder dieselbe vermittels einer oben eingekerbten Stange ihm anzulegen. Hiergegen scheint er wenig sich zu sträuben, muß aber bald sehen, wie unbedachtsam dies war; denn sobald ihm die Schlinge um den Hals geworfen ist, bringt der Reiter sein Pferd, an dessen Bauchriemen das andere Ende befestigt wurde, in Galopp, reißt den Jaguar vom Baume herunter und schleift ihn aufs offene Feld hinaus. Hier wirft ein zweiter Reiter ihm, falls er noch lebend und kräftig ist, eine andere Schlinge um die Beine, und beide Männer reiten nun in entgegengesetzter Richtung davon und erdrosseln den Räuber. Auf gleiche Weise aber noch leichter erwürgt man ihn, wenn man ihn im offenen Felde antrifft, weil er hier, vom Walde oder Röhricht entfernt, es gar nicht wagt, sich zu vertheidigen, sondern in großen Sprüngen zu entfliehen sucht. Auf dem Anstande wird der Jaguar auch erlegt. Der Schütze versteckt sich in der Nähe eines lebenden Thieres oder eines von der Unze bereits getödteten auf einem Baume und schießt von dort herab auf das zurückkehrende Raubthier. Doch soll es vorgekommen sein, daß Jaguare, welche auf diese Weise leicht verwundet wurden, den Jäger auf dem Baume angegriffen und zerrissen haben. Hier und da gräbt man auch Fallgruben aus oder stellt bei einem vom Jaguar getödteten Opfer Selbstschüsse.

Eine der Erwähnung werthe Jagdgeschichte erzählt Tschudi nach Mittheilungen eines eingeborenen leidenschaftlichen Jägers. „Vor einigen Wochen wäre diesem seine Leidenschaft beinahe theuer zu stehen gekommen. Er hatte vormittags im Walde gejagt und wollte später das erlegte

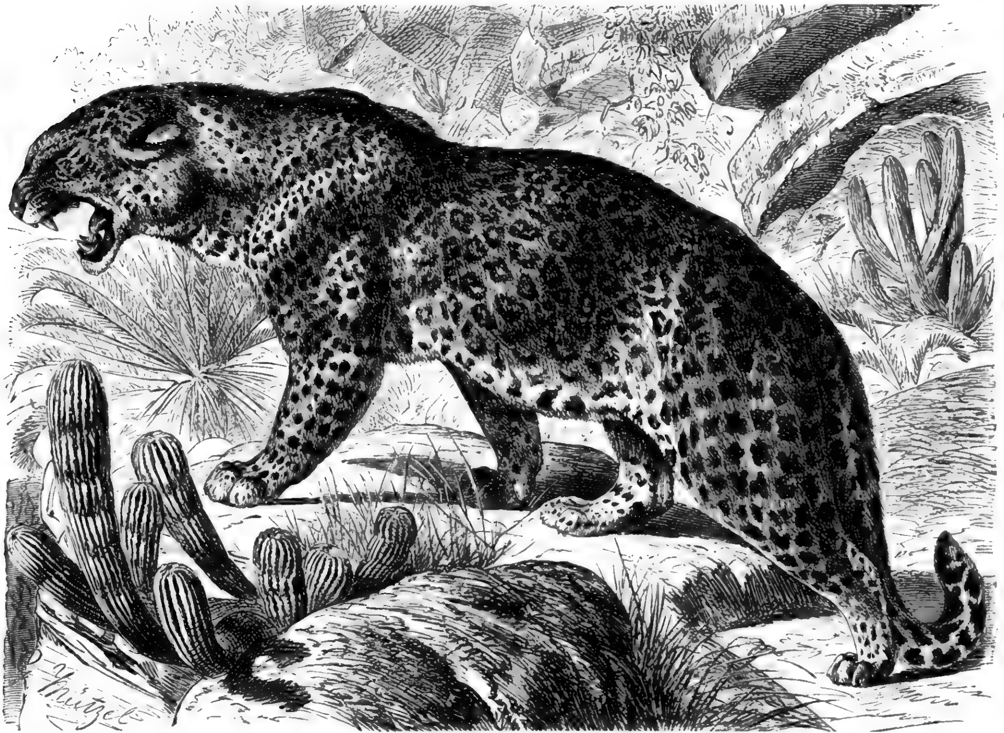
Wild abholen. Von einem kleinen Buben und ein Paar Hunden begleitet, begab er sich an die Stelle, wo er das erlegte Reh an einen Baum gehängt hatte. Eben im Begriffe es los zu lösen, erblickt er auf fünfzehn Schritte Entfernung eine mächtige Unze auf einem niedrigen Felsen sich sprungbereit machen. Der Bube schreit auf und klammert sich an seinen Vater. In demselben Augenblicke springt einer der Hunde, welcher das in der Höhe lauernde Raubthier nicht gewittert hatte, herbei, und dieses stürzt sich auf letzteren. Es gelingt dem Jäger, von seinem geängstigten Kinde sich losmachend, die Unze durch einen Schrotschuß auf kaum drei Schritte Entfernung zu erlegen. Es war ein Weibchen von seltener Größe, welches gewöhnlich in einer nah gelegenen Höhle hauste. Nach dem Schusse sah unser Nimrod zwei schon starke Junge in die Höhle sich flüchten; es war ihm jedoch nicht möglich, sie heraus zu bekommen, und er versetzte daher den Eingang mit Steinen. Zehn bis zwölf Tage später führte ihn sein Weg auf der Jagd wieder an dieser Stelle vorbei, und zu seiner Ueberraschung erblickt er die eine der jungen Unzen gierig an den Knochen ihrer Mutter nagen. Er erlegte sie. Sie war ganz ausgehungert und hatte wahrscheinlich mehrere Tage lang in der Höhle gelegen, bevor es ihr gelang durchzubrechen. Nur der größte Hunger konnte das Thier bewogen haben, diesen Fraß anzunehmen."

„Die meisten Hunde", berichtet Hensel, „haben solche Furcht vor ihrem Erbfeinde, daß sie bei der bloßen Witterung desselben die Haare sträuben und knurrend Schutz bei ihrem Herrn suchen. Besonders muthige Rüden nehmen die Fährte auf und treiben das Raubthier, ohne sich jedoch in seine unmittelbare Nähe zu wagen, und nur selten zeigt ein Hund so viel Kühnheit oder besser Frechheit, bis dicht an den Jaguar heranzugehen, während seine Jagdgenossen in einiger Entfernung zurückbleiben und ihn nur durch heftiges Bellen unterstützen."

Das Fell des Jaguars hat in Südamerika nur geringen Werth und wird höchstens zu Fußdecken und dergleichen verwendet. Das Fleisch essen bloß die Botokuden. Manche Indianer sollen auch das Fett genießen, trotz seines widrigen Geruches. Gewisse Theile des Jaguarleibes werden als Arzneimittel angewendet. So meint man, daß das Fett gegen Wurmkrankheiten und die gebrannten Krallen gegen Zahnschmerzen gute Mittel seien. Außerdem wird das Fett von den Wilden zum Einreiben ihres Körpers benutzt, und sie glauben dadurch ebenso stark und muthig zu werden wie das Raubthier selbst. Besonders gefährliche Jaguare, welche sich nur schwer aus der Nähe der Dörfer vertreiben lassen und die Bewohner derselben stets mit ihren Ueberfällen bedrohen, werden, wenn sie getödtet worden sind, nicht benutzt; denn die Indianer sind überzeugt, daß sie eigentlich gar keine Thiere, sondern zauberhafte Wesen oder die Hüllen verstorbener lasterhafter Menschen seien.

Schon seit Aristoteles und Plinius besteht unter den Forschern ein noch heutigen Tages nicht ausgefochtener Streit, hinsichtlich der genauen Bestimmung dreier altweltlichen Katzen, welche man Leopard, Pardel oder Parder, Panther und Sundapanther genannt und bald als Abänderungen ein und desselben Thieres, bald als besondere Arten betrachtet hat. Zwei dieser Katzen, Leopard und Panther, wurden bereits von den Alten unterschieden, und darf man hierauf mehr Gewicht legen, als gemeiniglich geschieht. Uns möchte es schwer werden, auch nur halb so viele Felle zusammenzubringen, als die Römer lebende Leoparden und Panther bei einem einzigen ihrer Kampfspiele verwendeten; wir haben daher nicht das Recht, die von ihnen ausgesprochene Ansicht unbedingt in Abrede zu stellen. Sie zu widerlegen, dürfte nach unserer heutigen Kenntnis der lebenden Thiere unmöglich sein. Schlecht ausgestopfte Pardel wird man nur sehr schwer bestimmen können, lebende dagegen erkennen erfahrene Thiergärtner, Händler und Thierbändiger auf den ersten Blick. Ich habe mich seit geraumer Zeit angelegentlich mit den altweltlichen Pardeln beschäftigt und glaube die Behauptung aussprechen zu dürfen, daß sie unter sich mindestens in demselben Grade von einander abweichen wie der Jaguar von ihnen, hoffe auch im Stande zu sein, diese Unterschiede durch nachstehende Beschreibungen, welche von lebenden Thieren entnommen wurden, genügend hervorzuheben.

Der Leopard (Leopardus antiquorum, Felis Leopardus, L. pardus) ähnelt im Bau, nicht aber auch in der Färbung und Zeichnung, dem Jaguar am meisten. Seine Gesammtlänge beträgt ungefähr 2,4 Meter, wovon der Schwanz etwa ein Drittel wegnimmt. Der Kopf ist groß und rundlich, die Schnauze wenig vorspringend, der Hals sehr kurz, der Leib kräftig, die Gestalt überhaupt gedrungen; die Beine sind mittelhoch und mäßig stark, die Pranken nicht besonders groß; der Schwanz erreicht nicht die Länge des Rumpfes. Die Grundfärbung, ein blasses Röthlichgelb, dunkelt auf dem Rücken und geht in der Kehlgegend und auf der Vorderbrust in Licht- oder



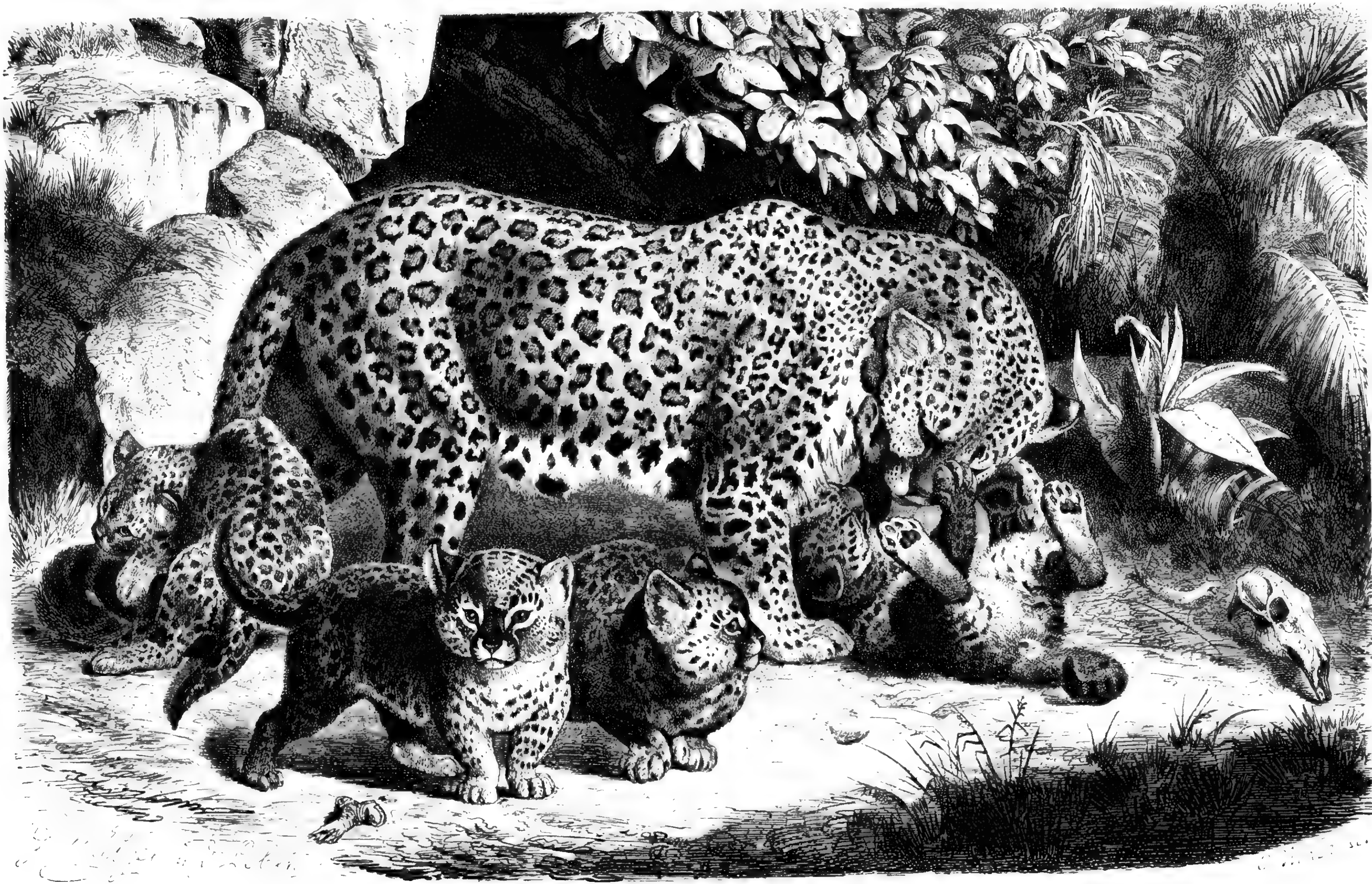
Leopard (Leopardus antiquorum). 1/12 natürl. Größe.

Weißgelb, auf der Unter- nebst Innenseite der Gliedmaßen in Gelblichweiß über, erscheint aber, weil die Flecken klein sind und ziemlich dicht stehen, verhältnismäßig dunkel. Ueber die Oberlippe verlaufen in wagerechter Richtung drei bis vier ziemlich breite schwarze Streifen; ein großer länglichrunder, ebenso gerichteter Flecken zieht sich um den Mundwinkel herum, ein kleiner senkrecht gestellter findet sich über jedem Auge; im übrigen sind Gesicht, Scheitel, Nacken, Kopf- und Halsseiten, Schultern, Ober- und Unterarme, Schenkel und Beine auf der Außenseite, Kehle und Vorderbrust mit kleinen, in der Größe zwischen einer Erbse und einer Wallnuß schwankenden, schwarzen, vollen, runden und rundlichen Flecken dicht bedeckt. Einige von ihnen laufen in der Schlüsselbeingegend zu schief stehenden Querbinden, andere, und zwar ihrer zwei oder drei auf den Schultern und Beinen, zu unregelmäßigen Tüpfeln zusammen und werden hier durch schmale, netzartig zwischendurch ziehende Streifen der Grundfärbung getrennt. Hierdurch bilden sich gebrochene, im wesentlichen von oben nach unten verlaufende Reihen, während die Tüpfelung des Kopfes und Halses durchaus unregelmäßig erscheint. Einige wenige Schulter- und Schenkelflecken sind bereits zu gesäumten geworden, d. h. umschließen einen kleinen Hof, wie dies bei allen Flecken des Oberrückens, der Rumpfseiten und des Oberschwanzes in der Wurzelgegend der Fall ist. Der

Hof, welcher stets eine dunklere, in der Regel lichtrothgelbe Färbung hat, wird auf der Rückenmitte, über welche sich zwei oder vier gleichlaufende Streifen ziehen, von einem ring- oder zwei, meist zusammenfließenden halbmondförmigen Flecken eingefaßt, während ihn auf den Seiten, woselbst die Reihen eher nach der Quere als nach der Länge angeordnet sind, drei bis vier, im letzteren Falle paarig stehende Mondflecken umgeben. Der Schwanz ist in der Wurzelgegend mit in die Länge gezogenen Hof- und Vollflecken, gegen die Spitze hin nur mit letzteren sehr unregelmäßig gezeichnet, an der Spitze unten aber fast reinweiß. Die Zeichnung der Unter- und Innenseite der Glieder endlich besteht entweder aus einfachen oder doppelten Vollflecken. Das Ohr ist außen grauschwarz, ein großer Flecken nach der Spitze weißlich; das Auge hat grünlichgelbe Iris und runden Stern. Weder die Geschlechter noch die Alten und selbständig gewordenen Jungen unterscheiden sich wesentlich von einander; wohl aber gibt es dunklere und selbst schwarze Spielarten. Eine solche, in Habesch Gesela genannt, wird wegen ihres glänzendbraunschwarzen, nur im Sonnenglanze fleckig erscheinenden, von den Abessiniern hochgeschätzten Felles eifrig verfolgt.

Als Heimgebiet des Leoparden haben wir Afrika anzusehen. Ob er auch in Asien vorkommt, weiß ich nicht, halte es jedoch nicht für wahrscheinlich. Noch gegenwärtig bewohnt er fast alle Länder und Gegenden seines heimatlichen Erdtheils.

Der Panther (Leopardus Panthera, L. varius, Felis Panthera, F. varia) erinnert in der Fleckung, nicht aber im Bau an den Jaguar. Seine Gesammtlänge beträgt mindestens 2,8 Meter, wovon mehr als ein Drittel, ungefähr 85 Centim. auf den Schwanz kommen. Der Kopf ist mäßig groß und länglichrund, die Schnauze deutlich vorspringend, der Hals kurz, der Leib kräftig, aber doch gestreckt, der Schwanz fast ebenso lang wie der Rumpf; die kräftigen Beine sind verhältnismäßig sehr stark, die Pranken groß. Die Grundfärbung, ein helles Ockergelb, geht auf dem Rücken in Dunkelröthlichgelb, auf der Unterseite und den Innenseiten der Glieder in Gelblichweiß über, wie bei dem Leoparden, tritt aber weit lebhafter hervor, weil die Fleckenzeichnung eine durchaus verschiedene ist. Die dunklen Streifen auf der Oberlippe sind wenig ausgeprägt, theilweise nur angedeutet; der länglichrunde Fleck in dem Mundwinkel unterscheidet sich nicht von dem des Parders; die Fleckenzeichnung des Kopfes ist spärlicher als bei diesem, die Flecken selbst sind durchgehends etwas kleiner, und der Kopf erscheint deshalb lichter. Außer dem Kopfe, dem Nacken, den Halsseiten, der Gurgel und Oberbrust, auf welcher mehrere Flecken ebenfalls zu zwei oder drei Streifen zusammenfließen, zeigen nur die Vorderarme und Unterschenkel meist aus zwei oder drei Einzelflecken zusammengeflossene Vollflecken, während Schultern und Oberschenkel wie der Rücken und die Seiten mit gesäumten oder Hofflecken besetzt sind. Alle Hofflecken oder Rosetten unterscheiden sich von denen des Leoparden durch ihre bedeutende Größe: der weite Hof ist lebhaft röthlichgelb, die ihn umgebenden Mondflecken sind klein und schmal und gruppiren sich zu zwei und drei, drei und vier, ausnahmsweise auch fünf um den Mittelfleck, so daß jeder Hof von fünf bis sieben, beziehentlich acht Mondflecken umringt wird. Ueber die Mittellinie des Rückens ziehen sich zwei gleichlaufende, neben ihnen zwei fast gleichlaufende Rosettenreihen, erstere meist aus geschlossenen, letztere aus theilweise unterbrochenen, im Vergleiche zu denen der Seiten kleinen Mondflecken bestehend, während die Rosetten auf den Seiten sich wie beim Parder in ziemlich regelrecht schief von oben und vorn nach unten und hinten verlaufende Reihen ordnen. Auf der Oberseite des Schwanzes herrscht bis gegen die Mitte eine aus großen Rosetten gebildete Zeichnung, nach Art der des Rückens, während die Unterseite hier lichtere Mondflecken, und der Schwanz in der Endhälfte oben breite schwarze, durch schmale lichte Bänder getrennte Halbringe zeigt und unten einfarbig weiß ist. Die gilblich- oder reinweiße Unter- und Innenseite der Glieder endlich trägt große, länglichrunde, sehr einzeln stehende schwarze Flecken. Färbung und Zeichnung des Ohres sind wie beim Leoparden; die Iris aber sieht in der Regel gelb aus. Eine schwarze Spielart des Thieres hat man auf Ceilon beobachtet. Weiter nach



Panther.

Osten hin tritt eine andere Spielart des Panthers auf, welche Gray als besondere Art (Leopardus japonicus) beschrieben hat, weil das Fell, dem Klima entsprechend, viel dichter und namentlich der Schwanz buschiger ist. Dies aber kann kein Grund zur Trennung des einen und anderen sein; denn genau dasselbe finden wir auch bei den anderen Katzen.

Mit Bestimmtheit kann ich angeben, daß der Panther auf dem Festlande Süd- und Ostasiens lebt. Von Indien aus habe ich ihn erhalten. Wie weit sein Verbreitungskreis sich erstreckt, vermag ich nicht zu sagen. Er dürfte es sein, welcher in Palästina, Kleinasien und am Kaukasus auftritt, es stände solche Ausdehnung des Verbreitungskreises mindestens nicht im Widerspruche mit dem, was wir von anderen Katzen beobachtet haben.



Sundapanther (Leopardus variegatus). Schwarze Spielart. 1/14 natürl. Größe.

Mit Leopard und Panther läßt sich der Sunda- oder Langschwanzpanther (Leopardus variegatus, Felis variegata und chalybeata, L. pantherinus, L. macrurus), streng genommen, gar nicht verwechseln. Ihn unterscheiden: der kleine, lange Kopf, der längliche Hals, der sehr gestreckte Leib, der mindestens rumpflange Schwanz, die niedrigen, kräftigen, mit verhältnismäßig sehr starken Pranken ausgerüsteten Beine sowie endlich die Fleckenzeichnung von beiden Verwandten. Abgesehen von dieser in allen Einzelnheiten von jener des Parders und Panthers verschiedenen Gestalt ist ebenso das Gepräge der Fleckung ein anderes, weil Flecken wie Rosetten viel kleiner und dunkler sind, auch dichter stehen als bei den Verwandten. Das Fell erhält hierdurch einen schwarzblauen Schimmer, welcher deutlich hervortritt, wenn man den Blick längs desselben streifen läßt. Die Grundfärbung ist dunkel lehmgelb, die der Höfe bräunlich dunkelgelb, die der Unter- und Innenseite der Glieder graulich- oder gelblichweiß. Kopf, Nacken, Unterarme und Unterschenkel sind so dicht mit Tüpfelflecken gezeichnet, daß diese Theile fast schwarz erscheinen, die Halsringe sehr ausgesprochen, die Flecken der Schultern und Oberschenkel mit wenigen Ausnahmen voll, die auffallend dichtstehenden Rosetten aus drei bis fünf meist zusammengeflossenen Flecken gebildet, die Höfe immer klein, bei einzelnen Rosetten kaum sichtbar, die Schwanzflecken sehr in die Länge gezogen, unter sich meist verbunden, ihre Höfe ebenfalls klein, die dunkeln Halbbinden der Schwanzspitze nur durch sehr schmale lichte Zwischenräume getrennt, die Längsflecken der unteren Schwanzseite unregelmäßig. Der Ohrrand hat tiefschwarze Färbung. Die Iris ist grünlichgelb.

Der sogenannte Schwarzpanther oder schwarze Leopard (Felis, Leopardus melas), welchen ich in der ersten Ausgabe dieses Werkes als besondere Art auffassen zu dürfen glaubte, ist

nichts anderes als eine schwarze Spielart des Sundapanthers; denn er wird, wie bereits Reinwardt und Kuhl richtig bemerkten, und wie, laut Rosenberg, jeder Javane weiß, mit dem gelben Sundapanther in einem und demselben Gewölfe gefunden. Dem Anscheine nach ändert letzterer häufiger und regelmäßiger ab als seine Verwandten.

Das Wohngebiet des Sundapanthers dürfte sich auf die großen Sundainseln, insbesondere Java und Sumatra beschränken, wenn auch nicht ausgeschlossen erscheint, daß er ebenso auf dem benachbarten Festlande, vielleicht als Vertreter des Panthers, gefunden wird. Auf Java heißt er „Matjang tutul", d. i. gefleckter Tiger, und die schwarze Spielart wird meist nur durch den Beinamen „itum" (schwarz), seltener unter dem Namen „Matjang kombang" unterschieden.

Alle Pardel stimmen in ihrer Lebensweise und ihrem Wesen so innig mit einander überein, daß man das von der einen Art Bekannte wohl auch auf die andere beziehen darf. Aus diesem Grunde beschränke ich mich im wesentlichen auf eine Lebensschilderung der afrikanischen Art, deren Sitten und Gewohnheiten ich durch eigene Anschauung wie durch Mittheilungen glaubwürdiger Berichterstatter am genauesten kennen gelernt habe, und füge nur hier und da einige Bemerkungen über die verwandten Pardelkatzen hinzu.

Der Leopard ist unzweifelhaft die vollendetste aller Katzen auf dem Erdenrund. Wohl flößt uns die Majestät des Löwen alle Achtung vor der gesammten Familie ein, wohl sehen wir in ihm den König der Thiere; wohl erscheint uns der Tiger als der grausamste unter der grausamen Gesellschaft; wohl besitzt der Ozelot ein farbenreicheres und bunteres Kleid als alle übrigen Pardel: hinsichtlich der Einhelligkeit des Leibesbaues, der Schönheit der Fellzeichnung, der Kraft und Gewandtheit, Anmuth und Zierlichkeit der Bewegungen aber stehen sie und alle übrigen Katzen hinter dem Leoparden zurück. Er vereinigt alles in sich, was die einzelnen Katzen im besonderen auszeichnet, weil er deren Eigenschaften in leiblicher wie in geistiger Hinsicht in vollkommenster Weise zur Geltung bringt. Seine sammtne Pfote wetteifert an Weiche mit der unseres Hinz: aber sie birgt eine Klaue, welche mit jeder anderen sich messen kann; sein Gebiß ist verhältnismäßig viel gewaltiger als das seines königlichen Verwandten. Ebenso schön wie gewandt, ebenso kräftig wie behend, ebenso klug wie listig, ebenso kühn wie verschlagen zeigt er das Raubthier auf der höchsten Stufe, welche es zu erlangen vermag.

Auf den ersten Blick hin will es scheinen, als wäre das Kleid des Leoparden viel zu bunt für einen Räuber, welcher durch lauerndes Verstecken und Anschleichen seine Beute gewinnen und vor dem scharfen Auge derselben sich decken muß. Allein bei einer oberflächlichen Betrachtung der Gegenden, welche das Thier bewohnt, muß jede derartige Meinung verschwinden. Wer Innerafrika aus eigener Erfahrung kennen lernte, erstaunt über das bunte Gewand, welches dort die Erde trägt, und findet es ganz natürlich, daß in derselben ein so farbenreiches Geschöpf, selbst in sehr geringer Entfernung, übersehen werden kann. Das Fell des Leoparden und der Pflanzenüberzug des Bodens stimmen in ihrer Färbung auf das genaueste überein.

Fast ganz Afrika ist die Heimat des Leoparden. Er findet sich überall, wo es zusammenhängende, wenn auch nur dünn bestandene Waldungen gibt, und zwar in verhältnismäßig großer Menge. Unter den Waldungen behagen ihm besonders diejenigen, welche zwischen den höheren Bäumen mit dichtem Unterholze bestanden sind. Grasige Ebenen liebt er nicht, obwohl er in der Steppe eine keineswegs seltene Erscheinung ist. Sehr gern zieht er sich in das Gebirge zurück, dessen reichbewachsene Höhen ihm nicht nur treffliche Versteckplätze, sondern auch reichliche Beute gewähren. In Habesch bietet ihm noch ein Höhengürtel von 2000 bis 3000 Meter über dem Meere alle Annehmlichkeiten, welche er sich wünschen kann. Gar nicht selten sucht er sich seinen Aufenthaltsort nahe an den menschlichen Wohnungen oder in diesen selbst und unternimmt von hier aus seine Raubzüge. So erzählte mir Schimper, daß ein Leopard in einem Hause der Stadt Adoa in Habesch sogar Junge warf. Unter allen Umständen aber wählt sich der schlaue Räuber Plätze, welche ihn soviel wie möglich dem Auge entziehen. In den Wäldern weiß er sich

so vortrefflich zu bergen, daß man gewöhnlich bloß an den Bäumen seine Spur auffindet: die eingekratzten Streifen, welche er beim Klettern in der Rinde zurückläßt. Seine Fährte sieht man nur äußerst selten, höchstens auf dem feuchten Sande in der Nähe seiner Tränkplätze, wo der leise aufgesetzte Fuß sich abdrückt; auf dem harten Waldboden dagegen nimmt auch das geübteste Jägerauge nicht eine Spur von dem Schleicher wahr. Wie seine Verwandten hat er keinen bestimmten Aufenthaltsort, sondern streift weit umher und verändert seinen Wohnsitz nach Umständen, verläßt auch eine Gegend vollständig, nachdem er sie ausgeraubt oder in ihr wiederholte Nachstellungen erfahren hat.

Ungeachtet seiner nicht eben bedeutenden Größe ist der Leopard ein wahrhaft furchtbarer Feind aller Thiere und selbst des Menschen, obgleich er diesem so lange ausweicht, wie es angeht. In allen Leibesübungen Meister und listiger als andere Raubthiere, versteht er es, selbst das flüchtigste oder scheueste Wild zu berücken. Sein Lauf ist nicht schnell, kann jedoch durch gewaltige Sprünge das ersetzen, was ihm vor hochbeinigen Thieren abgeht. Im Klettern steht er nur wenig anderen Katzen nach. Man trifft ihn fast ebenso oft auf Bäumen wie in einem Busche versteckt. Bei Verfolgung bäumt er regelmäßig. Wenn es sein muß, steht er nicht an, über ziemlich breite Ströme zu schwimmen, obgleich er sonst das Wasser scheut. Erst bei seinen Bewegungen zeigt er sich in seiner vollen Schönheit. Jede einzelne ist so biegsam, so federnd, gewandt und behend, daß man an dem Thiere seine wahre Freude haben muß, so sehr man auch den Räuber hassen mag. Da kann man nichts gewahren, was irgend eine Anstrengung bekundet. Der Körper windet und dreht sich nach allen Richtungen hin, und der Fuß tritt so leise auf, als ob er den leichtesten Körper trüge. Jede Biegung ist zierlich, gerundet und weich: kurz, ein laufender oder schleichender Leopard wird für Jedermann zu einer wahren Augenweide.

Leider steht sein geistiges Wesen mit seiner Leibesschöne, wenigstes nach unseren Anforderungen, nicht im Einklange. Der Leopard ist listig, verschlagen, tückisch, boshaft, wild, raub- und mordlustig, blutdürstig und rachsüchtig. In Afrika nennt man ihn geradezu Tiger, weil man unter diesem Namen das Urbild eines blutdürstigen Wesens bezeichnet. Und wahrhaftig, keine andere altweltliche Katze kann den Namen des furchtbarsten Gliedes der Familie mehr als er verdienen. Er mordet alle Geschöpfe, welche er bewältigen kann, gleichviel, ob sie groß oder klein sind, ob sie sich wehren oder ihm ohne Abwehr zur Beute fallen. Antilopen, Ziegen und Schafe bilden wohl seine Hauptnahrung; aber er klettert auch den Affen auf den Bäumen, den Klippschliefern in dem Gefelse nach. Den Pavianen ist er beständig auf den Fersen. Er verhindert ein gefährliches Ueberhandnehmen dieser Thiere: dies sieht man in jenen Höhen, wo er nicht hinkommt. Nicht einmal das Stachelschwein ist vor ihm gesichert; denn er legt sich, wie Jules Gerard in Algerien beobachtete, auf den Wechsel dieses Nagers, lauert mit der größten Geduld und faßt, wenn der wohlbewehrte Stachelheld nächtlich seines Weges geht, blitzschnell zu, gibt ihm einen Schlag auf die Nase und zermalmt ihm hierauf rasch den Kopf. Die Antilopen soll er, wie die Kaffern erzählen, durch einen eigenthümlichen Kunstgriff zu berücken versuchen, im Grase an sie heranschleichen und in einiger Entfernung absonderliche Bewegungen zu machen beginnen, um die Neugierde dieser Thiere zu erregen. Läßt es sich ein Stück des Rudels beikommen, dieser Neugierde Folge zu geben, so hat seine letzte Stunde geschlagen. Etwas ist jedenfalls an der Sache, wenn auch die Deutung jener Bewegung kaum die richtige sein dürfte.

Unter den Herden richtet er oft ein fürchterliches Blutbad an. Manche Leoparden haben in einer einzigen Nacht dreißig bis vierzig Schafe getödtet. Deshalb wird er von den Viehzüchtern auch weit mehr gefürchtet als der Löwe, welcher sich meist mit einem Wildpret begnügt. Den Hühnern schleicht er ohne Unterlaß nach, und Ziegen und Schafe haben ihren ärgsten Feind an ihm. Nach den Erfahrungen der Ansiedler im Kaplande zieht er Ziegen den Schafen vor. „Der Farmer“, sagt Fritsch, „sieht es daher nicht ungern, wenn sein Hirt sich einige Ziegen hält, weil er weiß, daß, wenn Ziegen mit seinen Schafen weiden, der Leopard sicher die ersteren holen und sein Vieh

verschonen wird.“ Aber nicht einmal der Mensch ist vor ihm gesichert, und namentlich Kinder finden durch ihn häufig ihren Tod. So erzählte mir der Pater Filippini, ein sehr sorgsam beobachtender Jäger, welcher länger als zwanzig Jahre in Habesch gelebt hat, daß unser, von ihm grimmig gehaßtes Raubthier binnen drei Monaten aus dem Bogosdorfe Mensa allein acht Kinder weggetragen und verspeist hatte.

Mit der Kühnheit, Raublust und Mordgier verbindet der Leopard überdies die größte Frechheit. Dreist und unverschämt kommt er bis in das Dorf oder bis in die Stadt, ja selbst bis in die bewohnten Hütten hinein. Als sich Rüppell in der abessinischen Provinz Simen befand, packte ein großer Leopard unfern des Lagerplatzes und bei hellem Tage einen der Esel, wurde indessen noch zeitig genug durch das Geschrei der Hirtenknaben verscheucht. „Bei Gondar“, sagt derselbe Naturforscher, „wurden wir durch das Geschrei einer in unserem Haushofe befindlichen Ziege aus dem Schlafe geweckt. Es zeigte sich, daß ein Leopard über die neun Schuh hohe Hofmauer geklettert war und die schlafende Ziege an der Kehle gepackt hatte. Ein Pistolenschuß, der aber nicht traf, verscheuchte das Raubthier aus dem Hofe, in welchem es die sterbende Ziege zurückließ. Nach zwei Stunden kam der Leopard wieder in den Hof gesprungen und drang sogar bis in mein Schlafzimmer, wo die todte Ziege lag! Als er uns aufspringen hörte, entfloh er abermals unverletzt. Sieben Tage später wurden wir nachts durch das Jammergeschrei unserer Haushühner geweckt, welche hoch oben an der Decke des Vorzimmers auf einer schwebend hängenden Stange saßen. Drei Leoparden auf einmal hatten uns einen Besuch zugedacht. Während nun mein Neger Abdallah mit gespanntem Gewehre das Knurren einer dieser Bestien in dem Vorhofe bei den Maulthieren belauschte, sah ich die beiden anderen auf der Mauer des Hinterhofes, wohin ich mich begeben hatte, umhergehen und zwar mit leisem, aber so sicherem Tritte, daß ich darüber ganz erstaunt war. Die zu große Dunkelheit der Nacht machte einen sicheren Schuß unmöglich. Da es den Leoparden gelungen war, einige Hühner zu erhaschen, so konnten wir einer baldigen Wiederholung ihres Besuches gewiß sein. Wirklich erschienen sie auch schon in der nächsten Nacht wieder. Einer aber, welcher bereits zwei Stück Geflügel ertappt hatte, mußte mit dem Leben büßen, indem Abdallah ihm durch einen glücklichen Schuß die Wirbelsäule zerschmetterte.“

Von seiner kühnen Mordlust lieferte der Leopard auch mir einen schlagenden Beweis. Wir ritten vormittags durch einen Theil des Bogosgebirges. Da hörten wir über uns wieder einmal das stets zur Jagd herausfordernde Gebell der großen Paviane, und beschlossen sofort, unsere Büchsen an ihnen zu erproben. Unsere Leute, unter denen sich der egyptische Koch meines Freundes van Arkel d'Ablaing befand, blieben unten im Thale stehen, um die Maulthiere zu halten; wir kletterten langsam an der Bergwand empor, wählten uns einen ziemlich passenden Platz und feuerten von da aus nach den oben sitzenden Affen. Es war ziemlich hoch, und mancher von den Schüssen ging fehl; einige hatten jedoch getroffen: die Opfer derselben brachen entweder zusammen oder suchten verwundet das Weite. So sahen wir einen uralten Mantelpavian, welcher leicht am Halse verletzt worden war, taumelnd und unsicher den Felsen herabkommen und an uns vorüberschwanken, mehr und mehr dem Thale sich zuwendend, woselbst wir ihn als Leiche zu finden hofften. Wir beachteten ihn deshalb nicht weiter, sondern ließen ihn ruhig seines Weges ziehen und feuerten unsere Büchsen wieder nach anderen Hamadryaden ab, welche noch da oben saßen.

Urplötzlich entstand ein wahrer Aufruhr unter den Affen und wenige Sekunden später ein wüster Lärm unten im Thale. Sämmtliche männliche Mantelpaviane rückten auf der Felskante vor; grunzten, brummten, brüllten und schlugen wüthend mit den Händen auf den Boden. Aller Augen richteten sich zur Tiefe, die ganze Bande rannte hin und her; einige besonders grimmige Männchen begannen an der Felswand herabzuklettern. Wir glaubten schon, daß wir jetzt angegriffen werden sollten, und beeilten uns etwas mehr als gewöhnlich mit dem Laden der Büchsen. Da machte uns der Lärm unten auf die Tiefe aufmerksam. Wir hörten unsere Hunde bellen, die Leute rufen und vernahmen endlich die Worte: zu Hülfe! zu Hülfe! ein Leopard! An der Berg=

wand hinabschauend, erkannten wir denn auch wirklich das Raubthier, welches auf geradem Wege unseren Leuten zueilte, sich aber bereits mit einem Gegenstande beschäftigte, welcher uns unkenntlich blieb, weil er durch den Leoparden verdeckt war. Gleich darauf fielen unten zwei Schüsse. Die Hunde bellten laut auf, und die bis auf den Egypter wehrlosen Leute riefen von neuem mehrmals zu Hülfe. Dann wurde es bis auf das fort und fort dauernde Gebell der Hunde still.

Die ganze Geschichte war so schnell vorübergegangen, daß wir noch immer nicht wußten, um was es sich eigentlich handelte. Wir stiegen deshalb ziemlich eilfertig an der Bergwand hinunter in das Thal. Hier trafen wir unsere Leute in den verschiedensten Stellungen. Der Egypter hatte sich auf einen Felsblock gestellt, hielt krampfhaft die Doppelbüchse seines Herrn in der Hand und starrte nach einem ziemlich dichten Busche hin, vor welchem die Hunde, jedoch in achtungsvoller Entfernung, standen; der eine Abessinier war noch immer beschäftigt, die aufs äußerste erregten Maulthiere zu beruhigen; der dritte Diener, ein junger Mensch von etwa fünfzehn Jahren, war an der anderen Thalseite emporgeklettert und schien von dort aus das Ganze überwachen zu wollen, seine eigene Sicherheit natürlich nebenbei ebenfalls im Auge behaltend.

„Im Busche liegt der Leopard", sagte mir der Egypter; „ ich habe auf ihn geschossen."

„Er ist, auf einem Affen reitend, den Berg heruntergekommen", fügte der Abessinier hinzu; „gerade auf uns los kam er: wahrscheinlich wollte er die Maulthiere oder uns auch noch verschlingen."

„Dicht an Euch ist er vorüber gelaufen", schloß der dritte; „ich habe ihn schon oben auf dem Berge gesehen, als er auf den Affen sprang."

Vorsichtig die gespannte und abgestochene Büchse in der Hand haltend, näherte ich mich dem Busche bis auf zehn, acht, fünf Schritte, aber ich konnte, so sehr ich mich auch anstrengte, noch immer nichts von dem Leoparden gewahren. Endlich verließ der Wächter oben, welcher durch mein Vorgehen Muth gefaßt zu haben schien, seine Warte und deutete mit der Hand auf einen bestimmten Fleck. Hier, dicht vor mir, sah ich den Leoparden endlich liegen. Er war todt. Etwa zehn Schritte weiter thalwärts lag der ebenfalls getödtete Hamadryas.

Nun klärte sich der Hergang auf. Beim Hinaufklettern waren wir unzweifelhaft außerordentlich nahe am Lagerplatze des Raubthieres vorübergegangen. Dann waren von uns etwa zehn Schüsse abgefeuert worden, deren Knall stets ein vielfaches Echo hervorgerufen hatte. Der von uns verwundete Affe war, den Berg herunterkommend, jedenfalls auch nicht weit von dem Lager des Raubthieres vorübergehumpelt. Auf ihn hatte der Leopard sich gestürzt, ungeachtet der Menschen, welche er gesehen und gehört, ungeachtet der alle Thiere schreckenden Schüsse, ungeachtet des hellen, sonnigen Tages. Wie ein Reiter auf dem Rosse sitzend, war er auf dem Pavian in das Thal hinabgeritten, und nicht einmal das Schreien und Lärmen der Leute hatte ihn zurückgeschreckt. Der Koch unten, welcher mit den Anderen weniger für das Leben des Affen als für das eigene fürchtete, hatte, wie er zugestand, „in der Todesangst" die zweite Büchse seines Herrn aufgenommen, nach der Gegend hingehalten und dem Leoparden glücklich eine Kugel mitten durch die Brust gejagt. Dann hatte er auch den Hamadryas erlegt, wahrscheinlich ohne eigentlich zu wissen, in welcher Absicht.

Wie sich später ergab, hatte der Leopard den Affen mit den beiden Vordertatzen gerade vorn am Maule gepackt und hier tiefe Löcher eingerissen, mit den Hinterbeinen aber im Gesäße des Thieres fest sich einzuklammern versucht oder sie, stellenweise wenigstens, nachschleifen lassen. Unbegreiflich war es uns, daß der Mantelpavian, trotz der früher erhaltenen Verwundung, von seinem furchtbaren Gebisse nicht Gebrauch gemacht hatte.

Die Bewohner Mittelafrika's und die Reisenden wissen ähnliche Geschichten zu erzählen. So kam ein Leopard an Gordon Cummings Wagen heran, holte neben dem Feuer ein großes Stück Fleisch weg, und als die Hunde ihm nachsprangen, zerkratzte und zerbiß er zwei derselben so fürchterlich, daß sie bald nachher starben.

In Städten und Dörfern, welche nah am Walde liegen, besucht der Leopard die Häuser nur allzu oft, raubt hier vor den Augen der Menschen irgend ein Thier und schleppt es fort, ohne sich durch das Geschrei der Leute beirren oder sein Wild sich entreißen zu lassen. Ihm ist jedes Hausthier recht; er nimmt auch die Hunde mit, obgleich diese tüchtig sich wehren. Genau dasselbe berichtet man vom Panther. Tennent erzählt, daß ein solcher einstmals einen Hund aus der Mitte seiner schlafenden Gebieter raubte, bemerkt auch, daß die Jäger auf Ceilon kein Raubthier mehr hassen als ihn, weil die Hunde auf der Jagd durch ihn aufs höchste gefährdet werden. In Abessinien kann man des Leoparden halber weder Hunde oder Katzen noch Hühner behalten und muß für die Ziegen und Schafe mindestens ebenso gute Wohnungen herrichten als für die Menschen. Glaubwürdige Männer erzählen, daß er die Hunde erst förmlich von den Orten, welche sie bewachen sollten, weglocke und sich dann plötzlich von der anderen Seite nähere, um seinen Raub ungestört ausführen zu können. Während ich mich in den Walddörfern Ostsudâns befand, kamen die Leoparden in einer Woche beinahe jede Nacht bis an das Dorf heran, wurden aber von den in sehr großer Anzahl vorhandenen und vortrefflich eingeschulten Windspielen jedesmal zurückgetrieben. In den Urwäldern am Blauen Flusse hörte ich die eigenthümlich grunzende Stimme des Thieres mit Beginn der Nacht fast regelmäßig, auch die Fährten der nächtlich jagenden Räuber bemerkte ich sehr oft bei Streifereien, hatte jedoch damals nie das Glück, einen Leoparden selbst zu sehen. Als ich den Arabern mein Befremden hierüber aussprach, erklärten sie mir die Sache nach ihrer Weise einfach durch die große Schlauheit des Thieres. Der Leopard, sagten sie, wisse sehr wohl, daß ich für ihn ein weit gefährlicherer Gegner sei als sie selbst und ihn todtschießen würde, wenn er sich mir zeigen wolle, während sie ihm mit ihren Lanzen nicht viel anhaben könnten, und er deshalb vor ihnen nicht sonderlich sich in Acht zu nehmen brauche. Mehrmals habe ich auf dem Anstande gelegen, und an solchen Orten, welche der Leopard nachts vorher besucht hatte, lebende Ziegen für ihn als Köder angebunden: allein immer lauerte ich vergebens. Hieraus glaube ich schließen zu dürfen, daß er bei seinen Streifereien doch nicht so oft an denselben Ort zurückkehrt, als man gewöhnlich glaubt.

In der Regel greift der Leopard den Menschen nicht an: er ist zu klug, vielleicht auch zu feig, als daß er es auf einen Kampf mit dem ihm Ehrfurcht einflößenden Gegner ankommen lassen sollte. Als ich eines schönen Nachmittags mit Pater Fillipini unweit des Dorfes Mensa ein Dickicht durchstreifte, winkte mich mein Jagdgenosse zu sich heran und fragte mich leise, warum ich auf den Leoparden, welcher soeben kaum dreißig Schritte von mir vorübergelaufen sei, nicht geschossen habe; ihm selbst sei dies unmöglich gewesen, weil sein Zündhütchen abgefallen und er einige Augenblicke waffenlos gewesen wäre. Ich mußte bekennen, daß ich von dem schleichenden Räuber auch nicht das Geringste wahrgenommen hatte. Wir durchsuchten das nicht eben umfangreiche Dickicht sehr sorgfältig, jedoch vergeblich: die schlaue Katze hatte sich eiligst aus dem Staube gemacht. Aehnliche Begegnungen mögen oft genug vorkommen, ohne daß der eine Theil eine Ahnung davon hat. Ein noch näheres Zusammentreffen mit einem Panther schildert Skinner, ein Beamter in brittischen Diensten, welcher, Straßen anlegend und andere Bauten ausführend, Jahre lang die Waldungen Ceilons durchkreuzte. Durch ein leises Rascheln aufmerksam gemacht, sah er zu nicht geringem Schrecken in einer Entfernung von wenigen Fußen von sich, einen mächtigen Panther, welcher die Augen starr auf ihn gerichtet hatte und vielleicht mit sich zu Rathe ging, ob es gewagt werden dürfe, den Zweifüßler anstatt eines erwarteten Vierfüßlers anzuspringen. Skinner verlor die Geistesgegenwart nicht, blieb stehen und heftete seine Augen auf den Gegner, bis diesem die Lage unheimlich wurde und er sich zu unseres Mannes unsäglichem Vergnügen zur Flucht wandte.

Ganz anders zeigt sich der Leopard, wenn er angegriffen oder verwundet wurde. Unter solchen Umständen stürzt er sich wie rasend auf seinen Gegner. So erzählt Cumming, daß einer seiner Freunde, welcher einen Pardel nur verwundete, augenblicklich von ihm angesprungen, nieder-

geworfen und gräßlich zerfleischt, aber zum Glück doch gerettet wurde, weil der Gegner den nächsten Augenblick schon seiner eigenen Wunde erlag. Der Diener des Geistlichen Stella in den Bogosländern wurde, wie man mir mittheilte, durch einen einzigen Schlag eines Leoparden, auf welchen er geschossen hatte, getödtet. Man kennt übrigens auch Beispiele, daß der Leopard, ohne irgend gereizt zu sein, den Menschen angriff. Kolbe berichtet, daß der Bürgermeister der Kapstadt unversehens von einem Leoparden angesprungen wurde. Dieser schlug dem Manne die Klauen in den Kopf und fuhr mit dem Maule nach dem Halse, um ihm die Schlagadern zu durchbeißen. Der Angegriffene aber wehrte sich tapfer, rang mit seinem Gegner, und beide fielen zu Boden. Schon ermattet, strengte der Mann seine letzten Kräfte an, drückte dem grimmigen Thiere den Kopf fest auf den Boden, zog sein Schnappmesser heraus und schnitt ihm den Hals ab; er selbst aber hatte an seinen Wunden noch lange zu leiden. In Abessinien kommen alljährlich Unglücksfälle vor, d. h. auch erwachsene, wehrhafte Leute werden von dem Leoparden angegriffen und umgebracht. Kinder gehören, wie bemerkt, unter das Wild, auf welches er geradezu Jagd macht.

Auch der Panther greift zuweilen Erwachsene an. Auf Ceilon wurden, laut Tennent, nach einander zwei Männer, welche auf Kanzeln in Baumkronen gegen die Elefanten Wache halten sollten, von einem Panther weggeholt, welcher, ihnen unbemerkt, die luftige Höhe erklommen hatte; andere Eingeborene fielen der dreisten Katze sogar in der Veranda ihres Hauses zum Opfer. Blatternkranke sollen von Panthern arg gefährdet werden, wie man glaubt, wegen des widerlichen Blatterngeruches, welcher das Raubthier anzieht, richtiger wohl infolge ihrer hülflosen Lage in den Krankenhütten, welche man, um Ansteckung zu verhüten, in den Waldungen anzulegen pflegt.

Die Paarungszeit des Leoparden fällt in die Monate, welche dem Frühlinge der betreffenden Länder vorausgehen. Dann sammeln sich oft mehrere Männchen an einem Orte, schreien abscheulich nach Art verliebter Katzen, aber viel lauter und tiefer, und kämpfen ingrimmig unter einander. Wie man an Gefangenen erfuhr, wirft das Weibchen nach neunwöchentlicher Tragzeit drei bis fünf Junge, welche blind zur Welt kommen und am zehnten Tage ihre Augen öffnen. Es sind dies kleine, allerliebste Geschöpfe, ebenso wohl was ihre schöne Zeichnung als ihr hübsches Betragen betrifft. Sie spielen lustig, wie die Katzen, unter einander und mit ihrer Mutter, welche sie zärtlich liebt und muthvoll vertheidigt. Freilebend verbirgt diese ihre Nachkommenschaft in einer Felsenhöhle, unter den Wurzeln eines starken Baumes, in dichten Gebüschen oder in Baumhöhlen selbst; sobald die Kleinen aber einmal die Größe einer starken Hauskatze erreicht haben, begleiten sie die Alte bei ihren nächtlichen Raubzügen und kommen, Dank des guten Unterrichts, welchen sie genießen, bald dahin, sich selbst ihre Nahrung zu erwerben. Eine säugende Alte wird zu einer Geisel für die ganze Gegend. Sie raubt und mordet mit der allergrößten Kühnheit, ist aber dennoch vorsichtiger als je, und so kommt es, daß man nur in seltenen Fällen ihrer oder der Jungen habhaft werden kann.

Uebrigens thun die Leoparden auch schon während ihrer Paarungszeit an ein und demselben Orte viel Schaden, obschon sie, so lange sie durch die Liebe beschäftigt werden, weniger blutgierig und räuberisch sein sollen. Man hat nicht selten ihrer sechs bis acht zu gleicher Zeit bemerkt. Ein holländischer Kapbauer hatte das Vergnügen, gegen sein Erwarten mit einer solchen Gesellschaft zusammenzukommen. Er reiste in der im Lande gebräuchlichen Weise mit Ochsenwagen von einer Ortschaft zur anderen. Während die Genossen in einem anmuthigen Thale ihr Lager aufschlugen, ging er auf die Jagd hinaus, um ein Wildpret für die Küche zu erbeuten. Nach einem längeren, vergeblichen Streifzuge wollte er eben zum Lager zurückkehren, war auch bereits in dessen Nähe angelangt: da erblickte er zu seinem nicht geringen Entsetzen plötzlich sieben Leopardenköpfe zwischen dem zerklüfteten Gesteine und dem Riedgrase eines Hügels. In der Ueberraschung handelte er so albern wie er nur immer konnte: er schoß sein einfaches Gewehr auf das Gerathewohl nach der Gruppe ab! Glücklicherweise machte sich das Ende besser, als zu vermuthen gewesen wäre. Die Leoparden blieben ruhig; nur ein einziger sprang auf und focht in der Luft umher, gleichsam, als

wolle er nach der Kugel fangen, welche wahrscheinlich recht nahe an ihm vorbeigepfiffen war. Der Bauer schlich sachte davon.

Wo der Leopard vorkommt, führt man einen Vernichtungskrieg gegen ihn. Die Jagdarten sind natürlich höchst verschieden, weil das Feuergewehr nur hier und da eine Rolle spielt; im allgemeinen aber ist dieses doch die einzige Waffe, welche den Jäger sichert und ihm zugleich Erfolg verspricht. Wer scharfe Hunde besitzt und die Jagd des Leoparden bei Tage betreibt, braucht sich nicht vor ihm zu fürchten. Die Hunde, welche freilich im höchsten Grade gefährdet werden, beschäftigen ihn und geben dem Jäger Zeit, mit aller Muße eine gute Ladung Rehposten oder eine sichere Kugel ihm auf das bunte Fell zu brennen. Le Vaillant berichtet uns in ergötzlicher Weise von einer derartigen Jagd, bei welcher man mit vielen Hunden einen großen Busch umstellte und auf gut Glück hineinschoß, bei jeder Bewegung des Parders zurückprallte und endlich doch noch zum Ziele kam, indem er, der Erzähler, einen guten Schuß anbringen konnte. Nur sehr wenige Jäger sind so tollkühn, ohne Hunde auf die Leopardenjagd zu gehen. Sie umwickeln sich dann gewöhnlich den einen Arm dick mit Fellen und tragen ein scharfes, breites Dolchmesser bei sich. Das Raubthier stürzt sich, wenn es gefehlt wurde, sofort auf den Angreifer, und dieser hält ihm den geschützten Arm entgegen. In demselben Augenblicke, wo jener in den Fellen sich verkrallt, stößt der Jäger ihm das breite Messer in das Herz.

Es verdient der Erwähnung, daß auch unter den einfachsten Naturkindern über solche Jagden die köstlichsten Münchhausiaden umlaufen. So erzählte mir ein Schech in Roseres:

„In der Umgegend unserer Stadt sind die Leoparden zwar sehr häufig, aber doch nicht gefürchtet, weil unsere Leute Söhne der Stärke sind und mit Leichtigkeit jedes wilde Thier zu bewältigen verstehen. Die Jagd des Leoparden ist nun vollends eine Kleinigkeit. Wenn man weiß, wo er aufgebäumt hat, braucht man einfach in den Wald zu gehen und den Leoparden aufzufordern, vom Baume herabzukommen; dann sticht man ihn todt."

Ich sprach meine Verwunderung über die Folgsamkeit des Thieres unverhohlen aus; mein Berichterstatter blieb mir jedoch die Antwort nicht schuldig.

„Es ist ganz leicht", sagte er, „einen Leoparden vom Baume herabzubringen. Er betrachtet nämlich seinen schönen Namen „Nimmr" als eine Verhöhnung und entrüstet sich auf das äußerste, wenn man ihn so ruft. Unsere vortrefflichen Knaben nun nehmen zwei scharfe Lanzen, gehen unter seinen Baum, halten beide Lanzen neben sich über ihren Köpfen in die Höhe, so daß die Spitzen das Haupt decken, und rufen laut: „Komm herab, Nimmr, komm herab, du Sohn der Feigheit, du Fleckiger, du Schelm, komm, wenn du Muth hast!" Hierüber wird das Thier wüthend, vergißt alle Vorsicht und springt blind auf den Angreifer, natürlich aber in beide Lanzen, welche ihm in das Herz dringen."

Pater Fillipini hat während seines langjährigen Aufenthaltes in Habesch und den Bogosländern viele Leoparden erlegt oder in den von ihm gestellten Fallen getödtet. Unter allen Jagdberichten, welche er mir gab, hat mich einer besonders angesprochen.

In Keren, dem Hauptdorfe des eigentlichen Bogoslandes, hat die katholische Mission einen festen Wohnsitz gegründet. Sie hält, wie die ganze Gebirgsbevölkerung, ihre Herden, welche, wenigstens das kleine Vieh, nachts immer in einen wohlverwahrten Stall gebracht werden. Der Ziegenhirt, ein junger Bursche von fünfzehn Jahren, schläft auf einer etwa anderthalb Meter über dem Boden erhöhten Lagerstätte im Stalle.

In einer Regennacht vernimmt unser in der nächsten Hütte ruhende Pater den lauten Angstschrei aller in dem Stalle eingepferchten Ziegen und die Hülferufe ihres Hirten. Er schließt ganz richtig, daß ein Leopard irgendwie eingedrungen sein müsse, und eilt mit seinem treuerprobten Schweizerstutzen an den gefährdeten Stall.

„Was ist bei dir los, Knabe?"

„„O, Vater, ein Leopard ist in dem Stalle! Er hat eine Ziege zusammengewürgt und wird wahrscheinlich auch über mich herfallen wollen. Seine Augen funkeln gräßlich.""

„Wie ist er eingedrungen?"

„„Er hat die Wand mit seinen Tatzen aus einander geschlagen und so eine Thüre sich gebildet; auf der anderen Seite ist sie.""

Unser Pater geht auf die andere Seite, findet glücklich das Eingangsloch, holt einen großen Stein und legt diesen vor die Oeffnung.

„Sei ruhig, mein Sohn! dir wird nichts geschehen; zünde aber Licht an, damit ich sehen kann."

„„Ich habe kein Feuer, mein Vater!""

„Ich werde Dir solches bringen."

Der Jäger geht zurück, holt ein Wachslicht und Streichhölzchen, macht eine kleine Oeffnung durch die Strohwand und reicht beides dem Knaben mit der Aufforderung, Licht anzuzünden. Der arme Bursche ist durch den Ueberfall des gefürchteten Thieres so erschreckt, daß er unter seinen Fellen, welche er als schützende Decke über sich ausgebreitet hat, nicht hervorkommt. Pater Filippini muß also ein zweites Loch öffnen, durch welches er die zweite Hand steckt. Er bittet den Knaben, ihm wenigstens die Hand zu reichen und die Kerze zu fassen, streicht Licht an, und einen Augenblick später ist der nicht allzugroße Raum, wenn auch dürftig genug, erhellt.

Jetzt wird es dem Leoparden bedenklich. Er läßt die gemordete Ziege liegen und schleicht, den Leib dicht an die Wand des Stalles gedrückt, unhörbar dahin, seinem Ausgangsloche zu. Ein allgemeines Flüchten der geängstigten Ziegen zeigt seine Bewegung dem Ohre unseres Paters an, welcher mit der Büchse in der Hand vor einem dritten durch die Wand gebohrten Schießloche steht.

„Leuchte mehr nach dieser Seite, Talla!"

Es geschieht; allein der Jäger sieht nur einen Schatten, ohne im Stande zu sein, ihn aufs Korn zu nehmen. Der Junge fackelt mit dem Lichte hin und her; der Leopard wird ängstlich und läßt ein leises Knurren vernehmen. Nun strengt der Pater auch sein Gehör an, um das Raubthier zu erspähen. Da fällt ein Lichtstrahl gerade in die glänzenden Feueraugen des Leoparden: im Nu ist die Büchse an der Wange — der Schuß kracht in das Innere des Stalles; alle Ziegen rennen entsetzt umher; der Junge läßt vor Schreck das Licht zu Boden fallen, daß es erlischt: dann wird es still.

„Lebt der Leopard noch, Talla?"

„„Ich weiß es nicht, mein Vater; die Ziegen aber sind ruhig geworden.""

„Nun, dann ist er auch getroffen", sagte der muthige Geistliche, ladet, holt sich neues Licht, öffnet die Thür und tritt, allerdings immer noch mit gespannter Büchse, in den Stall. An der gegenüberstehenden Wand liegt der Leopard; die Kugel ist ihm zwischen den Augen in den Kopf gedrungen.

Bei weitem die wenigsten Leoparden, welche getödtet werden, enden ihr Leben durch die Kugel. Verschiedene Fallen sind weit ergiebiger als das Feuergewehr. Wo Europäer hausen, wendet man starke Tellereisen und Schlagfallen an oder hängt ein Stück Fleisch in ziemlicher Höhe an einem Baumaste auf und spickt den Boden darunter mit ziemlich langen, eisernen Spitzen. Das Raubthier springt nach dem Fleische, welches zu sicherem Sprunge zu hoch hängt, und stürzt oft in eine der dort aufgepflanzten Spitzen. Pater Filippini hat gegen ein Viertelhundert Leoparden in Fallen gefangen, welche nach Art der Mäusefallen eingerichtet, aber selbstverständlich viel größer sind. Eine Henne oder eine junge Ziege wurde in der hintersten Abtheilung der Falle als Köder ausgesetzt. Früher oder später überwog die Raubluft doch alle Schlauheit, und der Räuber saß im Kerker, wo ihn der Pater dann am anderen Morgen mit aller Ruhe und Sicherheit todtschoß. Einmal fing sich auch ein Löwe in einer solchen Falle; für ihn aber war noch keine Kugel gegossen. Er schlug erzürnt mit einem Prankenschlage die Fallthüre entzwei und entwich!

Genau dieselbe Falle wendet man am Vorgebirge der guten Hoffnung an. Es ist für die ganze Umgegend ein Fest, wenn eine von ihnen ihren Zweck erfüllt und den gehaßten Räuber

in die Gewalt des Menschen gebracht hat. Drayson schildert in lebendiger Weise einen derartigen Fang.

„Ein Haus in der Nähe von Natal wurde mehrmals von einem Leoparden besucht und nach Möglichkeit ausgeplündert. Das Thier hatte in kurzer Zeit einen Hund, unzählbare Hühner und ein Ferkel weggetragen und bezeigte eine so außerordentliche Freßlust, daß es geradezu unersättlich schien. Man baute also eine Falle und setzte eine alte Henne in den hintersten Theil des Käfigs. Der Leopard war zu schlau, als daß er bei der ersten Gelegenheit, welche ihn mit der Falle bekannt gemacht hatte, in dieselbe gegangen wäre, kehrte jedoch wenige Nächte später zurück, vergaß seine List über der Begierde nach der Henne und wurde gefangen. Man erzählte mir, daß er kurz nach seiner Einschließung ganz rasend gewesen sei und, obwohl vergeblich, die allerkräftigsten Anstrengungen gemacht habe, um sich aus dem verhaßten Kerker einen Ausweg zu bahnen.

„Ich besuchte ihn am Morgen nach seiner Gefangennahme und wurde mit dem abscheulichsten Zähnefletschen und den wüthendsten Blicken empfangen; doch konnte er seinerseits auch meine Blicke nicht vertragen und suchte denselben sobald als möglich zu entgehen. Wenn ich ihn stetig ansah, drückte er sich in eine Ecke. Wahrscheinlich war er über seine Ohnmacht und die Unfähigkeit, sich zu rächen, äußerst wüthend.

„Verschiedene Kaffern, welche viel von seinen spitzbübischen Besuchen zu leiden gehabt hatten, kamen, um jetzt bei ihm vorzusprechen. Sie schütteten ihren ganzen reichen Schatz von Verwünschungen auf sein verruchtes Haupt. Rund um den Käfig stellten sie sich und begrüßten ihn etwa mit folgenden Redensarten: „O, du niederträchtiger, feiger Hund, du erbärmlicher Hühnerfresser, bist du endlich gefangen, bist du es? Erinnerst du dich noch an das roth und weiße Kalb, welches du mir letzten Monat todtgeschlagen hast? Dies Kalb war mein! Du muthloser Lump, warum hast du denn nicht gewartet, bis ich mit meinem Speer und Stecken kam? Du hast wohl geglaubt, daß dein Fell besser werden möchte, wenn du dich vorher hättest dick und voll fressen können? So, jetzt bist du gefangen!"

„Schau nach meinem Speer", sagte ein anderer, „den will ich dir ins Herz stoßen, wie ich ihn jetzt in den Grund stoße. Ach, zeige mir nur deine Zähne, sie sollen mir zum Halsbande werden, und dein Herz will ich rösten."

„Plötzlich, inmitten der rührenden Ansprache, machte der Leopard einen mächtigen Satz und rüttelte an dem Gitter des Käfigs: — und in alle Winde zerstoben die Helden!

„Man hatte sich vorgenommen, das Thier nach der Kapstadt zu bringen, um es nach Europa zu versenden; aber während der zweiten Nacht wäre es beinahe entkommen, und als mehrere Tage vergangen, ehe man einen zur Fortschaffung geeigneten Käfig fertig brachte, wurde es nothwendig, den jetzt sehr gedemüthigten Schelm zu erschießen."

Reiche Ansiedler am Kap machen sich ein besonderes Vergnügen daraus, gefangene Pardel durch Hunde todtbeißen zu lassen. „Einer von ihnen", so erzählt Lichtenstein, „fing einen großen, lebendigen Parder und machte dies allen seinen Freunden bekannt, welche sich nach Landessitte an einem bestimmten Nachmittage in großer Anzahl bei ihm versammelten, um das Thier zu beschauen und Zeugen von dem Kampfe mit den Hunden zu sein, die es zu Tode beißen sollten. Nach vorhergegangener guter Bewirtung wurden die Gäste zur Falle geführt, in welcher das Thier noch steckte und woraus es erst sehr vorsichtig geholt werden mußte, um auf den Kampfplatz gebracht zu werden. Diese Falle lag in der Tiefe einer Bergschlucht und war von rohen Felsstücken aufgemauert, doch so, daß zwei große, dem übrigen Gemäuer ähnliche Felsen, den Eingang bildeten, übrigens in Hinsicht der Bauart ganz wie eine gewöhnliche Mäusefalle, nur alles in sehr großem Verhältnis. Oben war die Falle mit rohem Gebälke bedeckt, durch dessen Zwischenräume man das wüthende, schön gefärbte Thier beobachten konnte. Die Leute, welche es jetzt fesseln sollten, suchten erst eine Pfote nach der anderen in Schlingen zu fangen, dann zog man den Leoparden heraus und band ihm, trotz seines entsetzlichen Brüllens und vergeblichen Wüthens, die vier Beine an einander.

Hierauf begab sich Jemand in die Grube und warf auch eine Schlinge über den Kopf, damit es möglich werde, ihm einen festen Maulkorb anzulegen. Nun erst war man im Stande, den Leoparden nach dem Werft — so heißt bei allen Ansiedlern ein großer, freier Platz zwischen dem Wohnhause und den Wirtschaftsgebäuden — zu schaffen, woselbst jetzt der eine Hinterlauf, den man zwischen der Hackensehne und dem Unterschenkelbein durchstach, vermittels eines Ringes an einer Kette befestigt ward, welche in einem freistehenden Pfahl eingeklammert war. Nach und nach löste man einen Riemen nach dem anderen und ließ das Thier endlich frei an der Kette sich bewegen. Es erlangte bald seine ganze Kraft und Geschmeidigkeit wieder und gewährte in dem Wechsel seiner wilden Sprünge und seiner behenden Seitenbewegungen in der That ein sehr schönes Schauspiel. Mehr kriechend als schleichend pflegt der Parder seiner Beute nachzustellen, drückt den Bauch dabei fast auf die Erde, den Kopf mit aufwärts gerichteten Augen zwischen den Vordertatzen ausgestreckt. In dieser Lage bewegte er sich auch jetzt und, festgehalten von der Kette, streckte er sich so lang aus, daß man ein ganz anderes Thier vor sich zu sehen glaubte. Dabei wandt sich der Leib unaufhörlich seit- und aufwärts, so daß man seine Bewegungen denen einer kriechenden Schlange zu vergleichen geneigt war. Fest überzeugt, daß die vorher untersuchte Kette nicht brechen könne, wagten sich die Zuschauer ganz nahe hinzu und reizten ihn durch Würfe mit kleinen Kieseln und andere Neckereien zum Aufspringen und Brüllen. Darüber ward es Abend. Man berathschlagte, ob man ihn jetzt den Hunden preisgeben sollte, die inzwischen sämmtlich in einem Stalle eingesperrt waren, und eben gingen die Meisten hinweg, um den Kampf vorzubereiten, als plötzlich bei einem starken Rucke der Ring sich öffnete, und das nunmehr freie Raubthier auf den Landdrost und nach denen, die sich am vorwitzigsten genähert hatten, unbändig losstürzte. Wir ergriffen in der ersten Bestürzung die Flucht und hörten schon das glücklicherweise etwas abgemattete und seiner vollen Sprungkraft beraubte Ungethüm dicht hinter uns schnauben, als unsere eigenen mitgebrachten Hunde an uns vorbeistürmten und es auch sogleich an Ohren und Kehle packten. Den besten von ihnen, welcher vor Alter einen Eckzahn verloren hatte, schüttelte es leicht von den Ohren ab und tödtete ihn mit einem einzigen kräftigen Bisse nach dem Kopfe. Indessen kamen auch die übrigen Hunde herbei, welche den Parder desto sicherer packten, und von denen sich zwei in die Gurgel so verbissen, daß er in weniger als einer Viertelstunde, ohne weiter ein Lebenszeichen zu geben, erwürgt war. Bis dahin wehrte er sich verzweifelt mit seinen Krallen und verwundete noch einen der Hunde so schwer, daß dieser ebenfalls am anderen Tage starb. Bei dem Zerlegen des Thieres fanden sich alle Muskeln am Halse und Nacken zerbissen, aber in dem Felle selbst, welches äußerst zäh und von dichten Haaren geschützt ist, war auch nicht das kleinste Loch."

Wohl nirgends benutzt man von dem erlegten Raubthiere etwas mehr als das bunt gezeichnete Fell, welches seiner Schönheit halber überall in hohem Werthe steht, selbst in Europa zu Schabrackendecken noch Verwendung findet und einen Preis von fünfzehn bis zwanzig Thaler hat. Auch im Sudân wird es sehr geschätzt und zwar mehr von den Negern als von den Mahammedanern, welche es höchstens zu Fußdecken gebrauchen, während die Neger in ihm ein Siegeszeichen erkennen. Ich erwähne dies besonders aus dem Grunde, weil auch die Kaffern genau dieselben Ansichten hegen. Der Krieger des Kaffernlandes, welcher so glücklich gewesen ist, einen Leoparden zu tödten, wird mit Ehrfurcht und Bewunderung betrachtet. Er schmückt sich stolz mit seinem Siegeszeichen, und Jeder, welcher nicht eine ähnliche Probe seines Muthes aufweisen kann, betrachtet jenen mit Neid und Scheelsucht. Die Zähne werden in eigenthümlicher Weise mit Faden und Draht zusammengeschlungen und in Gemeinschaft mit Perlen zu einer Kette aufgereiht, welche über die Brust des Kriegers herabhängt und von der dunkeln Haut des Mannes lebhaft absticht. Die Klauen verwendet man in ähnlicher Weise, das Fell endlich verarbeitet man zu dem Karroß oder Deckmantel. Die Schwanzenden werden aufgeschnitten und an einer Schnur befestigt, welche sich der Held um den Leib schlingt. Wenn ein Kaffer etwa acht oder zehn solcher Schwänze aufzuweisen hat, welche rings um seinen Körper hängen, dünkt er sich der Höchsten einer zu sein und

blickt fast verachtend auf seine Gefährten herab, welche bloß, wie es allgemein gebräuchlich ist, Affenschwänze tragen können.

Obgleich nur die allerwenigsten Leoparden, welche man jung oder alt fängt, nach Europa gebracht werden, ist die schöne Katze doch in allen Thiergärten und Thierschaubuden eine gewöhnliche und unter den drei verwandten Arten jedenfalls die häufigste Erscheinung. Bei gehöriger Pflege hält der Leopard die Gefangenschaft lange aus. Er verlangt, wie alle Katzen, einen warmen und reinlichen Käfig und täglich etwas mehr als ein Kilogramm gutes Fleisch, ist aber im übrigen sehr anspruchslos. Bei besonders guter Laune springt er in eigenthümlich künstlichen Sätzen, welche gewöhnlich zwei durch einander geschlungene Kreise bilden, unaufhörlich in seinem Käfige auf und ab, so schnell meist, daß das Auge seinen Bewegungen kaum folgen kann. Zur Ruhe wählt er, so lange er mit seiner Umgebung noch nicht sich befreundet hat, die dunkelste Ecke seines Käfigs, später mit Vorliebe einen erhöheten Baumast und dergleichen. Ungestört hält er einen mehrere Stunden währenden Mittagsschlaf; so fest er aber auch zu schlafen scheint, so sicher vernimmt er jedes Geräusch: die Ohren spitzen, die geschlossenen Augen öffnen sich, um nach der Ursache desselben zu forschen, und seine volle Aufmerksamkeit wird rege. Jedes Thier, welches an seinem Käfige vorübergeht, erweckt seine Raublust: lautlos duckt er sich nieder, legt sich zum Sprunge zurecht und verfolgt alle Bewegungen der ersehnten Beute, auch wenn er durch unzählige Versuche erprobt hat, daß das Gitter des Käfigs jeden Raubversuch vereitelt. Seine Raubthiernatur macht sich eben geltend; er versucht wenigstens, einen Raub auszuführen. Gewährt man ihm mehr Freiheit, als er zeitweilig genoß, so macht sich der alte sündhafte Adam sofort wieder bemerklich, und man lernt jetzt in ihm das Raubthier kennen, wie es war und ist.

Während meines Aufenthaltes in Afrika hielt ich einen männlichen Parder geraume Zeit in Gefangenschaft, konnte es aber niemals zu einem erträglichen Verhältnisse zwischen mir und ihm bringen. Sobald ich mich dem Käfige näherte, drückte er durch Grinsen und Zähnefletschen, wohl auch durch ein heiseres Fauchen seine Unzufriedenheit aus, und wenn ich mich ihm nur einen Zoll weiter als gewöhnlich näherte, durfte ich sicher darauf rechnen, daß er mit einer seiner Tatzen nach mir schlug, natürlich regelmäßig dann, wenn ich es mir am wenigsten versah. Ich hatte ihn, wie alle die Raubthiere, welche ich bei mir führte, mittels einer langen Kette noch besonders fesseln lassen, und so durfte ich mir schon das Vergnügen gewähren, ihn zuweilen aus dem Käfige herauszulassen. Sobald er auf den Hof trat, begann er förmlich zu rasen, sprang wie toll empor, dehnte sich, zog Gesichter, fauchte und warf die wildesten Blicke nach allen Seiten. Dabei ging er Jedem, welcher sich ihm näherte, sofort zu Leibe und geberdete sich so sprechend, daß wir wohl wußten, er würde uns niederreißen, wenn er uns erlangen könnte. Jemehr ich die Kette durch einen angebundenen Strick verlängerte, um so toller wurden seine Bewegungen, um so mehr steigerte sich seine Wuth. Die ganze Wildheit des freilebenden Thieres, welche lange gewaltsam unterdrückt worden war, schien durchzubrechen, der Blutdurst regte sich, und seine Augen drohten der ganzen übrigen Thiergesellschaft Tod und Verderben. Gurgelnd flogen die Affen an den Wänden, Stöcken und Säulen empor, ängstlich meckerten die Ziegen, wie toll rannten die Strauße in ihrem Käfige auf und nieder, grollend blickte der Löwe auf den rasenden Roland. Dieser versuchte auf alle nur mögliche Weise freizukommen, und mehrmals wurde es uns angst und bange bei diesen Beobachtungsproben. Das allerschwierigste war, den Leoparden wieder in seinen Käfig zurückzubringen. Aus freien Stücken ging er nicht hinein, und gezwungen konnte er kaum werden. Das einfachste wäre gewesen, ihn an dem Stricke, bezüglich der Kette, wieder in den Käfig zu ziehen; allein dieser stand so, daß man in den Bereich seiner Sprünge hätte kommen müssen, wenn man die Kette erreichen wollte. Drohungen vermochten gar nichts über ihn: wenn wir ihm die Peitsche vorhielten, zeigte er uns dagegen seine Tatzen; wenn wir ihn anschrien, fauchte er; wenn wir auf ihn losgingen, legte er sich zum Sprunge zurecht. Es galt, seinen Trotz zu brechen, ohne ihn dabei zu mishandeln; denn er war nicht mein Eigenthum, und ich mußte ihn schonen. Ich wagte nicht einmal, mich der

aus dem Felle des Nilpferdes geschnittenen Peitsche zu bedienen, welche bei anderen Thieren gewöhnlich vollkommen ausreichte; ich wagte es auch im Grunde nicht, weil mir die Peitsche nicht lang genug erschien, und ich doch das Thier bis zum Käfige treiben mußte. Deshalb nahm ich einen neuen Stallbesen und befestigte diesen an einer langen dünnen Stange: damit bekam er seine Prügel; aber sie fruchteten nichts, und ich mußte auf andere Mittel denken. Das beste von allen war, wie ich zufällig entdeckte, ihn mit Wasser zu begießen, und dabei leistete mir nun wieder eine große Spritze die vortrefflichsten Dienste. Sobald er einen Eimer Wasser über den Kopf bekommen hatte oder durch den Strahl der Spritze dauernd eingenäßt wurde, suchte er so schleunig als möglich in seinen Käfig zu kommen; und später brachte ich ihn so weit, daß ich ihm bloß die Spritze und den Besen zu zeigen brauchte, um ihn augenblicklich dahin zu vermögen, seinen Schlupfwinkel zu suchen.

Und doch läßt der Leopard sich ebenfalls zähmen, fast ebenso gut wie Löwe oder Tiger, wenn auch in der Regel nicht in derselben Zeit. Ich habe bisher allerdings niemals einen wirklich zahmen Leoparden, sondern immer nur zahme Panther gesehen und gepflegt; Kreuzberg aber versicherte mir auf das bestimmteste, daß auch der Leopard sich abrichten lasse, ja, daß er kaum einen Unterschied zwischen ihm und einem Panther mache. Gerade die wildesten Stücke sollen oft, wenn auch nicht die zahmsten werden, so doch die gelehrigsten sein. Doch ist das Wesen der Thiere sehr verschieden geartet: einzelne lernen in acht bis vierzehn Tagen ihre sogenannten Kunststücke, andere nehmen keine Lehre an, werden deshalb von den Thierbändigern als „Dumme“ bezeichnet und baldmöglichst abgeschafft. Panther, welche von Jugend auf mit verständigen Pflegern Umgang hatten, werden ebenso zahm wie andere große Katzen, nehmen gern Liebkosungen von bekannten Personen entgegen, schnurren dabei behaglich nach Katzenart und schmiegen sich, den gelenken Leib schlangenartig biegend, zärtlich an ihren Gebieter an oder reiben sich wenigstens behaglich an den Gittern ihres Käfigs. Ein Panther, welchen ich pflegte, antwortete durch ein absonderliches Schnauben auf den Anruf, sprang mir und anderen Bekannten freudig entgegen, langte mit der Tatze nach mir, in der Absicht, mich an sich heranzuziehen, ließ sich streicheln und liebkosen, und leckte mit großer Zartheit die ihm gereichte Hand — ganz wie ein wohlerzogener Hund. Niemals dachte er daran, von seinen Klauen Gebrauch zu machen: die gefährlichen Tatzen blieben in der Hand seines Freundes immer weich und sammetig. Kreuzberg besaß einen anderen Panther, welcher so artig war, daß man ihm gestatten durfte, mit der Familie das Zimmer zu theilen und mit den Kindern zu spielen. Eines der letzteren, ein vierjähriges Mädchen, stand in hoher Gunst bei dem Thiere und durfte mit ihm verkehren wie mit einem Hunde, beispielsweise auf seine Brust sich legen und in solcher Stellung einschlafen, ohne irgendwelche Tücke befürchten zu müssen. Daß Leoparden ebenso zahm werden können, erscheint mir, ungeachtet der mir fehlenden Belege, mindestens höchst wahrscheinlich zu sein; denn mit Hunden schließen sie unter Umständen ein nicht minder inniges Freundschaftsverhältnis, als Panther pflegen, und mit letzteren oder mit Ihresgleichen leben sie, kleine Scharmützel gelegentlich der Paarzeit oder angesichts des Futters abgerechnet, in Frieden. Volles Vertrauen aber erwirbt sich der Leopard wohl nur in den seltensten Fällen: sein unbändiges Wesen, sein Jähzorn und eine ihm kaum abzusprechende Tücke, welche klar und deutlich in dem Gesichte ausgedrückt ist, läßt stets einen hinterlistigen, bösen Streich befürchten.

Darstellungen des Leoparden finden sich häufig auf egyptischen Denkmälern. „Das älteste, mir bekannte Bild“, belehrt mich Professor Dümichen, „gehört dem bei Besprechung des Löwen bereits erwähnten Grabe des Ptahhotep auf dem Pyramidenfelde an und stammt aus dem dritten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung. Unter den Darstellungen und Inschriften dieses Grabes, welche ich in meinen „Resultaten ꝛc.“ veröffentlicht habe, sieht man auf der einen Wand in der zweiten Reihe von oben einen Leoparden im Käfige, welcher von Männern getragen wird. Im Grabe des Nomarchen Nehera zu Beni Hassan ist an der einen Wandseite eine prächtige Jagdscene abgebildet: unter den dort dargestellten Thieren, auf welche Fürst Nehera und sein Sohn Necht ihre Pfeile abdrücken, erblicken wir auch den Leoparden. Dagegen sieht man in dem

unter der Thutmosis-Herrschaft im siebenzehnten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung errichteten Terrassentempel von Deïr-el-Bahheri, dessen hauptsächlichste Bilder ich in meiner „Flotte einer egyptischen Königin“ veröffentlicht habe, mehrere wohlgelungene Abbildungen, welche, nach Ihrer Versicherung, ganz unverkennbar den Panther darstellen. Höchst bezeichnend für das mildere Wesen dieses Thieres ist, daß es von Männern am Stricke geführt wird. Ein an der linken Schulter befestigtes Leopardenfell war das besondere Abzeichen hoher priesterlicher Würde; aber auch die Göttin Safech, „die Herrin der Schrift und Vorsteherin der Bibliotheken“, wie sie in den Inschriften genannt wird, trägt gewöhnlich das Fell des Pardels. Unter den Tributen aus südlichen Ländern, welche auf verschiedenen Denkmälern durch Bild und Schrift bezeichnet werden, gewahrt man wiederholt große Haufen von Fellen, welche in den begleitenden Inschriften „Felle von Pardeln des Südens“ genannt werden. Geschichtliche Texte endlich, welche die Heldenthaten eines Königs erzählen, erwähnen nicht selten, daß Seine Majestät allerhöchst in Wuth geriethen „gleich einem Leoparden“.

Von den Römern wurden Leopard und Panther vielfach zu den Kampfspielen in Rom benutzt. Letzterer war zu der Römer Zeiten in Kleinasien viel häufiger als gegenwärtig, und Caelius schrieb an Cicero, welcher damals Landvogt in Sicilien war: „Wenn ich in meinen Spielen nicht ganze Herden von Pardeln zeige, wird man die Schuld auf Dich werfen“. Scaurus war der erste, welcher unter seiner Aedilitätswürde 150 gescheckte Thiere schickte; dann sandte Pompejus 410, Augustus aber 420 Stück. Früher war es durch einen alten Senatsbeschluß verboten, die sogenannten „afrikanischen Thiere“ nach Italien zu bringen; der Tribun Aufidius aber stellte einen Antrag an das Volk und erwirkte die Erlaubnis, daß sie zu den circensischen Spielen kommen dürften. Dies geschah im Jahre 670 nach Erbauung Roms. Den Namen Leopard hat zuerst der Geschichtsschreiber Julius Capitolinus am Ende des dritten Jahrhunderts gebraucht, weil man glaubte, daß das Thier ein Bastard von Panther und Löwe sei. Hierauf bezieht sich wohl auch eine Stelle des Plinius, welcher die Thiere ziemlich gut kennt, aber sagt, daß es der Löwe rieche, wenn ein Panther mit einer Löwin zu thun gehabt habe, und sich dann räche. Derselbe Naturforscher erzählt, daß die Parder durch ihre Witterung alle vierfüßigen Thiere anlocken, durch ihren garstigen Kopf aber wieder abschrecken; deshalb verstecken sie sich, um die durch den Wohlgeruch herangezogenen Thiere zu fangen. An einer anderen Stelle heißt es, daß die Löwen, Parder und alle anderen des Geschlechts rauhe Zungen haben wie eine Feile und damit die Haut des Menschen ablecken. Daher werden auch die gezähmten wüthend, wenn sie bis auf das Blut gekommen sind. Die Griechen nennen den Leoparden Pardalis; Aristoteles spricht einige Male von ihm. Er erzählt, daß er vier Zitzen habe, daß er gescheckt sei, daß er in Asien, niemals aber in Europa vorkomme, daß die Weibchen mehr Muth hätten als die Männchen, und daß sie sich zu heilen wüßten, wenn sie mit dem Kraute Pardalianches sich vergiftet hätten, da sie dann Menschenkoth suchten und dieser ihnen hälfe. Das Kraut tödte auch die Löwen, und deshalb hingen die Jäger Menschenkoth an einen Baum, damit das Thier nicht weit weggehe; springe es darnach in die Höhe, so gehe es zu Grunde. Oppian unterscheidet zwei Arten von gefährlichen Pardalis, größere, derbere (Panther), und kleinere (Leoparden), welche aber jenen an Stärke nichts nachgeben. Nach dem Dichter sind sie die Amme des Bacchus gewesen, und deshalb lieben sie auch den Wein.

Die Fabelei einzelner Schriftsteller des Alterthums findet noch bis zu Geßners Zeiten unbedingten Glauben. „Ein grausam, grimm, fräßig, geschwind thier“, schildert unser alter Freund, „begirlich zu metzgen und blut vergießen. Wiewol etlich meinend der Leppard sölle sonderlich verstanden werden, ein thier so durch vermischung der Löuwin oder Löuwen, mit dem Pardo oder Pantherthier geboren wirdt, den Löuwen nit unänlich, allein sein brust und vorderleyb one schaupen oder haar, wonend gmeinklich bey den flüssen an orten so mit böumen oder dickem gesteud besetzt sind: belustigend sich mächtig deß weynß, sauffend sich voll: werdend zu zeyten also besoffen

vollen weyns gefangen: sy überfrißt sich auch zu zeyte, als dann legt sy sich in jr hüle schlaafen biß sy aufgetöuwt hat: so er gifft gefrässen, so bringt er sich mit menschenkaat widerub zurecht.

„Mit wunderbarem list sol er die Affen bekriegen, als Elianus schreybt.

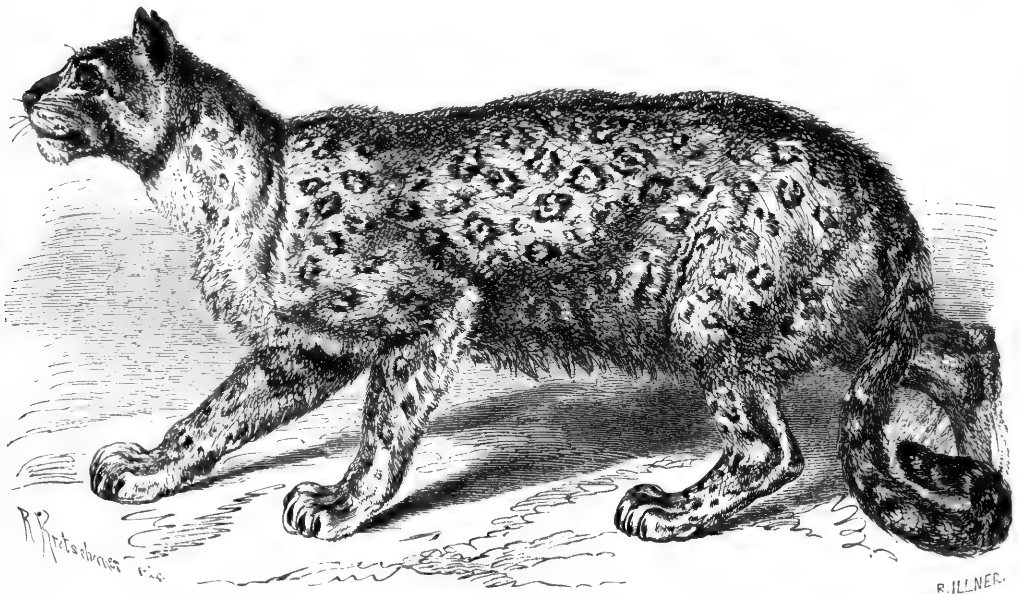
„Wo er die menge der Affen erfahren hat, spricht Elianus, so legt er sich noch bey jnen nider auff den boden, sterckt die bein von jm, spert den rachen und augen weyt auf, hält sich gleych als ob er tod seye, wann dann die Affen sölichs ersehend, habend sy grosse fröud darab, trauwend jm doch nit gantz wol, schickend zu ersten die frächest herab, dz spil zu erfaren, welche mit verzagtem hertzen, yetz nahet, dann widerkeert: der Leppard aber halt sich gantz still als tod. So nun die anderen Affen ersehend den ersten unverletzt um seinen feind härumb traben, stellend sy die forcht hinweg, lauffend all herzu, fröuwend sich, dantzend, springend auff und umb der todten feynd här als ob sy seinen spottend. So nun der Leppard sy müd, verdrossen, on sorg achtet, so das spil im besten ist, als dann junckt er unbewartet sach auf, ergreifft, zerreißt, zerzeert jren ein guten teil, braucht das beste und feißtest zu seiner spyß und narung. Er verbirgt sich auch zu zeyten in die dickest der böume oder dicke gesteud, springt auf die, falt an die so fürgend, erwürgt was er ankommen mag. Das Pantherthier sol ein blinde frucht gebären gleich als auch die Katze, und die selbig mit grossem schmertzen, ein kleine frucht, gebirt sälten. Zu zeyten vermischt sich das Pantherthier mit dem Wolff, dannethär wirt geboren ein thier Thoes genannt, welche gestalt gefläcket ist, der kopff aber dem Wolff gleych: von sölchem wirt under den Wölffen geredt werden. Der Löuw vergleycht sich mit einem dapfferen, aufrechten, redlichen mann, der Leppard aber oder Pantherthier einem bösen, argedykischen weyb, hat auch zu sölcher arglistigkeit, schalckheit mit forcht gemischt ein rechte form, gestalt, und glidmaß von natur überkommen. Ein wunderbarliche, grosse liebe söllend sy gegen jren jungen haben, von welcher Demetrius Physicus ein hübsche history schreybt, wie ein mann einen Lepparden in der straaß begegnet, und Leppard jm liebkoset als wann er etwas von jm begärte, der mann zuersten erschrocken, doch zulest dem Lepparden zu willen worden, welcher jn zu einer gruben geführt, in welche seine jungen gestürtzt warend, welche dann der mann heraufgezogen, und das thier jn mit vil schimpffs als ob er jm um solchen Dienst danckete, widerumb an sein statt gewisen. Zu zeyten wolt auch einer nit ab einem Gitze frässen so mit jm auferzogen und gespeyßt ward. Doch schreybend etlich, daß wie heimsch er yemer gemacht, gleych von jugend auferzogen werde, laß er doch seine Tyck nit, gleych den bösen weybern. Der Leppard ist allen thieren verhaßt, und fliehend jn fast alle thier, auch der Track. Es söllend vor wenig jahren nach dem tod des künigs Francisco, den Franzosen ein Leppard männlin und weyblin abkommen, entrunner, in die wäld kommen seyn, und bei Orliens vil der menschen erwürgt und ertödt haben, ein braut so yetz wolt hochzeyt haben auß der statt geraubet haben, und vil todtne körper und weyberen daselbst gefunden, welchen sy allein die brüst abgefressen habend. Das thier so Hyaena, Vilfraß oder Grabthier genannt wird, ist dem Lepparden auffsetzig: es sol auch der Leppard ab sölchesse gesicht gräßlich erschräcken, dermassen daß sy jm kein widerstand begärt zu thun, und ob jr beider fäl bey einandern gehenkt werdend, so fließt dem fäl des Lepparden das haar aus. Auß welcher Ursach die Egyptier so sy bedeuten wöllend daß der edler, stärcker, grösser, von dem minderen überwunden seye, so malend sy solche zwey fäl zusammen. Esculapius schreybt, daß der Leppard ein todtenschädelen eines menschen ersähe, so neme er die flucht."

*

Wahrscheinlich schließt sich eine große Katze Innerasiens, der Irbis, am nächsten an die Pardel an. Gray will ihn als Vertreter einer besonderen Sippe (Uncia) angesehen wissen und hebt besonders die Kürze und Breite der Gesichtsknochen sowie das jäh aufsteigende Stirnbein als bezeichnende Merkmale hervor, zu denen außerdem noch die schlanken, einigermaßen an die des Gepard erinnernden Läufe und der allseitig lange und dichte, aus gekräuseltem, im Grunde wolligem Haare bestehende, nur am Bauche weiche und schlaffe Pelz hinzuzuzählen wären. Ob

diese Kennzeichen insgesammt zur Trennung des Irbis von verwandten Katzen berechtigen, steht zunächst noch dahin.

Der Irbis (Leopardus Irbis, Felis Uncia, tulliana und uncioides), von Buffon ungerechtfertigterweise Unze genannt, steht an Größe dem Panther kaum nach; seine Gesammtlänge beträgt 2,20 Meter, die Schwanzlänge 90 Centim. Die Grundfärbung des Pelzes ist weißlichgrau mit lichtgelblichem Anfluge, wie gewöhnlich auf dem Rücken dunkler und an der Unterseite weiß. Die schwarzen Flecken, welche sich deutlich abzeichnen, sind auf dem Kopfe klein und voll, am Halse größer und ringförmig, und am Rumpfe endlich zu einem Tüpfelring mit dunkler Mitte ausgedehnt. Auf dem Rücken verläuft eine dunkle Linie, welche sich auf dem mattschwarz gefleckten Schwanze unterbrochen fortsetzt; auf der Unterseite stehen Vollflecken. Die kurzen,



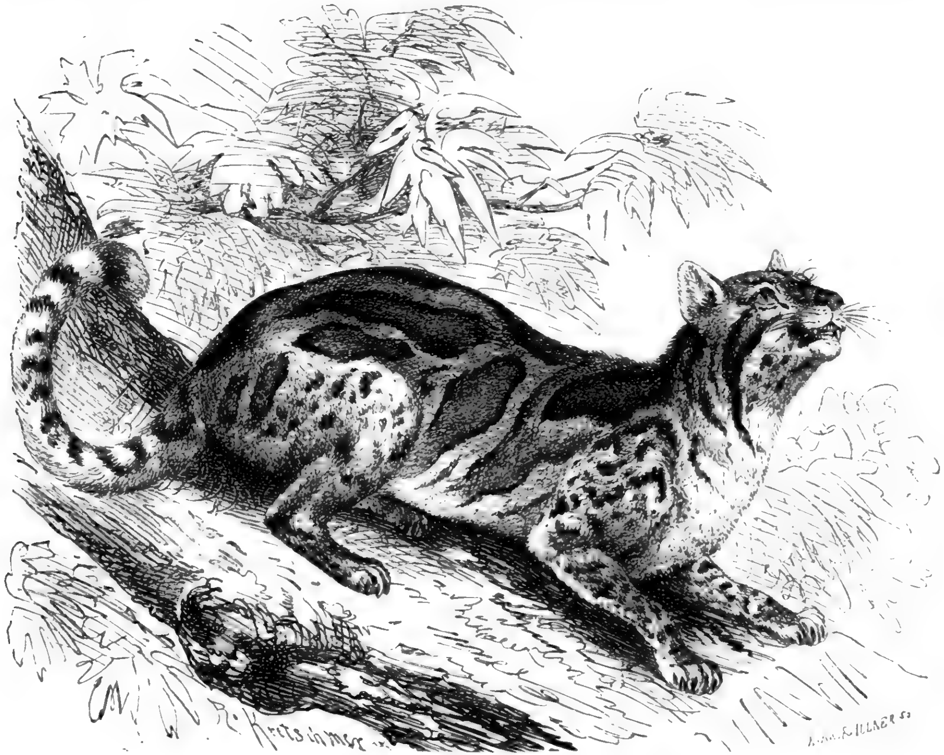
Irbis (Leopardus Irbis). 1/10 natürl. Größe.

stumpfen Ohren sind am Grunde und an der Spitze schwarz, in der Mitte aber weiß, die in vier Reihen geordneten Schnurren theils weiß, theils schwarz.

Schon durch seine Bekleidung bekundet der Irbis, daß er in kälterer Gegend lebt als der Leopard. Seine Heimat ist das mittlere Asien bis nach Sibirien hinauf; er soll an den Quellen des Jenisei und am Baikalsee nicht gerade selten, häufiger aber in Thibet und noch an den Küsten des Persischen Golfs zu finden sein. „Der Irbis", bemerkt Radde, „ist selbst in denjenigen Gegenden Südostsibiriens, in denen der Tiger häufig auftritt, sehr selten. Ueber das Vorkommen desselben im östlichen Sajan, den Baikalgebirgen und in Transbaikalien hat sich während meiner Reise nichts ermitteln lassen. Ebenso konnte bei zweimaliger Durchreise des oberen Amurlaufes hierüber nichts in Erfahrung gebracht werden. Erst bei den Birar-Tungusen gewannen die Erkundigungen solche Gewißheit, daß ich den Irbis als ein sehr seltenes Thier der Fauna des Burejagebirges zuzählen darf. Er scheint demnach in Westsibirien in größerer Häufigkeit verbreitet zu sein, da nach Lessings mündlichen Mittheilungen er sich einzeln sogar in der Umgegend von Krasnojarsk zeigen und im südlichen Altai nicht gar selten sein soll. Die Birar-Tungusen weisen ihm die hochgrasigen, steppenartigen Flächen am Sungari als eine Gegend an, wo er nicht selten lebt. Es war diesen Leuten bekannt, daß der Irbis gern auf Bäume klettert und von ihnen aus die Beute überfällt, wie es der

Luchs auch thut; sie gaben aber sogleich zum Unterschiede von letzterem den langen Schwanz an. Von seiner List wußten sie manches Beispiel zu erzählen. Man fürchtet ihn bei weitem nicht so wie den Tiger und versichert, daß mehrere gute Hunde ihn auf einem Baume stellen."

Hierauf beschränkt sich das mir über das Freileben des Irbis Bekannte. Von seinem Betragen in Gefangenschaft weiß ich nichts zu berichten. Sicherem Vernehmen nach gelangten zwar im Jahre 1871 zwei lebende Irbis in den Thiergarten zu Moskau, wurden dort aber meines



Marmelkatze (Felis marmorata). 1/7 natürl. Größe.

Wissens nicht beobachtet, auch so erbärmlich behandelt, daß sie, wie der größte Theil aller dort lebenden Thiere überhaupt, binnen kurzem ihr Dasein endigten.

*

Luchskatzen (Catolynx) nennt Gray zwei indische Mitglieder unserer Familie und gibt zu deren Kennzeichnung folgende Merkmale an: Der Kopf ist rundlich, das Ohr abgerundet, der Augenstern länglich und aufrecht gestellt, der Schwanz sehr lang, das Nasenbein wie bei den Luchsen gebildet. Sonstige Eigenheiten des Schädels, welche Gray hervorhebt, darf ich übergehen, weil sie von dem allgemeinen Gepräge zu wenig abweichen. Nach meinem Dafürhalten darf man die Luchskatzen als ein Mittelglied zwischen Pardeln und Katzen ansehen. Letzteren ähneln sie mehr als ersteren, obgleich sie ihr eigenthümliches, von anderen Katzen abweichendes haben. An die Luchse haben mich die Gefangenen, welche ich sah und pflegte, durchaus nicht erinnert.

Die Marmelkatze (Felis marmorata, F. Diardii, Olgilbii, longicaudata, Leopardus und Catolynx marmoratus) kommt unserer Hauskatze an Größe annähernd gleich; ihre Gesammtlänge beträgt 1,1 Meter, wovon auf den Schwanz 52 Centim. gerechnet werden müssen. Die Hauptfärbung des Pelzes ist lehmgelb mit leichtröthlichem Anfluge, unterseits lichter und

selbst weiß. Von der Stirn aus laufen über Schädel und Nacken zwei schwarze Längsstreifen, welche sich vereinigen und als ein Streifen über den Rücken ziehen, hinten aber sich wieder theilen. Andere gewundene Fleckenstreifen ziehen schief vom Nacken gegen den Bauch herab. Die Schultern sind mit hufeisenartigen Flecken, die Glieder mit runden schwarzen Tüpfeln bedeckt. Am Unterleibe finden sich drei Reihen runder dunkelbrauner Flecken, unter dem Halse Querbinden, über und unter den Augen je ein heller Fleck und auf den Wangen zwei schwarze Streifen. Die Ohren sind kurz und abgerundet, von außen silbergrau mit schwarzen Säumen, innen rostgelb; der ziemlich buschige Schwanz ist graulich rostgelb und deutlich geringelt.

Die Marmelkatze bewohnt Gebirgsgegenden Südostasiens, einschließlich der Sundainseln Sumatra und Borneo, und lebt in den Waldungen. Ueber ihr Freileben ist mir kein Bericht bekannt; auch Gefangene sieht man äußerst selten in unseren Käfigen. Ein schöner Marmelkater, welchen ich geraume Zeit pflegte, nahm für gewöhnlich die Stellung einer sitzenden Hauskatze an. Der Kopf wurde hoch getragen, der sehr buschige Schwanz meist über die Vorderpranken geschlagen. Das faule Liegen der Leoparden beobachtete ich nie, obgleich die Katze sehr zahm war und sich vor dem Beobachter nicht scheuete, also gewiß voller Bequemlichkeit hingegeben haben würde, hätte sie solche im Liegen gefunden. Eine Stimme habe ich nicht vernommen, wohl aber gelegentlich das übliche Fauchen. Doch ließ sich das Thier nicht gerade leicht aus seiner Ruhe bringen, ähnelte in dieser Beziehung vielmehr dem Ozelot, mit welchem es überhaupt in seinem Gebaren vielfach übereinstimmte. Die Lieblingsnahrung bestand in Geflügel, demnächst in kleinen Säugethieren; Rindfleisch fraß die Marmelkatze ungern, und Pferdefleisch verschmähete sie gänzlich. Ungeachtet der sorgsamsten Pflege starb sie bald nach Eintritt der Kälte zum Leidwesen Aller, welche sie gekannt hatten.

*

Katzen im engeren Sinne (Felis) heißen die kleineren Arten der Familie, welche im allgemeinen unserer Hauskatze ähneln. Ihr Leib ist mehr oder weniger schlank, der Kopf rundlich, das Ohr länglichrund, der Augenstern länglicheirund oder spaltförmig, der Schwanz mehr oder weniger lang und zugespitzt, das Fell ziemlich dicht, einfarbig, gefleckt oder gestreift. Ohrbüschel, Bart und Mähne fehlen den Gliedern dieser Gruppe oder Sippe, welche in mehrere Unterabtheilungen zerfällt worden ist.

An die Leoparden schließen sich die Pardelkatzen an, deren bekanntestes Mitglied der Ozelot oder die Pardelkatze (Felis pardalis, Leopardus pardalis) ist. Seine Länge beträgt 1,30 bis 1,40 Meter, wovon der Schwanz 40 bis 45 Centim. wegnimmt, die Höhe am Widerrist etwa 50 Centim.; das Thier kommt also unserem Luchs an Leibesumfang annähernd gleich, steht jedoch an Höhe weit hinter diesem zurück. Der Leib ist verhältnismäßig kräftig, der Kopf ziemlich groß, der gegen die Spitze verdünnte Schwanz mäßig lang, das Ohr kurz, breit und abgerundet, der Augenstern länglich eiförmig, der Pelz dicht, glänzend weich und dabei ebenso bunt wie geschmackvoll gezeichnet. Seine Grundfärbung ist auf der Oberseite ein bräunliches Grau oder Röthlichgelbgrau, auf der Unterseite ein gilbliches Weiß. Von den Augen zieht sich jederseits ein schwarzer Längsstreifen zu den Ohren. Die Oberseite des Kopfes zeigt kleine Tüpfel; auf den Wangen verlaufen Querstreifen und von diesen aus ein Kehlstreif, über den Rücken mehrere Längsstreifen, meist vier, längs des Rückens eine Reihe schmaler schwarzer Flecken, unter denen größere hervortreten, an den Seiten gekrümmte Längsreihen breiter bandförmiger Längsstreifen, welche von den Schultern bis zum Hintertheile reichen und lebhafter als die Grundfarbe, schwarz gesäumt, oft auch in der Mitte dunkel punktirt sind. Den Unterleib und die Beine zeichnen volle Flecken, welche auf dem Schwanze in Ringe übergehen. Diese Färbung ändert übigens sehr ab: oft sind die schwarzen Längsstreifen des Rückens durch breitere fahle Streifen in acht getheilt, und breite ununterbrochene Streifen ziehen sich längs der Seiten entlang; bei anderen zertheilen sich

die Streifen in Flecke und auf den Wangen finden sich breite schwarze Tüpfel; noch andere sind am ganzen Unterleibe schwarz gestreift, der Schwanz ist vollständig geringelt rc. Die Weibchen unterscheiden sich von den Männchen durch schwächere Färbung der Flecken und kreisförmig gestellte Punkte auf den Schultern und dem Kreuze.

Der Ozelot ist weit verbreitet. Er findet sich durch ganz Mittelamerika bis in das nördliche Brasilien und anderseits bis Mejiko und Tejas und den südlichen Theil der Vereinigten Staaten. Hier lebt er mehr in den tieferen und menschenleeren Wäldern als in der Nähe von Ortschaften, obgleich er auch da vorkommt. Auf freiem Felde findet man ihn nie, wohl aber in Wäldern, in felsigen



Ozelot (Felis pardalis). ⅙ natürl. Größe.

und sumpfigen Gegenden. An manchen Orten ist er häufig. Er scheint kein bestimmtes Lager zu haben. Den Tag über schläft er im dunkelsten Theile des Waldes, zuweilen in hohlen Bäumen oder auch zwischen undurchdringlichen Bromelien, welche von dichtem Strauchwerke beschattet sind; in der Morgen- und Abenddämmerung, besonders aber bei Nacht, geht er auf Raub aus und zwar ebenso gut in hellen, sternenklaren, wie in dunkeln, stürmischen Nächten. Letztere sind ihm sogar angenehm, weil er dann, unbemerkt von den Hunden, an die Bauernhöfe herankommen und dort nach Belieben würgen kann. In dunkeln Nächten hat der Hofbesitzer es nöthig, das Hühnerhaus wohl zu verschließen; denn wenn der Ozelot unter die Hühner kommt, richtet er dort ein arges Blutbad an.

Im Freien besteht die Nahrung unserer Pardelkatze aus Vögeln, welche sie entweder auf dem Baume, oder auf der Erde in ihren Nestern beschleicht, sowie aus allen kleineren Säugethieren, jungen Rehen, Schweinen, Affen, Agutis, Pakas, Ratten, Mäusen rc. Man glaubt, daß der Ozelot die Schuld von der Verödung der Wälder an Hühnern und Vögeln trägt, und jedenfalls ist es begründet, daß er diesen Thieren großen Schaden thut. Auch den Affen soll er in ihrem laubigen Gebiete eifrig nachstellen. Man hat auch hierüber das alte Märchen in Umlauf gesetzt, daß er bei seiner Jagd sich platt auf einen Ast lege und todt stelle, worauf dann die Affen erfreut herbeikämen, um sich an der Leiche ihres Todtfeindes zu weiden, plötzlich aber sehen müßten, wie bitter sie sich geirrt hätten.

„Diese sehr schön gezeichneten Thiere“, bemerkt Armand, ein eifriger Jäger, welcher den Südwesten Nordamerika's jahrelang durchstreifte und Glaubwürdigkeit verdient, „sind dem Wildpret äußerst gefährlich; sie rauben, selbst wenn sie vollkommen gesättigt sind, nur des Blutes halber, und lassen nie eine Gelegenheit unbenutzt, um eine Beute zu erhaschen. Mit unglaublicher Gewandtheit und Ueberlegung sowie mit unendlicher Geduld schleichen sie sich an das Wild, springen mit Blitzesschnelle auf dasselbe und lassen es nicht eher wieder los, als bis es ihnen sein Blut gegeben hat.“ Rengger spricht sich günstiger über das Thier aus. „Da diese Katze meist nur des Nachts auf Raub ausgeht“, sagt er, „habe ich sie niemals auf ihren Jagden beobachten können; sie scheint aber große Streifzüge zu machen. Ich habe in den sogenannten Urwäldern ihre Fährte oft stundenlang verfolgt. Höchst selten stößt man auf Ueberreste ihrer Mahlzeit; gewöhnlich sind es nur die Federn eines erlegten Vogels. Ich halte sie daher nicht für blutdürstig und glaube, daß sie nicht mehr Thiere auf einmal tödtet, als sie zu ihrer Sättigung bedarf; diese Meinung hat sich auch an Gefangenen, welche ich gehalten habe, bestätigt. Sie klettert gut und springt, wo die Bäume dicht stehen, wenn sie gejagt wird, mit Leichtigkeit von einem Baume zum anderen, obwohl sie im Klettern noch immer nicht die Fertigkeit des Kuguars besitzt. Nur durch die Noth gezwungen, wagt sie sich durchs Wasser, z. B., wenn sie durch Ueberschwemmung vom festen Lande abgeschnitten wird und das nächste Ufer zu gewinnen suchen muß; allein sie ist ein vortrefflicher Schwimmer. Nicht selten kommt es vor, daß ein durch Ueberschwemmung aus den Wäldern vertriebener Ozelot mitten in einer Stadt ans Land steigt. Ich selbst sah einen, welcher über einen Theil des Paragaystromes geschwommen war, bei seiner Landung im Hafen von Assuncion erschießen.

„Der Ozelot lebt paarweise in einem bestimmten Gebiete. Der Jäger kann gewiß sein, nachdem er einen aufgescheucht hat, den anderen in nächster Nähe zu treffen. Mehr als ein Paar trifft man jedoch niemals in dem nämlichen Walde an. Männchen und Weibchen gehen nicht zusammen auf den Raub aus, sondern jedes jagt für sich; auch helfen sie einander nicht bei der Jagd oder bei feindlichen Angriffen. Die Begattungszeit tritt bei ihnen im Oktober ein und dauert bis in den Januar; ihre Tragzeit ist unbekannt. Selten übersteigt die Anzahl der Jungen zwei. Die Mutter versteckt ihre Sprößlinge in einem hohlen Baume oder in dem Dickichte des Waldes und trägt ihnen, sobald sie fressen können, kleine Säugethiere und Vögel zu.“

Dem Menschen schadet der Ozelot verhältnismäßig wenig: er fürchtet ihn und die Hunde zu sehr, als daß er bevölkerten Gegenden sich nähern sollte. Bloß Wohnungen, welche nahe an Wäldern liegen, werden hin und wieder von ihm heimgesucht; doch auch dann nimmt er höchstens zwei Hühner oder eine Bisamente weg, trägt dieselben ins nächste Gebüsch und verzehrt sie sofort. Wenn ihm seine erste Unternehmung gelingt, kommt er gewöhnlich die nächsten Nächte wieder, bis er gefangen oder verscheucht wird. Man jagt ihn in Paragay mit Hunden oder fängt ihn in Fallen. Er ist sehr scheu und flüchtig und sieht den Jäger bei mondhellen Nächten, noch ehe derselbe ihn gewahr wird. Vor dem Hunde flieht er in größter Eile auf Bäume und versteckt sich hier im dichtesten Laube der Krone. Doch gelingt es dann zuweilen, ihn zum Schusse zu bekommen, da ihn das Leuchten seiner Augen verräth. Am leichtesten fängt man ihn vermittels Fallen, in deren Hintergrund ein Käfig mit einem eingesperrten Huhne gestellt oder auch Rindfleisch als Köder angebracht wird. Azara versichert, daß man dasselbe Thier in derselben Falle und an der nämlichen Stelle wiederfangen könne; denn seine Begierde nach dem Huhne ist so groß, daß es die schon erprobte Gefahr gänzlich vergißt.

Ein angeschossener Ozelot vertheidigt sich herzhaft mit seinen Krallen gegen die Hunde und kann auch wohl dem Menschen gefährlich werden. „Verwundet oder stark bedrängt“, sagt Armand, „greift er seinen Verfolger mit Wuth und viel Entschlossenheit an, und schon mancher Indianer ist von ihm unter solchen Umständen übel zugerichtet worden.“ Man jagt ihn übrigens weniger des Schadens wegen, den er anrichtet, als seines schönen Felles halber, aus welchem die Einwohner sich Winterstiefeln verfertigen.

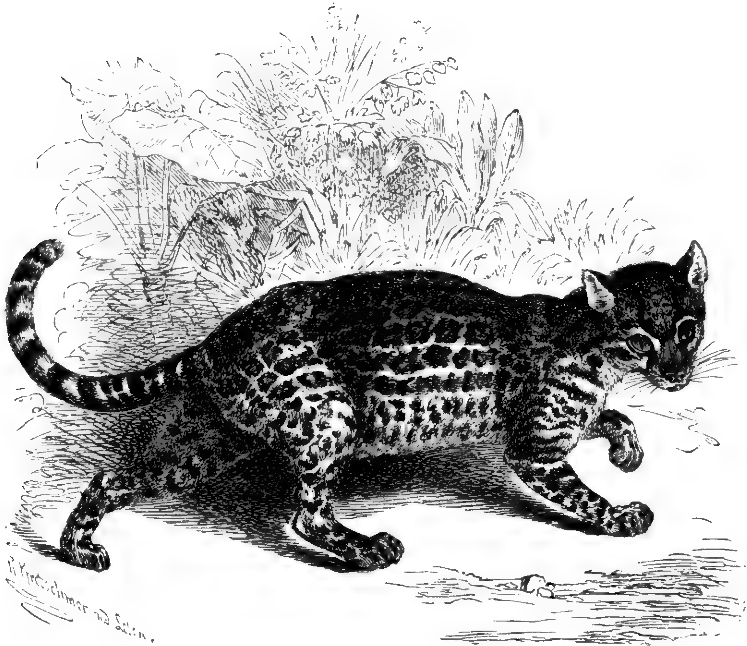
Der junge Ozelot wird häufig eingefangen und gezähmt. Gewöhnlich verrathen die Jungen ihren Aufenthalt durch Miauen und werden somit, auch ohne Hülfe der Hunde, ziemlich leicht aufgefunden. Man zieht sie mit Milch auf und nährt sie späterhin größtentheils mit gekochtem Fleische; bloße Pflanzennahrung macht sie krank. Füttert man sie aber nur mit rohem Fleische, so werden sie größer und schöner, als wenn man ihnen das Fleisch gekocht gibt. Auch alte Ozelots werden nach einiger Zeit zahm, wenngleich nur bis zu einem gewissen Grade; denn sie richten im Hofe immer noch allerlei Unheil an. Können sie sich eines kleinen Hundes oder einer Katze bemächtigen, so ergreifen sie das Thier beim Nacken, werfen es nieder, halten mit den Vorderpranken seine Vorderbeine, mit den Hinterpranken seine Hinterbeine fest und reißen ihm den Hals auf. Bei fortgesetztem Genusse von Katzenfleisch werden sie krätzig, stoßen während der Krankheit eigenthümliche Klagelaute aus und sterben endlich. Dieselben Klagelaute hört man von ihnen, wenn sie irgendwie ihr Misbehagen ausdrücken wollen. So miauen sie z. B. auf klägliche Weise, wenn man sie durch Hunger gezwungen hat, Kröten oder Schlangen zu fressen. Diese Thiere verursachen ihnen heftiges Erbrechen und schwächen ihre Verdauungskraft derartig, daß sie jede andere Speise wieder herausbrechen, allmählich abmagern und endlich auch sterben. Hausgeflügel können die gezähmten Ozelots nicht ersehen, ergreifen es, sobald sie es erreichen können, beim Kopfe oder beim Halse und tödten es durch den ersten Biß. Dann rupfen sie vor dem Genusse mit dem Maule den größten Theil der Federn aus und verspeisen es. Nach der Sättigung belecken sie sich das Maul, die Pfoten und den übrigen Körper und legen sich schlafen. Ihren Koth verscharren sie nie, häufig aber legen sie denselben in ihrem Trinkgefäße ab, sie mögen nun in einem Käfige eingeschlossen sein oder frei im Hause umhergehen.

Den größten Theil des Tages bringt der gefangene Ozelot schlafend zu. Dabei liegt er in sich zusammengerollt, wie unsere Hauskatzen es auch thun. Gegen Abend wird er unruhig und bleibt nun die ganze Nacht hindurch wach. Solange er jung ist, läßt er öfters einen miauenden Ton hören, besonders wenn er Hunger, Durst oder Langeweile verspürt; später vernimmt man diesen Ton nur bei krankem Zustande. Wird er im Fressen gestört, so knurrt er. Seine Zufriedenheit legt er durch Schnurren, seine Furcht oder seinen Zorn durch ein Schnäuzen an den Tag. Alt eingefangene Ozelots unterwerfen sich wohl dem Menschen, schließen sich ihm aber niemals an. Der Verlust der Freiheit macht sie niedergeschlagen und gleichgültig gegen gute oder schlechte Behandlung. Sie lassen sich schlagen, ohne sich zu vertheidigen, machen keinen Unterschied zwischen ihrem Wärter und anderen Menschen und bezeigen ihm weder Zutrauen noch Freude, wenn sie ihn sehen. Ganz jung und mit Sorgfalt aufgezogene hingegen werden in hohem Grade zahm. Gleich jungen Hauskatzen gaukeln sie mit einander, spielen mit einem Stück Papier, mit einer kleinen Pomeranze und dergleichen. Ihren Wärter lernen sie bald kennen, springen ihm nach, belecken ihm die Hand, legen sich ihm zu Füßen nieder oder klettern an ihm empor. Gegen Liebkosungen sind sie sehr empfänglich und beginnen augenblicklich zu spinnen, wenn man ihnen schmeichelt. Niemals zeigen sie Falschheit. Mit den Hunden und Katzen, in deren Gesellschaft sie leben, vertragen sie sich sehr gut; dem Geflügel stellen sie aber doch noch nach. Früherer Strafen uneingedenk, springen sie, sobald ihnen die Lust ankommt, auf eine Henne und lassen sich im Augenblicke des Raubes durch keine Züchtigung abschrecken, das Thier zu ermorden. Ihrer unvertilgbaren Raubsucht wegen hält man sie gewöhnlich in einem Käfige oder an einem Stricke angebunden.

In den Käfigen unserer Thiergärten spielt der Ozelot keine hervorragende Rolle. Er ist träge oder doch wenig lebhaft, sieht sich die Welt anscheinend mit unzerstörbarem Gleichmuthe an, begnügt sich mit jedem Raume und verlangt nichts weiter, als daß derselbe rein und warm sei und es an der erforderlichen Nahrung ihm nicht fehle. Die meisten Ozelots, welche nach Europa gelangen, kommen in bereits gezähmtem Zustande an und entsprechen dem vorstehenden Bilde; alt eingefangene, welche Wuthausbrüche gezeigt hätten, wie sie bei Leoparden an der Tagesordnung sind, habe ich nicht gesehen. Zu den häufigen Erscheinungen zählt der Ozelot übrigens nicht,

und deshalb hält es schwer, Paare zusammenzubringen und Junge zu erzielen, wie es, so viel mir bekannt, einzig und allein im Londoner Thiergarten der Fall gewesen ist.

Bestimmt unterschiedene Verwandte sind zwei andere Katzen Amerikas: der Marguay und die Mbaracaya. Man hat beide oft als Spielarten von jenem angesehen; sie unterscheiden sich aber hinlänglich durch ihre Größe. Erstgenannter, die Tigerkatze der Naturforscher, Thiergärtner und Händler (Felis tigrina, F. Margay und Guigna, Leopardus tigrinus), erreicht höchstens die Größe unserer Hauskatze. Ihre Körperlänge beträgt 50, die des Schwanzes 30 Centim.



Tigerkatze (Felis tigrina). 1/7 natürl. Größe.

Der weiche und schöne Katzenpelz hat oben und an den Seiten eine fahlgelbe Grundfarbe und ist unten, wie bei den meisten übrigen Katzen, weiß. Ueber die Wangen laufen zwei Streifen, zwei andere vom Augenwinkel über den Kopf bis ins Genick. Hier schieben sich nun noch andere ein, und so ziehen sich über den Nacken sechs derselben, welche weiter hinten in breitere Flecken sich auflösen. An der Kehle stehen zwei schwarze Tupfflecke, vor der Brust breite Halbringe. In der Mitte des Rückens verläuft ein ununterbrochener Streifen und jederseits daneben mehrere Reihen Vollflecken, von denen viele einen helleren Hof umschließen. Die Beine und der Unterleib sind gefleckt, die Ohren schwarz mit weißen Flecken. Der Schwanz ist an der Spitze buschiger als an der Wurzel.

In ihrer Lebensweise ähnelt diese Katze dem Ozelot fast in allen Stücken. Jung eingefangen und ordentlich gehalten, wird sie zu einem höchst gelehrigen und anhänglichen Thiere; alt eingefangen, beträgt sie sich allerdings sehr wild und ungestüm, nimmt jedoch nach einiger Zeit auch einen gewissen Grad von Zähmung an. Waterson hatte in Guiana einen jungen Marguay mit großer Sorgfalt aufgezogen, welcher in kurzer Zeit mit ihm auf das innigste befreundet wurde und ihm später wie ein Hund folgte. Gegen die Ratten und Mäuse, welche das Haus in Masse bevölkerten, lag er in einem ewigen Streite und wußte das von den verderblichen Nagern wahrhaft gepeinigte Haus in kurzer Zeit nach Möglichkeit zu reinigen. Er ging von Anfang an

mit angeerbter Kenntnis der Ratten und ihrer Sitten zu Werke. Während der letzten Stunden des Tages, seiner besten Jagdzeit, schlich er im ganzen Hause umher, vor jeder Oeffnung lauschend und jeden Winkel untersuchend. Seine Hülfe wurde außerordentlich werthvoll; denn die Ratten hatten vor seiner Zeit nicht weniger als zweiunddreißig Thüren zerfressen, und lustwandelten im ganzen Hause nach Belieben umher. Diesem Vergnügen that die Tigerkatze den gründlichsten Eintrag und gewann sich auch aus diesem Grunde immer mehr die Liebe ihres Erziehers.

Gefangene Marguays gelangen zuweilen auch nach Europa, gehören jedoch in den Käfigen unserer Thiergärten immer zu den Seltenheiten. Diejenigen, welche ich sah und beziehentlich pflegte, waren stille, anscheinend friedliche Geschöpfe, als entschiedene Nachtthiere übertages aber auch langweilig, weil sie die meiste Zeit in sich zusammengerollt auf ihrem Lager liegen, ohne sich um die Außenwelt viel zu kümmern. Ihr sanftes Wesen, die Anmuth ihrer Bewegungen und die Schönheit ihres Felles machen sie übrigens doch dem Pfleger lieb und werth.

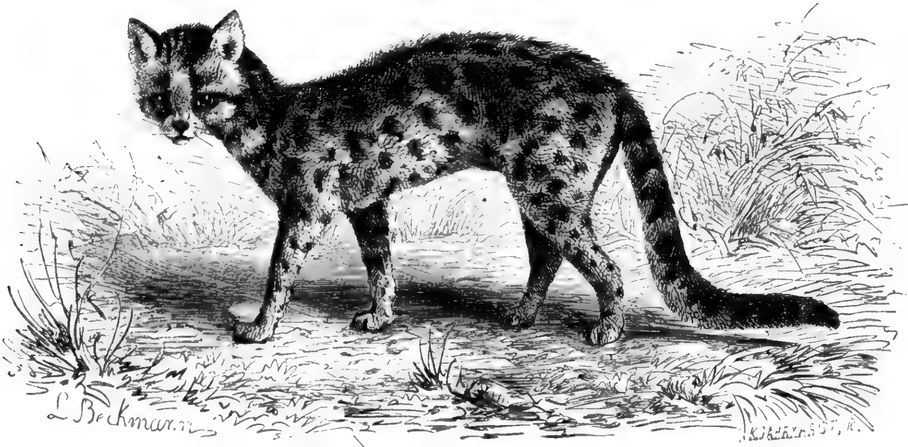
Der **Mbaracaya** oder **Tschati** — **Chati** — (Felis mitis, F. Chati und Maracaya, Leopardus Maracaya) ähnelt in seinem Leibesbau mehr dem Jaguar als dem Ozelot, unterscheidet sich aber nicht nur durch seine Zeichnung, sondern ebenso durch seine weit geringere Größe von dem gefürchteten Räuber; auch ist der Kopf verhältnismäßig kleiner und der Schwanz verhältnismäßig kürzer. Der Tschati gehört aber immerhin noch zu den größeren Katzen; denn seine Körperlänge beträgt 80, die des Schwanzes 30 und die Schulterhöhe 40 Centim. Der Grundton der Färbung ist mehr gelblich als röthlich, der Grundfarbe des Leopardenfelles ziemlich ähnlich, die Unterseite rein weiß. Auf dem Kopfe, Rücken, am Schwanze und unten an den Beinen heben sich einfache, schwarze Tüpfel ab, welche ebenso unregelmäßig in ihrer Gestalt wie in ihrer Anordnung, weil bald langgezogen, bald rund, bald in Streifen geordnet, bald wirr durch einander gestreut sind. Ein Flecken über dem Auge und die Backen sind rein weiß, die Ohren innen weiß, außen schwarz mit weißem oder gelbem Fleck. An den Seiten des Kopfes verlaufen zwei schwarze, unter der Kehle zieht ein brauner Streifen hin. Die Endhälfte des Schwanzes zeigt schwarze Binden und einige Ringel vor der Spitze. Die Jungen haben ein struppigeres und streifig geflecktes Haarkleid; aber auch bei den Alten ändert die Grundfarbe und die Beschaffenheit der Flecken und Streifen vielfach ab.

Der Tschati ist ein höchst eifriger Jäger und wagt sich schon an ziemlich große Thiere, beispielsweise kleine Hirsche. Den Hühnerzüchtern, welche in der Nähe der Waldungen wohnen, ist er ein sehr unangenehmer und ungemüthlicher Nachbar, und Jeder, welcher Hühner hat, mag sich vor ihm in Acht nehmen; denn, wie es scheint, zieht er Geflügel allem übrigen Wilde vor und stattet deshalb den Hühnerhäusern häufig Besuche ab. Eine Mauer oder ein Pfahlzaun rings um das Gehöft schützt nicht gegen seine nächtlichen Besuche, weil er es ebenso gut versteht, durch die schmalsten Oeffnungen sich zu drängen, wie über hohe Umfassungen zu klettern. Dabei ist er äußerst vorsichtig bei seinen nächtlichen Ueberfällen, läßt gewöhnlich nicht das geringste Anzeichen von seinen Besuchen zurück und nur am nächsten Morgen durch einige Blutspuren oder zerstreute Federn oder mehr noch durch die fehlenden Hühner erkennen, daß er wieder einmal da gewesen sei. Innerhalb zweier Jahren wurden nicht weniger als achtzehn Tschatis von einem Landeigner um sein Gehöft herum gefangen; hieraus mag hervorgehen, daß sie an manchen Orten häufig genug sind.

Man sagt, daß er in Paaren lebe und jedes derselben einen besonderen Jagdgrund besitze, ohne daß jedoch die beiden Gatten bei der Jagd sich behülflich wären. Während des Tages liegen die Thiere sorgfältig verborgen in dem dunklen Schatten der Wälder und schlafen, bis die Sonne zur Rüste gegangen ist und die Dunkelheit über das Land sich senkt. In Mondscheinnächten verbleiben sie in ihren Wäldern, d. h. scheuen sich, an ein Gehöft heranzuschleichen; je dunkler und stürmischer aber die Nacht ist, umsomehr scheint sie dieser Katze geeignet, einen Ueberfall auf die

von den Menschen geschützten Thiere zu versuchen. In solchen Nächten mag der Bauer sich in Acht nehmen und gut nach seinen Thoren und Läden sehen oder aber erwarten, daß er am Morgen einen leeren Hühnerstall findet.

In der Gefangenschaft ist der Tschati ein sehr liebenswürdiges und anhängliches Wesen, welches seinen Herrn durch sein angenehmes Wesen und die hübschen und anmuthigen Streiche erfreut. Einer, welcher von dem erwähnten Landbesitzer gefangen worden war, wurde so vollständig zahm, daß man ihm zuletzt die Freiheit gab. Doch so liebenswürdig und umgänglich er auch gegen seinen Herrn sich bewiesen hatte, so mord- und raublustig zeigte er sich den Hühnern gegenüber. Seine Mordsucht war viel zu tief in ihm eingewurzelt, als daß sie hätte ausgerottet werden können. Das Thier benutzte jeden Augenblick, um im eigenen Hause oder in der Nachbarschaft einen Ueberfall zu machen, und endete auf einem dieser Streifzüge durch den Speer eines erbosten Pächters sein Leben.



Langschwanzkatze (Felis macroura). 1/7 natürl. Größe.

In Brasilien jagt man den Tschati mit Hülfe der Hunde, vor denen er sofort bäumt, dem Jäger sodann zur leichten Beute werdend. Die Neger und selbst einige Urbewohner essen das Fleisch, obgleich der Tschati, laut Prinz von Wied, einen unangenehmen Geruch von sich gibt. Aus dem schönen Felle, welches für Pferdedecken zu klein ist, bereiteten die brasilianischen Jäger zu Zeiten der Reise des Prinzen Regenkappen für ihre Gewehrschlösser; ob man es auch gegenwärtig noch verwendet, weiß ich nicht.

Häufiger als die beiden letztgeschilderten Arten der Familie scheint in den brasilianischen Wäldern die Langschwanzkatze (Felis macroura, F. Wiedii, Leopardus tigrinoides) zu sein. Ihre Größe kommt der einer starken Hauskatze etwa gleich; ihre Pfoten sind jedoch viel stärker als bei letzterer. Die Gesammtlänge beträgt 90 bis 100 Centim., die Schulterhöhe 25 bis 30 Centim. Vom Tschati unterscheiden sie der längere Schwanz, der kleine Kopf, die großen Augen, die lanzettförmig abgerundeten Ohren und die stark gekrümmten, weißlichen Krallen. Ihre Grundfärbung ist röthlich braungrau, an den Seiten heller, unten weiß. Der ganze Leib ist unregelmäßig graubraun oder schwarzbraun gefleckt; einzelne Flecke umschließen einen lichteren Hof. Auf dem Oberkörper verlaufen fünf dunkle Längsstreifen, an der Stirne zwei schwarze Streifen, dazwischen Punkte, an den Seiten des Kopfes zwei dunkle Längsstreifen, unter der Kehle ein dunkler Querstreifen. Die Fußsohlen sind graubraun.

„Die Langschwanzkatze", sagt Prinz Neuwied, „lebt in allen von mir bereisten Gegenden. Anfänglich wurde sie von mir für eine Mbaracaya gehalten, bis ich beide Thiere genauer verglich.

Von dem Marguay und dem Ozelot ist sie verschieden. Ihre schlanke Gestalt, das bunte Fell, welches übrigens mit dem der Mbaracaya höchst übereinstimmend gezeichnet ist, machen sie zu einem der schönsten Thiere der Katzenfamilie. Meine Jäger fanden sie an verschiedenen Orten, und ich kann deshalb sagen, daß sie fast in allen großen Urwäldern Brasiliens lebt. Bei den Brasilianern trägt sie den Namen der gefleckten Wildkatze und wird von ihnen ihres schönen Felles wegen oft geschossen. Da sie weit leichter und behender ist als die Mbaracaya, steigt sie besonders gern an den Schlinggewächsen auf und ab, durchsucht die Bäume nach mancherlei Thieren und Vogelnestern und erhascht und verzehrt dabei alle kleineren Thiere, welche sie erreichen und bewältigen kann. Wilden und gezähmten Hühnern wird sie ebenfalls sehr gefährlich und kommt deshalb häufig genug an die Wohnungen heran, um Federvieh zu rauben. Ihr Lager schlägt sie in hohlen Stämmen, Felsenklüften oder Erdhöhlen auf und bringt dort auch ganz nach Art unserer Wildkatze ihre Jungen zur Welt.

„Gewöhnlich fängt man sie in Schlagfallen. Ich erhielt in den großen Urwäldern am Mukuri auf diese Art in vierzehn Tagen drei solche Katzen. Eine vierte schoß einer meiner Jäger von einem Baume herab und wollte sie ergreifen, allein sie entsprang, da sie nur leicht verwundet war. Ein Hund, welcher sie findet, treibt sie augenblicklich auf einen Baum, und dann kann man sie leicht herabschießen. Nur der Zufall bringt den Jäger in Besitz des schönen Thieres, weil man ihm auf seinen Streifzügen, welche es ebenso wohl bei Tage als bei Nacht übernimmt, nicht gut folgen kann."

Hensel, nach Prinz von Wied unstreitig einer der schärfsten Beobachter des brasilianischen Thierlebens, weiß Vorstehendem wenig hinzuzufügen. „Wie alle Katzen", bemerkt er, „lebt die Langschwanzkatze stets auf der Erde und besteigt die Bäume nur dann, wenn sie von den Hunden verfolgt wird, oder nach Regenwetter, wenn der Grund des Waldes zu naß geworden ist. Dann liegt sie ausgestreckt auf einem wagerechten Aste, um sich den wärmenden Strahlen der Sonne auszusetzen. Wie man an den Fährten sehen kann, besucht sie jede Nacht die Pflanzungen der Waldbewohner.

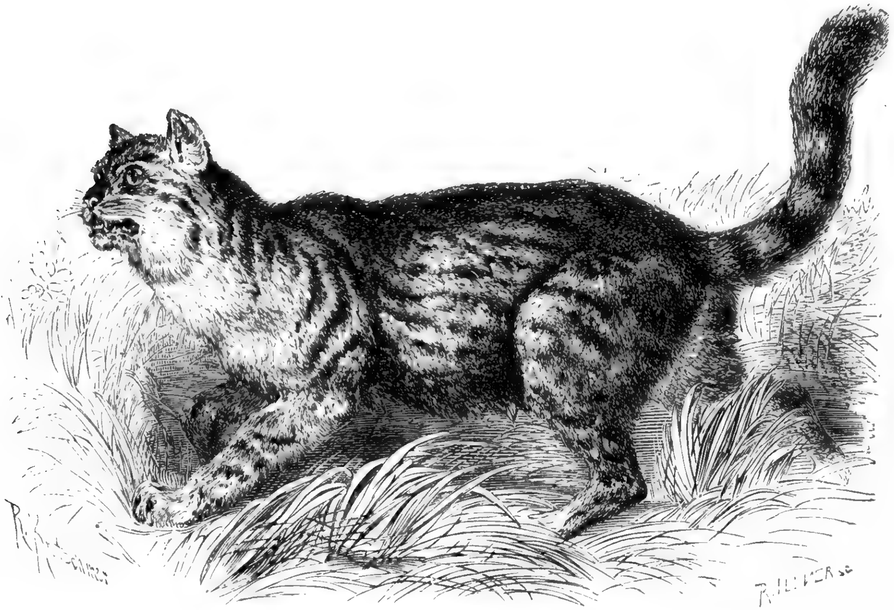
In der neueren Zeit kommt eine oder die andere dieser Katzen lebend zu uns herüber, immer selten und einzeln. Von denen, welche ich sah, hatte sich keine mit dem Menschen befreundet; alle waren im Gegentheile äußerst boshafte und wüthende Geschöpfe, welche zischten und fauchten, wenn man sich ihnen nahete. Richtete man den Blick fest auf sie, so knurrten sie ingrimmig und peitschten dabei höchst verständlich mit dem Schwanze; näherte man sich einen Schritt weiter, so fuhren sie fauchend bis an das Gitter heran und stellten sich trotzig zur Wehre, ganz nach Art unserer ebenfalls fast stets übelgelaunten Wildkatze. Im Zustande gemüthlicher Behaglichkeit, wie ihn Beckmann auf unserer Abbildung wiedergegeben, habe ich sie nie gesehen. Demungeachtet bin ich weit entfernt, behaupten zu wollen, daß sie unzähmbar seien.

Verwendet wird die erlegte Langschwanzkatze wie ihre Verwandten.

An unsere Wildkatze erinnert die Pampaskatze (Felis pajeros, Pajeros pampanus, Leopardus pajeros); sie ist jedoch höher gestellt, ihr Kopf kleiner, ihr Schwanz länger, das Haar endlich, zumal auf der Rückenmitte, länger, härter und straffer. Von dem vorherrschend schön silbergrau gefärbten Pelze heben sich blasser oder dunkler rostbraunrothe Streifen, welche über den Rumpf schief von vorn und oben nach hinten und unten verlaufen, lebhaft ab, umsomehr, als sie auch auf Kehle und Brust als Gürtelbänder, auf den Beinen als Ringbänder sich wiederholen. Die einzelnen Haare des Pelzes sind an der Wurzel grau, hierauf lichtgelb und an der Spitze silbergrau, die der Streifen aber hier blaßrostgelb. Auf der Rückenmitte mischen sich schwarze und dunkelrostrothe Haare; auf dem Kopfe sind sie fahlgrau, sodann schwarz und an der Spitze weiß. Ueber die fast einfarbig fahlgelben Wangen verläuft ein schmaler rostrother Streifen. Die Ohren sind außen hell-, am Rande dunkelrostbraun, innen fahlweiß gefärbt. Der Schwanz hat die Farbe des Rückens und zeigt gegen die Spitze hin vier bis sechs dunklere Ringbinden; die

Beine sind auf gilblichem Grunde sechs- bis siebenmal breit und regelmäßig rostroth, die Untertheile auf weißlich fahlgelbem Grunde unregelmäßig hellrostgelbroth gebändert. Diese Färbung und Zeichnung macht die Pampaskatze, trotz der Stumpfheit der Farben, zu einer der schönsten Arten der Gruppe. Starke Kater erreichen eine Länge von einem Meter und darüber, bei 30 bis 35 Centim. Schulterhöhe.

Die Pampaskatze findet sich in den Steppen Südamerikas, von Patagonien an bis zur Magellansstraße herab, und ist namentlich an den Ufern des Rio negro zu finden. Sie lebt in unbewohnten Waldgegenden und Steppen, hier wie da hauptsächlich von kleinen Nagern, welche namentlich die Pampas in außerordentlicher Menge bevölkern, sich ernährend. Man schildert sie als ein harmloses Thier, dessen Nutzen anerkannt wird. Ueber ihr Gefangenleben weiß ich nichts



Pampaskatze (Felis pajeros). 1/6 natürl. Größe.

zu berichten. In die europäischen Thiergärten gelangt sie äußerst selten; so viel mir bekannt, hat man sie bisher nur in London einmal gefangen gehalten.

Unter den altweltlichen Katzen geht uns die Wild- oder Waldkatze, der Waldkater, Kuder, Baumreiter (Felis catus, Catus ferus), am nächsten an, weil sie die einzige Art ihrer Familie ist, welche selbst in unserem Vaterlande noch nicht ausgerottet wurde. Lange Zeit hat sie für die Stammart unserer Hauskatze gegolten, und auch gegenwärtig wird sie von einzelnen Naturforschern noch dafür gehalten, obwohl die genaueren Beobachtungen und Untersuchungen diese Ansicht nicht zu stützen vermögen. Die Wildkatze ist bedeutend größer und kräftiger als die Hauskatze, ihr Kopf dicker, ihr Leib gedrungener und ihr Schwanz merklich stärker, aber auch viel kürzer als bei der Hauskatze; zudem unterscheiden sich beider Schwänze noch dadurch, daß der eine von seiner Wurzel bis zum Ende gleichmäßig dick erscheint, der andere aber von der Wurzel bis zur Spitze allmählich sich verdünnt. Eine erwachsene Wildkatze erreicht ungefähr die Größe des Fuchses und ist also um ein Drittheil größer als die Hauskatze. Von dieser unterscheidet sie sich auf den ersten Blick durch die stärkere Behaarung, den reichlicheren Schnurrbart, den wilderen Blick und das stärkere und schärfere Gebiß. Als besonderes Kennzeichen gilt die schwarzgeringelte Ruthe und der gelblichweiße Fleck an der Kehle.

Die Körperlänge beträgt in der Regel 80, die Länge ihres Schwanzes 30, die Höhe am Widerriste 35 bis 42 Centim., und ihr Gewicht 8 bis 9 Kilogr. Einzelne Kater werden unter besonders günstigen Umständen noch größer. Der Pelz ist dicht und lang, beim Männchen fahlgrau, bisweilen schwarzgrau gefärbt, beim Weibchen gelblichgrau, das Gesicht rothgelb, das Ohr auf der Rückseite rostgrau, inwendig gelblichweiß. Von der Stirn ziehen sich vier gleichlaufende schwarze



Wildkatze (Felis catus). 1/5 natürl. Größe.

Streifen zwischen den Ohren hindurch, von denen die beiden mittleren auf dem Rücken sich fortsetzen und, nachdem sie sich vereinigt haben, einen Mittelstreifen bilden, welcher längs des Rückgrates und über die Oberseite des Schwanzes läuft. Von ihm gehen auf beiden Seiten viele verwaschene Querstreifen aus, welche etwas dunkler als die anderen sind und nach dem Bauche hinabziehen. Letzterer ist gelblich, mit einigen schwarzen Flecken betüpfelt; die Beine sind mit wenigen schwarzen Querstreifen gezeichnet, gegen die Pfoten zu gelber, an der Innenseite der Hinterbeine gelblich und ungefleckt. Der Schwanz trägt Ringe, welche von der Wurzel nach der Spitze hin dunkler werden.

In der Weidmannssprache heißen die Augen der Wildkatze Seher, die Ohren Lauscher, die Eckzähne Fänge, die Krallen Waffen, die Beine Läufe, die Füße Branten (Pranken), der

Schwanz Ruthe, Standarte oder Lunte, das Fell Balg. Sie schnürt oder schränkt, wenn sie geht, raubt oder reißt ihr Wild, bäumt, wenn sie klettert, thut Sprünge, frißt im Gegensatze zum Wilde, welches äset, ranzt oder begehrt, wenn sie sich paart, bringt Junge, hat ein Lager ꝛc.

Noch heutzutage herbergt die Wildkatze in ganz Europa mit Ausnahme des höheren Nordens, namentlich Skandinaviens und Rußlands, woselbst der Luchs sie vertritt. In Deutschland bewohnt sie ständig, wennschon immer nur einzeln, alle waldreichen Mittelgebirge, insbesondere den Harz, Thüringer=, Franken=, Böhmer=, Hoch=, Oden= und Schwarzwald, das Erzgebirge, die Rhön, die rheinischen und oberhessischen Gebirge, streift von hier aus, von Wald zu Wald schweifend und unterwegs oft monatelang verweilend, weit in das Flachland hinaus und kann demgemäß in ausgedehnten Waldungen so ziemlich überall vorkommen, dürfte auch viel öfter in ihnen sich einstellen, als man anzunehmen pflegt. Weit häufiger als bei uns zu Lande trifft man sie im Süden, zumal im Südosten Europa's. In den bewaldeten Vorbergen der Alpen lebt sie überall und zwar in größerer Anzahl als in den Alpen selbst; in Südungarn, Slavonien, Kroatien, Bosnien, Serbien, den Donaufürstenthümern und wahrscheinlich auch der europäischen Türkei zählt sie zu den allbekannten Raubthieren. In Spanien ist sie noch häufig, in Frankreich stellenweise wenigstens nicht seltener als bei uns zu Lande; nicht einmal in Großbritannien hat man sie ausrotten können. Soweit bis jetzt mit Sicherheit festgestellt ist, reicht ihr Verbreitungskreis nicht weit über die Grenzen Europa's hinaus. Südlich vom Kaukasus ist sie noch in Grusien vorgekommen; aus anderen asiatischen Ländern erhielt man sie nicht. Dichte, große, ausgedehnte Wälder, namentlich dunkle Nadelwälder, bilden ihren Aufenthalt; je einsamer ihr Gebiet ist, um so ständiger haust sie in ihm. Felsreiche Waldgegenden zieht sie allen übrigen vor, weil die Felsen ihr die sichersten Schlupfwinkel gewähren. Außerdem bezieht sie Dachs= und Fuchsbauten oder große Höhlungen in starken Bäumen, und in Ermangelung von derartigen Schlupfwinkeln schlägt sie ihr Lager in Dickichten und auf trockenen Kaupen in Sümpfen und Brüchen auf. Zu Bau geht sie besonders in der kühleren Jahreszeit, während sie im Hochsommer, vorausgesetzt, daß sie nicht durch ihre Jungen an eine Höhlung gebunden wird, um den sie peinigenden Flöhen zu entrinnen, lieber ein freies Lager aufsucht oder nach hohlen Bäumen sich zurückzieht.

Nur während der Ranzzeit oder so lange die Jungen noch nicht selbständig sind, lebt die Wildkatze in Gesellschaft, außerdem stets einzeln. Auch die Jungen trennen sich bald von der Mutter, um auf eigene Hand dem Wilde nachzustreben. „Ich erinnere mich nicht", schreibt mir Oberjägermeister von Meyerinck, „gehört zu haben, daß man zwei Wildkatzen zusammen gesehen hätte. Die Katze wandert, besonders wenn sie trächtig geht, jedenfalls sehr weit umher. Mir sind zwei Fälle bekannt, daß eine Wildkatze in der Gegend von Neuhaldensleben gespürt wurde, und zwar erst im Frühjahre. Jedesmal in dem darauf folgenden Winter wurden in verschiedenen benachbarten Revieren vier Wildkatzen erlegt, ohne daß man von ihnen Kenntnis gehabt hatte." Bei diesen Wanderungen nimmt die Wildkatze so gut als ausschließlich von Fuchs= und Dachsbauten Besitz, verschläft und verträumt in ihnen den Tag und macht sich so weit weniger bemerklich als der Fuchs, auf dessen Rechnung ihre Unthaten nicht selten gebracht werden. „In der Letzlinger Heide", fährt von Meyerinck fort, „wollte ein Förster einen Fuchs ausgraben, den er im Bau ausgespürt zu haben glaubte, obgleich ihm die Fährte eigenthümlich vorgekommen war. Der eingelassene Dachshund lag fest im Baue vor; man schlug endlich durch und kam nach längerem Graben in der Tiefe von zwei Meter auf den Hund und das Ende der Röhre. Als man aber mittels des Fuchshakens Freund Reinecke herausholen wollte, kam eine weibliche Wildkatze zum Vorscheine, welche stärker als ein Fuchs war." Im Winter verläßt sie nicht allzuselten den Wald und nimmt in einzeln stehenden Gehöften Herberge: erst vor wenigen Jahren erlegte der Lehrer Schach in Rußdorf bei Krimmitzschau einen vollständig ausgewachsenen, sehr starken Wildkater, welcher mehrere Tage lang in einer Scheuer dieses Dorfes sich aufgehalten, aber noch wenig

Schaden gethan hatte. In Ungarn soll sie, wie Lenz angibt, im Winter vorzugsweise in Scheuern hausen.

Mit Eintritt der Dämmerung tritt die Wildkatze ihre Jagdzüge an. Ausgerüstet mit trefflichen Sinnen, vorsichtig und listig, unhörbar sich anschleichend und geduldig lauernd, wird sie kleinerem und mittelgroßem Gethier sehr gefährlich. „Im scharfen Aeugen selbst bei Nacht, zu welcher Zeit ihre Seher wie brennende Kohlen funkeln", sagt Dietrich aus dem Winckell, „in ebenso scharfen Wittern (?) und im höchst leisen Vernehmen wird sie von keinem Thiere übertroffen", im unbemerklichen Anschleichen, beharrlichen Auflauern und sicheren Springen, füge ich hinzu, gewiß auch nicht. „Wer kennt nicht", so drückt sich entrüstet Winckell aus, „das spitzbübische Schleichen der zahmen Katze, wenn es ihr darauf ankommt, ein armes Vögelchen zu erhaschen? Genau ebenso benimmt sich auch die Wildkatze", wenn sie auf Beute ausgeht. Mit der allen Katzen eigenen List beschleicht sie den Vogel in seinem Neste, den Hasen in seinem Lager und das Kaninchen vor seinem Baue, vielleicht auch das Eichhörnchen auf dem Baume. Größeren Thieren springt sie auf den Rücken und zerbeißt ihnen die Schlagadern des Halses. Nach einem Fehlsprunge verfolgt sie das Thier nicht weiter, sondern sucht sich lieber eine neue Beute auf: sie ist auch in dieser Hinsicht eine echte Katze. Zum Glück für die Jagd besteht ihre gewöhnliche Nahrung in Mäusen aller Art und in kleinen Vögeln. Wohl nur zufällig macht sie sich an größere Thiere; aber sie soll thatsächlich Reh- und Hirschkälber überfallen, ist auch für solche Beute noch immer stark genug. An den Seen und Wildbächen lauert sie auch Fischen und Wasservögeln auf und weiß solche mit großer Geschicklichkeit zu erbeuten. Sehr schädlich wird sie in Gehegen, am schädlichsten wohl in Fasanerien. Hier gelingt es ihr in kurzer Zeit, die meisten Inwohner zu vernichten. In Hühnerställen und Taubenschlägen günstig für sie gelegener Walddörfer macht sie ebenfalls unliebsame Besuche, wie schon der alte Döbel berichtet: „gehen auch wohl in die Dörfer und holen den Bauern die Hühner weg". Erst im Jahre 1863 und zwar im Monat Mai wurde ein alter stumpfzahniger und stumpfklauiger Kater von einer handfesten, infolge wiederholter Hühnerdiebstähle mit gerechtem Zorne erfüllten Bäuerin des Dorfes Dörnberg unweit der Lahn elendiglich erschlagen. Im Verhältnisse zu ihrer Größe ist die Wildkatze überhaupt ein gefährliches Raubthier, zumal sie den Blutdurst der meisten ihrer Gattungsverwandten theilen und mehr Thiere, als sie verzehren kann, tödten soll. Aus diesem Grunde wird sie von den Jägern grimmig gehaßt und unerbittlich verfolgt; denn kein Weidmann rechnet den Nutzen, welchen sie durch Vertilgung von Mäusen bringt, ihr zu Gute. Wie viele von diesen schädlichen Thieren sie vernichten mag, geht aus einer Angabe Tschudi's hervor, welcher berichtet, daß man in dem Magen einer Wildkatze die Ueberreste von 26 Mäusen gefunden hat. Die Losung, welche Zelebor vor den von Wildkatzen bewohnten Bauen sammelte und untersuchte, enthielt größtentheils Knochenüberreste und Haare von Marder, Iltis, Hermelin und Wiesel, Hamster, Ratte, Wasser-, Feld- und Waldmäusen, Spitzmäusen und einige unbedeutende Reste von Eichhörnchen und Waldvögeln. Kleine Säugethiere also bilden den Hauptheil der Beute unseres Raubthieres, und da unter diesen die Mäuse häufiger sind als alle übrigen, erscheint es sehr fraglich, ob der Schaden, welchen die Wildkatze verursacht, wirklich größer ist als der Nutzen, welchen sie bringt. Der Weidmann, dessen Gehege sie plündert, wird schwerlich jemals zu ihrem Beschützer werden; der Forstmann aber oder der Landwirth hat wahrscheinlich alle Ursache, ihr dankbar zu sein. Zelebor tritt mit Entschiedenheit sogar in einer Jagdzeitung für sie in die Schranken, und ich meinestheils schließe mich wenigstens bedingungsweise ihm an. Die Wildkatze schadet, so glaube ich zusammenfassen zu dürfen, zuweilen und nützt regelmäßig; sie vertilgt mehr schädliche Thiere als nützliche und macht sich dadurch, zwar nicht um unsere Jagd, wohl aber um unsere Wälder verdient.

Die Zeit der Paarung der Wildkatze fällt in den Februar, der Wurf in den April; die Tragzeit währt neun Wochen. In Gegenden, welche das Raubthier noch verhältnismäßig zahl-

reich bewohnt, soll, laut Winckell, der Lärmen, den die sich paarenden Katzen verursachen und welcher durch den ewigen Zank der Kater noch vermehrt wird, ebenso unausstehlich sein wie bei den zahmen Katzen in Dörfern und Städten. Es scheint erwiesen, daß auch Wild- und Hauskatzen sich paaren, obgleich beide nicht eben freundschaftlich gegen einander sich zu benehmen pflegen. Freilich ändert heftige Brunst auch in diesem Falle früher gehegte Gesinnungen. In der Nähe von Hildesheim wurde, wie Niemeyer berichtet, Mitte der sechsziger Jahre ein Wildkater in einem Förstereigarten geschossen, zur Zeit, als die Hauskatzen des Gehöftes ihre bekannte Paarungsmusik aufführten. Der Förster versicherte, daß der Kater dem Geschrei der Hauskatzen nachgegangen und sehr sorglos gegen die Umgebung gewesen sei. Auch sind schon wiederholt Katzen erlegt worden, welche wohl mit vollem Rechte als Blendlinge von beiden Arten angesprochen wurden. Die tragende Wildkatze wählt sich einen verlassenen Dachs- oder Fuchsbau, eine Felsenkluft oder auch einen hohlen Baum zum Wochenbette und bringt hier fünf bis sechs Junge, welche blind geboren werden und jungen Hauskätzchen ähneln. Wenn sie nicht mehr säugen, werden sie von der Mutter sorgfältig mit Mäusen und anderweitigen Nagern, Maulwürfen und Vögeln versehen. Nach kurzer Zeit schon erklettern sie mit Vorliebe niedere oder höhere Bäume, deren Aeste später ihren Spiel- und Tummelplatz sowie ihre Zuflucht bei herannahender Gefahr bilden. Einer solchen suchen sie in den meisten Fällen einfach dadurch zu entgehen, daß sie auf dicken Aesten sich niederdrücken und auf die Gleichfarbigkeit ihres Felles mit diesen vertrauen. Es gehört ein sehr geübter Blick dazu, sie hier zu entdecken; denn auch erwachsene Wildkatzen wissen, zumal im Sommer, wenn das Laub die Baumkronen verdichtet, dem Späherauge des Jägers in derselben Weise sich zu entziehen und bleiben, wie Winckell sich ausdrückt, „sicher unter zehn Malen neunmal unentdeckt. Selbst wenn man sie am Baume hinauffahren sieht, oder wenn der Hund sie unten verbellt, muß man jeden Ast von allen Seiten recht genau und einzeln ins Auge fassen, will man sie wahrnehmen". Die Alte scheint ihre Jungen nicht zu vertheidigen, verläßt sie wenigstens beim Herannahen des Menschen, vor welchem sie in der Regel große Furcht zeigt. Dies dürfte aus folgendem Berichte von Lenz hervorgehen: „Im Jahre 1856 ging mein Zimmermann fünfhundert Schritte von meinem Hause an der Südseite des Hermannsteins, wo wilde Kaninchen oft in Menge wohnen, durch ein Dickicht und hörte in einem erweiterten Kaninchenbau Stimmen, wie von kleinen Katzen. Er hatte wenige Tage zuvor solche von mir zu haben gewünscht, und da ich keine besaß, so war er nun froh, hier selbst ein Nestchen zu finden. Er grub nach und fand drei Stück echter Wildkatzen von Rattengröße. Wie er sie in seinen Ranzen gesteckt hatte und wegging, sah er die Alte in seiner Nähe mit gespitzten Lauschern umherschleichen; sie ging aber ganz leise und machte keine Miene, ihn anzugreifen; sie hatte die Größe eines tüchtigen Hasen, die echte wilde Farbe, den kurzen, dicken Schwanz. Ebenso waren die kleinen Kätzchen an ihrer Farbe und namentlich an dem auffallend von dem der zahmen abweichenden Schwanze leicht als echt zu erkennen. Merkwürdig genug war das angeborene wilde Naturell dieser kleinen Bestien: sie kratzten, bissen und fauchten mit entsetzlicher Bosheit. Vergeblich wurde alle mögliche Mühe angewendet, sie zahm zu machen und gut zu verpflegen. Sie wollten weder fressen noch saufen und ärgerten und tobten sich zu Tode". Dieselbe Beobachtung haben Alle gemacht, welche junge Wildkatzen aufzuziehen versuchten. Es erfordert große Aufmerksamkeit und Sorgfalt, bereits eingewöhnte Wildkatzen bei guter Gesundheit oder am Leben zu erhalten, ungemein schwierig aber ist es, junge zum Fressen zu bringen; denn man hat kein Mittel, sie zu zwingen. Nehmen sie erst ein Mäuschen oder Vögelchen, so ist schon viel erreicht. Beim Anblicke eines Menschen geberden sie sich zwar immer noch wie unsinnig; wissen sie jedoch sich unbelauscht, so spielen sie lustig nach Art ihrer Verwandten. Beim geringsten Geräusche endet das Vergnügen, die Harmlosigkeit weicht dem Mistrauen, und dieses geht allgemach in den früheren Ingrimm über. „Die dreieckigen Ohren seit- und rückwärts gelegt"; so schildert Weinland sehr richtig, „mit einem Gesichtsausdruck, den man am gelindesten mit „Niemandes Freund" übersetzen kann, harren sie, knurrend und murrend, mitunter auch

schreiend auf ihrem Platze aus; die grüngelben Augen scheinen Blitze versenden zu wollen, das Haar ist gesträubt und die Pranke zum Schlage bereit.“ Nach und nach gewöhnen sie sich an den Pfleger, bleiben wenigstens sitzen, wenn er ihnen sich nähert, fauchen nicht mehr so greulich und lassen es schließlich, wenn auch in seltenen Fällen, geschehen, daß man sie berührt und streichelt. Es kommt eben alles darauf an, wie sie behandelt werden. Zelebor versichert, daß sogar alt gefangene Wildkatzen sich zähmen lassen. „Anfangs geberdeten sich die gefangenen Katzen außerordentlich scheu und unbändig, fauchten, trommelten oder besser „donnerten“ mit geöffnetem Maule und sprangen mit gewaltigen Sätzen an das Gitter des Käfigs, sobald Mensch oder Thier demselben sich näherte; sie tobten derart, daß selbst muthige Jäger scheu zurückwichen; ja sie mordeten mit einem Pfotenschlage oder Bisse jedes zu ihnen in den Käfig geschobene Thier, von der Ratte angefangen bis zum Kaninchen, jeden Vogel, von der Größe eines Sperlings bis zu der eines Huhnes, ohne das Opfer weiter zu berühren. Bei liebevoller Behandlung legte sich jedoch allmählich diese Kampflust; sie wurden mit jedem Tage ruhiger und zutraulicher und nahmen nach Verlauf einer Woche das mittels eines Stockes dargereichte Futter und verzehrten es brummend.“ Eine alte, mit ihren Jungen gefangene Wildkatze nahm ein ihr von Zelebor untergeschobenes Kätzchen freundlich auf, liebkosete es und ließ es mit ihren zwei größeren Jungen säugen. Diese Waisenmutter wurde nach Verlauf einiger Wochen so zahm, daß sie unter gemüthlichem Schnurren zum Spielen mit Zelebors Hunde sich herbeiließ. Hinsichtlich ihrer Nahrung zeigen sich alte wie junge Wildkatzen äußerst wählerisch. Mäuse und kleine Vögel bevorzugen sie allem übrigen, Milch lecken sie ebenso gern wie Hauskatzen, Pferdefleisch verschmähen sie hartnäckig; selbst bei ausschließlicher Fütterung mit gutem Rindfleische gehen sie bald zu Grunde. Die Schwierigkeit ihrer Pflege erklärt es, daß man ihr nur sehr selten in einem Thiergarten begegnet und eher zehn Leoparden oder Löwen als eine Wildkatze erwerben kann.

Die Jagd der Wildkatze wird überall mit einer gewissen Leidenschaft betrieben: handelt es sich doch darum, ein dem Weidmann ungemein verhaßtes und dem Wilde schädliches Raubthier zu erbeuten. Bei uns zu Lande erlegt man sie gewöhnlich auf Treibjagden. „Sie läßt sich“, bemerkt von Meyerinck noch, „sehr gut treiben und ist schneller bei den Schützen als der Fuchs. Ich selber schoß eine sehr starke Wildkatze im Harze beim Treiben auf Wildpret, und da es scharf gefroren hatte, hörte ich sie, gleich nachdem die Treiber vorwärts gegangen waren, im gefallenen Laube schon von fernher kommen, genau in derselben Weise wie ein Fuchs, welcher ruhig trabt und hin und wieder stehen bleibt, um nach dem Treiben zu horchen, sich nähert.“ Im Winter, nach einer Neue, wird sie abgespürt, bis zum Baue oder einem Baume verfolgt, mit Hülfe des Hundes ausgetrieben oder festgemacht und dann erlegt; außerdem kann man ihrer habhaft werden, indem man sie durch Nachahmen des Geschreies einer Maus oder des Piepens eines Vogels reizt. Der Fang ist wenig ergiebig, obgleich die Wildkatze durch eine Witterung aus Mäuseholzschale, Fenchel- und Katzenkraut, Violenwurzel, welche in Fett oder Butter abgedämpft werden, sich ebenfalls bethören und ans Eisen bringen lassen soll. In Ungarn stöbert man sie mit Hunden auf und treibt sie zum Baue oder in einen hohlen Baum, welchen man dann einfach zu fällen pflegt, um sie zu erbeuten. „Am schwierigsten“, sagt Zelebor, „ist es, eine wilde Katze lebend aus einem hohlen Baume herauszubringen. Zwei, drei der stärksten und muthigsten Männer haben, ungeachtet ihre Hände in derben Handschuhen stecken und noch mit Lappen umwickelt sind, nach Leibeskräften zu thun, die Katze herauszuziehen und in einen Sack zu stecken.“ Ich gestehe, daß mir diese Fangart nicht recht glaublich erscheinen will, da alle älteren Berichterstatter darin einig sind, daß mit einer erwachsenen Wildkatze nicht zu spaßen ist. Winckell räth dem Jäger an, vorsichtig mit ihr zu Werke zu gehen, einen zweiten Schuß nicht zu sparen, falls der erste nicht sofort tödtlich war, und ihr nur dann sich zu nähern, wenn sie nicht mehr fort kann, ihr aber auch jetzt noch mit einigen tüchtigen Hieben über die Nase den Garaus zu machen, bevor man sich weiter mit ihr befaßt. Verwundete Wildkatzen können, wenn man sie in die Enge treibt, sehr

gefährlich werden. „Nimm dich wohl in Acht, Schütze“, so schildert Tschudi, „und faß die Bestie genau aufs Korn! Ist sie bloß angeschossen, so fährt sie schnaubend und schäumend auf, mit hochgekrümmtem Rücken und gehobenem Schwanze naht sie zischend dem Jäger, setzt sich wüthend zur Wehr und springt auf den Menschen los; ihre spitzen Krallen haut sie fest in das Fleisch, besonders in die Brust, daß man sie fast nicht losreißen kann, und solche Wunden heilen sehr schwer. Die Hunde fürchtet sie so wenig, daß sie, ehe sie den Jäger gewahrt, oft freiwillig vom Baume herunter kommt; es setzt dann fürchterliche Kämpfe ab. Die wüthende Katze haut mit ihrer Kralle oft Risse, zielt gern nach den Augen des Hundes und vertheidigt sich mit der hartnäckigsten Wuth, solange noch ein Funke ihres höchst zähen Lebens in ihr ist. So kämpfte im Jura ein wilder Kater, auf dem Rücken liegend, siegreich gegen drei Hunde, von denen er zweien die Tatzen tief in die Schnauzen gehauen hatte, während er den dritten mit den Zähnen festgepackt hielt — eine Vertheidigung, zu der er den äußersten Muth und die größte Gewandtheit bedurfte, und welche gleichzeitig eine hohe Klugheit verräth, da er nur so der Hundebisse sich erwehren konnte. Ein starker Schuß des herbeieilenden Jägers, der die Bestie durch und durch bohrte, errettete die schwer verwundeten Thiere, welche sonst sämmtlich erlegen wären.“

Man kennt andere Jagdgeschichten dieses Thieres, welche zum Theil ein sehr trauriges Ende haben; ich will bloß ihrer zwei mittheilen. „Als ich“, so sagt Hohberg, „anno 1640 zu Pardowitz auf die Entenpirsch gegangen, hat der Hund ungefähr im dicken Rohr eine wilde Kaz gewittert und auf einen Baum hinaufgetrieben. Der Hund ist dann um den Baum herumgegangen und hat die Kaz darob angebellt, wie er denn ein sonderlicher Kazenfeind und ein starker, bissiger Hund gewesen. Als ich das mit großen Entenschroten geladene Rohr ergriff, den Anschlag auf die Kaz genommen und sie herabschießen wollen, hat die Kaz einen Sprung in das nächste Röhricht gethan, der Hund aber ist der Kazen nachgeeilt und hat sie ergriffen. Ich mochte im dicken Gezausicht nicht schießen, nahm alsobald meinen Degen und stieg ins Geröhricht, da ich den Hund mit der Kazen verwickelt funden und sie auf der Erden durch und durchgespießet. Die Kaz, als sie sich verwundet empfunden, ließ stracks von dem Hunde ab und schwung sich, also durchstochen, mit so großer Furie an der Klingen gegen meine Hand, daß ich selbige nothwendig habe müssen fallen lassen. Entzwischen aber ersah der von der Kazen befreyte Hund seinen Vortheil, ergriff sie bei dem Genick und hielt sie so feste, daß ich Zeit hatte, mit dem Fuß den Degen wieder aus der Kazen zu ziehen und ihr folgends den Rest zu geben.“

Nahe meiner Heimat heißt noch heutigen Tages eine Forstabtheilung die „wilde Katze“. Dieser Name verdankt einer unglücklichen Jagdgeschichte seine Entstehung. Ein Kreiser oder Waldläufer spürte eines Wintermorgens im frischgefallenen Schnee eine Wildkatzenfährte und folgte ihr, erfreut über das ihm zu Theil gewordene Jagdglück und die in Aussicht stehende, damals noch ziemlich bedeutende Auslösung. Die Fährte verlief bis zu einer gewaltigen hohlen Buche, auf welcher das Thier aufgebäumt haben mußte. Auf den Aesten war es nicht zu sehen, es mußte also irgendwo im Inneren des Baumes verborgen sein. Unser Kreiser macht sich schußfertig und nimmt seinen Revierhammer hervor, um durch Anklopfen mit demselben die Katze aus dem Baume zu vertreiben. Er thut einige Schläge und ergreift flugs sein Gewehr, um die etwa sich zeigende Katze sogleich beim Erscheinen mit einem wohlgezielten Schusse zu empfangen. Vergeblich; sie erscheint nicht. Er muß noch einmal anklopfen. Noch immer will sie sich nicht zeigen. Er klopft also zum dritten Male; aber — noch hat er nicht das Gewehr zum Anschlag erhoben, da sitzt ihm die Katze im Nacken, reißt ihm mit ihren Tatzen im Nu die dicke Pelzmütze vom Kopfe und haut sich fest in seinen Kopf ein, mit den Zähnen das Halstuch zerreißend. Dem Ueberraschten entfällt das Gewehr; er vergißt fast, sich zu vertheidigen und sucht bloß Hals und Gesicht vor den wüthenden Bissen zu schützen. Dabei schreit er, laut um Hülfe rufend, seinem im Walde befindlichen Sohne zu. Die Katze zerfleischt ihm die Hände, zerbeißt ihm das Gesicht, zerreißt das Tuch; ängstlicher wird sein Hülferufen, größer seine Angst. Da empfängt er einen grimmigen Biß in

den Hals und stürzt nieder. So findet ihn sein Sohn, die Katze noch auf ihm, die Nackenmuskeln ihm zerreißend. Er versucht das wüthende Thier wegzureißen, nimmt seinen Hammer und schlägt auf die Katze ein; sie faucht, beißt aber immer wieder auf ihr Schlachtopfer los. Endlich trifft sie ein Hammerschlag auf den Kopf, und sie erliegt. Der Lärm hat Vorübergehende herbeigezogen; man bringt den Bewußtlosen nach Hause, verbindet ihn, so gut es geht, und schickt nach einem Arzte. Inzwischen kommt der Zerschundene wieder zu sich und erzählt in kurzen, gebrochenen Sätzen seinen fürchterlichen Kampf. Der Arzt erscheint, und man wendet alle Mittel an; noch an demselben Tage aber verscheidet der Mann unter entsetzlichen Schmerzen.

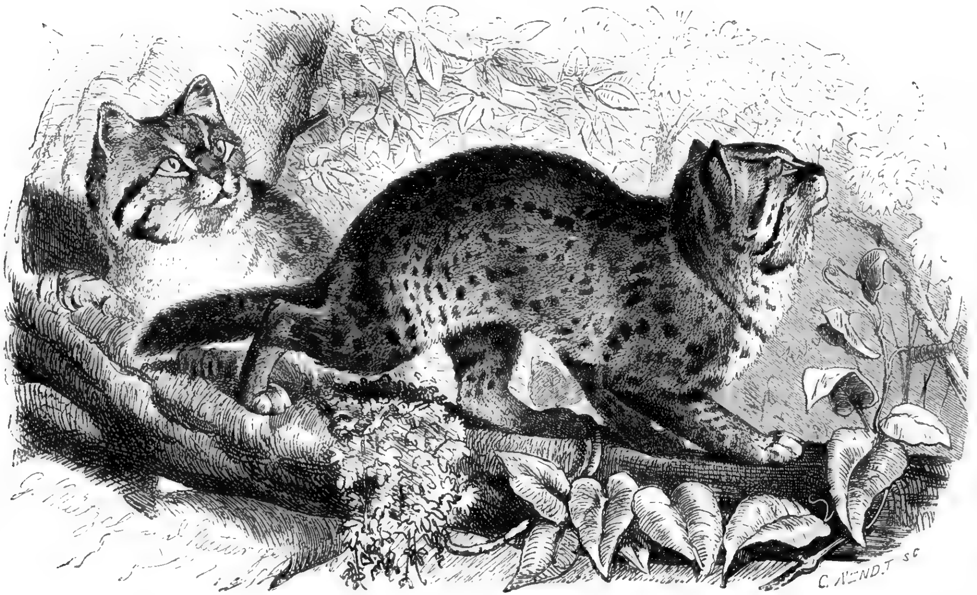
Von der eigentlichen Wildkatze sind die bloß verwilderten Hauskatzen wohl zu unterscheiden. Solche trifft man nicht selten in unseren Waldungen an; sie erreichen aber niemals die Größe der eigentlichen wilden, obwohl sie unsere Hauskatzen um vieles übertreffen. In der Zeichnung und an Bosheit und Wildheit ähneln sie durchaus der Wildkatze.

In felsigen Gegenden Südostsibiriens, der Tartarei und Mongolei vertritt der Manúl, die Stepnaja-Koschka oder Steppenkatze der Grenzkosaken Transbaikaliens, die Malá der Tungusen (Felis Manul, Catus Manul, Felis nigripectus), unsere in ganz Sibirien fehlende Wildkatze. Das Thier kommt dieser an Größe annähernd gleich, ist jedoch niedriger gestellt als sie. Ihr im Alter licht-, in der Jugend dunkelsilbergrauer, ungemein dichter Pelz besteht aus fahlgelben, weißlich gespitzten und aus dunkelbraunen Grannenhaaren, zwischen denen lichtschwarzes Wollhaar steht; der Scheitel ist fein schwarz gefleckt, das niedere, breite, abgerundete Ohr außen mit kurzen gelblichen, weiß gespitzten, innen mit langen weißen Haaren bekleidet; die verhältnismäßig lange buschige Standarte zeigt auf gelbgrauem Grunde in gleichen Abständen sechs schwarze Ringelbinden und eine schwarze, bei jüngeren Thieren graue Spitze. Nasenrücken und Oberlippe haben mattlehmfarbene, zwei unter den Augen beginnende, über die Wangen verlaufende, im Rauchgrau der Halsseiten verschwimmende Streifen und ebenso die Vorderbrust schwarze, die Schnurrhaare weiße Färbung.

Erst durch Radde's Forschungen haben wir einige Kunde über die Lebensverhältnisse der Manúlkatze erlangt. Der gebirgige Nordrand Hochasiens setzt, weniger durch seine Höhe als durch seine Waldungen, ihr wie dem Korsak eine scharf gezogene Grenze nach Norden hin. Im Gegensatze zum Luchse, einem Bewohner der dichtesten Nadelholzwälder, gehört der Manúl ausschließlich der Hochsteppe Mittelasiens an. Er findet sich nicht mehr an der Nordseite des Sajangebirges und ist dem Gebiete der mittleren Oka, dem Hochgebirge der Sojoten und dem Quellgebiete des Irkukt fremd, soll dagegen im Lande der Darchaten und Urjänchen, und um dem Kossogolsee nicht selten sein. In sehr strengen Wintern soll er, wie der Korsak, familienweise von der Mongolei aus in die russischen Gebiete wandern. Seine Nahrung besteht vorzugsweise in kleinen Nagethieren, beispielsweise Alpenhasen, und verschiedenen Steppenvögeln, zumal Feldhühnern. Pallas hält den Manúl, schwerlich mit Recht, für die Stammart der Angorakatze. Hierauf beschränken sich die mir bekannten Angaben.

Südlich und östlich von den Wohngebieten des Manúl tritt eine andere Art der Gruppe auf: die Zwergkatze oder der Kueruck (Felis undata oder F. minuta, javanensis und sumatrana). Sie ähnelt unserer Hauskatze in der Gestalt, ist aber merklich kleiner, nämlich nur 65 bis 70 Centim. lang, wovon 20 bis 23 Centim. auf den Schwanz zu rechnen sind. Ihre Grundfärbung ist oberseits bräunlichfahlgrau, mehr oder weniger ins Graue spielend, unterseits weiß, die Fleckung oben dunkelrostbraun, unten braunschwarz. Ein bezeichnendes Merkmal bilden vier Längsstreifen, von denen zwei über den Augen, zwei zwischen ihnen zu beiden Seiten der Nase beginnen, und welche sich gleichlaufend über Stirn, Scheitel und Nacken ziehen, auf der Stirn bei manchen Stücken noch einen kurzen undeutlicheren fünften zwischen sich aufnehmend. Die Augenstreifen wenden sich nach den Schultern zu, die Mittelstreifen folgen der Rückenmitte und nehmen

in der Schultergegend, wo alle in Flecken sich auflösen, eine längs des Rückens mit ihnen in annähernd gleichem Abstande verlaufende, aus länglichen Tupfen bestehende Fleckenreihe zwischen sich auf. Hinter dem Ohre beginnt ein undeutlicher Streifen, welcher jene seitlich begrenzt, aber kaum bis zu den Schultern reicht. Vom Auge verläuft ein kürzerer Streifen nach dem Mittelhalse, von der mittleren Wange ein anderer nach dem Kinnladenwinkel, woselbst er mit einer Kehlbinde Vförmig zusammenfließt. Die Oberbrust zeigt drei bis vier mehr oder weniger geschlossene dunkle Querbinden; die Leibesseiten, Schultern und Schenkel sind mit rundlichen, kleinen Tupfflecken gezeichnet; der Schwanz ist oben ebenfalls getüpfelt, unten dagegen weißlich, an der Spitze dunkler; die Füße sehen gelbgrau, die Zehen bräunlichgrau aus. Zur ferneren Kennzeichnung möge dienen,



Zwergkatze (Felis undata). 1/6 natürl. Größe.

daß der Nasenrücken und eine Schnurrbartbinde rostbraun, ein Streifen jederseits zwischen Auge und Nase und ein anderer schmälerer unter jedem Auge weißgelb, die Ohren außen braunschwarz, mit weißem Fleck gezeichnet, innen weißlich, die Augen endlich braun gefärbt sind. Färbung und Zeichnung wechseln übrigens vielfach ab.

Durch Schrencks und Radde's Forschungen scheint festgestellt worden zu sein, daß der Verbreitungskreis der Zwergkatze viel weiter sich ausdehnt, als man bisher angenommen hatte. Man kannte unser Thier als Bewohner des festländischen Indien und der Sundainseln und vermuthete, daß es auch in Japan vorkomme; die genannten Forscher aber glauben, eine im Amurlande gefundene Art ebenfalls als gleichartig mit ihm ansehen und ebenso die chinesische Wildkatze als Zwergkatze bestimmen zu dürfen. Ueber das Freileben dieser ist bis jetzt noch wenig bekannt. Nach Junghuhn tritt sie in vielen Waldungen Javas sehr häufig auf, lebt auf den bemoosten Zweigen der Bäume, 20 bis 30 Meter über dem Boden, und steigt fast niemals aus dem Laubgewölbe zum Boden hernieder. „Sie übertrifft alle anderen Thiere (?) an Flüchtigkeit im Klettern und Springen, lebt hauptsächlich von Vögeln, welche sie in ihren heimatlichen Wäldern im Ueberflusse erhascht, und wird von den Javanen beim Fällen der Bäume oft lebendig gefangen.“ Man sagt, daß sie zu den wildesten, blutgierigsten Arten ihres Geschlechtes zählt. Die Thatsache, daß man eine aus dem Amurlande stammende, als Kuerunk angesprochene Wildkatze in einem Schafstalle, in welchem

sie bereits ein Lamm erwürgt hatte, überraschte und erschlug, spricht für jene Angabe, und auch Gefangene, welche ich in den Thiergärten von Amsterdam und Rotterdam sah, und andere, welche ich selbst pflegte, widersprachen dem nicht. Ich gab mir die größte Mühe, sie zu zähmen; doch scheiterten meine Versuche an der tollen Wuth dieser Katze. Blindwüthend fauchte und zischte sie, sobald man ihrem Gefängnisse sich nahte. Auch der Wärter, welcher seine Thiere sehr gut behandelte, hatte nicht mit ihr sich befreunden können. Er mußte bei dem Füttern sehr sorgfältig sich in Acht nehmen; denn der Kueruck hieb nach der Hand, anstatt nach dem Fleische. Sobald man ihn störte, pflegte er mit gekrümmtem Katzenbuckel in eine Ecke sich zurückzuziehen, sträubte den Balg und knurrte und tobte mit wüthenden Blicken, bis man ihn wieder verließ. Sein Lieblingsaufenthalt war ein starker Baumast in seinem Käfige. Auf ihm verweilte er, in sehr zusammengekauerter Stellung sitzend, oft stundenlang, ohne sich zu rühren. Seine Bosheit machte ihn Jedermann verhaßt, und sein Tod, welcher nach einem jähen Witterungswechsel erfolgte, verursachte uns wenig Bedauern; denn wir hatten schließlich allen Hoffnungen, das wüthende Thier zu zähmen, vollständig entsagt.

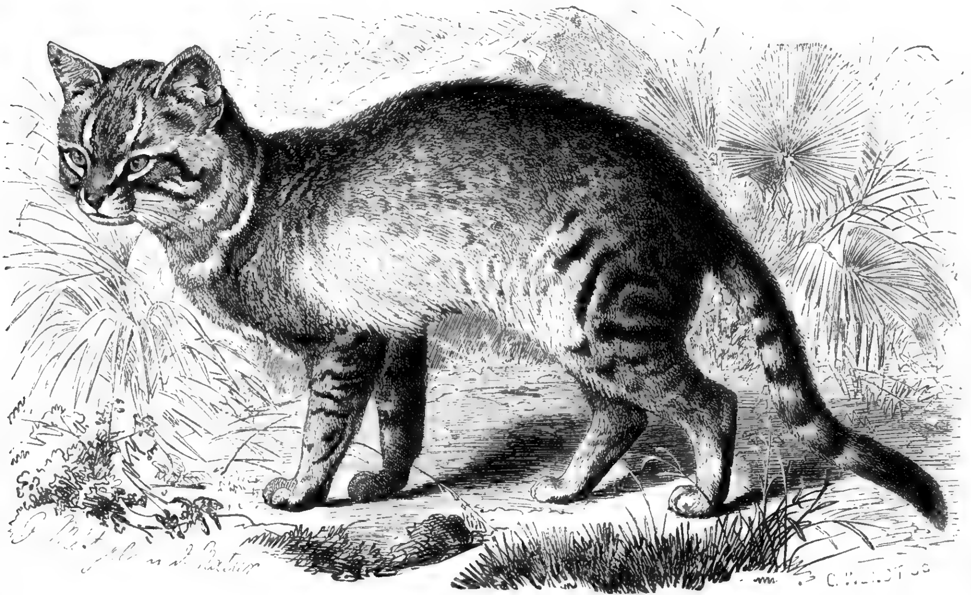
Es würde unrichtig sein, vorstehend gegebenen Beobachtungen mehr als beziehentlichen Werth zuzusprechen. Bei allen klugen Thieren, welche in unsere Käfige gelangen, kommt, bei Beurtheilung ihres Betragens, wesentlich in Betracht, ob sie im Alter oder in der Jugend in Gefangenschaft geriethen, und wie sie in der Jugend behandelt wurden. Eine Katze mag wilder oder bösartiger sein als die andere: unzähmbar aber ist keine einzige von ihnen. Dies beweist auch die Zwergkatze. Junghuhn bemerkt zwar ebenfalls, daß die von ihm aufgezogenen Jungen wohl mit einander spielten wie Hauskatzen, wenn sie allein und unbemerkt zu sein glaubten, gegen den Menschen jedoch scheu blieben und ihr wildes Wesen nicht ablegten; Bodinus hingegen besaß eine solche, welche keineswegs in der geschilderten Weise sich geberdete, vielmehr verhältnismäßig zahm und zutraulich war. Schmidt ist auf die von ihm gepflegten wenigstens nicht schlecht zu sprechen. „Die Thierchen", sagt er, „welche wir geradenwegs von Java erhielten, klettern behende, gehen selbst auf dünnen Aesten sehr sicher, springen auch gut. Oft ziehen sie sich mit einem gewandten Satze auf einen an der Wand ihres Käfigs angebrachten Baumknorren zurück, wo sie dann stundenlang zu sitzen pflegen. Sie sind ruhig, aber weder zahm noch zutraulich, obwohl sie mit der Hand sich berühren lassen. Eine derartige Liebkosung scheint ihnen jedoch nicht eben angenehm zu sein, weil sie gewöhnlich ruhig weiter gehen. Zuweilen lassen sie einen Ton hören, welcher wie ein kurzes rauhes „Mau" klingt. Sie verbreiten einen starken Bisamgeruch."

Im Käfige geborene Zwergkatzen würden unzweifelhaft noch in weit höherem Grade zahm, die Nachkommen einiger Geschlechter möglicherweise bereits zu halben Hauskatzen werden. Die Stammmutter unseres Hinz steht, wie aus dem Nachfolgenden hervorgehen wird, an Wildheit und Bösartigkeit nicht hinter der Zwergkatze zurück, und hat uns doch eines der liebenswürdigsten und vortrefflichsten Hausthiere geliefert.

Für mich unterliegt es keinem Zweifel, daß wir als diese Stammmutter die Falbkatze (Felis maniculata, Catus maniculatus, F. Rueppellii, F. pulchella) zu bezeichnen haben. Rüppell entdeckte sie in Nubien auf der Westseite des Nils bei Ambukol, in einer mir sehr wohlbekannten Wüstensteppe, in welcher felsige Gegenden mit buschreichen abwechseln; spätere Sammler haben sie im ganzen Sudân, in Habesch, im tiefsten Innern Afrika's und ebenso in Palästina aufgefunden. Ihre Länge beträgt 50 Centim., die des Schwanzes etwas über 25 Centim. Dies sind zwar nicht genau die Verhältnisse der Hauskatze, aber doch solche, welche denen unseres Hinz ziemlich nahe kommen. Auch in ihrer Zeichnung ähnelt die Falbkatze manchen Spielarten der Hauskatze. Ihr Pelz ist oben mehr oder weniger fahlgelblich oder fahlgrau, auf dem Hinterkopfe und der Rückenfirste röthlicher, an den Seiten heller, am Bauche weißlich. Auf dem Rumpfe zeigen sich dunkle, schmale, verwaschene Querbinden, welche an den Beinen deutlich

hervortreten, am Oberkopfe und in dem Nacken acht schmälere Längsbinden. Gewisse Theile des Pelzes sind auch noch mit einer feinschwarzen Sprenkelung gezeichnet. Der Schwanz ist oben fahlgelb, unten weiß, endet in eine schwarze Spitze und hat vor ihr drei breite schwarze Ringe.

Die Mumien und Abbildungen auf den Denkmälern in Theben und in anderen egyptischen Ruinen stimmen mit dieser Katzenart am meisten überein und scheinen zu beweisen, daß sie es war, welche bei den alten Egyptern als Hausthier gehalten wurde. Vielleicht brachten die Priester das heilige Thier von Meroë in Südnubien nach Egypten; von hier aus könnte sie nach Arabien und Syrien und später über Griechenland oder Italien nach dem westlichen und nördlichen Europa verbreitet worden sein und in neuerer Zeit durch die wandernden Europäer eine noch größere



Falbkatze (Felis maniculata). 1/5 natürl. Größe.

Verbreitung erlangt haben. Für mich erhalten diese Muthmaßungen besonderes Gewicht durch Beobachtungen, welche ich auf meinem letzten Jagdausfluge nach Habesch machte. Die Hauskatzen der Jemenesen und der Araber der Westküste des Rothen Meeres zeigen nicht nur eine ganz ähnliche Färbung wie die Falbkatze, sondern auch dieselbe Schlankheit und Schmächtigkeit, welche diese vor ihren Verwandten auszeichnet. Allerdings hat dort die Hauskatze nicht dasselbe Loos, wie bei uns: ihre Herrschaft kümmert sich kaum um sie und überläßt es auch ihr selbst, sich zu ernähren. Dies dürfte aber schwerlich als Grund ihres schlechten Aussehens anzunehmen sein; denn an Nahrung fehlt es einem Raubthiere in dortiger Gegend nicht. Ich glaube, daß die Katze Nordostafrikas am treuesten sich ihre ursprüngliche Gestalt erhalten hat. Die gewöhnliche Färbung der afrikanischen Hauskatze kommt der ihrer wahrscheinlichen Stammmutter am nächsten; doch findet man auch hier schon ausgeartete, nämlich weiße, schwarze, rothgelbe und sogenannte dreifarbige Hauskatzen.

Besonderes Gewicht erhalten vorstehende Beobachtungen durch Vergleichungen, welche Dönitz an Schädeln der Hauskatze und an den durch Schweinfurth aus dem Inneren Afrikas mitgebrachten Falbkatzenschädeln angestellt hat. Diese Vergleichungen haben ergeben, daß letztere sich einzig und allein durch die dünneren Knochen von denen der Hauskatze unterscheiden lassen. Die Dünne der Knochen aber ist ein so bezeichnendes Merkmal wilder Thiere, daß man den Schädel einer Wildkatze durch bloße Wägung von dem einer Hauskatze bestimmt unterscheiden kann. Jedenfalls

nimmt man an den Schädeln unserer Wildkatzen häufig Verschiedenheiten von denen der Hauskatze wahr, während bei denen der Falbkatze solche Abweichungen nicht aufgefunden wurden.

Ich war eine Zeitlang im Besitze einer Falbkatze, habe mich aber vergeblich bemüht, ihr nur einigermaßen die Wildheit abzugewöhnen, welche sie zeigte. Das Thier war in den Steppen Ostsudâns alt gefangen worden und wurde mir in einem Käfige gebracht, welcher schon durch seine außerordentliche Festigkeit zeigte, daß man ein bedenkliches Raubthier in ihm verwahre. Ich habe die Katze niemals aus diesem Käfige nehmen dürfen, weil sie es überhaupt nicht gestattete, daß man ihr irgendwie sich näherte. Sobald man an sie herankam, fauchte und tobte sie wie unsinnig und bemühte sich nach Kräften, Unheil anzurichten. Strafen fruchteten nichts. In unseren Thiergärten habe ich die Falbkatze nur ein einziges Mal gesehen und zwar in London. Die beiden Stücke, welche man dort geraume Zeit hielt, stammten aus Palästina und mochten wohl jung aus dem Lager genommen worden sein, weil sie so gesittet und ruhig sich betrugen, wie man dies von einer Wildkatze überhaupt erwarten kann. Außerordentlich wichtig zur Begründung der Ansicht, daß die Falbkatze die Stammmutter unserer Hauskatze ist, sind Beobachtungen, welche Schweinfurth im Lande der Njamnjam machte. Nach mündlichen Mittheilungen des berühmten Reisenden kommt die Falbkatze hier häufiger vor als in irgend einem bis jetzt bekannten Theile Afrika's, sodaß man also das tiefe Innere des Erdtheils als das eigentliche Vaterland oder den Kernpunkt des Verbreitungskreises unseres Thieres ansehen muß. Die Njamnjam nun besitzen die Hauskatze im eigentlichen Sinne des Wortes nicht; wohl aber dienen ihnen zu gleichem Zwecke wie letztere halb- oder ganzgezähmte Falbkatzen, welche die Knaben einfangen, in der Nähe der Hütten anbinden und binnen kurzer Zeit so weit zähmen, daß sie an die Wohnung sich gewöhnen und in der Nähe derselben dem Fange der überaus zahlreichen Mäuse mit Eifer obliegen.

„Die Katze", sagt Ebers in seiner „Egyptischen Königstochter", einem Romane, welcher nach dem Urtheile der maßgebenden Alterthumsforscher das Leben und Treiben der Bewohner Altegyptens in unübertrefflicher Weise schildert, „war wohl das heiligste von den vielen heiligen Thieren, welche die Egypter verehrten. Während andere Thiere nur beziehungsweise vergöttert wurden, war die Katze allen Unterthanen der Pharaonen heilig. Herodot erzählt, daß die Egypter, wenn ein Haus brenne, nicht eher ans Löschen dächten, bis ihre Katze gerettet sei, und daß sie die Haare als Zeichen der Trauer sich abschören, wenn ihnen eine Katze stürbe. Wer eines dieser Thiere tödtete, verfiel, mochte er mit Wollen oder aus Versehen der Mörder desselben geworden sein, unerbittlich dem Tode. Diodor war Augenzeuge, als die Egypter einen unglücklichen römischen Bürger, welcher eine Katze getödtet hatte, des Lebens beraubten, obgleich, um der gefürchteten Römer willen, von Seiten der Behörden alles mögliche geschah, um das Volk zu beruhigen. Die Leichen der Katzen wurden kunstvoll mumisirt und beigesetzt; von den vielen einbalsamirten Thieren wurden keine häufiger gefunden als die sorgfältig mit Leinenbinden umwickelten mumisirten Katzen.

„Die Göttin Pacht oder Bast, welche mit dem Katzenkopfe abgebildet wird, hatte zu Bubastis im östlichen Delta ihr vornehmlichstes Heiligthum. Dorthin brachte man gewöhnlich die Katzenmumien, welche aber auch an anderen Orten, namentlich sehr häufig beim Serapeum, gefunden worden sind. Die Göttin war nach Herodot gleich der griechischen Artemis und wurde die Bubastische genannt. Nach Stephanus von Byzanz soll die Katze auf Egyptisch „Bubastos" geheißen haben. Uebrigens nannte man die Thiere für gewöhnlich „Mau-Mie". In der Pacht scheint man auch die Beschützerin der Geburt und des Kindersegens verehrt zu haben, und ebenso scheint es nach der Veröffentlichung der Tempelinschriften von Dendera durch Dümichen keinem Zweifel zu unterliegen, daß man in der Bast gewisse Seiten der durch die Phönizier den Egyptern zugekommenen Astarte oder Venus Urania verehrte."

Während die Katze bei den alten Egyptern als heiliges Geschöpf angesehen wurde, erschien sie (oder richtiger die Wildkatze, beziehentlich der Luchs) den alten Deutschen als das Thier der Freia,

deren Wagen sie durch die Wolken zieht, und ging in der späteren Zeit, nachdem die nüchternen Verkündiger des Christenthums die dichterischen Göttersagen unserer Vorfahren verwischt oder zu wüstem Spuk umgestaltet hatten, allgemach in ein mehr oder weniger gespenstiges Wesen über, welches heutzutage noch im Aberglauben fortlebt. Die Katze ist, laut Wuttke, wahrsagend und hat Zauberkraft. Eine dreifarbige Katze schützt das Haus vor Feuer und anderem Unglück, die Menschen vor dem Fieber, löscht auch das Feuer, wenn man sie in dasselbe wirft und heißt deshalb „Feuerkatze". Wer sie ertränkt, hat kein Glück mehr oder ist sieben Jahre lang unglücklich; wer sie todtschlägt, hat ebenfalls fernerhin kein Glück; wer sie schlägt, muß es von hinten thun. Die Katze zieht Krankheiten an sich; ihre Leiche dagegen, unter Jemandes Thürschwelle vergraben, bringt dem Hause Unglück. Katzenfleisch ist gut gegen die Schwindsucht; wer aber ein Katzenhaar verschluckt, bekommt diese, und wenn es ein kleines Kind thut, wächst es nicht mehr. Schwarze Katzen dienen zum Geldzauber und zum Unsichtbarmachen, zum Schutze des Feldes und des Gartens, zur Heilung der Fallsucht und der Bräune, schwarze Kater insbesondere zu unheimlichem Zauber. Erreichen sie das Alter von sieben oder neun Jahren, so werden sie selbst zu Hexenwesen und gehen am Walpurgistage zur Hexenversammlung oder bewachen unterirdische Schätze. Wenn die Katze sich putzt oder einen krummen Buckel macht, bedeutet es Gäste:

„Wie die Katz auf dem Tritte des Tisches
Schnurrt und das Pfötchen sich leckt, auch Bart und Nacken sich putzet,
Das bedeutet ja Fremde nach aller Vernünftigen Urtheil"

singt Voß. Fährt sie sich mit den Pfoten über die Ohren, so kommt vornehmer Besuch; macht sie die Hinterbeine lang, so kommt Jemand mit einem Stecken; wen sie aber ansieht, während sie sich wäscht, hat an demselben Tage noch eine Tracht Prügel zu gewärtigen. Wenn eine Katze vor dem Hause schreit, gibt es in demselben bald Zank oder Unheil, selbst Tod; wenn die Katzen in einer Freitagsnacht sich zanken, geht es bald darauf auch im Hause unfriedlich zu; wenn vor der Trauung eine Katze auf dem Altare sitzt, wird die Ehe unglücklich. Die weiße Gespenstkatze, welche außen am Fenster schnurrt, zeigt einen binnen zwei Stunden eintretenden Todesfall an. Nur hier und da urtheilt man milder über das zierliche Geschöpf, so in Süddeutschland und in den Rheinlanden, wo man den Aberglauben hegt, daß ein Mädchen, welches eine glückliche Ehe haben will, die Katze, das Thier der Freia oder Holda, gut füttern müsse, — eine Vorschrift, welche auch ich allen Mädchen und Hausfrauen bestens empfohlen haben will.

Auch im Sprichworte spielt die Katze eine bedeutende Rolle: „Falsch wie die Katze; einen Katzenbuckel machen; eine Katzenwäsche halten; zusammen leben wie Hund und Katze; Katzen und Herren fallen immer auf die Füße; wie die Katze gehen um den heißen Brei; die Katze in dem Sacke kaufen" ꝛc., sind Belege dafür.

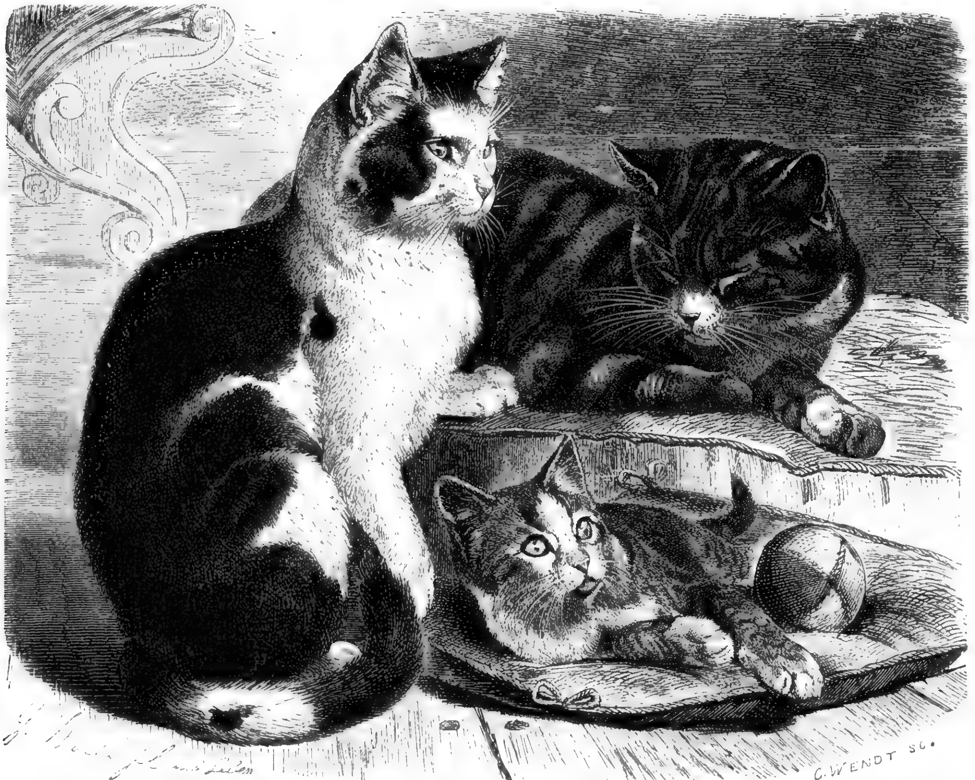
Unsere bisherigen Forschungen lassen annehmen, daß die Katze zuerst von den alten Egyptern, nicht aber von den alten Indiern oder nordischen Völkerschaften gezähmt wurde. Die altegyptischen Denkmäler geben uns durch Bild und Schrift wie durch die Mumien bestimmte Kunde, die Geschichte anderer Völker nicht einmal zu Muthmaßungen Anhalt. Gerade der Umstand, daß man in den Grabstätten nicht allein Mumien der Hauskatze, sondern auch solche des Sumpfluchses findet, unterstützt, meiner Meinung nach, die eben ausgesprochene Ansicht, weil damit der Beweis geliefert ist, daß man zur Zeit der Blüte des altegyptischen Reiches noch fortdauernd mit dem Fange und, was wohl gleichbedeutend, der Zähmung von Wildkatzen sich beschäftigte. Vor der Zeit Herodot's finden wir den Namen der Katze bei den alten griechischen Schriftstellern nicht, und daraus sowie auch aus dem Umstande, daß sie selbst später von den Griechen und Lateinern nur kurz erwähnt wird, darf man schließen, daß sie ganz allmählich von Egypten aus sich verbreitet hat. Von Egypten aus ging die Katze zunächst wahrscheinlich mehr östlich; wir wissen unter anderem, daß sie ein besonderer Liebling des Propheten Mahammed gewesen ist. In dem nördlichen Europa war sie vor dem zehnten Jahrhundert fast noch gar nicht bekannt. Die Gesetz-

sammlung für Wales enthält eine Bestimmung des Howell Dha oder Howell Lebon, welcher gegen die Mitte des zehnten Jahrhunderts starb, in welcher die Werthbestimmung der Hauskatzen sowie die Strafen, welche auf Mishandlung, Verstümmelung oder Tödtung derselben gesetzt waren, festgestellt sind. Darin wird die Summe bestimmt, wofür eine junge Katze bis zu dem Augenblicke, wo sie eine Maus fängt, verkauft werden darf, und dem wird hinzugefügt, daß sie von jenem Augenblicke an des doppelten Preises werth sei. Der Käufer hatte das Recht, zu verlangen, daß Augen, Ohren und Krallen vollkommen wären, und daß das Thier aufs Mausen sich verstände, ebenso auch, daß ein gekauftes Weibchen seine Jungen gut erziehe. War sie mit irgend einem Fehler behaftet, so konnte der Käufer das Dritttheil des Kaufpreises zurückverlangen. Wer auf den fürstlichen Kornböden eine Hauskatze stahl oder tödtete, mußte sie mit einem Schafe sammt dem Lamme büßen oder so viel Weizen als Ersatz für sie geben, wie erforderlich war, um die Katze, wenn sie an dem Schwanze so aufgehängt wird, daß sie mit der Nase den Boden berührt, vollkommen zu bedecken.

Dieses Gesetz ist für uns von hohem Werthe, weil es uns den Beweis liefert, daß man zu damaliger Zeit die Hauskatze als eine sehr werthvolle Erwerbung betrachtete; zugleich aber sehen wir daraus, daß die Wildkatze nicht wohl als die Stammmutter jener angesehen werden darf; denn zu damaliger Zeit gab es auch in England so viele Wildkatzen, daß es jedenfalls nicht schwer gewesen sein würde, die Jungen davon in beliebiger Menge zu zähmen. Wir brauchen übrigens Beweise für die Artverschiedenheit der Wild- und Hauskatze gar nicht von so weit herbeizuziehen: die unmittelbare Vergleichung beider Thiere spricht entschieden für die Selbständigkeit der einen und anderen Art. Alle Verhältnisse sind verschiedene. Der Leib der Hauskatze ist um ein Dritttheil kleiner und minder kräftig, der am Ende verdünnte oder zugespitzte, nicht gleichmäßig verlaufende Schwanz länger und schlanker als bei der Wildkatze, der Kopf stärker abgeplattet, der Darm fünfmal, bei der Wildkatze nur dreimal so lang als der Leib. Im Gerippe und namentlich im Schädelbaue lassen die Unterschiede weniger leicht sich feststellen. Blasius hob zwar eine Anzahl von solchen hervor, Dönitz aber wies durch eine größere Reihe von Schädeln beider Arten die Unhaltbarkeit jener Merkmale überzeugend nach. Allerdings darf man bei derartigen Vergleichungen die Veränderungen, welche der Leib im einzelnen und ganzen durch die Zähmung und längere Gefangenschaft erleidet, nicht außer Acht lassen, muß aber doch auch nicht nach dem Fernen suchen, wenn das Näherliegende mehr verspricht. Gerade die Katze, das selbständigste unserer Hausthiere, hat unter den Folgen der Gefangenschaft weniger gelitten als der Hund, das Pferd, Rind oder Schaf: dies beweisen die Jahrtausende alten Mumien zur vollsten Ueberzeugung. Sie ist noch heute dieselbe wie im Alterthume und unzweifelhaft die nächste Verwandte der Falbkatze, deren Zähmung mit Rücksicht auf die überaus große Thierliebe der alten Egypter eigentlich ganz von selbst sich versteht. Gezähmte Wildkatzen hätten nur von Europa oder Kleinasien aus nach Egypten gelangen können, zu einer Zeit, in welcher in Europa sicherlich noch Niemand daran dachte, Einbürgerungsversuche mit Thieren anzustellen; die Falbkatze aber hatten die alten Egypter in ihrem Reiche, und ihrer scharfen Beobachtungsgabe entging es nicht, welch vortrefflicher Hausfreund aus ihr sich gewinnen ließ. Für mich ist die Frage der Abstammung unserer liebenswürdigen Miez erledigt, und denjenigen, welcher noch zweifeln sollte, dürfte eine im kaiserlichen Museum zu Wien aufgestellte, stark getigerte Falbkatze über die Arteinheit dieser und der Hauskatze überzeugend belehren.

Gegenwärtig findet sich die Katze mit Ausnahme des höchsten Nordens und, laut Tschudi, des höchsten Gürtels der Andes fast in allen Ländern, in denen der Mensch feste Wohnsitze hat. In Europa trifft man sie überall; in Amerika wurde sie schon bald nach Entdeckung dieses Erdtheils verbreitet. Auch in Asien und in Australien ist sie ziemlich häufig, weniger jedoch in Afrika, zumal im Inneren des Erdtheils, wo sie in einzelnen Ländern gänzlich fehlen soll. Je höher ein Volk steht, je bestimmter es sich seßhaft gemacht hat, um so verbreiteter ist die Katze. In Europa

wird sie von Deutschen, Engländern und Franzosen am meisten geschätzt und am besten gepflegt; in ganz Indien, China und Japan, auch auf Java gehört sie zu den gewöhnlichen Hausthieren; in China dient sie, laut Huc, hier und da als Uhr, indem man nach der Enge ihres Augensterns die Nähe des Mittags beurtheilt; in Egypten genießt sie als Lieblingsthier des Propheten große Achtung, nimmt theil an Aufzügen, wird in Kairo auch öffentlich verpflegt, da Vermächtnisse bestehen, deren Zinsen man zu ihrer Fütterung verwendet; in Südamerika fehlt sie in dem höchsten Gürtel der Andes, weil sie Kälte und dünne Luft nicht verträgt, verkümmert auch, laut Hensel,



Hauskatze (Felis maniculata domestica). 1/3 natürl. Größe.

hier und da „wie jedes Hausthier unter der Pflege des Brasilianers, welcher ebenso wie der Südamerikaner spanischer Abkunft vom Hause aus kein Thierfreund ist und außerdem noch durch eine unüberwindliche Trägheit von jeder Bemühung im Gebiete der Thierzucht abgehalten wird", gedeiht aber in Städten, wo es, wie in Frankreich, Sitte ist, sie in den Läden als Feind der Ratten oder zum Staate zu halten, vortrefflich; auf Neuseeland ist sie verwildert und wird gegenwärtig von den Ansiedlern mit demselben Ingrimm gejagt wie ihre wildlebenden Verwandten. Wo man sie in ihrem wahren Werthe erkannt hat, verbreitet man sie mehr und mehr. Manche Völkerschaften Asiens, z. B. die Mandschu, treiben noch einen ziemlich bedeutenden Handel mit ihr. Sie geben den Giljaken junge Kater, niemals aber Miezen, erhalten sich somit immer ihre alten Absatzquellen offen. Die Käufer tauschen solche Katzen mit Zobelfellen ein, und beide Theile machen ein sehr gutes Geschäft. Heutzutage hat, laut Radde, die Bevölkerung des Amurlandes den Mandschu neue Absatzquellen eröffnet, da die Menge der Ratten und Feldmäuse in Häusern und Speichern den neuen Ansiedlern die Gegenwart der Katze wünschenswerth macht. Bei den wandernden und jagdtreibenden Hirtenvölkern des südlichen Theiles von Ostsibirien hat diese sich noch nicht eingebürgert,

fehlt auch im Lande der Urjänchen am Kossogol und in dem der Darchaten an den Quellen des Jenisei. Erst dort, wo die getauften Burjäten und Tungusen der cis= und transbaikalischen Gauen nach und nach an einen beständigen Wohnplatz sich gewöhnen und Ackerwirtschaft betreiben, wird sie ein gewöhnliches Hausthier. Den Priestern der Buddhalehre, welche abwärts am mittleren Onon ihre Ansiedelungen haben, ist sie ein lieber, wohlgepflegter Hausgenosse. Ebenso begegnet man ihr in der Aginskischen Steppe, wo das feste Haus meist an die Stelle der leichtbeweglichen Jurte getreten ist, in den russisch=transbaikalischen Besitzungen, soweit dieselben von einer festsitzenden Bevölkerung bewohnt werden. Von den Dörfern im Quellenlande des Amur gelangte sie in den Jahren 1857 und 1858 in die Ansiedelungen im oberen und mittleren Laufe dieses Stromes, während sie an der Mündung desselben, von der See aus eingeführt, schon seit 1853 vorhanden war. Im Winter des Jahres 1858 fehlte sie im Burejagebirge noch gänzlich, hielt jedoch am oberen Ende bereits ihren Einzug. Auf Grönland kam sie mit den dänischen Frauen an und verbreitete sich mit ihnen nach Süden und Norden hin, so daß sie schon zu Zeiten des Naturforschers Fabricius, Ende des vorigen Jahrhunderts, in allen Ansiedelungen gefunden wurde. So hat sie nach und nach Heimrecht fast auf der ganzen Erde sich erworben, und erscheint überall als ein lebendes Zeugnis des menschlichen Fortschrittes, der Seßhaftigkeit, der beginnenden Gesittung. Der Hund ist wahllos Allerwelts= und Allermenschenthier, die Katze Hausthier im besten Sinne des Wortes; jener hat sich von dem Zelte aus das feststehende Haus erobert, sie erst in diesem sich eingebürgert und dem gesitteten Menschen angeschlossen.

Gleichwohl bewahrt sie sich unter allen Umständen bis zu einem gewissen Grade ihre Selbständigkeit und unterwirft sich dem Menschen nur in soweit, als sie es für gut befindet. Je mehr dieser mit ihr sich beschäftigt, um so treuere Anhänglichkeit gewinnt sie an die Familie, je mehr man aber eine Katze sich selbst überläßt, um so größer wird ihre Anhänglichkeit an das Haus, in welchem sie geboren wurde. Der Mensch bestimmt immer den Grad der Zähmung und der Häuslichkeit einer Katze. Wo sie sich selbst überlassen wird, kommt es nicht selten vor, daß sie zur Zeit des Sommers ganz dem Hause entläuft und in die Wälder sich begibt, in denen sie unter Umständen vollständig verwildern kann. Bei Eintritt des Winters kehrt sie gewöhnlich in ihre frühere Wohnung zurück und bringt dahin auch ihre Jungen, welche sie während ihres Sommeraufenthaltes zur Welt gebracht hat; doch kommt es, zumal in warmen Ländern, häufig genug vor, daß sie, auch wenn sie zurückgekehrt ist, fast gar nicht mehr um den Menschen sich kümmert. Namentlich die Katzen in Paragay leben, wie uns Rengger mittheilt, in der größten Selbständigkeit. Sie folgen, zumal in den wenig bevölkerten Gegenden, ihrem Triebe zur Unabhängigkeit, und selbst diejenigen, welche man als an das Haus gewöhnte betrachten kann, streifen Tage lang in den Waldungen und auf den Feldern umher, stellen allen kleinen, wehrlosen Säugethieren nach, beschleichen des Nachts die Vögel auf den Bäumen und kommen bloß bei regnerischem oder stürmischem Wetter nach Hause. Man versichert, daß auch diejenigen, welche sorgfältig von Jugend auf behandelt worden sind, mit zunehmendem Alter ihren Hang zur Freiheit zeigen, und daß nur verschnittene Männchen gute Mäusejäger abgeben, welche wirklich im Hause bleiben und ihrer Aufgabe vollständig genügen. Gleichwohl ist in Paragay die Hauskatze noch nicht vollständig verwildert; denn, sowie die Regenzeit eintritt, nähert sie sich gewöhnlich wieder den Wohnungen und bringt dahin auch ihre Jungen mit. Letztere gehen regelmäßig zu Grunde, wenn sie in der rauhen Witterung in den Wäldern gelassen werden, und selbst die Alten scheinen den Regen nicht vertragen zu können. Jedenfalls findet man hier nirgends wirklich verwilderte Katzen dieser Art in den Waldungen; sie sind sogar aus den ehemals bewohnten Gegenden verschwunden, in denen sie beim Abzuge der Weißen zurückgelassen wurden.

Unsere Hauskatze eignet sich vortrefflich, ihre ganze Familie kennen zu lernen, eben weil Jedermann sie beobachten kann. Sie ist ein außerordentlich schmuckes, reinliches, zierliches und anmuthiges Geschöpf, jede ihrer Bewegungen nett und angenehm, und ihre Gewandtheit wahrhaft

bewunderungswürdig. „Die Kaz", sagt der alte Geßner, „ist ein schnäll, bring vnd geschwind thier mit steygen, lauffen, springen, kräzen vnd dergleychen, auch ein schamhafft, hoffärtig, rein vnd schimpffig (spiellustig) thier, dem menschen gantz angenäm." Sie geht gemessen und tritt mit ihren Sammetpfötchen, deren Krallen sorgfältig eingezogen sind, so leise auf, daß ihr Gang für den Menschen vollkommen unhörbar wird. Bei jedem Schritte zeigt sich die Beweglichkeit, welche ihr eigenthümlich ist, verbunden mit größter Anmuth und Zierlichkeit. Nur wenn sie von einem anderen Thiere verfolgt oder plötzlich erschreckt wird, beschleunigt sie ihren Gang zu einem Laufe in schnell hinter einander folgenden Sätzen oder Sprüngen, welche sie ziemlich rasch fördern und fast regelmäßig vor dem Verfolger retten, weil sie klug jeden Schlupfwinkel zu benutzen oder jede Höhe zu gewinnen weiß. Sie klettert durch Einhäkeln ihrer Krallen leicht und geschickt an Bäumen und rauhen oder weichen Mauern empor und ist im Stande, mit einem einzigen Satze eine Höhe von zwei bis drei Meter zu gewinnen. Im freien Felde läuft sie nicht eben rasch, wenigstens wird sie dort von jedem Hunde eingeholt. Ihre große Gewandtheit zeigt sich namentlich bei Sprüngen, welche sie freiwillig oder gezwungen ausführen muß. Sie mag fallen wie sie will, immer wird sie mit den Beinen den Boden erreichen und verhältnismäßig sanft auf die weichen Ballen der Füße fallen. Mir ist es niemals gelungen, eine Katze, welche ich mit dem Rücken nach unten dicht über einen Tisch oder über einen Stuhl hielt, so zu Falle zu bringen, daß sie mit dem Rücken aufschlug. Sie wendet sich, sobald man sie freiläßt, blitzschnell um und steht dann ganz harmlos und fest auf allen vier Füßen. Wie sie dies bei so kurzen Entfernungen anstellt, ist geradezu unerklärlich; beim Herabfallen aus bedeutender Höhe dagegen kann man es sich sehr wohl erklären, weil sie dann ihren gerade emporgestreckten Schwanz als Steuer benutzt und hierdurch die Richtung des Falles regelt. Das Schwimmen versteht sie auch, macht aber von dieser Fertigkeit bloß dann Gebrauch, wenn sie in die unangenehme Lage kommt, aus dem Wasser sich retten zu müssen. Freiwillig geht sie niemals in das Wasser, meidet sogar den Regen mit förmlicher Aengstlichkeit. Sie sitzt, wie der Hund, auf dem Hintertheile und stützt sich vorn mit beiden Füßen; im Schlafe rollt sie sich zusammen und legt sich auf eine Seite. Dabei sucht sie gern eine weiche und warme Unterlage auf, kann es aber nur selten vertragen, wenn sie auch bedeckt wird. Vor allem anderen benutzt sie das Heu zum Pfühl, wahrscheinlich, weil sie den Duft desselben gut leiden mag. Von solchem Lager nimmt ihr Fell einen höchst angenehmen Geruch an.

Bemerkenswerth ist die Biegsamkeit der an und für sich rauhen Stimme unserer Hauskatze. „Mauwend auff mancherley weyß, anderst so sy etwas häuschend, anders so sy liebkosend, anderst so sy sich zu streyt oder kampff stellend", sagt schon Geßner sehr richtig. Der Hund ist nicht entfernt so ausdrucksfähig wie die Katze. Ihr „Miau" ändert in der verschiedensten Weise ab, wird bald kurz, bald lang, bald gedehnt, bald abgebrochen hervorgestoßen und damit bittend, klagend, verlangend, drohend; zu dem „Miau" treten aber auch noch andere Laute unnennbarer Art hinzu, welche unter Umständen sich vereinigen können zu einem Liede,

„. . . das Stein erweichen,
Menschen rasend machen kann",

weil nicht bloß miauende, sondern auch knurrende, kreischende und dumpfbrüllende Laute und das absonderliche, allen Katzen eigenthümliche Fauchen in ihm abwechseln.

Unter den Sinnen der Katze sind Gefühl, Gesicht und Gehör die ausgezeichnetsten. Am schlechtesten ist wohl der Geruch, wie man sich sehr leicht selbst überzeugen kann, wenn man einer Katze irgendwelche Lieblingsnahrung so vorlegt, daß sie dieselbe nur durch die Nase ermitteln kann. Sie naht sich dem Gegenstande und wendet, wenn sie in seine nächste Nähe gekommen ist, den Kopf so vielfach hin und her, daß man gleich an diesen Bewegungen sieht, wie wenig der Geruchsinn sie leitet. Ist sie endlich nahe gekommen, so benutzt sie ihre Schnurrhaare, welche vortreffliche Tastwerkzeuge sind, noch immer weit mehr als die Nase. Man muß ihr eine Maus, welche man in der Handhöhlung versteckt, schon nahe vorhalten, ehe sie dieselbe riecht. Weit feiner

ist ihr Gefühl. Die Schnurrhaare zeigen dies am besten; denn man darf bloß ein einziges ganz leise berühren, so wird man sehen, wie die Katze augenblicklich zurückzuckt. Auch in den weichen Pfoten besitzt sie Tastgefühl, obschon in untergeordneterem Grade. Ausgezeichnet ist das Gesicht. Sie sieht ebenso gut bei Tage wie bei Nacht, ist fähig, bei verschiedenem Lichte ihren Augenstern passend einzurichten, d. h. ihn bei großer Helligkeit so zu verkleinern und bei Dunkelheit so zu vergrößern, daß ihr das Sinneswerkzeug jederzeit vortreffliche Dienste leistet. Und doch steht unter allen Sinnen das Gehör obenan. „Ich hatte mich", sagt Lenz, „bei warmer stiller Luft in meinem Hofe auf einer Bank im Schatten der Bäume niedergelassen und wollte lesen. Da kam eins von meinen Kätzchen schnurrend und schmeichelnd heran und kletterte mir nach alter Gewohnheit auf Schulter und Kopf. Beim Lesen war das störend; ich legte also ein zu solchem Zwecke bestimmtes Kissen auf meinen Schoß, das Kätzchen darauf, drückte es sanft nieder, und nach zehn Minuten schien es fest zu schlafen, während ich ruhig las und um uns her Vögel sangen. Das Kätzchen hatte den Kopf, also auch die Ohren südwärts gerichtet. Plötzlich sprang es mit ungeheuerer Schnelligkeit rückwärts. Ich sah ihm erstaunt nach; da lief nordwärts von uns ein Mäuschen, von einem Busche zum anderen über glattes Steinpflaster, wo es natürlich gar kein Geräusch machen konnte. Ich maß die Entfernung, in welcher das Kätzchen die Maus hinter sich gehört hatte: sie betrug volle 44 Fuß nach hiesigem Maße."

Das geistige Wesen der Katze wird gewöhnlich gänzlich verkannt. Man betrachtet sie als ein treuloses, falsches, hinterlistiges Thier, und glaubt, ihr niemals trauen zu dürfen. Viele Leute haben einen unüberwindlichen Abscheu gegen sie und geberden sich bei ihrem Anblicke wie nervenschwache Weiber oder ungezogene Kinder. In der Regel vergleicht man sie mit dem Hunde, mit welchem sie gar nicht verglichen werden darf, und gibt sich, weil man in ihr nicht gleich dessen Eigenschaften findet, nicht weiter mit ihr ab, sondern betrachtet sie schon von vornherein als ein Wesen, mit welchem überhaupt nichts zu machen ist. Selbst Naturforscher fällen einseitige Urtheile über sie; Giebel z. B. läßt sich in einem seiner neueren Werke wie folgt vernehmen: „Die hervorragendsten Züge im Katzencharakter sind Falschheit und Naschhaftigkeit, demnächst Eitelkeit und Liebe zur Reinlichkeit, Entschiedenheit und Bequemlichkeit. Die sprichwörtliche Falschheit äußert sich bei jeder Gelegenheit, beim Spiele, bei der Liebkosung; eine unsanfte Berührung, ein hartes Wort wird sofort mit derben Pfötchenschlägen oder mit Kratzen erwidert .... Die Katze ist Hausthier und dem Menschen dienstbar, nur soweit sie dabei ein bequemes, angenehmes Leben, zusagende Kost, Schutz gegen Kälte und rauhes Wetter und Befriedigung ihrer Eitelkeit findet; allem aber, was ihr im Hause nicht gefällt, tritt sie entschieden entgegen oder weicht ihm aus, um sich einer gewaltsamen Unterordnung nicht zu beugen .... Nur in der Stube und Küche gehorcht sie den Befehlen und Drohungen des Herrn, draußen geht sie ihren eigenen Weg, kein Rufen, kein Locken, keine Schmeicheleien veranlassen sie, ihren Herrn über die Straße zu begleiten, seltene und vereinzelte Fälle ausgenommen. Sie folgt und ist gehorsam nur da, wo sie gepflegt wird, und nur dem, welchem sie zu Danke verpflichtet ist; außerhalb dieses Bereiches kennt sie keine Unterwürfigkeit und schleicht als nächtlicher, mehr auf List als auf Kraft sich verlassender Räuber scheu und ängstlich vor etwaigen Störungen und Angriffen ihren Weg fort. In der That hält sie sich nur an das Haus, weil und soweit sie gepflegt wird". Zwischen diesen Sätzen, welche ich herausgegriffen habe, kommen Schilderungen der Naschhaftigkeit unseres Hausfreundes, wie man sie von alten grämlichen Weibern vernimmt, und dergleichen mehr. Eine derartige Charakterzeichnung enthält wohl ein Körnlein Wahrheit, jedoch weit mehr Unrichtiges, und darf eher eine Verlästerung als eine Beschreibung der Katze genannt werden. Ich habe die Katze von Jugend auf mit Liebe beobachtet, und mich viel mit ihr beschäftigt, deshalb neige ich mich mehr der nachstehend wiedergegebenen Schilderung Scheitlins zu, welche auch vor der Giebelschen Auslassung jedenfalls Ursprünglichkeit, verständnisvolle Auffassung und gerechte Würdigung des Wesens der Katze voraus haben dürfte.

„Die Katze ist ein Thier hoher Natur. Schon ihr Körperbau deutet auf Vortrefflichkeit. Sie ist ein kleiner, netter Löwe, ein Tiger im verjüngten Maßstabe. Alles ist an ihr einhellig gebaut, kein Theil zu groß oder zu klein; darum fällt auch schon die kleinste Regelwidrigkeit an ihr auf. Alles ist rund, am schönsten die Kopfform, was man auch am entblößten Schädel wahrnehmen kann: kein Thierkopf ist schöner geformt. Die Stirne hat den dichterischen Bogen, das ganze Gerippe ist schön und deutet auf eine außerordentliche Beweglichkeit und Gewandtheit zu wellenförmigen oder anmuthigen Bewegungen. Ihre Biegungen geschehen nicht im Zickzack oder Spitzwinkel, und ihre Wendungen sind kaum sichtbar. Sie scheint keine Knochen zu haben und nur aus leichtem Teige gebaut zu sein. Auch ihre Sinnesfähigkeiten sind groß und passen ganz zum Körper. Wir schätzen die Katzen gewöhnlich viel zu niedrig, weil wir ihre Diebereien hassen, ihre Klauen fürchten, ihren Feind, den Hund, hochschätzen und keine Gegensätze, wenn wir sie nicht in einer Einheit auflösen, lieben können.

„Richten wir nun unsere Aufmerksamkeit auf ihre Haupteigenheiten. Zuvörderst fällt uns ihre Gewandtheit auf. Körper und Seele sind gewandt, beide aus einem Gusse. Wie gewandt dreht sie sich in der Luft, wenn sie auch nur mit dem Rücken abwärts wenige Fuß hoch fällt. Schon der geringe Widerstand der Luft vermittelt ihr, wie bei den Vögeln, die Möglichkeit der Drehung. Wie gewandt erhält sie sich auf schmalen Kanten und Baumzweigen, selbst wenn diese kräftig geschüttelt werden! Halb körperlich und halb geistig ist ihre Liebe zur Reinlichkeit; sie leckt und putzt sich immerdar. Alle ihre Härchen vom Kopfe bis zur Schwanzspitze sollen in vollkommener Ordnung liegen; die Haare des Kopfes zu glätten und zu kämmen, beleckt sie die Pfoten und streicht dann diese über den Kopf; selbst die Schwanzspitze versäumt sie nicht. Den Unrath verbirgt sie, verscharrt ihn in selbstgegrabene Erdlöcher. Hat eine Katze, durch einen Hund erschreckt, ihre Haare gesträubt, so fängt sie an, sobald sie sich in Sicherheit weiß, dieselben am ganzen Leibe wieder in Ordnung zu bringen. Sie will auch das Fell rein haben. Sie leckt sich allen Schmutz ab; sie ist des Schweines Gegentheil.

„Sie hat körperlichen Höhesinn, welcher aber, weil er Schwindelfreiheit und tüchtige Nerven erfordert, mit dem geistigen verwandt ist. Sie klettert an senkrechten Tannen bis zum Wipfel, ungewiß, ob und wie sie wieder herunterkönne. Sie hat auch ein bischen Furcht und bleibt zuweilen, bis sie hungert, droben und ruft um Hülfe; endlich wagt sie sich, aber nur rückwärts, herunter. Sie will immer das höchste, im Klettern die Vollendung, doch nicht, als ob sie die Gefahr nicht merke, was nur bei Thieren der unteren Klassen der Fall ist. Will man sie herunterstoßen, so klauet und klammert sie sich fest an.

„Sie kennt den Raum und die Entfernungen sowie die geraden, schiefen und senkrechten Flächen genau; sie schaut, wenn sie einen ungewohnten Sprung thun will, berechnend nach, vergleicht dann ihre Kraft und Geschicklichkeit und prüft sich selbst. Sie wagt ihn vielleicht lange nicht. Hat sie ihn einmal gemacht und ist er gelungen, so ist er auf immer gemacht; gelang er nicht, so versucht sie ihn später mit vorwärts geschrittener Kraft und Geschicklichkeit wieder. Minder gut beurtheilt sie die Zeit. Daß sie die Mittagszeit kenne, weiß man wohl; denn sie kommt zur Stunde heim. Allein wegen ihres freieren Lebens auf den Höhen und ihren Nachtaugen bedarf sie mehr Raum- und Ort- als Zeit- und Stundensinn. Es mangelt ihr nicht an Farbensinn, ihrem Gehöre nicht an Tonsinn. Sie kennt den Menschen an seiner Kleidung und an seiner Stimme. Sie will zur Thür hinaus, wenn sie gerufen wird; sie hat ein vorzügliches Ortsgedächtnis und übt es. In der ganzen Nachbarschaft, in allen Häusern, Kammern, Kellern, unter allen Dächern, auf allen Holz- und Heuböden zieht sie herum. Sie ist ein völliges Ortsthier, daher ihre bekannte Anhänglichkeit mehr ans Haus als an die Bewohner. Sie zieht entweder nicht mit aus oder läuft wieder ins alte Haus. Unbegreiflich ist es, daß sie, stundenweit in einem Sacke getragen, ihr Haus, ihre Heimat wiederfinden kann.

„Außerordentlich ist ihr Muth selbst gegen die allergrößten Hunde und Bullenbeißer, wie ungünstig ihr Verhältnis in Bezug auf Größe und Stärke sei. Sobald sie einen Hund wahrnimmt,

krümmt sie den Rücken in einem ganz bezeichnenden Bogen, dem Katzenbuckel. Ihre Augen glühen Zorn oder plötzlich aufwallenden Muth nebst einer Art Abscheu. Sie speit schon von fern gegen ihn; sie will vielleicht entweichen, fliehen; sie springt im Zimmer aufs Gesimse, auf den Ofen oder will zur Thüre hinaus. Hat sie aber Junge, so stürzt sie, wenn er dem Neste nahe kommt, gräßlich auf ihn los, ist mit einem Satze auf seinem Kopfe und zerkratzt ihm die Augen, das Gesicht gar jämmerlich. Geht unter dieser Zeit ein Hund sie an, so hebt sie die Tatzen mit hervorgestreckten Klauen und weicht nicht. Hat sie noch den Rücken frei, so ist sie getrost; denn die Seiten kann sie mit ihren Hieben sichern; sie kann die Tatzen wie Hände gebrauchen. Es können fünf und noch mehr Hunde kommen, sie ordentlich belagern und gegen sie prallen, sie weicht nicht. Sie könnte mit einem Satze weit über sie hinausspringen, aber sie weiß, daß sie alsdann verloren sei; denn der Hund holte sie ein. Zieht dieser, ohne sie angegriffen zu haben, endlich sich zurück, so bleibt sie oft ganz ruhig sitzen, erwartet, wenn die Hunde wollen, noch zehn Angriffe und hält alle aus. Andere ersehen den Vortheil und erklettern schnell eine nahe Höhe. Dann sitzen sie droben und sehen in sich gekauert und mit halbverschlossenem Auge auf die Feinde, als wenn sie dächten, wer seinen sichern Schatz im Herzen trage, der könne ins Spiel der niederen Welt ganz ruhig schauen. Sie weiß, daß der Hund nicht klettern und nicht so hoch springen kann. Will aber der Mensch sie erfassen, so klettert sie höher und entspringt; ihn fürchtet sie mehr.

„In freiem Felde verfolgte Katzen kehren, wenn sie sich stark fühlen, augenblicklich um und packen den Hund an. Erschrocken nimmt nun dieser die Flucht. Manche Katzen springen aus unbedingtem Hasse gegen alle Hunde, hängen sich am Kopfe fest und fahren ihnen mit den Klauen immer in die Augen. Es gibt Katzen, welche nur in der Küche leben, nie in die Stube kommen. Diese lassen gewiß keinen Hund einen Augenblick lang in der Küche; in dieser wollen sie Herren sein!

„Zu ihrem Muthe gehört ihre Rauflust, ihre große Neigung zu Balgereien unter sich. Es geht dies schon aus ihrem Hange zum Spielen und ihrem Muthwillen hervor: sie sind Nachtbuben. Zwar schlagen sie sich auch bei Tage auf dem Dache herum, zerzupfen einander gräßlich und rollen auch, mit einander sich windend und kugelnd, über das Dach und durch die Luft auf die Straße herunter, sich sogar in der Luft raufend; dennoch führen sie am meisten Krieg in der Nacht, die Kater unter sich der Weiber willen. Mancher Kater kommt in gewissen Zeiten des Jahres beinahe alle Morgen mit blutigem Kopfe und zerzaustem Kleide heim; dann scheint er gewitzigt und daheim bleiben zu wollen, nicht lange aber; denn er vergißt seine Wunden, so schnell als sie heilen, und fällt dann in die alte Sünde zurück. Der Kater lebt oft wochenlang außer dem Hause in seiner grenzenlosen Freiheitssphäre; man hält ihn für verloren, unerwartet kommt er wieder zum Vorscheine. Die Miez hat viel mehr Haussinn, Nestsinn, wie alle Thierarten. Nicht immer sind die Raufer die stärksten, und nicht allemal sind die Kater die ärgsten Raufbolde; es gibt auch weibliche Haudegen, wilde Weiber. Solche rennen allen Katzen ohne Unterschied nach, fürchten die stärksten Kater nicht, fordern alle mit Worten und Tadel heraus und machen sich allen der ganzen, langen Straße furchtbar, soweit man von Dach zu Dach, ohne die Straße überschreiten zu müssen, kommen kann.

„Mit ihrem Muthe ist ihre Unerschrockenheit und Gegenwart des Geistes vorhanden. Man kann sie nicht, so wie den Hund oder das Pferd, erschrecken, sondern nur verscheuchen. Diese haben mehr Einsicht, die Katze hat mehr Muth; man kann sie nicht stutzig machen, nicht in Verwunderung setzen. Man spricht viel von ihrer Schlauheit und List: mit Recht; listig harrt sie todtenstill vor dem Mauseloche, listig macht sie sich klein, harrt lange, schon funkeln — das Mäuschen ist erst halb heraus — ihre Augen und noch hält sie an. Sie ist Meister über sich, wie alle Listigen, und kennt den richtigen Augenblick.

„Gefühl, Stolz, Eitelkeit hat sie nur in schwachem Grade; sie ist ja kein Geselligkeits-, sondern ein Einsamkeitswesen; sie freut sich keines Sieges und schämt sich auch nie. Wenn sie sich einer Sünde bewußt ist, fürchtet sie einzig die Strafe. Ist sie derb ausgescholten und geprügelt worden,

so schüttelt sie den Pelz und — kommt nach wenigen Minuten unbehelligt wieder. Doch fühlt sie sich nicht wenig geschmeichelt, wenn man sie nach ihrem ersten Jagdmusterstücke auf eine Maus, die sie in die Stube bringt und vor die Augen der Leute legt, herzlich lobt. Sie kommt dann auch künftighin mit der Beute in die Stube und zeigt ihre große Kunst jedesmal an.

„Man spricht von ihrer Schmeichelei und Falschheit, wohl gar von Rachsucht, doch viel zu viel. Gefällt ihr Jemand vorzugsweise, denn sie kann sehr lieben und sehr hassen, so drückt sie sich oft mit der Wange und den Flanken an Wange und Seiten desselben, kost auf jede Weise, springt am frühen Morgen auf sein Bett, legt sich ihm so nahe wie möglich und küßt ihn. Manchen Katzen ist freilich immer nicht ganz zu trauen. Sie beißen und kratzen oft, wenn man es sich gar nicht vermuthet. Allein in den meisten Fällen beruht ein solches Betragen nur auf Nothwehr, weil man sie ja doch auch gar zu oft falsch und hinterrücks plagt. Allerdings thut der Hund solches nicht, der Hund aber ist ein guter Narr. Wir dürfen die Ungutmüthigen doch nicht geradezu falsch nennen. Eigentlich falsche Katzen sind seltene Ausnahmen, deren es auch unter den Hunden gibt, wenn schon allerdings noch viel seltener. „Falscher Hund" ist doch für den Mann, wie „falsche Katze" fürs Weib eine Art Sprichwort. Was den Menschen falsch macht, das macht auch die vollkommeneren Thiere falsch.

„Ihre Liebeszeit ist interessant. Der Kater ist alsdann wild, die Weiber, welche ihn aufsuchen, sitzen um ihn herum; er in der Mitte brummt seinen tiefen Baß hinzu, die Weiber singen Tenor, Alt, Diskant und alle möglichen Stimmen. Das Koncert wird immer wilder. Zwischeninnen schlagen sie einander die Fäuste ins Gesicht, und eben die Weiber, die ihn doch aufgesucht haben, wollen keineswegs, daß er sich ihnen nahe. Er muß alles erkämpfen. In mondhellen Nächten lärmen sie ärger als die wildesten Nachtbuben."

Die Paarung der Hauskatze erfolgt gewöhnlich zweimal im Jahre, zuerst Ende Februars oder Anfangs März, das zweite Mal zu Anfang des Juni. Fünfundfunfzig Tage nach der Paarung wirft sie fünf bis sechs Junge, welche blind geboren werden und erst am neunten Tage sehen lernen. Gewöhnlich erfolgt der erste Wurf Ende Aprils oder Anfangs Mai, der zweite Anfangs August. Die Mutter sucht vorher immer einen verborgenen Ort auf, meist den Heuboden oder nicht gebrauchte Betten, und hält ihre Jungen so lange als möglich verborgen, namentlich aber vor dem Kater, welcher dieselben auffrißt, wenn er sie entdeckt. Merkt sie Gefahr, so trägt sie die Thierchen im Maule nach einem anderen Orte; raubt man ihr die geliebten Kleinen, so sucht sie lange umher, in der Hoffnung, sie wieder aufzufinden. „Einmal", so schreibt mir ein Freund der Katze, „hatten wir alle Jungen unserer Mieze zu einem Tagelöhner gegeben, welcher wohl an tausend Schritte von unserem Hause entfernt wohnte. Am anderen Morgen befanden sich alle Jungen wieder auf dem alten Platze im Hause. Mieze war mit ihnen durch den oberen Fensterflügel des fremden Hauses auf die Straße gesprungen, hatte mit der Last im Maule den reißenden Bach überschritten und sich durch ein Fenster unseres Hauses Eingang zu verschaffen gewußt. So geschah es noch zweimal, obgleich wir die Jungen jedesmal an einen anderen Ort gebracht hatten." Die jungen Kätzchen sind außerordentlich hübsche, schmucke Thierchen. „Ihre erste Stimme", bemerkt Scheitlin noch, „ist auffallend zart; sie deutet auf sehr viel Kindisches. Sehr unruhig, wie sie sind, kriechen sie zuweilen noch blind aus dem Neste. Die Mutter holt sie wieder herein. Wenn nur ein Aeuglein geöffnet ist, ist ihres Bleibens nicht mehr, und sie kriechen überall in der Nähe herum, immer miauend. Sogleich fangen sie mit allem Rollenden, Laufenden, Schleichenden, Flatternden zu tändeln an; es ist der erste Anfang des Triebes, Mäuse und Vögel zu fangen. Sie spielen mit dem stets wedelnden Schwanze der Mutter und mit ihrem eigenen, wenn er so lang gewachsen, daß die Vorderpfote sein Ende erreichen kann; sie beißen auch hinein und merken zuerst nicht, daß er auch noch zu ihrem Körper, auch noch zu ihnen gehöre, sowie das Menschenkind in die zum Munde heraufgebogenen Zehen beißt, weil es sie für etwas ihm Fremdes hält. Sie machen die sonderbarsten Sprünge und die artigsten Wendungen. Ihr Thun und Spielen, in welchem sie

sich wie Kinder und als Kinder selbst unaussprechlich wohlgefallen, kann sie und die ihnen wohlwollenden Menschen stundenlang beschäftigen. Sobald ihre Augen aufgethan sind, können sie auch gutes und böses, d. h. Freund und Feind, unterscheiden. Geht ein Hund sie bellend an, so machen sie schon einen Buckel und speien ihn an. Sie werden als kleine Löwen geboren."

Der Mutter Liebe zu den Jungen ist großartig. Sie bereitet den noch Ungeborenen ein Nest und trägt sie augenblicklich von einem Orte zum anderen, sowie sie Gefahr für sie fürchtet; dabei faßt sie zart nur mit den Lippen ihre Haut im Genicke an und trägt sie so sanft dahin, daß die Miezchen davon kaum etwas merken. Während sie säugt, verläßt sie die Kinder bloß, um für sich und sie Nahrung zu holen. Manche Katzen wissen mit ihren ersten Jungen nicht umzugehen, und es muß ihnen von den Menschen oder von alten Katzen erst förmlich gezeigt werden, wie sie sich zu benehmen haben. Mir hat ein glaubwürdiger Mann versichert, daß er selbst gesehen habe, wie eine alte Katze einer jüngeren während ihrer ersten Geburt behülflich war, indem sie die Nabelschnuren der Jungen abbiß und anstatt der unkundigen Mutter sie auch gleich beleckte und erwärmte. Eine andere Katze hatte sich gewöhnt, die Mäuschen, welche sie gefangen hatte, immer am Schwanze zu tragen, und wandte diese Art der Fortschaffung später auch bei den ersten ihrer eigenen Jungen an. Dabei ging es aber nicht so gut wie bei den Mäuschen; denn die jungen Kätzchen klammerten sich am Boden fest und verhinderten so die Alte, sie fortzuschaffen. Die Herrin der Wöchnerin zeigte ihr, wie sie ihre Kinder zu behandeln habe. Sie begriff dies augenblicklich und trug später ihre Kleinen immer, wie andere Mütter sie tragen. Daß alle Katzen mit der Zeit viel besser lernen, wie sie ihre Kinder zu behandeln haben, ist eine ausgemachte Thatsache.

Wenn sich einer säugenden Katze ein fremder Hund oder eine andere Katze nähert, geht sie mit der größten Wuth auf den Störenfried los, und selbst ihren Herrn läßt sie nicht gern ihre niedlichen Kinderchen berühren. Dagegen zeigt sie zu derselben Zeit gegen andere Thiere ein Mitleiden, welches ihr alle Ehre macht. Man kennt vielfache Beispiele, daß säugende Katzen kleine Hündchen, Füchschen, Kaninchen, Häschen, Eichhörnchen, Ratten, ja sogar Mäuse säugten und groß zogen, und ich selbst habe als Knabe mit meiner Katze derartige Versuche gemacht und bestätigt gefunden. Einer jung von mir aufgezogenen Katze brachte ich, als sie das erste Mal Junge geworfen hatte, ein noch blindes Eichhörnchen, das einzige überlebende von dem ganzen Wurfe, welchen wir hatten großziehen wollen. Die übrigen Geschwister des kleinen netten Nagers waren unter unserer Pflege gestorben, und deshalb beschlossen wir, zu versuchen, ob nicht unsere Katze sich der Waise annehmen werde. Und sie erfüllte das in sie gesetzte Vertrauen. Mit Zärtlichkeit nahm sie das fremde Kind unter ihre eigenen auf, nährte und wärmte es aufs beste und behandelte es gleich vom Anfange an mit wahrhaft mütterlicher Hingebung. Das Eichhörnchen gedieh mit seinen Stiefbrüdern vortrefflich und blieb, nachdem diese schon weggegeben waren, noch bei seiner Pflegemutter. Nunmehr schien diese das Geschöpf mit doppelter Liebe anzusehen. Es bildete sich ein Verhältnis aus, so innig, als es nur immer sein konnte. Mutter und Pflegekind verstanden sich vollkommen, die Katze rief nach Katzenart, Eichhörnchen antwortete mit Knurren. Bald lief es seiner Pflegerin durch das ganze Haus und später auch in den Garten nach. Dem natürlichen Triebe folgend, erkletterte das Eichhörnchen leicht und gewandt einen Baum, die Katze blinzelte nach ihm empor, augenscheinlich höchst verwundert über die bereits so frühzeitig ausgebildete Geschicklichkeit des Grünschnabels, und kratzte wohl auch schwerfällig hinter ihm drein. Beide Thiere spielten mit einander, und wenn auch Hörnchen sich etwas täppisch benahm, der gegenseitigen Zärtlichkeit that dies keinen Eintrag, und die geduldige Mutter wurde nicht müde, immer von neuem wieder das Spiel zu beginnen. Es würde zu weit führen, wenn ich das ganze Verhältnis zwischen beiden genau schildern wollte; außerdem habe ich den Fall auch bereits in der „Gartenlaube" mitgetheilt. So mag es genügen, wenn ich sage, daß das Hörnchen durch einen unglücklichen Zufall leider bald sein Leben verlor, die Katze aber ihre Liebe zu Pfleglingen trotzdem beibehielt. Sie säugte später junge Kaninchen, Ratten, junge Hunde groß, und Nachkommen von ihr zeigten sich der trefflichen Mutter

vollkommen würdig, indem sie ebenfalls zu Pflegerinnen anderer verwaister Geschöpfe sich hergaben. In meinem Aufsatze in der Gartenlaube habe ich auch noch eine anziehende Geschichte mitgetheilt. Eine säugende Katze nämlich wurde durch irgend einen Zufall plötzlich von ihren Kindern getrennt, und diese geriethen somit in Gefahr, zu verkümmern. Da kam der Besitzer der kleinen Gesellschaft auf einen guten Gedanken. Des Nachbars Katze hatte Junge gehabt, war aber derselben beraubt worden. Diese wurde nun als Pflegemutter ausersehen und gewonnen. Sie unterzog sich bereitwillig der Pflege der Stiefkinder und behandelte sie ganz wie ihre eigenen. Plötzlich aber kehrte die rechte Mutter zurück, jedenfalls voller Sorgen für ihre lieben Sprößlinge. Zu ihrer höchsten Freude fand sie diese in guten Händen — und, siehe da! beide Katzenmütter vereinigten sich fortan in der Pflege und Erziehung der Kleinen und ernährten und vertheidigten sie gemeinschaftlich auf das kräftigste.

Giebel erklärt solche Beweise der Mutterliebe und Pflegelust wie folgt. „Die Mieze legt in dieser Zeit“, d. h. wenn sie Junge hat, „ihre Blutgier ganz ab und säugt sogar Ratten, Mäuse, Kaninchen, Hasen und Hunde auf, wenn dieselben an ihre Zitzen gelegt werden. Auch darin darf man, obwohl die Anhänglichkeit an die Pfleglinge noch lange sich äußert, keine eigentliche Liebe erkennen wollen, sie nimmt die fremde Brut nur an, um den Reiz in ihren Milchdrüsen und Zitzen zu stillen.“ Ich habe nichts einzuwenden gegen eine materialistische Deutung der Geistesthätigkeit, sobald jene mir begründet erscheint, könnte mich vielleicht auch mit der eben gegebenen Erklärung der Mütterlichkeit befriedigen lassen, hätte Giebel nur gesagt, was man unter „eigentlicher Liebe“ zu verstehen habe. Daß Katzenmütter, denen man, unmittelbar nachdem sie geworfen haben, ihre sämmtlichen Jungen nimmt, infolge des Reizes ihrer strotzenden Milchdrüsen selbst darauf ausgehen, sich andere Säuglinge zu verschaffen, ältere Junge wieder saugen lassen, junge Hündchen, Häschen, Ratten und dergleichen herbeischleppen und diese an ihr Gesäuge legen, ist mir durch verbürgte Mittheilungen thatsächlich beobachteter Fälle wohl bekannt; solche Fälle erscheinen mir jedoch aus dem Grunde nicht maßgebend zu sein, weil säugende Katzen, auch wenn man ihnen ihre Jungen läßt, andersartige hülflose Thierchen an- und aufnehmen. Hier handelt es sich nicht mehr einzig und allein um Stillung des durch die überfüllten Milchdrüsen verursachten Reizes, sondern um eine Pflegelust, welche keineswegs in dem „Ablegen der Blutgier“, wohl aber in der durch die Liebe zu den eigenen Kindern wachgerufenen Gutmüthigkeit, um nicht zu sagen Barmherzigkeit, Erklärung findet. Von einem Ablegen der Blutgier kann nicht gesprochen werden; denn die Mieze raubt, während sie Junge hat, nach wie vor, ja sogar eifriger als je; wohl aber darf man an zarte Neigungen und Empfindungen der Katze gegen Unmündige glauben. Wenn es, meine ich, ein Thier gibt, bei welchem sich das, was wir Mutterliebe nennen, in der unverkennbarsten Weise bekundet, so ist es die Katze. Hieran zu zweifeln oder auch nur zu deuteln, zeigt gänzlichen Mangel an Verständnis der geistigen Aeußerungen des Thieres. Man beobachte nur eine Katzenmutter mit ihren Kindern, und man wird sicherlich zu anderen Anschauungen gelangen.

Keine Menschenmutter kann mit größerer Zärtlichkeit und Hingebung der Pflege ihrer Kinderchen sich widmen als die Katze. In jeder Bewegung, in jedem Laute der Stimme, in dem ganzen Gebaren gibt sich Innigkeit, Sorgsamkeit, Liebe und Rücksichtsnahme nicht allein auf die Bedürfnisse, sondern auch auf die Wünsche der Kinderchen kund. So lange diese klein und unbehülflich sind, beschäftigt sich die Alte hauptsächlich nur mit ihrer Ernährung und Reinigung. Behutsam nähert sie sich dem Lager, vorsichtig setzt sie ihre Füße zwischen die krabbelnde Gesellschaft, leckend holt sie eines der Kätzchen nach dem anderen herbei, um es an das Gesäuge zu bringen, ununterbrochen bestrebt sie sich, jedes Härchen glatt zu legen, Augen und Ohren, selbst den After rein zu halten. Noch äußert sich ihre Liebe ohne Laute: sie liegt stumm neben den Kleinen, spinnt höchstens dann und wann, gleichsam um sich die Zeit, welche sie den Kinderchen widmen muß, zu kürzen. Scheint es ihr nöthig zu sein, das Lager zu wechseln, so faßt sie eines der Kätzchen mit zartester Behutsamkeit an dem faltigen Felle der Genickgegend, mehr mit den Lippen als mit den scharfen

Zähnen zugreifend, und trägt es, ohne daß ihm auch nur Unbehagen erwächst, einem ihr sicherer dünkenden Orte zu, die Geschwister eilig nachholend. Ist sie sich der Freundlichkeit ihres Herrn bewußt, so läßt sie es gern geschehen, wenn dieser sie bei solcher Umlegung der Jungen unterstützt, fügt sich seinem Ermessen oder geht, bittend miauend, ihm voraus, um das ihr erwünschte Plätzchen zu zeigen. Die Jungen wachsen heran, und die Mutter ändert im vollsten Einklange mit dem fortschreitenden Wachsthume allgemach ihr Benehmen gegen sie. Sobald die Aeuglein der Kleinen sich geöffnet haben, beginnt der Unterricht. Noch starren diese Aeuglein blöde ins weite; bald aber richten sie sich entschieden auf einen Gegenstand: die ernährende Mutter. Sie beginnt jetzt, mit ihren Sprößlingen zu reden. Ihre sonst nicht eben angenehm ins Ohr fallende Stimme gewinnt einen Wohlklang, welchen man ihr nie zugetraut hätte; das „Miau“ verwandelt sich in ein „Mie“, in welchem alle Zärtlichkeit, alle Hingebung, alle Liebe einer Mutter liegt; aus dem sonst Zufriedenheit und Wohlbehagen, oder auch Bitte ausdrückendem „Murr“ wird ein Laut, so sanft, so sprechend, daß man ihn verstehen muß als den Ausdruck der innigsten Herzensliebe zu der Kinderschar. Bald auch lernt diese begreifen, was der sanfte Anruf sagen will: sie lauscht, sie achtet auf denselben und kommt schwerfällig, mehr humpelnd als gehend, herbeigekrochen, wenn die Mutter ihn vernehmen läßt. Die ungefügen Glieder werden gelenker, Muskeln, Sehnen und Knochen fügen sich allgemach dem erwachenden und rasch erstarkenden Willen: ein dritter Abschnitt des Kinderlebens, die Spielzeit, der Katze beginnt. „Goppend mit mancherley Ding so ihnen fürgeworffen oder nachgeschleipfft wirt, treybend wundbarlich holdsälig vnd lieblich schimpffbossen“, sagt schon der alte Geßner, und fügt hinzu: „So schimpffig ist sy, daß sy auch zu Zeyten mit jrem eigenen schatten, bildtnuß vor einem spiegel oder wasser, auch mit jrem schwantz goppet.“ Diese Spielseligkeit der Katze macht sich schon in frühester Jugend bemerklich, und die Alte thut ihrerseits alles, sie zu unterstützen. Sie wird zum Kinde mit den Kindern, aus Liebe zu ihnen, genau ebenso, wie die Menschenmutter sich herbeiläßt, mit ihren Sprößlingen zu tändeln. Mit scheinbarem Ernste sitzt sie mitten unter den Kätzchen, bewegt aber bedeutsam den Schwanz, in welchem schon Geßner den Zeiger der Seelenstimmung erkannte: „anderst synd sy gesinnet, so sy den schwantz henckend, anderst so sy jn grad herauff streckend oder krümmend“. Die Kleinen verstehen zwar diese Sprache ohne Worte noch nicht, werden aber gereizt durch die Bewegung. Ihre Aeuglein gewinnen Ausdruck, ihre Ohren strecken sich. Plump täppisch häkelt das eine und andere nach der sich bewegenden Schwanzspitze; dieses kommt von vorn, jenes von hinten herbei, eines versucht über den Rücken wegzuklettern und schlägt einen Purzelbaum, ein anderes hat eine Bewegung der Ohren der Mutter erspäht und macht sich damit zu schaffen, ein fünftes liegt noch unachtsam am Gesäuge. Die gefällige Alte läßt, mit mancher Menschenmutter zu empfehlenden Seelenruhe, alles über sich ergehen. Kein Laut des Unwillens, höchstens gemüthliches Spinnen macht sich hörbar. So lange noch eines der Jungen saugt, wird es verständnisvoll bevorzugt; sobald aber auch dieses sich genügt hat, sucht sie selbst den kindischen Possen, zu denen bisher nur die sich bewegende Schwanzspitze aufforderte, nach Kräften zu unterstützen. Ihre wundervolle Beweglichkeit und Gewandtheit zu Gunsten der täppischen Kleinen beschränkend, ordnet und regelt nun sie das bis jetzt ziellos gewesene Spiel. Bald liegt sie auf dem Rücken und spielt mit Vorder- und Hinterfüßen, die Jungen wie Fangbälle umherwerfend; bald sitzt sie mitten unter der sich balgenden Gesellschaft, stürzt mit einem Tatzenschlage das eine Junge um, häkelt das andere zu sich heran, und lehrt durch unfehlbare Griffe der trotz aller Unruhe achtsamen Kinderschar sachgemäßen Gebrauch der krallenbewehrten Pranken; bald wieder erhebt sie sich, rennt eiligen Laufes eine Strecke weit weg und lockt dadurch das Völkchen nach sich, offenbar in der Absicht, ihm Gelenkigkeit und Behendigkeit beizubringen. Nach wenigen Lehrstunden haben die Kätzchen überraschende Fortschritte gemacht. Von ihren gespreizten Stellungen, ihrem wankenden Gange, ihren täppischen Bewegungen ist wenig mehr zu bemerken. Im Häkeln mit den Pfötchen, im Fangen sich bewegender Gegenstände bekunden sie bereits merkliches Geschick. Nur das Klettern verursacht noch Mühe,

wird jedoch in fortgesetztem Spiele binnen kurzem ebenfalls erlernt. Nunmehr scheint der Alten die Zeit gekommen zu sein, auch das in den Kinderchen noch schlummernde Raubthier zu wecken. Anstatt des Spielzeuges, zu welchem jeder leicht bewegliche Gegenstand dienen muß, anstatt der Steinchen, Kugeln, Wollflecken, Papierfetzen und dergleichen, bringt sie eine von ihr gefangene, noch lebende und möglich wenig verletzte Maus oder ein erbeutetes, mit derselben Vorsicht behandeltes Vögelchen, nöthigenfalls eine Heuschrecke, in das Kinderzimmer. Allgemeines Erstaunen der kleinen Gesellschaft, doch nur einen Augenblick. Bald regt sich die Spielsucht mächtig, kurz darauf auch die Raublust. Solcher Gegenstand ist denn doch zu verlockend für das bereits wohlgeübte Raubzeug. Er bewegt sich nicht bloß, sondern leistet auch Widerstand. Hier muß derb zugegriffen und festgehalten werden: so viel ergibt sich schon bei den ersten Versuchen; denn die Maus entschlüpfte Murnerchen, welcher sie doch sicher gefaßt zu haben vermeinte, überraschend schnell und konnte nur durch die achtsame Mutter an ihrer Flucht gehindert werden. Der nächste Fangversuch fällt schon besser aus, bringt aber einen empfindlichen Biß ein: Miezchen schüttelt bedenklich das verletzte Pfötchen. Doch schon hat Hinzchen die Unbill gerächt und den Nager so fest gepackt, daß kein Entrinnen mehr möglich: das Raubthier ist fertig geworden.

Genau in derselben Weise wie ihre eigenen Jungen behandelt die Katze ihre Pflegekinder. Sie reinigt diese mit derselben Sorgfalt, bemuttert sie mit derselben Zärtlichkeit, versucht, sie mit demselben Eifer zu unterrichten, führt und leitet sie noch lange Zeit. Und dies alles geschieht bloß deshalb, weil sie die strotzenden Milchdrüsen drücken? Das nehme als Ergebnis eingehender Beobachtungen an, wer da will und mag; ich meinestheils halte es für den Ausdruck „eigentlicher Liebe".

Gewöhnlich nimmt man an, daß die Katze nicht erziehungsfähig sei, thut ihr damit aber großes Unrecht. Sie bekundet, wenn sie gut und verständig behandelt worden ist, innige Zuneigung zu dem Menschen. Es gibt Katzen, und ich kannte selbst solche, welche schon mehrere Male mit ihren bezüglichen Herrschaften von einer Wohnung in die andere gezogen sind, ohne daß es ihnen eingefallen wäre, nach dem alten Hause zurückzukehren. Sie urtheilten eben, daß der Mensch in diesem Falle ihnen mehr werth sei als das Haus. Andere Katzen kommen, sobald sie ihren Herrn von weitem sehen, augenblicklich zu demselben heran, schmeicheln und liebkosen ihm, spinnen vertraulich und suchen ihm auf alle Weise ihre Zuneigung an den Tag zu legen. Sie unterscheiden dabei sehr wohl zwischen ihnen bekannten und fremden Personen und lassen sich von ersteren, zumal von Kindern, unglaublich viel gefallen, freilich nicht so viel wie alle Hunde, aber doch ebenso viel wie manche. Andere Katzen begleiten ihre Herrschaft in sehr artiger Weise bei Spaziergängen durch Hof und Garten, Feld und Wald: ich selbst kannte zwei Kater, welche sogar den Gästen ihrer Gebieterin in höchst liebenswürdiger Weise das Geleit gaben, zehn bis fünfzehn Minuten weit mitgingen, dann aber mit Schmeicheln und wohlwollendem Schnurren Abschied nahmen und zurückkehrten. Katzen befreunden sich aber auch mit Thieren. Man kennt viele Beispiele von den innigsten Freundschaften zwischen Hunden und Katzen, welche dem lieben Sprichworte gänzlich widersprechen. Von einer Katze wird erzählt, daß sie es sehr gern gehabt habe, wenn sie ihr Freund, der Hund, im Maule in der Stube hin und her trug; von anderen weiß man, daß sie bei Beißereien unter Hunden ihren Freunden nach Kräften beistanden, und ebenso auch, daß sie von den Hunden bei Katzenbalgereien geschützt wurden.

Manche Katzen liefern außerordentliche Beweise ihrer Klugheit. Solche von echten Vogelliebhabern werden nicht selten soweit gebracht, daß sie den gefiederten Freunden ihres Herrn nicht das geringste zu Leide thun. Giebel beobachtete, daß sein schöner Kater, Peter genannt, eine Bachstelze, welche genannter Naturforscher im Zimmer hielt, wiederholt mit dem Maule aus dem Hofe zurückbrachte, wenn der Vogel seine Freiheit gesucht hatte, — natürlich, ohne ihm irgendwie zu schaden. Ein ganz gleiches Beispiel ist mir aus meinem Heimatdorfe bekannt geworden. Dort brachte die Katze eines Vogelfreundes zur größten Freude ihres Herrn diesem ein seit mehreren

Tagen schmerzlich vermißtes Rothkehlchen zurück, welches sie also nicht nur erkannt, sondern auch gleich in der Absicht gefangen hatte, ihrem Gebieter dadurch eine Freude zu bereiten! Gestützt auf diese Thatsachen, glaube ich, daß auch folgende Geschichte buchstäblich wahr ist: Eine Katze lebte mit dem Kanarienvogel ihres Herrn in sehr vertrauten Verhältnissen und ließ sich ruhig gefallen, daß dieser sich auf ihren Rücken setzte und förmlich mit ihr spielte. Eines Tages bemerkt ihr Gebieter, daß sie plötzlich mit großer Hast und scheinbarer Wuth auf den Kanarienvogel losstürzt, ihn mit den Zähnen faßt und knurrend und brummend ein Pult erklettert, den Kanarienvogel dabei immer fest in den Zähnen haltend. Man schreit auf, um den Vogel zu befreien, bemerkt aber gleichzeitig eine fremde Katze, welche zufällig in das Zimmer gekommen ist, und erkennt erst jetzt Miezchens gutes Herz. Sie hatte ihren Freund vor ihrer Schwester, welcher sie doch nicht recht trauen mochte, schützen wollen.

Es gibt noch weitere Belege für den Verstand dieses vortrefflichen Thieres. Unsere Hauskatze hatte in dem schönen Mai des Jahres 1859 vier allerliebste Junge auf dem Heuboden geworfen und dort sorgfältig vor aller Augen verborgen. Trotz der größten Mühe konnte das Wochenbett erst nach zehn bis zwölf Tagen entdeckt werden. Als dies aber einmal geschehen war, gab sich Miez auch weiter gar keine Mühe, ihre Kinder zu verstecken. So mochten ungefähr drei oder vier Wochen hingegangen sein, da erscheint sie plötzlich bei meiner Mutter, schmeichelt und bittet, ruft und läuft nach der Thüre, als wolle sie den Weg weisen. Meine Eltern folgen ihr nach, sie springt erfreut über den Hof weg, verschwindet auf dem Heuboden, kommt über der Treppe zum Vorscheine, wirft von oben herab ein junges Kätzchen auf ein Heubündel, welches unten liegt, springt ihm nach und trägt es bis zu meiner Mutter hin, zu deren Füßen sie es niederlegt. Das Kätzchen wird freundlich auf- und angenommen und geliebkost. Mittlerweile ist die Katze wieder auf dem Heuboden angelangt, wirft ein zweites ihrer Kinder gleicher Weise herab, trägt es aber bloß einige Schritte weit und ruft und schreit, als verlange sie, daß man es von dort abhole. Diese Bitte wird gewährt, und jetzt wirft die faule Mutter ihre beiden anderen Kinder noch herab, ohne aber nur im geringsten mit deren Fortschaffung sich zu befassen, und erst als ihr ganz entschieden bedeutet wird, daß man die Kleinen liegen lasse, entschließt sie sich, dieselben fortzuschleppen. Wie sich ergab, hatte die Katze fast gar keine Milch mehr, und klug genug, wie sie war, sann sie deshalb darauf, diesem Uebelstande so gut als möglich abzuhelfen, brachte also ihr ganzes Kindernest jetzt zu ihrem Brodherrn.

Dieselbe Katze bekundete eine Anhänglichkeit an meinen Vater, welche von der des treuesten Hundes nicht hätte übertroffen werden können. Sie wußte, daß sie dieses ausgezeichneten Thierkenners und Thierfreundes Liebling war, und bemühete sich, dankbar zu sein. Jeden Vogel, welchen sie gefangen hatte, brachte sie, und zwar kaum oder nicht verletzt, ihrem Herrn, es ihm gleichsam anheimgebend, ob derselbe wiederum in Freiheit gesetzt oder für die Sammlung verwendet werden sollte; niemals aber vergriff sie sich, was andere Katzen nicht selten thun, an den ausgestopften Stücken der Sammlung, durfte deshalb auch unbedenklich im Zimmer gelassen werden, wenn alle Tische und Schränke voller Bälge lagen. Auf den ersten Ruf meines Vaters erschien sie sofort, schmeichelnd oder bettelnd, je nachdem sie erkannt hatte, ob sie bloß zur Gesellschaft dienen oder einen ihr aufgesparten Bissen erhalten sollte. Schrieb oder las mein Vater, so saß sie in der Regel, behaglich spinnend, auf seiner Schulter; verließ er das Haus, gab sie ihm das Geleite. Während der letzten Krankheit ihres Gebieters, dessen reger Geist bis zum letzten Augenblicke thätig war, besuchte sie ihn täglich stundenlang, versuchte auch noch außerdem, ihm Freude zu bereiten. In den mit Vogelbälgen angefüllten Kistchen und Schachteln fanden wir fast täglich frisch gefangene und getödtete Vögel, welche sie zu den ausgestopften gelegt hatte. Nenne man dies Eitelkeit, sage man, daß sie dafür gelobt sein wollte: Verständnis für die Wünsche ihres Herrn und guten Willen, letztere zu erfüllen, wird man solchen Handlungen nebenbei doch zusprechen müssen. Ich will es als einen Zufall gelten lassen, daß dieses treffliche Thier von der Leiche und

von dem Sarge meines Vaters gutwillig nicht weichen wollte und, weggenommen, immer wieder zurückkehrte; erwähnenswerth scheint mir die Thatsache aber doch zu sein.

Auch Lenz erzählt mehrere hübsche Geschichten, welche den Verstand der Katze beweisen. Ein Herr in Waltershausen besaß einen Kater, welcher gewöhnt war, nie etwas vom Tische zu nehmen. Einst kam ein neuer Hund ins Haus, der gern naschte und zu diesem Zwecke auch auf Stühle und Tische sprang. Der Kater sah einige Male mit verdrießlichem Gesichte zu, dann setzte er sich nahe an den Tisch und war, sowie der Hund auf den Stuhl sprang, schon auf dem Tische und gab dem Näscher eine tüchtige Maulschelle. Eine andere Katze, welche der Forstrath Salzmann besaß, war durch einige gelinde Schläge und Drohungen vermocht worden, die Stubenvögel, deren Käfige in dem Fenster standen, in Ruhe zu lassen. Eines ihrer Jungen, welches bei ihr blieb, zeigte bald ein Gelüste nach den Vögeln. Es sprang auf den Stuhl, von da ins Fenster und wollte eben einen Braten aus dem Käfige holen, als es von einer menschlichen Hand bei dem Kopfe genommen, durch einige Hiebe eines besseren belehrt und auf den Boden gesetzt wurde. Die Alte hatte den Versuch zum bösen und die Abstrafung mit angesehen, war beim Nothgeschrei herbeigeeilt und leckte jetzt ihrem Schoßkindchen mitleidig die Hiebe ab. Dasselbe geschah noch zweimal; doch das Kätzchen wollte seine Begierde nicht zügeln und wandelte ferner auf dem Wege der Sünde. Aber die Alte ließ es nun nicht mehr aus dem Auge, sondern sprang jedesmal, wenn es zum Fenster wollte, auf den Stuhl und gab dem unbesonnenen Dinge gehörige Schläge. Da ersah sich das Kätzchen einen anderen Weg, kroch auf ein Pult, welches nahe am Fenster stand, und ging von da gerade auf die Vögel los. Die Alte aber, welche das verwegene Unternehmen bemerkt hatte, war mit einem Sprunge oben und brachte ihre Ohrfeigen so richtig an, daß von nun an jeder Raubzug unterblieb!

„Vor sehr kurzer Zeit", so erzählt eine Katzenfreundin in Wood's „Natural History" „starb eine der ausgezeichnetsten und vortrefflichsten Katzen, welche jemals eine Maus fing oder auf der Herdmatte saß. Ihr Name war Pret, eine Abkürzung von Prettina (Hübschchen), und sie trug diesen Namen mit vollster Berechtigung; denn sie war ebenso schön von Farbe als seidenweich von Haar. Sie war die klügste, liebenswürdigste, lebendigste Katze, welche mir jemals meinen Weg gekreuzt hat. Als sie noch sehr jung war, wurde ich am Nervenfieber krank. Sie vermißte mich augenblicklich, suchte mich und setzte sich so lange an die Thüre des Krankenzimmers, bis sie Gelegenheit fand, durch dieselbe zu schlüpfen. Hier that sie nun ihr bestes, um mich nach ihren Kräften zu unterhalten und zu erheitern. Da sie jedoch fand, daß ich zu krank war, als daß ich mit ihr hätte spielen können, setzte sie sich an meine Seite und schwang sich förmlich zu meiner Krankenwärterin auf. Wenig Menschen dürften im Stande gewesen sein, es ihr in ihrer Wachsamkeit gleich zu thun oder eine zärtlichere Sorgfalt für mich an den Tag zu legen. Es war wirklich wunderbar, wie schnell sie die verschiedenen Stunden kennen lernte, zu welchen ich Arznei oder Nahrung nehmen mußte, und während der Nacht weckte sie meine Wärterin, welche zuweilen in den Schlaf fiel, regelmäßig zur bestimmten Zeit dadurch auf, daß sie dieselbe sanft in die Nase biß. Auf alles, was mir geschah, gab sie genau Achtung, und sobald ich mich nach ihr umsah, erschien sie augenblicklich mit freundlichem Schnurren bei mir. Das allerwunderbarste war unbedingt der Umstand, daß sie kaum um fünf Minuten in ihren Berechnungen sich irrte, es mochte Tag oder Nacht sein. In dem Zimmer, in welchem ich lag, war keine schlagende Uhr, und gleichwohl wußte sie ganz genau, in welcher Zeit wir lebten.

„Ich bezweifle, daß irgend ein anderes Thier so sehr verlangt geliebt zu werden, wie die Katze, oder so fähig ist, die ihr erwiesene Liebe zu erwidern. Pret war groß in ihrer Liebe, und ihr Haß galt nur wenigen. Das grollende Rollen des Donners erfüllte sie mit Schreck, die gellenden, herzzerreißenden Töne von allerhand Drehorgeln haßte sie von Herzen. Bei Gewittern eilte sie zitternd in meinen Schoß, um sich dort Hülfe zu erbitten, oder versteckte sich auch wohl unter den Kleidern. Die Musik liebte sie nicht, am allerwenigsten aber die Drehorgel; doch ist es

möglich, daß mehr die schlechte Kleidung der Leute ihr Auge verletzte als die abscheulichen Töne ihr Ohr. Auffallend gekleidete Personen waren ihr ein Greuel, und sobald sich Jemand nahte, welcher häßlich gekleidet war, zeigte sie durch ärgerliches Brummen ihre Stimmung an.

„Ihre Klugheit bekundete sich auch bei anderen Gelegenheiten. Während ihrer Kindheit lebte ein zweites Kätzchen mit ihr in demselben Hause und ärgerte Pret beständig dadurch, daß es in ihr Zimmer kam und ihr das für sie bestimmte Futter wegfraß. Pret merkte bald, daß mit dem kleinen Geschöpfe nichts anzufangen sei, und war viel zu gutmüthig, um Gewalt zu gebrauchen. Deshalb leerte sie, sobald ihr Speise vorgesetzt wurde, rasch ihren Teller ab und verbarg die besten Bissen unter dem Tische. Einiges ließ sie aber immer auf dem Tische liegen, jedenfalls, um dem anderen Kätzchen glauben zu machen, daß dies alles sei, was übrig geblieben. Dann bewachte sie ihre verborgenen Schätze und erlaubte dem Kätzchen, ruhig die Reste auf dem Teller zu verzehren. Sobald jenes aber seinen Hunger gestillt hatte, trug sie alles, was sie versteckt hatte, wieder auf den Teller und verzehrte es dort in Frieden. Zuweilen bedeckte sie den Teller sogar mit Papier, Tüchern oder dergleichen. Gegen manche Thiere war sie außerordentlich freundlich, und mit einem jungen Hunde, einem Kaninchen und einem Kampfhahne (Machetes pugnax) lebte sie in der größten Freundschaft. Mir aber blieb sie doch unter allen Umständen am meisten gewogen, und wenn ich zugegen war, fraß sie bloß dann, wenn sie dies in meiner unmittelbaren Nähe thun konnte."

Aus all dem geht hervor, daß die Katzen die Freundschaft des Menschen im vollsten Grade verdienen, sowie daß es endlich einmal Zeit wäre, die ungerechten Meinungen und misliebigen Urtheile über sie der Wahrheit gemäß zu verbessern und zu mildern. Zudem, däucht mich, sollte man auch dem Nutzen der Katzen mehr Rechnung tragen, als gewöhnlich zu geschehen pflegt. Wer niemals in einem baufälligen Hause gewohnt hat, in welchem Ratten und Mäuse nach Herzenslust ihr Wesen treiben, weiß gar nicht, was eine gute Katze besagen will. Hat man aber jahrelang mit diesem Ungeziefer zusammengelebt und gesehen, wie der Mensch ihm gegenüber vollkommen ohnmächtig ist, hat man Schaden über Schaden erlitten und sich tagtäglich wiederholt über die abscheulichen Nager geärgert, dann kommt man nach und nach zu der Ansicht, daß die Katze eines unserer allerwichtigsten Hausthiere ist und deshalb nicht bloß größte Schonung und Pflege, sondern auch Dankbarkeit und Liebe verdient. Mir ist die allbekannte Geschichte von dem jungen Engländer, welcher mit seiner Katze in Indien ein großes Glück machte, gar nicht unwahrscheinlich, weil ich mir recht wohl denken kann, wie innig erfreut der von den Ratten gepeinigte König gewesen sein mag, als die Katze des Fremdlings eine grausame Niederlage unter seinen bisher unüberwindlichen Feinden anrichtete. Schon das Vorhandensein einer Katze genügt, um die übermüthigen Nager zu verstimmen und sogar zum Auszuge zu nöthigen. Das ihnen auf Schritt und Tritt nachschleichende Raubthier mit den nachts unheimlich leuchtenden Augen, das furchtbare Geschöpf, welches sie am Halse gepackt hat, ehe sie noch etwas von seiner Ankunft gemerkt haben, flößt ihnen Grauen und Entsetzen ein; sie ziehen daher vor, ein derartig geschütztes Haus zu verlassen, und thun sie es nicht, so wird die Katze auch auf andere Weise mit ihnen fertig.

Mäuse verschiedener Art, namentlich Haus- und Feldmäuse bilden das bevorzugte Jagdwild der Katze. An Ratten wagt sich nicht jede, aber doch die große Mehrzahl; Spitzmäuse fängt und tödtet sie, wenigstens so lange sie jung und unerfahren ist, frißt sie aber nicht, weil ihr der Moschusgeruch zuwider sein mag, läßt sie, älter geworden, auch unbehelligt laufen; Eidechsen, Schlangen und Frösche, Maikäfer, Heuschrecken und andere Kerbthiere verzehrt sie zur Abwechslung. Bei ihrer Jagd bekundet jede Katze ebenso viel Ausdauer als Geschicklichkeit. „Ich habe sie", schildert Lenz, „öfters beobachtet, wenn sie so auf der Lauer sitzt, daß sie mehrere zusammengehörige Mäuselöcher um sich hat. Sie könnte sich gerade vor ein am Rande des Ganzen stehendes hinsetzen und so alle leicht überschauen; das thut sie aber nicht. Setzte sie sich vor das Loch, so würde auch das Mäuschen sie leichter bemerken und entweder gar nicht herausgehen oder doch schnell zurückzucken. Sie setzt sich also mitten zwischen die Eingänge und wendet Auge und Ohr

dem zu, in dessen Nähe sich unter der Erde etwas rührt, wobei sie so sitzt, daß das herauskommende Geschöpf ihr den Rücken kehren muß und desto sicherer gepackt wird. Sie sitzt so unbeweglich, daß selbst die sonst so regsame Schwanzspitze sich nicht rührt: es könnten auch durch ihre Bewegungen die Mäuschen, welche nach hinten heraus wollen, eingeschüchtert werden. Kommt vor der Katze ein Mäuschen zu Tage, so ist es im Augenblicke gepackt; kommt eins hinter ihr heraus, so ist es ebenso schnell ergriffen. Sie hat nicht bloß gehört, daß es heraus ist, sondern auch so genau, als ob sie sähe, wo es ist, wirft sie sich blitzschnell herum und hat es nie fehlend unter ihren Krallen." Als zünftiges Raubthier läßt sie sich freilich auch Uebergriffe zu Schulden kommen. Sie nimmt manches Vögelchen weg, so lange es noch jung und unbehülflich ist, wagt sich an ziemlich große Hasen und faßt erwachsene oder ermattete Rebhühner, lauert auch wohl den Küchlein der Haushühner auf und legt sich unter Umständen sogar auf den Fischfang. Der Köchin verursacht sie viel Aerger, da sie ihre Zugehörigkeit zum Hause dadurch bethätigt, daß sie den Speiseschrank plündert, wann immer sie kann. Ihre Nützlichkeit wegen all dem aber „eine sehr bedingte" zu nennen, wie Giebel es gethan, ist widersinnig. Die Summe des Nutzens entscheidet, und sie überwiegt in diesem Falle allen erdenklichen Schaden bei weitem.

Es ist erstaunlich, was eine Katze in der Vertilgung der Ratten und Mäuse zu thun vermag. Zahlen beweisen; deshalb will ich das Ergebnis der Lenz'schen Untersuchungen und Beobachtungen hier mittheilen: „Um zu wissen, wie viel denn eigentlich eine Katze in ihrem Mäusevertilgungsgeschäfte leisten kann, habe ich das äußerst mäusereiche Jahr 1857 benutzt. Ich sperrte zwei semmelgelbe, dunkler getigerte Halbangorakätzchen, als sie achtundvierzig Tage alt waren, in einen kleinen, zu solchen Versuchen eingerichteten Stall, gab ihnen täglich Milch und Brod, und daneben jeder vier bis zehn Mäuse, welche sie jedesmal rein auffraßen. Als sie sechsundfünfzig Tage alt waren, gab ich jeder nur Milch und dazwischen vierzehn ausgewachsene oder zum Theil doch wenigstens halbwüchsige Mäuse. Die Kätzchen fraßen alle auf, spieen nichts wieder aus, befanden sich vortrefflich und hatten am folgenden Tage ihren gewöhnlichen Appetit ..... Kurz darauf sperrte ich, als die bewußten Mäusefresser entlassen waren, in denselben Stall abends neun Uhr ein dreifarbiges fünfundeinhalb Monate altes Halbangorakätzchen und gab ihm für die Nacht kein Futter. Das Thierchen war, weil es sich eingesperrt und von den Gespielen seiner Jugend getrennt sah, traurig. Am nächsten Morgen setzte ich ihm eine Mischung von halb Milch, halb Wasser für den ganzen Tag vor. Ich hatte einen Vorrath von vierzig Feldmäusen und gab ihm davon in Zwischenräumen eine Anzahl. Als abends die Glocke neun Uhr schlug, also während der 24 Stunden ihrer Gefangenschaft, hatte sie zweiundzwanzig Mäuse gefressen, wovon elf ganz erwachsen, elf halbwüchsig waren. Dabei spie sie nicht, befand sich sehr wohl ..... In jenem Jahre waren meine Katzen Tag und Nacht mit Mäusefang und Mäusefraß beschäftigt, und dennoch fraß am 27. September noch jede in Zeit von einer halben Stunde acht Mäuse, die ich ihr extra vorwarf ..... Nach solchen Erfahrungen nehme ich bestimmt an, daß in reichen Mausejahren jede mehr als halbwüchsige Katze im Durchschnitt täglich 20 Mäuse, also im Jahre 7300 Mäuse verzehrt. Für mittelmäßige Mausejahre rechne ich 3650 oder statt der Mäuse ein Aequivalent an Ratten ..... Uebrigens geht aus den soeben angeführten Beobachtungen sowie aus anderen, die man leicht bei Eulen und Busaaren, welche man füttert, machen kann, hervor, daß Mäuse sehr wenig Nahrung geben; sie könnten sonst nicht in so ungeheuerer Menge ohne Schaden verschluckt werden".

Aber die Katzen nützen auch in anderer Weise. Sie fressen, wie bemerkt, nicht allein schädliche Kerbthiere, sondern tödten auch Giftschlangen, nicht bloß Kreuzottern, sondern selbst die so überaus furchtbare Klapperschlange. „Mehr als einmal habe ich gesehen", sagt Rengger, „daß die Katzen in Paragay auf sandigem und graslosem Boden Klapperschlangen verfolgten und tödteten. Mit der ihnen eigenen Gewandtheit geben sie denselben Schläge mit der Pfote und weichen hierauf dem Sprunge ihres Feindes aus. Rollt sich die Schlange zusammen, so greifen sie dieselbe lange nicht

an, sondern gehen um sie herum, bis sie müde wird, den Kopf nach ihnen zu drehen. Dann aber versetzen sie ihr einen neuen Schlag und springen sogleich auf die Seite. Flieht die Schlange, so ergreifen sie dieselbe beim Schwanze, gleichsam, um mit letzterem zu spielen. Unter fortgesetzten Pfotenschlägen erlegen sie gewöhnlich ihren Feind, ehe eine Stunde vergeht, berühren aber niemals dessen Fleisch."

Hier und da, beispielsweise in Belgien und im Schwarzwalde, züchtet man die Katze hauptsächlich ihres Felles wegen. Die Schwarzwälder Bauern halten, nach Weinland, besonders einfarbig schwarze und einfarbig graue („blaue") Katzen, tödten sie im Winter und verkaufen die Felle an herumziehende Händler zu guten Preisen. In Belgien sollen sich Dienstboten beim Antritte ihres Dienstes ausbedingen, eine Anzahl von Katzen zu gleichem Zwecke halten zu dürfen. Die Felle sind namentlich bei Südländern sehr beliebt. Selbst das Fleisch kann Verwendung finden, soll sogar recht gut sein. „Der Katzenziemer", berichtet mein werther Freund Geoffroy Saint Hilaire gelegentlich der Schilderung eines Mittagsessen während der Belagerung von Paris, „war sehr köstlich. Dieses weiße Fleisch hat ein angenehmes Ansehen, ist zart und erinnert im Geschmacke einigermaßen an kaltes Kalbfleisch." Auch in dieser Hinsicht also nützt die Katze.

Ich denke nach vorstehendem im Rechte zu sein, wenn ich für das so oft ungerecht behandelte Thier ein gutes Wort einlege. „Wer eine Katze hat", sagt Lenz, „welche nach Kindern kratzt und beißt, überall Töpfe und Tiegel zerbricht, Bratwürstchen, Butter und Fleisch davonträgt, Küchlein und junge Bachstelzen erwürgt, nie und nirgends eine Maus und Ratte fängt, der thut sehr wohl daran, wenn er sie je eher je lieber erschlägt, erschießt oder ersäuft. Besitzt aber Jemand ein Kätzchen, welches der Lieblingsgespiele der Kinder ist, nirgends im Hause den geringsten Schaden thut und Tag und Nacht auf Maus- und Rattenfang geht, der handelt sehr weise, wenn er es als seinen Wohlthäter hegt und pflegt."

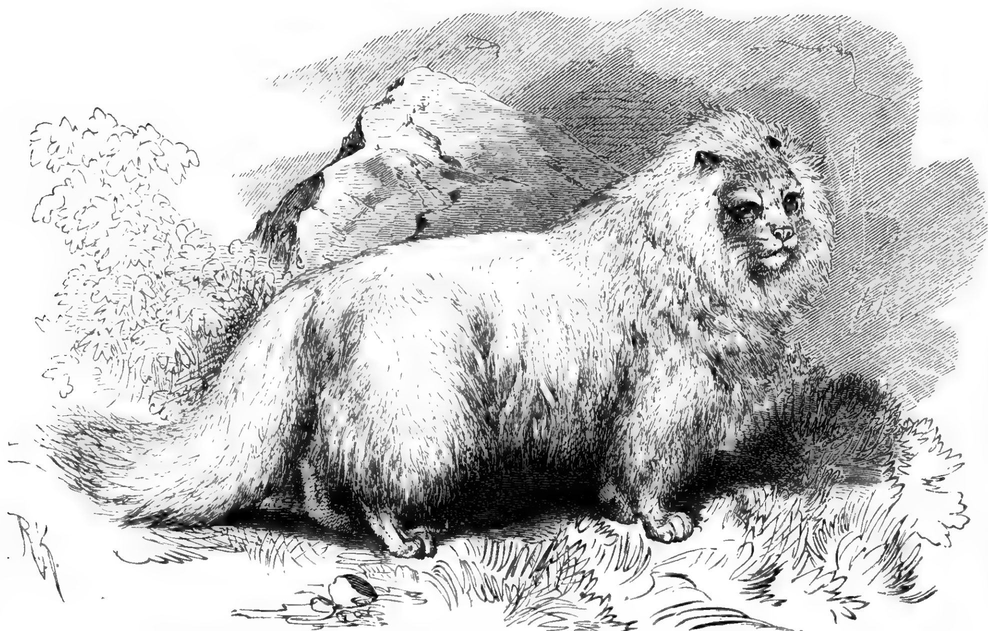
Unter den Krankheiten der Katze ist die Räude die häufigste und gefährlichste, weil sie ansteckt und oft tödtlich wird. Nach Lenz heilt man sie mit Schwefelblumen, welche auf ein recht fettes Butterflädchen gestrichen werden. Dieses zerschneidet man dann in Würfel und verfüttert es. Es soll sogar sehr gut sein, einer gesunden Katze einmal in ihrem Leben Schwefelflädchen als Vorbeugemittel zu geben. Von Ungeziefer leiden die Katzen nicht bedeutend, und der Bandwurm kommt auch ziemlich selten vor. Man vertreibt ihn durch die Körner von Hagebutten, welche man verfüttert, oder durch einen Absud von Kussoblüten.

Die Katze (Felis maniculata domestica) hat wenig Spielarten. Bei uns sind folgende Färbungen gewöhnlich: Einfarbig schwarz mit einem weißen Stern mitten auf der Brust; ganz weiß; semmelgelb und fuchsroth; dunkler mit derselben Färbung getigert; einfach blaugrau; hellgrau mit dunklen Streifen und dreifarbig mit großen weißen und gelben oder gelbbraunen und kohlschwarzen oder grauen Flecken. Die blaugrauen sind sehr selten, die hellgrauen oder Cyperkatzen gemein; doch müssen die echten schwarze Fußballen und an den Hinterfüßen schwarze Sohlen haben. Die schönsten oder die Zebrakatzen haben dunkelgraue oder schwarzbraune Tigerzeichnung. Eigenthümlich ist, daß die dreifarbigen Katzen, welche an einigen Orten für Hexen angesehen und deshalb erschlagen werden, fast ausnahmslos weiblichen Geschlechtes sind. Keine Farbe erbt übrigens fort, und bei einem einzigen Wurfe können so viele verschiedene Färbungen vertreten sein, als Junge sind. Daher haben diese Färbungen auch keinen thierkundlichen Werth.

Als Rasse im eigentlichen Sinne des Wortes faßt man allgemein die Angorakatze (Felis maniculata domestica angorensis) auf, eine der schönsten Katzen, welche es gibt, ausgezeichnet durch Größe und langes seidenweiches Haar, von rein weißer, gelblicher, graulicher oder auch gemischter Färbung, mit fleischfarbenen Lippen und Sohlen.

Es wurde bereits erwähnt, daß Pallas geneigt zu sein scheint, den Manúl als Stammvater der Angorakatze anzusehen, obgleich letztere in ihrer Gestalt wesentlich sich unterscheidet. Fitzinger,

welcher Pallas beitreten möchte, erklärt sie als Erzeugnis einer Kreuzung zwischen Manúl und Hauskatze, ohne jedoch dafür irgend welche Unterstützung beibringen zu können. Mir erscheint es am wahrscheinlichsten, daß sie nichts anderes ist als eine aus Gebirgsgegenden herrührende Zuchtrasse, welche sich, infolge klimatischer Einwirkung, nach und nach herausbildete und ihre Merkmale vererbte. Radde sah im Süden Sibiriens immer nur schön graue oder blaugraue Angorakatzen. Die ersten traf er bereits in dem Städtchen Tjumen, wenig östlich vom Ostabhange des Ural, andere kamen ihm in den russischen Ansiedelungen zu Gesicht; doch waren die Thiere auch hier seltener als die gewöhnlichen Hauskatzen. Ob jene wirklich aus Angora stammen, wie man annimmt, lasse ich dahin gestellt sein; meines Wissens fehlt über das eigentliche Vaterland noch jede Kunde.



Angorakatze (Felis maniculata domestica angorensis). 1/7 natürl. Größe.

Im Vergleiche zur Hauskatze gilt die Angorakatze als faul und träge, aber auch als besonders klug und anhänglich: inwiefern letzteres begründet ist, weiß ich nicht.

Von der Insel Man stammt eine andere Abart — Rasse kann man kaum sagen — der Hauskatze, die Stummelschwanz- oder Mankatze (Felis maniculata domestica ecaudata), ein keineswegs hübsches, wegen seiner hohen, hinten unverhältnismäßig entwickelten Beine und des Fehlen des Schwanzes bemerkenswerthes Thier, von verschiedener Färbung.

Möglicherweise hat Fitzinger Recht, wenn er annimmt, daß die Schwanzlosigkeit eine Folge künstlicher Verstümmelung ist, welche sich vererbte und zu einem ständigen Merkmale ausbildete. Als einen ursprünglichen Mangel darf man das Fehlen des Schwanzes jedenfalls nicht auffassen; denn die erste Kreuzung mit einer gewöhnlichen Hauskatze erzielt Junge mit Schwänzen. Weinland und Schmidt berichten von einer Stummelschwanzkatze des Frankfurter Thiergartens, welche, nachdem sie mit einem geschwänzten gelben Kater sich gepaart, Junge warf, von denen einige hoch gestellt und schwanzlos waren wie die Mutter, andere niedrige Beine und lange Schwänze hatten wie der Vater. Ein Wurf bestand aus drei Jungen mit langen, einem mit mittellangem und zwei mit Stummelschwanze, ein anderer aus drei Langschwänzen und einem Kurzschwanze, ein

dritter aus drei Langschwänzen &c. „Eine anfänglich aufgetauchte Vermuthung", sagt Schmidt, „daß das Mutterthier den geschwänzten Jungen die Schwänze abbeiße, bestätigte sich bei genauerer Untersuchung der Sache nicht." Auf den Sundainseln und in Japan sah Martens Katzen mit verschiedenen Schwanzabstufungen, und Kessel erzählte Weinland, daß dort, insbesondere auf Sumatra, allen Katzen, bevor sie erwachsen sind, die ursprünglich vorhandenen Schwänze absterben. Besonderes Gewicht darf also auch auf die Schwanzlosigkeit der Katze nicht gelegt werden.

Von der Mankatze bemerkt Weinland, daß sie eine unermüdliche Baumkletterin ist, vermöge der hohen Hinterbeine ganz außerordentliche Sätze von Ast zu Ast ausführen kann und dadurch den Vögeln viel gefährlicher wird als die Hauskatze gewöhnlichen Schlages. „Daraus folgt, daß es nichts weniger als wünschenswerth ist, diese ungeschwänzte Katze auch in Deutschland einzuführen."

Angora- und Stummelschwanzkatze sind die bekanntesten Rassen unseres Hinz. Außerdem spricht man noch von der Karthäuserkatze, welche sich durch langes, weiches, fast wolliges Haar



Tüpfelkatze (Felis viverrina). 1/8 natürl. Größe. (Nach Wolf.)

und einfarbig dunkelbläulich graue Färbung auszeichnet, und von der ihr ähnlichen Khorassankatze aus Persien. Weniger bekannt sind: die kumanische Katze aus dem Kaukasus, die rothe Tobolsker Katze aus Sibirien, die rothe und blaue Katze vom Kap der guten Hoffnung, die chinesische Katze, welche langes, seidenweiches Haar und hängende Ohren wie ein Dachshund hat, von den Einwohnern gemästet und gegessen wird und, wie ich oben berichtete, dieselbe ist, welche als Tauschwaare zu den Kiliaken geht &c. Möglich, daß einzelne dieser letztgenannten Abarten Blendlinge sind, von welchen Arten weiß man freilich nicht. Daß sich die Hauskatze ziemlich leicht mit anderen Katzen paart, ist erwiesen. Geachtete Naturforscher haben sogar behauptet, daß sie sich mit dem Hausmarder paare und Junge erzeuge, welche diesem in Farbe und Zeichnung auffallend gleichen sollen.

Eine schlanke Katze Indiens vertritt nach der Ansicht Gray's eine besondere Sippe, deren Namen Viverriceps mit Marderkatze übersetzt werden mag, obwohl wir unter Viverra bekanntlich nicht die Marder, sondern die Schleichkatzen verstehen. Der verlängerte Kopf, die runden, pinsellosen Ohren, der spaltförmige Augenstern, der mittellange, zugespitzte Schwanz gelten als die äußerlichen, einige nicht eben erhebliche Eigenthümlichkeiten des Schädels als die anatomischen

Kennzeichen der Gruppe, welche wir unbedenklich den Katzen im engeren Sinne einreihen dürfen, weil die Abweichungen von dem allgemeinen Katzengepräge keineswegs größer erscheinen als bei anderen Arten dieser in so hohem Grade übereinstimmenden Familie.

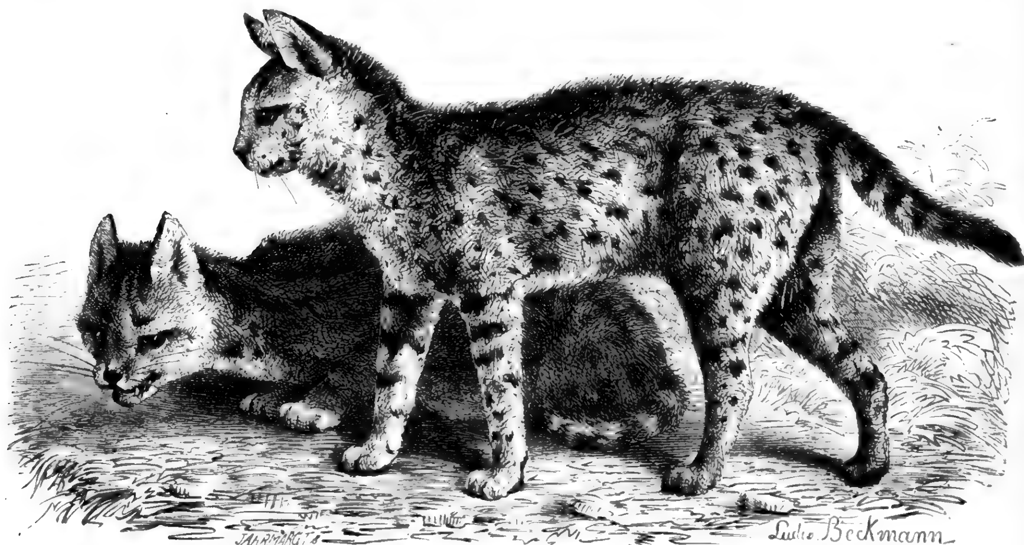
Die Tüpfel- oder Wagatikatze, Tarai der Indier (Felis viverrina, F. viverriceps, bengalensis, himalayana und celidogaster, Viverriceps viverrina), erreicht kaum die Größe unserer Wildkatze; ihre Leibeslänge beträgt ungefähr 1 Meter, wovon 20 bis 22 Centim. auf den Schwanz zu rechnen sind. Im Vergleiche zur letztgenannten erscheint sie gestreckter gebaut und merklich niedriger gestellt, auch kleinköpfiger und schmächtiger. Die Grundfärbung ist ein schwer zu bestimmendes Gelblichgrau, welches bald mehr ins Grauliche, bald mehr ins Bräunliche spielt, je nachdem die Mittelfärbung der an der Wurzel dunkelgrauen, in der Mitte gelblichen, an der Spitze bräunlichen oder schwarzen Haare mehr oder minder zur Geltung gelangt. Ueber die Stirn verlaufen zwei aus dichtstehenden Flecken gebildete Seiten- und drei weniger unterbrochene Mittellängsstreifen, welche sich im Nacken in länglichrunde Tüpfelflecken auflösen, über die Wangen, welche weißlich aussehen wie die Oberlippe, Kehle und Unterseite, zwei ununterbrochene Seitenstreifen. Die ganze Oberseite nebst Armen und Schenkeln trägt länglichrunde dunkelbraune bis braunschwarze Flecken; die Beine zeigen aus Flecken gebildete Querbinden; der Schwanz ist acht bis neunmal, unterseits meist unterbrochen geringelt. Das Auge hat erzgelbe, das Ohr, mit Ausnahme eines eiförmigen hellen Mittelfleckens, schwarze, innen weißliche Färbung. Vielfache Abänderungen der Grundfärbung und Zeichnung haben verleitet, Spielarten unserer Katze als besondere Arten zu beschreiben.

Durch die neueren Forschungen ist festgestellt worden, daß die Tüpfelkatze ein weites Gebiet bewohnt: ihr Verbreitungskreis dehnt sich über ganz Ostindien mit Ceilon, Nepal, Burma, Malakka aus und reicht bis Formosa. In Tenasserim ist sie gemein, in den übrigen Ländern wenigstens nicht selten; nur in Formosa begegnet man ihr, laut Swinhoe, weil ihr eifrig nachgestellt wird, nicht eben oft. Ueber ihr Freileben mangelt genauere Kunde; doch scheint es, daß sich dasselbe von dem Thun und Treiben anderer Wildkatzen nicht wesentlich unterscheidet. Gefangene, welche im Londoner Thiergarten gepflegt wurden, waren scheu und unfreundlich, auch ebenso schwer zu behandeln und zu erhalten wie andere Wildkatzen, von denen sie übrigens durch eine höchst unangenehme Ausdünstung, welche ihre Beobachtung und Pflege äußerst unbehaglich machte, sehr zu ihrem Nachtheile sich unterschieden. Auf Formosa wird das weiche, hübsche Fell der Tüpfelkatze zu Halskragen und Aufschlägen verwendet und verhältnismäßig theuer, mit vier bis fünf Mark nämlich, bezahlt, sie eben deshalb ununterbrochen verfolgt und mehr und mehr ausgerottet, wenigstens in allen bebauten Gegenden, während ihr die Waldungen des Inneren, ebenso gut wie unsere Gebirgswälder der Wildkatze, noch auf lange hin Zuflucht gewähren mögen.

Eher als die Tüpfelkatze könnte man den Serwal als Vertreter einer besonderen Sippe gelten lassen, hat ihn auch zu solchem erhoben, schließlich jedoch immer wieder mit den übrigen Katzen vereinigt. Gestalt und Wesen stempeln ihn zu einem Verbindungsgliede zwischen Katzen und Luchsen. Er ist im ganzen schmächtig gebaut, aber hoch gestellt, sein Kopf länglich, seitlich zusammengedrückt, wegen der auffallend großen, an der Wurzel breiten, an der Spitze eiförmig zugerundeten Ohren absonderlich hoch erscheinend, sein Schwanz mittellang, so daß er höchstens die Ferse erreicht, das Auge klein, merklich schief gerichtet, der Stern länglichrund, die Behaarung ziemlich lang, dicht und rauh.

Der Serwal, die Buschkatze der Ansiedler am Vorgebirge, Tschui der Suaheli (Felis Serval, F. capensis und galeopardus, Serval galeopardus, Chaus servalina), erreicht bei 50 Centim. Höhe am Widerrist eine Gesammtlänge von 1,35 Meter, wovon etwa 30 bis 35 Centim. auf den Schwanz kommen, und ist auf gelblichfahlgrauem, bald lichterem, bald dunklerem Grunde tüpfelig gefleckt, die Nasenspitze und der Nasenrücken schwarz, der untere Augenrand und

ein schmaler kurzer Streifen zwischen Auge und Nase hellgelb, ein kurzer schmaler Längsfleck vom inneren Augenrande zur Wange weiß, das Ohr an der Wurzel fahlgelb, übrigens, den ebenso gefärbten Mittellängsfleck ausgenommen, schwarz, das Auge hellgelb. Ueber jedem Auge beginnt eine aus kleinen runden Flecken gebildete Reihe, welche über die Stirn verläuft und auf Scheitel und Nacken sich fortsetzt, verbreitert und in größere, weiter auseinanderstehende Flecken auflöst; dazwischen schieben sich zwei schmälere Streifen ein, welche die Mittellinie halten, ebenfalls bald in Flecken sich zertheilen und mit den übrigen schief über den Rücken laufen. Mit der spärlichen Tüpfelung der Wangen beginnen andere Fleckenreihen, welche die Leibesseiten bedecken und mit den unregelmäßigen längsrunden Flecken der Schenkel und Beine die Zeichnung des Leibes herstellen. Kehle, Gurgel



Serwal (Felis Serval). 1/10 natürl. Größe.

und Oberbrust sind bei einzelnen Stücken ungefleckt, bei anderen durch Querbinden gezeichnet; der Schwanz ist an der Wurzel längsgefleckt, gegen die Spitze hin bei einzelnen Stücken nur drei- bis viermal, bei anderen sechs- bis achtmal geringelt, wie überhaupt die Zeichnung vielfach abändert.

Obgleich der Serwal unter dem Namen Boschkatte den holländischen Ansiedlern am Vorgebirge der guten Hoffnung sehr wohl bekannt ist, fehlt uns doch noch eine genauere Lebensbeschreibung. Wir wissen, daß er nicht bloß in Südafrika ziemlich häufig auftritt, sondern auch im Westen und Osten sich weit verbreitet. Höchst wahrscheinlich kommt er in allen Steppenländern Afrikas vor: in Algier z. B. findet er sich gewiß. In unmittelbarer Nähe der Kapstadt trifft man ihn gegenwärtig nicht mehr, wohl aber in den Wäldern oder auf dem mit Buschholz bedeckten Bergen im Inneren des Landes. Nach Heuglin bewohnt er am oberen Weißen Nile auch felsige Gegenden, deren Spalten und Höhlungen ihm bei Tage gute Aufenthaltsorte gewähren. Er jagt und würgt Hasen, junge Antilopen, Lämmer ꝛc., namentlich aber Geflügel und geht deshalb nachts gern in die Meiereien, um in schlecht verwahrten Hühnerställen seinen Besuch zu machen. Dann kann er große Verheerungen anrichten. Bei Tage hält er sich verborgen und schläft. Erst mit der Dämmerung beginnt er seine Raubzüge. Dabei soll er sich als echte Katze zeigen und wie diese alle List und Schlauheit anwenden, um seinen Raub zu beschleichen und durch plötzliche Sprünge in seine Gewalt zu bringen. Man sieht ihn sehr selten bei Jagden, eben weil er dann verborgen in irgend einem Schlupfwinkel liegt; er wird aber häufig in Fallen gefangen. Die Häuptlinge ostafrikanischer Stämme tragen sein Fell als Abzeichen königlicher Würde; der

Sultan von Sansibar stellt ihn als Sinnbild seiner Macht und Größe lebend zur Schau, verschenkt ihn aber auch an Würdenträger seines Reiches oder an Europäer, denen er einen Beweis seiner Gnade geben will. Das Fleisch des Thieres wird in Ostafrika wohl nur von den Mahammedanern verschmäht, während alle heidnischen Stämme es gern genießen: Speke erhielt von einem Eingeborenen Unigoro's einen jungen Serwal unter der Bedingung zum Geschenke, die Katze, falls sie sterben sollte, als Leiche ihrem früheren Eigner zurückzugeben, weil dieser nicht um ein gutes Mittagsmahl kommen wolle.

Jung eingefangene Serwals werden, entsprechend behandelt, bald sehr zahm; alt eingefangene dagegen behalten, laut Kersten, längere Zeit die volle Unbändigkeit ihres Geschlechtes bei, toben wie unsinnig im Käfige umher, fauchen und zischen, sobald sie einen Menschen gewahren, und sind jederzeit gerüstet, im gelegenen Augenblicke einen wohlgezielten Prankenschlag zu versetzen. Doch auch über solche Wildlinge trägt zweckmäßige Behandlung schließlich den Sieg davon, da das Wesen des Thieres ein verhältnismäßig gutartiges ist. Ein wirklich zahmer Serwal zählt zu den liebenswürdigsten Katzen, zeigt sich dankbar gegen seinen Pfleger, folgt ihm nach, schmiegt sich an ihn an, streift an seinen Kleidern hin und schnurrt dabei wie unsere Hauskatze, spielt gern mit Menschen oder mit Seinesgleichen, auch mit sich selbst und kann sich stundenlang mit Kugeln beschäftigen, die man ihm zuwirft, oder sich durch Spielen mit seinem eigenen Schwanze vergnügen. Dabei scheint er in seiner großen Beweglichkeit und Geschmeidigkeit sich zu gefallen und macht, ohne irgend welche Aufforderung, aus eigenem Antriebe die sonderbarsten Sprünge. Mit rohem Fleische läßt er sich lange erhalten, ja man kann ihn sogar an Katzenfutter gewöhnen und ihm namentlich durch Milch einen großen Genuß verschaffen. Vor Erkältung muß man ihn sehr in Acht nehmen. Ein von mir gepflegter, welcher schon so zahm geworden war, daß er alle Beschauer aufs höchste erfreute, starb wenige Stunden nach Eintritt eines Witterungswechsels, welcher den Wärmemesser um 15 Grade herabstimmte. Er rührte von Stunde an kein Futter mehr an und war am anderen Morgen eine Leiche. Das Fell des Serwal kommt unter dem Namen „afrikanische Tigerkatze“ in den Handel und wird als Pelzwerk benutzt, hält aber seiner Rauheit wegen mit anderen Katzenfellen keinen Vergleich aus und steht deshalb niedrig im Preise.

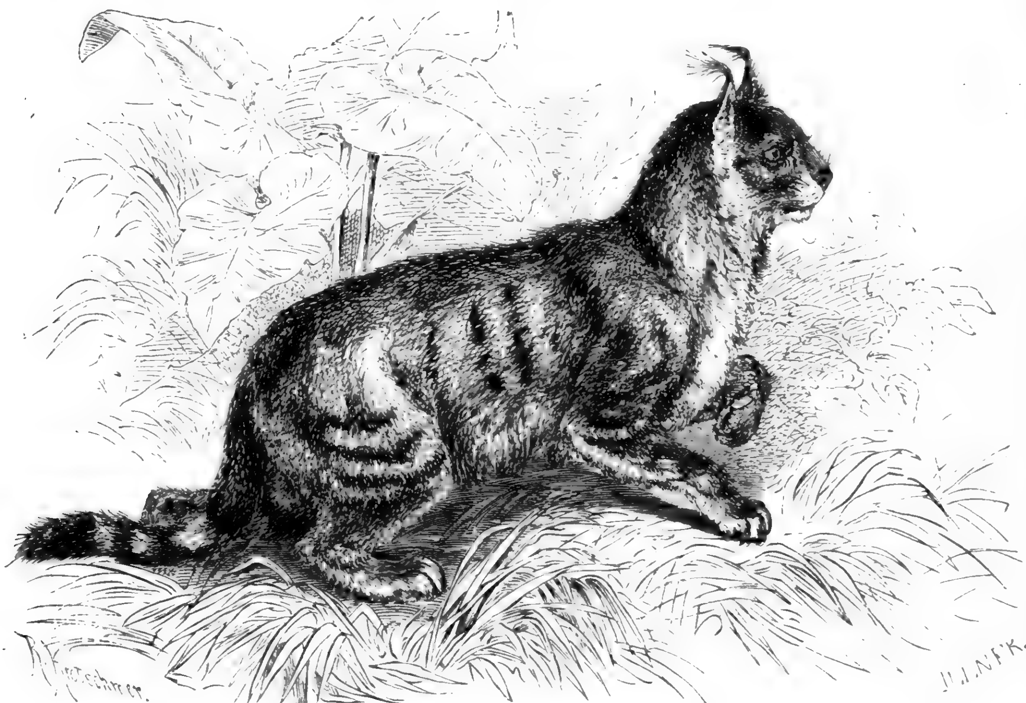
*

Fast alle Naturforscher stimmen darin überein, daß man die Luchse (Lynx) als eine von den übrigen Katzen wohl unterschiedene Sippe betrachten und demgemäß gesondert aufführen darf. Sie kennzeichnet der mäßig große Kopf mit bepinselten Ohren und, bei den meisten Arten, starkem Backenbarte, der seitlich verschmächtigte, aber kräftige Leib, welcher auf hohen Beinen ruht, sowie der kurze, bei der Mehrzahl stummelhafte Schwanz. Auch ist der letzte Unterbackenzahn nicht dreispitzig, wie bei den Katzen, sondern zweispitzig.

Alle Erdtheile, mit Ausnahme des katzenlosen Neuholland, beherbergen Luchse, Europa allein zwei wohl unterschiedene Arten. Sie bewohnen vorzugsweise geschlossene Waldungen und in ihnen die am schwersten zugänglichen Orte, finden sich jedoch auch in Steppen und Wüsten und kommen selbst in angebauten Gegenden vor. Alle ohne Ausnahme dürfen als hochentwickelte Katzen angesehen werden, sind ebenso raublustig und blutdürstig wie Leopard und Panther, dabei ernst wie Löwe und Tiger, gefährden den Bestand des Wildes und der Hausthiere in hohem Grade und müssen als Raubthiere, welche mehr Schaden als Nutzen bringen, bezeichnet werden. Ihre Lebensweise, die Art, in welcher sie zur Jagd ausgehen und rauben, unterscheidet sich, genau entsprechend ihrer Ausrüstung und ihren Begabungen, in mancher Hinsicht nicht unwesentlich von dem Gebaren der bis jetzt geschilderten Verwandten, wie überhaupt ihr ganzes Auftreten etwas absonderliches hat. Dank der Angaben neuerer Beobachter kennen wir die Lebensweise der hervorragendsten Arten ziemlich genau und sind daher im Stande, die Naturgeschichte dieser so theilnahmswerthen Katzen von allerlei Wust zu säubern, welcher ihr von früherher anhaftete.

Katzenluchse (Chaus) nennt **Gray** zwei kleine, niedrig gestellte Luchse, deren Ohrpinsel nur angedeutet ist, und deren Schwanz bis zu den Fersen herabreicht. Die eine dieser Arten (Lynx Chaus), welche möglicherweise in zwei zerfällt werden darf, bewohnt Afrika, die andere (Lynx ornatus) Ostindien. Ueber die Lebensweise der ersterwähnten habe ich selbst Beobachtungen gemacht; über das Freileben der zweiten wissen wir zur Zeit noch nicht das geringste.

Der **Sumpfluchs** (Lynx Chaus, Felis Chaus, lybica, catolynx, affinis, dongolensis, Jacquemontii, Katas, Ruepellii, marginata und caligata) erreicht ungefähr die Größe unserer Wildkatze, 90 bis 100 Centim. Länge nämlich, wovon 20 bis 25 Centim. auf den Schwanz



Sumpfluchs (Lynx Chaus). 1/7 natürl. Größe.

kommen. Der ziemlich reiche Pelz hat eine schwer zu bestimmende bräunlichfahlgraue Grundfärbung; die einzelnen Haare sind an der Wurzel ockergelb, in der Mitte schwarzbraun geringelt, an der Spitze weiß oder grauweiß und hin und wieder schwarz gefärbt. Die Zeichnung besteht aus dunkleren Streifen, welche besonders am Vorderhalse, an den Seiten und Beinen deutlicher hervortreten, so, wie auf unserer Abbildung ersichtlich wird. Ueber die Stirnmitte verläuft ein kurzer, ziemlich breiter Streifen, welcher zu beiden Seiten von schmäleren und kürzeren begleitet wird; über und neben den Augen bemerkt man andere Schmitzstreifen. Den Schwanz zeichnen oben sechs bis neun dunkle Halbringe und die schwarze Spitze. Die Ohren sind außen graugelb, innen röthlichgelb, die Füße braunröthlich, die Untertheile hellockergelb gefärbt. Der Augenstern sieht grünlichgelb aus.

Bis in die Neuzeit unterschied man **Sumpf-** und **Stiefelluchs** (Lynx caligatus); nach **Gray's** Untersuchungen erscheint es jedoch wahrscheinlich, daß beide nur Abänderungen einer und derselben Art darstellen.

Der Sumpfluchs hat eine weite Verbreitung. Er bewohnt den größten Theil Afrikas und Süd- und Westasien, insbesondere Süd- und Ostafrika, Nubien, Egypten, Persien, Syrien, die Länder um das Kaspische Meer und Indien. Den alten Egyptern war er wohl bekannt, wurde

auch wie die Hauskatze einbalsamirt und sein Leichnam an heiligen Orten beigesetzt. Einzelne Naturforscher neigen zu der Meinung, daß man in ihm einen der Stammväter unserer Hauskatze zu erkennen habe, und wollen gewisse Farbenspielarten unseres Hinz als Kreuzungserzeugnisse von ihm und der Haus- oder aber der Urmutter Falbkatze selbst abgeleitet wissen. Daß der Sumpfluchs in Indien und Egypten oder Syrien zuweilen mit der Hauskatze sich paart, dürfte nach den an der Wildkatze gesammelten Erfahrungen kaum in Abrede gestellt werden können; gegen eine unmittelbare Abstammung der Hauskatze von unserem Luchse aber sprechen gewichtige Gründe, vor allem die bereits genügend hervorgehobene Aehnlichkeit von Falbkatze und Hinz. Auf die Verehrung, welche die alten Egypter dem Sumpfluchse angedeihen ließen, wird, betreffs der Abstammungsfrage unserer Hauskatze, besonderes Gewicht nicht gelegt werden können; ihre Katzenfreundlichkeit beschränkte sich wohl kaum auf die eine Art, sondern erstreckte sich über alle kleineren, ihnen bekannten Verwandten des als heilig erachteten Thieres.

Ich bin dem Sumpfluchse im Nilthale mehrere Male begegnet. Er ist in Egypten eben keine seltene Erscheinung; man bemerkt ihn nur nicht oft. In jenem Lande fehlen größere Waldungen, in denen ein Raubthier sich verbergen könnte, fast gänzlich, und dieses ist deshalb auf andere Schlupfwinkel angewiesen. Wie die Hiäne, welche eigentlich zwischen dem Geklüfte der Wüste ihre Höhle hat, oft lange Zeit im Röhricht lebt, wie Schakal und Fuchs Riedgras und Getreide bewohnen, so lebt auch der Sumpfluchs ruhig an ähnlichen Orten, ohne befürchten zu müssen, leicht aufgestört zu werden. Die ausgedehnten Getreidefelder, welche auf dem vom überwogenden Nile getränkten Erdreiche angelegt wurden, also nicht zeitweilig künstlich überrieselt werden, sind vorzugsweise sein Aufenthalt. Außerdem aber bewohnt er die großen Flächen, welche dichter oder dünner mit einem ziemlich hohen, scharfschneidigen Riedgrase, der Halfa (Poa cynosuroides), bedeckt sind, und endlich bieten ihm die trockenen Stellen im Röhricht oder auch schon die Rohrdickichte, welche an den Ufern der Kanäle sich hinziehen und manche Felder umzäunen, erwünschte Aufenthaltsorte. Als ich einmal nahe bei der Stadt Esneh durch einen Garten schlenderte, fiel mir eine in dem dichten Grase dahinschleichende Katze nur ihres großen Kopfes wegen auf; denn der übrige Körper war in dem schossenden Getreide versteckt. Mehr, um zu untersuchen als in der Meinung, eine wilde Katze vor mir zu haben, schoß ich auf das Thier, welches mich seiner Beachtung nicht würdig hielt. Es verendete nach wenigen, verzweiflungsvollen Sätzen, und ich fand zu meiner Ueberraschung, daß ich den Sumpfluchs, und zwar ein ziemlich ausgewachsenes Männchen erlegt hatte. Von nun an wurde ich aufmerksam und bemerkte deshalb unser Raubthier öfter. Einen großen Luchs fand ich ruhig sich sonnend in einem Rohrgebüsche liegen; er entkam mir aber trotz einer starken Verwundung, welche ich ihm beigebracht hatte. Die übrigen, welche ich bemerkte, entflohen regelmäßig, noch ehe ich in Schußweite an sie herangekommen war.

Der Sumpfluchs schleicht an den beschriebenen Orten ebenso wohl bei Tag als bei Nacht umher, um Beute zu machen. Dabei kommt er dreist bis dicht an die Dörfer heran, und die größeren Gärten in der Nähe derselben scheinen ihm sogar besondere Lieblingsplätze zu sein. Um ihn oder wenigstens seine Spuren zu bemerken, braucht man eben nicht lange auf der Jagd herumzustreifen. Wenn man an den Rändern von Getreidefeldern, auf Rainen und Wegen, welche durch dieselben führen, Acht haben will, gewahrt man ihn häufig genug. Er schleicht nach echter Katzenart leise und unhörbar zwischen den Pflanzen dahin, welche ihn gewöhnlich zum größten Theile verstecken. Von Zeit zu Zeit bleibt er stehen und lauscht. Dabei bewegt er, wie unsere Hauskatzen, die Ohren nach allen Richtungen hin, beschreibt mit dem Schwanze die verschiedenen Biegungen und Windungen, welche die Seelenstimmung einer jagenden Katze bezeichnen, und äugt mit jenem ruhigen, fast starren Blick, welcher unserem Hinze eigen ist, fast träumerisch gerade vor sich hin. Der Gehörsinn scheint ihn bei Tage jedenfalls mehr zu leiten als sein Gesicht; denn die Lauscher sind auch bei der größten Ruhe in beständiger Bewegung. Das geringste Geräusch ändert dieses träumerische Dahinschleichen: der Sumpfluchs erhebt den Kopf, die Lauscher richten sich nach

kurzer, schneller Bewegung der bezeichneten Stelle zu, der ganze Leib duckt sich, verschwindet vollkommen im Grase, und schlangenartig kriecht das Thier auf dem Bauche an seine Beute heran, welche wohl in den meisten Fällen in seine Gewalt fällt. Bisweilen sieht man auch aus dem scheinbar ganz unbelebten Riedgrase heraus mit einem gewaltigen Satze ein Thier in die Höhe springen und im nächsten Augenblicke wieder verschwinden: der Sumpfluchs hat einen Luftsprung nach irgend einem Vogel gemacht, welchen er aufgejagt hatte. Seine Beute besteht zumeist aus Mäusen und Ratten, sodann aber aus kleinen Erd- und Schilfvögeln aller Art, namentlich Wüstenhühnern, Lerchen, Regenpfeifern, Schilf- oder Riedgrassängern ꝛc. In den Gärten stiehlt er den Bauern ihre Hühner und Tauben, in den Fruchtfeldern schleicht er den Hasen und an den Wüstenrändern den Springmäusen nach. Größere Thiere greift er niemals an; wenigstens hat mir davon kein einziger Fellah etwas erzählt; auch dem Menschen weicht er immer furchtsam aus, sobald er ihn bemerkt, und selbst derjenige, welchen ich verwundete, wagte nicht, mich anzuspringen. Gleichwohl wird er von den Arabern als ein sehr böses Thier gefürchtet, und diese Furcht hat sich, was das Lächerlichste ist, auch auf die Europäer übertragen. Mein Diener erdreistete sich nicht, auf einen sehr schönen Sumpfluchs zu schießen, den er im Getreide auftrieb, und ein nadelkundiger Reisegefährte des bekannten Schriftstellers Bogumil Goltz glaubte nun gar einen jungen Löwen in unserem „Tschaus“ zu erblicken, als er ihm auf der Jagd einmal begegnete. Angeschossen und in die Enge getrieben, weiß freilich auch der Sumpfluchs kräftig sich zu vertheidigen. Dies erfuhr unter anderen ein Diener Dümichens, welcher einen Tschaus mit zwei schlecht gezielten Schüssen bedacht hatte und das verwundete Thier greifen wollte. Letzteres wartete die Ankunft seines Feindes gar nicht ab, sondern sprang ohne weiteres auf den Mann los, krallte sich an ihm fest und zerfleischte ihm den Arm derartig, daß der schlechte Schütze monatelang an den Folgen der verfehlten Luchsjagd zu leiden hatte. Demungeachtet behaupte ich, daß der Sumpfluchs ein ganz harmloser Räuber ist, glaube auch annehmen zu dürfen, daß er ebenso viel Nutzen stiftet wie Schaden anrichtet.

Gefangene Sumpfluchse sind selten in unseren Thiergärten; ich habe bisher höchstens fünf von ihnen gesehen. Sie benehmen sich nach Art anderer Wildkatzen, unfreundlich und wüthend, wenn sie alt in Gefangenschaft geriethen oder aber schlecht behandelt wurden, ruhig und gemüthlich dagegen, wenn sie als Junge unter die Botmäßigkeit des Menschen kamen und eine liebevolle Pflege erfuhren. Daß sie solcher zugänglich und ihrem Pfleger in hohem Grade dankbar sein können, beweist die nachstehende Mittheilung meines verehrten Freundes Dümichen. „Eines Tages, im Tempel von Denderah mit der Abnahme von Inschriften beschäftigt, hörte ich in einem der hinteren Räume des Tempels das Bellen meines Hundes. Demselben lauschend, erkannte ich, daß es aus einem unterhalb des Fußbodens befindlichen Raume herkam; der Tempel mußte also an dieser Stelle ein Kellergeschoß haben, welches ich noch nicht kannte. Dem Bellen nachgehend, war ich so glücklich, durch eine halb verschüttete Oeffnung in einen unterirdischen Gang und am Ende desselben in den Raum zu gelangen, in welchem der Hund sich mit einer Katze beschäftigte, mehr mit ihr spielend als sie angreifend. Freilich schien das Thier auch durchaus nicht fähig, dem Hunde Widerstand entgegenzusetzen, vielmehr im Verscheiden zu sein. Bei genauerer Besichtigung fand sich, daß ich keine Hauskatze, sondern einen jungen Sumpfluchs vor mir hatte, was mich auch keineswegs Wunder nahm, da ich letzterem bei meinen Streifereien in dem anstoßenden Wüstengebirge sehr oft begegnet war und ihn wiederholt in Tempelruinen mit dem Fangen von Fledermäusen beschäftigt gesehen hatte. Einer solchen Jagd war jedenfalls auch dieser „Tschaus“ nachgegangen, durch eine Oeffnung in den unterirdischen Raum des Tempels gelangt und nicht mehr im Stande gewesen, an den glatten Mauern die bedeutende Höhe zu gewinnen. Selbst ich mußte, um wieder ans Tageslicht zu kommen, mehrere große Steine herbeitragen und meinen Hund zu der Oeffnung emporheben, um ihm die Freiheit zu verschaffen. Der halbverhungerte Sumpfluchs erregte mein Mitleiden, wurde deshalb von mir mitgenommen und baldmöglichst mit Milch und Fleisch

bewirtet. Infolge dieser Erlabung, vielleicht auch der Wirksamkeit der freien Luft, erholte er sich zu meiner Freude und zum ersichtlichen Vergnügen des Hundes, welcher jeder Bewegung des geretteten und gewonnenen Freundes mit Theilnahme folgte und sein Wohlwollen gegen denselben durch fortgesetzte Versuche, mit ihm zu spielen, äußerte. Der Luchs hatte, als ich ihn ergriff, keine Versuche gemacht, sich widerspenstig zu zeigen, vielmehr alles über sich ergehen lassen, war heißhungerig über die ihm gereichte Nahrung hergefallen und gestattete es, daß ich ihn aufnahm und liebkoste. In vollstem Verständnisse des ihm erzeigten Dienstes, blieb er von jetzt an mein unzertrennlicher Begleiter, folgte mir auf Schritt und Tritt, wohin ich mich auch wenden mochte, sprang zu mir aufs Kamel, wenn ich eine Reise antrat, durchwanderte so mit mir gemeinschaftlich den größten Theil Nubiens und hielt sich, wenn ich stundenlang Inschriften abnahm, ununterbrochen in meiner Nähe. Auch mit dem Hunde blieb er freundschaftlich verbunden: Zank und Streit zwischen den beiden kamen nie vor, wohl aber spielten sie täglich stundenlang in der liebenswürdigsten Weise zusammen."

Ebenso wie den Tschaus hat man den Wüstenluchs oder Karakal (Lynx caracal, Felis caracal, Caracal melanotis), ein schönes Thier von 65 Centim. Leibes- und 25 Centim. Schwanzlänge, unter dem Namen Caracal zum Vertreter einer besonderen Sippe erhoben. Ihn unterscheiden von anderen Luchsen die schlanke Gestalt, die hohen Läufe, die langen, schmalen, zugespitzten Ohren, welche wie bei den nordischen Arten der Sippe starke Pinsel tragen, und das enganliegende Wüstenkleid: alle diese Unterschiede erscheinen jedoch zu unbedeutend, als daß sie zu solch einer Trennung berechtigen könnten. Bei Berücksichtigung der klimatischen und örtlichen Verhältnisse, unter denen der Karakal lebt, muß er uns, wenn ich so sagen darf, sofort begreiflich erscheinen. Er ist ein echtes Kind der Steppe oder Wüste, und als solches auf das zweckmäßigste ausgerüstet. Seine Gestalt ist schmächtiger, namentlich schlanker als die seiner nordischen Verwandten, seine Läufe sind höher, befähigen ihn also zu besonderer Schnelligkeit und Ausdauer im Laufen, die Lauscher verhältnismäßig größer und für Beherrschung weiterer Strecken geeignet, die Färbung endlich ist die eines Wüstenkleides, d. h. ein dunkleres oder helleres Fahlgelb ohne Flecken, welches nur an der Kehle und am Bauche ins Weißliche zieht und auf der Oberlippe durch einen großen schwarzen Fleck sowie durch einen schwarzen Streifen, welcher sich vom Nasenrande zum Auge zieht, und die schwarzen Ohren unterbrochen wird. Je nach der Gegend, aus welcher der Karakal kommt, dunkelt oder lichtet sich seine Färbung, wahrscheinlich im Einklange mit der Farbe des Bodens, sodaß man vom Isabellgelb an bis zu Braunroth alle Schattirungen des Wüstenkleides an ihm wahrnehmen kann. Dieselbe Gleichfarbigkeit mit der Umgebung, welche ein Thier vorzugsweise bewohnt, spricht sich bei allen Katzen sehr deutlich aus, und so auch bei dem Karakal. Die nordischen Luchse, welche vorzugsweise Wälder bewohnen, tragen ein Baum- und Felsenkleid, d. h. ihre allgemeine Färbung ähnelt jener der Stämme und Aeste sowie jener der grauen Felswände des Nordens. Der Karakal ist nur in der Kindheit gefleckt, später aber ganz ungefleckt, und eine derartige Gleichfarbigkeit steht wiederum im vollständigen Einklange mit den Eigenthümlichkeiten seines Wohnkreises; denn ein geflecktes Thier, welches auf dem einfarbigen Sandboden der Wüste dahin schleicht, würde in der hellen Nacht gerade durch seine Fleckenzeichnung leichter sichtbar werden, als durch jenes einfarbige Gewand.

Der Verbreitungkreis des Karakal ist auffallend groß. Er bewohnt ganz Afrika, Vorderasien und Indien und zwar die Wüsten ebenso wohl wie die Steppen, soll aber Waldungen gänzlich meiden. Ueber sein Freileben wissen wir noch sehr wenig; Beobachtungen von Europäern liegen, meines Wissens wenigstens, hierüber nicht vor. Thevenot erzählt, daß man den Karakal nur in denjenigen Ländern finde, in denen auch der Löwe vorkomme, da er nicht allein Führer, sondern auch Kundschafter des letzteren sei, für ihn Beute aufsuche und von der durch den Löwen erlegten seinen Antheil erhalte; Sparrmann will in Erfahrung gebracht haben, daß er bei Tage in



Band I, S. 488.

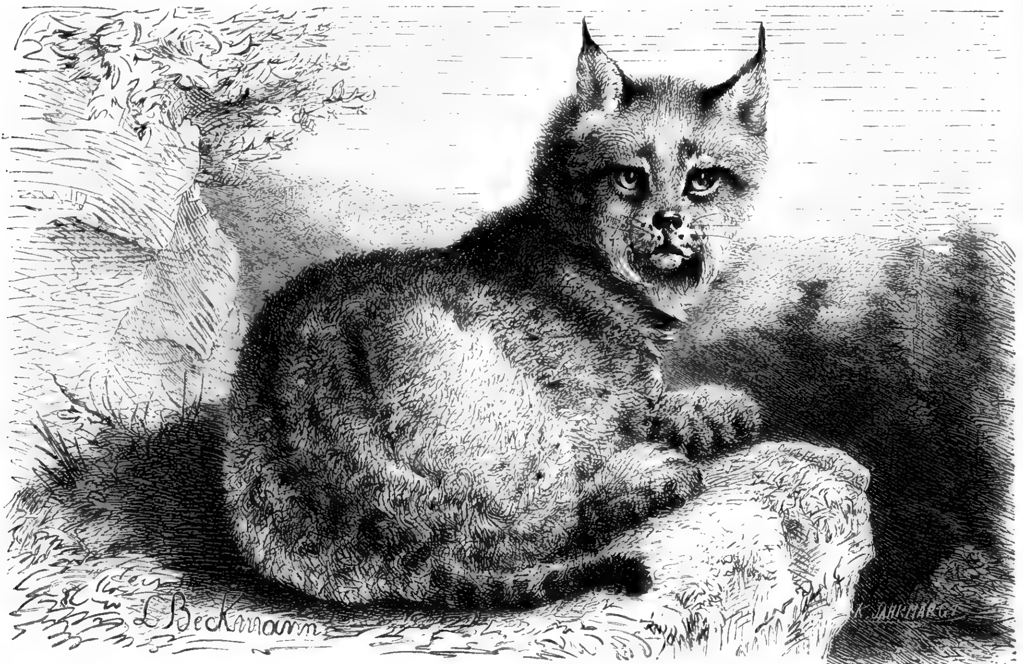
Wüstenluchs.

Rudeln auf größere Thiere Jagd mache und des Nachts Vögeln nachschleiche: der einen wie der anderen Angabe mangelt jedoch jede Begründung. Nach der Versicherung der von mir befragten Steppenbewohner Südnubiens, von denen ich erlegte Karakals erhielt, lebt unser Wüstenluchs, ihre „Khut el Chala" oder Katze der Einöde, einzeln und begnügt sich in der Regel mit der Jagd kleiner Wüstensäugethiere und Wüstenvögel, lauert jedoch auch kleineren Antilopen auf und weiß diese ohne sonderliche Anstrengung durch Zerbeißen ihrer Halsschlagadern zu bewältigen; nach Angabe Tristrams ist er in den Oasen der nördlichen Sahara ein unwillkommener Besucher der Hühnerställe und raubt und mordet hier unter Umständen in verheerender Weise. Er gilt in den Augen aller Jäger Ostsudâns als ein äußerst bösartiges Geschöpf und wird deshalb, wenn auch nicht gefürchtet, so doch mit Vorsicht behandelt. An gefangenen gemachte Wahrnehmungen widersprechen der Ansicht der Araber in keiner Weise; denn der Karakal scheint, im Verhältnis zu seiner Größe, das wüthendste und unbändigste Mitglied der ganzen Familie zu sein. Ich habe ihn öfters in Gefangenschaft gesehen und gepflegt, niemals aber von seiner liebenswürdigen Seite kennen gelernt. Man braucht sich bloß dem Käfige zu nähern, in welchem er scheinbar ruhig liegt, um seinen ganzen Zorn rege zu machen. Ungestüm springt er auf und fährt fauchend auf den Beschauer los, als ob er ihn mit seinen scharfen Tatzen zerreißen wolle, oder aber legt sich in die hinterste Ecke seines Kerkers auf den Boden nieder, drückt seine langen Lauscher platt auf den Schädel, zieht die Lippen zurück und faucht und knurrt ohne Ende. Dabei schauen die blitzenden Augen so boshaft wüthend den Beschauer an, daß man es den Alten nicht verdenken kann, wenn sie diesen Augen geradezu Zauberkräfte beilegten. In keinem einzigen Thiergarten hat es bis jetzt gelingen wollen, das wüthende Geschöpf zu zähmen; man hat es kaum dahin gebracht, daß es einem Wärter erlaubt hätte, in seinen Käfig zu treten. Einem gefangenen Karakal setzte man einen starken, bissigen Hund in sein Gefängnis. Jener fiel den ihm Furcht einflößenden Gegner ohne Besinnen an, biß ihn unter fürchterlichem Fauchen und Geschrei, trotz der muthvollsten und kräftigsten Vertheidigung des Hundes, nach kurzem Kampfe nieder und riß ihm die Brust auf. Ungeachtet solcher Schandthaten und aller Bösartigkeit seines Wesens ist der Karakal der Zähmung nicht unzugänglich. Ob die alten Egypter, welche ihn sehr wohl gekannt, auf ihren Denkmälern vortrefflich dargestellt und ebenfalls einbalsamirt haben, ihn zähmten, bleibt fraglich; aus verschiedenen Berichten älterer Reisender dagegen scheint hervorzugehen, daß die Asiaten von Alters her neben dem Gepard auch den Karakal zur Jagd abrichten. „Der künig der Tartaren sol heimische Löwparden vend Lüchß haben, welche er zu dem gejegt braucht", bemerkt der alte Geßner, wohl Marco Polo's Angaben wiedergebend. Nach dem, was wir neuerdings von unserem Luchse erfuhren, läßt sich kaum bezweifeln, daß jene Mittheilungen richtig sind; jedenfalls liegt kein Grund vor, einem so klugen und leidenschaftlichen Thiere die Zähmbarkeit abzusprechen. Es kommt auch in diesem Falle auf die Behandlung an, welche man dem Wüstenluchse in frühester Jugend angedeihen läßt.

Am Vorgebirge der guten Hoffnung hielt man noch im vorigen Jahrhundert das Fell des Karakal in hohem Werthe, weil man ihm Heilkräfte gegen Gliederschmerzen und Fußgicht zuschrieb. Solche Felle wurden auch nach Europa verhandelt und hier ebenfalls gut bezahlt. Gegenwärtig ist dieser Gegenstand fast gänzlich von unserem Markte verschwunden.

Unter den übrigen Mitgliedern der Sippe, welche sich durch starken Bart und kurzen, stummelhaften Schwanz auszeichnen, steht der Luchs oder Thierwolf (Lynx vulgaris, L. borealis, cervarius, lupulinus, Felis lynx und lupulina) an Schönheit, Stärke und Kraft oben an. Erst durch das Museum von Christiania bin ich über die Größe belehrt worden, welche ein Luchs wirklich erreichen kann; denn in unseren deutschen Sammlungen findet man gewöhnlich nur mittelgroße Thiere. Ein vollkommen ausgewachsener Luchs ist mindestens ebenso stark, nur etwas kürzer und hochbeiniger als die Leoparden, welche wir in unseren Thierschaubuden zu sehen bekommen.

Die Länge seines Leibes beträgt reichlich 1 Meter und kann wohl auch bis zu 1,3 Meter steigen, der Schwanz ist 15 bis 20 Centim. lang, die Höhe am Widerriste beträgt bis 75 Centim. An Gewicht kann der Luchskater bis 30, ja, wie man mir in Norwegen sagte, sogar bis 45 Kilogr. erreichen. Das Thier hat einen außerordentlich kräftigen, gedrungenen Leibesbau, stämmige Glieder und mächtige, an die des Tigers oder Leoparden erinnernde Pranken, verräth daher auf den ersten Blick seine große Kraft und Stärke. Die Ohren sind ziemlich lang und zugespitzt und enden in einen pinselförmigen Büschel von vier Centimeter langen, schwarzen, dichtgestellten und aufgerichteten Haaren. Auf der dicken Oberlippe stehen mehrere Reihen steifer und langer Schnurren. Ein dichter,



Luchs (Lynx vulgaris). 1/10 natürl. Größe.

weicher Pelz umhüllt den Leib und verlängert sich im Gesichte zu einem Barte, welcher zweispitzig zu beiden Seiten herabhängt und im Vereine mit den Ohrbüscheln dem Luchsgesichte ein ganz seltsames Gepräge gibt. Die Färbung des Pelzes ist oben röthlichgrau und weißlich gemischt, auf Kopf, Hals und Rücken und an den Seiten dicht mit rothbraunen oder graubraunen Flecken gezeichnet; die Unterseite des Körpers, die Innenseite der Beine, der Vorderhals, die Lippen und die Augenkreise sind weiß. Das Gesicht ist röthlich, das Ohr inwendig weiß, auf der Rückseite braun und schwarz behaart. Der Schwanz, welcher überall gleichmäßig und gleich dick behaart ist, hat eine breite, schwarze Spitze, welche fast die Hälfte der ganzen Länge einnimmt; die andere Hälfte ist undeutlich geringelt, mit verwischten Binden, welche unten aber nicht durchgehen. Im Sommer ist der Balg kurzhaarig und mehr röthlich, im Winter langhaarig und mehr grauweißlich gefärbt; allein die ganze Färbung verändert sich in der mannigfaltigsten Weise, und auch die Flecken wechseln bei verschiedenen Thieren erheblich ab. Man hat deshalb nach den Bälgen mehrere Arten von Luchsen annehmen wollen, sich jedoch in der Neuzeit überzeugt, daß dies unthunlich ist; denn es sind in einem Gewölfe Junge von allen Farbenschattirungen, Veränderungen und Zeichnungen gefunden worden. Das Weibchen scheint regelmäßig durch röthere Färbung und undeutlichere Flecken von dem Männchen sich zu unterscheiden; die neugeborenen Jungen sind weißlich.

Zwei sehr schöne Luchse des Berliner Thiergartens tragen ein Sommerkleid von fahlzimmetbrauner, unterseits durch Schmutzigaschgrau in Weiß übergehender Färbung, mit einer aus geflammten, schwach dunkler gesäumten, innen röthlichen Flecken, Fleckenstreifen und schwarzbraunen bis schwarzen Tüpfeln gebildeten Zeichnung. Kinn, Kehle und Unterseite sind rein weiß, die erzgelben Augen weiß umrandet, die Ränder unten schwarz gesäumt, die Ohrränder, welche einen unregelmäßig dreieckigen weißgrauen Mittelfleck umgeben, und die Ohrpinsel schwarz, die Innenhaare der Lauscher weißgrau, die Schnurren weiß. Ueber die Stirn verlaufen vier bis fünf undeutliche dunklere Fleckenstreifen, über den Nacken und die Halsseiten drei (einer über die Halsmitte und je einer vom Ohre zur Schulter) breite, mit dem übrigen Fell verglichen, etwas dunklere Bandstreifen, über die Rückenmitte drei aus sehr verlängerten Flecken gebildete Fleckenstreifen, welche weiter hinten sich theilen, so daß hier zwei mittlere und je zwei seitliche Fleckenreihen sichtbar werden; auf den Seiten stehen geflammte, d. h. sehr verlängerte, dunkel umrandete Hofflecken, auf Oberarm und Schenkel bis zu den einfarbig rehbraun gefärbten Handwurzeln und Zehen herab verschieden große braune bis schwarzbraune Tüpfelflecken; den Schwanz zeichnen in der Wurzelhälfte oben schwärzliche Tüpfel, während die Spitzenhälfte schwarz aussieht. Vom Augenwinkel zieht sich ein schwarzer Streifen über die Wangen und durch die Mitte des graulichweißen Bartes; ein zweiter, gleichlaufender, entspringt unter dem Auge. Lippen und Jochbogengegend sind fein dunkelbraun getüpfelt; der Mundrand ist schwarz, ein hellerer Fleck am Mundwinkel nicht vorhanden. Auf der Oberbrust steht ein fast geschlossenes dunkles Querband; Innen- und Unterseite zeigen ziemlich große, unregelmäßig und verschieden gestaltete Tupfen.

Dieses Kleid tragen übereinstimmend zwei ältere und ein sehr junger Luchs, obwohl sie aus verschiedenen Ländern, jene aus Skandinavien, dieser aus Livland, stammen. Im Winterkleide wird die bräunliche Färbung durch Grau verdeckt, indem die im Spätherbste rasch wachsenden Grannenhaare an den Spitzen verbleichen und diese mehr und mehr zur Geltung kommen, je weiter ihre Verfärbung nach der Wurzel zu vorrückt.

Der Luchs war den Alten bekannt, wurde in Rom aber doch weit seltener gezeigt als Löwe und Leopard, weil es schon damals viel schwerer hielt, ihn lebend zu erlangen als einen der erwähnten Verwandten zu bekommen. Den, welcher unter Pompejus gezeigt wurde, hatte man aus Gallien eingeführt. Ueber sein Freileben scheint man nichts gewußt zu haben, deshalb war dem Aberglauben vielfacher Spielraum gelassen. „Kein thier ist", sagt der alte Geßner, Schilderungen der Alten wiedergebend, „daß so ein scharpffe gesicht habe als ein Luchß, dann nach der sag der Poeten söllend sy auch mit jren augen durchtringen, die Ding so sunst durchscheynbar nit sind, als wänd, mauren, holtz, stein und dergleychen. Dargegen so jnen durch scheynbare Ding fürgehalten werdend, so hassend sy jr gesicht und sterbend daruon." In der Götterlehre der alten Germanen spielte der Luchs ungefähr dieselbe Rolle wie die Katze; denn wahrscheinlich ist er es und nicht seine Verwandte, welcher als Thier der Freya aufgefaßt werden muß und deren Wagen zieht.

Noch im Mittelalter bewohnte er ständig alle größeren Waldungen Deutschlands und ward allgemein gehaßt, auch nachdrücklichst verfolgt. Ende des fünfzehnten Jahrhunderts galt er, laut Schmitt, in Pommern als das schlimmste Raubthier. „Den Luchs", so heißt es in Petersdorps Verordnung, „wiel he de aergste ist, moth man flitig by Wintertieden nahstellen, em mit Netten fangen, scheten." Von dieser Zeit an hat er in Deutschland stetig abgenommen und kann gegenwärtig hier als ausgerottet gelten. In Bayern, dem an sein Wohngebiet, die Alpen, angrenzenden Lande Süddeutschlands, war er noch zu Ende des vorigen und zu Anfange unseres Jahrhunderts eine zünftigen Jägern wohlbekannte Erscheinung. Laut Kobell, dem wir so viele anziehende Jagdbilder verdanken, wurden in den Jahren 1820 bis 1821 allein im Ettaler Gebirge siebenzehn Luchse erlegt und gefangen; im Jahre 1826 fing man im Riß ihrer fünf, bis 1831 noch ihrer sechs. Im Forstamte Partenkirchen erbeutete man 1829 bis 1830 in dem einen Reviere Garmisch drei, in Eschenloch fünf, in der Vorderriß ebenfalls fünf Luchse. Zwei bayerische Jäger, Vater und Sohn,

fingen in achtundvierzig Jahren, von 1790 bis 1838, dreißig Stück der gehaßten Raubthiere. Der letzte Luchs wurde im Jahre 1838 im Rottenschwanger Reviere erbeutet; seitdem hat man noch im Jahre 1850 auf der Zipfelsalpe ihrer zwei gespürt, und wahrscheinlich sind auch in den letzten zwanzig Jahren noch einzelne aus Tirol herübergestreift, ohne wahrgenommen worden zu sein. Im Thüringer Walde wurden zwischen den Jahren 1773 bis 1796 noch fünf Luchse erlegt, in diesem Jahrhundert meines Wissens nur ihrer zwei, einer im Jahre 1819 auf dem Gothaer Reviere Stutzhaus und einer im Jahre 1843 auf Dörenberger Revier, letzterer nach langen vergeblichen Jagden. In Westfalen endete der letzte Luchs erweislich im Jahre 1745 sein Leben; auf dem Harze erlegte man die letzten beiden in den Jahren 1817 und 1818, in Deutschland, mit Ausnahme der an Rußland grenzenden Theile überhaupt, im Jahre 1846, worüber ich später ausführlicher berichten werde. Anders verhält es sich in den deutsch-österreichischen Ländern und in den an Rußland grenzenden Theilen Preußens. Hier wird fast alljährlich noch ein oder der andere Luchs gespürt; dort hat man noch in der Neuzeit so viele erlegt, daß von einer Ausrottung desselben noch nicht gesprochen werden darf. In der Schweiz wird er, laut Tschudi, nicht häufiger gefunden als die Wildkatze, war aber noch vor dreißig Jahren keine Seltenheit, so daß allein in Bünden in einem Jahre sieben bis acht Stück getödtet wurden. Gegenwärtig ist er auch hier recht selten geworden, obschon die Hochwälder der Walliser-, Tessiner- und Bernergebirge, die Urner-, Glarner-, Oescher- und Böxeralpen ihn noch beherbergen. Ueber sein Vorkommen in Tirol fehlt mir die Kunde; von dem östlichen Theile der Alpen dagegen weiß ich zu sagen, daß er schon in Krain noch regelmäßig und in Kärnthen dann und wann einmal auftritt. So wurden in Rosenbach, einem Reviere des Fürsten Friedrich von und zu Liechtenstein, an der Krainer Grenze, im Jahre 1846 und im Jahre 1858 noch Luchse gespürt und beziehentlich gefangen. Nach Osten hin beginnt mit den Karpathen das derzeitige Wohngebiet unseres Raubthieres; von hier und der preußischen Grenze aus nach Norden und Osten findet man es regelmäßig, in ganz Rußland und ebenso in Skandinavien noch ziemlich häufig, hier vom Süden des Landes an, soweit geschlossene Waldungen nach Norden hinaufreichen. Außerdem aber bewohnt der Luchs, laut Radde, ganz Ostsibirien, wo das Land gebirgig und waldbedeckt ist und wird hier alljährlich noch in namhafter Menge erbeutet.

Bedingung für ständigen Aufenthalt dieses Raubthieres sind weite geschlossene, an Dickungen oder überhaupt schwer zugänglichen Theilen reiche, mit Wild der verschiedensten Art bevölkerte Waldungen. In dünn bestandenen Wäldern zeigt sich der Luchs, laut Nolcken, dem wir die beste Lebensschilderung des Thieres verdanken, nur ausnahmsweise, namentlich im Winter, wenn es sich für ihn darum handelt, einen solchen Wald nach Hasen abzusuchen, oder aber, wenn ihn ein allgemeiner Nothstand, ein Waldbrand z. B., zum Auswandern zwingt. Unter solchen Umständen kann es vorkommen, daß er, wie es im Jahre 1868 im Petersburger Gouvernement geschah, bis in die Obstgärten der Dörfer sich flüchtet. Im Gegensatze zum Wolfe, welcher fast jahraus, jahrein ein unstätes Leben führt, hält sich der Luchs oft längere Zeit in einem und demselben Gebiete auf, durchstreift dasselbe aber nach allen Richtungen, wandert in einer Nacht meilenweit, nicht selten ohne alle Scheu befahrene Wege annehmend, bis in die Nähe der Dörfer sich wagend und selbst einsam liegende Gehöfte besuchend, kehrt auch nach mehreren Tagen wieder in eine und dieselbe Gegend zurück, um sie von neuem abzuspüren. Der eine von den beiden Luchsen, welcher sich in dem fürstlich Liechtenstein'schen Gebiete aufhielt, wurde zwei volle Jahre in einem und demselben Reviere gespürt, war zwar manchmal zwei bis drei Wochen abwesend, kam dann aber zurück und verschwand wiederum für geraume Zeit. Von anderen Luchsen hat man dasselbe beobachtet, so daß es oft wochen- und monatelanger Verfolgung bedurfte, um das Gebiet von dem unliebsamen Gaste zu säubern.

In der Regel lebt der Luchs nach Art seiner Verwandten ungesellig, da wo er häufiger auftritt, wie in Livland, so vertheilt, daß ein Gebiet von zehntausend Morgen etwa vier oder fünf Stücke beherbergt. Nolcken behauptet geradezu, daß man ihn immer nur einzeln finde, spricht aber

auch ausschließlich von seinen eigenen Wahrnehmungen, während wir durch andere Mittheilungen glaubwürdiger Beobachter wissen, daß unter Umständen auch das Gegentheil der Fall sein kann. So wurden, laut einem Berichte der Jagdzeitung, im Jahre 1862 in Galizien vier Luchse hinter einander erlegt, am ersten Tage die beiden Alten, am zweiten deren zwei Junge, und ebenso sah ein Jäger in Galizien bei einem Treiben drei Luchse an sich vorübergehen. Auch Frauenfeld spürte einmal die Fährten von vier Luchsen ab, welche gemeinschaftlich zur Jagd ausgezogen waren. Indessen mögen solche Fälle immerhin zu den Seltenheiten gehören und Nolckens Angaben als die Regel gelten.

An Begabung leiblicher und geistiger Art scheint der Luchs hinter keiner einzigen anderen Katze zurückzustehen. Der trotz der hohen Läufe ungemein kräftige Leib und die ausgezeichneten Sinne kennzeichnen ihn als einen in jeder Hinsicht trefflich ausgerüsteten Räuber. Er geht sehr ausdauernd, so lange es die Noth nicht fordert, nur im Schritt oder im Katzentrabe, niemals satzweise, springt, wenn es sein muß, ganz ausgezeichnet in wahrhaft erstaunlichen Sätzen dahin, klettert ziemlich gut und scheint auch mit Leichtigkeit Gewässer durchschwimmen zu können. Unter seinen Sinnen steht unzweifelhaft das Gehör obenan, und der Pinsel auf seinen Ohren darf demnach als eine wohlberechtigte Zierde gelten. Kaum weniger vorzüglich mag das Gesicht sein, wenn auch die neuzeitlichen Beobachter keine unmittelbaren Belege für die Entstehung der alten Sage gegeben haben. Der Geruchsinn aber ist, wie bei allen Katzen, entschieden schwach; der Luchs vermag wenigstens nicht auf größere Entfernungen hin zu wittern und sicherlich nicht durch seinen Geruch irgend ein Wild auszukundschaften. Daß er Geschmack besitzt, beweist er durch seine Leckerhaftigkeit zur Genüge, und was Tastsinn und Empfindungsvermögen anlangt, so bekunden Gefangene deutlich genug, daß sie hierin den Verwandten nicht nachstehen. Als Tastsinn offenbart sich sein feines Gefühl bei jeder Bewegung, und jedenfalls auch beim Aufspüren und Aufnehmen einer bereits erkundeten und getödteten Beute. Wie allen Katzen sind ihm die Schnurrhaare im Gesichte geradezu unentbehrlich; mit ihnen muß er alles betasten, mit dem er sich näher befassen will. Die geistigen Eigenschaften unseres Raubthieres sind niemals unterschätzt worden: „Ist sunst ein röubig thier gleich dem Wolff, doch vil listiger“, sagt der alte Geßner und scheint vollständig Recht zu haben, da auch alle neueren Beobachter, welche mit dem Luchse verkehrten, ihn als ein außerordentlich vorsichtiges, überlegendes und listiges Thier schildern, welches niemals seine Geistesgegenwart verliert und in jeder Lage noch bestmöglichst seinen Vortheil wahrzunehmen sucht und wahrzunehmen weiß. Macht sich dies schon bei dem freilebenden Luchse bemerklich, so tritt es, wie wir später kennen lernen werden, bei gefangenen nur um so schärfer hervor, so daß wir jedenfalls berechtigt sind, ihn den klügsten Katzen beizuzählen.

Frühere Beobachter vergleichen die Stimme des Luchses mit dem Geheule eines Hundes, bezeichnen sie damit aber sehr unrichtig. Ich habe nur Gefangene schreien hören und muß sagen, daß die Stimme sehr schwer beschrieben werden kann. Sie ist laut, kreischend, hochtönig, der verliebter Katzen entfernt ähnlich. Oskar von Loewis, welcher die Güte gehabt hat, mir verschiedene Mittheilungen zu Gunsten der Bearbeitung der zweiten Auflage des Thierlebens zu machen, kann genaueres mittheilen. „Ich habe nicht nur“, sagt er, „meine gezähmte Luchskatze, sondern auch wilde Luchse zur Nachtzeit in einsamen Wäldern schreien zu hören vielfach Gelegenheit gehabt. Aber niemals erlaubte die Stimme des Luchses auch nur eine entfernte Aehnlichkeit mit der des Hundes herauszufinden. Sein Geschrei ist vielmehr ein plärrend und brüllend hervorgestoßener Ton, welcher hoch und fein anhebt und dumpf und tief endet, im Klange eher dem Gebrülle des Bären gleichend. Ursachen des Geschreies waren bei meinem gezähmten und frei umherlaufenden Luchse Hunger und Langeweile. Das Knurren und Fauchen bei hochgekrümmtem Rücken war stets ein Zeichen der Wuth, der kampfbereiten Vertheidigung. Ein leises, feines, katzenartiges, unendlich sehnsüchtiges Miauen ließ meine Luchskatze bei lüsternem, mordlustigem Beobachten der Tauben und Hühner oder bei schmiegsamem Anschleichen zum Wilde hören. Das anhaltende

Spinnen und Schnurren während Wohlbefindens, beziehentlich Streichelns mit der Hand, war ganz katzenartig, nur gröber, derber als das der Hauskatze."

Der Luchs ist, laut Nolcken, ein durchaus nächtliches Raubthier, versteckt sich mit Tagesanbruch und liegt, wenn er nicht gestört wird, bis zur Dunkelheit, wodurch er vom Wolfe, welcher meist schon gegen Mittag wieder zu wandern beginnt, wesentlich sich unterscheidet. Zu seinem Lagerplatze wählt er eine Felsenkluft oder ein Dickicht, unter Umständen vielleicht auch eine größere Höhlung, selbst einen Fuchs- oder Dachsbau. Wenn er sich decken oder lagern will, geht er gern auf irgend einem Wege in die Nähe der Dickung, welche er ausgewählt hat und setzt in mehreren weiten Sprüngen in das Gehölz. Geht der Weg hart an einem Dickichte vorbei, so wirft er sich manchmal so weit in dieses hinein, daß man die Spur von außen gar nicht sieht. Immer und unfehlbar wählt er die allerdichtesten Schonungen, junges Nadeldickicht und dergleichen, ohne sich dabei im übrigen viel um etwa stattfindenden Verkehr zu kümmern. Falls es gestattet ist, von dem Betragen des gefangenen Luchses auf das des freilebenden zu schließen, darf man annehmen, daß er den Tag über möglichst auf einer und derselben Stelle liegen bleibt. Er gibt sich einem Halbschlummer hin, nach Art unserer Hauskatze, welche in gleicher Weise halbe Stunden zu verträumen pflegt, aber doch auf alles achtet, was um sie her vorgeht. Seine feinen Sinne schützen ihn auch während solcher Träumerei vor etwaigen Ueberraschungen. Ich habe mich an dem Gefangenen, welchen ich pflegte, wiederholt überzeugt, daß gerade der Sinn des Gehöres auch dann in voller Thätigkeit war, wenn der Luchs im tiefsten Schlafe zu liegen schien. Das leiseste Rascheln verursachte bei ihm ein Drehen und Wenden nach der verdächtigen Gegend, und die geschlossenen Augen öffneten sich augenblicklich, wenn das Geräusch stärker wurde. Am tiefsten scheint er in den Früh- und Mittagsstunden zu schlafen; nachmittags reckt er sich gern, wenn ihm dies möglich ist, im Strahle der Sonne, legt sich dabei auch, falls er es haben kann, stundenlang auf den Rücken wie ein fauler Hund. Bei eintretender Dämmerung wird er munter und lebendig. Während des Tages schien er zur Bildsäule erstarrt zu sein, mit Einbruch des Abends bekommt er Leben und Bewegung, erst in der Nacht aber macht er sich zur Jagd auf, bleibt jedoch, laut Nolcken, häufig stehen, um zu sichern, wie eine Katze, wenn sie über einen freien Platz will, welcher ihr unsicher erscheint. Soviel als möglich hält er dabei seinen Wechsel ein. Im Winter scheint er dies, nach den Angaben Frauenfelds, Nolckens und Radde's, regelmäßig und zwar in der Weise zu thun, daß er stets auf das genaueste in seine Spur wieder eintritt. Ein Verwechseln seiner Fährte mit der eines anderen Thieres kann wohl nur dem Unkundigsten geschehen; denn die Spur ist, nach Nolcken, sehr groß, im Einklange mit den unverhältnismäßig starken Pranken größer als die eines starken Wolfes, auffallend rund und, weil der Abdruck der Nägel fehlt, vorn stumpf, der Schritt verhältnismäßig kurz. So bildet die Spur eine Perlenschnur, welche Jeder, der sie nur einmal gesehen, leicht wieder erkennen muß. Beim Wechseln nun tritt der Luchs auf dem Hin- und Rückwege in die Spur ein, ja es thun dies in der Regel mehrere, welche gemeinschaftlich zur Jagd ausgehen. Frauenfeld, welcher, wie bemerkt, einmal vier Luchse spürte, sagt hierüber Folgendes: „Bei der ersten Entdeckung der Spur dieser Thiere waren nur zwei Fährten sichtbar, sodaß wir anfangs auch bloß zwei Luchse beisammen vermutheten, ja später zeigte sich gar nur eine einzige Spur, in der sie alle vier einer in des anderen Fußstapfen traten. Auf einer Wiese im Walde, wo sie nach Raub ausgespäht zu haben schienen, ehe sie auf dieselbe heraustraten, zeigte sich die Spur von dreien, und erst auf einer lichten Stelle im Walde, wo sie ein Reh überraschten, fanden wir, natürlich mit immer größerem Erstaunen, daß ihrer vier beisammen waren; denn erst dort hatten sie sich alle getrennt, und der eine, unzweifelhaft der vorderste, hatte dieses Reh in zwei gewaltigen Sprüngen erreicht. Unmittelbar nach dem übrigens verunglückten Jagdversuche waren die Luchse mit schwach geschränkten Schritten wieder ruhig und nach einer kurzen Strecke abermals in einer einzigen Spur fortgezogen". Bei weiterem Abspüren am nächsten Tage fand Frauenfeld, daß die vier Luchse nicht nur ganz denselben Weg, sondern auch, wenige schwierige Stellen

abgerechnet, in der nämlichen Fährte zurückgekehrt waren, welche sie auf dem Herwege gebildet hatten, „sodaß, nachdem sie alle vier hin und zurück, also achtmal, die Stelle berührt hatten, doch auf lange Strecken nur eine einzige Spur sichtbar war. In Bezug auf diese besondere Eigenthümlichkeit erinnere ich mich einer Erzählung, daß in dem Reviere der dortigen Gegend der betreffende Jäger im Winter eine Luchsfährte da antraf, wo mehrere Wildwechsel mit Prügelfallen vorgerichtet waren, und daß diese Spur gerade einer solchen zuführte. Der Luchs lag richtig todt in der Falle. Zu seinem größten Erstaunen aber bemerkte der Jäger, daß die Fährte darüber weg sich noch weiter spürte. Er folgte dieser mit erhöhter Theilnahme und fand, daß in einer nicht weit davon entfernten zweiten Falle noch ein anderer Luchs sich gefangen hatte. Beide waren daher vielleicht vereint, vielleicht unabhängig von einander, so genau einer in des anderen Spur eingetreten, daß der Jäger nicht im entferntesten diese zwei Thiere vermuthet hätte, wenn nicht der Fang beider ihn auf die überraschendste Weise überzeugt hätte".

Die eigenthümliche Gestalt des Luchses läßt jede seiner Bewegungen auffallend, im gewissen Sinne sogar plump erscheinen. Man ist gewöhnt, in der Katze ein niedrig gebautes, langgeschwänztes Säugethier zu sehen und Bewegungen wahrzunehmen, welche den kurzen Läufen entsprechen, d. h. welche gleichmäßig, nicht ungestüm, weich und deshalb wenig bemerklich sind. Beim Luchse ist dies anders. Er tritt scheinbar derb auf und schreitet im Vergleiche zu anderen Katzen merklich weit aus. Fehlt ihm nun aber auch die Anmuth seiner Verwandten, so steht er diesen an Gewandtheit durchaus nicht nach und übertrifft sie, obgleich er keineswegs zu den ausgezeichnetsten Läufern zählt, doch in der Schnelligkeit und Ausdauer seiner Bewegungen. Was er leisten kann, sieht man bei frisch gefallenem Schnee am deutlichsten, da wo er auf eine Beute gesprungen ist. In dem ziemlich ausführlichen Jagdberichte, welcher gelegentlich der Erlegung des letzten Harzer Luchses veröffentlicht wurde, heißt es: „Am merkwürdigsten erschien der in der Nacht auf den 17. März erfolgte Fang eines Hasen, welcher durch die hintere Spur vollkommen deutlich wurde. Der Hase hatte am Rande einer jungen Tannendichtung, welche an eine große Blöße stieß, gesessen. Der Luchs war in dem Dickichte, wahrscheinlich unter Wind, an ihn herangeschlichen; der Hase aber mußte solches noch zu früh bemerkt haben und war möglichst flüchtig über die Blöße dahingerannt. Demungeachtet hatte ihn der Luchs ereilt und zwar durch neun ungeheuere Sprünge von durchschnittlich je dreizehn Fuß Weite. Das Raubthier hatte also sein Wild förmlich gehetzt und diesem, wie aus der Fährte ersichtlich, alles Hackenschlagen, sein gewöhnliches Rettungsmittel, nichts genützt. Man fand nur die Hintertheile des armen Lampe noch vor". Auch Frauenfeld erfuhr aus eigener Anschauung, welch ungeheuere Sprünge der Luchs machen kann. „Ein Hase, auf den die vier erwähnten Luchse stießen, mußte von einem derselben schon weit wahrgenommen worden sein; denn wohl an hundert Schritte sah man keine einzelnen Tritte, sondern war nur eine breite, gezogene Furche sichtbar, welche der vorderste, vielleicht vorausgeeilte, beim tief gedrückten Schleichen im Schnee gebildet haben mochte. Zwischen ihm und dem Hasen war ein mehr als meterhohes Gehege, und noch beiläufig zwölf Schritte von diesem Hage entfernt, wagte er den Sprung darüber hinweg nach dem Hasen, den er jedoch nicht erreichte, da sein Sprung, obwohl gut zwanzig Schritte weit, beinahe eine Klafter zu kurz war." Daß der Luchs mit mehreren Sprüngen ein Wild verfolgt, ist übrigens eine große Ausnahme: bei beiden Raubanfällen, welche Frauenfeld abspürte, war der Räuber seiner Beute nicht weiter gefolgt, sondern unmittelbar nach verunglücktem Sprunge ruhig, als wäre nichts geschehen, weiter gegangen. Auch Nolcken, dem es mehrmals vergönnt war, Stellen zu finden, wo der Luchs geraubt hatte, und von wo aus er auf seine Beute angesprungen war, beobachtete nie, daß jener mehr als drei oder vier weite Sätze gemacht hätte, und bemerkt ausdrücklich, daß der Luchs seine entgangene Beute niemals verfolge. „Sonderbarerweise", fügt unser Gewährsmann noch hinzu, „habe ich noch nie eine Stelle gesehen, wo ihm sein Fang geglückt wäre. Es scheint demnach, als ob auch im Leben des Luchses Jagdunglück nicht ganz selten sei."

Nach den gegebenen Mittheilungen kann man sich von der Jagd des Luchses ein ziemlich richtiges Bild machen. Möglichst gut sich deckend, jeden hierzu dienenden Gegenstand benutzend und alles Geräusch vermeidend, schleicht er, unter Umständen tief gebückt, an sein Wild heran, springt mit einem oder mit mehreren gewaltigen Sätzen auf dasselbe zu, faßt glücklichenfalls die Beute, sich einbeißend, im Genicke, schlägt seine Krallen tief ein, hält sich so fest und beißt nun mit seinen scharfen Zähnen die Schlagadern des Halses durch. Bis das Thier verendet, bleibt er auf ihm sitzen; ja man kennt ein Beispiel, daß ein solcher furchtbarer Reiter wider seinen Willen mit seinem Reitthiere und Schlachtopfer weiter getragen worden ist, als ihm lieb war. Eine norwegische Zeitung berichtete, daß eines Tages eine Herde Ziegen mitten am Tage aus dem benachbarten Walde in höchster Eile nach dem Gute zugelaufen kamen. Ein Thier der Herde trug auf seinem Rücken einen jungen Luchs, welcher seine Klauen so tief und fest in den Hals der Ziege eingeschlagen hatte, daß er nicht wieder loskommen konnte. Die Ziege rannte in der Angst hin und her, bis es den inzwischen hinzugekommenen Söhnen des Gutsbesitzers gelang, das Raubthier zu erschießen, ohne die Ziege zu verletzen.

Als Beutestück scheint dem Luchse jedes Thier zu gelten, welches er irgendwie bewältigen zu können glaubt. Vom kleinsten Säugethiere oder Vogel an bis zum Reh und Elch oder Auerhahn und Trappen hinauf ist schwerlich ein lebendes Wesen vor ihm gesichert. Größeres Wild zieht er kleinerem entschieden vor; mit Mäusefangen z. B. scheint er sich nicht zu befassen: Nolcken wenigstens hat aus seiner einförmigen, geschnürten Spur nie ersehen können, daß er sich mit Mausen abgegeben hätte. Demungeachtet glaube ich, daß auch ein Mäuschen, welches seinen Weg kreuzt, ihm nicht entgeht. Um die Gewandtheit der Luchse zu erproben, habe ich den von mir gepflegten wiederholt lebende Sperlinge, Ratten und Mäuse vorgeworfen, in keinem Falle aber beobachtet, daß eines dieser Thiere rasch genug gewesen wäre, der Klaue des Räubers zu entschlüpfen. Der fliegende Sperling wird mit ebenso großer Sicherheit aus der Luft geholt, wie die im Bewußtsein der Gefahr eiligst dem Käfiggitter zuflüchtende Ratte gefangen. Der Luchs stürzt sich mit einem einzigen Satze auf die Beute und schlägt höchst selten mehr als einmal nach ihr. Gewöhnlich hängt sie nach dem Schlage fest, ist im Nu auch mit den Zähnen gepackt und einige Augenblicke später bereits eine Leiche. Nunmehr beginnt das Spiel mit der Beute nach Katzenart. Die Ratte oder der Vogel wird vergnügt betrachtet, sorgfältig berochen und mit einer Pranke hin- und hergeworfen. Im Verlaufe des Spielens führt der Luchs dabei verschiedene Sprünge und Sätze aus, wie man sie sonst nicht von ihm bemerkt, schnuppert behaglich und wedelt fortwährend mit dem kurzen Schwanzstummel, welcher auch bei ihm seine Gefühle ausdrücken hilft. An das Fressen denkt er erst später, selbst in dem Falle, daß er sehr hungerig ist.

In dem an Hochwild armen, an Niederwild reichen Norden verursacht der Luchs verhältnismäßig wenig Schaden; in gemäßigten Landstrichen dagegen macht er sich dem Jäger wie dem Hirten gleich verhaßt, weil er nicht allein weit mehr erwürgt, als er zur Nahrung braucht, sondern auch von einer Beute nur das Blut aufleckt und die leckersten Bissen frißt, das übrige aber liegen läßt, Wölfen oder Füchsen zur Beute. Hier kehrt er höchst selten zum Luder zurück, während er, laut Nolcken, in dem wildarmen Livland dieses sehr gern annimmt und sogar derartig darauf versessen ist, daß er sich für einige Zeit in der Nähe desselben festlegt und die Jagd so ziemlich an den Nagel zu hängen scheint. Auch dem Viehstande fügt er in Livland wenig Schaden zu, wobei freilich zu berücksichtigen, daß alles Vieh vor Abend hereingetrieben und ihm somit keine Gelegenheit geboten wird, aus zahmen Herden Beute zu gewinnen. Ganz anders macht er in wild- und herdenreichen Gegenden sich bemerklich. In den Schweizer Alpen lauert er, laut Schinz, Dachsen, Murmelthieren, Hasen, Kaninchen und Mäusen auf, schleicht den Rehen in den Waldungen, den Gemsen auf den Alpen nach, berückt Auer-, Birk-, Hasel- und Schneehühner und fällt räuberisch unter die Schaf-, Ziegen- und Kälberherden. Der beste Rehstand wird von einem Luchse, welcher dem rächenden Blei des Jägers geraume Zeit sich zu entziehen weiß, vernichtet, die zahlreichste

Schaf- oder Ziegenherde mehr als gezehntelt. Jener Luchs, welcher vom Förster Wimmer im Liechtenstein'schen Forste bei Rosenbach gefangen wurde, hatte sich hauptsächlich von Rehen und Schneehasen ernährt, aber auch die Gemsen sehr beunruhigt und in einer Nacht einmal sieben Schafe gerissen, sodaß man zuerst nicht auf ihn, sondern auf den Bären Verdacht warf, bis der weidgerechte Jäger an der Art des Risses ihn erkannte. Einmal riß er acht Schafe, ohne das geringste von ihnen zu fressen. Solche Fälle stehen keineswegs vereinzelt da. Nach Bechstein tödtete ein Luchs in einer Nacht dreißig Schafe, nach Schinz ein anderer in geringer Zeit deren dreißig bis vierzig Stück, nach Tschudi ein dritter, welcher im Sommer des Jahres 1814 in den Gebirgen des Sunthales sein Unwesen trieb, mehr als hundertundsechszig Schafe und Ziegen. Kein Wunder daher, daß Jäger und Hirt gleichmäßig bemüht sind, eines Luchses baldmöglichst habhaft zu werden.

Ueber die Fortpflanzung unseres Raubthieres fehlt noch genügende Kunde. Im Januar und Februar sollen die Geschlechter sich zusammenfinden, mehrere Luchskater oft unter lautem Geschrei um die Luchskatze kämpfen und diese zehn Wochen nach der Paarung in einer tief verborgenen Höhle, einem erweiteten Dachs- oder Fuchsbau unter einem überhängenden Felsen, einer passenden Baumwurzel und an ähnlichen versteckten Orten zwei, höchstens drei Junge bringen, welche eine Zeitlang blind liegen, später mit Mäusen und kleinen Vögeln ernährt, sodann von der Alten im Fange unterrichtet und für ihr späteres Räuberleben gebührend vorbereitet werden. So ungefähr steht es in Jagdbüchern und Naturgeschichten; nirgends aber finde ich eine Angabe von einem glaubwürdigen Augenzeugen. Selbst diejenigen Beobachter, welche alljährlich mit dem Luchse zusammenkommen, bekennen ihre Unkunde hinsichtlich der Fortpflanzung. „Obgleich ich", sagt ein Berichterstatter der Jagdzeitung, „in Galizien jedes Jahr mit Luchsen zusammentreffe, obschon in der Gegend, in welcher ich zu jagen pflege, fleißig Aufsicht gehalten wird, ist doch nie daselbst ein Lagernest oder auch nur die Spur eines Ortes, in welchem die Luchskatze wölft, entdeckt worden. Es scheint mir also dieser Umstand den Beweis zu liefern, daß das Fortpflanzungsgeschäft bloß in den undurchdringlichen Karpathenurwäldern vor sich geht, und daß junge Luchse, mit denen der Jäger in den Ausläufern dieses Gebirges zusammentrifft, bloß um Raubausflüge zu unternehmen, sich herauswagen." Gleichlautend spricht sich Nolcken aus: „Ueber die Vermehrung des Luchses ist mir nichts bekannt, da ich noch nie von einem gefundenen Gehecke dieser Thiere gehört habe. Dieses ist um so merkwürdiger, als unser Landmann im Mai und Juni mit Leidenschaft und in Masse dem Aufsuchen von Wolfsgehecken sich hingibt. Die Wälder werden bei dieser Gelegenheit auf das genaueste und häufig mit Erfolg durchstöbert. Ich schenke daher der Meinung, die Luchse erziehen ihre Jungen in alten Fuchs- oder Dachsbauen, allen Glauben, denke jedoch, daß auch so manches Gehecke in den unzugänglichsten Stellen der morastigen Urwälder, wie es deren noch so manche in meiner engeren Heimat gibt, jeder Nachsuche spotten mag". Demungeachtet muß es doch dann und wann gelingen, ein solches Gehecke aufzufinden, da wir jung eingefangene Luchse erhalten und zwar in letzterer Zeit, wenn auch immer ungleich seltener als alle großen Katzen Afrika's, Südasiens und Amerika's, so doch fast alljährlich in einzelnen Stücken.

Gefangene Thiere dieser Art zählen unbedingt zu den anziehendsten aller Katzen. Gelangen sie in den Besitz eines Pflegers, ohne in ihrer Jugend eine sorgfältige Erziehung genossen zu haben, so zeigen sie sich zwar nicht immer von ihrer liebenswürdigsten Seite, verfehlen aber nie, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Ich habe wiederholt Luchse gepflegt und einmal auch die beiden nächstverwandten Arten, unseren und den kanadischen Luchs, zusammengehalten, mehrere andere in verschiedenen Thiergärten beobachtet und kann somit aus eigener Erfahrung sprechen. „Sie erscheinen", so habe ich mich in meinen „Thieren des Waldes" ausgedrückt, „im Vergleiche zu ihren Familiengenossen mürrisch, eigensinnig und faul, liegen, einem in Erz gegossenen Bilde vergleichbar, fast bewegungslos halbe Tage lang auf demselben Aste und beweisen nur durch Zusammenrümpfen der Lippen, durch Bewegen der Lauscher und Lichter und endlich durch Wedeln und Stelzen der Lunte, daß der Geist an der Ruhe des Leibes nicht Theil nimmt, sondern ohne Unterlaß

beschäftigt ist." Jede Handlung führen sie mit würdigem Ernste, verständiger Ueberlegung und eiserner Ruhe aus. Niemals denken sie daran, wie die übrigen Katzen, gierig nach einer Beute zu schauen oder zu springen, fassen vielmehr das ihnen vorgeworfene Fleischstück ruhig und fest ins Auge, nähern sich langsam, greifen blitzschnell zu, wedeln dabei rasch und kräftig mit der stummelhaften Lunte und fressen scheinbar ebenso mäßig und gelassen, wie ein wohlerzogener Mensch, nicht mehr und nicht weniger, als sie bedürfen, dem übrigbleibenden verächtlich den Rücken kehrend. Ganz anders ist ihr Gebaren, wenn sie ein lebendes Thier an sich vorübergehen sehen. Jeder an ihrem Käfige vorüberschleichende Hund, jeder vorüberfliegende Vogel, ja selbst jede dahinhuschende Maus erregt ihre Aufmerksamkeit aufs höchste. Die Augen heften sich augenblicklich auf die durch das feine Gehör erspähte Stelle, von welcher ein leises Rascheln wahrnehmbar war; sie nehmen eine malerische Stellung an und gewähren ein Bild des achtsamen Raubthieres, wie man ein schöneres kaum sich denken kann. Entfernt sich ein großes Beutestück von ihnen, so wird die Ungeduld ihrer Herr, und sie führen dann wie andere gefangene große Katzen die zierlichsten und gewandtesten Sätze aus, drehen und wenden sich in ihrem Käfige mit bewundernswürdiger Schnelligkeit, springen übereinander weg, ohne daß man die geringste Anstrengung bemerkt, nehmen von neuem eine lauernde Stellung an &c. Jetzt sind sie ganz und vollständig bei der Sache und lassen sich durch den Beobachter dicht vor ihrem Käfige nicht im geringsten stören. All ihr Sinnen und Trachten beschäftigt sich ausschließlich mit dem verlockenden Wilde.

Zum Kummer aller Thiergärtner zählen sie nicht zu den Katzenarten, welche sich gut in Gefangenschaft halten, verlangen vielmehr die allersorgfältigste Pflege. Rauhe Witterung ficht sie allerdings wenig an, vorausgesetzt, daß sie einen allzeit trockenen Lagerplatz haben und vor dem Zuge geschützt sind; dagegen stellen sie weit höhere Ansprüche an die Nahrung als andere Katzen ihrer Größe, nehmen nur das beste Fleisch und verlangen einen Wechsel in dem ihnen dargereichten Futter, sollen sie dauernd sich wohl befinden. Auch bei sehr sorgsamer Behandlung erliegen sie oft plötzlichen Krankheiten, von denen man durch ihr verändertes Betragen vielleicht erst wenige Stunden vorher Kunde bekam, und gelten deshalb bei allen erfahrenen Thiergärtnern als höchst empfindliche und hinfällige Thiere. Ganz das Gegentheil scheint der Fall zu sein, wenn dem gefangenen Luchse größere Freiheit gewährt werden kann. Wir verdanken Loewis einen ausgezeichneten, ebenso anziehend geschriebenen als lehrreichen Bericht über eine von ihm gefangen gehaltene Luchskatze. „Namentlich dreierlei", sagt unser Gewährsmann, „ist es, was ich mir als einer Erwähnung werth zu erachten erlaube: zuvörderst, daß der herrschenden Annahme zuwider auch ein katzenartiges Thier wie der Luchs in Bezug auf geistige Befähigung eine hervorragende Stellung unter den Raubsäugethieren einzunehmen berechtigt ist; zweitens, daß die Gesundheit eines gefangenen, an menschliche Behandlung gewöhnten Luchses nicht, wie man allgemein anzunehmen leider so oft gezwungen wurde, immer zart und schwer zu erhalten ist, und endlich, daß es keinen größeren Feind für die Hauskatzen gibt als den Luchs, was vielleicht das Nichtvorkommen des Luchses und der Wildkatze in gleichen Jagdgebieten und Bezirken erklärlich machen dürfte.

„Wenige Monate genügten, meinem jungen Luchse seinen Namen Lucy genau unterscheiden zu lehren. Unter vielen Hundenamen, welche auf der Jagd von mir genannt wurden, fand er den seinen stets heraus und leistete mit musterhaftem Gehorsame dem Aufrufe Folge. Seine Abrichtung war ohne alle Mühe eine so feine geworden, daß er in der wildesten, leidenschaftlichsten, aber verbotenen Jagd nach Hasen, Geflügel oder Schafen inne hielt, falls mein drohender Zuruf ihn erreichte, beschämt sich zu Boden warf und nach Art der Hunde Gnade für Recht erwartete. Die Bedeutung des Flintenschusses für Befriedigung seines Appetits lernte er rasch kennen. War er zu weit fort, um die rufende Stimme zu hören, so genügte das Knallen des Gewehres, ihn in angestrengter Eile herbeizuführen. Besonders wesentlich für Anerkennung seines Denkvermögens war mir auch die Art seiner thatkräftigen Jagd nach Hasen und Tauben, deren Fleisch als Kenner er gar wohl zu würdigen wußte.

„Lucy machte freiwillig, sogar mit Liebhaberei, mir auf dem Fuße folgend, alle Herbstjagden mit. Stand ein armer Hase vor uns auf, oder gelangte sonst ein von der Meute verfolgter in die Nähe, so begann die hitzigste Jagd; und trotz seiner unbeschreiblichen Aufregung bei solcher Gelegenheit behielt er stets so viel Ueberlegung bei, um das Verhältnis seiner Geschwindigkeit und Ausdauer zu der des Hasen, scheinbar wenigstens, zutreffend abzuschätzen. Denn nur, wenn letzterer ihm entschieden überlegen war, folgte er der so oft beschriebenen, den Katzenarten eigenthümlichen, abweichenden Weise des Jagens, welche bekanntlich in nur wenigen, aber gewaltigen Sprungsätzen besteht. Waren aber die Kräfte gleichartig, dann jagte er durch Dick und Dünn, über Zäune und Hecken fort, wie ein Windhund dem Wilde folgend, und das Ergebnis war sodann oftmals ein günstiges. Nachdem er häufig bei mordlustigen Sprüngen nach am Boden sitzenden Tauben leer ausgegangen war, änderte er wohlweislich den Angriffsplan und sprang nicht mehr dem Sitzplatze des beflügelten Zieles zu, sondern fing nunmehr, durch einen tüchtigen Satz in die Höhe sich werfend, mit richtig eintreffender Berechnung die Taube auf ihrem luftigen Fluchtwege mit scharfen Krallen ab.

„Gewöhnlich spricht man den Katzen die Fähigkeit und Eigenthümlichkeit ab, an bestimmte Personen sich zu gewöhnen, von denselben Befehle anzunehmen, ihnen Gehorsam zu zollen. Mit welchem Rechte solches von der Hauskatze gilt, kommt hier nicht in Betracht; daß aber der Luchs dem Menschen gegenüber anders sich verhält, hat der von mir bezeichnete, jung aufgezogene genügend dargethan. Er hörte nur auf meines Bruders oder meine Stimme und bewies Zurückhaltung und Achtung auch nur uns gegenüber. Fuhren wir beide auf einen Tag in die Nachbarschaft, so konnte Niemand Lucy bändigen; dann Wehe jedem unbedachten Huhne, jeder sorglosen Ente oder Gans! Beim Dunkelwerden kletterte er auf das Dach des Wohnhauses, wo er, an einen Schornstein gelehnt, seine Ruhe hielt. Rollte spät abends oder in der Nacht der Wagen vor die Haustreppe, so war das Thier in einigen Sätzen vom Hausdache hinab auf das der Treppe gesprungen; rief ich nun seinen Namen, so schwang sich das anhängliche Geschöpf eilig an den Säulen hinab und flog in weiten Bogensätzen mir an die Brust, seine starken Vorderbeine um meinen Hals schlagend, laut schnurrend, mit dem Kopfe nach Art der Katzen an mich sich stoßend und reibend, und folgte uns sodann in die Stube, um auf dem Sopha, dem Bette oder am Ofen sein Nachtlager aufzuschlagen. Mehrere Male theilte er mit uns das Lager und verursachte einmal seinem Herrn, quer über dessen Hals liegend, beunruhigende Träume und Alpdrücken.

„Einst mußten mein Bruder und ich eine ganze Woche abwesend sein. Der Luchs ward unterdessen menschenscheu, suchte uns laut schreiend mit großer Unruhe und wählte, schon am zweiten Tage auswandernd, einen nahe gelegenen Birkenwald zu seinem Aufenthalte, ohne Nahrung aus der Küche zu erhalten. Nur des Nachts kehrte er noch auf seinen gewohnten Platz am Schornsteine des Hauses zurück. Seine Freude bei unserer nächtlichen Rückkehr nach so langer Trennung kannte keine Grenzen. Wie ein Blitz flog er vom Dache hernieder an meinen Hals, bald meinen Bruder, bald mich mit seinen innigen Liebkosungen fast erdrückend. Von Stunde an kehrte er zu seiner gewohnten Lebensweise zurück und gab abends wieder, hinter dem Rücken meiner uns vorlesenden Mutter, auf dem Sopha lang ausgestreckt, gemüthlich schnurrend, gähnend oder tüchtig schnarchend, allen Gästen ein seltenes, äußerst fesselndes Schauspiel ab.

„Sein Ehr- und Schamgefühl war ebenfalls nicht unbedeutend entwickelt. Aus den Fenstern des Gutsgebäudes beobachtete ich eine eigenthümliche, das Gesagte darthuende Scene. Der große Teich war im November mit einer Eisdecke belegt, nur in der Mitte war für die Gänseherde ein Loch ausgehauen worden und von der schnatternden Schar dicht besetzt. Mein Luchs erblickte dies mit lüsternen Augen. Platt auf die Eisdecke gedrückt, schiebt er sich nur rutschend weiter heran, mit seinem Schwänzchen vor Begierde hastig hin- und herwedelnd. Die wachsamen Nachkommen der Kapitolserretter werden unruhig und recken die Hälse bei der drohend nahenden Gefahr. Jetzt duckt sich unser Jagdliebhaber, und wie ein Schleudergeschoß fliegt mit gespreizten Pranken

im Bogen mitten in die erschreckte Sippe der grimme Feind, nicht ahnend, auf welch trügerischem Elemente die heißersehnte Beute ruht. Statt mit jeder Tatze eine Gans zu erfassen, klatscht der Luchs ins kühle Naß; denn alles Federvieh war rasch zum Loche hinausgesprungen oder geschwind untergetaucht. Jetzt gab ich die auf dem spiegelhellen Eise verwirrten Gänse als verloren auf; aber statt nun leicht Herr über die armen Vögel zu werden, schlich triefend, mit gesenktem Kopfe, Scham in jeder Bewegung zeigend, nicht rechts und links schauend, mitten durch die Wehrlosen der Luchs sich fort und verbarg sich auf viele Stunden an einem einsamen Platze. Hunger, Jagdlust und angeborene Blutgier konnten die Beschämung über den verfehlten Angriff nicht unterdrücken.

„Bei der diesem Luchse stets gewährten freien Bewegung war er immer munter, ausdauernd und zum Spielen aufgelegt. Durchaus Feinschmecker, nahm er gern nur frisches Schlachtfleisch, Wildpret und Geflügel entgegen. Ob auch unregelmäßig genug gefüttert wurde, da auf dem Lande frisches Fleisch zuweilen mangelt, und er nach Tagen, deren Ordnung oft Hunger und Prügel für lose Streiche war, nicht immer Leckerbissen erhielt, so war seine Gesundheit dennoch dermaßen in gutem Stande, daß, als er einst im Winter stark gesalzenes, gebratenes Schweinefleisch reichlich genossen, die Nacht darauf bei 10 bis 12 Grad Kälte auf dem Dache geschlafen und dadurch einen sehr heftigen, bei gefangenen Wildthieren sonst tödtlich wirkenden Darmkatarrh sich zugezogen hatte, er ohne alle Arzneien in kurzer Zeit wieder hergestellt war, ohne später je Folgen dieser gefährlichen Krankheitserscheinung zu verspüren.

„Der eigenthümlichste Zug an Lucy war der glühende Haß gegen die verwandte Hauskatze. Bis Wintersanfang waren alle Katzen auf dem Panten'schen Gehöfte ausgerottet. Mit gräßlicher Wuth wurden sie zerfleischt. Eine einzige, sehr beliebte Katze blieb, von den Hofleuten in der Gesindeherberge sorgfältig geschützt, längere Zeit unversehrt. Der Luchs durfte nie dorthin, und die Katze wurde nie herausgelassen. Eines Tages bemerkte ich Lucy unweit des Hauses auf einem großen Haufen von Findlingsblöcken zusammengekauert liegen. Kein Rufen, kein Locken konnte das sonst so gehorsame, gern gesellige Thier entfernen. Mit einer Geduld und Ausdauer, welche man an dem stets unruhigen, beweglichen Geschöpfe sonst nicht wahrgenommen, verharrte dasselbe auf seinem Posten. Schon fürchtete ich ein Unwohlsein, da auch ein schwacher, sonst sehr gemiedener Regen den Luchs nicht zur Veränderung seiner Stellung brachte, und legte mich auf das Beobachten, als er plötzlich nach stundenlangem Lauern wie ein Blitz herniederfuhr. Ich hörte ein entsetzliches Geschrei, und hinzu eilend, fand ich die letzte der verhaßten Katzen zerrissen, unter des Luchses furchtbaren Krallen zuckend. Ob er den Feind unter den Steinen gewittert oder denselben hatte hineinkriechen sehen, konnte ich leider nicht in Erfahrung bringen. Nur einmal wagte ich es, Lucy zu einem Besuche auf ein benachbartes Gut mitzunehmen. Wir waren kaum eine Stunde dort, so meldete schon der Diener, daß die weißbunte Katze soeben vom Luchse erwürgt worden sei. Auch auf Bauernhöfen war immer sein erstes Geschäft das Aufsuchen und Tödten der Katzen, welche instinktiv einen ärgeren Abscheu und größere Furcht vor ihm als vor dem bissigsten Jagdhunde zeigten, dem sie niemals ohne heftige Gegenwehr unterlagen, während der Luchs mit allerdings größerer Gewandtheit widerstandslos ohne Unterschied des Geschlechtes und der Größe alle Katzen augenblicklich zerriß.

„Nachdem ich diesen Luchs dem damaligen Bürgermeister zu Walk, einem großen Thierfreunde, geschenkt hatte, konnte ich ihn nicht mehr selbst beobachten; doch brachte ich noch Nachstehendes in Erfahrung. Unsere Luchsin begehrte während des vierjährigen Aufenthaltes in der Stadt kein einziges Mal. Die Ranzzeit ging in der Gefangenschaft scheinbar spurlos an ihr vorüber. Wildheit oder Bosheit traten niemals hervor. Durch den sehr hohen Preis verlockt, hatte der Bürgermeister, welcher leider auch Kaufmann war, unbegreiflicher Weise das schöne Thier schließlich an eine durchziehende Thierbude unter der Bedingung verkauft, es einige Wochen später zur Empfangnahme nachzuschicken. In den Holzkäfig gesetzt, erhielt der arme Luchs auf dem schnee-

überfüllten löcherreichen Wege einige durch Rütteln verursachte, scheinbar unbedeutende Stöße, infolge deren er noch vor Erreichung des Reisezieles mit Tode abging."

Nicht allein des großen Schadens halber, welchen der Luchs in wohlgepflegten Wildgehegen oder auf herdenreichen Alpen anrichtet, sondern auch um des Vergnügens willen, welches solches Weidwerk jedem zünftigen Jäger bereitet, wird der Luchs aller Orten, wo er vorkommt, eifrigst gejagt. Wenn man in den Schweizeralpen einen Luchs spürt, bietet man, laut Tschudi, alles auf, des gefährlichen Räubers habhaft zu werden; doch finden regelmäßige Luchsjagden bei der Seltenheit des Raubthieres nicht statt, und in der Regel ist es der glückliche Zufall, welcher dem Schützen die Beute liefert. Anders verhält es sich in zugänglicheren, leichter jagdbaren Gegenden, insbesondere im Norden, wo allwinterlich regelmäßig Luchsjagden angestellt werden. Man erbeutet das Raubthier auf viererlei Weise: durch gestellte, gut geköderte Eisen, vermittels der Reize, auf Treibjagden und mit Hülfe der Koppelhunde. Mit dem Stellen von Eisen ist es ein misliches Ding; denn der Luchs streift, so sicher er auch einen passenden Wechsel einhält, im ganzen doch zu weit umher, als daß man auf sicheren Erfolg rechnen könnte, vermeidet auch oft, wie der im fürstlich Liechtenstein'schen Reviere Rosenbach hausende allen Jägern zum Ueberdrusse bewies, Fallen sehr vorsichtig, nimmt sogar den Köder vom Eisen weg, ohne sich zu fangen, bis er es im günstigen Falle endlich doch einmal versieht. Gefangen verfällt er in beispiellose Wuth, ja in förmliche Raserei. „Diejenigen", sagt Kobell, „welche lebende Luchse im Schlageisen getroffen haben, sind oft Zeuge ihrer Wildheit gewesen, besonders wenn das Eisen nur eine Vorderpranke gefaßt hatte. Kam der Jäger dazu, so zog der Luchs, rückwärts kriechend, das Eisen, welches immer mittels einer Kette an einem starken Baume oder einer Latschenwurzel befestigt ist, mit sich, soweit er konnte und richtete, furchtbar grinsend, seine wüthenden Blicke auf den Herannahenden. Glaubte er, den Feind erhaschen zu können, so versuchte er es, wenn er dessen noch fähig, mit einem so gewaltigen Satze, daß es gräulich zu schauen war. Meist hatte er sich die Krallen an einer freien Pranke von der gewaltigen Anstrengung, sich zu befreien, ausgerissen und die Fänge gebrochen. Und dennoch hat der Jäger Maier vom Oberwinkel einige gefangene Luchse lebend aus dem Eisen gelöst und geknebelt im Rucksacke nach Tegernsee getragen. Er führte es in der Art aus, daß er eine gefällte junge Tannenstange über dem Luchse unter die Baumwurzel steckte, welche das Eisen hielt, den Luchs dann damit auf den Boden niederdrückte, und, indem er sich auf die Stange legte, gegen ihn hinrutschte. Dann fing er die Pranken mit starken Schlingen und steckte ihm einen Knebel in den Rachen. Ein so gebändigter Luchs wurde einmal bis München getragen, wo ihn König Maximilian I. besah." Sicherer dürfte die Reize zum Ziele führen, obgleich sie im Norden, laut Nolcken, niemals angewendet wird. Daß aber der Luchs auf den nachgeahmten Ruf eines Rehes, Hasens oder Kaninchens herbeikommt und einem gut verborgenen Jäger zur Beute werden kann, unterliegt, nach dem was von seinem Verwandten, dem Pardelluchs, uns bekannt geworden, keinem Zweifel, wird auch durch Kobell unmittelbar bestätigt; denn dem noch Ausgang der fünfziger Jahre lebenden Jäger Agerer kam im Jahre 1820 auf den Rehruf eine Luchsin mit drei Jungen zum Schuß. Ueber Treibjagden berichtet neuerdings Nolcken in ebenso eingehender wie sachgemäßer Weise. „In den meisten Fällen", sagt er, „ist es leicht, den Luchs zu kreisen; doch hat dies auch manchmal seine Schwierigkeiten. Er schleicht gern auf stark zertretenen Hasenwechseln, wo seine Spur oft nur schwer zu erkennen ist, liebt befahrene Wege zu begehen und wirft sich, wie schon bemerkt, von ihnen aus mit gewaltigen Sprüngen in ein Dickicht hinein, sodaß man seine Spur plötzlich verliert. Beim Treiben selbst hat man ganz anders zu verfahren als beim Fuchstreiben. Nur wenige Thiere lassen sich selbst durch eine geringe Treibwehr leichter treiben als der Fuchs, kein einziges aber schwerer als der Luchs. Dies begründet sich auf das durchaus verschiedene Wesen beider Thiere. Der Luchs ist ein scheues und vorsichtiges Raubthier, besitzt aber in hohem Grade jene Ruhe und jene besonnene Geistesgegenwart, welche allen Katzenarten eigen zu sein scheint. Er meidet den Menschen, fürchtet jedoch keinen Lärm. Daher kommt es, daß er sein

Lager häufig hart an einem viel befahrenen Wege aufschlägt. Man kann daher, wenn man nur vermeidet in die Dickung einzudringen, alle lichten Theile getrost abschneiden, denn man macht ihn durch solche Kleinigkeiten gewiß nicht rege. Aber man muß über eine große Menge Treiber verfügen, sonst nimmt das Versteckenspielen kein Ende, und wen man nicht zu Gesicht bekommt, ist der Luchs. Selbstverständlich hängt dies von der Oertlichkeit ab. Befinden sich Dickungen im Rücken der Schützen, hängen dieselben vollends durch einen mehr oder weniger breiten Streifen, in welchem dann unfehlbar der Wechsel zu suchen ist, mit dem Dickichte des Treibens zusammen, so ist Hoffnung da. Ist letzteres dagegen inselartig von lichtem Walde umgeben oder gar von Flächen umschlossen, so ist meist alle Mühe vergebens. Der Luchs läßt die Treibwehr sehr nahe heran, merkt sich die Zwischenräume und bleibt häufig ruhig liegen. Muß er aber heraus, so eilt er durchaus nicht schnurstracks davon, sondern überlegt, horcht, vermeidet den einzelnen Treiber, duckt sich in einen der Zwischenräume und läßt die Treiber vorbei. Man muß daher nach mislungenem Treiben mit bereit gehaltenem Schlitten so rasch als möglich wieder kreisen; denn der Luchs geht am Tage nicht weit und kann gekreiset und getrieben werden, so lange es hell ist. Ein zweiter oder dritter Trieb bietet manchmal mehr Aussicht als der erste, indem der Luchs seine Nothschlupfwinkel leichter verläßt als seine Lagerplätze. Die Schützen müssen besonders aufmerksam sein, wenn die Treibwehr schon beinahe durch ist; denn kommt der Luchs, so erscheint er meist so spät als möglich. Er kommt im Dickichte fast immer im Schritte, katzenartig geschlichen, gewöhnlich unhörbar und schlägt sehr leicht und blitzschnell um. Bemerkt er den Jäger, oder hat er sonst Mistrauen, so springt er so unvermuthet und blitzschnell über den Schußraum, daß man nicht zum Schusse kommt, geht dann aber bald darauf, wenn er den gefährlichen Uebergang bewerkstelligt hat, meist wieder langsamer und minder vorsichtig seines Weges fort. Die Jagd mit dem Koppelhunde ist anziehender und sicherer als die Treibjagd. Der dazu nothwendige Hund muß ein guter, möglichst starker und rascher Hasenhund sein; besitzt er noch dazu die Eigenschaft, dazwischen still zu jagen, so erfüllt er alle zur Luchsjagd nöthigen Bedingungen. Hauptsache ist jedoch die Schnelligkeit; denn mit einem langsamen Schnüffler ist nicht viel zu machen. Ein guter Hund, welcher einige Male den Luchs gejagt hat, wird so fest, daß er sich durch keine Hasenspur mehr stören läßt. Hat man nun einen Luchs gekreist, so besetzt man die muthmaßlichen Wechsel mit Schützen, läßt den Hund an der Leine bis zum Lager führen und dort frei jagen. Es kann sodann der Luchs dem Schützen auf dem Wechsel vor den Lauf kommen, sich irgendwo dem Hunde stellen oder zu Baum gehen, und in beiden letzteren Fällen dem Jäger verhältnismäßig leicht zur Beute werden, da ihn der heisere, wüthende Standlaut des Hundes verräth. Bei strenger Kälte oder wenn der Schnee sehr trocken ist, jagt übrigens der Hund schlecht und verliert häufig die Spur. Doch auch bei günstigen Verhältnissen geht die Jagd nicht immer gleich gut. Der Luchs versteht sich auf Haken, Widergänge und Absprünge, läuft auf den Stämmen halb umgestürzter Bäume dahin, die ganze Länge des Baumes durchmessend und schließlich mit gewaltigem Satze seitwärts in die Büsche sich schlagend, und wendet noch unzählige andere Kunststückchen an, um den Hund zu täuschen. Einem langsamen Rüden gegenüber gelingt ihm dies in den meisten Fällen, auch wenn er selbst nicht eben rasch ausschreitet. Letzteres thut er überhaupt nur, wenn ihm ein rascher Hund auf den Fersen ist und ihn sehr beschäftigt; denn vor einem langsamen beeilt er sich durchaus nicht: ist er sich doch seiner überlegenen Kraft und seiner furchtbaren Waffen wohl bewußt und vermeidet den Hund eigentlich nur des lieben Friedens willen. Bloß vor einem raschen Hunde entschließt er sich in der Regel, die Dickungen zu verlassen. Hört man den Hund Standlaut geben, so beeilt man sich, birscht sich aber vorsichtig an ihn an, um ihn nicht zu verscheuchen, falls er sich auf den Boden gestellt haben sollte. Hat er gebäumt, so fängt man vor allen den Hund ein und schießt erst dann, um den Hund zu verhindern, den vielleicht noch nicht ganz todten Feind anzupacken und sich größerer Gefahr auszusetzen." Nolcken räth, immer nur mit einem Hunde zu jagen, weil dieser allein schwerlich dazu sich entschließen wird, den Luchs anzupacken, eine Meute hingegen das Raubthier angreift und

gewöhnlich empfindlichen Verlust erleidet. Wie einer der Bediensteten des genannten trefflichen Jägers beobachtete, wirft sich der Luchs bei Vertheidigung gegen die Hunde auf den Rücken und gebraucht dann alle vier Pranken mit staunenswerther Sicherheit und oft verhängnisvollem Erfolge.

Wie wenig der Luchs aus dem Jagdlärmen sich macht, geht aus einem Geschehnis hervor, dessen Wahrheit Nolcken verbürgt. „Der Höllenlärm der Treiber war bereits ganz nahe zu hören, als ein Luchs erschien. Noch war er etwas zu weit entfernt von den Schützen, um eine Ladung zu erhalten, als ein weißer Hase, gleichfalls durch die Treiber gehoben, schräg zwischen ihm und den Schützen hindurch rutschte. Unbeirrt durch all den Lärm konnte der Luchs nicht sich enthalten, auf denselben zu fahnden und that seine gewohnten drei bis vier Sätze. Er bekam den Hasen zwar nicht, wohl aber eine wohlgezielte Postenladung, wie er es auch verdiente."

In der Regel vermeidet der Luchs es ängstlich, mit dem Menschen näher sich einzulassen; verwundet oder in die Enge getrieben aber greift er denselben tapfer oder verzweiflungsvoll an und wird dann zu einem keineswegs zu verachtenden Gegner. „Es war in den letzten Tagen des Februar", schildert der Schwede Aberg, „als ich eine Luchsspur fand. Da die Gegend stark von Wölfen besucht wurde, so hatte ich dem Hunde das Stachelkleid angelegt. Nach einer Jagd von zwei bis drei Stunden wurde der Luchs endlich müde und stellte sich unweit einer Birke, wo der Hund Standlaut gab, bis ich hinzukommen und schießen konnte. Wohl mochte indeß die Entfernung zu groß sein; denn der Schuß hatte nicht gleich die entscheidende Wirkung, und mit dem anderen Laufe zu schießen war unmöglich, indem der Luchs mit einem Satze auf den Hund sich warf. Nun entstand ein heftiger Kampf, welchen ich durch meine Dazwischenkunft abzubrechen suchte. Dies gelang auch insofern, als der Luchs zwar den Hund losließ, dafür aber mit seinen Klauen auf der Stelle in eine meiner Lenden sich vergriff. Da ich die Klauen sehr scharf und unbehaglich fand, machte ich einen kräftigen Versuch, mich dem Luchse zu entreißen, was aber nicht besser gelang, als daß ich mit dem Gesichte in den Schnee fiel. Dabei bekam ich das Thier, welches seinen Fang nicht fahren lassen wollte, auf mich; der Hund aber, welcher sich frei und ledig fand, befreite mich von dem ungebetenen Gaste und setzte den Kampf so lange fort, bis der Luchs endlich die Segel streichen mußte. Der Hund ist übel zugerichtet, und hätte ihm nicht das Stachelkleid Leib und Hals geschützt, so würde er den Kampf gewiß nicht überlebt haben." Eine andere Geschichte ähnlicher Art erzählt die Jagdzeitung. Ein Hirt in Galizien wurde durch den Angstschrei seines Viehes aufmerksam gemacht und sah, daß ein ihm unbekanntes Raubthier in die Herde gerathen und aus deren Mitte ein Schaf sich ausgesucht hatte. Nur mit einem Knittel bewaffnet, stürzte er auf den Räuber los, wähnend, es sei ein feiger Wolf, wie er solchem schon oft den Schädel mit dem Knüppel gestreichelt. Diesmal aber gings nicht so. Als das Raubthier den Hirten herankommen sah, ließ es rasch das Schaf zur Erde fallen, nahm den Mann mit einigen Sätzen an und umfaßte ihn so unsanft mit den Vorderkrallen beim Oberleibe, daß der Hirt, welcher seinen Irrthum hinsichtlich des Wolfes erkannt hatte, laut um Hülfe zu rufen begann. Einige in der Nähe beschäftigte Arbeiter eilten herbei und fanden Hirt und Luchs noch immer in der früheren Stellung. Sie hieben sofort mit Knüppeln auf den Räuber los, bis dieser endlich von seinem Opfer sich trennte und halb todt zu Boden sank, wo ihm einige Dutzend Hiebe den Garaus machten."

Um den letzten Luchs, welcher in Deutschland erlegt wurde, nicht der Vergessenheit anheimfallen zu lassen, will ich seine Jagdgeschichte hier folgen lassen, so wie sie mir der glückliche Jäger, Förster Marx aus Wiesensteig in Würtemberg, mitgetheilt hat. „Der Winter von 1845 auf 1846 war gelinde und schneearm; dennoch hauste zur Zeit in den würtembergischen Wäldern ein Wolf, welcher unter dem Namen „Abd el Kader" bei den Forstleuten wohl bekannt war, eifrig verfolgt und endlich auch erlegt wurde. Mitte Januars hörte man wenig von ihm, aber gerade in dieser Zeit fand ich im Staatswalde Pfannenhalde unweit Reißenstein eine Stelle, wo ein Reh zerrissen worden war. Die großen Fetzen, welche von der Haut dalagen, ließen mich alsbald auf ein

größeres Raubthier schließen. Natürlich hatte ich den Wolf in Verdacht und verdoppelte nun meine Aufmerksamkeit. Da es aber keinen Schnee gab, konnte ich nur an der steten Flüchtigkeit der Rehe beobachten, daß es im Reviere nicht sauber sei, vermochte jedoch nicht, etwas verdächtiges zu bemerken. In der Nacht vom 11. zum 12. Februar 1846 fiel endlich ein neuer Schnee, und ich stellte alsbald meine Untersuchungen an. Am 13. Februar fand ich eine verdächtige Fährte; das Raubthier hatte auf einer lichten Stelle ein Reh geraubt und es an dem nahgelegenen Bergabhange gegen die Ruine Reißenstein hingeschleppt. Das Reh hatte auf einer holzlosen Stelle Heide geäßt und war von seinem Mörder beschlichen worden. Derselbe hatte sich durch einen Buchenbusch verdeckt und von diesem aus, wie sich im Schnee deutlich zeigte, einen Satz von etwa fünf Meter Weite gemacht. Das Reh hatte zu entrinnen versucht, war aber durch einen zweiten Satz erreicht worden. Das Raubthier hatte es dann getödtet und weiter geschleppt.

„Die Fährte war mir räthselhaft, zumal ich an dem Gange wohl erkannte, daß sie nicht von einem Wolfe herrühre. In der Nacht vom 14. auf den 15. Februar fiel Thauwetter mit Sturm ein, und der wenige Schnee war denn auch bald geschmolzen. Ich machte mich aber mit Anbruch des Morgens in Begleitung zweier Waldschützen schon vor Tagesanbruch auf den Weg, um zu kreisen. Lange Zeit spürten wir vergebens; nachmittags aber konnten wir sagen, daß das fremde Thier in der Bergwand von der Neidlinger-Reißensteiner Steige an bis zum sogenannten Pfarrensteig liege. Es war zweimal aus den Bergabhängen auf die Ebene und dreimal auf den Berg hinauf zu spüren; doch entdeckten wir die Fährte, welche infolge des Sturmes verweht und theilweise schon ganz verwischt war, nur nach sehr langem Suchen. Es war ein Stück schwerer Weidmannsarbeit.

„Ich schickte nun nach Neidlingen nach Schützen; diese aber antworteten mir, sie würden nicht mit gehen, außer wenn man den Wolf frisch spüre, nur dann wollten sie kommen. Ich wußte gewiß, daß das Raubthier in der fraglichen Bergwand steckte, allein es war schon nachmittags drei Uhr, und so blieb mir nichts weiter übrig, als den Verwalter von Reißenstein um einen Knecht zu bitten, welchen ich als Treiber verwandte. Derselbe wurde unterrichtet, möglichst still an den Felsen hinzugehen; ich aber stellte mich mit meinen zwei Waldschützen vor. Der erste Trieb blieb erfolglos; im zweiten jedoch und zwar ganz in der Nähe der Ruine Reißenstein kam mir das Raubthier auf der nordöstlichen Ecke der Ruine zu Gesicht. Es schlich sich so nahe an dem Felsen hin, daß ich es nur einen Augenblick sehen konnte, und zwar bloß am Hindertheile, doch war mir dies genug, zu erkennen, daß es kein Wolf sei; denn für einen solchen war die Ruthe viel zu kurz. Gleichwohl wußte ich noch immer nicht, welchen Gegner ich vor mir habe. Ich stand auf einem Felsen und hatte eine ziemlich weite Umschau; allein das Thier mochte mich wohl auch gesehen haben, denn es fiel plötzlich in eine große Flucht; doch bekam ich weiter bergabwärts Gelegenheit, in dem Augenblicke, als es wieder einmal auf den Boden sprang, zweimal zu feuern. Es stürzte in die vorhandenen Büsche und verendete dort nach wenigen Schritten. Jetzt erkannte ich freilich, mit welchem Feinde meiner Schutzbefohlenen ich es zu thun gehabt hatte. Es war ein starker männlicher Luchs von der Größe eines mittleren Hühnerhundes und sehr schöner Färbung, prachtvoll getigert an den Vorderläufen, dem Gebisse nach höchstens vier bis fünf Jahre alt; sein Gewicht betrug achtundvierzig Pfund. Mein Schuß war ihm durchs Herz gegangen.

„Erst später konnte ich im Schnee noch ausspüren, daß der Luchs auf der nordwestlichen Ecke der Ruine in einer kleinen Felsenhöhle sein Lager hatte. Dasselbe war vortrefflich gewählt; denn das Thier lag versteckt und ganz trocken."

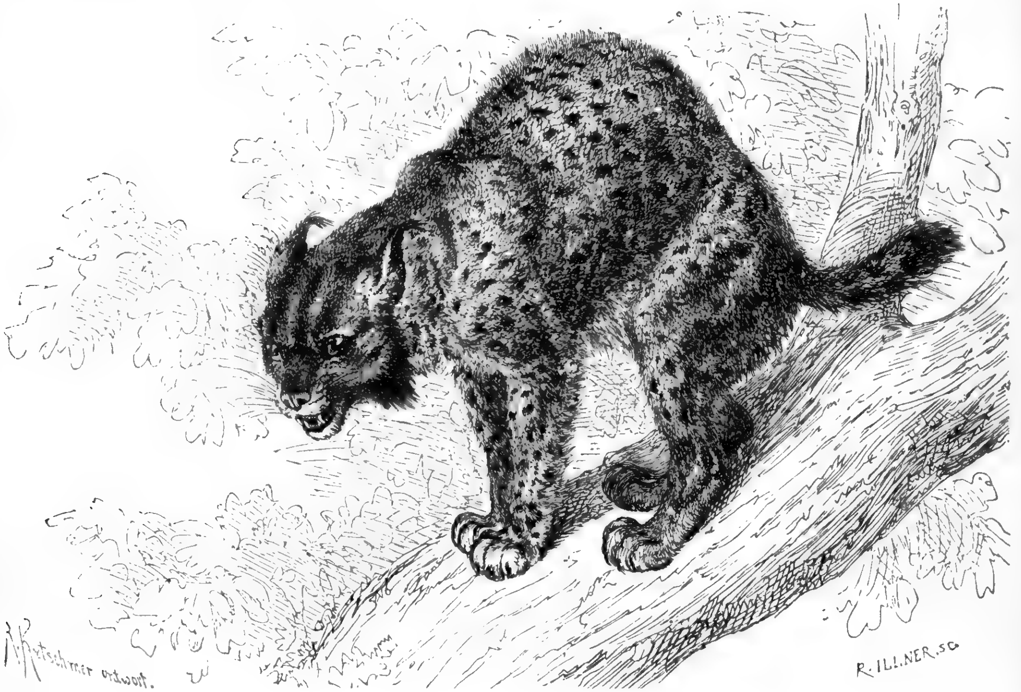
Der Balg des Luchses gehört zu dem schönsten und theuersten Pelzwerke, obwohl die Haare spröde sind und nach längerem Gebrauche springen. Ein Balg kostet 45 bis 60 Mark, und die schönsten, nämlich die, welche aus Sibirien kommen, werden selbst an Ort und Stelle mit 6 bis 16 Rubeln bezahlt, weil die reichen Jakuten sehr gern damit ihr Kleid verzieren. Dabei sind die Häute der Vorderläufe noch nicht einmal mitgerechnet; denn diese werden abgenommen

und mit $4\frac{1}{2}$ bis $3\frac{1}{2}$ Rubel das Paar bezahlt. Ein Fell des Luchses wird dort drei Zobelfellen (ohne Schnauze) oder sechs Wolfs-, zwölf Fuchs- und hundert Eichhornfellen im Werthe gleichgestellt. Die Luchse des östlichen Sibiriens kommen, laut Radde, ausschließlich in den chinesischen Handel und werden von den mongolischen Grenzvölkern besonders begehrt. Man tauschte noch vor etwa zwanzig Jahren bei den Grenzwachen am Onon vorzüglich die hellen Felle vortheilhaft ein und trieb deren Werth bis auf 25 und 30 Rubel Silber oder 60 bis 70 Ziegel Thee. Rothe Luchse sind viel billiger, werden aber immer noch mit 4 bis 7 Rubel Silber bezahlt. Nach Aussage der Dauren kaufen nur die hohen chinesischen Beamten derartige Felle. Lomer gibt an, daß alljährlich aus Sibirien 15,000, aus Rußland und Skandinavien 9000 Luchsfelle in den Handel kommen.

Luchsfleisch galt und gilt überall als schmackhaftes Wildpret. Ende des sechszehnten Jahrhunderts sandte Graf Georg Ernst von Henneberg, laut Landau, zwei von seinen Jägern erlegte Luchskatzen nach Kassel an Landgraf Wilhelm. „Als thun wir Euer Liebden", schreibt er, „dieselbigen wohl verwahrt und in dem Verhoffen, daß sie Euer Liebden nach Gelegenheit dieser noch währenden Winterszeit frisch zugebracht werden können, überschicken. Freundlich bittend, daß Euer Liebden wolle solche für lieb und gut annehmen und deroselben neben Ihrer Gemahlin und junger Herrschaft in Fröhlichkeit und guter Gesundheit genießen und wohlschmecken lassen." Kobell, dessen Wildanger ich diese Angabe entnehme, bemerkt auch, daß noch zur Fürstenversammlung zu Wien im Jahre 1814 öfters Luchsbraten auf die Tafel der Herrscher gebracht wurde, sowie daß im Jahre 1819 Auftrag gegeben wurde, einen Luchs zu fangen, da dessen Wildpret dem König von Bayern als ein Mittel gegen den Schwindel dienen sollte. „Auch in Livland", schreibt mir Oskar von Loewis, „wird das Luchsfleisch von vielen Leuten, nicht nur der arbeitenden Klassen, sondern auch der besseren Stände, gern gegessen und sogar geschätzt. Es ist zart und hellfarbig, dem besten Kalbfleische ähnlich und hat keinen unangenehmen Wildbeigeschmack, läßt sich vielmehr etwa mit dem der Auerhühner vergleichen. Die Amur-Eingeborenen sowohl wie alle zu ihnen kommenden mongolischen und mandschurischen Kaufleute erklären es, laut Radde, für besonders schmackhaft, und auch die Weiber sind von dem Genusse dieses Fleisches nicht ausgeschlossen, wie dies beim Tigerfleische der Fall ist.

Im Süden Europa's wird der Luchs durch einen etwas schwächeren Verwandten, dem Pardelluchs (Lynx pardinus, Felis pardina), vertreten. Ein von meinem Bruder Reinhold, Arzt der Gesandtschaften in Madrid, erlegtes schönes Männchen hat eine Länge von reichlich 1 Meter, wovon 15 Centim. auf den Schwanz kommen. Die Grundfärbung ist ein ziemlich lebhaftes Rothbräunlichfahl; die Zeichnung besteht aus schwarzen Streifen und Fleckenreihen; die einzelnen Haare sehen an der Wurzel grau, in der Mitte rostbräunlich und an der Spitze blaßfahlgelb, die der schwarzen Flecken und Streifen an der Wurzel dunkelgrau, an der Spitze mattschwarz aus. Der untere Theil der Wangen, Kinn und Kehle sind trübweiß, Nasenrücken und Mundseiten lichtgrau, zwei Streifen zwischen Nase und Auge lichtbraun, zwei Flecken vor und über dem Auge gilblichweiß, Stirn und Jochbogengegend fahlgrau, die stark entwickelten Barthaare oben bräunlichgrau, in der Mitte schwarz, unten fahlweiß, die Ohren an der Wurzel und an der Spitze schwarz, in der Mitte weißgrau, im langen Ohrbüschel tiefschwarz gefärbt. Ueber jedem Auge beginnt eine schmale, dunkle, auf der Oberstirn sich verzweigende, bis zum hinteren Ohrrande sich erstreckende Binde, dazwischen finden sich vier Längsbinden, welche gleichlaufend über den Nacken sich herabziehen, und von denen zwei noch über die Schultergegend sich fortsetzen, während die übrigen in Fleckenreihen sich auflösen. Am Seitenhalse tritt jederseits eine neue Binde dazu, sodaß der obere Theil des Halses sieben deutliche Binden trägt. Der seitliche und hintere Leib ist mit Flecken bedeckt, von denen die längs des Rückens verlaufenden sich in die Länge dehnen und theilweise zu Binden verlängern, während die seitlichen rundlich und diejenigen, welche

auf Schenkeln und Schultern sowie auf den Beinen sich finden, klein und fast vollständig rund, die auf den Vorderläufen zu Tüpfeln geworden sind. Der Zehentheil der Vorder- und Hinterläufe zeigt keine Flecken, die Innenseite der Beine Querbinden, die Vorderbrust undeutliche Ringel, die Unterseite wiederum verwischte Flecken. Auf der Oberseite des Schwanzes stehen an der Wurzel kleine Tüpfelflecken, in den letzten zwei Dritteln drei bis vier Halbbinden, welche wie die Spitze schwarze Färbung haben, während der untere Theil des Schwanzes einfarbig, in der Mitte gilblichweiß, seitlich fahlgelb ist. Hinsichtlich der Gesammtfärbung und Zeichnung ähnelt der Pardelluchs dem Serwal mehr als unserem Luchse.



Pardelluchs (Lynx pardinus). 1/8 natürl. Größe.

Bis jetzt hat man das Verbreitungsgebiet des Pardelluchses noch nicht mit vollster Bestimmtheit begrenzen können. Nach den Angaben einiger Beobachter soll es sich über den ganzen Süden Europas erstrecken, also alle drei südlichen Halbinseln in sich begreifen. Besonders häufig tritt unser Thier, der Lince oder „Lobo cerval“ der Spanier, auf der Pyrenäischen Halbinsel auf. „Hier“, schreibt mir mein Bruder, „findet er sich überall, wo es zusammenhängende Waldungen gibt, am liebsten da, wo Rosmarin oder immergrünes Eichengebüsch als Unterwuchs Dickichte bildet, in denen er möglichst ungesehen und ungehört seiner Jagd nachgehen kann. Nach meinen Erfahrungen bewohnt er am häufigsten Estramadura, das Scheidegebirge zwischen Alt- und Neukastilien, also die Sierra de Gata, Benjao, de Francia, Sierra de Guyaga, de Gredos und Guadarrama, deren Fortsetzungen nach Arragonien hin, die südlichen Pyrenäen und deren Ausläufer, Asturien und die baskischen Provinzen, findet sich aber auch in Südspanien, beispielsweise auf der Sierra Nevada und Sierra Morena und kommt selbst in den schwach belebten Bergen Murcias und Valencias einzeln noch vor. Sein Gebiet erstreckt sich bis vor die Thore Madrids und anderer Städte. In der Nähe der Hauptstadt hat er sich in dem königlichen Lustgarten Pardo, einem wohlgepflegten Wildgehege, angesiedelt und dehnt seine Raubzüge gar nicht selten bis in die unmittelbarste Nachbarschaft der Stadt aus. Im Escorial besucht er die Gärten des Klosters, obwohl er

der hohen Mauer wegen nur durch die Wasserabzüge sich einstehlen kann und deshalb in hier gestellten Tellereisen dann und wann gefangen wird.

„Wenn gleich der Pardelluchs im allgemeinen einzeln lebt, so findet man doch zuweilen auf einem kleinen Gebiete mehrere zusammen und zwar, was Beachtung verdient, unter Umständen ein paar ältere mit seinen Jungen, woraus also hervorgehen würde, daß der Vater auch außer der Paarzeit mindestens dann und wann sich zu seiner Familie hält. Bei einer Jagd, welche von uns im Herbste des Jahres 1871 angestellt wurde, erlegten wir fünf Luchse, die beiden Alten und drei Junge.

„In seinem Auftreten scheint der Pardelluchs ein treues Spiegelbild seines nordischen Verwandten zu sein. Wie dieser, weiß er ausgezeichnet sich zu verbergen und bei der geringsten Gefahr so sorgfältig gedeckt fortzustehlen, daß ein ungeübter Beobachter oder Jäger ihn selten oder nicht zu sehen bekommt. Die günstigen Umstände, unter denen er lebt, gestatten es ihm, auch in nächster Nähe des Menschen sein Wesen zu treiben, ohne diesen unmittelbar zur Rache aufzufordern. Seine hauptsächlichste Nahrung besteht nämlich in wilden Kaninchen, an denen Spanien bekanntlich reicher ist als irgend ein anderes Land Europa's, und nur höchst selten gestattet er sich Angriffe auf Hausthiere der verschiedensten Art, sowie man auch nicht darüber klagen hört, daß er dem größeren Wilde merklichen Schaden thäte. So lange er Kaninchen hat, findet er es am bequemsten, diesen nachzugehen und um andere Beute sich nicht zu kümmern. Hat er ein Gebiet ausgeraubt, so begibt er sich in ein anderes, wie daraus hervorgeht, daß er regelmäßig da sich einzustellen pflegt, wo man Kaninchen hegt und auch bald dort einfindet, wo man diese Thiere aussetzt, um ein Revier mit ihnen zu bevölkern.

„Anfangs März wirft die Pardelluchsin drei bis vier Junge, gewöhnlich in einer schwer zugänglichen, tiefen Felsspalte. Wird dieses Lager von einem Menschen entdeckt oder auch nur die Nähe desselben beunruhigt, so trägt die Mutter die Jungen nach einem anderen verborgenen Orte. Jäger, welche junge Luchse aufgefunden, aber aus Furcht, mit der Alten in Berührung zu kommen, sich nicht getraut hatten, sie sogleich mitzunehmen, und später in Gemeinschaft anderer Schützen nach dem Platze zurückkehrten, fanden, wie sie mir selbst erzählten, das Nest leer. Die selbständig und raubfähig gewordenen Jungen bleiben jedenfalls bis zum nächsten Herbste in Gemeinschaft der Mutter und trennen sich von ihr wahrscheinlich erst bei der nächsten Ranzzeit.

„Die meisten Pardelluchse werden auf Treibjagden geschossen, einzelne auch gelegentlich der Jagd auf Kaninchen, andere, und zwar meist mit sehr gutem Erfolge, indem man sie reizt. Bei Treibjagden hat der Jäger dem erwarteten Raubthiere seine vollste Aufmerksamkeit zu widmen. Der Luchs erscheint bald, nachdem das Treiben angegangen ist, vor der Schützenlinie, weiß sich aber auch hier noch ausgezeichnet zu verbergen und so zu sagen unter den Augen der Schützen durchzustehlen. Freie Plätze oder breite Wege vermeidet er stets, versucht vielmehr lieber dicht neben dem Jäger vorüberzuschleichen, als auch nur auf Augenblicke frei sich zu zeigen. Sein ausgezeichnetes Gehör unterrichtet ihn jederzeit genau über den Stand des Treibens, weshalb auch ein Schütze, welcher sich nicht vollkommen laut- und bewegungslos verhält, vergeblich auf ihn wartet. Noch unterhaltender als diese Jagd ist es, den Pardelluchs zu reizen. Dies geschieht mittels einer Pfeife, welche den Schrei des Kaninchens täuschend nachahmt. Der Jäger begibt sich in ein Kaninchengehege, in welchem er den Luchs vermuthet, wählt sich hier eine felsige oder dicht mit Büschen bestandene Stelle und nimmt die Zeit wahr, in welcher die Landleute Siesta halten, es also auf weithin möglichst ruhig ist. Hinter Steinen oder im Gebüsche wohl verborgen, läßt er jetzt in Zwischenräumen sein Pfeifchen ertönen, wenn sich ein Luchs in der Nähe befindet, selten vergeblich. Denn schon nach der ersten Reizung erhebt sich das Raubthier von seinem Lager und kommt, Lauscher und Seher in beständiger Bewegung, lautlos herbeigeschlichen, in der Absicht, das vermeintliche Wild zu erbeuten.

„Das Fleisch gilt in ganz Spanien als großer Leckerbissen und zwar keineswegs unter dem gemeinen Volke allein, sondern auch unter Gebildeten, ist von blendend weißer Farbe und soll dem

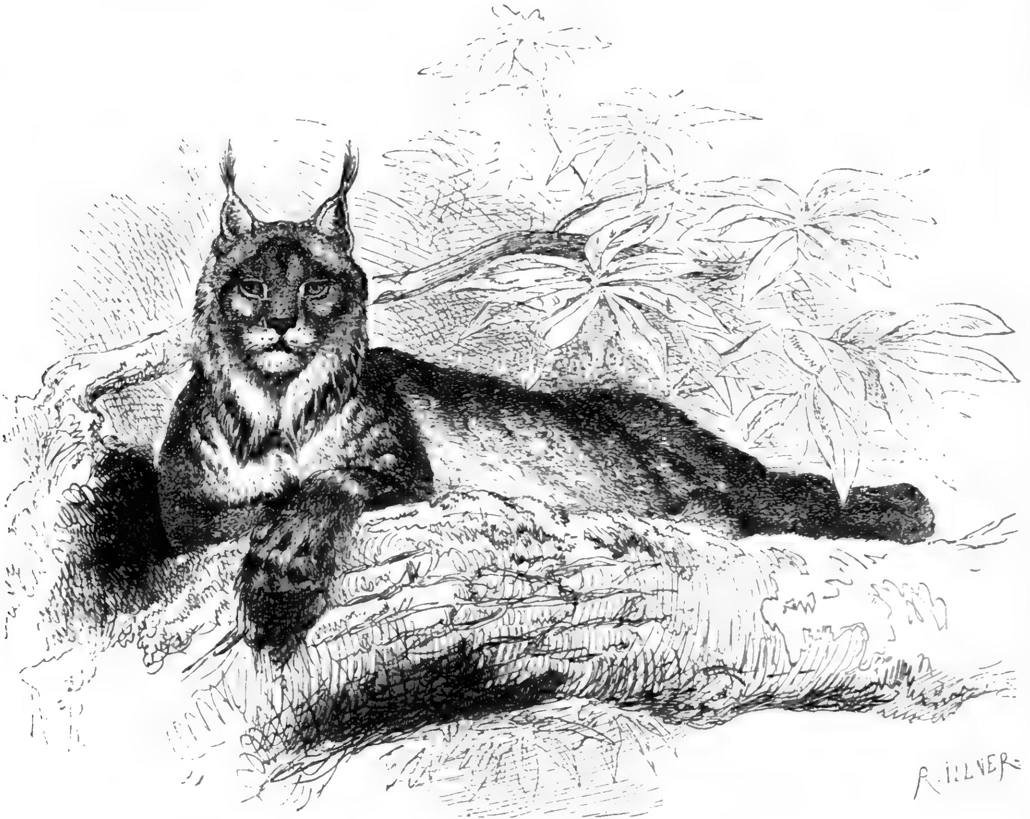
Kalbfleische ähnlich schmecken. Ich habe es nie über mich vermocht, es zu versuchen. Das Fell wird vielfach verwendet und am meisten zu Jacken und Mützen verbraucht, besonders von Stierfechtern und deren Freunden, den Kutschern der Stellwagen, Zigeunern und anderen Leuten, welche sich mit Pferden beschäftigen. Nach Madrid allein kommen jährlich noch immer zwei- bis dreihundert Felle von Pardelluchsen, welche in den benachbarten Gebirgen erlegt wurden."

„In einigen Theilen der Staaten Maine und Neubraunschweig", so erzählt Audubon, „gibt es Landstrecken, welche früher mit großen Bäumen bestanden waren, theilweise aber durch Feuer verheert wurden und einen überaus traurigen Anblick gewähren. Soweit das Auge reicht, trifft es nach jeder Richtung hin auf hohe, geschwärzte, aufrechtstehende Stämme, von denen nur einzelne noch einen oder mehrere ihrer dicken Aeste in die Luft strecken, während die größere Masse des Gezweiges, halb verbrannt und verkohlt, halb verfault und vermodert, den Boden deckt. Zwischen diesen Ueberbleibseln vergangener Tage ist eine neue Pflanzenwelt aufgeschossen; die Natur hat wieder begonnen, das Vernichtete zu ersetzen und auf Strecken hin bereits ein dichtes Unterholz gebildet. Der Mann, welcher solchen Wald betritt, muß seinen Weg mühsam sich bahnen, bald über Stämme klettern, bald unter ihnen wegkriechen oder auf einem der gefallenen dahin gehen, um allen den verschiedenen Hindernissen auszuweichen, welche sich finden. In solchen Wäldern geschieht es, daß der Jäger, dessen Aufmerksamkeit bisher höchstens durch Wildhühner und andere Vögel beansprucht wurde, langsam und unhörbar ein großes Säugethier sich bewegen sieht, welches bestrebt ist, vor dem unwillkommenen Störenfriede sich zu verbergen. Der Kundige erkennt in ihm den Luchs, welcher listig genug ist, vor seinem gefährlichsten Feinde so rasch als möglich sich zurückzuziehen. Ebenso oft mag es vorkommen, daß dasselbe Thier auf einem starken Zweige gelagert und von dichtem Laube verhüllt, den Jäger an sich vorbeigehen läßt, ohne sich zu regen oder überhaupt ein Zeichen von seinem Vorhandensein zu geben. Auge und Ohr scharf auf den Feind gerichtet, nimmt es jede Bewegung desselben wahr, prüft und beurtheilt jede seiner Handlungen, und auch nicht das leiseste Zucken verräth die gespannte Aufmerksamkeit des listigen Geschöpfes."

Die Art der Gruppe, welche der malerische Schriftsteller mit vorstehenden Worten uns vorstellt, ist der **Polarluchs** oder **Pischu** (Lynx canadensis, Felis canadensis, F. und Lynx borealis), eines der wichtigeren Pelzthiere Amerika's, unter den dortigen Luchsen der größte. Ein vollkommen ausgewachsenes Männchen erreicht eine Gesammtlänge von 1,15 Meter, wovon etwa 13 Centim. auf den Schwanz gerechnet werden müssen, bei einer Schulterhöhe von etwa 55 Centim., steht also unserem Luchse etwas nach. Der Pelz ist länger und dicker als bei dem europäischen Verwandten, der Bart wie der Ohrpinsel mehr entwickelt, das einzelne Haar weich und an der Spitze anders gefärbt als am Grunde. Ein bräunliches Silbergrau ist die vorherrschende Färbung, die Fleckenzeichnung macht auf dem Rücken fast gar nicht, an den Seiten nur wenig sich bemerklich. Letztere und die Läufe sind gewellt, jedoch so schwach, daß man die verschiedenen Farben nur in der Nähe wahrnehmen kann; bei einiger Entfernung verschmelzen sie dem Auge zu einem einzigen Farbentone. Auf den Außenseiten der Läufe tritt die bandartige Zeichnung etwas deutlicher hervor, wirkliche Flecken aber zeigen sich nur auf der Innenseite der Vorderläufe in der Gegend der Elnbogen. Die Färbung der Oberseite geht ohne merkliche Abstufung in die der fleckenlosen, schmutzig-, am Bauche dunkelgrauen Unterseite über. Die Nase ist fleischfarbig, die Lippe gelbbraun, der Lippenrand dunkelbraun, das Gesicht lichtgrau, die Stirn etwas dunkler, der Länge nach deutlich gestreift, das Ohr am Grunde graubräunlich, am Rande schwarzbraun, in der Mitte durch einen großen weißen Fleck gezeichnet, auf der Innenseite mit langen gelblichweißen Haaren besetzt, der Bart bis auf einen ziemlich großen schwarzen Fleck, welcher jederseits unterhalb der Kinnlade steht, lichtgrau, der Schwanz auf der Oberseite röthlich- und gelblichweiß gebändert, an der Spitze schwarz, auf der Unterseite gleichfarbig lichtgelb. Das einzelne Haar hat gelblichbraune

Färbung an der Wurzel, hierauf einen dunkleren und sodann einen graugelblichen Ring und entweder schwarze oder graue Spitzen. Von den Schnurrhaaren sind die meisten weiß, einige wenige aber schwarz. Im Sommer spielt die Färbung mehr ins Röthliche, im Winter mehr ins Silberweiße.

Das Verbreitungsgebiet des Polarluchses erstreckt sich über den Norden Amerikas, nach Süden hin bis zu den großen Seen, nach Osten bis hin zu dem Felsengebirge. Waldige Gegenden bilden seine Wohngebiete. Im allgemeinen stimmt seine Lebensweise mit der unseres Luchses überein;



Polarluchs (Lynx canadensis). 1/3 natürl. Größe.

wenigstens vermag ich nicht, aus den mir bekannten Beschreibungen der amerikanischen Forscher etwas herauszufinden, was dem widersprechen sollte. Nach der Schilderung von Richardson ist der Pischu erbärmlich feig und wagt sich nicht einmal an größere Säugethiere, sondern jagt bloß auf Hasen und kleine Nagethiere oder kleine Vögel. Vor dem Menschen und den Hunden flieht er stets; wird er gestellt, so sträubt er im Angriffe, wie alle Katzen, sein Haar, droht und faucht, läßt sich aber doch leicht besiegen, sogar mit einem Stocke erschlagen. Wegen dieser Ungefährlichkeit und Häufigkeit wird er sehr lebhaft gejagt. Audubon, welcher das Thier ausführlicher beschreibt, hält Richardsons Angaben theilweise für irrthümlich. Er schildert auch diesen Luchs als ein starkes, wehrhaftes Thier, welches sich seiner Haut zu wehren weiß. Ein Gefangener, welchen ich pflegte, bestätigt seine Ansicht; mit ihm war durchaus nicht zu scherzen. Ungeachtet aller Bemühungen von meiner Seite hat er nie sich entschließen können, ein freundschaftliches Verhältnis mit mir einzugehen. Er war ernst-ruhig, aber unfreundlich, fast mürrisch, jede seiner Bewegungen ist kräftig, jedoch leicht und gewandt. Bei Tage lag er stundenlang regungslos auf seinem Baumaste,

nachts wanderte er gemachsam im Käfige auf und nieder. Niemals sah man ihn ohne Noth umherspringen, wie die meisten übrigen Katzen dies thun; er war träger als seine sämmtlichen Verwandten.

Der Polarluchs ist neben dem ebenfalls in Amerika heimischen Rothluchs (Lynx rufus) die nützlichste Wildkatze, weil sein Fell vielfache Verwendung findet. Gerade von diesem Luchse kommen alljährlich etwa 25,000 Felle in den Handel, welche dann von unseren Kürschnern nach ihrer allgemeinen Färbung und Güte in verschiedene Sorten geschieden und mit mancherlei Namen belegt werden. Das Wildpret wird in Amerika gegessen; doch meint Audubon, daß ihm ein kräftiges Stück Büffellende unter allen Umständen lieber wäre als Luchsfleisch, es möge zubereitet sein, wie es wolle.

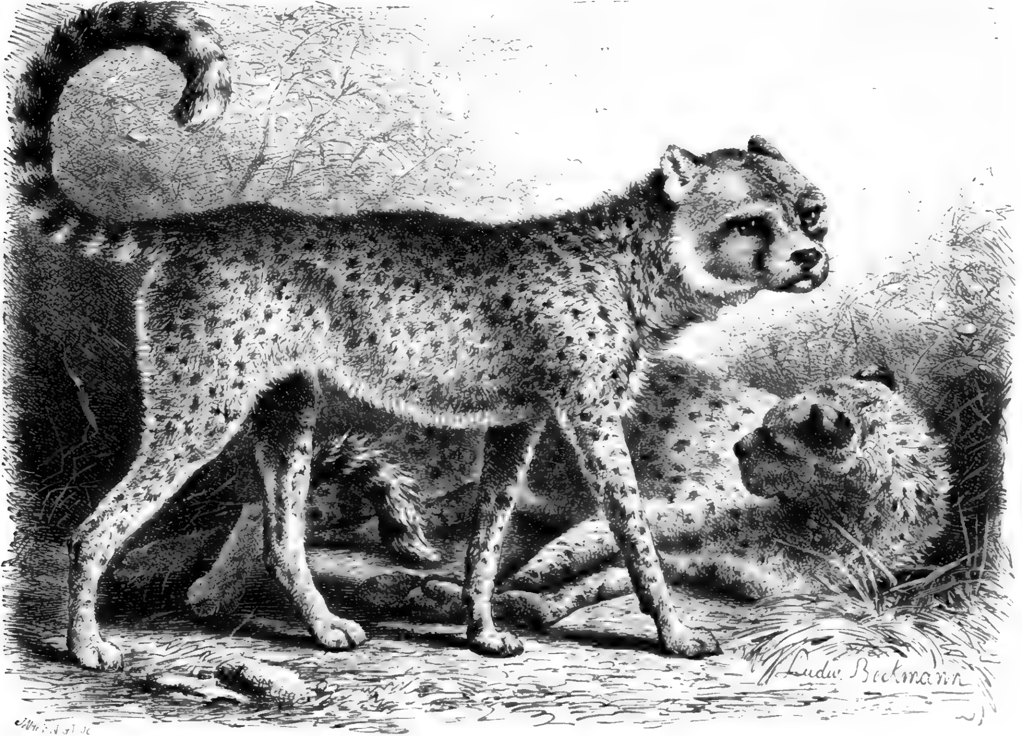
*

Auf die Luchse lassen wir ein eigenthümliches Bindeglied zwischen Katzen und Hunden, die Jagdleoparden oder Gepards folgen. Die Gepards tragen ihren Sippennamen Cynailurus — Hundskatze — mit vollem Rechte; denn sie sind wirklich halb Katzen und halb Hunde. Katzenartig ist noch der Kopf, katzenartig der lange Schwanz, hundeartig aber der ganze übrige Körper, hundeartig zumal erscheinen die langen Beine, deren Pfoten nur noch halbe Pranken genannt werden können. Noch ist hier die ganze Einrichtung zum Einziehen und Hervorschnellen der Klauen vorhanden, aber die betreffenden Muskeln sind so schwach und kraftlos, daß die Krallen fast immer hervorragen und deshalb wie bei den Hunden durch Abnutzung gestumpft werden. Das Gebiß gleicht im wesentlichen dem anderer Katzen, die Eckzähne aber sind ähnlich wie die der Hunde zusammengedrückt. Dieser Zwischenstellung entspricht das geistige Wesen unserer Thiere: ihr Gesichtsausdruck ist noch katzenähnlich; aber die Hundegemüthlichkeit spricht schon aus den Augen hervor, welche Sanftmuth und Gutmüthigkeit beurkunden.

Der derzeitige Stand unserer Kenntnisse berechtigt uns noch nicht, zu entscheiden, ob die Sippe der Gepards mehr als eine Art zählt. Einige Forscher nehmen unbedenklich an, daß die afrikanischen und asiatischen Jagdleoparden gleichartig sind, andere unterscheiden mindestens zwei, einige sogar drei Arten und zwar den Tschita oder asiatischen Gepard (Cynailurus jubatus, Felis und Gueparda jubata), den Fahhad oder afrikanischen Jagdleopard (Cynailurus guttatus, Felis und Gueparda guttata, venatica) und den Tüpfelgepard (Cynailurus Soemmerringii). Die Entscheidung dieser Streitfragen hat für uns keine Bedeutung, da Lebensweise, Sitten und Betragen aller Arten oder Spielarten im wesentlichen dieselben zu sein scheinen. Der Tschita ist sehr schlank und schmächtig, auch viel hochbeiniger als die eigentlichen Katzen, der Kopf klein und mehr hundeartig gestreckt, als katzenartig gerundet, das Ohr breit und niedrig, das Auge durch seinen runden Stern ausgezeichnet, der Balg ziemlich lang und struppig, namentlich auf dem Rücken, die Grundfärbung des Pelzes ein sehr lichtes Gelblichgrau, auf welchem schwarze und braune Flecken stehen, die auf dem Rücken dicht gedrängt sind, ja fast zusammenfließen, auch an dem Bauche sich fortsetzen und selbst den Schwanz noch theilweise bedecken, da sie nur gegen das Ende hin zu Ringeln sich verbinden. Die Leibeslänge des Tschita beträgt 1 Meter, die Länge des Schwanzes 65 Centim., die Höhe am Widerrist ebenso viel. Dem Fahhad fehlt die Nackenmähne fast gänzlich; die Grundfarbe seines Pelzes ist fast orangengelb, der Bauch aber weiß und ungefleckt; auch die Flecken sind etwas anders, und die Spitze des Schwanzes ist weiß, anstatt schwarz. Der Tüpfelgepard unterscheidet sich vom Fahhad nur durch etwas dunklere Grundfärbung und kleinere Fleckung.

Der Tschita findet sich im ganzen südwestlichen Asien und ist, wie Färbung und Gestalt anzeigen, ein echtes Steppenthier, welches seinen Unterhalt weniger durch seine Kraft, als durch seine Behendigkeit sich erwerben muß. Entsprechend seiner Zwittergestalt zwischen Hund und Katze bewegt sich der Gepard in einer von den Katzen nicht unwesentlich verschiedenen Weise. Zwar ver-

steht auch er es noch, dicht an den Boden geschmiegt, die langen Beine förmlich zusammengeknickt, zu schleichen; doch geschieht dies eher nach Art eines Fuchses oder Wolfes als nach Art der Katze. Mit dieser verglichen, tritt der Gepard derb auf und schreitet weit aus; beschleunigt er seine Bewegung, so läuft er nach Art eines Windhundes dahin, und an diesen erinnert er auch, wenn er weitere Sprünge ausführt, da er nicht bloß wenig Sätze macht und dann vom Weiterlaufen absteht, sondern unter Umständen größere Strecken mit gewaltigen Sprüngen durchmißt. Eine Fähigkeit der meisten Katzen geht ihm gänzlich ab: er ist nicht im Stande zu klettern und muß, wenn er



Gepard oder Fahhad (Cynailurus guttatus). 1/10 natürl. Größe.

einen höheren Gegenstand erreichen will, mit einem gewaltigen Sprunge, welcher ihn allerdings in verhältnismäßig bedeutende Höhen bringt, sich behelfen. Ob er auch zu schwimmen versteht, vermag ich nicht zu sagen. Auch seine Stimme hat etwas durchaus eigenthümliches. Der Gepard spinnt, und zwar mit großer Ausdauer, wie unsere Hauskatze, nur etwas gröber und tiefer, faucht, gereizt, wie seine Verwandten, fletscht auch ebenso ingrimmig die Zähne, und läßt dabei ein dumpfes, unausgesprochenes Knurren hören, außerdem aber ganz eigenthümliche Laute vernehmen. Der eine von diesen ist ein langgezogenes Pfeifen, der andere ein aus zwei Lauten bestehender Ruf, welcher dem Namen Tschita so ähnelt, daß man letzteren sofort als Klangbild dieser Stimmlaute erkennen muß.

Die Nahrung der Jagdleoparden besteht hauptsächlich in den mittelgroßen und kleineren Wiederkäuern, welche in seinem Gebiete leben, und ihrer weiß er sich mit vielem Geschicke zu bemächtigen. Seine Schnelligkeit und Ausdauer sind nicht eben groß, und eine von ihm verfolgte Antilope würde ihn schon nach kurzem Laufe weit hinter ihren Fersen zurücklassen, gebrauchte der Tschita nicht Schlauheit und List, um zu seiner Beute zu gelangen. Sobald er ein Rudel weidender Antilopen oder Hirsche bemerkt, drückt er sich auf die Erde und kriecht nun schlangengleich, leise, aber behende auf dem Boden hin, um sich vor den wachsamen Augen des Wildes zu verbergen.

Dabei berücksichtigt er alle Eigenthümlichkeiten des letzteren und kommt z. B. niemals über dem Winde angeschlichen, liegt auch still und regungslos, sobald das Leitthier des Rudels seinen Kopf erhebt, um zu sichern. So stiehlt er sich bis auf etwa zwanzig Meter heran, sucht das bestgestellte Thier aus und springt nun mit wenigen Sätzen zu ihm heran, schlägt es mit den Tatzen nieder und faßt es dann im Genicke. Nach kurzem Widerstande, wobei er jedoch immerhin mehrere hundert Schritte mit fortgeschleppt werden kann, hat er sein Opfer bewältigt und trinkt gierig das rauchende Blut.

Solche angeborene List und Jagdfähigkeit mußte den achtsamen Bewohnern seiner Heimat auffallen und sie zu dem Versuche reizen, die Jagdkunst des Thieres für sich zu benutzen. Durch einfache Abrichtung ist der Jagdleopard zu einem trefflichen Jagdthiere geworden, welches in seiner Art dem besten Edelfalken kaum nachsteht. In ganz Ostindien betrachtet man ihn allgemein als einen geachteten Jagdgehülfen. Der Schah von Persien läßt ihn sich aus Arabien kommen und hält ihn mit einer Menge Hunde in einem eigenen Hause. Joseph Barbaro sah im Jahre 1474 bei dem Fürsten von Armenien hundert Stück Jagdleoparden, Orlich fand das Thier noch 1842 bei einem indischen Fürsten, und Prinz Waldemar von Preußen wohnte bei Delhi einer solchen Jagd bei. Auch in Europa ist der Gepard als Jagdthier benutzt worden. Der „hochgeleert Doktor Kunrat Geßner" hat es von Einem vernommen, „so es mit augen gesehen hat, daß der künig von Franckreych zweyerley Lepparden erziehe. Die einen werden zu zeyten herauß gefürt, dem künig zu einem schauwspil, von dem so sy verhütet und speyset, hinden auff dem Pfärdt auff einem küsse gefürt an einer ketten gebunden: alsdann jm ein Hasen fürgelassen lauffen, er abgelassen, welchen er mit etlichen großen sprüngen geschwind ergreyffe, ertödte vnd zestücken reysse. Der jeger aber so er den Lepparden wider anbinden wölle, gange er gegne jm mit umbgekertem leyb, damit er nit von angesicht gesehen, auch von jm angegriffen werde, biete jm ein stückle fleisch zwüschend den beinen herdurch, mache jn also widerumb milt, binde jn an die ketten, streichle jn, füre jn zu dem Pfärdt, welcher one arbeit von jm selber auf das Rossz an sein platz springe." Daß diese Schilderung sich nur auf den Gepard beziehen kann, unterliegt keinem Zweifel. Auch Leopold der Erste, Kaiser von Deutschland, erhielt vom türkischen Sultan zwei abgerichtete Tschitas, mit denen er oftmals jagte. Die Herrscher der Mongolen trieben so großen Luxus mit unseren Thieren, daß sie oft gegen tausend Stück mit auf die großen Jagdzüge nahmen. Noch heutigen Tages sollen die Meuten dieser Katzenhunde bei einigen einheimischen Fürsten Indiens einen nicht geringen Aufwand erfordern. Ihre Abrichtung muß von besonderen Leuten besorgt werden, und auch ihr Jagdgebrauch setzt die Begleitung sehr geübter Jäger voraus, welche ungefähr die geachtete Stellung unserer früheren Falkner bekleiden: man kann sich also denken, daß dieses Jagdvergnügen eben nicht billig ist.

Heuglin bestätigt neuerdings die Angabe älterer Reisenden, daß der Gepard in früherer Zeit auch in Abessinien zur Jagd abgerichtet wurde, und Hartmann gedenkt einer Abbildung, welche einen Beduinen Algiers mit seinem gezähmten Gepard darstellt, im Begriffe, letzteren auf ein in der Ferne weidendes Gazellenrudel loszulassen. Auch von der Decken versicherte mir, bei den Arabern der nördlichen Sahara gezähmte und eingeschulte Jagdleoparden gesehen zu haben. In Nordostafrika wird das Thier nach meinen und anderer Reisenden Erfahrungen gegenwärtig nicht mehr zur Erbeutung von Wild benutzt.

Behufs solcher Jagd wird der Gepard behaubt und auf einen sehr leichten, zweiräderigen Karren gesetzt, wie sie dem Lande eigenthümlich sind; einzelne Jäger nehmen ihn wohl auch hinter sich auf das Pferd. Man zieht nach den Wildplätzen hinaus und sucht einem Rudel Wild soviel als möglich sich zu nähern. Wie überall, läßt auch das scheueste asiatische Wild einen Karren weit näher an sich herankommen als gehende Leute. Deshalb kann man mit dem Gepard bis auf zwei- oder dreihundert Schritte an das Rudel heranfahren. Sobald die Jäger nahe genug sind, enthauben sie den Tschita und machen ihn durch sehr ausdrucksvolle Winke und leise Aufmunterungen auf seine Beute aufmerksam.

Kaum hat das vortreffliche Thier diese ersehen, so erwacht in ihm das ganze Jagdfeuer, und all seine natürliche List und Schlauheit gelangt zur Geltung. Zierlich, ungesehen und ungehört schlüpft er von dem Wagen, schleicht in der angegebenen Weise vorsichtig an das Rudel heran und reißt ein Stück von ihm zu Boden. Ein Augenzeuge schildert eine solche Jagd mit folgenden Worten:

„Kurz bevor wir unser Jagdgebiet berührten, meldete uns der Kameltreiber (denn deren bedient man sich gewöhnlich zum Aufsuchen des Wildes und zum Vorbereiten der Jagdlust), daß eine halbe Meile von unserem Stande eine Herde Gazellen weide, und wir beschlossen sogleich, sie mit unseren Gepards zu verfolgen. Jeder derselben befand sich auf einem offenen, mit zwei Ochsen bespannten Karren ohne Leitern, und jeder hatte ein Gefolge von zwei Männern. Die Gepards waren mit einem Halfter an ein leichtes Halsband oben auf den Karren gebunden und wurden von den Beileuten noch an einem Riemen gehalten, welcher um die Lenden ging. Eine lederne Kappe bedeckte ihnen die Augen. Da die Gazellen außerordentlich scheu sind, so ist die beste Weise an sie zu kommen, wenn der Treiber an der langen Seite des Jagdwagens sitzt, und man baut auch darum letzteren so wie die Karren der Bauern, weil an deren Anblick die Thiere gewöhnt sind, so daß man sich ihnen auf hundert bis zweihundert Schritte nähern kann. Diesmal hatten wir drei Gepards bei uns und rückten auf die Stelle, wo die Gazellen gesehen worden waren, in einer Linie vor, in welcher jeder einhundert Schritte vom anderen entfernt blieb. Als wir eben in ein Baumwollenfeld kamen, erblickten wir vier Gazellen, und mein Kutscher bemühte sich, bis auf hundert Schritte an sie zu kommen. Schnell wurden dem Gepard die Kappe und die Fesseln abgenommen, und kaum erblickte er das Wild, als er sich nach der entgegengesetzten Richtung, mit dem Bauche gänzlich zur Erde gedrückt, äußerst langsam und schmiegsam, hinter jedem im Wege liegenden Hindernisse sich verbergend, fortschlich; sobald er indessen vermuthete, bemerkt zu werden, beflügelte er seine Schritte und war nach einigen Sätzen plötzlich mitten unter den Thieren. Er faßte ein Weibchen und rannte, nachdem er dieses gepackt, gegen zweihundert Schritte weit, gab ihm dann einen Schlag mit der Tatze, wälzte es um, und in einem Augenblicke trank er das Blut aus der geöffneten Kehle. Einer der anderen Gepards war zu derselben Zeit losgelassen worden; nachdem er aber vier bis fünf verzweifelte Sprünge gemacht hatte, mit denen er die Beute verfehlte, gab er die Verfolgung auf, kehrte knurrend zurück und setzte sich wieder auf den Karren. Als jenes Thier überwältigt worden war, lief einer vom Gefolge hin, setzte dem Gepard seine Kappe auf und schnitt der Gazelle die Kehle ab, sammelte Blut in ein hölzernes Gefäß und hielt es dem Gepard unter die Nase. Die Gazelle wurde fortgeschleppt und in ein Behältnis unter dem Wagen gebracht, während dem Gepard durch ein Bein des Thieres sein Wildrecht gegeben wurde".

Sehr auffallend muß es erscheinen, daß man von dem Freileben dieser so oft gezähmten Katze noch überaus wenig weiß. Auf meinem Jagdausfluge nach Habesch erlegte mein Gefährte, van Arkel d'Ablaing, einen Gepard, welcher bei hellem Tage einer angeschossenen Gazelle nachgeschlichen war; aber er sah das Raubthier eben auch nur, ohne es länger beobachten zu können. Ueber die Fortpflanzung des Jagdleoparden ist gar nichts bekannt. Ich habe mich in Afrika sogar bei den Nomaden vergebens hiernach erkundigt; diese Leute, welche das Thier ganz genau kennen, konnten mir eben bloß sagen, daß man es in Schlingen fängt und trotz seiner ursprünglichen Wildheit binnen kurzer Zeit zähmt. Daß die Zähmung so gut wie gar keine Schwierigkeiten macht, wird Jedem klar, welcher einen Gepard in der Gefangenschaft gesehen hat. Ich glaube nicht zuviel zu sagen, wenn ich behaupte, daß es in der ganzen Katzenfamilie kein so gemüthliches Geschöpf gibt wie unseren Jagdleoparden und bezweifle, daß irgend eine Wildkatze so zahm wird wie er. Gemüthlichkeit ist der Grundzug des Wesens unseres Thieres. Dem angebundenen Gepard fällt es gar nicht ein, den leichten Strick zu zerbeißen, an welchen man ihn gefesselt hat. Er denkt nie daran, dem etwas zu Leide zu thun, welcher sich mit ihm beschäftigt, und man darf ohne Bedenken dreist zu ihm hingehen und ihn streicheln und liebkosen. Scheinbar gleich-

müthig nimmt er solche Liebkosungen an, und das Höchste, was man erlangen kann, ist, daß er etwas beschleunigter spinnt als gewöhnlich. Solange er nämlich wach ist, schnurrt er ununterbrochen nach Katzenart, nur etwas tiefer und lauter. Oft steht er stundenlang unbeweglich da, sieht träumerisch starr nach einer Richtung und spinnt dabei höchst behaglich. In solchen Augenblicken dürfen Hühner, Tauben, Sperlinge, Ziegen und Schafe an ihm vorübergehen: er würdigt sie kaum eines Blickes. Nur andere Raubthiere stören seine „ungeheuere Heiterkeit" und Gemüthlichkeit. Ein vorüberschleichender Hund regt ihn sichtlich auf: das Spinnen unterbleibt augenblicklich, er äugt scharf nach dem gewöhnlich etwas verlegenen Hunde, spitzt die Ohren und versucht wohl auch, einige kühne Sprünge zu machen, um ihn zu erreichen. Ich besaß einen Gepard, welcher so zahm war, daß ich ihn wie einen Hund am Stricke herumführen und es dreist wagen durfte, mit ihm in den Straßen zu lustwandeln. Solange er es bloß mit Menschen zu thun hatte, ging er immer ruhig mir zur Seite; anders aber wurde es, wenn uns Hunde begegneten. Er zeigte dann jedesmal eine so große Unruhe, daß ich auf den Gedanken kam, einmal zu versuchen, was er denn thun würde, wenn er wenigstens beschränkt frei wäre. Ich band ihn also an eine Leine von ungefähr fünfzehn oder zwanzig Meter Länge, wickelte mir diese leicht um Hand und Elnbogen und führte ihn spazieren. Zwei große, faule Köter kreuzten den Weg. Jack, so hieß mein Gepard, äugte verwundert, endigte sein gemüthliches Spinnen und wurde ungeduldig; jetzt faßte ich das Ende der Leine und warf die Schlingen zu Boden, so daß er Spielraum hatte. Augenblicklich legte er sich platt auf die Erde und kroch nun in der oben beschriebenen Weise an die Hunde heran, welche ihrerseits verdutzt und verwundert das sonderbare Wesen betrachteten. Je näher er den Hunden kam, um so aufgeregter, aber zugleich auch vorsichtiger wurde er. Wie eine Schlange glitt er auf dem Boden dahin. Endlich glaubte er nahe genug zu sein, und nun stürzte er mit drei, vier gewaltigen Sätzen auf einen der Hunde los, erreichte ihn, trotzdem daß dieser die Flucht ergriff, und schlug ihn mit den Tatzen nieder. Dies geschah in ganz absonderlicher Weise. Er hieb seine Krallen nicht ein, sondern er prügelte bloß mit seinen Vorderläufen auf den Hund los, bis dieser zu Boden fiel. Der arme Köter bekam Todtenangst, als er das Katzengesicht über sich erblickte, und fing an, jämmerlich zu heulen; sämmtliche Hunde der Straße geriethen in Aufruhr und heulten und bellten aus Mitleiden; ein dichter Volkshaufen sammelte sich, und ich mußte wohl oder übel meinen Gepard an mich nehmen, ohne eigentlich zum Ziele gekommen zu sein, d. h. ohne gesehen zu haben, was er mit dem Hunde beginnen würde. Dagegen veranstaltete ich in unserem Hofe einen großen Thierkampf, welcher überhaupt, zu meiner Schande muß ich es sagen, das Ergötzlichste ist, was ich sehen kann. Ich besaß zu derselben Zeit einen fast erwachsenen Leoparden, ein rasendes, wüthendes Thier ohne Gleichen, ich möchte fast sagen, einen Teufel in Katzengestalt — doch ich habe ihn ja schon beschrieben. Die Kette des Leoparden wurde also durch einen darangebundenen Strick verlängert und er aus seinem Käfige heraus in den Hof gelassen. Der Gepard seinerseits war ungefesselt und konnte nach Belieben den Kampf aufnehmen oder abbrechen. Er befand sich gerade in höchst gemüthlicher Stimmung und schnurrte besonders ausdrucksvoll, als ich ihn herbeiholte. Kaum aber ersah er seinen Herrn Vetter, als nicht nur alle Gemüthlichkeit verschwand, sondern auch sein ganzes Aussehen ein durchaus anderes wurde. Die Seher traten aus ihren Höhlen heraus, die Mähne sträubte sich, er fauchte sogar, was ich sonst niemals vernommen hatte, und stürzte sich muthig auf seinen Gegner los. Dieser hielt ihm Stand, und so begann jetzt ein Kampf und ein Fauchen, daß mir, ich will es gern zugeben, angst und bange dabei wurde. Der Leopard war bald niedergetrommelt, aber gerade jetzt wurde er furchtbar. Er lag auf dem Rücken und mishandelte jenen mit seinen vier Tatzen; Jack aber achtete der Schmerzen nicht, sondern biß muthig auf den heimtückischen Vetter los und würde ihn jedenfalls besiegt haben, wenn ich dem Kampfe nicht ein Ende gemacht hätte. Zwei Eimer voll Wasser, welche ich über die wüthenden Kämpen goß, unterbrachen den Streit augenblicklich. Beide sahen sich höchst verdutzt an, und der Leopard hielt es, der ihm höchst verhaßten Wasserbäder plötzlich sich erinnernd, trotz aller Wuth

und alles Fauchens doch für das Beste, so schnell als möglich seinen Käfig zu suchen, welcher dann auch sofort verschlossen wurde. Jack war schon wenige Minuten nach dem Kampfe wieder ganz der alte: er leckte, reinigte und putzte sich und begann wieder zu spinnen, als ob nichts geschehen wäre.

Wie zahm, gemüthlich und liebenswürdig mein Jack war, mag aus Folgendem hervorgehen. Einige deutsche Damen, welche sich gerade in Alexandrien befanden, waren gekommen, um meine Thiersammlung anzusehen, hatten mich aber nicht zu Hause gefunden und somit ihrem Wunsche auch nicht genügen können. Ich versprach ihnen, wenigstens einige von meinen Thieren zu ihnen zu bringen, und führte diesen Scherz auch wirklich einmal aus, als ich erfahren hatte, daß die Damen just zusammen waren. Ich konnte mich auf Jack vollständig verlassen und durfte schon etwas wagen. Ihn an der Leine hinter mir fortführend, betrat ich also das betreffende Haus, beschwichtigte die entsetzten Diener, welche mich mit dem fürchterlichen Raubthiere hatten kommen sehen und Lärm schlagen wollten, und stieg nun ruhig nach dem zweiten Stockwerke des Hauses empor. An dem rechten Zimmer angelangt, öffnete ich die Thüre zur Hälfte und bat um Erlaubnis, eintreten, zugleich aber auch meinen Hund mitbringen zu dürfen. Dies wurde zugestanden, und Jack trat gemächlich ein. Ein lauter Aufschrei begrüßte den Harmlosen und setzte ihn in höchste Verwunderung. Die geängstigten Frauen suchten sich so gut wie möglich zu retten und sprangen in ihrer Verzweiflung auf einen großen, runden Tisch, welcher mitten im Zimmer stand. Dies aber diente bloß dazu, Jack zu dem Gleichen aufzufordern, und ehe sich die Armen besannen, stand er mitten unter ihnen, spann höchst gemüthlich und schmiegte sich traulich bald an diese, bald an jene an. Da war denn freilich die Furcht bald verschwunden. Die beherzteste Frau begann den hübschen Burschen zu liebkosen, und bald folgten alle übrigen ihrem Beispiele. Jack wurde der erklärte Liebling und schien nicht wenig stolz zu sein auf die ihm gewordene Auszeichnung.

Schlegel erzählt von einem Gepard, welcher über Tages frei umherlaufen durfte und nur des Nachts angebunden wurde. Sein Lieblingsplatz im Zimmer war, so lange geheizt wurde, die Nähe des Ofens; er verließ diesen Ort oft halbe Tage lang nicht, sodaß er nöthigenfalls weggezogen oder weggetragen werden mußte. Bei kalter oder auch nur kühler Witterung vermied er es sorgsam, das Zimmer und den wärmenden Ofen zu verlassen, oder es geschah höchstens auf so lange nur, als nöthig war, um das Zimmer nicht zu verunreinigen, eine Rücksicht, welche er stets nahm und auch auf die übrigen Räume des Hauses ausdehnte. Kam der Abend heran, so ließ er sich gutwillig an die Kette legen, ja steckte selbst den Kopf in das vorgehaltene Halsband. Stets hörte er auf seinen Namen „Betty“, später auch auf einen anderen ihm von den Kindern beigelegten. Kindern war er besonders zugethan, am meisten einem Mädchen von fünf Jahren, über welches er im Spiele oft hinwegsprang, und zwar mit solcher Leichtigkeit, daß er, ohne eigentlich auszuholen, sich niederduckend und kurz zusammenziehend, oft in ziemlicher Höhe über die Kleine setzte. In seinem Umgange mit Erwachsenen zeigte er sich ernster, gemessener; mit anderen Thieren, Hunden und Katzen z. B., gab er sich gar nicht ab. Im Sommer lag er gern auf der Sonnenseite des Gartens; bei Spaziergängen, zu denen ihn sein Gebieter mitnahm, rannte er nach Hundeart eine Strecke voraus, kam zurück, um wieder fortzueilen, bekundete aber keine Lust, zu jagen und ließ Thiere, welche ihm begegneten, in Ruhe. Ins Wasser ging er nie; benetzte man ihn, so zitterte er wie vor Frost. Er hielt sich stets reinlich, leckte sich fleißig und war immer frei von Ungeziefer. Seine Nahrung bestand in gekochtem Fleische und Milchbrod.

Aelter geworden und durch unverständig neckende Leute gereizt, zog er sich mehr von den Menschen zurück, ließ anstatt des gemüthlichen Schnurrens ein ärgerliches Knurren hören, wenn eine ihm unangenehme Person sich ihm näherte, sprang, um sich zurückzuziehen, auf einen erhöhten Sitz, manchmal, ohne etwas umzustoßen, bis auf ein Pult, wurde auch gegen Thiere bösartig, biß Hunde und Katzen, erstere nicht ohne selbst Wunden davonzutragen, zerriß dem Dienstmädchen den Rock, biß sogar nach seinem Herrn und wurde deshalb weggegeben. Ungeschickte Behandlung hatte ihn verdorben.

In unseren Thiergärten und Thierbuden hält sich der Gepard selten längere Zeit. Er stellt an die Nahrung zwar nicht höhere Ansprüche, ist aber zärtlicher und hinfälliger als Familienverwandte gleicher Größe. Bei rauher Witterung leidet er sehr, in einem kleinen Käfige nicht minder. Wärme und die Möglichkeit, sich frei zu bewegen, sind Bedingungen für sein Wohlbefinden, welche in gedachten Anstalten nicht erfüllt werden können. So verkümmert er unter den ihm so ungünstigen Verhältnissen meist in kurzer Zeit. Fortgepflanzt hat er sich meines Wissens in Europa noch nicht.

*

Pollens und Schlegels Untersuchungen ergaben, daß ein bisher unter dem Namen Beutelfrett in der Familie der Schleichkatzen eingereihtes Thier zu den Katzen zählt, aber als ein Bindeglied zwischen diesen und den Schleichkatzen angesehen werden darf. Bennet, der erste Beschreiber, hatte allerdings nur ein junges „Beutelfrett“ für seine Untersuchungen zu seiner Verfügung, und mag es möglich sein, daß solches zur Feststellung der Familienangehörigkeit nicht ausreicht, während Pollen von einem alten Männchen sagen konnte, daß das Thier zwar eine abweichende, aber doch nichts anderes als eine Katze ist, welche hinsichtlich der Gestalt zunächst an den Yaguarundi, hinsichtlich der Färbung an den Puma sich anschließt. Von den Katzen hat die Fossa den Gesammtbau, den Gesichtsausdruck, die ziemlich weit zurückziehbaren Krallen und den Zahnbau, von den Schleichkatzen die gestreckte Gestalt, die niedrigen Beine, die kurzen, eiförmig gestalteten Ohren, die langen Schnurren, eine merklich entwickelte Drüsentasche in der Aftergegend, die nackten Sohlen und andere Merkmale. Der Schädel ist gestreckter und minder breit als der der Katzen, der Unterkiefer weniger kräftig, der Raum zwischen Reiß- und Backenzähnen im Oberkiefer wie der erste Backenzahn größer als bei den Katzen; auch sind im Unterkiefer anstatt drei vier Backenzähne vorhanden. Im übrigen bietet das Gebiß keine merklichen Unterschiede mit dem anderer Katzen.

Die Fossa der Malgaschen oder Frettkatze, wie wir sie nennen können (Cryptoprocta ferox), erreicht eine Gesammtlänge von 1,5 Meter, wovon der Schwanz 68 Centim. wegnimmt, ist aber sehr niedrig gestellt, da die Beine nur 15 Centim. Höhe haben. Der aus kurzen, aber dichtstehenden, etwas derben, auf dem Kopfe und an den Füßen wie abgeschoren erscheinenden Haaren bestehende Pelz hat röthlichgelbe Färbung, dunkelt aber auf der Oberseite, weil hier die einzelnen Haare braun und blaßgelb geringelt sind; die Ohren tragen innen und außen hellere Haare; die Schnurren sind theils schwarz, theils weiß gefärbt; der Augenstern, welcher graugrünlichgelb aussieht, ähnelt dem der Hauskatze.

Das Vaterland der Frettkatze ist die Insel Madagaskar. Man kennt sie hier allgemein, fürchtet sie in geradezu lächerlicher Weise, bezichtigt sie, sogar den Menschen anzugreifen, und erzählt eine Menge von Fabeln, in denen sie eine bedeutende Rolle spielt. Ueber ihr Freileben fehlt uns genügende Kunde; denn kein Europäer hat sie bis jetzt genau beobachtet und auch Pollen hauptsächlich Erzählungen der Eingeborenen wiedergegeben. Nach Angabe der Malgaschen lebt die Fossa außer der Paarzeit einzeln in den Waldungen, besucht, um Hühner zu stehlen, fleißig die Gehöfte, und zeichnet sich durch ebenso viel Kraft wie Blutgier aus. Für gewöhnlich auf dem Boden lebend, soll sie doch zuweilen den Halbaffen auf die Bäume nachsteigen und sie hier eifrig verfolgen, weil sie das Fleisch dieser Thiere besonders gern frißt. Während der Paarungszeit, welche die Malgaschen Volamposa, zu deutsch etwa Fossamond, nennen, soll man vier bis acht Frettkatzen zusammen antreffen, welche dann, nach der zu den entschiedensten Zweifeln herausfordernden Behauptung der Eingeborenen, ohne weiteres Menschen angreifen. Das sich zusammengefundene Paar begattet sich nach Art der Hunde, und bleibt geraume Zeit auf das innigste vereinigt. Außerdem sagt man, daß die Fossa durch Kratzen mit den Füßen die Feuer verlösche, daß sie, um

Hühner zu rauben, rings um die Hühnerställe einen höllischen Gestank verbreite, welcher die Hühner umbringe, und dergleichen mehr. Ein gefährlicher Hühnerräuber ist sie jedenfalls; denn das von Pollen getödtete Männchen, „ein Mörder ersten Ranges", hatte in kurzer Frist einen Truthahn, drei Gänse und etwa zwanzig Hühner weggeschleppt. Nach Versicherung des betrübten Eigenthümers von besagtem Federvieh soll die Fossa nicht einmal mit derartiger Beute sich begnügen, sondern unter Umständen auch junge Schweine und andere Hausthiere überfallen und morden. Kein Wunder daher, daß sie von den Malgaschen ingrimmig gehaßt und möglichst ausgerottet und selbst vor dem Tode gequält wird.



Frettkatze (Cryptoprocta ferox). 1/8 natürl. Größe.

Die Jagd ist nicht besonders schwierig. Pollen wurde, als er einigen malgaschischen Jägern seine Absicht, eine Fossa zu erlegen, kund gegeben hatte, von diesen vor Aufgang des Mondes nach einem Dickichte in der Nähe des kurz vorher beraubten Dorfes geführt, und die Fossa mit Hülfe eines Hahnes, welchen man durch Anziehen einer ihm an das Bein gebundenen Schnur zum Krähen oder durch Gackern zu bewegen wußte, aus seinem Verstecke herbeigelockt. Nach Verlauf einer halben Stunde, welche der Hahn durch sein Geschrei ausfüllte, vernahm man von fern ein Knurren nach Art des Hundes, und sah bald darauf zwei Schattengestalten durch das Gras huschen oder gleiten. Etwas näher gekommen, blieben die Raubthiere unbeweglich stehen, um zu sichern, so daß sich Pollen entschließen mußte, seinerseits an sie heranzuschleichen, um zu Schusse zu kommen.

Von der lächerlichen Furcht der Malgaschen vor der Fossa erzählt unser Gewährsmann eine ergötzliche Geschichte. Zudse, der eingeborene Jäger Pollens, begegnet einer Fossa, welche bei seinem Erscheinen ihre Ueberraschung fauchend zu erkennen gibt. Anstatt dem gehaßten Feinde entgegenzurücken, wirft der muthlose Schütze, am ganzen Leibe zitternd, sein Gewehr weg, erklettert einen Baum und verweilt in dem sicheren Gezweige, bis die Frettkatze im nächsten Gebüsche verschwunden ist.

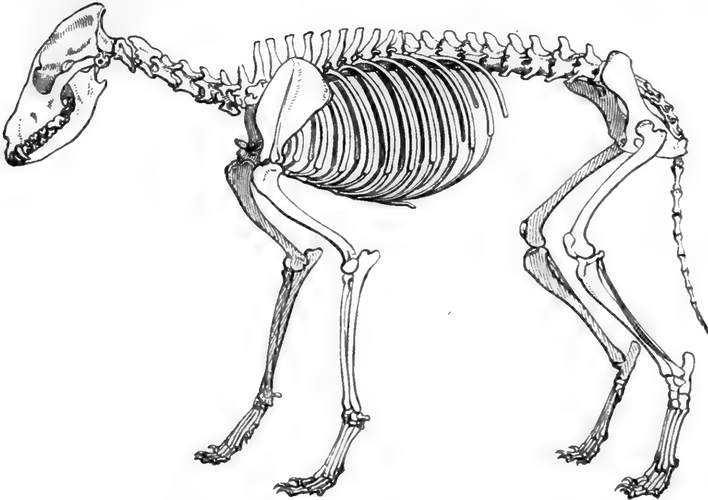
Das Fleisch der Fossa wird von den Eingeborenen gegessen und wegen seiner Schmackhaftigkeit besonders geschätzt.

In der zweiten Familie der Raubthiere vereinigen wir die Hunde (Canidae). Ihre Hochgeistigkeit, nicht ihre leibliche Begabung bestimmt uns, sie den Katzen anzureihen, obgleich nicht sie, sondern Schleichkatzen und Marder als die nächsten Verwandten von jenen angesprochen werden dürften. Leiblich stehen die Hunde ziemlich weit hinter den Katzen zurück, geistig übertreffen sie ihre Ordnungsverwandten entschieden.

Die Hunde bilden eine nach außen hin ziemlich streng abgeschlossene Familie. Es ist bereits hervorgehoben worden, daß sie in ihrem Leibesbaue nicht so sehr von den Katzen verschieden sind, als man auf eine flüchtige Betrachtung hin wohl annehmen möchte. So bestimmt sie auch ihr eigenthümliches Gepräge im äußeren wie im inneren Bau und ihre Eigenthümlichkeiten in der Lebensweise wie in ihren Sitten festhalten, so viele übereinstimmende Merkmale beider Familien lassen sich nachweisen. In der Größe stehen sie sämmtlich hinter den größeren Arten der vorigen Familie zurück und besitzen demgemäß auch nicht die Stärke und Furchtbarkeit jener vollendetsten Räuber. Ihre Gestalt ist mager, der Kopf klein, die Schnauze spitz, die stumpfe Nase vorstehend, der Hals ziemlich schwach, der Rumpf, welcher auf dünnen oder hohen Beinen mit kleinen Pfoten ruht, in den Weichen eingezogen, der Schwanz kurz und oft buschig behaart. An den Vorderfüßen finden sich regelmäßig fünf, an den Hinterfüßen vier Zehen, welche starke, immer aber stumpfspitzige und nicht zurückziehbare Krallen tragen. Die Augen sind groß und hellem Lichte zugänglicher als die Katzenaugen, die Ohren meist spitziger und größer als bei der vorigen Familie, die Zitzen an Brust und Bauch zahlreicher. In dem kräftigen Gebisse, welches durch 40 bis 44, regelmäßig 42, und zwar sechs Schneide-, je einen Reiß-, oben drei, unten vier Lück- und je drei Backenzähne gebildet wird, sind die Schneidezähne, zumal die der oberen Kinnlade, verhältnismäßig groß, die äußeren Zähne fast eckzahnartig vergrößert, die Reißzähne schlank und etwas gekrümmt, die Lückzähne weniger scharf gezackt als bei den Katzen, die Kauzähne ziemlich stumpfe Mahlzähne, welche die Speise ordentlich zermalmen. Der Schädel ist gestreckt, namentlich die Kiefer sind verlängert. Zwanzig Brust- und Lendenwirbel, drei Kreuzbein- und 18 bis 22 Schwanzwirbel bilden die Wirbelsäule. Den Brustkasten umgeben 13, neun wahre und vier falsche Rippenpaare. Das Schlüsselbein ist noch verkümmert, das Schulterblatt schmal, das Becken kräftig. Der Darmschlauch zeichnet sich durch einen rundlichen Magen aus; der eigentliche Darm hat vier- bis siebenfache Körperlänge.

In ihrer ganzen Anlage zeigen die Hunde, daß sie nicht ausschließlich auf rein thierische Nahrung angewiesen sind, und lassen den Schluß zu, daß sie demgemäß auch weniger mordlustig und blutgierig sein werden als die Katzen. In der That unterscheiden sie sich gerade hierin wesentlich von jenen. Sie stehen an Wildheit, Mordlust und Blutgier unbedingt hinter den Katzen zurück, bekunden vielmehr alle eine mehr oder minder ausgesprochene Gutmüthigkeit. Das Hundegesicht spricht uns in der Regel freundlich an und läßt niemals das trotzige Selbstvertrauen und die Wildheit, welche sich im Katzengesichte ausdrücken, besonders bemerklich werden.

Schon in der Vorzeit waren die Hunde wenigstens in Europa weit verbreitete Säugethiere; es steht auch unzweifelhaft fest, daß sie sehr früh auf der Erdoberfläche erschienen. Gegenwärtig verbreiten sie sich über die ganze bewohnte Erde und treten in den meisten Gegenden häufig auf. Einsame, stille Gegenden und Wildnisse, dieselben mögen gebirgig oder eben sein, ausgedehnte düstere Wälder, Dickichte, Steppen und Wüsten bilden ihre Aufenthaltsorte. Einige schweifen fast beständig umher und halten sich höchstens so lange an einem Orte auf, als sie durch ihre noch unmündige Nachkommenschaft an ihn festgehalten werden, andere graben sich Höhlen in die Erde oder benutzen bereits gegrabene Baue zu festen Wohnungen. Die einen sind rein nächtliche, die anderen bloß halbnächtliche Thiere, manche vollkommen Tagfreunde. Jene verbergen sich während des Tages in ihren Bauen oder in einsamen und geschützten Schlupfwinkeln, im Gebüsche, im Schilfe oder hohen Getreide, zwischen öden und dunklen Felsen, und streifen zur Nachtzeit entweder einzeln oder in Gesellschaften durch das Land, durchwandern dabei unter Umständen viele Meilen,



Geripp des Wolfes. (Aus dem Berliner anatomischen Museum.)

jagen während der Wanderung, besuchen dabei sogar größere Dörfer und Städte und ziehen sich bei Anbruch des Tages in den ersten passenden Schlupfwinkel zurück, den sie auffinden; diese sind bei Tage kaum weniger thätig als bei Nacht. Wenige leben einzeln oder paarweise; denn selbst diejenigen Arten, bei denen Männchen und Weibchen zeitweilig zusammenhalten, schlagen sich unter Umständen in stärkere Meuten zusammen, und man kann wohl behaupten, daß alle Hunde ohne Ausnahme gesellige Thiere sind.

Hinsichtlich der Beweglichkeit geben die Hunde den Katzen wenig nach. Ihre stumpfen Krallen erlauben ihnen nicht, zu klettern, und sie sind deshalb auf den Boden gebannt; auch verstehen sie nicht, so hohe und weite Sprünge auszuführen wie die Katzen: im übrigen aber übertreffen sie diese eher, als sie ihnen nachstehen. Sie sind vortreffliche Läufer und besitzen unglaubliche Ausdauer, schwimmen ohne Ausnahme und zum Theil meisterhaft; ja wir finden bei ihnen bereits förmliche Wasserthiere, d. h. Hunde, welche sich mit wahrer Wonne in den Wellen herumtummeln. Beim Gehen treten sie bloß mit den Zehen auf, wie die Katzen; ihr Gang aber ist eigenthümlich schief, weil sie die Beine nicht gerade vor sich hinzusetzen pflegen.

Alle Hunde haben hochentwickelte Sinne. Das Gehör steht dem der Katzen kaum nach, der Geruch dagegen ist zu einer bewunderungswürdigen Schärfe ausgebildet, und auch vom Gesichte darf man behaupten, daß es besser als bei den Katzen ist; denn die Nachthunde stehen den Katzen gleich und die Taghunde übertreffen sie entschieden.

Noch viel ausgezeichneter sind die geistigen Fähigkeiten der Hunde. Die tiefstehenden Arten bekunden eine bemerkenswerthe List und Schlauheit, zum Theil sogar auf Kosten des Muthes, welchen andere in hohem Grade besitzen; die höher stehenden Hunde aber und namentlich diejenigen, welche mit dem Menschen verkehren oder, besser gesagt, sich ihm hingegeben haben mit Leib und Seele, beweisen tagtäglich, daß ihre Geistesfähigkeiten eine Ausbildung erlangt haben wie die keines anderen Thieres. Der zahme Hund und der wilde Fuchs handeln mit vernünftiger Ueberlegung und führen sorgfältig durchdachte Pläne aus, deren Ergebnis sie mit größtmöglicher Sicherheit im voraus abschätzen. Dieser Verstand hat die Hunde auf das innigste mit den Menschen verbunden und stellt sie über alle übrigen Thiere; denn man muß dabei immer bedenken, daß der Hund ein Raubthier ist, gewöhnt, über andere Geschöpfe zu herrschen, und trotzdem seinen Verstand bereitwillig und aus wirklich vernünftigen Gründen dem höheren Menschengeiste unterordnet. Auch bei den ganz wild lebenden Arten zeigt sich dieser hohe Verstand in der großen Vorsicht,

Behutsamkeit und dem Argwohne, mit welchem sie alle Handlungen verrichten. Nur der wüthendste Hunger vermag solches Betragen zuweilen in das entgegengesetzte zu verwandeln. Dabei sind die Hunde gemüthliche Burschen, aufgelegt zu Spiel und Scherz, heiter und lustig, gutmüthig und verhältnismäßig sanft, wenngleich nicht sich leugnen läßt, daß es, wie überall, so auch bei ihnen Ausnahmen gibt.

Die Nahrung besteht hauptsächlich aus thierischen Stoffen, zumal aus Säugethieren und Vögeln. Sie fressen frisch erlegte Beute nicht lieber als Aas, für welches alle Arten sogar eine gewisse Vorliebe zu haben scheinen. Einzelne verzehren auch sehr gern Knochen, und andere finden selbst in den schmutzigsten Auswurfsstoffen des menschlichen Leibes noch eine erwünschte Speise. Außerdem genießen sie Lurche, Fische, Schalthiere, Krebse, Kerbthiere oder Honig, Obst, Feld- und Gartenfrüchte, ja sogar Baumknospen, Pflanzensprossen, Wurzeln, Gras und Moos. Manche sind sehr gefräßig und tödten mehr, als sie verzehren können; doch zeigt sich der Blutdurst niemals in der abschreckenden Gestalt wie bei einzelnen Katzen oder Mardern, und keinen einzigen Hund gibt es, welcher sich im Blute der von ihm getödteten Schlachtopfer mit Lust berauscht.

Die Fruchtbarkeit der Hunde ist größer als die der Katzen; ja die Zahl ihrer Jungen erreicht zuweilen die äußersten Grenzen der Erzeugungsfähigkeit der Säugethiere überhaupt. Im Mittel darf man annehmen, daß die Hunde zwischen vier bis neun Junge werfen; doch sind Ausnahmsfälle bekannt, in denen eine Mutter auf einen Wurf ihrer achtzehn und selbst dreiundzwanzig zur Welt brachte. Es kommt vor, daß der Vater seine Sprößlinge oder daß ein anderer männlicher Hund die junge Nachkommenschaft einer Hündin mit Mordgedanken verfolgt und auffrißt, wenn er es thun kann: zumal geschieht dies bei den Wölfen und Füchsen, welche unter Umständen auch Ihresgleichen nicht verschonen. Bei den meisten Arten macht sich die Geselligkeit auch dem jungen Gewölfe gegenüber geltend. Die Mütter sorgen stets in wahrhaft aufopfernder Weise für dieses.

Wegen der großen Anzahl, in welcher manche Hundearten auftreten, ist der Schaden, den die ganze Familie durchschnittlich anrichtet, ein ziemlich bedeutender, und die den Menschen beeinträchtigenden Arten werden deshalb überall unbarmherzig verfolgt. Dagegen leisten die kleineren Arten durch Wegfangen schädlicher Nage- und Kerbthiere oder durch das Aufzehren von Aas und anderem Unrathe gute Dienste und liefern zudem noch ihren Balg, ihre Haut und ihre Zähne zur Benutzung. Und wenn man Schaden und Nutzen, den die ganze Familie bringt, gegen einander abwägen will, kann man gar nicht in Zweifel bleiben, welcher von beiden der überwiegende ist; denn die eine Gruppe oder, wenn man lieber will, die eine Art der Hunde, unsere treuesten Hausfreunde, leisten dem Menschen so viele unberechenbare und unersetzbare Dienste, daß der Schaden, welchen die übrigen Mitglieder anrichten, diesem Nutzen gegenüber kaum in Betracht zu ziehen ist.

Man kann die Hunde in fünf Abtheilungen bringen und einzelne von diesen wieder in kleinere Gruppen zerfällen. Diese Abtheilungen begreifen die Wölfe oder Wildhunde mit rundem Augenstern und mit kurzem Schwanze, die Füchse mit spaltenförmigem Augenstern und mit langem, buschigem Schwanze, die Schleichkatzenhunde, Mittelglieder zwischen beiden Familien, deren Namen sie tragen, die Ohrenhunde, fuchsähnliche, großöhrige Wüstenhunde, mit abweichendem, sehr zahnreichem Gebisse, und die Hiänenhunde, Verbindungsglieder der Hunde und Hiänen.

*

Um den Hund und seine zahllosen Rassen richtig zu beurtheilen, ist es unbedingt erforderlich, seine wildlebenden Verwandten, unter denen man seine Ahnen oder Vorfahren zu vermuthen hat, kennen zu lernen. Ohne diese Kunde würde ein guter Theil des Nachfolgenden zunächst unverständlich sein. Auch erscheint es folgerichtig, von den freilebenden Hunden zu den gezähmten überzugehen. Jene lehren uns, was der Hund war, bevor er sich dem Menschen zu eigen gab; in ihnen

sehen wir noch das ursprüngliche, in den gezähmten das veränderte und, wohl darf man dies sagen, das vermenschlichte Thier.

Gray zerfällt die Familie und so auch die Wölfe in viele Unterabtheilungen, denen er den Rang von Sippen beilegt. Unter ihnen stellt er eine Gruppe obenan, welche er Urhunde (Cuon) nennt und wegen ihres, aus nur 40 Zähnen bestehenden Gebisses in einer besonderen Sippe vereinigt. Die hierher gehörigen Arten mögen hundeartige Wölfe genannt werden. Ihr Kopf ist verhältnismäßig breit, die Schnauze kurz, das aufrecht stehende Ohr hoch, unten breit, oben zugespitzt, der Augenstern rund, der Leib kräftig, in den Weichen eingezogen, der Schwanz buschig und hängend, das Bein stämmig, die langbehaarte Pfote kräftig. Im Verhältnis zu ihrer mäßigen Größe sind alle hierher zu zählenden Arten oder, was keineswegs undenkbar, nach Murie's Untersuchungen sogar als kaum zweifelhaft angenommen werden muß, Spielarten einer und derselben Art, sehr jagdlustige und jagdtüchtige Thiere.

Oberst Sykes beschrieb einen längst bekannten Wildhund Indiens, den Kolsum oder Dole (Canis dukhunensis, Cuon dukhunensis, Canis dhola), in welchem er den Stammvater aller Haushunde zu erkennen meinte. Das Thier, welches, nach seiner Angabe, größere Aehnlichkeit mit dem Windspiele als mit dem Wolfe oder Schakal haben soll, besitzt ungefähr die Verhältnisse eines mittelgroßen Windhundes, bei 1,2 Meter Gesammt- und 20 Centim. Schwanzlänge, 45 bis 50 Centim. Höhe am Widerrist, und ist bekleidet mit einem gleichmäßig dichten, aus ziemlich kurzen, nur an der Ruthe verlängerten Haaren bestehenden Pelze von schön braunrother, unterseits lichterer, auf der Schnauze, den Ohren, an den Füßen und der Schwanzspitze dunklerer Färbung.

Der Kolsum bewohnt Indien, insbesondere Dekan, die Gebirge Nilgiri, Balaghat, Hyderabad und die östlich der Küste Coromandel gelegenen Waldgegenden; in anderen Theilen des großen Reiches scheint er nicht vorzukommen. Auch in Gegenden, welche er bevorzugt, ist er nicht eben eine häufige Erscheinung; viele Besucher Indiens haben ihn daher als ein fabelhaftes Wesen, als ein Märchen der Eingeborenen angesehen. Als ein sehr scheues Thier hält er sich fern von dem Menschen und seinen Wohnungen, dafür jene dunklen Rohrwaldungen vorziehend, welche uns unter dem Namen von Dschungeln bekannt sind, jene Dickichte, welche sich über Hunderte von Meilen ausdehnen und dem Menschen nur hier und da Zutritt gestatten.

In seinen Sitten und Gewohnheiten zeigt der Kolsum viel eigenthümliches. Er schlägt sich wie seine Sippschaftsverwandten in stärkere oder schwächere Meuten, deren durchschnittliche Anzahl aber doch fünfzig bis sechszig sein soll, jagt, abweichend von den anderen Hunden, ganz still oder läßt wenigstens nur in großen Zwischenräumen seine Stimme ertönen. Diese ist kein Bellen, sondern eher ein ängstliches Wimmern, welches dem Geheule des Haushundes ähnelt. Alle Berichte stimmen überein, daß er ein außerordentlich geschickter Jäger ist. Williamson, welcher ihn mehrmals bei der Verfolgung einer Beute beobachtet hat, glaubt, daß kein einziges Thier bei einer längeren Jagd diesem Urhunde entkommen könne. Hinsichtlich der Jagd ähnelt er im ganzen dem Wolfe, unterscheidet sich von ihm aber durch seinen ungewöhnlichen Muth und sein freundschaftliches Zusammenhalten. Sobald die Meute ein Thier aufgestöbert hat, jagt sie ihm mit der größten Ausdauer nach, theilt sich auch wohl, um ihm den Weg nach allen Seiten hin abzuschneiden. Dann packt es der eine an der Kehle, reißt es nieder, und alle stürzen über den Leichnam her und fressen ihn in wenigen Minuten auf. Mit Ausnahme des Elefanten und des Nashorn soll es, wie man sagt, kaum ein einziges indisches Thier geben, welches mit dem Kolsum es aufnehmen könne. Der wüthende Eber fällt ihm zum Opfer, trotz seines gewaltigen Gewehres, der schnellfüßige Hirsch ist nicht im Stande, ihm zu entrinnen. Am besten soll noch der Leopard daran sein, weil die Meute des Kolsum ihm nicht in die Zweige folgen kann, welche er augenblicklich aufsucht, sowie er sich angegriffen sieht; wird ihm aber sein Zufluchtsort in den Baumkronen abgeschnitten, so ist auch er ein Kind des Todes, trotz aller Gegenwehr. Man versichert, daß es der Meute voll-

kommen gleichgültig sei, wenn ihre muthigsten Genossen bei einem Angriffe auf ein gefährliches Thier, wie es der Tiger oder der Bär ist, gelichtet würden: es können zehn und mehr unter den Tatzenschlägen des Tigers verbluten oder an der Bärenbrust erdrückt werden, die übrigen verlieren den Muth nicht, sondern stürzen sich immer von neuem mit solcher Kühnheit und solchem Geschick auf ihren Gegner, daß sie ihn zuletzt doch ermüden und dann sicher noch erwürgen. Diesen blutigen Kämpfen zwischen größeren Raubthieren und dem Kolsum schreibt man die Seltenheit des Thieres



Buansu (Canis primaevus). 1/8 natürl. Größe.

zu; außerdem dürfte diese Hundeart, so glaubt man, in einer Weise sich vermehren, daß es in Indien bald gar keine Jagd mehr geben würde. Den Menschen soll unser Wildhund niemals angreifen, ihm vielmehr, so lange er kann, ängstlich aus dem Wege gehen; wird er aber angegriffen, dann beweist er seinen Muth auch dem Menschen gegenüber und ist kein zu verachtender Gegner.

Ebenso wie in Kolsum glaubte man auch in dem Buansu oder Buansua, Ramhun der Bewohner Kaschmirs (Canis primaevus, Cuon primaevus, Canis himalayanus), den wilden Urhund zu finden. In Gestalt, Färbung, Wesen und Sitten hat er die größte Aehnlichkeit mit jenem. Seine Gesammtlänge wird zu 1,5 Meter, die Schwanzlänge zu 35, die Höhe am Widerriste zu 53 Centim. angegeben; der ziemlich lange und dichte Pelz ist ebenfalls dunkel rost-roth, auf dem Rücken schwarz gesprenkelt, weil hier die einzelnen, an der Wurzel lichten Haare schwarz und rostroth geringelt sind, unterseits röthlichgelb, der Schwanz an der Wurzel blaß-rostfarben, an der Spitze schwarz, die Iris rothbraun.

Der Buansu ist ebenso scheu und hält sich ebenso zurückgezogen wie der Kolsum. Die dichtesten und unzugänglichsten Wälder und andere Dickichte, mit welchen die so reiche Pflanzenwelt den dortigen Boden deckt, zieht er jedem anderen Aufenthalte vor. „Obschon nicht eben selten im Höhengürtel des westlichen Himalaya", sagt Adams, „wird der Ramhun doch selten gesehen. So listig und spitzbübisch ist sein Auftreten, daß selbst eingeborene, mit dem von ihm angerichteten Verheerungen wohl vertraute Jäger ihn niemals zu Gesicht bekommen haben. In den Pinjalbergen bin ich seinen Spuren meilenweit gefolgt, habe auch Lager gefunden, in denen wenige Stunden vorher ganze Meuten gelegen hatten, niemals aber war ich so glücklich, mit ihnen zusammenzutreffen. Wie es scheint, liegen sie über Tages in Löchern oder Höhlen und jagen nur in den frühen Morgen- und Abendstunden. Die Erzählungen der Eingeborenen sind sehr verschieden und oft sich widersprechend." Bekannt ist etwa das Nachstehende:

Der Buansu jagt ebenfalls in Meuten, unterscheidet sich aber bei seiner Jagd von dem vorigen hauptsächlich dadurch, daß er ununterbrochen Laute von sich gibt, während er läuft, und zwar stößt er ein sonderbares Gebrüll aus, welches von der Stimme des Haushundes ganz verschieden ist und ebenso wenig etwas gemein hat mit dem langen Geheule der Wölfe, des Schakals oder des Fuchses. Die Anzahl der Mitglieder einer Meute ist nicht groß, sondern beträgt höchstens acht bis zwölf. Nach allen Beobachtungen wird das jagende Thier durch seinen vorzüglichen Geruch geleitet; wenigstens folgt es der Nase entschieden mehr als dem Auge. Wie gesagt wird, theilt der Buansu mit dem Hiänenhunde, welchen wir später kennen lernen werden, die Lust, gefährliche Raubthiere anzugreifen und zu tödten oder wenigstens zu vertreiben, fällt aber lieber Hirsche, Steinböcke, Schafe und Ziegen an und ist deshalb ein höchst verhaßter Besucher der Gehöfte und Hürden. Ein Freund von Adams sah eine Meute unseres Urhundes ein Rudel Hirsche eifrigst verfolgen, und Eingeborene Kaschmirs erzählten, daß das Raubthier überhaupt nur wenige größere Vierfüßler verschone.

Jung eingefangene Buansus werden sehr zahm, zeigen bald große Anhänglichkeit an ihren Pfleger, und lassen sich, wenn dieser es versteht, zu trefflichen Jagdgehülfen abrichten. Leider scheint der Buansu bloß seinem Herrn unterthan sein zu wollen: er ist für andere Jäger nicht nur unbrauchbar, sondern wegen seines scharfen Gebisses sogar gefährlich.

Wahrscheinlich stimmt der Urhund der Sundainseln und Japans, dort Andjingadjag, hier Jamainu genannt (Canis sumatrensis oder Cuon rutilans, hadophylax und hippophylax), mit einer der beiden beschriebenen festländischen Arten überein; möglicherweise bildet er eine selbständige Art: bestimmtes dürfte erst zu sagen sein, wenn man Kolsum, Buansu und Adjag oder Jamainu lebend nebeneinander gesehen und verglichen haben wird. In der Größe und Färbung scheint sich der letztgenannte wenig von den beschriebenen Verwandten zu unterscheiden; im Gebisse aller drei lassen sich, nach mündlichen Mittheilungen Hensels und den Angaben Murie's, durchgreifende Unterschiede nicht nachweisen. Auch der Adjag steht dem Wolfe an Stärke merklich nach und trägt einen gelblichfuchsrothen, unten lichteren Pelz.

Die großen Sundainseln und Japan bilden die Heimat des Adjag; auf ersteren kommt er bis zu tausend Meter unbedingter Höhe über dem Meere vor. „Als ich", schildert Junghuhn, „am 14. Mai 1846 aus dem Küstengebüsche des Tandjung-Sodong hervortrat und über das breite Sandgestade hinsah, bis zur jenseitigen Landzunge Pangarok oder Schildkrötenkrieg, glaubte ich ein Schlachtfeld vor mir zu erblicken. Hunderte von Gerippen der ungeheuer großen Schildkröten lagen auf dem Sande umher zerstreut. Einige schon in der Sonne gebleichte bestanden nur aus glatten Knochen, andere waren zum Theil noch von faulenden, stinkenden Eingeweiden erfüllt und wieder andere noch frisch und blutend: aber alle lagen auf dem Rücken. Hier ist der Ort, wo die Schildkröten auf ihrer nächtlichen Wanderung vom Saume des Meeres bis zu den Dünen und von da zurück zum Meere von den Wildhunden angefallen werden. Diese kommen in Trupps

von zwanzig bis dreißig Stücken, packen die Schildkröte an allen zugänglichen Theilen ihres umpanzerten Leibes, zerren an den Füßen, am Kopfe, am After, und wissen durch ihre vereinigte Kraft das Thier, ungeachtet seiner ungeheueren Größe, umzuwälzen, so daß es auf den Rücken zu liegen kommt. Dann fangen sie an allen Enden an zu nagen, reißen die Bauchschilder auf und halten an den Eingeweiden, dem Fleische und den Eiern ihr blutiges Mahl. Viele Schildkröten entfliehen ihrer Wuth und erreichen, oft die zerrenden Hunde hinter sich herschleppend, glücklich das Meer. Auch eine erlangte Beute verzehren die Hunde nicht immer in Ruhe. In manchen Nächten geschieht es, daß der Herr der Wildnis, der Königstiger, aus dem Walde hervorbricht, einen Augenblick stille hält, stutzt, mit funkelnden Augen den Strand überspäht, dann leise heranschleicht und endlich mit einem Satze, unter dumpfschnaufendem Geknurre unter die Hunde springt, welche nun nach allen Seiten auseinander stieben und in wilder Flucht dem Walde zueilen. Ein abgebrochener, mehr pfeifender als knurrender Laut begleitet ihren Abzug. So führen sie in Wahrheit einen Kampf mit Bewohnern des Weltmeeres an einem Orte, außerordentlich wüst und schauervoll, welcher niemals von Javanen besucht wird, dem Wanderer aber, welcher die Wildnis durchirrt, schon aus der Ferne erkenntlich ist an der Menge von Raubvögeln, welche hoch in der Luft darüber kreisen."

Aber auch in bevölkerten Gegenden, bis hoch ins Gebirge hinauf, betreibt der Adjag seine wilde Jagd. Wie Junghuhn im Jahre 1844 erfuhr, durchzieht er zuweilen in Meuten von einem Dutzend und darüber die halbbebauten Gauen eines Höhengürtels von ungefähr tausend Meter über dem Meere, überfällt nachts Ziegen und selbst Pferde, welche man auf der Weide gelassen oder in der Nähe der Dörfer im Freien an einen Pfahl gebunden hat, greift sie gemeinschaftlich und gleichzeitig an, beißt sich am After und den Geschlechtstheilen fest, reißt ihnen die Augen aus und die weichen Theile des Bauches auf und weiß sie so zu bewältigen. Nach Versicherung der Javanen vergehen nach solchem Ueberfalle Jahre, in denen keine Spur von den wüsten Gästen bemerkt wird, ein Beweis, daß sie wie unser Wolf weit im Lande umherschweifen.

Ich sah einen Adjag im Thiergarten von Amsterdam, wohin er von Cheribon gebracht worden war. In mancher Hinsicht ähnelt er dem zahmen Hunde. Er läuft, sitzt, liegt zusammengekauert wie dieser,

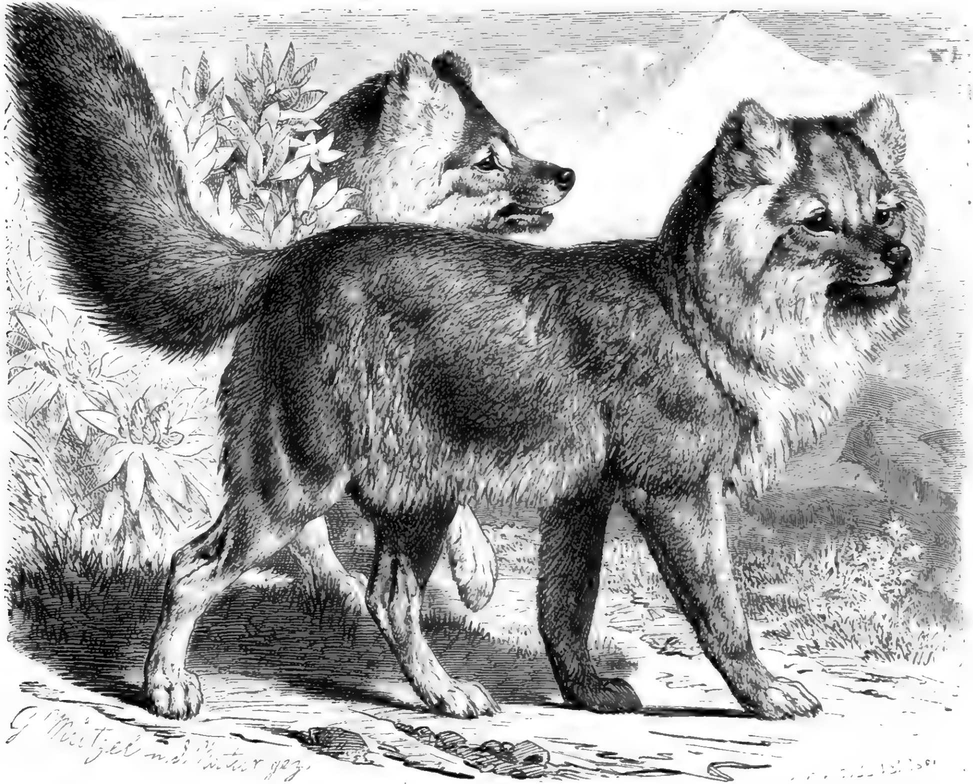
„Er knurrt und zweifelt, legt sich auf den Bauch,
Er wedelt — alles Hundebrauch". —

Aber der erste Blick auf ihn genügt, um in ihm ein von unserem Hunde durchaus verschiedenes Thier zu erkennen. Allerdings läßt sich nicht so leicht beschreiben, worin der Unterschied liegt; allein der vergleichende Blick eines Naturkundigen, welcher lebende Thiere zu beobachten gewohnt ist, will meiner Ansicht nach mehr sagen, als etwaige Maßunterschiede oder ein kleines Höckerchen mehr oder weniger auf einem beliebigen Zahne. Dem Adjag schaut der Wildhund so klar aus dem Gesichte heraus, daß man gar nicht zweifeln kann, weß Geistes Kind man vor sich hat. Kein einziger Haushund hat einen solchen Gesichtsausdruck wie irgend ein wilder; selbst der Hund der Eskimo's ist, wenn man ihm ins Gesicht schaut, vom Wolfe zu unterscheiden: der Adjag aber sieht so wild aus wie nur irgend einer seiner freilebenden Verwandten.

Der Gefangene in Amsterdam wurde nur mit Fleisch gefüttert; andere Stoffe rührte er nicht an. Gegen seine Wärter zeigte er nicht die geringste Anhänglichkeit. Er lebte in Feindschaft mit Menschen und Thieren. Bei Tage schlief er fast immer, nachts war er lebendig und raste oft wie unsinnig im Käfige umher. Mehr habe ich leider nicht erfahren können.

Als Vierter im Bunde tritt in den Gebirgsländern Ost- und Mittelasiens der Alpenhund oder Alpenwolf, Subri der Sojoten und Burjäten, Dscherkul der Tungusen (Canis alpinus, Cuon alpinus) auf. Giebel verurtheilt ihn zu einer Spielart unseres Wolfes, mit welchem er schon wegen der merklich geringeren Größe und abweichenden Behaarung und Färbung kaum

verglichen werden kann; Gray findet durch Vergleichung seines und des Schädels vom Buansu, daß er mit diesem große Aehnlichkeit hat; Murie will ihn höchstens als sibirische Abart der südasiatischen Urhunde gelten lassen. Ein schönes Stück des Berliner Museums ähnelt einem sehr großen zottigen Schäferhunde, hat breiten Kopf mit abgestumpfter Schnauze, mäßig großen Augen und mittelhohen, oben abgerundeten, außen und innen dicht behaarten Ohren, kräftige Glieder und langen, bis zum Boden herabreichenden Schwanz, ist 1,3 Meter lang, wovon der Schwanz 35 Centim. wegnimmt, und 45 Centim. hoch; der Pelz sehr lang, straff und hart, das zwischen den Grannen stehende Woll-



Alpenwolf (Canis alpinus). 1/8 natürl. Größe.

haar dicht, weich und lang, die Fahne außerordentlich weich und buschig, das Haar der Oberseite an der Wurzel dunkel röthlichgrau, in der Mitte rostroth, an der Spitze schwarz oder weiß, wodurch hier eine fahlroströthliche Färbung hervorgebracht wird, während die Unter- und Innenseite sowie der Pfotentheil der Läufe blaßisabellgelb aussehen. Abgegrenzte Farbenfelder bemerkt man nur am Vordertheile der Beine, wo das allgemeine Rostfahlroth oder Rostfahlgelb der Oberseite neben dem Lichtisabellgelb der Unterseite als länglicher Flecken sich zeigt. Der Schwanz ist merklich dunkler als der Oberkörper, etwa fahlgrau. Das Ohr trägt außen röthlichgelbe, innen weißliche Behaarung.

Ueber Verbreitung und Sitten des Thieres berichtet Radde. Der Alpenwolf tritt in den Gebirgen, denen die östlichen Quellzuströme des Jenisei entspringen, strichweise häufig auf, wird aber ebensowohl von den Burjäten und Sojoten wie von den russischen Jägern nicht gejagt, sondern nur beiläufig erbeutet. Mehr der geringe Werth seines groben Pelzes als die Furcht vor ihm ist Ursache, daß man ihm nicht besonders nachstellt. Sein Vorkommen scheint an gewisse Oertlichkeiten geknüpft zu sein, an solche, welche zu den wildesten Gebirgsgegenden gehören und von den Hirschen besonders gerne als Standorte gewählt werden. So ist er im Jagdgebiete der

Karagassen westlich vom mittleren Okalaufe noch in Trupps von zehn bis fünfzehn Stücken vorhanden und geht dort den Hirschen, ganz besonders den Hirschkühen und Kälbern nach. Vereinzelter lebt er im Gebiete der Sojoten, namentlich am schwarzen Irkut, wo er vornehmlich an Steinböcke sich hält. Im oberen Irkutthale hatte er im Jahre 1859 die Hirsche dergestalt versprengt, daß die Jagden auf sie erfolglos blieben. Im südlichen Apfelgebirge erkundigte sich Radde vergeblich nach ihm, erfuhr dagegen in den Hochsteppen Dauriens, daß der Dscherkul hier zuweilen vorkomme. In den Gebirgen des unteren Amur ist er häufig.

Von den Jägern im Amurthale wird der Alpenwolf gefürchtet. Die von ihm gebildeten Meuten umzingeln ihre Beute und fällen sie sicher. Dem Jäger, welcher diese Raubthiere in größerer Anzahl antrifft, bleibt nichts übrig, als sich auf einen Baum zu flüchten. Hirsche und Steinböcke werden von den Alpenhunden zu Felsabstürzen getrieben, angeschossene Stücke verfolgt und sehr bald niedergerissen. Angesichts der Beute lassen sie einen pfeifend zischenden Laut vernehmen und stürzen sich so gierig auf den Fraß, daß man sich ihnen sehr gut nähern kann. Ein Radde bekannter Birar-Tunguse erlegte von vier Alpenhunden, welche ihm einen eben angeschossenen Hirsch streitig machten, drei nach einander, ohne daß die überlebenden durch das Zusammenstürzen der getödteten bei ihrer Mahlzeit sich hätten stören lassen. Von den kundigen Eingeborenen werden sie übrigens als sehr schlaue und schnelle Thiere geschildert. Starke, alte Männchen führen die Meute, und zwar nehmen gewöhnlich ihrer mehrere die Spitze. Erfahrene Jagdhunde folgen der Spur ihrer Verwandten nicht, kehren vielmehr wie nach erkannter Tigerspur furchtsam, mit gesträubtem Rückenhaare, zum Herrn zurück.

Das Fleisch wird von den Birar-Tungusen nicht gegessen, das Fell von den russischen Kaufleuten nicht begehrt. Von Radde verlangte man freilich sechs bis zehn Rubel, aber nur, weil man merkte, wie viel ihm an einem vollständigen Balge gelegen war.

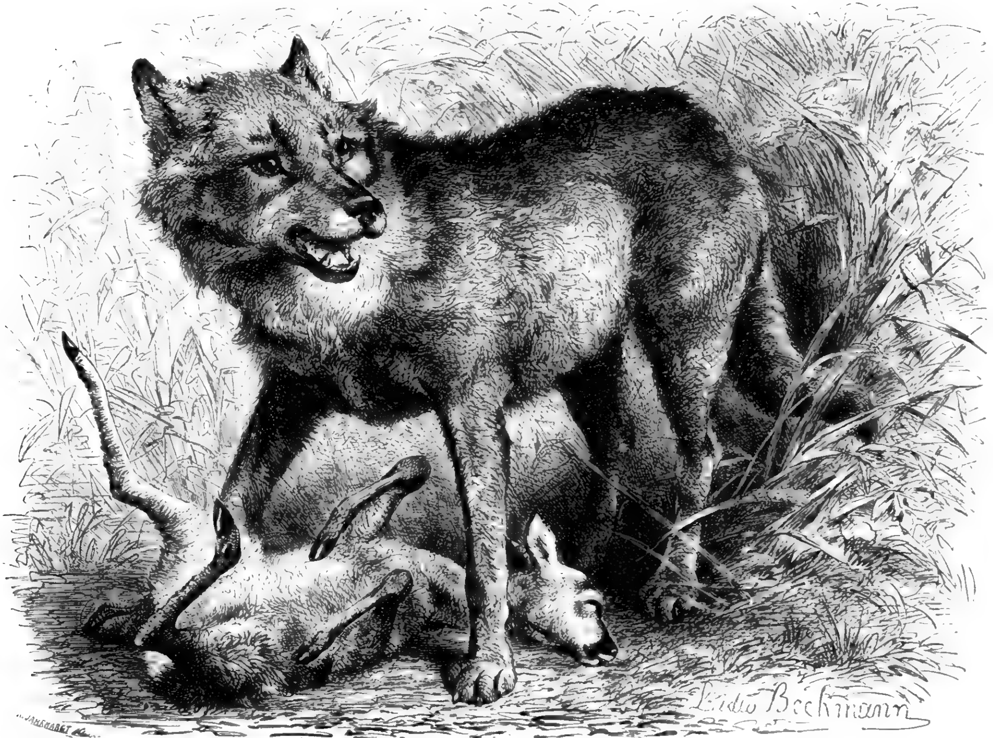
*

Den Urhunden reihen wir die Wölfe (Lupus) als nächste Verwandte an. Sie unterscheiden von jenen, nach Gray, der mäßig große, ziemlich spitzschnauzige Kopf und nicht eben erhebliche Abweichungen des Gebisses, welches aus 42 Zähnen besteht, da in der Unterkinnlade anstatt eines zwei Höckerzähne vorhanden sind.

Der Wolf (Canis lupus, Lupus vulgaris und L. silvestris, Canis lycaon) hat etwa die Gestalt eines großen, hochbeinigen, dürren Hundes, welcher den Schwanz hängen läßt, anstatt ihn aufgerollt zu tragen. Bei schärferer Vergleichung zeigen sich die Unterschiede namentlich in Folgendem: Der Leib ist hager, der Bauch eingezogen; die Läufe sind klapperdürr und schmalpfotig; die langhaarige Lunte hängt bis auf die Fersen herab; die Schnauze erscheint im Verhältnis zu dem dicken Kopfe gestreckt und spitzig; die breite Stirn fällt schief ab; die Seher stehen schief, die Lauscher immer aufrecht. Der Pelz ändert ab nach dem Klima der Länder, welche der Wolf bewohnt, ebensowohl hinsichtlich des Haarwuchses wie bezüglich der Färbung. In den nördlichen Ländern ist die Behaarung lang, rauh und dicht, am längsten am Unterleibe und an den Schenkeln, buschig am Schwanze, dicht und aufrechtstehend am Halse und an den Seiten, in südlichen Gegenden im allgemeinen kürzer und rauher. Die Färbung ist gewöhnlich fahlgraugelb mit schwärzlicher Mischung, welche an der Unterseite lichter, oft weißlichgrau erscheint. Im Sommer spielt die Gesammtfärbung mehr in das Röthliche, im Winter mehr in das Gelbliche, in nördlichen Ländern mehr in das Weiße, in südlichen mehr in das Schwärzliche. Die Stirne ist weißlichgrau, die Schnauze gelblichgrau, immer aber mit Schwarz gemischt; die Lippen sind weißlich, die Wangen gelblich und zuweilen undeutlich schwarz gestreift, die dichten Wollhaare fahlgrau.

Hier und da kommt eine schwarze Spielart des Wolfes vor, welche man als besondere Art (Canis lycaon) aufzustellen versucht, jedoch ebensowohl wie andere als bloße Abänderung aufzufassen hat. Gebirgswölfe sind im allgemeinen groß und stark, Wölfe der Ebenen merklich kleiner und

schwächer, keineswegs aber auch minder raub- oder angriffslustig. In Ungarn und Galizien unterscheidet man ganz allgemein den Rohr- und Waldwolf. Ersterer ist röthlichgrau, nicht stärker als ein mittelgroßer Vorstehhund, lebt meistens in zahlreichen Rotten beisammen und liebt ebene, sumpfige, nicht sehr waldreiche Gegenden; letzterer hat aschgraue Färbung, erreicht eine viel bedeutendere Größe als der Rohrwolf, schlägt sich nur während der Ranzzeit in größere Meuten zusammen, bildet außerdem Trupps von zwei bis fünf Stück und bevorzugt zusammenhängende Waldungen. Beide können wohl nur als Spielarten aufgefaßt werden, ebenso wie der in China



Wolf (Canis lupus). 1/9 natürl. Größe.

hausende Tschango (Lupus Chango) schwerlich als besondere Art sich bewähren dürfte. Gray, sein Beschreiber, gibt an, daß er etwas kurzbeiniger als der Wolf, und an den Ohren, den Leibesseiten, den Außenseiten der Glieder mit kurzen blaßgelblichen, unterseits mit weißen Haaren bekleidet ist. Ein ausgewachsener Wolf erreicht 1,6 Meter Leibeslänge, wovon 45 Centim. auf den Schwanz kommen; die Höhe am Widerriste beträgt etwa 85 Centim. Die Wölfin unterscheidet sich von dem Wolfe durch etwas schwächeren Körperbau, spitzere Schnauze und dünneren Schwanz.

Noch heutigen Tages ist der Wolf weit verbreitet, so sehr auch sein Gebiet gegen frühere Zeiten beschränkt wurde. Er findet sich gegenwärtig noch fast in ganz Europa, wenn auch in den bevölkertsten Ländern dieses Erdtheils nur in den Hochgebirgen. In Spanien ist er in allen Gebirgen und selbst in den größeren Ebenen eine ständige Erscheinung, in Griechenland, Italien und Frankreich häufig genug, in der Schweiz seltener, im mittleren und nördlichen Deutschland wie in Großbritannien gänzlich ausgerottet worden, im Osten Europas gemein. Ungarn und Galizien, Kroatien, Krain, Serbien, Bosnien, die Donaufürstenthümer, Polen, Rußland, Schweden, Norwegen und Lappland sind diejenigen Länder, in denen er jetzt noch in namhafter Menge auftritt. Auf Island und den Inseln des Mittelmeeres scheint er niemals vorgekommen, in den

Atlasländern dagegen ebenfalls vorhanden zu sein. Außerdem verbreitet er sich über ganz Nordost- und Mittelasien und wird in Nordamerika durch einen ihm so nahestehenden Verwandten ersetzt, daß man auch den Westen der Erde in seinen Verbreitungskreis gezogen hat.

Die Alten kannten den Wolf genau. Viele griechische und römische Schriftsteller sprechen von ihm, einige nicht allein mit dem vollen Abscheu, welchen Isegrimm von jeher erregt hat, sondern auch bereits mit geheimer Furcht vor ungeheuerlichen oder gespenstigen Eigenschaften des Thieres. Oppian unterscheidet fünf Abarten, welche Geßners Uebersetzer bezeichnet als Schützwolf, „so genennet von seiner schnälle wegen", Raubwolf „der allerschnällest, trit mit grosser vngestüme morgens frü auff das gejegt, dann er stets Hunger leydet", Guldie „von der farb wägen, schöne vnd glantz seiner haren" und Booßwolf, „der viert und fünft, diweyl jre grind vnd hälß so kurtz vnd dick etwas gleyche mit dem Amboos habend". In der altgermanischen Göttersage wird der Wolf, das Thier Wodans, eher geachtet als verabscheut; letzteres geschieht erst viel später, nachdem die christlichen Pfaffen die hochdichterische Götterlehre unserer Vorfahren durch ihre abgeschmackten Teufelsgeschichten zu verdrängen gewußt hatten. Sie verwandelten Wodan in den teuflichen „wilden Jäger" und seine Wölfe in dessen Hunde, bis zuletzt aus diesen der gespenstige Werwolf wird: eine der ungenießbarsten Früchte des Aberglaubens, ein Ungeheuer, zeitweilig Wolf, zeitweilig Mensch, Blindgläubigen ein Entsetzen. Noch heutigen Tages spukt die Werwolfsfabel in verdüsterten Köpfen und flüstert das Volk sich zu, durch welche Mittel das gespenstige Ungeheuer zu bannen und unschädlich zu machen sei.

Der Wolf wird zwar allmählich mehr und mehr zurückgedrängt; doch ist der letzte Tag seines Auftretens im gesitteten Europa anscheinend noch fern. Im vorigen Jahrhundert fehlte das schädliche Raubthier keinem größeren Waldgebiete unseres Vaterlandes, und auch in diesem Jahrhundert sind hier nach amtlichen Angaben immerhin noch Tausende erlegt worden. Innerhalb der Grenzen Preußens wurden im Jahre 1819 noch eintausendundachtzig Stück geschossen. In Pommern allein wurden erlegt im Jahre 1800 hundertundachtzehn Stück, 1801 hundertundneun Stück, 1802 hundertundzwei, 1803 sechsundachtzig, 1804 hundertundzwölf, 1805 fünfundachtzig, 1806 sechsundsiebenzig, 1807 zwölf, 1808 siebenunddreißig, 1809 dreiundvierzig. Sie wurden dann seltener, folgten jedoch im Jahre 1812 den sich aus Rußland zurückziehenden Franzosen und kamen nun wieder in sehr großer Menge vor: im Kösliner Regierungsbezirk wurden im Jahre 1816 bis 1817 hundertdreiundfünfzig Stück ausgelöst. Gegenwärtig sind sie sehr selten geworden; doch verlaufen sich alljährlich noch einzelne Wölfe aus Rußland, Frankreich und Belgien nach Ost- und Westpreußen, Posen, den Rheinlanden, in strengen Wintern auch nach Oberschlesien, unter Umständen bis tief in das Land. So trieben, laut Pagenstecher, im Jahre 1866 Wölfe im Odenwalde ihr Unwesen, bis es nach vielen vergeblichen Jagden endlich gelang, ihrer habhaft zu werden. Im ganzen Südosten Oesterreichs, zumal Ungarns und den dazu gehörigen slavischen Ländern, muß man allwinterlich mehr oder minder großartige Jagden veranstalten und sonstige Vertilgungsmittel anwenden, um den Wölfen zu steuern, hat aber in waldigen, dünnbevölkerten Gegenden bis heutigen Tages noch herzlich wenig auszurichten vermocht. Die Anzahl der Wölfe, welche jährlich in Rußland erlegt und von den Behörden ausgelöst werden, ist nicht genau bekannt, jedenfalls aber eine sehr erhebliche Menge. Dasselbe ist in Schweden und Norwegen der Fall. In diesen drei nördlichen Reichen gelten die Wölfe als die hauptsächlichsten Störer der öffentlichen Ruhe und Sicherheit und bringen jährlich ungeheueren Schaden: — ich will weiter unten darüber ausführlicher reden.

Der Wolf bewohnt einsame, stille Gegenden und Wildnisse, namentlich dichte, düstere Wälder, Brüche mit morastigen und trockenen Stellen, und im Süden die Steppen. In Mitteleuropa findet er sich nur in den Hochgebirgen; im Süden, Osten und Norden haust er in Waldungen aller Höhengürtel, selbst in nicht allzu großen Buschdickichten, auf Kaupen in Brüchen und Sümpfen, in Rohrwäldern, Maisfeldern, in Spanien sogar in Getreidefeldern, oft in geringer Nähe der

Ortschaften. Diese meidet er überhaupt viel weniger, als man gewöhnlich annimmt, hütet sich nur, so lange der Hunger ihm irgendwie es gestattet, sich sehr bemerklich zu machen. Wenn er nicht durch das Fortpflanzungsgeschäft gebunden wird, hält er sich selten längere Zeit an einem und demselben Orte auf, schweift vielmehr weit umher, verläßt eine Gegend tage- und wochenlang und kehrt dann wieder nach dem früheren Aufenthaltsorte zurück, um ihn von neuem abzujagen. In dicht bevölkerten Gegenden zeigt er sich nur ausnahmsweise vor Einbruch der Dämmerung, in einsamen Wäldern dagegen wird er, wie der Fuchs unter ähnlichen Umständen, schon in den Nachmittagsstunden rege, schleicht und lungert umher und sieht, ob nichts für seinen ewig bellenden Magen abfalle. Während des Frühjahrs und Sommers lebt er einzeln, zu zweien, zu dreien, im Herbste in Familien, im Winter in mehr oder minder zahlreichen Meuten, je nachdem die Gegend ein Zusammenscharen größerer Rudel begünstigt oder nicht. Trifft man ihn zu zweien an, so hat man es in der Regel, im Frühjahre fast ausnahmslos, mit einem Paare zu thun; bei größeren Trupps pflegen männliche Wölfe zu überwiegen. Einmal geschart, treibt er alle Tagesgeschäfte gemeinschaftlich, unterstützt seine Mitwölfe und ruft diese nöthigenfalls durch Geheul herbei. Gesellschaftlich treibt er sein Umherschweifen ebenso gut, als wenn er einzeln lebt, folgt Gebirgszügen mehr als fünfzig Meilen weit, wandert über Ebenen von mehr als hundert Meilen Durchmesser, durchreist, von einem Walde zum anderen sich wendend, ganze Provinzen und tritt deshalb zuweilen urplötzlich in Gegenden auf, in denen man ihn längere Zeit, vielleicht Jahre nach einander, nicht beobachtete. Während andauernder Kriege zieht er den Heeren nach: so folgten in den Jahren 1812 und 1813 die vierbeinigen Raubmörder den Franzosen von Rußland her bis in die Rheinländer. Erwiesenermaßen durchmißt er bei seinen Jagd- und Wanderzügen Strecken von sechs bis zehn Meilen in einer einzigen Nacht. Nicht selten, im Winter bei tiefem Schnee ziemlich regelmäßig, bilden Wolfsgesellschaften lange Rotten, indem die einzelnen Thiere, wie die Indianer auf ihrem Kriegspfade, dicht hinter einander herlaufen und möglichst in dieselbe Spur treten, sodaß es selbst für den Kundigen schwer wird, zu erkennen, aus wie vielen Stücken eine Meute besteht. Gegen Morgen bietet irgend ein dichter Waldestheil der wandernden Räubergesellschaft Zuflucht; in der nächsten Nacht geht es weiter, bisweilen auch wieder zurück. Gegen das Frühjahr hin, nach der Ranzzeit, vereinzeln sich die Rudel, und die trächtige Wölfin sucht, nach bestimmten Versicherungen glaubwürdiger Jäger, meist in Gesellschaft eines Wolfes, ihren früheren oder einen ähnlichen Standort wieder auf, um zu wölfen und ihre Jungen zu erziehen.

Die Beweglichkeit des Wolfes bedingt großen Aufwand von Kraft, raschen Stoffwechsel und unverhältnismäßig bedeutenden Nahrungsverbrauch; der gefährliche Räuber fügt daher allerorten, wo er auftritt, dem ihm erreichbaren Gethier empfindliche Verluste zu. Sein Lieblingswild bilden Haus- und größere Jagdthiere aller Arten, behaarte wie befiederte; doch begnügt er sich mit Kleingethier aller fünf Wirbelthierklassen, frißt selbst Kerbthiere und verschmäht ebenso verschiedene Pflanzenstoffe nicht. Der Schaden, welchen er durch seine Jagd anrichtet, würde, obschon immer bedeutend, so doch vielleicht zu ertragen sein, ließe er sich von seinem ungestümen Jagdeifer und ungezügelten Blutdurst nicht hinreißen, mehr zu würgen, als er zu seiner Ernährung bedarf. Hierdurch erst wird er zur Geisel für den Hirten und Jagdbesitzer, zum ingrimmig oder geradezu maßlos gehaßten Feinde von Jedermann. Während des Sommers schadet er weniger als im Winter. Der Wald bietet ihm neben dem Wilde noch mancherlei andere Speise: Füchse, Igel, Mäuse, verschiedene Vögel und Kriechthiere, auch Pflanzenstoffe; von Hausthieren fällt ihm daher jetzt höchstens Kleinvieh, welches in der Nähe seines Aufenthaltsortes unbeaufsichtigt weidet, zur Beute. Unter dem Wilde räumt er entsetzlich auf, reißt und versprengt Elche, Hirsche, Damhirsche, Rehe, und vernichtet fast alle Hasen seines Gebietes, greift dagegen größeres Hausvieh doch nur ausnahmsweise an. Manchmal begnügt er sich längere Zeit mit Ausübung der niedersten Jagd, folgt, wie Islawin berichtet, den Zügen der Lemminge durch Hunderte von Wersten und nährt sich dann einzig und allein von diesen Wühlmäusen, sucht Eidechsen, Nattern und Frösche, und liest

sich Maikäfer auf. Aas liebt er leidenschaftlich und macht da, wo er mit Vetter Luchs zusammenhaust, reinen Tisch auf dessen Schlachtplätzen. Nach einem Berichterstatter der Jagdzeitung frißt er auch Mais, Melonen, Kürbisse, Gurken, Kartoffeln und sonstige Feldfrüchte. Ganz anders tritt er im Herbste und Winter auf. Jetzt umschleicht er das draußen weidende Vieh ununterbrochen und schont weder große noch kleine Herdenthiere, die wehrhaften Pferde, Rinder und Schweine nur dann, wenn sie in geschlossenen Herden zusammengehen und er sich noch nicht in Meuten geschart hat. Mit Beginn des Winters nähert er sich den Ortschaften mehr und mehr, kommt bis an die letzten Häuser von St. Petersburg, Moskau und anderer russischen Städte, dringt in die ungarischen und kroatischen Ortschaften ein, durchläuft selbst Städte von der Größe Agrams und treibt in kleineren Flecken und Dörfern regelrechte Jagd, zumal auf Hunde, welche ein ihm sehr beliebtes Wild und im Winter die einzige in der Nähe der Dörfer leicht zu erlangende Beute sind. Zwar verabsäumt er, wie ich in Kroatien erfuhr und in der „Gartenlaube" bereits mitgetheilt habe, keineswegs, auch eine andere Gelegenheit sich zu Nutze zu machen, schleicht sich ohne Bedenken in einen Stall ein, dessen Thüre der Besitzer nicht gehörig verschlossen, springt sogar durch ein offenstehendes Fenster oder eine ihm erreichbare Luke in denselben und würgt, wenn er seinen Rückzug gedeckt sieht, alles vorhandene Kleinvieh ohne Gnade und Barmherzigkeit, in gleichsam blinder, unüberlegter Mordgier wie ein Tiger hausend; doch gehören Einbrüche des frechen Räubers in Viehställe immerhin zu den Seltenheiten, während alle Dorfbewohner der von ihm heimgesuchten Gegenden allwinterlich einen guten Theil ihrer Hunde einbüßen, ebenso wie der Wolfsjäger regelmäßig im Laufe des Sommers mehrere von seinen treuen Jagdgenossen verliert. Jagt der Wolf in Meuten, so greift er auch Pferde und Rinder an, obgleich diese ihrer Haut sich zu wehren wissen. In Rußland erzählt man sich, wie Loewis mir mittheilt, daß hungerige Wolfsmeuten sogar den Bären anfallen und nach heftigem Kampfe schließlich bewältigen sollen: ob etwas Wahres an dieser unglaublich scheinenden Erzählung ist, lasse ich billig dahin gestellt sein. So viel ist sicher, daß der Wolf auf alles Lebende Jagd macht, welches er bewältigen zu können glaubt. Immer und überall aber hütet er sich so lange wie irgend möglich, mit dem Menschen sich einzulassen. Die schauerlichen Geschichten, welche in unseren Büchern erzählt und von unserer Einbildungskraft bestens ausgeschmückt werden, beruhen zum allergeringsten Theile auf Wahrheit. Daß eine vom Hunger gepeinigte, blindwüthende Wolfsmeute auch einen Menschen überfällt, niederreißt, tödtet und auffrißt, kann leider nicht in Abrede gestellt werden; so schlimm aber wie man sich die Gefahren vorstellt, welche den Menschen in von Wölfen bewohnten Ländern bedrohen, ist die Sache bei weitem nicht. Ein wehrloses Kind, ein Weib, welches zur Unzeit vor das Dorf sich wagt, mag in der Regel gefährdet sein; ein Mann, und wenn er auch nur mit einem Knüppel bewaffnet wäre, ist es nur in seltenen, durch Zusammentreffen ungünstiger Umstände herbeigeführten Fällen. Einzelne Wölfe wagen sich schwerlich jemals an einen Erwachsenen, Trupps schon eher; vom Hunger gepeinigte Meuten können gefährlich werden.

Bei seinen Jagden verfährt der Wolf mit der List und Schlauheit des Fuchses, von dessen Eigenschaften er gelegentlich auch noch eine andere, die Frechheit, an den Tag legt. Er nähert sich einer ausersehenen Beute mit äußerster Vorsicht, unter sorgfältiger Beobachtung aller Jagdregeln, schleicht lautlos bis in möglichste Nähe an das Opfer heran, springt ihm mit einem geschickten Satze an die Kehle und reißt es nieder. An Wechseln lauert er stundenlang auf das Wild, gleichviel ob dasselbe ein Hirsch oder Reh oder in Dauriens Steppen ein in den Bau geschlüpftes Murmelthier ist; einer Fährte folgt er mit untrüglicher Sicherheit. Bei gemeinschaftlichen Jagden handelt er im Einverständnisse mit der übrigen Meute, indem ein Theil die Beute verfolgt, der andere ihr den Weg abzuschneiden und zu verlegen sucht. „Begegnen Wölfe", schreibt mir Loewis, „in der Ebene einem Fuchse, so theilen sie sich sofort und suchen ihn zu umzingeln, während einige die Hetze aufnehmen. Meister Reineke ist dann gewöhnlich verloren, wird schnell gefaßt, noch schneller zerrissen und verschlungen." Angesichts einer Herde bemühen sie sich, wie schon die Alten

wußten, die Hunde wegzulocken, und fallen dann über die Schafe her: „So der Wölffen vil vnd Hund oder hirten bey der härd sind, so greyfft ein theil die hut an, der ander die härd Schaaff", sagt schon der alte Geßner. Gejagt, erhebt sich der Wolf, beim ersten Lautwerden der Rüden, um sich fortzustehlen, gibt aber genau darauf Acht, wie viele Hunde ihm folgen, überfällt, wenn ein einzelner durch das Jagdfeuer verlockt wurde, von den übrigen sich zu trennen, diesen ohne weiteres, erwürgt ihn und frißt ihn während der Jagd auf. So erzählte mir Baron von Branyczany, ein leidenschaftlicher Wolfsjäger in Kroatien, und fügte nachstehende Geschichte hinzu, um zu beweisen, daß der Wolf mit ausgesuchter und schändlicher List verfährt, um einen Hund zu übertölpeln.

Pfarrer Kaliman, nach Versicherung Branyczany's ein durchaus zuverlässiger Gewährsmann, sah einmal an einem Bergabhange drei Wölfe lauernd stehen und auf das Gekläff einiger Hunde lauschen, welche sie wahrgenommen hatten. Nach einiger Zeit zogen sich zwei von den Wölfen in das nahe Dickicht zurück, während der eine den drei oder vier Hunden, mittelgroßen Braken, entgegenging und sie förmlich herausforderte, ihn zu verfolgen. Die Hunde stürmten ohne Besinnen auf den verhaßten Gegner los und folgten ihm mit um so größerem Eifer, als er sich bei ihrem Erscheinen sofort wandte und auf die Flucht machte. Kaum hatten sie die Stelle, von welcher aus die beiden anderen Wölfe weggelaufen waren, übersprungen, als diese wieder erschienen, die Fährte ihres Jagdgenossen und der Hunde aufnahmen und nun ihrerseits letztere verfolgten. Von diesen kam kein einziger in das Dorf zurück. Aehnliche Ränke und Listen mögen die Wölfe im Winter auch in unmittelbarer Nähe der Dörfer oder im Dorfe selbst anwenden, um die Hunde aus dem sicheren Schutze des Hauses wegzulocken; denn gar nicht selten geschieht es, daß ein Dorfhund abends in voller Angst in das Innere eines Hauses stürzt, um in der Nähe des sichernden Feuers Schutz zu suchen, und daß man bald darauf das langgezogene Heulen Isegrims vernimmt.

Aus vorstehenden Angaben geht zur Genüge hervor, wie schädlich der Wolf wird. Bei den Nomadenvölkern oder allen denen, welche Viehzucht treiben, ist er entschieden der schlimmste aller Feinde. Es kommt vor, daß er die Viehzucht wirklich unmöglich macht. So wurde ein Versuch, das so nützliche Ren auch auf den südlichen Gebirgen Norwegens zu züchten oder in Herden zu halten, durch die Wölfe vereitelt. Man hatte Renthiere aus Lappland gebracht und der Obhut einiger Lappen übergeben, welche ihrem Amte so gut vorstanden, daß nach wenigen Jahren die Herden von Hunderten auf Tausende gewachsen waren. Mit der Vermehrung der Renthiere nahm aber die Zahl der Wölfe derart überhand, daß man zuletzt gezwungen wurde, die Renthiere theils zu tödten, theils verwildern zu lassen, um nur die Plage wieder loszuwerden. In der russischen Provinz Livland wurden in dem Jahre 1823 bei den Behörden als den Wölfen zur Beute gefallene Thiere angemeldet: 15,182 Schafe, 1807 Rinder, 1841 Pferde, 3270 Lämmer und Ziegen, 4190 Schweine, 703 Hunde und 1873 Gänse und Hühner. Im Großherzogthum Posen wurden im Jahre 1820 neunzehn Erwachsene und Kinder zerrissen, und doch hatte die preußische Regierung in den vorhergehenden Jahren 4618 Thaler Schußgeld für erlegte Wölfe bezahlt. Ein einziger Wolf, welcher sich, laut Kobell, bevor er getödtet wurde, neun Jahre in der Gegend von Schliersee und Tegernsee umhertrieb, hat nach amtlichen Erhebungen während dieser Zeit gegen 1000 Schafe und viel Wildpret gerissen, so daß der von ihm verursachte Schaden auf 8000 bis 10,000 Gulden geschätzt wurde. Im Jagdwalde bei Temeswar, welcher eine Achtelmeile von der Festung entfernt liegt, rissen die Wölfe in einem Winter über 70 Rehe, in einem walachischen Grenzdorfe binnen zwei Monaten 31 Rinder und 3 Pferde, in der kroatischen Ortschaft Basma in einer Nacht 35 Schafe. Im Dorfe Suhaj in Kroatien trieb, laut mir gewordenem Berichte, am 8. December 1871 der Hirt eine Herde Schafe auf die Weide und wurde hier von etwa sechszig Wölfen überfallen, welche ihm 24 Schafe zerrissen und auffraßen; die übrigen zerstoben in alle Winde und nur ein Lamm kehrte zurück. Aehnliches geschieht aller Orten, wo diese Raubthiere hausen. In Lappland ist das Wort Friede gleichbedeutend mit Ruhe vor den

Wölfen. Man kennt bloß einen Krieg, und dieser gilt gedachten Raubthieren, welche das lebendige Besitzthum der armen Nomaden des Nordens oft in der empfindlichsten Weise schädigen. Auch in Spanien verursachen die Wölfe bedeutende Verluste. Während meiner Anwesenheit daselbst, im Winter von 1856 zu 1857, fand man einmal zwei jener muthigen Sicherheitsbeamten, welche Spanien eine Zeitlang von menschlichen Räubern befreit hatten, todt inmitten einer Schar von durch sie erlegten Wölfen. Die tapferen Männer hatten gekämpft, solange Pulver und Blei vorhanden gewesen war, und selbst dann noch mit dem Bayonnet sich vertheidigt, waren aber endlich doch unterlegen, vielleicht mehr der Ermattung und der Kälte als den hungerigen Wölfen.

Es ist kein Wunder, wenn die gefährlichen Thiere, zumal da, wo sie in Menge auftreten, nicht bloß unter den Menschen, sondern auch unter den Thieren Angst und Schrecken verursachen. Die Pferde werden in hohem Grade unruhig, sobald sie einen Wolf wittern, die übrigen Hausthiere, mit Ausnahme der Hunde, ergreifen die Flucht, wenn sie nur die geringste Wahrnehmung von ihrem Hauptfeinde erlangt haben. Für gute Hunde aber scheint es kein größeres Vergnügen zu geben als die Wolfsjagd, wie ja überhaupt die Hunde dadurch sich auszeichnen, daß sie gerade die gefährlichste Jagd am liebsten betreiben. Schwer begreiflich oder doch merkwürdig ist, daß der Haß zwischen zwei so nahen Verwandten, wie es der Hund und Wolf sind, eine so unbeschreibliche Höhe erreichen kann. Ein Hund, welcher auf eine Wolfsfährte gesetzt wird, vergißt alles, geräth in die namenloseste Wuth und ruht nicht eher, als bis er seinen Feind am Kragen hat. Dann achtet er keine Verwundung, nicht einmal den Tod seiner Gefährten. Noch sterbend sucht er an dem Wolfe sich festzubeißen. Doch nehmen keineswegs alle Hunde eine Wolfsfährte auf; viele kehren im Gegentheile sofort um, wenn sie den verhaßten Wolf wittern. Die Größe der Rüden kommt weniger in Betracht als die Rasse oder Abstammung und die Schule, welche sie durchgemacht haben. Kleine Kläffer sind nicht selten viel erbittertere Gegner des Raubthieres als große, nicht von dem nöthigen Muthe beseelte Beißer.

Auch andere Hausthiere wissen sich gegen den Wolf zu vertheidigen. „In den südrussischen Steppen", sagt Kohl, „wohnen die Wölfe in selbst gegrabenen Höhlen, die oft klaftertief sind. Kaum sind sie irgendwo häufiger als in den waldigen und buschigen Ebenen der Ukraine und Kleinrußlands. Jede menschliche Wohnung ist dort eine wahre Festung gegen die Wölfe, und mit vier bis fünf Meter hohen Dornmauern umgeben. Diese Thiere umschleichen in der Nacht immerfort die Herden der russischen Steppen. Den Pferdeherden nahen sie sich mit Vorsicht, suchen einzelne Füllen wegzuschnappen, welche sich zu weit von der Herde weggewagt haben, oder beschleichen auch einzelne Pferde, springen ihnen an die Gurgel und reißen sie nieder. Merken die übrigen Pferde den Wolf, so gehen sie ohne weiteres auf ihn zu und hauen, wenn er nicht weicht, mit den Vorderhufen auf ihn los, ja die Hengste packen ihn auch mit den Zähnen. Oft wird der Wolf schon auf den ersten Schlag erlegt, oft aber macht er eine schnelle Wendung, packt das angreifende Pferd an der Gurgel und reißt es zu Boden. Auch viele zugleich erscheinende Wölfe sind nicht im Stande, eine Pferdeherde zum Weichen zu bringen, kommen im Gegentheile, wenn sie sich nicht bald zurückziehen, in Gefahr, umringt und erschlagen zu werden." In ebenso misliche Lage geräth Isegrim, wenn er versucht, in den Waldungen Spaniens oder Kroatiens einen Schweinebraten sich zu holen. Ein vereinzeltes Schwein wird ihm vielleicht zur Beute; eine größere, geschlossene Herde dagegen bleibt, wie man mir in Spanien und Kroatien übereinstimmend versicherte, regelmäßig von Wölfen verschont, wird von diesen sogar ängstlich gemieden. Die tapferen Borstenträger stehen muthig ein für das Wohl der Gesammtheit, alle für einen, und bearbeiten den bösen Wolf, welcher sich erfrechen sollte, unter ihnen einzufallen, mit den Hauzähnen so wacker, daß er alle Räubergelüste vergißt und nur daran denkt, sein aufs höchste bedrohtes Leben in Sicherheit zu bringen. Versäumt er den rechten Augenblick, so wird er von den erbosten Schweinen unbarmherzig niedergemacht und dann mit demselben Behagen verzehrt, welches ein Schweinebraten bei ihm erwecken mag. So erklärt es sich, daß man da, wo Schweine im Walde weiden, fast nie einen Wolf spürt, und anderer=

seits wird es verständlich, daß der Jäger, welcher mit seinen Hunden zufällig in die Nähe einer Schweineherde geräth, nicht minder ernste Gefahr läuft als die Wölfe. Denn die Schweine sehen in den Hunden so nahe Verwandte der von ihnen gefürchteten Raubthiere, daß sie sich ebenso gut auf jene stürzen wie auf diese und, einmal wüthend geworden, auch den zum Schutze seiner treuen Gehülfen herbeieilenden Jäger nicht schonen. Selbst einzelne Schweine kämpfen auf Leben und Tod, ehe sie sich dem Wolfe ergeben. In den Waldungen Andalusiens fand man, wie man mir an Ort und Stelle erzählte, eine starke Bache verendet zwischen zwei von ihr erlegten Wölfen. Nur die Schafe fügen sich mit der gläubigen Seelen eigenen Ergebung willenlos in das Unvermeidliche. „Hat der Wolf bemerkt", schildert Kohl weiter, „daß Schäfer und Hunde nicht zur Hand sind, so packt er das erste, beste Schaf und reißt es nieder. Die übrigen fliehen zwei- bis dreihundert Schritte weit, drängen sich dicht zusammen und gaffen mit den dümmsten Augen der Welt nach dem Wolfe hin, bis er kommt und sich noch eins holt. Nun reißen sie wieder einige hundert Schritte aus und erwarten ihn abermals." An die Rindviehherden wagt sich gewöhnlich kein Wolf, weil der ganze Schwarm sich gleich über ihn hermacht und ihn mit den Hörnern zu spießen sucht. Er trachtet nur darnach, abgesonderte Kälber oder auch erwachsene Rinder zu erlegen, und springt diesen ebenso an die Kehle wie dem Pferde. Schwächere Hausthiere sind verloren, wenn sie nicht rechtzeitig einen sicheren Zufluchtsort erreichen können, und der Wolf folgt ihnen auf seiner Jagd durch Sumpf und Moor, ja selbst durch das Wasser.

Der Wolf besitzt alle Begabungen und Eigenschaften des Hundes: dieselbe Kraft und Ausdauer, dieselbe Sinnesschärfe und denselben Verstand. Aber er ist einseitiger und erscheint weit unedler als der Hund, unzweifelhaft einzig und allein deshalb, weil ihm der erziehende Mensch fehlt. Sein Muth steht in gar keinem Verhältnisse zu seiner Kraft. So lange er nicht Hunger fühlt, ist er eines der feigsten und furchtsamsten Thiere, welche es gibt. Er flieht dann nicht bloß vor Menschen und Hunden, vor einer Kuh oder einem Ziegenbocke, sondern auch vor einer Herde Schafe, sobald die Thiere sich zusammenrotten und ihre Köpfe gegen ihn richten. Hörnerklang und anderes Geräusch, das Klirren einer Kette, lautes Schreien &c. vertreibt ihn regelmäßig. In der Thierfabel wird er als tölpelhafter, täppischer Gesell dargestellt, welcher sich von Vetter Reineke fortwährend überlisten und betrügen läßt: dieses Bild entspricht der Wirklichkeit jedoch durchaus nicht. Der Wolf gibt dem Fuchse an Schlauheit, List, Verschlagenheit und Vorsicht nicht das geringste nach, übertrifft ihn womöglich noch in allen diesen Stücken. In der Regel benimmt er sich den Umständen angemessen, überlegt, bevor er handelt und weiß auch in bedrängter Lage noch den rechten Ausweg zu finden. Eine Beute beschleicht er mit ebenso viel Vorsicht wie List; selbst gejagt, kommt er äußerst bedachtsam herangetrabt. Seine Sinne sind ebenso scharf wie die des zahmen Hundes, Geruch, Gehör und Gesicht gleich vortrefflich. Es wird behauptet, daß er nicht bloß spüre, sondern auch auf große Strecken hin wittere. Daß er leises Geräusch in bedeutender Entfernung vernimmt und zu deuten weiß, ist sicher. Ebenso versteht er genau, welchem Thiere eine Fährte angehört, die er zufällig auf seinen Streifereien gefunden hat. Er folgt dieser dann, ohne sich um andere zu bekümmern. Seine elende Feigheit, seine List und die Schärfe seiner Sinne zeigt sich bei seinen Ueberfällen. Er ist dabei überaus vorsichtig und behutsam, um ja seine Freiheit und sein Leben nicht aufs Spiel zu setzen. Niemals verläßt er seinen Hinterhalt, ohne vorher genau ausgespürt zu haben, daß er auch sicher sei. Mit größter Vorsicht vermeidet er jedes Geräusch bei seinem Zuge. Sein Argwohn sieht in jedem Stricke, jeder Oeffnung, in jedem unbekannten Gegenstande eine Schlinge, eine Falle oder einen Hinterhalt. Deshalb vermeidet er es immer, durch ein offenes Thor in einen Hof einzudringen, falls er irgendwie über die Einfriedigung springen kann. Angebundene Thiere greift er ebenfalls nur im äußersten Nothfalle an, jedenfalls weil er glaubt, daß sie als Köder für ihn hingestellt worden sind. Sieht er ein, daß ihm der Rückzug verschlossen ist, so kauert er sich selbst im Schafstalle feige in eine Ecke, ohne dem Vieh etwas zu Leide zu thun, und wartet angsterfüllt der Dinge, die da kommen sollen. Ganz ebenso ist sein Gebaren in anderen

unangenehmen Lagen seines Lebens, beispielsweise in Fallgruben, welche seinen eifrigen Jagden ein jähes Ende bereiteten. Er denkt hier nicht an Raub und Mord, vielmehr einzig und allein an Rettung. Der alte Geßner gibt nachstehenden Bericht Justinus Geblers mit folgenden Worten wieder:

„Es hat sich begäben als sein vatter, aus sonderbarem lust so er zu jagen hat, etliche gräben, gruben vnd löcher in seinem acker bereitet hat, allerley gewild darinn zu fahen, daß auff ein nacht drey vngleyche, widerwertige thier in sölchen graben gefallen. Erstlich ein alt weyb, so auß dem garten auff den abendt kraut, zibel, rüben hat wöllen holen: Ein Fuchs, Ein Wolff. Als nun ein yedes daz ort vnd statt behielt, dahin es gefallen, sich ein yedes die gantze nacht still hielt, one zweyfel auß forcht, obgleych der Wolff das grimmest vnder jenen war, hielt er sich doch in forcht still, thet niemants kein schaden, allein daß das weyb von forcht wägen, gantz graw, krafftloß vnd halb todt worden. Als morgens frü der vatter nach seiner gewonheit die gräben besichtiget, auß begird so er nach dem gewild hat, ersicht er den wunderbarlichen fang, erstaunet darab, spricht der frouwen zu, welche garnach todt, ein wenig zu jren selber kommen, springt als ein mannlicher, geherzter mann in den graben, ersticht den Wolff, schlecht den Fuchs zu todt, tregt die frouwen halber todt mit hilff einer leiteren auff seinen armen auß dem graben, bringt sie widerumb zu hauß, verwunderet sich, daß söllich fräßig, schädlich thier der frouwen vnd anderem gewild verschonet hat". An diese alte heitere Geschichte erinnerte auch eine andere, welche mir in Kroatien erzählt wurde. Der Bauer Fundec im Dorfe Gratschetz fand mitten im Sommer zu seiner nicht geringen Verwunderung einen Wolf in der von ihm im Winter errichteten Wolfsgrube auf dem Boden sitzend. Ohne Waffen, wie er war, versuchte er das Raubthier mit einem rasch herbeigeholten Knüppel zu erschlagen, verlor dabei das Gleichgewicht, stürzte in die Grube hinab und kam hier auf Hände und Füße zu liegen. Noch ehe er sich aufgerichtet, hatte Isegrim den günstigen Augenblick ersehen, nicht um ihm an die Kehle, sondern um auf seinen Rücken zu springen und so das Freie zu gewinnen, während der Bauer lange Zeit sich abmühen mußte und nur mit Hülfe des besagten Knüppels überhaupt im Stande war, aus der Grube herauszukommen.

Anders benimmt sich der Wolf, wenn ihn der quälende Hunger zur Jagd treibt. Dieser verändert das Betragen und läßt ihn Vorsicht und List ganz vergessen, stachelt aber auch seinen Muth an. Der hungerige Wolf ist geradezu tollkühn und fürchtet sich vor nichts mehr: es gibt für ihn kein Schreckmittel.

Bei älteren Wölfen beginnt die Ranzzeit Ende Decembers und währt bis Mitte Januars; bei jüngeren tritt sie erst Ende Januars ein und währt bis Mitte Februars. Die liebesbrünstigen Männchen kämpfen dann unter einander auf Tod und Leben um die Weibchen. Nach einer Trächtigkeitsdauer von drei- oder vierundsechszig Tagen, welche also der unserer größeren Hunderassen genau entspricht, bringt die Wölfin an einem geschützten Plätzchen im tiefen Walde drei bis neun, gewöhnlich vier bis sechs Junge. In Kurland wählt sie, nach einer brieflichen Mittheilung des Kreisförsters Kade, zu ihrem Wochenbette erhabene, dicht mit Holz bestandene Stellen in den großen Morästen, welche nicht leicht von Menschen oder Weidevieh betreten und von den Jägern Traden, d. h. Aufenthaltsorte der Wölfe, genannt werden; im Süden Europa's wölft sie in selbstgegrabenen Löchern unter Baumwurzeln oder auch wohl in einem erweiterten Fuchs- und Dachsbaue. Die Jungen bleiben auffallend lange, nach den von Schöpff im Thiergarten zu Dresden gemachten Beobachtungen, einundzwanzig Tage, blind, wachsen anfänglich langsam, später sehr rasch, betragen sich ganz nach Art junger Hunde, spielen lustig mit einander und katzbalgen zuweilen unter lautem, auf weithin hörbarem Geheul und Gekläff. Die Wölfin behandelt sie mit aller Zärtlichkeit einer guten Hundemutter, beleckt und reinigt sie, säugt sie sehr lange, schafft reichliche, dem jeweiligen Stande des Wachsthums entsprechende Nahrung für sie herbei, ist fortwährend ängstlich bestrebt, sie nicht zu verrathen und trägt sie, wenn ihr Mistrauen erregt wurde oder Gefahr droht, im Maule nach einem anderen ihr sicher dünkenden Orte. „In

der Nähe seiner Tracken", schreibt mir Kade, „raubt der Wolf nie, weshalb Rehe und junge Wölfe harmlos in einem und demselben Treiben erwachsen. Bei den meisten Wolfsjagden habe ich in demselben Treiben junge Wölfe und junge Rehe erlegt und erlegen sehen. Diesen niedlichen Thieren kann aber die Nähe der Wölfe unmöglich unbekannt bleiben, da letztere schon Ende Juli's zu heulen beginnen." Daß die Wölfin ihre Jungen verschleppt, hat man vielfach beobachtet. Aber nicht allein sie, sondern auch der Wolf nimmt sich, laut Kade, der letzteren an. Die wiederholte Angabe, daß er seine Jungen auffresse, wo er sie finde, scheint nur bedingungsweise richtig zu sein. „Abgesehen davon", schreibt Kade, „daß es einer Wölfin wohl ganz unmöglich wäre, ihr Gewölfe vor des Alten Spürnase zu verbergen und vor seinen Zähnen zu retten, möchte ich fragen: warum frißt kein Wolf die Leichen der auf einer Jagd erlegten und hingeworfenen Wölfe, welche noch dazu abgefellt sind? Als junger Mann habe ich das furchtbare, wehklagende Heulen der alten Wölfe an den Leichnamen ihrer Jungen einmal gehört und das Verfahren der älteren Jäger verdammt, auch nicht nachgeahmt." Dieser Mittheilung stehen andere entgegen: Junge Wölfe, deren Mutter man getödtet hatte, verschwanden spurlos und fanden höchst wahrscheinlich in den Magen älterer Artgenossen ihr Grab. Wenn junge Wölfe im Baue oder Lager von älteren nicht behelligt werden, so dürfte dies wohl mehr der mistrauischen Vorsicht der Mutter als der Vaterliebe des Wolfes zu danken sein. Kade scheint die Meinung zu hegen, daß letzterer zur Ernährung der Jungen mit beitragen helfe, unterstützt seine Ansicht jedoch nicht durch überzeugende Belege, sodaß ich auch diesen Punkt noch keineswegs als erledigt betrachte. Erst später, nachdem die Jungen bereits den älteren Wölfen zugeführt worden sind, nehmen diese ihrer sich an, beantworten mindestens gewissenhaft ihr ungefüges Geplärr mit schulgerechtem Geheul, warnen und leiten sie bei Gefahr und klagen erbärmlich über ihren Verlust. Die Jungen wachsen bis ins dritte Jahr und werden in diesem fortpflanzungsfähig. Das Alter, welches sie überhaupt erreichen, dürfte sich auf zwölf bis fünfzehn Jahre belaufen. Viele mögen dem Hungertode erliegen; andere sterben an den vielen Krankheiten, denen die Hunde überhaupt ausgesetzt sind.

Durch vielfache Versuche ist es zur Genüge festgestellt, daß durch Paarung des Wolfes mit der Hündin oder des Hundes mit der Wölfin Blendlinge entstehen, welche wiederum fruchtbare Junge erzeugen. Diese Bastarde halten nicht immer die Mitte zwischen Wolf und Hund, und auch die Jungen eines Wurfes sind sehr verschieden. In der Regel ähneln sie mehr dem Wolfe als dem Hunde, obwohl ebenso hundähnliche vorkommen. Ungeachtet aller Abneigung, welche zwischen Wolf und Hund besteht, paaren sich beide, und zwar ebensowohl in der Gefangenschaft wie im Freien, ohne Zuthun des Menschen. In galizischen Walddörfern stellt sich zuweilen ein Wolf als Mitbewerber bei einer läufischen Hündin ein, und ebenso sollen Hunde manchmal brünstigen Wölfinnen nachgehen. Die Wolfsähnlichkeit vieler Haushunde in Ungarn, Siebenbürgen, Rußland und Sibirien wird gegenwärtig von allen Forschern, welche infolge der überzeugenden Lehren Darwins älteren Anschauungen entsagt haben, auf derartige Kreuzungen zurückgeführt.

Jung aufgezogene und verständig behandelte Wölfe werden sehr zahm und zeigen innige Anhänglichkeit zu ihrem Herrn. Cuvier berichtet von einem Wolfe, welcher wie ein junger Hund aufgezogen worden war und nach erlangtem Wachsthume von seinem Herrn dem Pflanzengarten geschenkt wurde. „Hier zeigte er sich einige Wochen lang ganz trostlos, fraß äußerst wenig und benahm sich vollkommen gleichgültig gegen seinen Wärter. Endlich aber faßte er eine Zuneigung zu denen, welche um ihn waren und mit ihm sich beschäftigten, ja es schien, als hätte er seinen alten Herrn vergessen. Letzterer kehrte nach einer Abwesenheit von achtzehn Monaten nach Paris zurück. Der Wolf vernahm seine Stimme trotz dem geräuschvollen Gedränge und überließ sich, nachdem man ihn in Freiheit gesetzt hatte, Ausbrüchen der ungestümsten Freude. Er wurde hierauf von seinem Freunde getrennt, und von neuem war er wie das erste Mal tiefbetrübt. Nach dreijähriger Abwesenheit kam der Herr abermals nach Paris. Es war gegen Abend und der Käfig des Wolfes völlig geschlossen, so daß das Thier nicht sehen konnte, was außerhalb seines

Kerkers vorging; allein sowie es die Stimme des nahenden Herrn vernahm, brach es in ängstliches Geheul aus, und sobald man die Thüre des Käfigs geöffnet hatte, stürzte es auf seinen Freund los, sprang ihm auf die Schultern, leckte ihm das Gesicht und machte Miene, seine Wärter zu beißen, wenn diese versuchten, ihn wieder in sein Gefängnis zurückzuführen. Als ihn endlich sein Erzieher wieder verlassen, erkrankte er und verschmähte alle Nahrung. Seine Genesung verzögerte sich sehr lange; es war dann aber immer gefährlich für einen Fremden, ihm sich zu nähern."

Aehnliches wird in der schwedischen „Zeitschrift für Jäger und Naturforscher" von einer Jagdfreundin, Katharine Bedoire, erzählt: „Bei Gysinge kaufte mein Mann im Jahre 1837 drei junge Wölfe, welche eben das Vermögen, zu sehen, erhalten hatten. Ich wünschte, diese kleinen Geschöpfe einige Zeit behalten zu dürfen. Sie blieben ungefähr einen Monat bei einander und hatten während dieser Zeit ihre Wohnung in einer Gartenlaube. Sobald sie mich im Hofe rufen hörten: „Ihr Hündchen!" kamen sie mit Geberden von Freude und Zuthulichkeit, die zum Verwundern waren. Nachdem ich sie gestreichelt und ihnen Futter gegeben hatte, kehrten sie wieder in den Garten zurück. Nach Verlauf eines Monats wurde das eine Männchen an den Gutsbesitzer von Uhr und das Weibchen an den Gutsbesitzer Thore Petree verschenkt. Da dasjenige, welches wir selbst behielten, nun einsam und verlassen war, nahm es seine Zuflucht zu den Leuten des Gehöftes; meistens jedoch folgte es mir und meinem Gatten. Sonderbar war es, wie dieser Wolf zutraulich wurde, daß er sich, sobald wir zusammen ausgingen, neben uns legte, wo wir ruheten, aber nicht duldete, daß irgend Jemand sich uns auf mehr als zwanzig Schritte nahete. Kam Jemand näher, so knurrte er und wies die Zähne. Sowie ich nun auf ihn schalt, leckte er mir die Hände, behielt aber die Augen auf die Person gerichtet, welche uns sich nähern wollte. Er ging in den Zimmern und in der Küche umher wie ein Hund, war den Kindern sehr zugethan, wollte sie lecken und mit ihnen spielen. Dies dauerte fort, bis er fünf Monate alt und bereits groß und stark war, und mein Mann beschloß, ihn anzubinden, aus Furcht, daß er bei seinem Spielen mit den Kindern dieselben mit seinen scharfen Klauen ritzen oder sie einmal blutend finden und dann Lust bekommen könnte, schlimmer mit ihnen zu verfahren. Indeß ging er auch nachher noch oftmals mit mir, wenn ich einen Spaziergang machte. Er hatte seine Hütte bei der Eisenniederlage, und sobald im Winter Kohlenbauern kamen, kletterte er auf die Steinmauern hinauf, wedelte mit dem Schwanze und schrie laut, bis sie herzukamen und ihn streichelten. Hierbei war er jederzeit angelegentlich beschäftigt, ihre Taschen zu untersuchen, ob sie etwas bei sich hätten, was zum Fressen taugte. Die Bauern wurden dies so gewohnt, daß sie sich damit beschäftigten, Brodbissen bloß zu dem Zwecke in ihre Rocktaschen zu stecken, um sie den Wolf darin suchen zu lassen. Dies verstand er denn auch recht gut, und er verzehrte alles, was man ihm gab. Außerdem fraß er täglich drei Eimer Futter. Bemerkenswerth war es auch, daß unsere Hunde anfingen, mit ihm aus dem Eimer zu fressen; kam aber irgend ein fremdes Thier und wollte die Speise mit ihm theilen, so wurde er wie unsinnig vor Zorn. Jedesmal, wenn er mich im Hofe zu sehen bekam, trieb er ein arges Wesen, und sobald ich zur Hütte kam, richtete er sich auf die Hinterläufe empor, legte die Vorderpfoten auf meine Schultern und wollte mich in seiner Freude belecken. Sowie ich wieder von ihm ging, heulte er vor Leidwesen darüber. Wir hatten ihn ein Jahr lang; da er aber, als er ausgewachsen war, des Nachts arg heulte, so beschloß Bedoire, ihn todtschießen zu lassen. — Mit dem Wolfe, welchen der Gutsbesitzer von Uhr erhielt, ereignete sich der merkwürdige Umstand, daß er mit einem der Jagdhunde seines Besitzers in derselben Hütte zusammen wohnte. Der Hund lag jede Nacht bei ihm, und sobald er Fleisch zu fressen bekam, vermochte er es niemals über sich, dasselbe ganz aufzuzehren, sondern trug es in die Hütte zum Wolfe, welcher ihm dabei alle Zeit mit freundlicher Geberde entgegenkam. Nicht selten geschah es, daß auch der Wolf seinen Freund auf dieselbe Weise belohnte."

Ich habe diese Geschichten ausführlich mitgetheilt, weil mir Wölfe, welche ich gepflegt und beobachtet, Belege für die Wahrheit jener Mittheilungen gegeben haben. Ein Wolf im Breslauer

Thiergarten ist ebenso zahm wie mancher Hund, begrüßt meinen Berufsgenossen Schlegel auf das freundlichste, sobald er ihn sieht, leckt ihm die Hände, welche sein Gebieter ihm ohne Scheu durch das Gitter streckt, und benimmt sich auch anderen Bekannten gegenüber stets artig und liebenswürdig; sein Käfiggenosse dagegen lebt mit Schlegel in einem absonderlichen Verhältnisse, streckt auf Verlangen seinen Schwanz durch das Gitter, knurrt und zürnt jedoch, sobald dieser berührt wird, und klappt das Gebiß laut hörbar zusammen, ohne damit übrigens den Eindruck eines Terzerolschusses hervorzubringen, wie der gefühlsüberschwengliche Masius gutmüthigen Lesern glauben machen will. Aller Zorn gedachten Wolfes ist aber nichts anderes als Schein und Heuchelei. Denn wüthend fällt der sonderbare Gesell über seinen Gefährten her, wenn Schlegel, scheinbar entrüstet über das unwirsche Gebaren, jenem schmeichelt und ihn ferner nicht berücksichtigt, und wahrhaft zudringlich streckt er nunmehr die Lunte zwischen den Eisenstäben hindurch, um sich bemerklich zu machen. Er will beachtet sein, selbst eine Neckerei ertragen, nur nicht vernachlässigt werden. So viel läßt sich nicht bezweifeln: der Wolf ist der Erziehung fähig und der Zähmung, d. h. des Umgangs mit vorurtheilsfreien Menschen, nicht unwürdig. Wer mit ihm zu verkehren versteht, kann aus ihm ein Thier bilden, welches dem Haushunde im wesentlichen ähnelt. Ein freies Thier muß aber freilich anders behandelt werden als ein seit undenklichen Zeiten unter Botmäßigkeit des Menschen stehender Sklave.

„Wiewol der Wolff", sagt der alte Geßner, „nit one etwas nutzbarkeit gefangen vnd getödet wirdt, so ist doch der schad, so er bey läben leut vnd vech thut vil grösser, auß welcher vrsach jm one verzug wo er gemerckt, von mencklichem nachgehalten, verletzt, geschedigt vnd getödt wirt, mit etlichen instrumenten, gruben, gifft vnd aatz, Wölfffallen, angel, strick, garn vnd Hünden, geschoß vnd dergleychen." Kürzer und bündiger kann man den Vernichtungskrieg, welcher gegen Isegrim geführt wird und von jeher geführt wurde, nicht darstellen.

„Wolffen und Beeren, an den brichet nyemand keynen Frid", so lautet das Gesetz Karls des Großen, deutsch übersetzt in der zu Straßburg 1507 erschienenen Ausgabe des „Sachsenspiegels". Wer einen zahmen Wolf oder Hirsch oder Bären oder einen bissigen Hund hielt, mußte nach demselben Gesetze den Schaden, welchen ein solches Thier anrichtete, bezahlen: „Wer behaltet einen anselligen Hund oder einen czamen Wolff oder Hirß, oder Beeren, wa sig icht schaden thund, das soll der gelten (bezahlen), des sy seind".

Zur Vertilgung des Wolfes gelten alle Mittel, Pulver und Blei ebenso gut wie das tückisch gestellte Gift, die verrätherische Schlinge und Falle, der Knüppel und jede andere Waffe. Die meisten Wölfe werden gegenwärtig wohl mit Brechnuß und in der neueren Zeit hauptsächlich mit Strychnin, bekanntlich dem eigentlichen wirksamen Bestandtheile der Brechnuß, getödtet. Wenn im Winter die Nahrung zu mangeln beginnt, bereitet man ein getödtetes Schaf zu und legt es aus. Das Thier wird abgestreift und das Gift in kleinen Mengen überall in das aufgeschnittene Fleisch eingestreut. Dann zieht man die Haut wieder darüber und wirft den Köder auf den bekannten Wechselstellen der Wölfe aus. Die Wirkung ist furchtbar. Kein Wolf frißt sich an einem derartig vergifteten Thiere satt, sondern bezahlt gewöhnlich schon in den ersten Minuten seine Freßgier mit dem Tode. Sobald er die Wirkung des Giftes verspürt, läßt er das Fleisch liegen und sucht sich durch die Flucht zu retten. Allein schon nach wenigen Schritten versagen die Glieder ihren Dienst. Furchtbare Krämpfe werfen ihn zu Boden. Der Kopf wird von den Zuckungen in das Genick zurückgeworfen, der Rachen weit aufgerissen, und in einem solchen Anfalle endet das Thier sein Leben. Diese Vertilgungsart ist wohl die ergiebigste, weil der Wolf mit blinder Gier auf solches Fleisch stürzt; Strychnin soll jedoch, wie man in Kroatien behauptet, das Fell mehr oder weniger unbrauchbar machen, weil alle Haare lockern. Vortheilhaft sind auch die Fallgruben, etwa 3 Meter tiefe Löcher von ungefähr 2,5 Meter Durchmesser. Man überdeckt sie mit einem leichten Dache aus schmalen, biegsamen Zweigen, Moos und dergleichen, und bindet in ihrer Mitte einen Köder an. Damit der Wolf nicht Zeit habe, vorher lange Untersuchungen zu machen und ein des

Weges kommender Mensch gesichert sei, wird die Grube mit einem hohen Zaune umgeben, über welchen jener, um zur Beute zu gelangen, mit einem Satze wegspringen muß. Am Tarainor wendet man Fallgruben vielfach an. „Zuerst“, schildert Radde, „kommen Raben und Rabenkrähen zum Köder, und diesen, welche ihn umfliegen, folgt der Wolf. Er ist aber meist gewitzigt genug, um nicht ohne weiteres zum Köder zu laufen und dabei zu verunglücken, legt sich vielmehr an den Rand der ihm verderblichen Grube, scharrt mit den Pfoten das Verdeck derselben weg und wird erst mit der Zeit lüsterner nach dem Köder, welchen die Vögel schon tüchtig bearbeiten. Endlich entschließt er sich zum gewagten Sprunge und fällt in die Grube. In dieser, so erzählen glaubwürdige Jäger, stellen sich alle Wölfe sehr listig an. Zwar toben und heulen sie zuerst viel, verstummen aber, wenn am nächsten Morgen der berittene Jäger, ihnen auf weithin vernehmbar, sich naht, suchen eine Ecke auf und stellen in ihr liegend sich todt. Auf sie geworfene Erde, Steinchen ꝛc. lassen sie unbeachtet, und erst, wenn sie mit dem Arkan, einer zum Einfangen einzelner Pferde der Herden dienenden Stange mit Riemenschlingen, berührt werden, beginnt das Rasen, Beißen und Heulen wieder.

In volkreichen Gegenden bietet man die Mannschaft zu großartigen Treibjagden auf. Die Auffindung einer Wolfsspur war und ist das Zeichen zum Aufbruch ganzer Gemeinden. Die Schweizer Chronik erzählt: „Sobald man einen Wolf gewahr wird, schlecht man Sturm über ihn, alsdann empört sich eine ganze Landschaft zum Gejägt, bis er umgebracht oder vertrieben ist“. Jeder waffenfähige Mann war verpflichtet, und übte gern diese Pflicht, an der Wolfsjagd Theil zu nehmen. In den größeren Förstereien Polens, Posens, Ostpreußens, Lithauens ꝛc. hat man eigens zur Wolfsjagd breite Schneißen durch den Wald gehauen und diesen dadurch in kleinere Vierecke abgetheilt. Die drei Seiten eines solchen Vierecks, welche unter dem Winde liegen, werden, sobald Wölfe gespürt worden sind, mit Schützen bestellt und auf der anderen Seite die Treiber hineingeschickt. Gewöhnlich erscheint der Wolf schon nach dem ersten Lärm äußerst vorsichtig, meist langsam trabend, an der Schützenlinie, wo ihm ein schlimmer Empfang bereitet wird. Bei solchen Jagden gebrauchen bloß die ausgezeichnetsten Schützen die Kugel, die meisten anderen Jäger laden ihre Doppelgewehre mit großen Schroten, sogenannten Posten, welche man in Norwegen Wolfsschrote nennt, und schießen ihn damit, wenn sie ordentlich gezielt haben, regelmäßig zusammen. Ich habe in Kroatien einer Wolfsjagd beigewohnt und muß sagen, daß das Schauspiel viel großartiger war als der Erfolg. Man hatte die Mannschaft von mehreren Ortschaften aufgeboten und in einem Dorfe unweit des zu bejagenden Waldes versammelt. Mehrere Hundert Treiber waren erschienen und zogen nun in geordneten Haufen, geleitet und beaufsichtigt durch die Waldhüter unseres Jagdherrn, einem in der Ebene gelegenen Walde zu, um dort sich aufzustellen. Wir folgten bald darauf in Gesellschaft der von Agram herbeigekommenen und aus den benachbarten Dörfern zusammengeströmten Schützen. Mitten im Walde wurde, ganz wie bei unserem Fuchstreiben, eine Kette gebildet, nur daß sie fast eine halbe Meile weit sich ausdehnte. So lautlos, wie ich erwartet, ging es bei dem Treiben nicht zu; auch hatten einzelne Treiber es sich nicht nehmen lassen, dem Verbote entgegen, im Walde Feuer anzuzünden; auf dem Wege, längs dessen unsere Schützenlinie sich hinzog, verkehrten Bauern nach wie vor, und aus dem Walde tönten uns die Schläge der Holzfäller entgegen. Drei Schüsse gaben das Zeichen zum Beginne des Treibens. Wir standen lange Zeit, laut- und regungslos, wie es guten, erfahrenen Jägern geziemt, ehe wir von dem Treiben etwas vernahmen. Erst dumpf und verhallend, dann deutlicher und endlich vollkommen klar vernehmlich kamen sie heran, rufend, schreiend, jauchzend, heulend, auf Pfeifen blasend und die Trommeln rührend. Letztere verliehen dem Ganzen einen eigenthümlichen Reiz. Die taktmäßigen Schläge der Trommel, welche der Wolf mehr fürchten soll als alles Schreien, belebten das Treiben in außerordentlicher Weise: es war, als ob ein Regiment zum Sturme heranrückte. Da warnte eine Amsel, für mich verständlich genug. Jetzt mußte er kommen. Und in der That vernahm ich bald darauf die Schritte eines größeren Thieres, welches gerade auf mich los-

zugehen schien. Lange harrte ich vergebens, nur ein Fuchs erschien: der Wolf war zurückgegangen und kam erst später einem tüchtigen Schützen vor das Rohr. Drei andere Wölfe hatten die Treiberlinie gesprengt, ein vierter war angeschossen worden. Dem erlegten band man die Läufe mittels Weidenruthen zusammen, hing ihn an einer Stange auf und trug ihn im Triumphe nach dem Dorfe.

In ganz anderer Weise jagen die Bewohner der russischen Steppen. Ihnen erscheint das Gewehr geradezu als Nebensache. Der aufgetriebene Wolf wird von den berittenen Jägern so lange verfolgt, bis er nicht mehr laufen kann, und dann todtgeschlagen. Schon nach einer Jagd von ein paar Stunden versagen ihm die Kräfte. Er stürzt, rafft sich von neuem zu verzweifelten Sätzen auf, schießt noch eine Strecke weiter vorwärts und gibt sich endlich verzweiflungsvoll seinen Verfolgern preis. Man kann sich keinen scheußlicheren Anblick denken, als den des mattgehetzten Wolfes. Die dürr gewordene Zunge hängt ihm lang aus dem geifernden Maule, der weißgelbe, zottige Pelz steht vom Körper ab, und ein abscheulicher Geruch strömt von ihm aus. Mit eingeknickten Hinterläufen macht er Kehrt gegen die Verfolger. Diese aber, welche ihren Gegner genau kennen, steigen vom Pferde und schlagen ihn entweder todt oder schieben ihm einen Lappen, einen alten Hut in den Rachen und packen ihn am Genicke, knebeln ihn und nehmen ihn mit sich nach Hause. So berichtet Hamm, welcher die Steppen Rußlands mehrfach durchreiste. Kohl erzählt, daß die Pferdehirten eine außerordentliche Geschicklichkeit in der Wolfsjagd besitzen. Ihre ganze Waffe besteht aus einem Stocke mit eisernem Knopfe. Diesen werfen sie dem gejagten Wolfe, selbst wenn ihr Pferd im schnellsten Laufe begriffen ist, mit solcher Kraft und Geschicklichkeit auf den Pelz, daß der Feind regelmäßig schwer getroffen niedersinkt.

In eigenthümlicher Weise jagen die Lappen. Wie ich oben bemerkte, ist der Wolf für sie der Schrecken aller Schrecken, ich möchte sagen ihr einziger Feind. Und wirklich bringt ihnen kein anderes Geschöpf so vielen Schaden wie er. Während des Sommers und auch mitten im Winter sind ihre Renthiere den Angriffen des Raubthieres preisgegeben, ohne daß sie viel dagegen thun könnten. Die meisten besitzen zwar das Feuergewehr und wissen es auch recht gut zu gebrauchen; allein die Jagd mit diesem ist bei weitem nicht so erfolgreich als eine andere, welche sie ausüben. Sobald nämlich der erste Schnee gefallen ist und noch nicht jene feste Kruste erhalten hat, welche er im Winter regelmäßig bekommt, machen sich die Männer zur Wolfsjagd auf. Ihre einzige Waffe besteht in einem langen Stocke, an welchem oben ein scharfschneidiges Messer angefügt wurde, so daß der Stock hierdurch zu einem Speere umgewandelt wird. An die Füße schnallen sie sich die langen Schneeschuhe, welche ihnen ein sehr schnelles Fortkommen ermöglichen. Jetzt suchen sie den Wolf auf und verfolgen ihn laufend. Er muß bis an den Leib im Schnee waten, ermüdet bald und kann einem Skyläufer nicht entkommen. Der Verfolger nähert sich ihm mehr und mehr, und wenn er auf eine waldlose Ebene herausläuft, ist er verloren. Das Messer war anfänglich mit einer Hornscheide überdeckt; diese sitzt aber so locker auf, daß ein einziger Schlag auf das Fell des Wolfes genügt, sie abzuwerfen. Nunmehr bekommt das Raubthier so viele Stiche, als erforderlich sind, ihm seine Raublust für immer zu verleiden. Bei weitem die meisten Wolfsfelle, welche aus Norwegen kommen, rühren von den Lappen her und wurden auf diese Weise erlangt.

Im waadtländischen Jura steht die Wolfsjagd, laut Tschudi, einer bestimmten Gesellschaft zu, welche ihre Beamten, Sitzungen und Gerichtsbarkeit hat. Posaunen verkünden den Tod eines Wolfes im Dorfe; sodann folgt auf Kosten seines Pelzes ein großes Fest, und dabei wird derjenige, welcher den Befehlen des Führers zuwider gehandelt hat, mit Wassertrinken bestraft und mit strohernen Ketten gebunden. Da man nur dann Mitglied der Gesellschaft werden kann, wenn man bereits drei glückliche Wolfsjagden mitgemacht hat, pflegen die Väter schon kleine Kinder auf dem Arme zur Wolfsjagd mitzunehmen.

Der größte Nutzen, welchen wir vom Wolfe ziehen können, besteht in Erbeutung seines Winterfelles, welches, wie bekannt, als gutes Pelzwerk vielfach angewendet wird. Die schönsten Felle

kommen aus Schweden, Rußland, Polen, Frankreich und werden mit 18 bis 20 Mark bezahlt. Außerdem gewähren alle Regierungen noch ein besonderes Schußgeld für den getödteten Wolf, gleichviel ob derselbe erschossen, erschlagen, gefangen oder vergiftet worden ist. In Norwegen z. B. beträgt dies heute noch beinahe ebenso viel, als das Fell werth ist. Die Felle werden umsomehr geschätzt, je weißer sie sind, und deshalb gelten die nördlichen immer mehr als die aus südlichen Ländern. Außer dem Pelze verwendet man aber auch die Haut hier und da zu Handschuhen, Pauken- und Trommelfellen. Das grobe Fleisch, welches nicht einmal die Hunde fressen wollen, wird bloß von den Kalmücken und Tungusen gegessen.

In Spanien, wo das Fell, wie erklärlich, keinen großen Werth hat, macht sich der Jäger auf andere Weise bezahlt. Sobald er nämlich einen Wolf erlegt hat, ladet er denselben auf ein Maulthier und zieht nun mit diesem von Dorf zu Dorf, zunächst zu den größeren Herdenbesitzern, später aber, nachdem der Wolf vielleicht bereits ausgestopft worden ist, auch von Haus zu Haus, zum größten Entzücken der lieben Jugend. Die größeren Herdenbesitzer bezahlen bedeutende Summen für einen erlegten Wolf: und somit kann es kommen, daß der Jäger von einem erlegten Wolfe einen Gewinn zieht, welcher 60 Mark unseres Geldes übersteigt.

Eher als Rohrwolf und Tschango scheint sich der über die ganze Nordhälfte Amerika's verbreitete **Wechselwolf** (Canis [Lupus] occidentalis, Canis griseus, albus, rufus, ater, variabilis, gigas, nubilus, mexicanus) als eine besondere Art herauszustellen, obschon dies noch keineswegs erwiesen ist. Das Thier soll stämmiger gebaut sein, eine dickere und stumpfere Schnauze, größeren und rundlicheren Kopf, kürzere und spitzere Ohren haben, und mit dichteren, längeren und weicheren Haaren bekleidet sein als unser Wolf; alles dies aber sind Unterscheidungsmerkmale von zweifelhaftem Werthe. Die Färbung des Pelzes durchläuft wie bei unserem Wolfe alle Schattirungen von Falbweiß durch Fahlroth bis zu Schwarz: ich habe deshalb den ihm vom Prinzen Max von Wied beigelegten Namen (variabilis) zu seiner deutschen Benennung gewählt.

Der Wechselwolf ähnelt seinem östlichen Verwandten in jeder Hinsicht, bekundet dasselbe Wesen, dieselbe Kraft, Frechheit und Feigheit wie jener. Im Käfige macht er die sonderbarsten Bewegungen und flüchtet sich gewöhnlich furchtsam in die Ecken, wagt auch nie, seinen Wärter anzugreifen. Dieses Betragen zeigt er am ersten Tage seiner Einkerkerung. Ein Landwirt, so erzählt Audubon als Augenzeuge, welcher sehr viel von diesen Strolchen auszustehen gehabt hatte, legte endlich mehrere Gruben um seine Besitzungen an. In eine derselben waren eines Tages drei große Wölfe gefallen, zwei schwarze und ein gefleckter. Zum nicht geringen Erstaunen Aller ging der Pächter ruhig in die Grube, packte die Wölfe an den Hinterläufen, als sie zitternd auf dem Boden lagen, durchschnitt mit seinem Messer die Achillessehnen, um die Thiere an der Flucht zu hindern, und tödtete sie erst dann mit größter Ruhe. Die Eskimos fangen die amerikanischen Wölfe in eigenthümlichen Fallen, welche eigentlich nichts anderes als vergrößerte Mäusefallen sind. Das Innere wird mit einem Köder versehen, zu welchem der Wolf nur mühsam gelangen kann. Sobald er sich gefangen hat, wird er von außen mit Speeren zusammengestochen.

Nordostafrika beherbergt den **Schakalwolf** oder „Abu el Hossein" der Araber (Canis [Lupus] lupaster, Canis Anthus, variegatus?). Er ist bedeutend kleiner als unser Isegrim, diesem aber in Gestalt und Verhältnissen ähnlich. Der breite, spitzschnauzige Kopf trägt große, breite und hohe, oben zugespitzte Ohren; der Leib ist kräftig, aber verhältnismäßig hoch gestellt; der buschige Schwanz reicht bis über die Ferse herab, wird meist hängend, zuweilen jedoch auch in großem Bogen aufwärts getragen; der nicht besonders dichte, gleichmäßige Pelz hat dunkelfahlbraune Färbung, das einzelne Haar gelbliche Wurzel und schwarze Spitze.

Nach Hartmann ändert auch der Schakalwolf nicht unerheblich ab, ist in höher gelegenen, kühleren Gegenden kräftiger gebaut und voller behaart als in heißen Tiefebenen, wo er auch dunkler gefärbt erscheint, zeigt zuweilen schwärzliche Flecken und Streifen auf seinem Felle ꝛc.

Ehrenberg fand den Schakalwolf, welchen die alten Egypter sehr wohl gekannt und auf ihren Tempelbauten bildlich dargestellt haben, in Nordostafrika wieder auf; spätere Reisende beobachteten ihn im ganzen Norden, Nordosten und Nordwesten Afrika's. Schon in den Wüsten des unteren Nilthales ist er keine Seltenheit, obgleich man immer nur einzelnen begegnet. „Da, wo das bewachsene, beziehentlich bebaute Nilthal", sagt Hartmann, „nur schmale Streifen bildet, hält sich der Schakalwolf über Tages in schwer zugänglichen Klüften des wüsten, den Strom begrenzenden Landes versteckt, streift aber bei Abend und bei Nacht, selten dagegen noch bei hellem Sonnenscheine umher, löscht am Wasser seinen Durst und beraubt die Ansiedelungen, wo es angeht." In den südlicheren Ländern des Nilgebietes bilden, wie ich bereits in meinen „Ergebnissen einer Reise nach Habesch" mitgetheilt habe, dichtere Gebüsche oder auch der Graswald der Steppe seinen Aufenthalt. In der Steppe soll er sich Höhlen graben oder die großröhrigen, tiefen Bauten des Erdferkels zum Tagesverstecke benutzen: so wenigstens berichteten mir die Bewohner Kordofâns.

In seinem Wesen erinnert unser Wildhund mehr an den Wolf als an den Schakal. Wenn Giebel ihn mit letzteren zusammen-, also nur als Spielart des Schakals hinstellt, beweist er nichts weiter, als daß er ihn nie gesehen hat. Einen Wolf wird Jeder in ihm erkennen müssen; von dem Schakal unterscheidet er sich selbst dem ungeübtesten Auge. Wolfartig ist auch sein Auftreten. In der Regel hält er sich in einem ziemlich eng begrenzten Gebiete auf und treibt hier Niederjagd auf allerlei Kleinwild, Zwergantilopen, Hasen, Mäuse, Wild- und Haushühner und dergleichen, nebenbei allerlei Früchte auflesend und verzehrend; zuweilen aber, namentlich während der Regenzeit, schlägt er sich in Meuten zusammen, unternimmt größere Wanderungen, überfällt Schaf- und Ziegenherden, reißt mehr nieder, als er verzehrt, zersprengt die Herden und ängstigt die Hirten in arger Weise. Ueber ein Aas stürzt sich solche Bande mit der Gier einer Wolfsmeute, und wenn der bellende Magen zwingt, vergreift sie sich, laut Hartmann, auch wohl an allerlei ungenießbaren Stoffen.

In den Steppen Innerafrika's jagt man den Schakalwolf mit den dortigen ausgezeichneten Windhunden, welche ihren Verwandten trotz lebhafter Gegenwehr niederreißen oder so lange festhalten, bis die Jäger herbeikommen und ihn mit Lanzen erstechen. In Gefangenschaft hält man ihn ebensowenig wie andere Wildhunde.

Die ersten gefangenen Schakalwölfe sah ich in der kaiserlichen Menagerie zu Schönbrunn; später erhielt ich ein Paar, welches ich geraume Zeit gepflegt und beobachtet habe. Ihr Betragen ist das des Wolfes. Wie dieser anfänglich scheu, ängstlich und reizbar, gewöhnen sie sich doch in nicht allzulanger Zeit an den Pfleger, kommen auf den Anruf herbei und geben sich zuletzt Liebkosungen hin. In das Geheul verwandter Wildhunde stimmen sie getreulich ein; sonst vernimmt man selten einen Laut von ihnen. Das von mir gepflegte Paar begattete sich am 10. März, und am 12. Mai, also nach einer Trächtigkeitszeit von genau dreiundsechszig Tagen, wölfte das Weibchen. Die Jungen wurden mit größter Zärtlichkeit behandelt, gediehen vortrefflich, spielten bereits Ende Juni's wie junge Hunde, wuchsen ungemein rasch und berechtigten zu den besten Hoffnungen, gingen jedoch an der Staupe zu Grunde.

Der von Rüppell in Habesch entdeckte Kaberu, Walke, Gees, Kontsal oder Boharja (Canis simensis), scheint sich vom Schakalwolfe nicht allein äußerlich, sondern auch im Schädelbau zu unterscheiden, da Gray hierauf eine besondere Sippe (Simenia) begründet hat. Ein auffallend schlank, windhundähnlich gebautes Thier ist der Kaberu allerdings, keineswegs aber ein verwilderter Haushund, wie Giebel belehren will, schwerlich auch eine klimatische Abart des Schakals, wie Hartmann für möglich hält. Die Schlankheit dieses Wolfes spricht sich besonders in dem fuchsartig gebauten Kopfe, mit verlängerter Schnauze und ausgezogener Nase aus. Die Ohren sind ziemlich hoch und zugespitzt, Hals und Rumpf gestreckt, die Beine hoch; der dickbuschig behaarte Schwanz reicht bis auf die Fersen herab. In der Größe kommt der Kaberu einem

starken Schäferhunde annähernd gleich: seine Gesammtlänge beträgt etwa 1,3 Meter, die Schwanzlänge 30 bis 35 Centim., die Höhe am Widerrist 45 bis 50 Centim. Kopf, Rücken und Seiten sind braunroth, Brust und Bauch weiß, die letzten fünf Achtel des Schwanzes schwarz gefärbt.

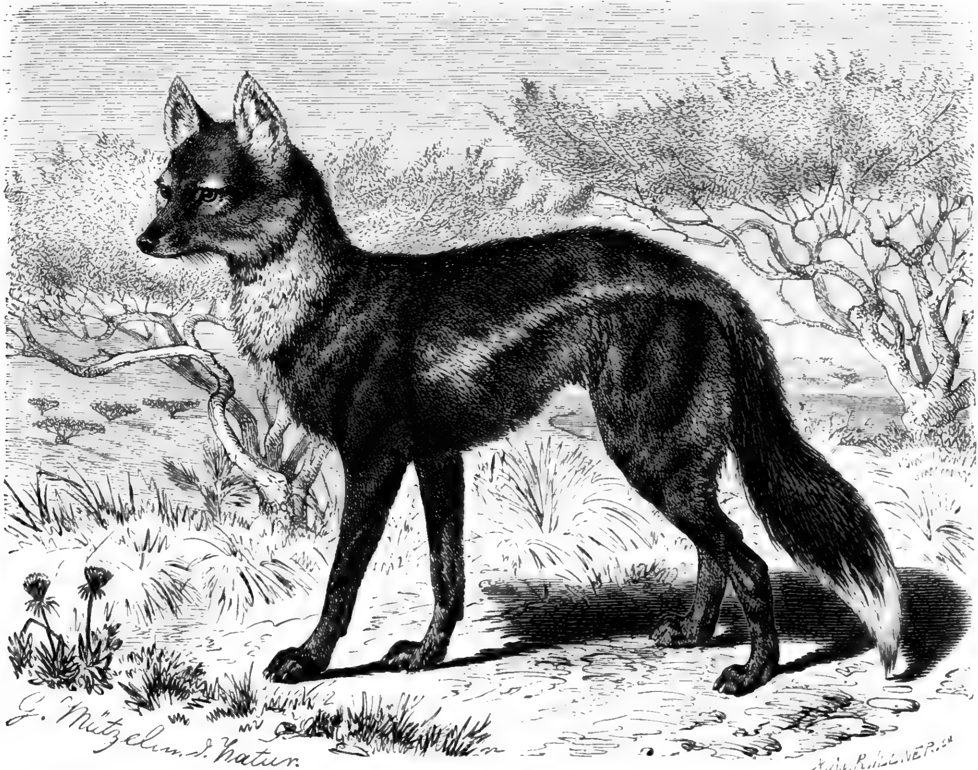
Der Kaberu ist weiter verbreitet, als man glaubt. Man brachte mir ihn einmal in Kordofân und zwar ganz im westlichsten Theile des Landes, hart an der Grenze von Dahr el Fûr, woraus hervorgehen dürfte, daß er in einem großen Theile der inneren Länder Afrika's zu finden ist. Rüppell fand ihn in den meisten Gegenden Abessiniens, hauptsächlich aber in der Kulla, d. i. im heißen Tieflande der afrikanischen Schweiz. Seine Nahrung besteht vorzugsweise in Herdenthieren, zumal in Schafen; er thut deshalb den Eingeborenen großen Schaden. Außerdem mag er wohl auch Antilopen jagen und niederreißen und wie andere wilden oder halbwilden Hunde und Hiänen Aas und Kerbthiere fressen. Dem Menschen wird er nicht gefährlich. Wie andere Verwandten schlägt er sich in Meuten und jagt gesellschaftlich. Die Bewohner Kordofâns kennen ihn unter dem Namen Kelb el Chala oder Hund der Wildnis, Hund der Steppen, und fürchten ihn als argen Feind ihrer Herden noch weit mehr als den ebenfalls dort heimischen Simr oder Hiänenhund. Keinem der scharf und gut beobachtenden Nomaden fällt es ein, in diesem Thiere einen verwilderten Hund zu erblicken; sie halten sich einfach an das Leben und Wesen des Geschöpfes und sind frei von aller Schulweisheit.

Ein ähnlich gebauter, aber merklich kleinerer und anders gefärbter Wildhund ist der Streifenwolf (Canis adustus, C. lateralis), ein Mittelglied zwischen Wolf und Schakal. Der Leib ist gestreckt, der Kopf nach der Schnauze hin kegelförmig zugespitzt, die sehr spitze Schnauze auch seitlich wenig oder nicht abgesetzt, daher der unseres Fuchses nicht unähnlich; die Augen, welche hellbraune Regenbogenhaut und länglichrunden Stern haben, sind schief gestellt, die wie beim Schakal weit getrennten Ohren, deren Länge über ein Viertel und weniger als ein Dritttheil der Kopflänge beträgt, an der Spitze sanft gerundet, die Läufe auffallend hoch und schlank; die nicht besonders buschige Lunte reicht ungeachtet der hohen Läufe bis auf den Boden herab. Der Balg besteht aus langen, locker aufliegenden, straffen Grannen, welche das dünne Wollhaar vollständig bedecken.

Sundevall, der erste Beschreiber des seltenen Streifenwolfes, gibt dessen Gesammtlänge zu 1,1 Meter, die Schwanzlänge zu 33 Centim., die Höhe am Widerrist zu 45 Centim. an; diese Maße stimmen mit denen einer Streifenwölfin, welche ich pflegte, im großen und ganzen überein. Die allgemeine Färbung, ein bräunliches Hellgrau, geht auf den Seiten in Dunkel- oder Schwärzlichgrau, auf den Rücken ins Rothbraune, auf der Brust ins Fahle, auf Kehle und Bauch ins Lichtgelbe über; der Kopf ist röthlichfahl mit lichterem, durch die weißlichen Haarspitzen hervorgebrachten Schimmer, die Stirne fahlbräunlich, die Oberlippe seitlich dunkelgrau, der Lippenrand weiß, ein von ihm aus nach den Ohren verlaufender, verwischter Streifen dunkelgrau, ein die Brust in der Schlüsselbeingegend umgebendes Band und ein dreieckiger Flecken zwischen den Vorderläufen schwärzlich, ein über die Seite sich ziehender breiter Längsstreifen gelblichfahl, unten schwarz gesäumt, ein von hinten und oben nach vorn und unten über den Hinterschenkel verlaufender Streifen tiefschwarz; die Läufe sehen bis auf einen vorn längs der Vorderläufe hervortretenden dunklen Streifen lebhaft rostroth aus; der Schwanz hat an der Wurzel graue, seitlich fahle, an der Spitze rein weiße, übrigens schwarze Färbung.

Vom Kaffernlande aus verbreitet sich der Streifenwolf über einen großen Theil Afrika's. Ich erhielt die Wölfin, von welcher vorstehende Beschreibung entnommen wurde, aus Sansibar, der Thiergarten zu London einen anderen lebenden, genau ebenso gefärbten Streifenwolf vom Fernado-Vapflusse, südlich vom Gabon in Westafrika. Wahrscheinlich ist unser Wolf derselbe Wildhund, welchen Du Chaillu mit dem Namen Mboyo bezeichnet, und von dem er erzählt, daß er ein sehr scheues, jagdlustiges und jagdtüchtiges Raubthier sei. „Ich habe“, sagt er, „oft zugesehen, wenn diese

Wölfe Kleinwild jagten. Sie laufen in geschlossenen Meuten, kreisen nach allen Richtungen, spüren so rasch eine Beute auf, verfolgen und fangen jedes Wild von mäßiger Ausdauer." Jedenfalls besitzen die Streifenwölfe die Jagd- und Raublust ihrer Verwandtschaft in vollem Maße. Meine Gefangene folgte jedem von ihrem Käfige aus sichtbaren Wilde mit größter Theilnahme, gleichsam mit verklärtem Auge. Ein vorüberfliegender Vogel, ein am Käfige vorbeispazierendes Huhn beschäftigten sie auf das lebhafteste.



Streifenwolf (Canis adustus). 1/8 natürl. Größe.

Das Betragen meiner Streifenwölfin war übrigens im wesentlichen dasselbe wie das der Schakale und anderer Wölfe ähnlicher Größe. Auch sie zeigte sich Menschen und größeren Thieren gegenüber scheu und furchtsam, obgleich sie ihrer Haut sich zu wehren wußte. Anfangs setzte sie meinen Liebkosungen Mißtrauen entgegen, allgemach aber verlor sich ihre übergroße Vorsicht, und nach einigen Wochen hatte ich ihr Vertrauen wirklich gewonnen. Sie kam auf meinen Ruf herbei und gestattete, daß ich sie berührte, und wenn auch anfangs bedenkliches Nasenrümpfen zur Vorsicht mahnte, erreichte ich endlich doch meinen Zweck und durfte sie streicheln. Später wurde sie zahm und freundlich, mir jedenfalls sehr zugethan, obgleich sie ihr Mißtrauen niemals vollständig überwinden konnte. Mit den Genossen ihres Käfigs hielt sie ihrerseits Frieden; Zudringlichkeiten derselben wies sie entschieden zurück. Eine Stimme habe ich nicht von ihr vernommen. Auf kleine Thiere, z. B. Ratten und Sperlinge, war sie sehr gierig, nicht minder gern fraß sie Früchte: Pflaumen, Kirschen, Birnen und Milchbrod gehörten zu ihren ganz besonderen Leckereien. Gegen die rauhe Witterung unseres Nordens schien sie höchst empfindlich zu sein, lag an kalten Tagen, nach Hundeart zusammengerollt, regungslos und erhob sich dann, auch wenn man sie rief, nur ungern, während sie sonst augenblicklich ans Gitter kam. Am lebendigsten war sie an warmen Sommerabenden.

Der Schakal (Canis aureus, Lupus aureus, Canis barbarus, indicus, micrurus) ist dasselbe Thier, welches die Alten Thos und Goldwolf nannten, und wahrscheinlich der bei dem Bubenstreiche Simsons erwähnte „Fuchs", welchen jener edle Recke benutzte, um den Philistern ihr Getreide anzuzünden. Sein Name rührt von dem persischen Worte Sjechal her, welches die Türken in Schikal umgewandelt haben. Bei den Arabern heißt er Dieb oder Dib, der Heuler, — und einen besseren Namen könnten auch wir ihm nicht geben. Man kennt ihn im Morgenlande überall und spricht von seinen Thaten mit demselben Wohlgefallen, mit welchem wir des Fuchses



Schakal (Canis aureus). 1/6 natürl. Größe.

gedenken. Nordafrika und West- und Südasien bilden seine Heimat; nach neueren Beobachtungen kommt er aber auch in Europa und zwar in Dalmatien und Griechenland vor.

Der Schakal erreicht bei 90 bis 95 Centim. Gesammt- oder 65 bis 70 Centim. Leibes- und 30 Centim. Schwanzlänge 45 bis 50 Centim. Höhe am Widerriste, ist kräftig gebaut, hochbeinig und kurzschwänzig, seine Schnauze spitzer als die des Wolfes, aber stumpfer als die des Fuchses; die buschige Standarte hängt bis zu dem Fersengelenk herab. Die Ohren sind kurz, erreichen höchstens ein Viertel der Kopflänge und stehen weit von einander ab; die lichtbraunen Augen haben einen runden Stern. Ein mittellanger, rauher Balg von schwer beschreiblicher Färbung deckt den Leib. Die Grundfarbe ist ein schmutziges Fahl- oder Graugelb, welches auf dem Rücken und an den Seiten mehr ins Schwarze zieht, bisweilen auch schwarz gewellt erscheint oder durch dunkle, unregelmäßig verlaufende Streifen über den Schultern gezeichnet wird. Diese Färbung setzt sich scharf ab von den Seiten, Schenkeln und Läufen, welche wie die Kopfseiten und der Hals fahlroth aussehen. Die Stirnmitte pflegt dunkler zu sein, weil hier die Haare schwärzliche Spitzen haben; die Ohren sind äußerlich dicht mit rothgelben, innen spärlicher mit längeren lichtgelben Haaren bekleidet. Das Fahlgelb der Unterseite geht an der Kehle und am Bauche in Weißlich-, an der

Brust in Röthlichgelb, am Unterhalse in Grau über; in der Schlüsselbeingegend machen sich undeutliche dunklere Querbänder bemerklich, ohne daß eine regelmäßige Zeichnung ausgesprochen wäre. In die dunkle, an der Spitze schwarze Behaarung des Schwanzes mischt sich Fahlgelb ein.

Als das Heimatsgebiet des Schakals muß Asien angesehen werden. Er verbreitet sich von Indien mit Ceilon aus über den Westen und Nordwesten des Erdtheils, die Eufratländer, Arabien, Persien, Palästina und Kleinasien, tritt aber auch in Nordafrika und in Morea, der Türkei sowie in einigen Gegenden Dalmatiens auf. In Nordindien und Nepal lebt eine andere Art, vielleicht nur Spielart von ihm: der Landjak (Canis [Lupus] pallipes, Saccalius indicus), ein mir aus eigener Anschauung nicht bekanntes Thier.

In seiner Lebensweise stellt sich der Schakal als Bindeglied zwischen Wolf und Fuchs dar. Dem letzteren ähnelt er mehr als dem ersteren. Bei Tage hält er sich zurückgezogen; gegen Abend begibt er sich auf seine Jagdzüge, heult laut, um andere seiner Art herbeizulocken, und streift nun mit diesen umher. Er liebt die Geselligkeit sehr, obwohl er auch einzeln zur Jagd zieht. Vielleicht darf man ihn den dreistesten und zudringlichsten aller Wildhunde nennen. Er scheut sich nicht im geringsten vor menschlichen Niederlassungen, dringt vielmehr frech in das Innere der Dörfer, ja selbst der Gehöfte und Wohnungen ein und nimmt dort weg, was er gerade findet. Durch diese Zudringlichkeit wird er weit unangenehmer und lästiger als durch seinen berühmten Nachtgesang, welchen er mit einer bewunderungswürdigen Ausdauer vorzutragen pflegt. Sobald die Nacht wirklich hereingebrochen ist, vernimmt man ein vielstimmiges, im höchsten Grade klägliches Geheul, welches dem unserer Hunde ähnelt, aber durch größere Vielseitigkeit sich auszeichnet. Wahrscheinlich dient dieses Geheul hauptsächlich anderen der gleichen Art zum Zeichen: die Schakale heulen sich gegenseitig zusammen. Jedenfalls ist es nicht als ein Ausdruck der Wehmuth der lieben Thiere anzusehen; denn die Schakale heulen auch bei reichlicher Mahlzeit, in der Nähe eines großen Aases z. B., gar erbärmlich und kläglich, daß man meint, sie hätten seit wenigstens acht Tagen keinen Bissen zu sich genommen. Sobald der eine seine Stimme erhebt, fallen die anderen regelmäßig ein, und so kann es kommen, daß man von einzelnliegenden Gehöften aus zuweilen die wunderlichste Musik vernehmen kann, weil die Töne aus allen Gegenden der Windrose heranschallen. Unter Umständen wird man erschreckt durch das Geheul; denn es ähnelt manchmal Hülferufen oder Schmerzenslauten eines Menschen. Durch die Ausdauer, mit welcher die Schakale ihre Nachtgesänge vortragen, können sie unerträglich werden; sie verderben, zumal wenn man im Freien schläft, oft die Nachtruhe vollständig. Somit kann man es den Morgenländern nicht verdenken, wenn sie die überall häufigen Thiere hassen und diesem Hasse durch grauenvolle Flüche Ausdruck geben.

Zum Hasse berechtigen übrigens auch noch andere Thaten der Schakale. Der geringe Nutzen, welchen sie bringen, steht mit dem Schaden, den sie verursachen, in gar keinem Verhältnisse. Nützlich werden sie durch Wegräumen des Aases und Vertilgung allerhand Ungeziefers, hauptsächlich durch Mäusefang, schädlich wegen ihrer unverschämten Spitzbübereien. Sie fressen nicht nur alles Genießbare weg, sondern stehlen noch allerhand Ungenießbares aus Haus und Hof, Zelt und Zimmer, Stall und Küche und nehmen mit, was ihnen gerade paßt. Ihre Freude am Diebstahl ist vielleicht ebenso groß wie ihre Gefräßigkeit. Im Hühnerhofe spielen sie die Rolle unseres Reineke, morden mit der Gier des Marders und rauben, wenn auch nicht mit der List, so doch mit der Frechheit des Fuchses. Unter Umständen machen sie sich übrigens auch über ein vereinzeltes Herdenthier, über Lämmer und Ziegen her, verfolgen ein kleines Wild oder plündern die Obstgärten und Weinberge. An der Meeresküste nähren sie sich von todten Fischen, Weichthieren und dergleichen. Größeren Raubthieren folgen sie in Rudeln nach, um alle Ueberreste ihrer Mahlzeit zu vertilgen; Reisezüge begleiten sie oft Tage lang, drängen sich bei jeder Gelegenheit ins Lager und stehlen und plündern hier nach Herzenslust. Bei ihren Raubzügen gehen sie anfangs langsam, in Absätzen, heulen dazwischen einmal, wittern, lauschen, äugen und folgen dann,

sowie sie eine Spur aufgefunden haben, irgend welchem Wilde mit großem Eifer, fallen, wenn sie nahe genug sind, plötzlich über ihre Beute her und würgen sie ab. Tritt ihnen bei solchen Jagdzügen ein Mensch in den Weg, so weichen sie ihm zwar aus und zerstreuen sich nach rechts und links, finden sich aber bald wieder zusammen und verfolgen ihren Weg wie früher. Die Morgenländer sagen ihnen nach, daß sie unter Umständen auch Menschen angreifen, zwar nicht den Erwachsenen und Gesunden, wohl aber Kinder und Kranke. Jedenfalls richten sie Unfug genug an, um die Abwehr des Menschen hervorzurufen. In manchen Gegenden werden sie buchstäblich zur Landplage. Nur ihre nahen Verwandten, die Hunde, vermögen sie im Zaume zu halten, und diese sind denn auch ihretwegen in allen Dörfern massenhaft vorhanden, stürmen, sobald ihnen das Geheul der Schakale deren Ankunft verkündet, denselben entgegen und treiben sie in die Flucht.

In den nördlichen Theilen der Insel Ceilon, wo der sandige Boden von Buschwerk und einzelnen Baumgruppen nur dünn bedeckt wird, sind sie, laut Tennent, ungemein häufig. Sie jagen hier regelmäßig in Meuten, welche von einem Leithunde angeführt werden und eine kaum glaubliche Kühnheit an den Tag legen. Nicht allein Hasen und andere Nager, sondern auch größere Thiere, selbst Hirsche, fallen ihnen zur Beute. Sehen sie, daß gegen Abend oder mit Eintritt der Dunkelheit ein Hase oder anderes Wild in einem jener Dickichte Zuflucht sucht, so umringen sie die ihnen winkende Beute von allen Seiten, versäumen auch nie die Wechsel zu besetzen; der Leithund gibt durch ein langgedehntes, wie „Okäe" klingendes Geheul das Zeichen zum Angriffe, alle wiederholen die widerwärtigen Laute, und rennen gleichzeitig in das Dickicht, um das Opfer heraus und in die sorgfältig gelegten Hinterhalte zu treiben. Nach Tennent gewordenen Mittheilungen eines Augenzeugen ist es ihre erste Sorge, ein niedergerissenes Wild wo möglich in das nächstgelegene Dickicht zu schleppen, aus welchem sie sodann mit der gleichgültigsten Miene wieder heraustreten, um zu erspähen, ob nicht etwa ein stärkeres Thier, welches sie ihrer Beute berauben könnte, in der Nähe sich umhertreibe. Ist die Luft rein, so kehren sie zu dem verborgenen Leichnam zurück und schaffen ihn weg oder verzehren ihn auf der Stelle. Angesichts eines Menschen oder stärkeren Raubthieres sollen sie, wie der Berichterstatter Tennents versichert und dieser für wahr hält, irgend einen Gegenstand ins Maul nehmen und eilig davon rennen, als wären sie begierig, die vermeintliche Beute zu sichern, gelegenerer Zeit aber zu dem wirklichen Raube zurückkehren. Jedenfalls gelten sie bei allen Singalesen, genau ebenso wie Reineke bei uns, als Sinnbilder der List und Verschlagenheit, und haben einen wahren Schatz von Sagen und Geschichten ins Leben gerufen.

An den Schädeln einzelner Schakale findet sich eine von außen meist durch einen Haarbusch kenntliche Knochenwucherung, das Schakalhorn, „Narrik-Kombu" der Singalesen, welchem diese wunderbare Kräfte zuschreiben. Ihrer Meinung nach entwächst es nur dem Schädel des Leithundes und ist deshalb besonders schwer zu erhalten, verbürgt dem glücklichen Besitzer aber Erfüllung aller Wünsche, kehrt auch, wenn es gestohlen wurde, von selbst wieder in seinen Besitz zurück, ist überhaupt ein Talisman ersten Ranges, welcher den bei unseren Gläubigen so hoch beliebten Heiligenknochen bei weitem vorgezogen werden muß, schon weil es unter den Singalesen ungleich weniger Zweifler an Knochenwundern gibt als bei uns zu Lande. Mittels des „Narrik-Kombu" treibt man zwar nicht Teufel aus, heilt auch keinerlei Krankheiten und Gebresten, schützt sein Haus aber vor Dieben und Räubern, gewinnt Rechtsstreitigkeiten, kommt zu Geld, Vermögen und Ehren, schließlich wohl auch ins Paradies. Man ersieht aus dieser Mittheilung, daß die Knochen auch unter halbgesitteten Völkerschaften ihre Rolle spielen.

Die Ranzzeit des Schakals fällt in den Frühling und gibt den verliebten Männchen zu den allergroßartigsten Heulereien Grund und Ursache. Neun Wochen später wölft die Schakalhündin fünf bis acht Junge auf ein wohl verborgenes Lager, ernährt, schützt und unterrichtet diese nach Wolfs- oder Fuchsart im Gewerbe und zieht nach ungefähr zwei Monaten mit ihnen in das Land hinaus. Die hoffnungsvollen Sprossen haben sich um diese Zeit schon fast alle Fertigkeiten der Alten erworben, verstehen das Heulen meisterhaft, und lernen das Stehlen rasch genug.

Jung eingefangene Schakale werden bald sehr zahm, jedenfalls weit zahmer als Füchse. Sie gewöhnen sich gänzlich an den Herrn, folgen ihm wie ein Hund, lassen sich liebkosen oder verlangen Liebkosungen wie dieser, hören auf den Ruf, wedeln freundlich mit dem Schwanze, wenn sie gestreichelt werden, kurz, zeigen eigentlich alle Sitten und Gewohnheiten der Haushunde. Selbst alt gefangene unterwerfen sich mit der Zeit dem Menschen, so bissig sie auch anfänglich sich zeigen. Paarweise gehaltene pflanzen ohne alle Umstände in der Gefangenschaft sich fort, begatten sich auch leicht mit passenden Haushunden. Adams sah in Indien Haushunde, welche dem Schakal vollständig glichen, und nimmt an, daß sie aus einer Vermischung von beiden hervorgegangen sind.

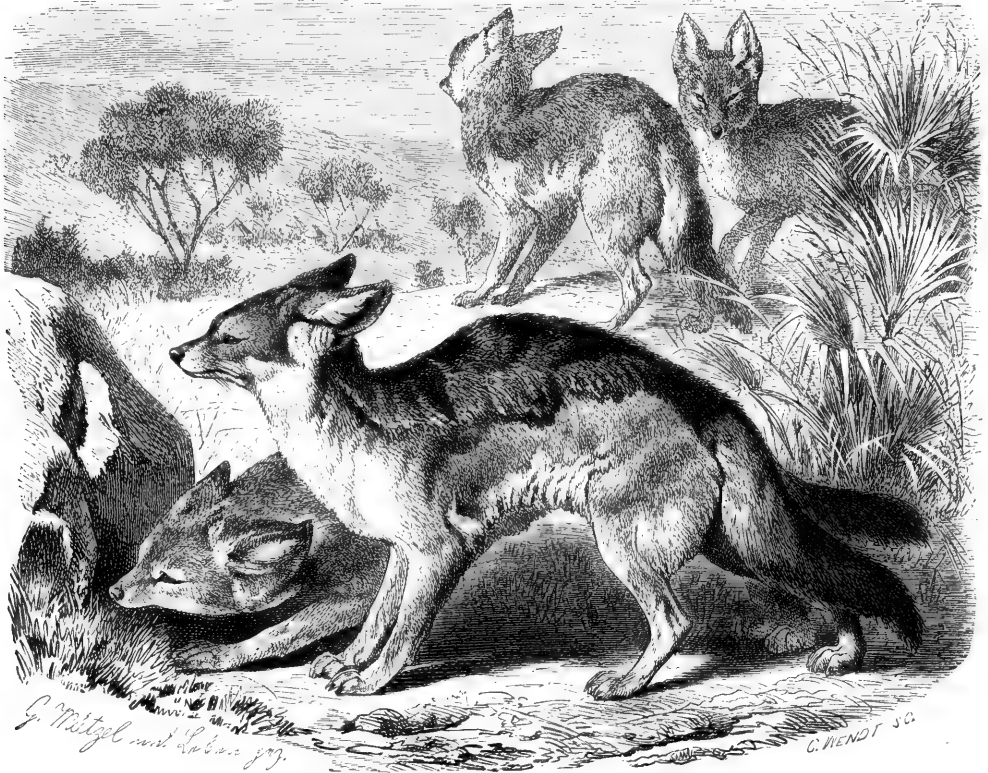
Die fürchterlichste Krankheit der Hunde, Wasserscheu, sucht auch den Schakal heim. Man hat auf Ceilon wiederholt erfahren müssen, daß wuthkranke Schakale in die Dörfer kamen und Hausthiere bissen, welche an den Folgen der Uebertragung des Wuthgiftes elendiglich zu Grunde gingen.

Schwer begreiflich erscheint es, daß man fortwährend einen gegenwärtig in allen größeren Thiergärten und Museen ausgestellten Wildhund des inneren und südlichen Afrika, den Schabrakenschakal, mit dem Schakal als gleichartig erklärt; denn ersterer hat mindestens ebenso viele Aehnlichkeit mit dem Fuchse wie mit dem Schakal und bildet gewissermaßen ein Uebergangsglied zwischen beiden. Gray führt ihn als besondere Art unter den Füchsen auf und ist hierzu jedenfalls mehr berechtigt als Giebel, welcher ihn wahrscheinlich nie gesehen hat, trotzdem aber mit dem Schakal- und Streifenwolf als Spielart des Schakals erklärt.

Der Schabrakenschakal (Canis mesomelas, Vulpes mesomelas, Canis variegatus) ist sehr niedrig gestellt und von allen übrigen Schakalen schon hierdurch, mehr noch aber durch die Bildung seines Kopfes unterschieden. Dieser hat den Bau des Fuchskopfes und zeichnet sich besonders aus durch die sehr großen, am Grunde breiten, oben spitzig zulaufenden, ein gleichmäßiges, unten etwas verschmälertes Dreieck bildenden, dicht nebeneinanderstehenden Ohren, welche eher an die des Fenek als an die des Schakals erinnern. Die großen braunen Augen haben runden Stern. Der Schwanz reicht bis zum Boden herab, wird jedoch gewöhnlich aufrecht gekrümmt getragen. Das Fell ist dick, fein und kurzhaarig. Die Färbung, ein schönes Rostroth, geht nach unten zu in Gelblichweiß über. Die ganze Oberseite deckt eine seitlich scharf begrenzte Schabrake von schwarzer Färbung mit weißlicher Fleckenzeichnung. Auf dem Halse wird diese Schabrake durch eine nach hinten zu undeutliche weiße Linie eingefaßt. Die Fleckenzeichnung ändert sich, je nach der Lage der Haare, da sie überhaupt nur durch das Zusammenfallen einer Menge von Haarspitzen entsteht, welche sämmtlich lichte Färbung haben. Kehle, Brust und Bauch sind weiß oder lichtgelb. An den Innenseiten der Läufe dunkelt diese Färbung, und zwischen den Vorderläufen geht sie in Grau über. Das Kinn ist röthlich, aber sehr hell, wenig von der lichteren Kehle abstechend. Auf dem Kopfe mischt sich Grau unter die allgemeine rostrothe Färbung. Der Rücken der sehr spitzen, fuchsartigen Schnauze ist schwarz, während die Lippen sehr licht, fast weiß erscheinen. Die Ohren sind außen und am Rande lebhaft rostroth, innen mit gilblichen Haaren besetzt. Vor ihnen steht jederseits ein gelber Fleck, und ein ähnlich gefärbter umrandet auch das Auge, unter dem sich dann noch ein dunklerer Streifen hinzieht. Ein dunkles Halsband, wie es die meisten übrigen Hunde und namentlich die Schakale zeigen, fehlt dem Schrabrakenschakal gänzlich. Der Schwanz ist an der Wurzel rostfarben wie der übrige Leib, sodann aber, in den letzten zwei Dritteln der Länge, schwarz. An Länge übertrifft der Schabrakenschakal seinen Verwandten, an Höhe steht er ihm nach.

Nach meinen Erfahrungen beginnt das Wohngebiet des Schabrakenschakals in Mittelnubien. Von hier aus reicht es längs der Ostküste Afrika's bis zum Kap und wahrscheinlich auch quer durch den ganzen Erdtheil bis zur Westküste. Unser Schakal findet sich ebensowohl in der Steppe wie in den Wäldern, vorzugsweise jedoch in Gebirgsländern. Am Kap und in Habesch ist er sehr häufig. An der Ostküste des Rothen Meeres breitet sich eine schmale Wüstensteppe, die

Samhara, aus, welche vielfach von Regenstrombetten durchfurcht ist, deren Ufer gewöhnlich üppige Dickichte bilden. Hier darf man ihn regelmäßig vermuthen; denn diese Dickichte sind reich an Hasen und Frankolinen und gewähren ihm somit vielfache Gelegenheit, Beute zu machen. Er ist frecher und zudringlicher als jeder andere Wildhund. Seine eigentliche Jagdzeit ist zwar die Nacht, doch sieht man ihn auch bei Tag häufig genug umherlungern, selbst unmittelbar in der Nähe der Dörfer. In den Frühstunden begegnet man ihm überall, im Gebüsche ebensowohl wie in der pflanzenleeren Ebene. Erst in den Vormittagsstunden trabt er seinem Lager zu. Nachts ist er



Schabrakenschakal (Canis mesomelas). 1/7 natürl. Größe.

ein regelmäßiger Gast in den Dörfern und selbst in der Mitte des Lagerplatzes; denn nicht einmal das Feuer scheint ihn auf seinen Diebeszügen zu hindern. Ich habe ihn wiederholt zwischen den Gepäckstücken und den lagernden Kamelen umherstreifen sehen; auf meiner ersten Reise in Afrika hat er mir sogar auf dem nur vermittels eines Bretes mit dem Lande verbundenen Schiffe einen Besuch gemacht. Die Eingeborenen Afrikas hassen ihn, weil er alle nur denkbaren Sachen aus den Hütten wegschleppt und unter dem Hausgeflügel, sogar unter den kleinen Herdenthieren manchmal arge Verheerungen anrichtet. Die Somali versichern, daß er ihren Schafen die Fettschwänze abfresse; im Sudân weiß man davon zwar nichts, kennt ihn aber als sehr eifrigen Jäger der kleinen Antilopen, der Mäuse, Erdeichhörnchen und anderer Nager. Bei dem Aase ist er ein regelmäßiger Gast; er scheint solche Speise leidenschaftlich gern zu fressen. Wie Burton berichtet, betrachten die Somali das Geheul des Schabrakenschakals als ein Vorzeichen des kommenden Tages und schließen von ihm aus auf gutes oder schlechtes Wetter; in Abessinien oder im Sudân beachtet man diese Musik nicht, obgleich man sie oft genug zu hören bekommt. Ich meinestheils muß gestehen, daß mir das Geheul dieser Schakale niemals lästig geworden ist, sondern immer eine ergötzliche Unterhaltung gewährt hat.

Ueber die Fortpflanzung unseres Wildhundes fehlen zur Zeit noch genügende Beobachtungen. Mir wurde erzählt, daß die Anzahl des Gewölfes vier bis fünf betrage, und daß man die Jungen zu Anfang der großen Regenzeit finde. Im Innern Afrika's fällt es Niemand ein, das wirklich nette Thier zu zähmen; wir erhalten deshalb auch nur aus dem Kaplande ab und zu einen dieser Schakale lebendig. Wenn man sich viel mit einem solchen Gefangenen beschäftigt, gewinnt man bald sein Vertrauen. Der Schabrakenschakal ist im Grunde ein gutmüthiger, verträglicher Bursche, welcher jedenfalls mehr als der Fuchs zur Geselligkeit und zum Frieden neigt. So scheu und wild er anfänglich sich geberdet, so rasch erkennt er liebevolle Behandlung an und sucht sie durch dankbare Anhänglichkeit zu vergelten. Ein fast ausgewachsenes Männchen, welches ich in London ankaufte, war anfänglich im höchsten Grade scheu und bissig, tobte beim bloßen Erscheinen des Wärters wie unsinnig im Käfige umher, machte Sprünge von ein bis zwei Meter Höhe und suchte ängstlich vor dem Menschen sich zu verbergen oder ihm zu entkommen, bekundete aber auch ähnliche Furcht vor verwandten Wildhunden, mit denen es zusammen gehalten wurde, sodaß es oftmals eben dieser Scheu und Furchtsamkeit wegen zu argen Beißereien unter der sehr gemischten Gesellschaft kam. Dies alles aber verlor sich bald. Der Schabrakenschakal erkannte das Vergebliche seines Sträubens und befliß sich fortan eines anständigen Betragens. Schon nach wenig Wochen nahm er, vielleicht durch das gute Beispiel seiner Mitgefangenen ermuntert, dem Wärter das ihm vorgehaltene Fleisch oder Brod aus der Hand; nach etwa Monatsfrist hatte sich seine Scheu soweit verloren, daß er traulich auf den Ruf herbeikam und die dargebotene Hand liebevoll beleckte. Auch zu seinen Mitgefangenen faßte er allgemach Vertrauen, und mit dem Vertrauen stellte sich eine gewisse Freundschaft ein, welche freilich durch einen vorgehaltenen fetten Bissen zuweilen kleine Unterbrechungen erhielt, im ganzen aber doch thatsächlich bestand.

Während des Haarwechsels, welcher im September vor sich ging, hatte gedachter Schakal vorübergehend ein ganz eigenthümliches Aussehen. Seine schwarze Schabrake verlor sich in kurzer Zeit bis auf spärliche Ueberbleibsel; das neue Grannenhaar wuchs aber sehr rasch wieder heran, und bereits nach vier Wochen hatte er sein neues, schöneres Kleid angelegt.

In einem Käfige zusammengehaltene Paare des Schabrakenschakals pflanzen sich leicht fort. Ob ihre Trächtigkeitszeit von der anderer Wölfe abweicht, vermag ich nicht zu sagen. Ein Paar, welches unter der Pflege Kjärböllings mehrere Jahre nacheinander Junge brachte, begattete sich in einem Jahre am 16. Januar, trotz der herrschenden 12° R. Kälte, und bekam — wann ist nicht gesagt — vier Junge, welche vortrefflich gediehen. In den beiden folgenden Jahren wölfte das Weibchen wieder, einmal am 4. März, fraß gelegentlich auch einen seiner Sprossen, obgleich es dieselben sonst gut behandelte.

*

Werfen wir nach dieser fast vollständigen Uebersicht der altweltlichen Wildhunde einen Blick auf andere, in Amerika hausenden Glieder der Familie, so stoßen uns zunächst zwei wolfähnliche Arten auf, welche Hamilton Smith Goldwölfe (Chrysocyon) nennt und Gray in einer besonderen Sippe vereinigt wissen will. Als Merkmale der letzteren gibt dieser Forscher den sehr langen, dünnnasigen Kopf und kurzen Schwanz sowie unerhebliche Eigenthümlichkeiten des Schädels und Gebisses an. Unter sich sind die beiden „Goldwölfe“ übrigens wesentlich verschieden.

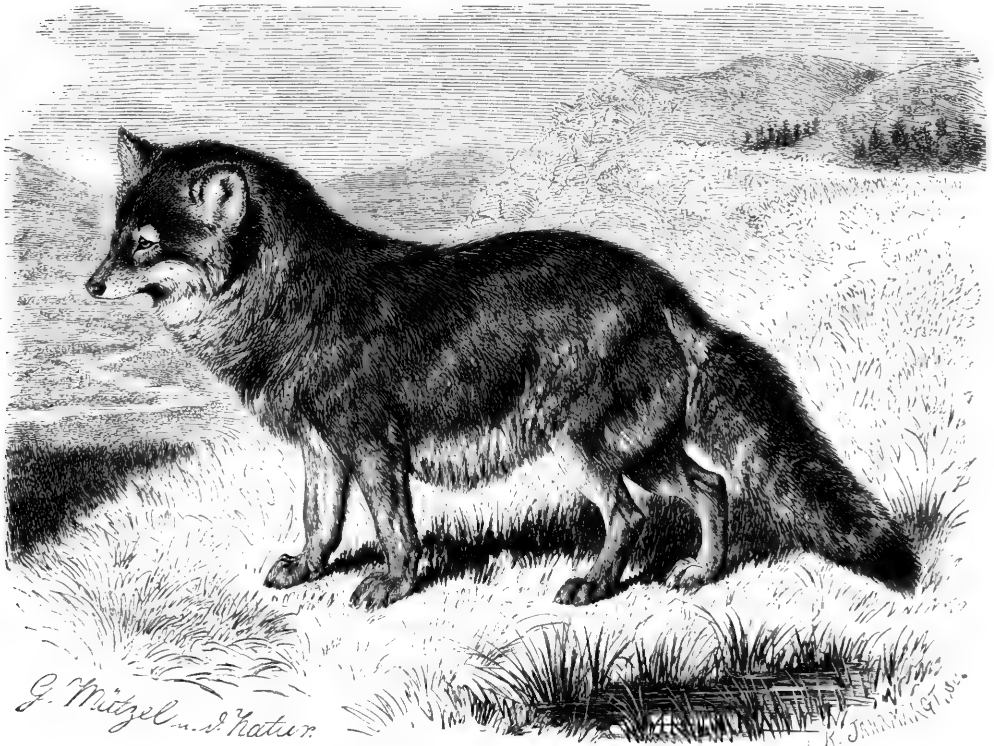
Der Mähnenwolf, rothe Wolf der Ansiedler, Guará der Eingeborenen (Canis jubatus, Chrysocyon jubatus, Canis campestris), hat, laut Burmeister, zwar die unverkennbarste Aehnlichkeit mit dem Wolfe, ist jedoch verhältnismäßig schwächlicher gebaut und viel hochbeiniger als dieser, die Schnauze enger, die Brust schmäler, der Schwanz kürzer. „Eigentlich“, sagt Hensel, „ist das Thier eine Misgestalt. Sein Rumpf erscheint unverhältnismäßig kurz, während die Beine, namentlich durch Verlängerung der Mittelhand und des Mittelfußes, eine für

unser Gefühl unnatürliche Länge besitzen." Der Pelz hat ebenfalls sein eigenthümliches. Im Gesicht und an den Pfoten sind die Haare, nach Burmeisters Beschreibung, kurz anliegend, weiterhin, an den Beinen ganz allmählich, werden sie länger und erreichen ihre größte Länge im Nacken und längs des Rücken, wo sie eine starke aufrichtbare Mähne bilden und gegen 13 Centim. Länge haben. Ihre Färbung, ein klares reines Zimmetrothbraun, wird gegen die Mitte des Rückens etwas dunkler, gegen den Bauch hin heller, gelblicher; die Schnauze ist braun, die nackte Nase ganz schwarz, das Gesicht heller, das Ohr außen rothbraun, innen weißgelb; den Nacken ziert ein großer schwarzbrauner Fleck, welcher sich nach dem Rücken hinabzieht; die Pfoten sind auf der Vorderseite schwarz, hinten braun, die Innenseiten der Beine fast weiß; der Schwanz hat oben rothbraune, unten gelbliche Färbung. Bei 1,25 bis 1,3 Meter Leibes- und 40 Centim. Schwanzlänge beträgt die Höhe 70 Centim. und darüber.

Noch heutigen Tages wissen wir über das Leben dieses in allen Sammlungen seltenen Thieres außerordentlich wenig. Der Mähnenwolf hat zwar eine weite Verbreitung über Südamerika, kommt auch an geeigneten Oertlichkeiten Brasiliens, Paragay's, der Plataſtaaten einzeln überall vor, wird aber wegen seines scheuen, vorsichtigen und furchtsamen Wesens, welches ihn den menschlichen Ansiedelungen fern hält, stets selten gesehen und noch seltener erlangt. Burmeister betrachtet es als eine besondere „Gunst des Schicksals", daß während seiner Anwesenheit in Lagoasanta ein Stück aufgebracht wurde und er dadurch Gelegenheit erhielt, das Thier beschreiben zu können. Aus der Ferne blickt der Mähnenwolf den Menschen neugierig an, geht dann aber schleunigst ab, wird überhaupt niemals zudringlich, greift nur ausnahmsweise das Herdenvieh, unter keinen Umständen aber den Menschen an und nährt sich schlecht und recht von kleinen Säugethieren und allerlei Früchten. Hensel, welcher bemerkt, daß auch er aus eigener Anschauung nichts zur Kenntnis der noch immer in Dunkel gehüllten Lebensweise des Mähnenwolfs beitragen könne, hörte auf der Hochebene der Serra geral am häufigsten von ihm erzählen. Er stellt hier den Schafherden nach und könnte somit schädlich werden, wenn er häufiger vorkäme. Ueber Tages hält er sich, nach Angabe des Prinzen von Wied, in den zerstreuten Gebüschen der offenen, heideartigen Gegenden des inneren Landes auf, ängstlich sich verbergend; des Nachts, in unbewohnten Gegenden wohl auch in den Nachmittagsstunden, trabt er nach Nahrung umher und läßt dann seine laute, weitschallende Stimme vernehmen. Gegen Abend soll man ihn, laut Hensel, zuweilen in den sumpfigen mit hohen Grasbüscheln bewachsenen Niederungen sehen, wie er sich mit der Jagd der Apereas oder wilden Meerschweinchen beschäftigt. Diese Thiere huschen mit so großer Schnelligkeit zwischen den Grasbüscheln umher, daß sie kein Jagdhund fangen kann; der Mähnenwolf aber greift sie doch. Seine hohen Läufe befähigen ihn, das Jagdgebiet auf weithin zu übersehen und so gewaltige Sätze zu machen, daß ihm gedachtes Kleinwild nicht immer entgeht. Ob er auch zu andauerndem Laufe geschickt ist, konnte Hensel nicht in Erfahrung bringen. Man möchte dies vermuthen, obgleich er zuweilen von Hunden eingeholt werden soll. In Brasilien verschmäht man das Fleisch eines erlegten Guará durchaus nicht. Burmeister, welchem es als Hirschbraten vorgesetzt wurde, fand es zwar etwas zähe aber wohlschmeckend und erfuhr erst durch seinen Gastgeber, daß er einen Wolfsschenkel anstatt eines Wildschlegels verzehrt hatte.

Die zweite Art der Gruppe im Sinne Gray's, nach Anderer Ansicht aber Vertreter der Untersippe der Aktäonwölfe (Lyciscus), der Heul- oder Steppenwolf, Prairiewolf, Coyote (Canis latrans, Chrysocyon latrans, Lyciscus cayotis, Canis frustor), erscheint ebenfalls als Mittelglied zwischen Wölfen und Füchsen, wenn auch der Wolf in ihm sich nicht verkennen läßt. Von ersteren hat er Leib und Schwanz sowie die kräftigen Läufe, von letzteren die zugespitzte Schnauze. Sein kräftiger Leib erscheint wegen des ungewöhnlich reichen Balges noch dicker als es in Wirklichkeit der Fall, der Hals ist kurz und kräftig, der Kopf schlanker als der des Wolfes, oben breit, an der Schnauze zugespitzt, das Ohr ziemlich groß, unten breit, oben aber

nicht gerundet. Das lichtbraune Auge hat einen runden Stern. Die Färbung des Balges ist ein schmutziges Gelblichgrau, welches auf Ohr und Nasenrücken in das Rostfarbene, auf Oberhals und Rücken aber in das Schwärzliche übergeht, weil hier alle Haare in schwarzen Spitzen endigen; die Seiten des Halses, der Vorderblätter, der Hinterschenkel und die Läufe an ihrer äußeren Seite sind hellrostroth oder hellgelb, Unter- und Innenseite der Beine weißlich, die Lauscher rostfarben, hier und da mit schwärzlichen Haarspitzen, innen mit weißlichen Haaren dicht bedeckt. Der Lippenrand ist weißlich, die Umgebung der Augen hellfahl oder bräunlichgrau mit weißen Haarspitzen.



Heulwolf (Canis latrans). 1/9 natürl. Größe.

Ueber das Handgelenk zieht sich ein schmaler, schwarzer Streifen; der Schwanz ist an der Wurzel fahl und schwarz gemischt, an der Spitze tiefschwarz. Auf dem Rücken werden die Haare im Winter über zehn Centimeter lang. Sie sind an ihrer Wurzel aschgrau, hierauf gelbroth, dann schwarzbraun geringelt, hierauf weißlich und an der Spitze wieder schwarzbraun. Verschiedene Abänderungen kommen vor. Erwachsene Heulwölfe erreichen eine Länge von 1,4 Meter, wovon auf den Schwanz 40 Centim. gerechnet werden müssen, dabei aber kaum über 55 Centim. Höhe am Widerriste.

Der Prairiewolf ist weit über das Innere Nordamerikas, nach Süden hin bis Mejiko verbreitet und besonders gemein in den Ebenen des Missouri, in Kalifornien und Kolumbien. Englische Naturforscher behaupten, daß er in großen Rudeln lebe und dem Wilde sehr gefährlich werde, namentlich den Bisonherden folge und mit unverschämter Frechheit über jeden kranken, ermatteten oder verwundeten Stier herfalle, um ihn aufzufressen; Prinz Max von Wied, dem wir, neben Audubon, die beste Beschreibung verdanken, dagegen sagt, daß er nur einzeln oder paarweise vorkommt und nach Art unserer europäischen Wölfe lebt. Er raubt alles, was er bezwingen kann, und gleicht auch hinsichtlich der Schlauheit vollständig unseren Wölfen und Füchsen. Des Nachts kommt er oft bis in die indianischen Dörfer hinein, und im Winter sieht

man ihn auch nicht selten am Tage umhertraben, wie den Wolf bei tiefem Schnee und Kälte. In der Ranzzeit bewohnt er selbstgegrabene Baue oder Höhlen, und hier soll im April die Wölfin ihre sechs bis zehn Jungen werfen. Die Ranzzeit fällt in den Januar und Februar und erregt die Heulwölfe wie alle Hunde auf das höchste. Um diese Zeit vernimmt man ihre Stimme in der Prairie: ein sonderbares, am Ende etwas gezogenes Bellen, welches dem Lautgeben unserer Füchse ähnelt. Viele indianische Hunde gleichen den Prairiewölfen in der Gestalt nicht wenig; es ist also zu vermuthen, daß Vermischungen zwischen beiden Thieren vorkommen.

In die Falle geht der Prairiewolf weit seltener als der Wolf oder Fuchs, und wenn er es thut, geschieht es nicht zu der Freude des Jägers, weil der Pelz keinen Werth hat und von den Pelzhändlern nicht beachtet wird.

Ueber das Gefangenleben kann ich aus eigener Anschauung berichten. Ich pflegte geraume Zeit einen Prairiewolf, welcher im Zimmer aufgezogen worden und ebenso artig war wie ein gutmüthiger Hund, obgleich nur gegen Bekannte. Er hatte ganz das Wesen des Haushundes. Bei dem Anblicke seiner Freunde sprang er vor Freuden hoch auf, wedelte mit dem Schwanze und kam an das Gitter heran, um sich liebkosen zu lassen. Die ihm schmeichelnde Hand leckte er jedoch nicht, sondern beroch sie höchstens. Wenn er allein war, langweilte er sich und fing an, jämmerlich zu heulen. Gab man ihm aber Gesellschaft, so mishandelte er diese, falls er es nicht mit besseren Beißern zu thun hatte, als er einer war. Aus Raummangel mußte er mit einem Wolfshunde, einem Schabrakenschakal und einem indischen Schakal zusammengesperrt werden. Da gab es anfangs arge Raufereien. Später zeigte er sich übellaunisch gegen seine Genossen, hielt sich auch immer zurückgezogen. Einen Nasenbär, welcher den Nebenkäfig bewohnte, erwischte er einmal am Schwanze, biß diesen in der Mitte seiner Länge ab und verspeiste ihn ohne Umstände. Lebende Thiere, welche an seinem Käfige vorübergingen, versetzten ihn stets in Aufregung, Hühnern namentlich folgte er mit der größten Begierde, so lange er sie sehen konnte. Er war an Hausmannskost gewöhnt worden und zog Brod entschieden dem Fleische vor, verachtete aber auch dieses nicht. Kleine Säugethiere und Vögel schlang er mit Haut und Haar oder Federn hinab. Dabei war er so gierig, daß er sich leicht überfraß und dann die Speise wieder erbrach; er fraß das Ausgebrochene aber, wie es die Hunde zu thun pflegen, unter Umständen auch wieder auf. Reichte man ihm mehr Nahrung, als er wirklich zu sich nehmen konnte, so verscharrte er diese geschwind in einer Ecke seines Käfigs und hütete solche Vorräthe dann mit Argusaugen, jeden seiner Kameraden mit Knurren bedrohend, sobald dieser dem Winkel nur halbwegs zu nahe kam.

Höchst empfänglich zeigte er sich für die Klagen anderer Thiere. In das Geheul der Wölfe stimmte er stets mit ein, und selbst das Gebrüll oder Gebrumm der Bären beantwortete er. Redete man ihn mit klagender Stimme an, ihn gleichsam bedauernd, so heulte und winselte er, wie mancher Haushund unter gleichen Umständen zu thun pflegt. Er zeigte, ganz wie ein Hund, ungemeines Verständnis für die Betonung verschiedener Laute und bezüglich Worte, fürchtete sich, wenn man ihn hart anredete, verstand Schmeicheleien und ließ sich durch klagende oder bedauernde Worte zur tiefsten Wehmuth hinreißen. Auch die Musik preßte ihm stets laute Klagen aus; doch war es mit seiner Heulerei nicht so ernsthaft gemeint. Er ließ sich förmlich zureden und beendete seine Klagen sofort, wenn man die Stimme veränderte und ernsthaft ruhig mit ihm sprach. Sein Gedächtnis war bewundernswürdig. Er vergaß ebenso wenig Liebkosungen als Beleidigungen. Gegen letztere suchte er sich zu rächen, auch nach längerer Zeit, erstere nahm er mit größtem Danke entgegen. Sein Wärter mußte ihn einmal von einem Käfig in den anderen bringen und dazu natürlich fangen. Dies nahm er übel und biß plötzlich nach dem sonst sehr geliebten Manne. Hierauf wurde er von Rechtswegen bestraft. Seit dieser Zeit hegte er einen tiefen Groll gegen den Wärter, obgleich dieser ihn fortan gut und freundlich behandelte und regelmäßig fütterte. Mir dagegen blieb er, obgleich ich ihm nur selten etwas zu fressen reichte, in hohem Grade zugethan, und niemals dachte er daran, nach mir zu beißen. Seinen alten Herrn liebte er noch immer,

obwohl dieser ihn sehr selten besuchte. Er erkannte mich von weitem und begrüßte mich regelmäßig durch ein äußerst freundliches Gesicht und einladendes Schwanzwedeln, sobald ich mich zeigte. Wenn ich ihn mit der Hand streichelte, legte er sich gern auf den Rücken, wie Hunde dies thun, und ich durfte dann mit ihm spielen, ihm die Hand zwischen das kräftige Gebiß schieben, ja ihn selbst an dem Felle zausen, ohne daß er solches jemals übelgenommen hätte.

*

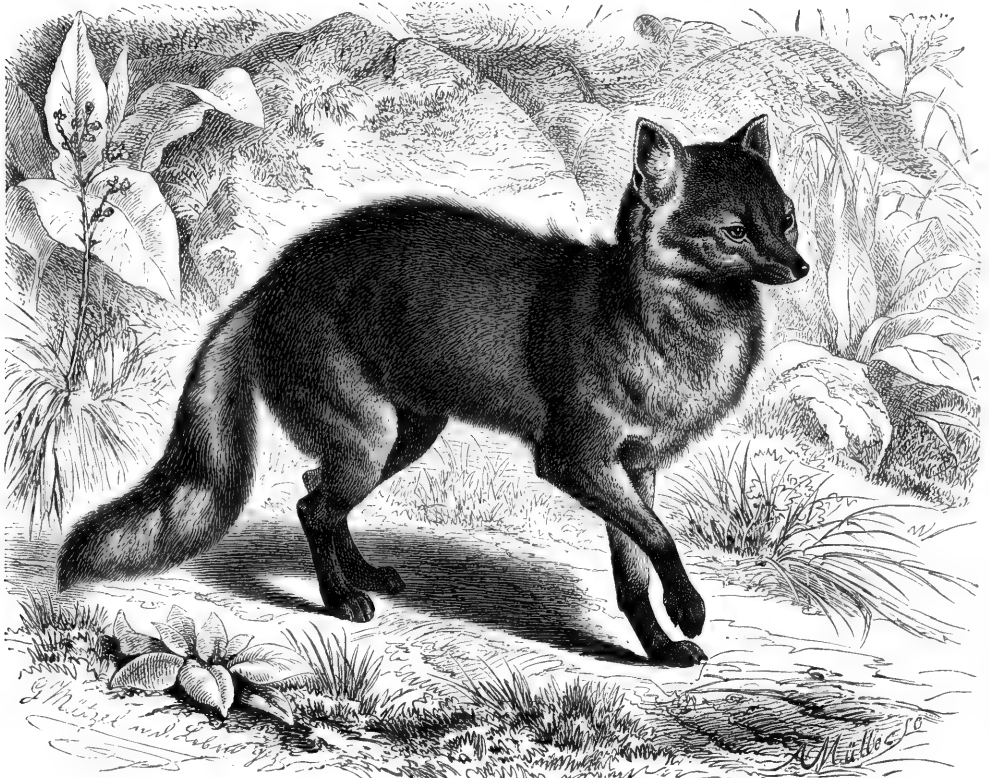
Nach Ansicht der neueren Thierkundigen vertreten auch andere südamerikanische Wildhunde besondere Sippen oder Untersippen, so der für unsere Darstellung wichtige Maikong und ein ihm nahe stehender Verwandter die Gruppe der Halbwölfe, wie ich sie nennen will, um den klassischen Namen Thous sinnentsprechend wiederzugeben. Zur Kennzeichnung dieser Unterabtheilung bemerkt Gray, daß in dem aus 44 Zähnen bestehenden Gebisse oben jederseits zwei, unterseits drei höckerige Backenzähne sich finden, deren beide hinterste kreisrund sind und deren letzter durch seine sehr geringe Größe auffällt. Andere Merkmale ergeben sich aus der Beschreibung der zu schildernden Art.

Der Maikong oder Karasissi, Savannenhund der Ansiedler (Canis cancrivorus, C. brasiliensis, Thous und Lycalopex cancrivorus), ist, nach dem, was ich an einem lebenden Stücke gesehen habe, ein schakalähnlicher, schlank gebauter, hochläufiger Wildhund, mit kurzem, breitem, stumpfschnauzigem Kopfe, mittelgroßen, am Grunde weit von einander abstehenden, oben gerundeten Ohren, schiefgestellten, rothbraunen, eirundsternigen Augen und fast bis zum Boden herabhängendem Schwanze, von ungefähr 90 Centim. Gesammt- oder 65 Centim. Leibes- und 28 Centim. Schwanzlänge und etwa 55 Centim. Schulterhöhe. Der Balg besteht aus mittellangen, rauhen Grannen, welche das spärliche Wollhaar vollständig bedecken. Seine Gesammtfärbung ist ein ziemlich gleichmäßiges Fahlgrau, welches auf dem Rücken, zumal in der Schultergegend, wegen der hier schwarz endenden Haare dunkelt und nach unten durch Fahlgrau in Gelblichweiß und Reinweiß übergeht. Die Augengegend ist lichter, gelblichweiß; die Ohren sind außen am Grunde röthlichfahl, an der Spitze braunschwarz, innen mit gelbweißen Haaren besetzt und licht gerandet. Sehr dunkle Färbung haben auch die Lippen und die Schnauzenspitze, ein Kinnfleck und die Läufe bis zum Hand- oder Fersengelenke herab, licht, d. h. gelblichweiß, sehen außer den schon genannten Theilen ein vollständiges Kreuz in der Schlüsselbeingegend aus, welches von der Kehle an bis zur Oberbrust herabreicht und seitlich in ziemlich breiten Streifen bis gegen die Achseln hin sich fortsetzt. Die einzelnen Haare sind gelblich oder weißlich an der Wurzel, sodann grau und endlich dunkel zugespitzt.

Schon die Spanier sollen diesen Wildhund auf den Antillen als Hausthier vorgefunden haben. Seitdem ist er von dort verschwunden; noch gegenwärtig aber wird er, falls Schomburgks Angabe begründet ist, von vielen Indianern wenigstens als halbes Hausthier benutzt. „Bergreiche Gegenden“, sagt genannter Forscher, „mit dazwischen gestreuten waldigen Steppen sowie die Umsäumung der Savannenflüsse scheinen der Lieblingsaufenthalt des schlauen und klugen Thieres zu sein. Dort lebt und jagt es in ganzen Koppeln. In der offenen Savanne scheinen diese Hunde ihre Jagdbeute mehr mit den Augen als mit der Nase auszuspähen; im Walde ist das Gegentheil der Fall: hier verfolgen sie auch ihre Beute jedesmal unter lautem Gebell. Gelingt es einer Koppel, eine Niederung zu beschleichen und unbemerkt in diese einzudringen, so entgehen ihr nur einige der auf den Dächern und nahen Gesträuchen schlafenden Hühner und Papageien. Ein solcher Ueberfall des Federviehstandes und die ihn begleitende Würgerei unter demselben geschieht so geräuschlos, daß die beraubten Besitzer meist erst ihren Verlust mit anbrechendem Morgen kennen lernen. Die Beute verzehren die Räuber niemals an dem Orte, wo sie dieselbe gewürgt, sondern immer

erst im Walde oder in einem sonstigen Schlupfwinkel. Indianer versicherten, daß sie selbst Rehe und Nachzügler der Wasserschweinherden jagen, um das endlich ermattete Thier niederzureißen.

„Für die Indianer hat der Maikong namentlich aus dem Grunde besonderen Werth, weil aus der Kreuzung desselben mit ihren Hunden sehr gesuchte Jagdhunde hervorgehen. Die Bastarde schlagen in ihrer Gestalt mehr nach dem Hunde als nach dem Maikong. Sie sind ungemein schlank, tragen die Ohren immer aufgerichtet und übertreffen in Bezug auf Ausdauer, Fertigkeit und Gewandtheit im Aufsuchen und Jagen des Wildes jeden anderen Hund. In der Ansiedlung wird ein



Maikong (Canis cancrivorus). 1/6 natürl. Größe.

solcher Blendling, welcher zur Jagd auf Rehe, Wasserschweine und Tapire abgerichtet ist, gewöhnlich mit zehn bis zwölf Thalern bezahlt. Der Besitz eines gezähmten Maikong gehört daher zu den besonderen Reichthümern der Indianer. Doch muß das Thier fortwährend an Stricken gehalten werden, da ihm keine Abrichtung seine Raubgelüste abgewöhnen kann. Schrankenlose Verwirrung bringt er unter dem Federvieh seines Herrn hervor, sobald ihm die Nachlässigkeit des Besitzers den Strick nicht festgebunden. Gekochtes Fleisch, Fische und Früchte sind das Futter, womit ihn der Indianer erhält."

Ich habe hier einzuschalten, daß Hensel die Angabe Schomburgks, jene Hunde seien Blendlinge vom Maikong und dem Haushunde, bezweifelt. „Eine solche Behauptung", sagt er „ist in hohem Grade unwahrscheinlich. Ohne Zweifel stimmen die Hunde der Indianer Guianas mit den brasilianischen Rehhunden überein. Hätte eine Kreuzung stattgefunden, so müßte dies an dem Schädel der Blendlinge augenblicklich zu erkennen sein, da der Maikong an Schädel und Gebiß sehr leicht von den Füchsen, mehr aber noch von dem Haushunde zu unterscheiden ist. Man sollte also Bedenken tragen, die Ansicht Schomburgks wissenschaftlich zu verwerthen, bevor nicht die Thatsache thierkundlich nachgewiesen ist."

„Der von mir auf das Schießen oder Fangen des Maikongs eingesetzte Preis", fährt Schomburgk fort, „trieb die versammelten Indianer fast täglich zu allgemeinen Treibjagden in die Niederungen und Thäler am Torong und Yauwise, bei denen jedesmal das Gras des Gebietes, welches abgejagt werden sollte, in Brand gesetzt wurde. Hatte das prachtvolle Schauspiel für uns auch schon seit längerer Zeit den Reiz der Neuheit verloren, so wurde dieser hier doch immer wieder durch die wunderbare Beleuchtung erneuert, welche es über die lieblichen Thäler und Felsenschluchten warf, wenn die Feuersäule sich in ununterbrochenem Wechsel über Hügel und Berge, durch Thäler und Schluchten wälzte."

Ein gefangener Maikong, welchen ich pflegte, erinnerte durch sein Wesen und Betragen so vollständig an den altweltlichen Schakal, daß ich wenigstens keinen Unterschied herauszufinden vermochte. Er nährte sich nach anderer Wildhunde Art von allerlei Futter, obwohl er das Fleisch jeder anderen Nahrung vorzuziehen schien; doch fraß er auch Früchte und Milchbrod sehr gern. Uns gegenüber zeigte er sich anfänglich scheu und mistrauisch wie der Schabrakenschakal, später in gleicher Weise freundlicher und liebenswürdiger, je größeres Zutrauen er gewann.

*

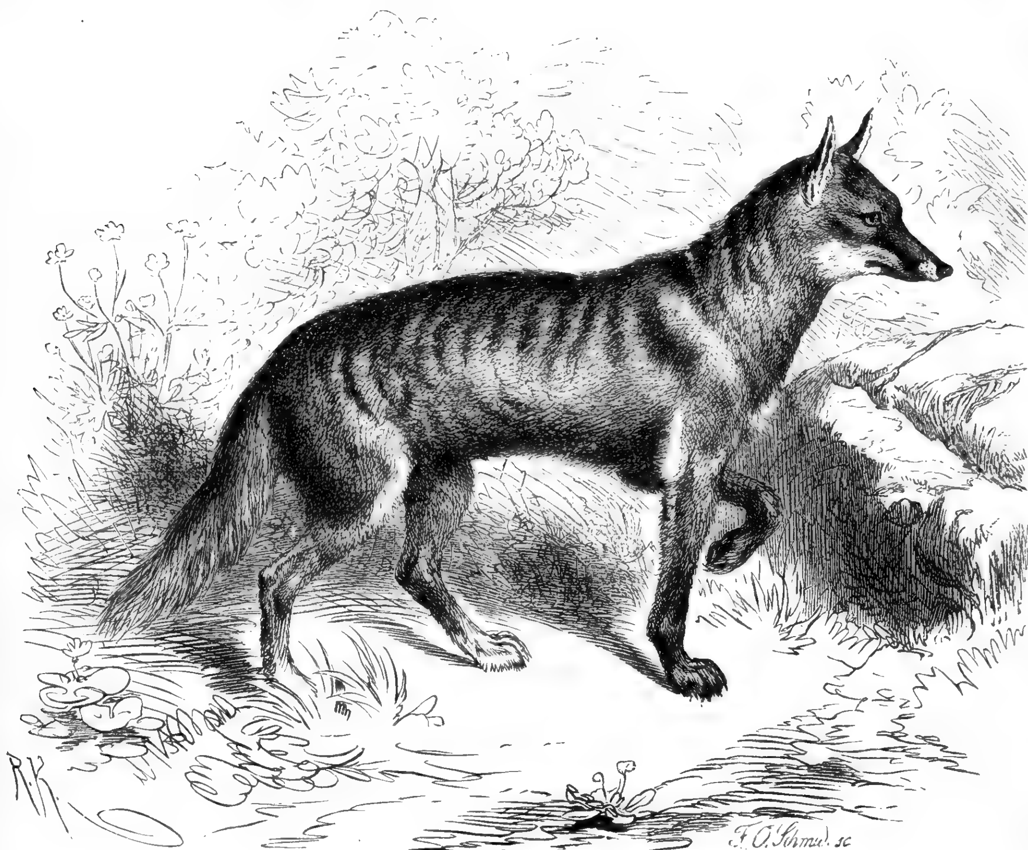
Die letzte Gruppe, mit welcher wir uns vor einem näheren Eingehen auf die Haushunde befassen müssen, hat **Burmeister** mit dem Namen **Schakalfüchse** (Lycalopex) bezeichnet. „Zu dieser Gruppe", sagt genannter Forscher, „gehören wahrscheinlich alle übrigen südamerikanischen Wildhunde; wenigstens darf man diejenigen, deren Schädel bekannt ist, hierher ziehen, insofern als die Augenhöhlendecken des Stirnbeins stets stark gewölbt und mit der Spitze herabgebogen sind: ein Charakter, welcher den echten Füchsen abgeht." Ein erhabener Scheitelkamm ist nicht vorhanden. Im Gebisse hat man ebenfalls einige wenig belangreiche Absonderlichkeiten aufgefunden: am vierten unteren Lückzahn fehlt der hintere Zacken; der obere Fleischzahn ist kürzer als die beiden Höckerzähne zusammen. Der Augenstern ist rund oder eirund. Der Schwanz hängt bis zum Boden herab.

Burmeister zählt zwar auch den Maikong dieser Gruppe zu, begründet sie aber auf den **Aguarachay** der Guaraner, Atoj oder „brasilianischen Fuchs" (Canis Azarae, C. melanostomus und melampus, Vulpes, Pseudalopex und Lycalopex Azarae), ein wirkliches Mittelglied zwischen Schakal und Fuchs. Seine Gesammtlänge beträgt 90 bis 100 Centim., wovon 35 Centim. auf den ziemlich langen Schwanz kommen. Die Färbung ändert vielfach ab. Gewöhnlich sind Nacken und Rücken schwarz, Scheitel und Kopfseiten grau, die Seiten dunkelgrau, weil aus schwarzen und weißen Haaren gemischt, Brust und Bauch schmutzigisabellgelb, die Läufe vorn braun, hinten schwarz, die Pfoten braun. Eine weiße Bläße im Gesicht, ein hellgelber Augenring, ein ockergelber Ohrfleck und die gleichgefärbte Gurgel stechen von jener Färbung ab. Die langen Borsten im Gesicht, eine Augenbinde und alle nackten Theile sind schwarz. Der Pelz besteht aus weichem Wollhaar und etwas gekräuselten, ziemlich rauhen Grannen, welche abweichend geringelt sind und an den verschiedenen Körpertheilen die betreffende Färbung durch ihre helleren oder dunkleren Spitzen hervorbringen. Mannigfaltige Abänderungen in der Färbung und Zeichnung erschweren es, diese Art immer zu erkennen; auch sind die Forscher noch verschiedener Ansicht: die einen vereinigen, die anderen trennen die Abarten.

Das Vaterland des Aguarachay (sprich Agaratschai) ist ganz Südamerika, vom Stillen bis zum Atlantischen Weltmeere, vom Gleicher bis zur Südspitze Patagoniens. Er findet sich in der Höhe wie in der Tiefe, scheint aber gemäßigte Landstriche den heißen Gegenden vorzuziehen. In den Andes steigt er bis zu fünftausend Meter über die Meeresfläche empor; in Paragay bewohnt er das offene Gestrüpp und meidet ebensowohl die großen Waldungen wie die offenen Stellen, obgleich er beide auf seinen Jagdzügen besucht. Er ist überall häufig, hält sich in einem bestimmten Gebiete auf, lebt im Sommer und Herbste allein, im Winter und Frühling paarweise, verschläft den

Tag und zieht abends aus, um Agutis, Pakas, Kaninchen, junge Rehkälber, wildes und zahmes Geflügel zu berücken, soll auch dem Jaguar als Bettler und Schmarotzer folgen, verschmäht selbst Frösche und Eidechsen nicht, fängt Krebse und Krabben und wird seiner Häufigkeit, Raubgier und Dieberei wegen zur Landplage.

Wir verdanken Azara, Rengger und Tschudi treffliche Lebensbeschreibungen des Thieres; die beste hat Rengger gegeben: „Ich habe", sagt er, „zuweilen auf meinen Reisen, wenn ich die



Aguarachay (Canis Azarae). 1/7 natürl. Größe.

Nacht im Freien zubrachte, auf Augenblicke diesen Wildhund im Mondscheine beobachten können. War ich bei einer Hütte gelagert, wo Bisamenten gehalten wurden, so sah ich ihn sich mit der größten Vorsicht nähern, immer unter dem Winde, damit er Menschen und Hunde schon von weitem wittern konnte. Mit leisen, gänzlich unvernehmbaren Tritten schlich er längs der Umzäunung oder durch das Gras, machte oft große Umwege, bis er in die Nähe der Enten kam, sprang dann plötzlich auf eine derselben los, ergriff sie mit den Zähnen beim Halse, so daß sie kaum einen Laut von sich geben konnte und entfernte sich schnell mit seinem Raube, ihn hoch empor haltend, um im Laufe nicht gehindert zu werden. Erst in einiger Entfernung, wenn er sich gesichert glaubte, verzehrte er die Beute, wie man an den zurückgelassenen Federn und Knochen wahrnehmen konnte. Wurde er durch Geräusch gestört, so zog er sich sogleich in das dichteste Gebüsch zurück, kam aber später von einer anderen Seite wieder und versuchte von neuem. Manchmal erschien er vier= bis fünfmal in der Nähe einer Hütte, bis er den günstigsten Augenblick wahrgenommen hatte. Gelingt ihm der Fang nicht in einer Nacht, so macht er in der folgenden neue Versuche. Ich hatte einem,

welcher mir eine Ente geraubt hatte, mehrere Nächte hinter einander auflauern lassen. Er zeigte sich aber nicht, obschon wir jeden Morgen die frische Fährte in der Nähe fanden. Die erste Nacht hingegen, wo er Niemanden auf der Lauer bemerkte, besuchte er den Hühnerhof.

„Im Walde und auf offenem Felde ist der Aguarachay in der Verfolgung der Beute minder behutsam, weil er hier weniger Feinde zu befürchten hat und die kleinen Säugethiere, welche er nicht unversehens überfallen kann, bald einholt. Bei der Verfolgung hält er, wie die Jagdhunde, die Nase nahe am Boden, spürt auf der Fährte hin und windet dann mit emporgehaltener Nase von Zeit zu Zeit. Sind die Zuckerrohre ihrer Reife nahe, so besucht er die Pflanzung, und zwar nicht allein der vielen dort lebenden Mäuse, sondern auch des Zuckerrohres selbst wegen. Er frißt nur einen kleinen Theil der Pflanzen, denjenigen nämlich, der sich gleich über der Wurzel findet und den meisten Zucker enthält, beißt aber jedesmal zehn und mehr Pflanzen an oder ab und richtet bedeutenden Schaden an."

In weniger bewohnten Gegenden wird der Aguarachay oder die Zorra der spanischen Südamerikaner oft außerordentlich frech. Göring erzählte mir, daß er unseren Wildhund auch bei Tage in der Nähe der Gehöfte gesehen habe. Das Thier besitzt ein ganz vortreffliches Gedächtnis und merkt es sich genau, wo es einmal Beute gemacht hat. Auf dem Hühnerhofe, welchem es einen Besuch abstattete, mag man die Hühner gut hüten: sonst kommt die Zorra sicherlich so lange, wie noch ein Huhn zu finden ist, wieder.

Wo sich der Schakalfuchs ungestört weiß, treibt er sich überhaupt ebensoviel bei Tage, wie bei Nacht umher. In den Sümpfen weiß er mit großer Geschicklichkeit Wege zu finden. Dort stellt er eifrig dem Wasser- und Sumpfgeflügel, namentlich den Enten, Rallen, Wasserhühnchen und Wehrvögeln (Palamedea) nach und weiß immer eins oder das andere der tölpischen Jungen, ja selbst die Alten zu berücken. Die Gauchos, welche ihn vortrefflich kennen, erzählten Göring, daß er sich gerade dann nach den Sümpfen verfüge, wenn Jäger dort wären, weil er so klug sei, zu wissen, daß die Jäger doch einen oder den anderen Vogel für ihn erlegen würden.

Einzelnen Reitern gegenüber zeigt er sich oft sehr neugierig: er kommt, wenn er den Tritt eines Pferdes vernimmt, aus dem Gebüsche hervor, stellt sich offen mitten auf die Straße und schaut Reiter und Pferd unverwandt an, läßt auch beide manchmal bis auf fünfzig Schritte und noch näher an sich herankommen, bevor er sich zurückzieht. Ein solcher Rückzug geschieht keineswegs mit großer Eile, sondern langsam, Schritt für Schritt. Der Schakalfuchs trollt in aller Gemüthlichkeit davon und schaut sich noch viele Male nach der ihn fesselnden Erscheinung um, fast als wolle er Roß und Reiter verhöhnen. Merkt er dagegen, daß man Miene macht, ihn zu verfolgen, so sucht er so eilig wie möglich sein Heil in der Flucht und ist dann in kürzester Frist im dichten Gestrüpp verschwunden.

„Im Winter, zur Zeit der Begattung", fährt Rengger fort, „suchen sich beide Geschlechter auf und lassen dann häufig abends und bei Nacht den Laut A-gua-a vernehmen, welchen man sonst nur hört, wenn eine Wetterveränderung bevorsteht. Männchen und Weibchen bauen sich nun ein gemeinschaftliches Lager im Gebüsche, unter losen Baumwurzeln, in den verlassenen Höhlen des Tatu ꝛc. Einen eigenen Bau graben sie nicht. Im Frühjahre, d. h. im Weinmonat, wirft das Weibchen hier drei bis fünf Junge, welche es in den ersten Wochen nur selten verläßt. Das Männchen trägt ihnen Raub zu. Sobald die Jungen fressen können, gehen beide Alten auf die Jagd aus und versorgen ihre Brut gemeinschaftlich. Gegen Ende des Christmonds trifft man schon junge Aguarachays an, welche der Mutter auf ihren Streifereien folgen. Um diese Zeit trennt sich der Hund von der Familie, und später verläßt auch das Weibchen die Jungen.

„Der Aguarachay wird in Paragay sehr häufig als Säugling eingefangen und gezähmt. Geschieht das letztere mit Sorgfalt, so kann er zum Hausthier gemacht werden. Ich sah ihrer zwei, welche fast so zahm waren wie Haushunde, obgleich nicht so folgsam. Beide waren ganz jung einer säugenden Hündin angelegt und mit deren Gewölfe aufgezogen worden. Ihren Herrn lernten

sie bald kennen, kamen auf seinen Ruf zu ihm, suchten ihn zuweilen von selbst auf, spielten mit ihm und beleckten seine Hände. Gegen unbekannte Personen waren sie gleichgültig. Mit ihren Stiefgeschwistern hatten sie sich gut vertragen; beim Anblick fremder Hunde sträubten sie ihr Haar und fingen an zu kläffen. Sie liefen frei umher, ohne daß sie zu entfliehen suchten, obgleich sie oft ganze Nächte hindurch vom Hause abwesend waren. Durch Schläge konnten sie von einer Handlung abgehalten, aber weder durch Güte noch durch Gewalt zu etwas gezwungen werden. Die Gefangenschaft hatte ihre angestammte Lebensweise nur wenig verändert. Sie schliefen den größten Theil des Tages hindurch, wachten gegen Abend auf, liefen dann einige Zeit im Hause herum und suchten sich ihre Nahrung auf oder spielten mit ihrem Herrn. Mit einbrechender Nacht verließen sie das Haus und jagten wie die wilden in Wald und Feld oder stahlen von den benachbarten Hütten Hühner und Enten weg; gegen Morgen kehrten sie nach Hause zurück. Allein auch da war das zahme Geflügel nichts weniger als sicher vor ihnen, falls sie dasselbe unbemerkt rauben konnten; sowie sie sich aber beobachtet glaubten, warfen sie keinen Blick auf die Hühner.

„Da beide Thiere ihren Stiefgeschwistern sehr zugethan waren, begleiteten sie dieselben gewöhnlich, wenn ihr Herr mit ihnen auf die Jagd ritt, und halfen das Wild aufsuchen und verfolgen. Ich selbst habe mit diesen Schakalfüchsen mehrere Male gejagt und war erstaunt über ihren äußerst feinen Geruch, indem sie im Aufsuchen und Verfolgen einer Fährte die besten Hunde übertrafen. War ein Wild aufgestoßen, so verloren sie nie die Spur, dieselbe mochte auch noch so oft durch andere gekreuzt sein. Am liebsten jagten sie Rebhühner, Agutis, Tatus und junge Feldhirsche, alles Thiere, welchen sie auf ihren nächtlichen Streifereien nachzustellen gewöhnt waren. Auch große Hirsche, Pekaris und selbst den Jaguar halfen sie jagen. Währte aber die Jagd mehrere Stunden fort, so ermüdeten sie viel früher als die Hunde und kehrten dann nach Hause zurück, ohne auf das Zurufen ihres Herrn zu achten.

„Bei dieser Gelegenheit beobachtete ich eine sonderbare Gewohnheit des Aguarachay, von welcher mir schon mehrere Jäger gesprochen hatten. Wenn er nämlich ein Stück Leder oder einen Lappen Tuch oder sonst einen ihm unbekannten Gegenstand auf seinem Wege antrifft, ergreift er denselben mit den Zähnen, trägt ihn eine Strecke weit und versteckt ihn dann in einem Gebüsche oder im hohen Grase, worauf er seinen Lauf fortsetzt, ohne später zu der Stelle zurückzukehren. Dieser Sitte wegen müssen die Reisenden, welche die Nächte unter freiem Himmel zubringen, ihre Zäume, Sättel und Gurte gut verwahren, sonst werden sie ihnen leicht von dem Aguarachay weggetragen, nicht aber, wie Azara behauptet, gefressen. Mir wurde auf meiner Reise ein Zaum, einem meiner Reisegefährten ein Schnupftuch entwendet: beides fanden wir am anderen Morgen in einiger Entfernung von unserem Lager unversehrt im dichten Gestrüppe wieder.“ Tschudi fand in einer Höhle des Thieres ein Stück Steigbügel, einen Sporen und ein Messer, welche ebenfalls von dem Aguarachay herbeigeschleppt worden waren.

Der Balg des Aguarachay wird nur selten, das Fleisch aber, seines widrigen Geruches und Geschmackes wegen, niemals von den Eingeborenen Paragay's benutzt. Dennoch stellt man ihm des Schadens wegen, den er anrichtet, mit Eifer nach, fängt ihn in Fallen oder schießt ihn abends auf der Lauer oder hetzt ihn mit Hunden zu Tode. Zu diesem Ende sucht man ihn aus dem Gebüsche, in welchem er sich versteckt hat, ins Freie zu treiben, damit ihn die berittenen Jäger zugleich mit den Hunden verfolgen können. Anfangs läuft er sehr schnell, so daß ihn die Reiter beinahe aus den Augen verlieren. Nach einer Viertelstunde aber fängt er an, müde zu werden, und wird nun bald eingeholt. Gegen die Hunde sucht er sich zu vertheidigen, wird aber sogleich von ihnen in Stücke zerrissen. Es hält übrigens schwer genug, einen Aguarachay aus seinem Schlupfwinkel hinaus ins Freie zu treiben, indem ihm die Hunde in der Gewandtheit durch das verschlungene Gebüsch und die stachlichen Bromelien durchzuschlüpfen weit nachstehen. In Peru zahlt der Gutsbesitzer für jeden Schakalfuchs, welcher ihm abgeliefert wird, ein Schaf. Die Indianer stellen deshalb dem Aguarachay, welcher dort Atoj heißt, eifrig nach, und die Herdenbesitzer ihrerseits

suchen eine Ehre darin, ihre Gebäude mit möglichst vielen ausgestopften Fuchsbälgen zu verzieren. Außer dem Menschen mag der Aguarachay keinem anderen Feinde unterliegen. Sein scharfes Gehör und seine äußerst feine Nase sichern ihn vor jedem unversehenen Ueberfall, und der Verfolgung entgeht er dann leicht durch seine Schnelligkeit.

*

„Durch den Verstand des Hundes besteht die Welt.“ So steht im Vendidad, dem ältesten und echtesten Theile des Zend-Avesta, eines der ältesten Bücher der Menschheit.

Für die erste Bildungsstufe des Menschengeschlechts waren und sind noch heute diese Worte eine goldene Wahrheit. Der wilde, rohe, ungesittete Mensch ist undenkbar ohne den Hund, der gebildete, gesittete Bewohner des angebautesten Theiles der Erde kaum minder. Mensch und Hund ergänzen sich hundert- und tausendfach; Mensch und der Hund sind die treuesten aller Genossen. Kein einziges Thier der ganzen Erde ist der vollsten und ungetheiltesten Achtung, der Freundschaft und Liebe des Menschen würdiger als der Hund. Er ist ein Theil des Menschen selbst, zu dessen Gedeihen, zu dessen Wohlfahrt unentbehrlich.

„Der Hund“, sagt Friedrich Cuvier, „ist die merkwürdigste, vollendetste und nützlichste Eroberung, welche der Mensch jemals gemacht hat. Die ganze Art ist unser Eigenthum geworden; jedes Einzelwesen derselben gehört dem Menschen, seinem Herrn, gänzlich an, richtet sich nach seinen Gebräuchen, kennt und vertheidigt dessen Eigenthum und bleibt ihm ergeben bis zum Tode. Und alles dieses entspringt weder aus Noth noch aus Furcht, sondern aus reiner Liebe und Anhänglichkeit. Die Schnelligkeit, die Stärke des Geruchs haben für den Menschen aus ihm einen mächtigen Gehülfen gemacht, und vielleicht ist er sogar nothwendig zum Bestande der Gesellschaft des Menschenvereins. Der Hund ist das einzige Thier, welches dem Menschen über den ganzen Erdboden gefolgt ist.“

Der Hund ist wohl würdig, daß ich ihn ausführlich behandle, und trotz seiner scheinbaren Allbekanntschaft hier sehr mit Lust und Liebe seiner gedenke. Jedermann glaubt ihn zu kennen, gründlich und hinlänglich zu kennen, und nur der Naturforscher gesteht zu, daß er, trotz aller Nachforschungen und Vergleichungen, eigentlich noch äußerst wenig und kaum irgend etwas sicheres über den Hund weiß.

Der Hund hat sich mit dem Menschen über die ganze Erde verbreitet. Soweit sich das Menschengeschlecht ausgedehnt hat, findet man auch ihn, und selbst die armseligsten, ungesittetsten und ungebildetsten Völker haben ihn zu ihrem Genossen, Freunde und Vertheidiger. Aber in keinem Lande der Erde wird er noch wild, überall vielmehr nur gezähmt, in Gesellschaft des Menschen, höchstens verwildert gefunden. Weder die dunkelste Sage noch die sorgfältigste Forschung hat uns bisher über seine Vorfahren genügenden Aufschluß gegeben: über die Abstammung des wichtigsten aller Hausthiere liegt ein scheinbar undurchdringliches Dunkel. Es gibt kein anderes Thier weiter, über welches so viele Muthmaßungen, so viele Annahmen herrschen wie über den Hund. Nach der Ansicht der einen gehören alle Hunde der ganzen Erde nur zu einer einzigen Art, die anderen nehmen mehrere Stammeltern an; die ersteren betrachten alle Hunde als Abkömmlinge vom Wolf, vom Schakal, vom Dingo, vom Dole und Buansu: die anderen glauben, daß er ein Erzeugnis mehrfacher Kreuzungen zwischen diesen oder jenen der genannten, ein Blendling verschiedener wilder Hunde sei.

„Will man den Haushund“, sagt Blasius, „als Art von den übrigen Wölfen trennen, so gibt es noch jetzt keine besseren Merkmale, als der links gekrümmte Schwanz, wie es Linné angibt.

„Das naturgeschichtliche Schicksal des Hundes gleicht dem des Menschen. Daß der Hund sich dem Herrn der Erde ganz unterworfen und angeeignet hat, ist von Folgen gewesen, wie wir ihresgleichen in der Thierwelt nicht finden. Das Vorhandensein des Hundes ist mit dem des Menschen so eng verschmolzen; der Hund hat sich, wie der Mensch, den mannigfaltigsten und gegensätzlichsten

Natureinflüssen in einem solchen Maße unterwerfen müssen, um den ganzen Erdkreis erobern und beherrschen zu helfen, daß von seinem ursprünglichen Naturzustande wie von dem des Menschen nur willkürliche Vermuthungen uns Kunde geben können. Doch gilt dies bloß von seinen leiblichen Eigenthümlichkeiten. Ueber sein geistiges Wesen können die Stimmen nicht getheilt sein.

„Der Hund ist nach seinem Gerippe, nach Schädel und nach Gebiß ein Wolf; doch ist es nach Schädel noch nach Gebiß weder möglich, ihn mit irgend einer wild vorkommenden Wolfsart zu vereinigen, noch von den bekannten Wolfsarten scharf zu trennen. Unsere europäischen Hunde schwanken in ihren Schädeleigenthümlichkeiten zwischen denen des Wolfes und des Schakals, doch so, daß sich die Eigenthümlichkeiten mannigfaltigst kreuzen, verbinden und abändern. Doch wenn auch der Schädel Aehnlichkeit mit dem des Wolfes und Schakals hat, sogar entfernt an den des Fuchses erinnert, hält er doch immer etwas eigenthümliches fest. Die Stirn tritt in der Regel etwas stärker über dem Scheitel und dem Nasenrücken hervor als beim Wolf und Schakal; doch darin zeigen sich erst recht gegensätzliche Abweichungen bei den verschiedenen Hunderassen. Es versteht sich, daß in diesen Eigenthümlichkeiten nur Schädel von ungefähr gleichem Alter mit einander erfolgreich verglichen werden können.

„Die Amerikaner haben Hunde gehabt, ehe durch die Spanier der europäische Hund nach Amerika gebracht wurde. In Mejiko fanden die Spanier stumme Hunde vor. Humboldt führt an, daß von den Indianern von Jauja und Huanca, ehe sie der Inka Pachacutec zum Sonnendienste bekehrte, die Hunde göttlich verehrt wurden. Ihre Priester bliesen auf skelettirten Hundeköpfen, und Hundeschädel und Hundemumien fanden sich in den peruanischen Grabmälern der ältesten Zeit. Tschudi hat diese Schädel untersucht, hält sie für verschieden von denen der europäischen Hunde und glaubt, daß sie von einer eigenen Art herrühren, die er Canis Ingae nennt; auch werden die einheimischen Hunde im Peruanischen mit dem Namen Runa-allco bezeichnet, um sie von den europäischen, die verwildert in Südamerika vorkommen, zu unterscheiden. Diese Hunde sollen besonders gegen Europäer feindlich gesinnt sein.

„Merkwürdig ist es, daß da, wo keine Vertreter der Wölfe wild vorkommen, auch der Haushund gefehlt zu haben scheint, obwohl, soweit die Geschichte des Menschen in der Vorzeit und seine Verbreitung über den Erdkreis reicht, der Hund dem Menschen durchgängig als Gesellschafter treu gefolgt ist. Ritter macht darauf aufmerksam, daß, wie Crawford bezeugt, in allen Gleicherländern ostwärts von Bengalen, in Hinterindien und seinen umliegenden Inseln nicht einmal irgend eine Art der ganzen Hundefamilie aufgefunden worden ist. Es scheint demnach, daß, ungeachtet der Einwirkung des Menschen, die Verbreitung der Hunde mit den wilden Wolfsarten in einem genaueren Zusammenhange steht.

„Wenn es schon auffallend erscheint, daß die eingeborenen Hundearten sich in dem Schädelbau den wilden Wolfsarten nähern, so ist es noch auffallender, daß sie auch im Aeußeren wieder den wilden Formen nahe rücken, wenn sie in den Zustand der Verwilderung übergegangen sind. Das gilt nicht allein von der Färbung, sondern auch von der Form des Thieres, den aufrechtstehenden, spitzen Ohren, der Behaarung und dergleichen. Schon Olivier bemerkte, daß die Hunde in der Umgebung von Konstantinopel schakalähnlich sind. Im südlichen und östlichen Rußland gibt es zahllose, halbverwilderte, in ganzen Gesellschaften umherlaufende Hunde, welche dem Schakal in Farbe und Gestalt des Körpers und der Ohren häufig täuschend ähnlich sind. Die Beobachtung von Pallas, daß die Hunde mit dem Schakal in entschiedener Freundschaft leben, ist bei diesen äußeren Aehnlichkeiten leicht zu begreifen.

„Es ist bekannt, daß vom Hund und Wolf Bastarde in jeder Art der Kreuzung nachgewiesen sind. Bastarde zwischen Hund und Schakal sind nach Naturbeobachtungen keine Seltenheit. Pallas erwähnt sogar, daß unter den Russen Bastarde von Hund und Fuchs als eine bekannte Sache angenommen werden; doch gründet er diese Behauptung offenbar nicht auf eigene Beobachtungen.

„Fragt man sich nun nach diesen Andeutungen, ob der Hund eine Art, eine selbständige und getrennte Art ist, wie der Wolf, Schakal und Fuchs, so hält es schwer, die Frage zu bejahen. Kein einziges wildes Thier zeigt solche Abweichungen im Schädel, im ganzen Körperbau, in den Verhältnissen der absoluten Größe. Aber auch die Hausthiere, bei denen wir annehmen müssen, daß die Art an und für sich noch unverfälscht erhalten, nur durch Zähmung und Kultur verändert ist, wie Pferd, Esel, Rind, Ziege, Schwein, haben solche Gegensätze nicht aufzuweisen, und noch weniger läßt sich sagen, daß mehrere Arten unter dieser großen Mannigfaltigkeit von Formen enthalten wären. Ebenso willkürlich, wie die Aufstellung verschiedener Menschenarten, würde es bleiben, mehrere Hundearten unterscheiden zu wollen. Es liegt offenbar hier eine Thatsache vor, welche mit den sonst in der Natur- und Kultur beobachteten nicht gleichlaufend ist.

„Daß in dem Sinne, wie beim Pferde und bei der Ziege, von einer Stammart des Hundes nicht die Rede sein kann, wird aus allem wohl klar. Nach folgerichtigem Schlusse ist kein Thier im wilden Zustande wahrscheinlich, welches gezähmt eine solche Mannigfaltigkeit der Formen hervorbringen könnte. Aber auch von allem unwesentlichen, der Kultur unterworfenen abgesehen, gibt es in der Natur kein Thier, welches ganz mit dem Hunde übereinstimmte. Und doch ist es nicht wahrscheinlich, daß der Stamm eines solchen Thieres über die ganze Erdoberfläche hätte aussterben können. Es wird jetzt nicht einmal möglich sein, die in verschiedenen Gegenden der Erdoberfläche verwildert vorkommenden Hunde, es würde in früheren Zeiten noch viel schwerer geworden sein, die ursprünglich wilden Stämme an allen Orten auszurotten. Es ist ebenso nicht wahrscheinlich, daß eine solche Stammart bis jetzt unbeachtet und unentdeckt geblieben wäre.

„Und so bleibt darin, so lange man diese Fragpunkte auf dem Gebiete der Naturforschung erhalten will, kaum ein anderer Ausweg, als sich zu der Ansicht zu bekennen, welcher Pallas huldigt: daß in der Zähmung und Vermischung der in verschiedenen Ländern ursprünglichen Wolfsarten der Ursprung des Haushundes zu suchen sei. Diese Ansicht ist natürlich wie jede andere über diesen Punkt nur eine Annahme, aber es wird, wenn sie in der Natur begründet ist, möglich sein, sie durch unmittelbare Vergleichung der Hunde- und Wolfsschädel bis zur vollen Ueberzeugung zu erheben. Man hat keine Veranlassung mehr, in solcher Auffassung durch die Lehren und Annahmen von Buffon sich beirren zu lassen. Daß sich gleichzeitig die unbeschränkte Kreuzung der Hundearten unter sich und des Hundes mit Wolf und Schakal am besten mit dieser Ansicht verträgt, liegt auf der Hand. Daß auch die große Mannigfaltigkeit der Hunde in Gestalt und Größe allein dadurch eine Analogie erhielt, z. B. in den verschiedenartigen, zwitterhaften Pflanzen, sogar im Thierreiche unter den Hühnern, ist auch nicht ohne Gewicht. Ebenso ist die große Verwandtschaft der verwilderten Hunde in Gestalt und Farbe mit dem Schakal und der Annäherung und Freundschaft beider von großer Bedeutung. Auch die verwilderten Pferde nähern sich ursprünglich den wilden wieder. Ziegen, die sich von Geschlecht zu Geschlecht den größten Theil des Jahres frei im Gebirge umhertreiben, wie in Dalmatien und manchen Gegenden Italiens geschieht, gleichen sehr der wilden Bezoarziege; bunte Kaninchen, welche im Freien ausgesetzt werden, haben im Verlaufe von einigen Jahren Junge, die von wilden nicht zu unterscheiden und vollkommen wild sind.

„Daß im ganzen der Schakal in dieser Angelegenheit am meisten betheiligt sein muß, scheint mir aus der Bildung des Hundeschädels hervorzugehen, und es mag schließlich wohl nicht von bloß zufälliger Bedeutung sein, daß die alten Bildungsländer der Menschheit von Indien bis zum Mittelländischen Meere mit der Heimat des Schakals fast gänzlich übereinstimmen."

Darwin gelangt zu derselben Annahme wie Blasius. „Einige Thierkundige", sagt er, „glauben, daß alle gezähmten Spielarten des Hundes vom Wolfe oder dem Schakal oder einer unbekannten und ausgestorbenen Art abstammen; andere wiederum meinen, daß sie ebensowohl von mehreren ausgestorbenen wie jetzt lebenden Arten, welche sich mehr oder weniger mit einander vermischt haben, herrühren. Wahrscheinlich werden wir niemals im Stande sein, ihren Ursprung

mit Sicherheit zu bestimmen. Die Vorweltskunde wirft nicht viel Licht auf diese Frage. Einerseits hängt dies von der großen Aehnlichkeit der Schädel der ausgestorbenen und lebenden Wölfe und Schakale, andererseits von der großen Unähnlichkeit der Schädel der verschiedenen Rassen gezähmter Hunde ab. Man scheint auch in den neuen Tertiärlagern Ueberreste gefunden zu haben, welche mehr einem großen Hunde als einem Wolfe angehört haben dürften. Dies unterstützt die Ansicht Blainville's, daß unsere Hunde die Nachkommen einer einzigen ausgestorbenen Art sind. Einige gehen soweit, zu behaupten, daß jede Hauptrasse ihren wilden Stammvater gehabt haben müsse, diese letztere Ansicht ist jedoch außerordentlich unwahrscheinlich; denn sie läßt der Abänderung keinen Spielraum, das fast misgebildete Gepräge einiger Zuchten unberücksichtigt und nimmt beinahe mit Nothwendigkeit an, daß eine große Anzahl von Arten seit der Zeit, in welcher der Mensch den Hund zähmte, ausgestorben sind: lebte doch noch im Jahre 1710 der Wolf auf einer so kleinen Insel wie Irland ist.

„Die Gründe, welche verschiedene Schriftsteller zu der Annahme geführt haben, daß unsere Hunde von mehr als einer wilden Art abstammen, sind erstens die großen Verschiedenheiten zwischen den Rassen und zweitens die Thatsache, daß in den ältesten bekannten geschichtlichen Zeiten mehrere Hunderassen lebten, welche einander sehr unähnlich, jetzt lebenden aber sehr ähnlich sind oder mit diesen zusammenfallen. Zwischen dem vierzehnten Jahrhundert und der römischen Zeit sind die Urkunden auffallend mangelhaft. Im frühesten Zeitabschnitt gab es verschiedene Rassen; doch ist es unmöglich, die Mehrzahl derselben mit irgend einer Sicherheit wieder zu erkennen. Youatt gibt eine Zeichnung von der Villa des Antonius, auf welcher zwei junge Windspiele dargestellt sind. Auf einem assyrischen Denkmal, ungefähr 640 v. Chr., ist eine ungeheuere Dogge dargestellt, wie solche, laut Rawlinson, noch jetzt dort eingeführt werden. Auf den egyptischen Denkmälern der vierten bis zwölften Dynastie, das ist von ungefähr 3400 bis 2100 v. Chr., werden, wie ich aus den Prachtwerken von Lepsius und Rosellini ersehe, verschiedene Hunderassen dargestellt, von denen die meisten den Windspielen verwandt sind. Später tritt ein dem Parforcehund ähnlicher Hund mit hängenden Ohren, aber mit längerem Rücken und spitzigerem Kopfe dazu, und ebenso findet sich ein der jetzt lebenden Spielart sehr ähnlicher Dachshund mit kurzen krummen Beinen. Diese Art Misbildung ist bei verschiedenen Thieren aber so häufig, daß es Vorurtheil sein würde, den Hund der egyptischen Denkmäler als den Stammvater aller unserer Dachshunde zu betrachten, umsomehr als Sykes einen indischen Pariahund beschrieben hat, welcher denselben Charakter zeigt. Der älteste auf den egyptischen Denkmälern abgebildete Hund, einer der sonderbarsten von allen, gleicht einem Windspiele, hat aber lange, spitze Ohren und einen kurzen, gekrümmten Schwanz. Eine nahe verwandte Spielart lebt noch jetzt in Nordafrika, der arabische Eberhund, von welchem Harcourt angibt, daß er ein ausgezeichnet hieroglyphisches Thier sei, ein solches, mit dem einst Cheops jagte und einigermaßen dem zottigen schottischen Hirschhunde gleiche. Mit dieser ältesten Spielart lebte gleichzeitig ein dem Pariahunde ähnliches Thier. Wir sehen hieraus, daß vor vier- bis fünfhundert Jahren verschiedene Rassen von Hunden lebten und zwar Pariahunde, Windspiele, gewöhnliche Parforcehunde, Doggen, Haus-, Schoß- und Dachshunde, welche mehr oder weniger unseren jetzigen Rassen glichen. Doch haben wir keinen hinreichenden Beweis, anzunehmen, daß irgend einer dieser alten Hunde mit den unserigen vollkommen gleichartig sei. Solange man annahm, daß der Mensch nur etwa sechstausend Jahre auf der Erde lebte, war diese Thatsache von der großen Verschiedenheit der Rassen in einer so frühen Zeit ein wichtiger Beweis dafür, daß dieselben von verschiedenen wilden Stammeltern herrührten; seitdem wir aber wissen, daß der Mensch eine unvergleichlich längere Zeit gelebt hat, und indem wir im Auge behalten, daß selbst die ungesittetsten Völkerschaften Haushunde besitzen, verliert dieser Beweis viel an Gewicht.

„In Europa wurde der Hund lange vor der Zeit irgend welcher geschichtlichen Urkunde gefangen gehalten. In den Knochen eines hundeartigen Thieres, welche in den dänischen Küchenabfällen der neueren Steinzeit gefunden wurden, gehörten, nach Steenstrup, wahrscheinlich einem

Haushunde an. Diesem alten Hunde folgten während der Bronzezeit eine größere, etwas verschiedene und letzterem wiederum während der Eisenzeit eine noch größere Art oder Rasse. Ein in der Schweiz während der neuen Steinzeit lebender, mittelgroßer gezähmter Hund stand, wie Rütimeyer angibt, nach seinem Schädel zu schließen, ziemlich gleichweit von dem Wolfe und Schakal entfernt und zeigte gewisse Kennzeichen unserer Jagd- und Wachtelhunde. Während der Bronzezeit erschien ein großer Hund, welcher, nach seinen Kinnladen zu urtheilen, einem Hunde von demselben Alter in Dänemark glich. Schmerling fand Ueberbleibsel von zwei merklich verschiedenen Hunderassen in einer Höhle, kann aber das Alter derselben nicht bestimmen.

„Man nimmt an, daß die Aufeinanderfolge verschiedener Hunderassen in der Schweiz und in Dänemark von der Einwanderung erobernder Stämme herrühre, welche ihre Hunde mitbrachten, und diese Ansicht stimmt auch mit der Meinung überein, daß verschiedene wilde, hundeartige Thiere in verschiedenen Gegenden gezähmt worden seien. Unabhängig von der Einwanderung neuer Stämme sehen wir aus dem weitverbreiteten Vorkommen von Bronze, daß viel Verkehr in Europa bestanden haben muß, und dürfen schließen, daß wahrscheinlich auch Hunde mit vertauscht worden sind. In der Jetztzeit gelten die Taruma-Indianer unter den wilden Stämmen des Innern von Guiana für die besten Hundezüchter. Sie besitzen eine große Rasse, welche sie zu hohen Preisen anderen Stämmen vertauschen.

„Der wichtigste Beweisgrund zu Gunsten der Ansicht, daß die verschiedenen Rassen des Hundes von bestimmten wilden Stämmen herrühren, ist die Aehnlichkeit, welche dieselben in verschiedenen Gegenden mit den hier noch wild lebenden Arten besitzen. Zwar muß man zugeben, daß die Vergleichung zwischen den wilden und gezähmten Hunden nur in wenigen Fällen mit hinreichender Genauigkeit gemacht worden ist; doch hat man auch von vornherein keine Schwierigkeit anzunehmen, verschiedene Hundearten seien gezähmt worden. Glieder der Hundefamilie bewohnen fast die ganze Erde, und mehrere Arten stimmen in Bau und Lebensart mit unseren verschiedenen gezähmten Hunden ziemlich überein. Wilde halten und zähmen Thiere aller Art, gesellig lebende Thiere wie die Hunde selbstverständlich am leichtesten. In einer früheren Zeit, in welcher der Mensch zuerst das Land betrat, hatten die dort lebenden Thiere keine angeborene oder ererbte Furcht vor ihm und ließen sich folglich wahrscheinlich bei weitem leichter als jetzt zähmen. Als die Falklandinseln zuerst von Menschen besucht wurden, kam der große Falklandswolf (Canis antarcticus) ohne Furcht zu Byrons Matrosen, welche die Neugier für Wildheit hielten und flohen. Selbst in der Neuzeit kann ein Mensch, welcher in der einen Hand ein Stück Fleisch, in der anderen ein Messer hält, gedachte Wölfe noch zuweilen erstechen. Auf den Schildkröteninseln stieß ich mit der Spitze meiner Flinte Falken von einem Zweige herunter und hielt einen Eimer Wasser anderen Vögeln hin, welche sich darauf setzten und tranken. Von großer Bedeutung ist ferner, daß verschiedene Arten von Hunden keinen Widerwillen haben oder Schwierigkeiten darbieten, in Gefangenschaft sich fortzupflanzen. Gerade die Unfähigkeit aber, in der Gefangenschaft sich fortzupflanzen, ist eines der bedeutsamsten Hindernisse für die Zähmung. Die Wilden legen Hunden außerordentlichen Werth bei, und selbst halbgezähmte Thiere sind ihnen von großem Nutzen. Indianer Nordamerika's kreuzen ihre halbwilden Hunde mit Wölfen, um sie zwar noch wilder als vorher, aber auch kühner zu machen. Die Wilden von Guiana fangen die Jungen von zwei wilden Hundearten, um sie einigermaßen zu zähmen und zu benutzen, wie es die Eingeborenen Australiens mit denen des verwilderten Dingo thun. King theilte mir mit, daß er einmal einen jungen wilden Dingo abrichtete, Rindvieh zu hüten und das Thier sehr nützlich fand. Aus diesen verschiedenen Angaben geht hervor, daß man dreist annehmen darf, der Mensch habe in verschiedenen Ländern verschiedene Arten von Hunden gezähmt. Es würde sogar eine eigenthümliche Erscheinung sein, wenn auf der ganzen Erde nur eine einzige Art gezähmt worden wäre.

„Gehen wir nun auf Einzelheiten ein. Der genau beobachtende und scharfsinnige Richardson bemerkt, daß die Aehnlichkeit zwischen den Wechsel- oder Falbwölfen und den Haushunden der

Indianer ungemein groß sei, und nur die Größe und Stärke des Wolfes der einzige Unterschied zu sein scheine. „Mehr als einmal“, sagt er, „habe ich ein Rudel Wölfe für die Hunde eines Trupps Indianer gehalten; denn auch das Geheul der Thiere beider Arten wird so genau mit denselben Lauten hervorgebracht, daß selbst das geübte Ohr der Indianer zuweilen sich täuschen läßt.“ Richardson fügt hinzu, daß die nördlicheren Eskimohunde nicht bloß dem grauen Wolfe des Polarkreises in Form und Farbe außerordentlich ähneln, sondern ihnen auch in der Größe beinahe gleichen. Kane hat in dem Gespann seiner Schlittenhunde öfter das schräge Auge, ein Merkmal, auf welches einige Thierkundige viel Gewicht legen, den herabhängenden Schwanz und den scheuen Blick des Wolfes gesehen. Nach Hayes weichen die Eskimohunde wenig von den Wölfen ab, sind keiner Anhänglichkeit an den Menschen fähig und so wild, daß sie bei argem Hunger selbst ihren Herrn anfallen. Sie verwildern leicht, und ihre Verwandtschaft mit den Wölfen ist eine so innige, daß sie oft mit ihnen sich kreuzen; auch nehmen die Indianer junge Wölfe, um die Zucht ihrer Hunde zu verbessern. Solche Falbwölfe können zuweilen, wenn auch selten, gezähmt werden. Vor dem zweiten oder dritten Geschlecht geschieht dies nie. Hayes meint von diesen Hunden, daß sie ohne Zweifel verbesserte Wölfe seien. Jedenfalls bekunden die angeführten Thatsachen, daß Eskimohunde und Wölfe sich fruchtbar kreuzen müssen; denn sonst würde man letztere nicht brauchen können, um die Zucht zu verbessern. Der Hund der Hasenindianer, welcher in vieler Beziehung vom Eskimohunde abweicht, steht nach Richardson in derselben Beziehung zum Heul- oder Prairiewolfe wie der Eskimohund zum Falbwolfe, sodaß gedachter Forscher keine ausgesprochene Verschiedenheit zwischen ihnen auffinden konnte. Die von beiden genannten Stämmen herrührenden Hunde kreuzen sich untereinander ebensowohl wie mit den wilden Wölfen oder mit europäischen Hunden; der schwarze Wolfshund der Indianer in Florida weicht, laut Bertram, von den Wölfen dieses Landes nur dadurch ab, daß er bellt. Im südlichen Theile des neuen Festlandes fand Columbus zwei Hundearten in Westindien, und Fernandez beschreibt ihrer drei in Mejiko. Einige dieser eingeborenen Hunde waren stumm, d. h. bellten nicht. Seit der Zeit Buffons weiß man, daß die Eingeborenen von Guiana ihre Hunde mit einer wilden Art, wie es scheint dem Maikong oder Karasissi, kreuzen. Schomburgk, welcher diese Länder sorgfältig durchforscht hat, schreibt mir darüber: „Arawaak-Indianer, welche in der Nähe der Küste wohnen, haben mir wiederholt erzählt, daß sie ihre Hunde zur Verbesserung der Zucht mit einem der wilden Arten kreuzen, und einzelne Hunde sind mir gezeigt worden, welche sicher dem Maikong viel mehr glichen als der gewöhnlichen Rasse. Selten aber halten die Indianer letztere für häusliche Zwecke.

„Auch der Ai, eine andere Art Wildhund, wahrscheinlich Canis silvestris, wird von den Arekuas jetzt nicht viel zum Jagen benutzt. Die Hunde der Taruma-Indianer sind ganz verschieden und gleichen Buffons Windspielen von St. Domingo. Es scheint also, daß die Eingeborenen von Guiana zwei wilde Hunde zum Theil gezähmt haben und ihre Haushunde noch mit ihnen kreuzen. Beide Arten gehören einer von den nordamerikanischen und europäischen Wölfen verschiedenen Gruppe an. Rengger begründet die Ansicht, daß man nur haarlose Hunde zähmte, als Amerika zuerst von Europäern besucht wurde, und einige dieser Hunde, von denen Tschudi sagt, daß sie in den Cordilleren von der Kälte leiden, sind noch stumm. Gleichwohl ist dieser nackte Hund gänzlich von dem verschieden, welchen Tschudi unter dem Namen Inkahund beschreibt, und von dem er anführt, daß er ebensowohl Kälte ertrage als auch belle. Man weiß nicht, ob diese zwei verschiedenen Hunderassen Abkömmlinge eingeborener Arten sind und könnte annehmen, daß der ursprünglich einwandernde Mensch vom asiatischen Festlande Hunde mitbrachte, welche nicht bellen konnten; diese Ansicht scheint jedoch aus dem Grunde unwahrscheinlich, als die Eingeborenen auf dem Wege ihrer Einwanderung vom Norden her wenigstens zwei nordamerikanische Wildhunde zähmten.

„Wenden wir uns zur alten Welt zurück, so finden wir, daß mehrere europäische Hunde sehr dem Wolfe ähneln, so der Schäferhund der ungarischen Ebene in so hohem Grade, daß ein Ungar

nach Pagets Erzählung einen Wolf für einen seiner eigenen Hunde halten konnte. Die Schäferhunde in Italien müssen früher den Wölfen sehr ähnlich gewesen sein, denn Columella gibt den Rath, weiße Hunde zu halten und fügt hinzu: „Pastor album probat, ne pro lupe canem feriat". Daß sich Hunde und Wölfe von selbst kreuzen, wird von den Alten oft erzählt, von Plinius sogar behauptet, die Gallier hätten ihre Hündinnen in den Wäldern angebunden, damit sie sich mit Wölfen kreuzen."

Ich will an dieser Stelle eine von Darwin wie es scheint übersehene Bemerkung Radde's einschalten, welche mit vorstehenden Angaben übereinstimmt. „Bei sehr vielen Hunden", sagt der treffliche Erforscher Sibiriens, „namentlich der gebirgigeren Gegenden des Ostens läßt sich das Wolf- und Fuchsgepräge durchaus nicht verkennen, und nicht selten findet man besonders solche Thiere, welche bis auf die Größe vollkommen den Wölfen ähneln. Ich selbst besaß einen solchen Jagdhund, welcher, dem Schingangebirge entstammend, mit zum mittleren Amur gekommen und hier bald bei Eingeborenen und späteren Ansiedlern durch seine ausgezeichneten Begabungen bekannt wurde. Solche, den Wölfen sehr ähnliche Hunde, welche möglicherweise eine Kreuzungsform sind, haben einen mehr gedrungenen Körper und kürzere Schnauze als der Wolf; die Färbung aber sowohl als auch die eigenthümliche Straffheit des Haares und seine Dichtigkeit, namentlich auf dem Schwanze, sind ganz wie beim Wolfe. Gewöhnlich tragen sie den Schwanz nicht aufrecht, sondern schleifen ihn gesenkt nach. Nur beim Stellen des Wildes, beim Anschlagen oder Wedeln heben sie ihn im Bogen nach oben. Mit solchen Hunden, welche niemals eine Abrichtung erhalten, werden alle die großen, oft gefährlichen und sehr viel Ausdauer erfordernden Jagden betrieben. Ganz verschieden von solchen Hunden sind die der nomadisirenden Mongolenstämme der hohen Gobi, welche auch hier und da bei den Burjäten Transbaikaliens angetroffen werden und ebensowohl als Spürhunde wie auch zum Bewachen der Jurten dienen. Sie haben wohl die Länge, aber nicht die Höhe eines Wolfes. Ihr ganzer Körper ist mit glänzend schwarzen, langen und wenig über dem Rücken zu den Seiten hinab gekräuselten Haaren bedeckt. Auch die Innenseite der Vorderfüße sowie die Knie der Hinterfüße sind sammt dem Kopfe ebenfalls lang und schwarz behaart, und die kurzen Stumpfschwänze nur bleiben mit dem Nasenrücken kurzhaarig schwarz. Die Oberlippe hängt lefzenartig abwärts, auf dem Auge ist ein kreisrunder, hellrother oder brauner Flecken immer zu bemerken. Die Kopfform ist mehr breit als lang, das Ohr halb hängend, der Schwanz buschig, aber nicht spindelförmig in seiner Gesammtform, sondern durch Bezottung, die seitwärts hängt, entstellt. Diese Hunde, welche stiller, aber sehr böse sind, werden in den mongolischen Jurten in großer Anzahl als Wächter gehalten. Grenzkosaken tauschen sie gern ein, und so findet man sie auch noch im mittleren Amurlaufe. Hier, wo sich ihnen die Wolfs- und Fuchstypen, sowie die gewöhnlichen stämmigen Hofhunde zugesellen, erhält sich ihre Nachkommenschaft in den charakteristischen Abzeichen und der Form des Körpers nicht, und werden sie immer durch neue bei den Mongolen eingetauschte Thiere ersetzt."

„Der europäische Wolf", fährt Darwin fort, „weicht in geringem Grade von dem nordamerikanischen ab und wird von vielen Thierkundigen für eine verschiedene Art gehalten, ebenso der Wolf Indiens, und hier finden wir wieder eine ausgesprochene Aehnlichkeit zwischen den Pariahunden gewisser Gegenden von Indien und diesem indischen Wolfe. In Bezug auf die Schakale sagt Isidore Geoffroy St. Hilaire, daß man nicht einen beständigen Unterschied zwischen ihrem Bau und dem der kleineren Hunderassen aufweisen könnte. Diese wie jene stimmen auch in ihrer Lebensweise innig überein. Ehrenberg führt an, daß die Haushunde Unteregyptens und gewisse einbalsamirte Hunde im Schakalwolfe ihr Vorbild hätten, wie andererseits Haushunde Nubiens und andere als Mumien vorhandene Rassen mit dem Schakal eng verwandt sind. Pallas behauptet, daß Schakal und Haushund im Morgenlande zuweilen sich kreuzen. Ein hierauf bezüglicher Fall ist auch aus Algerien bekannt geworden. Die Haushunde an der Küste von Guinea sind fuchsartige Thiere und stumm. An der Ostküste von Afrika, zwischen dem 4. und 6. Grade

nördlicher Breite, und ungefähr zehn Tagereisen nach dem Inneren, wird, wie Erhardt mittheilt, ein halbgezähmter Hund gehalten, welcher nach Behauptung der Eingeborenen von einem ähnlichen wilden Thiere abstammt. Lichtenstein sagt, daß die Hunde der Buschmänner eine auffallende Aehnlichkeit selbst in der Färbung mit dem Schabrakenschakal darbieten; Layard dagegen theilt mir mit, daß er einen Kaffernhund gesehen habe, welcher einem Eskimohunde sehr ähnlich war. In Australien findet sich der Dingo ebensowohl gezähmt als wild, und wenn er auch ursprünglich von Menschen eingeführt worden sein mag, darf er doch als eine einheimische Form angesehen werden; denn seine Ueberbleibsel sind mit denen eines ausgestorbenen Thieres in einem ähnlichen Zustande von Erhaltung gefunden worden, sodaß seine Einführung sehr alt sein muß. Diese Aehnlichkeit der halbgezähmten Hunde verschiedener Länder mit denen in ihnen noch lebenden wilden Arten, nach der Leichtigkeit, mit welcher beide oft noch gekreuzt werden können, der Werth, welchen Wilde selbst halbgezähmten Thieren beilegen und andere bereits erwähnte Umstände, welche ihre Zähmung begünstigen, machen es sehr wahrscheinlich, daß die gezähmten Hunde der Erde von zwei Wolfsarten, dem Wolfe und dem Heulwolfe, zwei oder drei anderen zweifelhaften Arten von Wölfen, dem europäischen, indischen und nordamerikanischen Wolfe nämlich, ferner von wenigstens einer oder zwei südamerikanischen Hundearten, dann von mehreren Schakalarten und vielleicht von einer oder mehreren ausgestorbenen Arten abstammen. Diejenigen Schriftsteller, welche der Einwirkung des Klima's großen Einfluß zuschreiben, können hiernach die Aehnlichkeit gezähmter mit eingeborenen Thieren derselben Länder erklären. Ich kenne aber keine Thatsachen, welche den Glauben an eine so mächtige Einwirkung des Klima's unterstützen.

„Gegen die Ansicht, daß mehrere Hundearten in alter Zeit gezähmt wurden, kann man nicht einwenden, daß sie schwierig zu zähmen sind. Junge, von Hodgson gezähmte Buansus wurden für Liebkosungen ebenso empfänglich und zeigten so viel Verstand wie irgend ein Hund desselben Alters. Wie bereits erwähnt, besteht zwischen der Lebensweise der Haushunde der nordamerikanischen Indianer und der Wölfe dieses Landes oder zwischen dem morgenländischen Pariahunde und dem Schakal oder zwischen den in verschiedenen Gegenden verwilderten Hunden und den natürlichen Arten dieser Familie kein großer Unterschied. Die Gewohnheit zu bellen jedoch, welche bei gezähmten Hunden fast allgemein ist, scheint eine Ausnahme zu bilden; diese Gewohnheit aber geht leicht verloren und wird leicht wieder erlangt. Es ist schon oft angeführt worden, daß die verwilderten Hunde auf der Insel Juan Fernandez stumm geworden sind, und man hat Grund zur Annahme, daß die Stummheit in dem Verlaufe von dreiunddreißig Jahren eintrat. Andererseits erlangten Hunde, welche Ulloa von dieser Insel mitnahm, nach und nach die Gewohnheit zu bellen wieder. Dem Heulwolfe ähnliche Hunde des Mackenzieflusses, welche nach England gebracht wurden, lernten nie ordentlich bellen. Ein im Londoner Thiergarten geborener aber ließ seine Stimme so laut erschallen wie irgend ein anderer Hund desselben Alters und derselben Größe. Ein von einer Hündin aufgesäugter junger Wolf, welchen Nilsson beobachtete, und ein Schakal, von welchem Geoffroy St. Hilaire berichtete, bellten mit derselben Stimme wie irgend ein gewöhnlicher Hund. Dagegen hatten, nach Clarke, Hunde, welche auf Juan de Nova im Indischen Weltmeere verwildert waren, das Vermögen zu bellen vollständig verloren, erhielten auch ihre Stimme während einer Gefangenschaft von mehreren Monaten nicht wieder. Sie zeigten keine Neigung zur Geselligkeit mit anderen Hunden, vereinigten sich unter sich zu großen Haufen und fingen Vögel mit ebensoviel Geschick, wie Füchse es thun würden. Wiederum sind die verwilderten Hunde von La Plata nicht stumm geworden. Diese verwilderten Hunde, welche eine bedeutende Größe haben, jagen einzeln oder in Haufen und graben Höhlen für ihre Jungen, gleichen in diesen Gewohnheiten also Wölfen und Schakalen.

„Man hat behauptet, daß unsere Haushunde nicht von Wölfen oder Schakalen abstammen können, weil ihre Trächtigkeitsdauer eine verschiedene sei. Dies beruht aber auf Angaben von Buffon, Gilibert, Bechstein und Anderen, welche irrig sind. Denn man weiß jetzt, daß jener

Zeitraum bei Wölfen, Schakalen und Hunden so nahe übereinstimmt, als man nur erwarten kann. Bis zu einem gewissen Grade ist eine Trächtigkeitsdauer veränderlich, da man auch bei unseren Haushunden eine Verschiedenheit von vier Tagen beobachtet hat. Cuvier meinte, daß der Schakal wegen seines widrigen Geruches nicht gezähmt worden wäre; Wilde sind jedoch in dieser Beziehung nicht empfindlich, und der Grad der Ausdünstung bei verschiedenen Schakalarten ändert ebenfalls wesentlich ab, sowie dies andererseits bei rauh- und glatthaarigen Hunden der Fall ist. Isidore Geoffroy St. Hilaire brachte einen Hund, welchen er nur mit rohem Fleische fütterte, dahin, daß er ebenso stank wie ein Schakal.

„Bedeutungsvoller gegenüber der Ansicht, daß unsere Hunde von Wölfen, Schakalen und südamerikanischen Hunden abstammen, ist die Erfahrung, daß Wildlinge in gezähmtem Zustande bis zu einem gewissen Grade unfruchtbar sein sollen, während alle Haushunde, soweit es überhaupt bekannt ist, gegenseitig untereinander fruchtbar sind. Doch hat bereits Broca mit Recht bemerkt, daß die Fruchtbarkeit aufeinanderfolgender Geschlechter verbastardirter Hunde niemals mit der Sorgfalt untersucht worden ist, welche man bei der Kreuzung von Arten für unentbehrlich hält. Thatsachen berechtigen zu dem Schlusse, daß die geschlechtlichen Empfindungen und das Erziehungsvermögen unter verschiedenen Hunderassen bei der Kreuzung verschieden sind. So liebt der mexikanische Alco offenbar Hunde anderer Arten nicht; der haarlose Hund von Paragay vermischt sich, laut Rengger, weniger mit europäischen Rassen als diese untereinander; der deutsche Spitzhund soll den Fuchs leichter zulassen als andere Rassen es thun; weibliche Dingos lockten Füchse an ꝛc. Diese Angaben würden, falls man sich auf sie verlassen kann, für einen gewissen Grad von Verschiedenheit in den geschlechtlichen Neigungen der Hunderassen sprechen. Doch tritt ihnen die Thatsache entgegen, daß unsere gezähmten, im äußeren Bau soweit von einander verschiedenen Hunde untereinander viel fruchtbarer sind, als wir von ihren angenommenen Stammeltern es wissen. Pallas nimmt an, eine längere Dauer der Zähmung beseitige diese Unfruchtbarkeit, und wenn man auch zur Unterstützung gedachter Annahme keine bestimmten Thatsachen anführen kann, scheinen unsere Erfahrungen über die Hunde so stark zu Gunsten der Ansicht zu sprechen, daß unsere gezähmten Hunde von mehreren wilden Stämmen herrühren, und ich bin deshalb geneigt, die Wahrheit jener Annahme zuzugeben. Hiermit im Zusammenhange steht, daß unsere gezähmten Hunde nicht vollkommen fruchtbar mit ihren angenommenen Stammarten sind; doch sind Versuche in dieser Richtung noch nicht ordentlich angestellt worden. Man sollte den ungarischen Hund, welcher dem äußeren Ansehen nach dem Wolfe so sehr gleicht, mit diesem, die Pariahunde Indiens mit indischen Wölfen und Schakalen kreuzen und ebenso in anderen Fällen verfahren. Daß die Unfruchtbarkeit zwischen gewissen Hunderassen und Wölfen und anderen Wildhunden nur gering ist, beweisen die Wilden, welche sich die Mühe geben, sie zu kreuzen. Buffon erhielt aufeinanderfolgende vier Geschlechter von Wölfen und Hunden, und die Blendlinge waren untereinander vollkommen fruchtbar; Flourens dagegen fand nach zahlreichen Versuchen, daß die Blendlinge zwischen Wolf und Hund miteinander gekreuzt im dritten Geschlechte und die von Schakal und Hund im vierten Geschlechte unfruchtbar wurden. Freilich aber befanden sich diese Thiere in enger Gefangenschaft, welche viele wilde Thiere bis zu einem gewissen Grade oder selbst völlig unfruchtbar macht. Dingos, welche sich in Australien ohne weiteres mit unseren eingeführten Hunden fortpflanzten, zeugten trotz wiederholter Kreuzungen mit Hunden im Pariser Pflanzengarten keine Blendlinge. Bei den von Flourens angestellten Versuchen wurden die Blendlinge wohl auf drei oder vier Geschlechter hindurch in engster Inzucht miteinander gekreuzt, ein Umstand, welcher fast sicher die Neigung zur Unfruchtbarkeit vermehrt haben wird, wenn auch das Endergebnis sich kaum erkennen läßt. Vor mehreren Jahren sah ich im Londoner Thiergarten den weiblichen Blendling eines englischen Hundes und eines Schakals, welcher selbst im ersten Geschlecht so unfruchtbar war, daß er nicht einmal die Brunstzeit regelmäßig einhielt. Doch war dieser Fall gegenüber den zahlreichen Beispielen fruchtbarer Bastarde von beiden Thieren sicher

eine Ausnahme. Bei allen Versuchen über die Kreuzung von Thieren gibt es noch so viele Ursachen zum Zweifel, daß es außerordentlich schwierig ist, zu irgend welchem bestimmten Schlusse zu gelangen. Indeß scheint doch hervorzugehen, daß diejenigen, welche unsere Hunde für die Nachkommen mehrerer Arten halten, nicht bloß zugeben müssen, deren Nachkommen verlören bei lange währender Züchtung alle Neigung zur Unfruchtbarkeit bei einer gegenseitigen Kreuzung, sondern auch, daß zwischen gewissen Rassen von Hunden und einigen ihrer angenommenen Stammeltern ein gewisser Grad von Unfruchtbarkeit erhalten geblieben oder möglicherweise selbst erlangt worden ist.

„Trotz der zuletzt erörterten Schwierigkeiten in Bezug auf die Fruchtbarkeit neigt sich doch die Mehrheit der Beweise entschieden zu Gunsten des mehrfachen Ursprunges unseres Hundes, zumal wenn wir bedenken, wie unwahrscheinlich es ist, daß der Mensch über die ganze Erde von einer so weit verbreiteten, so leicht zähmbaren und so nützlichen Gruppe, wie die Hunde es sind, nur eine Art an sich gewöhnt haben sollte, und wenn wir ferner das außerordentliche Alter der verschiedenen Rassen sowie besonders noch die überraschende Aehnlichkeit bedenken, welche ebensowohl im äußeren Bau wie in der Lebensweise zwischen den gezähmten Hunden verschiedener Länder und den dieselben Länder noch bewohnenden Arten von Wildhunden bestehen."

So wäre denn der Haushund nichts anderes als ein Kunsterzeugnis des Menschen. Erwiesen ist diese Annahme freilich nicht; der Schädel insbesondere gibt uns keinen Anhalt dafür. Abgesehen von der Größe stimmen alle Schädel der verschiedenen Hunderassen in den wesentlichen Verhältnissen untereinander überein, so daß man, laut mündlichen Mittheilungen Hensels, streng genommen nur den verkürzten, um nicht zu sagen misgebildeten Schädel der Bulldogge von dem des Windhundes mit Bestimmtheit unterscheiden kann. Jeder Hundeschädel ähnelt dem wildlebenden Verwandten mehr oder weniger, ohne einem einzigen vollkommen zu gleichen. So läßt uns also auch Knochenlehre und Zergliederungskunst bei Entscheidung der heiklichen Frage im Stiche. Erst durch sorgfältig überwachte Kreuzungen mit Vorbedacht ausgewählter Wildhundarten und Haushundrassen und deren Abkömmlingen können uns der Lösung der Abstammungsfrage unseres wichtigsten Hausthieres näher führen.

Ein lehrreiches Beispiel zu Gunsten der oben mitgetheilten Angabe, daß Haushunde vollständig verwildern können, ist der Dingo oder Warragal (Canis Dingo, C. australasiae), der sogenannte Wildhund Neuhollands, welchen, in Anbetracht seiner Lebensweise, auch ich früher für eine der ursprünglichen Arten wilder Hunde gehalten habe, gegenwärtig aber, nachdem ich verschiedene Stücke der fraglichen Art gesehen, nur für einen verwilderten Schäferhund erklären kann. Die Thatsache, daß der Dingo das einzige eigentliche Raubthier Australiens, also kein Beutethier ist, hat diese Ansicht nicht hervorgerufen, sondern höchstens unterstützen können. Gegengründe von einiger Erheblichkeit liegen nach den bereits mitgetheilten nicht vor. Das Wie und Wann der Verwilderung läßt sich freilich nicht bestimmen, erscheint aber auch ziemlich gleichgültig für die Entscheidung der Frage, gegenüber dem allgemeinen Gepräge des Thieres, dem Habitus, wie die Thierkundigen sagen. Dieses Gepräge aber ist das eines Haushundes, nicht eines Wildhundes.

Der Dingo erreicht ungefähr die Größe eines mittleren Schäferhundes. Seine Gestalt ist gedrungen, der Kopf groß und plump, stumpfnasig und abgestutzt, das aufrechtstehende Ohr an der Wurzel breit, an der Spitze abgerundet, der Schwanz, welcher bis über die Ferse herabreicht, buschig, die Gliederung stämmig, da die Beine nur eine geringe Höhe haben, das Fell ziemlich gleichmäßig, weder allzu dicht noch auch dünn und an keinem Theile des Leibes verlängert. Bei den meisten Stücken, welche ich gesehen habe, spielt die Färbung von einem unbestimmten blaßgelblichen Roth mehr oder weniger ins Graue, auch wohl ins Schwärzliche. Kinn, Kehle, Unterseite und Schwanz pflegen heller, die Haare der Oberseite meist dunkler zu sein, weil die an der

Wurzel lichteren Haare dunklere Spitzen zeigen. Obgleich gedachte Färbung vorherrscht, kommen doch z. B. auch schwarz gefärbte Dingos vor, einzelne haben weiße Pfoten ꝛc.

Noch heutigen Tages findet sich der Dingo fast in allen dichteren Wäldern Australiens, in den mit Buschwerk ausgekleideten Schluchten, in den Hainen der parkähnlichen Steppen und in letzteren selbst. Er reicht über das ganze Festland und ist überall ziemlich häufig. Man hält ihn, und wohl mit Recht, für den schlimmsten Feind, welchen die herdenzüchtigen Ansiedler überhaupt besitzen, und hat, um seinen Räubereien zu steuern, schon mehrmals Kriegszüge gegen ihn unternommen.



Dingo (Canis Dingo). 1/8 natürl. Größe.

In seiner Lebensweise und in seinem Betragen ähnelt der Dingo mehr unserem Fuchse als dem Wolfe. Wie dieser liegt er da, wo es unsicher ist, den ganzen Tag in seinem Schlupfwinkel verborgen und streift dann erst zur Nachtzeit umher, räuberisch fast alle australischen Bodenthiere bedrohend. An den Fuchs erinnert er auch dadurch, daß er nur selten in großen Gesellschaften jagt. Gewöhnlich sieht man Trupps von fünf bis sechs Stück, meist eine Mutter mit ihren Kindern; doch kommt es vor, daß sich bei einem Aase viele Dingos versammeln: manche Ansiedler wollen bei solchen Gelegenheiten schon ihrer achtzig bis hundert vereinigt gesehen haben. Man behauptet, daß die Familien sehr treu zusammenhalten, ein eigenes Gebiet haben und niemals in das einer anderen Meute eintreten, aber ebensowenig leiden, daß diese ihre Grenzen überschreitet.

Ehe die Ansiedler regelrecht gegen diesen Erzfeind ihrer Herden zu Felde zogen, verloren sie durch ihn erstaunlich viele Schafe. Man versichert, daß in einer einzigen Schäferei binnen drei Monaten nicht weniger als zwölfhundert Stück Schafe und Lämmer von den Dingos geraubt wurden. Größer noch als die Verluste, welche ein Einfall des Raubthieres unmittelbar zur Folge

hat, sind die mittelbaren, weil die Schafe beim Erscheinen des Räubers wie unsinnig davon rennen, blind in die Steppe hinausjagen und dann entweder anderen Dingos oder dem Durste zum Opfer fallen. Außer den Schafen frißt der „Wildhund“ Kängurus aller Art und andere größere und kleinere Buschthiere. Er greift jedes lebende, eingeborene Thier Australiens mit unbeschreiblicher Gier und Wuth an, fürchtet sich überhaupt nur vor Haushunden. Hirten- oder Jagdhunde und Dingos leben in ewiger Feindschaft und verfolgen sich gegenseitig mit wirklich beispiellosem Hasse. Wenn mehrere Haushunde einen Dingo sehen, fallen sie über ihn her und reißen ihn in Stücke; das Umgekehrte ist der Fall, wenn ein verirrter Haushund von Dingos gefunden wird. Doch kommt es vor, daß sich zur Paarungszeit eine Dingohündin zu den Schäferhunden gesellt und mit diesen sich verträgt. „Als ich eines Morgens aus meinem Zelte trat“, sagt „ein alter Buschmann“ in seinen „Forschergängen durch den Wald“, „sah ich eine Dingohündin mit unseren Hunden spielen. Sobald sie mich wahrnahm, ging sie davon. Einer unserer Hunde folgte ihr aber, blieb drei Tage lang aus, und kam sodann zurück, an allen Gliedern zerrissen, wahrscheinlich weil er die Eifersucht der berechtigteren Liebhaber erregt haben mochte.“

Nicht selten kreuzt sich der Dingo mit zahmen Hündinnen. Diese bringen infolge dessen ein Gewölfe, welches größer und wilder zu sein pflegt als alle übrigen Haushunde. Die Dingohündin wölft sechs bis acht Junge, gewöhnlich in einer Höhle oder unter Baumwurzeln. Bei Gefahr schafft sie ihre Jungen in Sicherheit. Ein Gewölfe von Dingos wurde einst in einer Felsenspalte aufgefunden; da aber die Mutter nicht zugegen war, merkte sich der Entdecker den Ort, in der Absicht, bald zurückzukehren, um der ganzen Familie auf einmal den Garaus zu machen. Als er nach einiger Zeit zurückkam, fand er zu seinem großen Aerger die Höhle verlassen; die Alte mochte die Spur des fremden Besuchers gewittert und somit den Besuch unschädlich gemacht haben. An Dingos, welche in der Gefangenschaft wölften, beobachtete man, daß Mutter und Junge sich ganz nach Art des Haushundes betragen. Im Breslauer Thiergarten, woselbst eine Dingohündin fünf Junge warf, von denen drei gediehen und groß und zahm wurden, durfte man beide Alten in demselben Käfige lassen, da der Dingohund niemals Miene machte, der säugenden Hündin beschwerlich zu fallen. Von den Jungen hatten vier Stück ganz die Färbung der Eltern, während das fünfte schwarz aussah.

Vor dem Menschen nimmt der Dingo regelmäßig Reißaus, wenn dazu noch Zeit ist. Er zeigt auf der Flucht alle List und Schlauheit des Fuchses und versteht es meisterhaft, jede Gelegenheit zu benutzen; wird er aber von seinen Feinden hart verfolgt, und glaubt er nicht mehr entrinnen zu können, so dreht er sich mit einer wilden Wuth um und wehrt sich mit der Raserei der Verzweiflung; doch sucht er auch dann noch immer sobald als möglich davonzukommen.

Von der Zähigkeit seines Lebens erzählt Bennett geradezu unglaubliche Dinge. Ein Dingo war von seinen Feinden überrascht und so geschlagen worden, daß man meinte, alle seine Knochen müßten zerbrochen sein; deshalb ließ man ihn liegen. Kaum aber hatten sich die Männer von dem anscheinend leblosen Körper entfernt, als sie zu ihrer Ueberraschung das Thier sich erheben, schütteln und so eilig als möglich nach dem Walde begeben sahen. Ein anderer, anscheinend todter Dingo war schon in eine Hütte getragen worden, wo er abgehäutet werden sollte; der Arbeiter hatte ihm bereits das Fell von der halben Seite des Gesichts abgezogen, da sprang er plötzlich auf und versuchte nach dem Manne der Wissenschaft zu beißen.

Gegenwärtig gelten alle Mittel, um den Dingo auszurotten. Jedermanns Hand ist über ihm. Man schießt ihn, fängt ihn in Fallen und vergiftet ihn mit Strychnin. Ein kleines Stück Fleisch, in welches eine Messerspitze dieses fürchterlichen Giftes gebracht worden ist, hängt man an einem Busche auf, so daß es ein paar Fuß über der Erde schwebt; später findet man regelmäßig in nächster Nähe den armen Schelm, welcher seine Freßlust so schwer büßen mußte. Mit dem Gewehre erlegt man ihn nur zufällig; er ist zu scheu und listig, als daß er öfters vor das Rohr kommen sollte, und weiß auch auf Treibjagden trefflich sich durchzustehlen.

Gewöhnlich hat man unseren Hund für unzähmbar gehalten. In der Gesellschaft der Eingeborenen Australiens findet man ab und zu Dingos, welche aber nur in einem halbwilden Zustande leben. Ihre Anhänglichkeit an den Menschen ist kaum nennenswerth. Der Dingo bleibt bei ihm, weil er ein bequemeres Leben führen kann; von Treue, Wachsamkeit, Eigenthumsrecht weiß er nicht mehr als sein Herr. Doch ist es zuweilen vorgekommen, daß man Dingos fast ebenso zahm gemacht hat, wie die Haushunde es sind. Viele Dingos, welche man bei uns zu Lande in der Gefangenschaft hielt, blieben wild und bösartig, und ihre Wolfsnatur brach bei jeder Gelegenheit durch, so daß sich ihre Wärter beständig vor ihnen zu hüten hatten. Auch gegen Thiere, die man zu ihnen brachte, zeigten sie sich unfreundlich und unduldsam. Nur mit Mühe vermochte man den Zähnen eines nach England gebrachten Dingo einen friedlichen Esel zu entreißen, und im Pariser Thiergarten sprang einer wüthend gegen die Eisengitter der Bären, Jaguare und Panther. Ein in England geborener war schon in der frühesten Jugend mismuthig und scheu, verkroch sich in den dunkelsten Winkel des Zimmers und schwieg, wenn Menschen, gleichviel ob Bekannte oder Fremde, zugegen waren, stieß aber, allein gelassen, ein schwermüthiges Geheul aus. Den ihn pflegenden Wärter lernte er kennen, zeigte sich aber niemals gegen denselben hündisch schwanzwedelnd oder freundlich. Gegen Fremde war er mürrisch und scheu, und oft und gern biß er so recht heimtückisch nach Vorübergehenden. Nach jedem Angriffe zog er sich in einen Winkel seines Käfigs zurück und blickte von hier aus mit boshaft funkelnden Augen sein Opfer an. Bei guter Laune gab er Proben von seiner Behendigkeit und Kraft. Gegen Haushunde war er stets äußerst unliebenswürdig, und niemals zeigte er die geringste Lust, mit ihnen in ein zärtliches Verhältnis zu treten.

Ich bin der Meinung, daß man auf alle diese Angaben kein größeres Gewicht legen darf, als sie verdienen. Wie schon wiederholt bemerkt, kommt alles darauf an, wie ein gefangenes Thier in frühester Jugend behandelt wurde. Der Dingo ist ein kluger Hund, und seine Zähmung muß gelingen, wenn nicht im ersten, so im zweiten oder dritten Geschlechte. Wäre er minder unansehnlich, man würde, glaube ich, seine vortreffliche Nase schon längst zu Jagdzwecken zu verwenden und ihn wirklich zu zähmen versucht haben. Wie falsch es ist, von einem oder einigen Stücken, welche man beobachtete, auf alle derselben Art zu schließen, beweisen die Dingos des Breslauer Thiergartens. Einer von ihnen ist zahm geworden wie ein Hund, der andere wild geblieben; einer hat, was wohl zu beachten, im Laufe der Zeit vollständig bellen gelernt und wendet diese neuerworbene Sprache durchaus regelrecht an, beispielsweise wenn eine Thüre in der Nähe seines Käfigs geöffnet wird, der andere dagegen heult noch heutigen Tages mit langgezogenen lachenden Lauten wie ein Schakal, und auch jener, welcher bellen kann, begleitet ihn im Zweisang stets heulend. Schlegel, dem ich diese Angaben verdanke, ist mit mir der Ansicht, daß sich aus den Nachkommen dieser Dingo's höchst wahrscheinlich sehr brauchbare Gehülfen des Menschen würden gewinnen lassen.

Gehen wir von den verwilderten Hunden zu denen über, welche zwar herrenlos sind, immer aber noch in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnisse zu dem Menschen stehen. Die Engländer haben ihnen den Namen Pariahunde beigelegt, und diese Bezeichnung verdient von uns angenommen zu werden; denn Parias, elende, verkommene, aus der besseren Gesellschaft verstoßene Thiere sind sie, die armen Schelme, trotz der Freiheit, zu thun und zu lassen was ihnen beliebt, Parias, welche dankbar die Hand lecken, die ihnen das Joch der Sklaverei auflegt, welche glücklich zu sein scheinen, wenn der Mensch sie würdigt, ihm Gesellschaft zu leisten und ihm zu dienen.

Schon im Süden Europa's leben die Hunde auf ganz anderem Fuße als bei uns zu Lande. In der Türkei, in Griechenland und in Südrußland umlagern Massen von herrenlosen Hunden die Städte und Dörfer, kommen wohl auch bis in das Innere der Straßen herein, betreten aber niemals einen Hof und würden auch von den Haushunden sofort vertrieben werden. Sie nähren sich hauptsächlich von Aas oder jagen bei Gelegenheit wohl auch auf eigene Faust kleinere Thiere, namentlich Mäuse und dergleichen. Auch die Hunde der südspanischen Bauern werden nur sehr

wenig zu Hause gefüttert, streifen zur Nachtzeit weit und breit umher und suchen sich selbst ihre Nahrung. Auf den Kanaren ist es nach Bolle noch neuerdings vorgekommen, daß einzelne Hunde verwilderten und unter den Schafherden bedeutenden Schaden anrichteten. So selbständig werden die verwilderten Hunde des Morgenlandes nicht; aber sie müssen durchaus für sich selbst sorgen und werden von keinem Menschen irgendwie unterstützt. Ich habe diese Thiere vielfach in Egypten beobachtet und will in möglichster Kürze mittheilen, was mir von ihrem Leben besonders merkwürdig erschien.

Alle egyptischen Städte stehen zum Theil auf den Trümmern der alten Ortschaften, also gewissermaßen auf Schutthaufen. Wahre Berge von Schutt umgeben auch die meisten und die größeren, wie Alexandrien oder Kairo, in sehr bedeutender Ausdehnung. Diese Berge nun sind es, welche den verwilderten Hunden hauptsächlich zum Aufenthalte dienen. Die Thiere selbst gehören einer einzigen Rasse an. Sie kommen in der Größe mit einem Schäferhunde überein, sind von plumper Gestalt und haben einen widerwärtigen Gesichtsausdruck; ihre lange und ziemlich buschige Ruthe wird in den meisten Fällen hängend getragen. Die Färbung ihres rauhen, struppigen Pelzes ist ein schmutziges, röthliches Braun, welches mehr oder weniger in das Graue oder in das Gelbe ziehen kann. Andersfarbige, namentlich schwarze und lichtgelbe kommen vor, sind aber immer ziemlich selten.

Sie leben in vollkommenster Selbständigkeit an den genannten Orten, bringen dort den größten Theil des Tages schlafend zu und streifen bei Nacht umher. Jeder besitzt seine Löcher, und zwar sind diese mit eigenthümlicher Vorsorge angelegt. Jedenfalls hat jeder einzelne Hund zwei Löcher, von denen eins nach Morgen, das andere nach Abend liegt; streichen die Berge aber so, daß sie dem Nordwinde auf beiden Seiten ausgesetzt sind, so graben sich die Thiere auch noch auf der Südseite ein besonderes Loch, welches sie jedoch bloß dann beziehen, wenn ihnen der kalte Wind in ihrem Morgen- oder Abendloche lästig wird. Morgens bis gegen zehn Uhr findet man sie regelmäßig in dem nach Osten hin gelegenen Loche; sie erwarten dort nach der Kühle des Morgens die ersten Strahlen der Sonne, um sich wieder zu erwärmen. Nach und nach aber werden diese Strahlen ihnen zu heiß, und deshalb suchen sie jetzt Schatten auf. Einer nach dem anderen erhebt sich, klettert über den Berg weg und schleicht sich nach dem auf der Westseite gelegenen Loche, in welchem er seinen Schlaf fortsetzt. Fallen nun die Sonnenstrahlen nachmittags auch in diese Höhlung, so geht der Hund wieder zurück nach dem ersten Loche, und dort bleibt er bis zum Sonnenuntergang liegen.

Um diese Zeit wird es in den Bergen lebendig. Es bilden sich größere und kleinere Gruppen, ja selbst Meuten. Man hört Gebell, Geheul, Gezänk, je nachdem die Thiere gestimmt sind. Ein größeres Aas versammelt sie immer in zahlreicher Menge, ein todter Esel oder ein verendetes Maulthier wird von der hungerigen Meute in einer einzigen Nacht bis auf die größten Knochen verzehrt. Sind sie sehr hungerig, so kommen sie auch bei Tage zum Aase, namentlich wenn dort ihre unangenehmsten Gegner, die Geier, sich einfinden sollten, durch welche sie Beeinträchtigung im Gewerbe fürchten. Sie sind im höchsten Grade brodneidisch und bestehen deshalb mit allen unberufenen Gästen heftige Kämpfe. Die Geier aber lassen sich so leicht nicht vertreiben und leisten ihnen unter allen Aasfressern den entschiedensten und muthigsten Widerstand; deshalb haben sie von ihnen das meiste zu leiden. Aas bleibt unter allen Umständen der Hauptheil ihrer Nahrung; doch sieht man sie auch katzenartig vor den Löchern der Rennmäuse lauern und schakal- oder fuchsartig diesen oder jenen Vogel beschleichen. Wenn ihre Aastafel einmal nicht gespickt ist, machen sie weite Wanderungen, kommen dann in das Innere der Städte herein und streifen in den Straßen umher. Dort sind sie, weil sie allen Unrath wegfressen, geduldete, wenn auch nicht gern gesehene Gäste, und gegenwärtig kommt es wohl nur sehr selten vor, daß einzelne gläubige Mahammedaner sie, wie vormals geschehen sein soll, in ihren Vermächtnissen bedenken und für ihre Erhaltung gewissermaßen Sorge tragen.

Die Paarungszeit fällt in dieselben Monate wie bei den übrigen Hunden, einmal in das Frühjahr, das andere Mal in den Herbst. Die Hündin wölft in eines ihrer Löcher, gräbt es aber etwas tiefer aus und bildet daraus einen förmlichen Bau, in welchem man das ganze Gewölfe nach einiger Zeit lustig mit der Alten spielen sieht. Nicht selten kommt es vor, daß eine solche Hündin, wenn die Wölfzeit kommt, sich in das Innere der Städte begibt und dort, mitten in der Straße oder wenigstens in einem nur einigermaßen geschützten Winkel derselben, eine Grube sich gräbt, in welcher sie dann ihre Nachkommenschaft zur Welt bringt. Es scheint fast, als ob sie wisse, daß sie auf die Mildthätigkeit und Barmherzigkeit der mahammedanischen Bevölkerung zählen dürfe, und wirklich rührend ist es zu sehen, wie die gastfreien Leute einer solchen Hundewöchnerin sich annehmen. Ich habe mehr als einmal beobachtet, daß vornehme Türken oder Araber, welche durch solche Straßen ritten, in denen Hündinnen mit ihren Jungen lagen, sorgfältig mit ihrem Pferde auf die Seite lenkten, damit dieses ja nicht die junge Brut beschädige. Wohl selten geht ein Egypter vorüber, ohne der Hundemutter einen Bissen Brod, gekochte Bohnen, einen alten Knochen und dergleichen zuzuwerfen. Die Mahammedaner halten es für eine Sünde, ein Thier unnöthiger Weise zu tödten oder zu beleidigen; aber die Barmherzigkeit geht zuweilen auch zu weit. Man findet nämlich oft räudige und kranke Hunde im größten Elende auf der Straße liegen, ohne daß eine mitleidige Hand sich fände, ihrem trauerigen Dasein ein Ende zu machen. So sah ich in einer Stadt Oberegyptens einen Hund in der Straße liegen und sich herumquälen, welchem durch einen unglücklichen Zufall beide Hinterbeine derart zerschmettert waren, daß er sie nicht mehr gebrauchen konnte und sie, wenn er sich mit den Vorderbeinen mühsam weiterbewegte, hintennach schleifen mußte. Ganz unzweifelhaft hatten alle Bewohner des Ortes dieses unglückliche, erbärmliche Thier schon Monate lang täglich gesehen, Niemandem aber war es eingefallen, ihm einen Gnadenstoß zu geben. Ich zog eine Pistole und schoß ihm eine Kugel durch den Kopf, mußte mich jedoch ordentlich gegen die Leute vertheidigen wegen meiner That.

Fängt man sich junge Hunde und hält sie lange Zeit in der Gefangenschaft, so werden sie vollständig zu Haushunden und sind dann als wachsame und treue Thiere sehr geschätzt. Bei weitem der größte Theil der jungen Straßenhunde aber findet keinen Herrn und begibt sich, nachdem er halberwachsen ist, mit der Alten ins Freie und lebt dort genau in derselben Weise wie seine Vorfahren.

Innerhalb ihrer eigentlichen Wohnkreise sind die verwilderten Hunde ziemlich scheu und vorsichtig, und namentlich vor dem fremdartig Gekleideten weichen sie jederzeit aus, sobald sich dieser ihnen nähert. Beleidigt man einen, so erhebt sich ein wahrer Aufruhr. Aus jedem Loche schaut ein Kopf heraus, und nach wenigen Minuten sind die Gipfel der Hügel mit Hunden bedeckt, welche ein ununterbrochenes Gebell ausstoßen. Ich habe mehrmals auf solche Hunde förmlich Jagd gemacht, theils um sie zu beobachten, theils um ihr Fleisch zu verwenden, d. h. um es entweder als Köder für die Geier auszuwerfen, oder um es meinen gefangenen Geiern und Hiänen zu verfüttern. Bei diesen Jagden habe ich mich von dem Zusammenleben und Zusammenhalten der Thiere hinreichend überzeugen können und dabei auch unter anderem die Beobachtung gemacht, daß sie mich schon nach kurzer Zeit vollständig kennen und fürchten gelernt hatten. In Chartum z. B. war es mir zuletzt unmöglich, solche herrenlose Hunde mit der Büchse zu erlegen, weil sie mich nicht mehr auf vierhundert Schritte an sich herankommen ließen. Sie sind überhaupt dem Fremden sehr abhold und kläffen ihn an, sobald er sich zeigt; aber sie ziehen sich augenblicklich zurück, wenn man sich gegen sie kehrt. Gleichwohl kommt nicht selten eine starke Anzahl auf einen los, und dann ist es jedenfalls gut, dem naseweisesten Gesellen eine Kugel vor den Kopf zu schießen. Mit den Mahammedanern oder morgenländisch gekleideten Leuten leben sie in guter Freundschaft; sie fürchten dieselben nicht im geringsten und kommen oft so nahe an sie heran, als ob sie gezähmt wären; mit den Haushunden dagegen liegen sie beständig im Streite, und wenn ein einzelner Hund aus der Stadt in ihr Gebiet kommt, wird er gewöhnlich so gebissen, daß er sich kaum mehr rühren kann.

Auch die Hunde eines Berges verkehren nicht friedlich mit denen eines anderen, sondern gerathen augenblicklich mit allen in Streit, welche nicht unter ihnen groß geworden und sich sozusagen mit ihnen zusammengebissen haben.

Manchmal vermehren sich die verwilderten Hunde in das Unglaubliche und werden zur wirklichen Landplage. Mahammed Aali ließ einmal, um dieser Pest zu steuern, ein Schiff förmlich mit Hunden befrachten und diese dann auf hoher See über Bord werfen, um sie sicher zu ertränken. Zum größten Glück sind sie der Wasserscheu nur äußerst selten ausgesetzt, ja man kennt wirklich kaum Beispiele, daß Jemand von einem tollen Hunde gebissen worden wäre. Die verwilderten Hunde gelten den Mahammedanern, wie alle Thiere, welche Aas fressen, für unrein in Glaubenssachen, und es ist deshalb dem Gläubigen verwehrt, näher mit ihnen sich zu befassen. Wird ein solches Thier aber gezähmt, so ändert sich die Sache: dann gilt bloß seine beständig feuchte Nase noch für unrein.

In Konstantinopel soll das Verhältnis des Menschen zu den Hunden ein ganz ähnliches sein. „Unzertrennlich von den Gassen der Hauptstadt", sagt Hackländer, „ist der Gedanke an ihre beständigen Bewohner, die herrenlosen Hunde, welche man in zahlloser Menge auf ihnen erblickt. Gewöhnlich macht man sich von Dingen, von denen man oft liest, eine große Vorstellung und findet sich getäuscht. Nicht so bei diesen Hunden. Obgleich alle Reisenden darüber einig sind, sie als eine Plage der Menschen darzustellen, so sind doch die meisten bei der Beschreibung dieses Unwesens zu gelinde verfahren.

„Diese Thiere sind von einer ganz eigenen Rasse. Sie kommen in der äußeren Gestalt wohl am meisten unseren Schäferhunden nahe, doch haben sie keine gekrümmte Ruthe und kurze Haare von schmutziggelber Farbe. Wenn sie faul und träge umherschleichen oder in der Sonne liegen, muß man gestehen, daß kein Thier frecher, ich möchte sagen, pöbelhafter aussieht. Alle Gassen, alle Plätze sind mit ihnen bedeckt; sie stehen entweder an den Häusern gereiht und warten auf einen Bissen, welcher ihnen zufällig zugeworfen wird, oder sie liegen mitten in der Straße, und der Türke, welcher sich äußerst in Acht nimmt, einem lebenden Geschöpfe etwas zu Leide zu thun, geht ihnen aus dem Wege. Auch habe ich nie gesehen, daß ein Muselman eines dieser Thiere getreten oder geschlagen hätte. Vielmehr wirft der Handwerker ihnen aus seinem Laden die Ueberreste seiner Mahlzeit zu. Nur die türkischen Kaikschi und die Matrosen der Marine haben nicht diese Zartheit, weshalb mancher Hund im goldenen Horn sein Leben endet.

„Jede Gasse hat ihre eigenen Hunde, welche sie nicht verlassen, wie in unseren großen Städten die Bettler ihre gewissen Standorte haben, und wehe dem Hunde, der es wagt, ein fremdes Gebiet zu besuchen. Oft habe ich gesehen, wie über einen solchen Unglücklichen alle anderen herfielen und ihn, wußte er sich nicht durch schleunige Flucht zu retten, förmlich zerrissen. Ich möchte sie mit den Straßenjungen in gesitteten Ländern vergleichen; wie diese, wissen sie ganz gut den Fremden vom Einheimischen zu unterscheiden. Wir brauchten nur in einer Ecke des Bazars etwas Eßbares zu kaufen, so folgten uns alle Hunde, an denen wir vorbeikamen, und verließen uns erst wieder, wenn wir in eine andere Gasse traten, wo uns eine neue ähnliche Begleitung zu Theil wurde.

„So ruhig bei Tage diese Ablösung vor sich geht, so gefährlich werden die Hunde zuweilen dem einzelnen Franken, welcher sich bei der Nacht in den Gassen Stambuls verirrt, besonders wenn er keine Laterne trägt. Wir haben oftmals gehört, daß ein solcher, den die Bestien förmlich anfielen, nur durch Muselmänner gerettet wurde, welche sein Hülferuf herbeizog; und obgleich wir stets in ziemlicher Gesellschaft und abends nie ohne Laterne ausgingen, hatten wir es doch oft nur unseren guten Stöcken zu danken, mit denen wir kräftig dreinschlugen, daß wir nicht mit zerrissenen Kleidern heimkamen.

„Sultan Mahmud ließ vor mehreren Jahren einige Tausend dieser Hunde auf einen bei den Prinzeninseln liegenden kahlen Fels bringen, wo sie einander auffraßen. Diese Verminderung hat aber nichts genützt; denn die Fruchtbarkeit dieser Geschöpfe ist großartig; fast bei jedem Schritte

findet man auf der Straße runde Löcher in den Koth gemacht, worin eine kleine Hundefamilie liegt, welche hungernd den Zeitpunkt erwartet, wo sie selbständig wird, um gleich ihren Vorfahren die Gassen Stambuls unangenehm und unsicher zu machen."

Treu, ein in Konstantinopel ansässiger Kaufmann, theilt mir weiteres über diese Hunde mit. „In Straßen, welche von Europäern bewohnt werden, können unsere Hunde unbehelligt gehen; in abgelegeneren Stadttheilen dagegen fallen die Straßenhunde nicht allein über jene, sondern unter Umständen auch über deren Herren her, falls diese nicht ruhig gehen oder die Hunde reizen. Der eingebürgerte Fremde läßt die von Neulingen mehr als billig verachteten Geschöpfe in Frieden, weil er erkennen gelernt hat, daß sie in einer Stadt ohne jegliche Gesundheitspflege, in welcher man allerlei Abfall auf die Straßen, Thierleichen auf beliebige Plätze wirft, geradezu unentbehrlich sind. Auch erhält Jeder, welcher die Pariahunde ebenso menschlich behandelt, wie die Türken es zu thun pflegen, Beweise inniger Dankbarkeit und treuer Anhänglichkeit seitens dieser armen, verkommenen Geschöpfe, so daß er von manchem Vorurtheile zurückkommen muß. Sie ihrerseits bemühen sich förmlich, in ein gutes Verhältnis zu dem Menschen zu treten und sind beglückt, wenn man ihnen entgegen kommt. Scharfe Beobachtungsgabe wird ihnen Niemand absprechen können: sie unterscheiden sehr genau zwischen milden und hartherzigen Leuten, zwischen solchen, welche ihnen wohl- und denen, welche ihnen übelwollen. Die Magd eines meiner Bekannten, welche den Straßenhunden öfters einige Knochen und sonstige Küchenabfälle zuwarf, wurde bei eingetretener Kälte wiederholt durch Anschlagen des Thürklopfers gefoppt, bis sie endlich durch den gegenüberwohnenden Nachbar erfuhr, daß einer der von ihr so oft bedachten vierbeinigen Bettler den Klopfer in Bewegung setze, offenbar in der Absicht, sie an ihn zu erinnern. Sie hatte den Hund beim Oeffnen der Thüre wohl gesehen, sein freundliches Schwanzwedeln nur nicht beachtet. In das Waarenlager eines meiner Freunde kam während der Zeit, in welcher die Behörde einen Theil der Straßenhunde durch vergiftete Speisereste wegzuräumen pflegt, eine trächtige Hündin, welche zu wenig Gift genossen hatte, um zu sterben, aber, von entsetzlichen Schmerzen gepeinigt, sich krümmte und heulte. Mein Freund versprach seinen Bediensteten eine Belohnung, wenn sie der Hündin Milch und Oel einflößen würden. Es gelang dreien von ihnen, die Hündin so fest zu halten, daß man ihr die Flüssigkeiten eingeben konnte; sie erbrach sich und war am anderen Tage außer Gefahr. Nach einiger Zeit warf sie sechs Junge in einem Nebenraume der Niederlage, wies Jedem, welcher sich ihr näherte, ingrimmig die Zähne, nur jenen drei Dienern nicht, gehorchte Befehlen derselben, hütete und bewachte die Niederlage bei Tage und Nacht und verließ die Straße und das Haus nie wieder. In der Derwischstraße in Pera wohnte einige Wochen lang ein Geschäftsreisender, welcher beim Kommen und Gehen einem Straßenhunde Almosen zu spenden pflegte. Bei seiner Abreise folgte der Hund, ungeachtet aller Zurückweisungen, bis zum Einschiffungsplatze, sah wie sein menschlicher Freund die Barke und das Dampfschiff bestieg, schien zu erkennen, daß er ihn für immer verlieren werde, stürzte sich ins Meer und schwamm dem Schiffe zu. Der Kapitän sandte ihm eine Barke entgegen und ließ ihn an Bord bringen. Augenblicklich eilte er auf seinen Wohlthäter zu und gab seiner Freude stürmisch Ausdruck. Der Reisende würdigte diese Gesinnung und nahm das treue Thier mit sich." Solche Beispiele genügen, um zu beweisen, daß auch der verkommenste Hund dem Menschen, von dessen Wohlwollen er sich überzeugt hat, zum anhänglichen, treuen Diener wird.

Am Asow'schen Meere lebt der Hund, nach Schlatters Bericht, unter ähnlichen Verhältnissen wie in Egypten und der Türkei. Er genießt bei den nogaischen Tataren geringere Werthschätzung als die Katze, welche das Recht hat, im Hause zu wohnen, an allem herumzunaschen, aus einer Schüssel mit den Kindern und Erwachsenen zu essen und wohl auch auf einer Matratze mit dem Menschen zu schlafen. Sie wird zu den reinen Thieren gezählt, und der Tatar läßt es ihr, als dem Liebling des großen Propheten Mahammed, an nichts fehlen. Der Hund hingegen darf sich nicht im Hause blicken lassen.

Der nogaische Hund ist von mittlerer Größe, gewöhnlich sehr mager, mit struppigen, langen Haaren von dunkler Farbe. In den Dörfern findet man von ihnen eine übergroße und lästige Anzahl, da kein junger Hund umgebracht wird. Sie erhalten zwar zu Zeiten, wenn ein Stück Vieh geschlachtet wird, oder wenn es Aas gibt, satt zu fressen, müssen dann aber oft wieder lange hungern. Sehr häufig sieht man sie Menschenkoth fressen; sie werden sogar herbeigerufen, um den Boden davon zu säubern. Treibt Hunger den Hund in das Haus hinein, so wird er mit Stockschlägen hinausgetrieben. Nicht nur den Fremden, sondern selbst den Tataren sind diese grimmigen Thiere eine harte Plage, indem alles unterschiedslos angegriffen wird. In fremder Tracht ist es kaum möglich, ohne Begleitung von Tataren durchzukommen, selbst zu Pferde hat man noch Mühe. Am besten ist es, recht langsam zu reiten; der Fußgänger muß jedenfalls langsam gehen und den langen Stock, der ihm unentbehrlich ist, nach hinten halten, weil die Hunde gewöhnlich hinten anpacken, dann aber nur in den Stock beißen; auch thut man wohl, wenn man ihnen etwas Speise zuwirft, womit sie sich beschäftigen, bis man ein Haus erreicht hat. Schlägt man mit dem Stocke drein, so kommen auf das jammernde Geheul des getroffenen Hundes alle Hunde des Dorfes zusammen, und die Sache wird ernster als zuvor. Dasselbe ist der Fall, wenn man schnellen Gang einschlägt, oder wenn man durch Laufen sich zu retten sucht. Es sind mir mehrere Beispiele bekannt, daß Personen niedergeworfen und sehr schwer verwundet wurden. Den Knall des Schießgewehres fürchten diese Hunde am meisten; sie sind daran nicht gewöhnt und werden wie betäubt davon. Hat man nichts derartiges bei sich und will nichts mehr helfen, so ist das beste, wenn man sich noch zur Zeit ruhig niedersetzt. Dies hilft gewöhnlich. Es macht die Hunde stutzen; sich verwundernd stellen sie sich in einen Kreis herum, ohne anzupacken und gehen am Ende auseinander. Zur Bewachung der Herden werden sie nicht benutzt; kommen welche auf die Steppe, so fallen sie die Viehherden, denen sie im Dorfe kein Leid thun, wüthend an, schleppen die Kälber an der Gurgel umher, erwürgen Schafe und fressen ihnen die Fettschwänze ab.

Von den Hunden des südlichen Rußlands erzählt Kohl. „Im Winter", sagt er, „ziehen sich die Hunde scharenweise nach den Städten, stören im weggeworfenen Unrathe und zerren an verrecktem Vieh herum. In einigen Städten, wie Odessa, gehen Wächter umher, die ein beständiges Blutbad unter den herrenlosen Hunden anrichten. Allein es hilft wenig, da man die Hundequellen in den Dörfern und Städten nicht verstopfen kann. Die Hunde sind eine wahre Landplage, sie sind Allen zur Last und fressen selbst den Gärtnern Obst und Trauben weg."

In etwas besseren Verhältnissen leben die Hunde Brasiliens, welche uns neuerdings Hensel in ansprechender Weise geschildert hat. „Sie gehören", sagt er, „im allgemeinen keiner bestimmten Rasse an. Vielfach gekreuzt und ausgeartet, haben sie ihre Triebe und Sinne nach keiner bestimmten Richtung besonders entwickelt, sondern nähern sich mehr dem Urzustande des Hundes, in welchem der Kampf ums Dasein alle Sinne zur Geltung bringt. Und in der That führen diese Hunde einen solchen Kampf; denn der Brasilianer, welcher zu träge ist, für sich selbst die hinreichende Nahrung zu besorgen, hat sich den Grundsatz gebildet, man müsse die Hunde nie füttern, um nicht auf ihren Jagdeifer einen hemmenden Einfluß auszuüben. Schon von Jugend auf sind sie daher an Entbehrungen, aber auch zugleich an Stehlen und Rauben gewöhnt. Meilenweit durchstreifen sie das Feld, von dem Verwesungsgeruche gefallener Thiere gelockt, und machen Aasgeiern und Füchsen die Beute streitig. Daher ist auch die Anhänglichkeit an den Herrn gering und von Treue und Gehorsam wenig zu erkennen. Haben sie ihren Herrn verloren, so suchen sie sich gern einen anderen, und mit etwas Futter mag sie Jeder an sich fesseln. Doch gibt es auch Landstreicher, welche nur so lange einem bestimmten Herrn sich anschließen, als es ihnen behagt, sonst aber den Dienst leicht wechseln. Von eigentlichen verwilderten Hunden habe ich nie etwas gehört.

„Gestalt und Farbe dieser Hunde ist sehr wechselnd, und ein bestimmter Rassencharakter läßt sich nicht entdecken. Wir würden sie mit dem Namen Dorfköter bezeichnen, wenn nicht ihre Größe im allgemeinen dafür zu bedeutend wäre. Offenbar sind sie die durch Hunger und Mangel an

Pflege ausgearteten Nachkommen großer Hunde, welche man einst zum Schutze der Herden und Niederlassungen aus Europa eingeführt hatte. Und diese Aufgabe erfüllen sie auch noch heute. Man kann bei keiner Estancia vorüberreiten, ohne von einem Rudel junger, bissiger Wächter angefallen zu werden, deren manche selbst das Pferd nicht scheuen und sogar den Reiter auf demselben zu fassen suchen. Ihre Hauptaufgabe besteht jedoch darin, das Vieh zusammenzutreiben, was alle Wochen einmal geschieht. Die Leute des Landbesitzers reiten am Morgen mit einer Schar Hunde auf das Weideland hinaus. Ihr eigenthümlicher, lang gezogener Ruf schallt weit über das Grasfeld, und alles Vieh, welches denselben hört, stürzt, von Jugend an daran gewöhnt, nach dem Sammelplatze. Aber in den abgelegenen Theilen der Weide, in kleinen Waldstücken, welche über das ganze Land zerstreut sind, steckt noch manches Stück, welches aus Scheu oder Trägheit dem Rufe des schwarzen Hirten nicht folgte. Hier nun treten die Hunde in Thätigkeit, und indem sie alle Schlupfwinkel durchjagen, treibt ihr wüthendes Bellen selbst die verborgensten Thiere hervor.

„Gelegentlich üben sie auch die Jagd aus, doch nur auf eigene Faust. Jede lebende warmblütige Kreatur, welche in ihren Bereich kommt, wird vernichtet. Ihre Nase ist selten sehr fein, auch halten sie nicht aus auf der Fährte. Neben ganz unbrauchbaren Hunden aber finden sich solche von hervorragenden Eigenschaften, welche dann einen besonderen Werth erhalten. In den Wäldern, wo der Mensch von selbst zur Jagd gedrängt wird und ihr oft den Lebensunterhalt verdankt, hat man nur Hunde mit feinem Geruche und leichtem Körperbau besonders ausgesucht und gezüchtet und dadurch oft vorzügliche Ergebnisse erreicht. Manche Hunde verbellen gern das Wild auf den Bäumen, andere jagen lieber die Bisamschweine und den Tapir. Der Hauptvorzug eines solchen Hundes ist der, daß er auf der Jagd nicht in der Nähe des Herrn bleibt, sondern selbständig den Wald durchsucht, und wenn er sein Wild gestellt hat, sei es über, auf oder unter der Erde, mit Bellen anhält, bis der Jäger kommt, und sollten Stunden darüber vergehen. Die Hunde handeln im Einverständnisse mit dem Jäger, und oft liegt die ganze Meute ermattet unter dem Baume, auf dem die Pardelkatze eine Zuflucht gefunden hat. Lang hängt die Zunge aus dem trockenen Halse, die Stimme ist heiser, und nur einzelne lassen sie noch hören, und sehnsüchtig blicken alle nach der Seite, von welcher sie ihren Herrn erwarten.

„Da tönt ein ferner jauchzender Schrei kaum vernehmbar von den Bergen herüber. Er ist ihnen nicht entgangen, und von neuem stürzen sie mit wüthendem Bellen gegen den umlagerten Baum. Das Jauchzen wiederholt und nähert sich, und jedesmal antwortet einstimmig der ganze Chor, um dem Rufenden den Weg zu zeigen. Endlich hört man das Knacken der Zweige, und der Langersehnte erscheint athemlos, in Schweiß gebadet, mit zerrissenen Kleidern. Die Wuth der Hunde erreicht den höchsten Grad, und bald stürzen sie sich auf den verhaßten Feind, welcher, obgleich schwer verwundet, sein Leben noch theuer verkauft.

„Für den Reisenden sind Hunde unentbehrlich. Wenn die Sonne zum Untergange sich neigt, wird an geeigneter Stelle, d. h. wo sich Holz und Wasser findet, das Nachtlager aufgeschlagen. Die Hunde liegen im Kreise umher, wo möglich bei einem Strauche oder dichten Grasbusche, um sich gegen die Kühle der Nacht oder gegen die Anfälle der Mücken zu schützen, und der Reisende, wenn er seine Reit- und Lastthiere versorgt, d. h. frei auf den Camp getrieben hat, kann sich sorglos dem Schlafe überlassen. Die treuen Wächter halten jede Gefahr fern, welche durch Menschen oder reißende Thiere drohen könnte. Nur gegen Klapperschlangen und Jararacas (die gefährlichsten Giftschlangen Südamerika's) vermag ihre Wachsamkeit nichts, ebensowenig gegen die Diebe, welche des Nachts Pferde und Maulthiere des Reisenden wegtreiben. Wo es also bloß auf das Wachen ankommt, wählt man am besten die gewöhnlichen Camphunde, womöglich die Dickköpfe, welche der Jäger verachtet. Der reisende Thierkundige dagegen bedarf der Hunde als seine besten Lieferanten und zieht deshalb die Jagdhunde vor. Doch müssen sie während des Marsches in waldigen Gegenden stets zu zweien gekoppelt sein, da sie sonst durch jede frische Fährte zur Jagd verleitet werden, sodaß ihrem Herrn oft nichts übrig bleibt, als die Reise zu unterbrechen, um die

Rückkunft der Hunde zu erwarten oder diese aufzugeben. Auf solche Weise geht mancher werthvolle Hund verloren; denn er kann der Fährte des berittenen Herrn später nicht folgen. Daher sind Rehhunde zur Reisebegleitung die schlechtesten. Bei ihrem ungezähmten Jagdeifer muß man sie auch gekoppelt stets im Auge behalten, was zu vielen Unbequemlichkeiten für den Reisenden führt.

„Der innige Verkehr des Reisenden und Jägers mit seinen Hunden, die beständige Aufmerksamkeit, welche beide Theile aufeinander haben, schafft ein Verhältnis gegenseitiger Freundschaft, welches guten Hunden gegenüber nur die unerbittliche Nothwendigkeit trennen kann. Ein nicht geringer Theil meiner Sammlungen ist mit der Erinnerung an diesen oder jenen der Hunde innig verknüpft, und ich kann nicht die lange Reihe der Coatischädel oder die Gerippe der Ozelote durchmustern, ohne mich bei vielen derselben an die Scenen von unbezähmbarer Kampfeswuth der Sieger und verzweifelter Gegenwehr der Besiegten zu erinnern.

„Wunderbar ist die Verschiedenheit in den geistigen Anlagen des Hundes, vielleicht um so größer, je weniger deutlich seine Rasse ist. Unter meinen Hunden waren die beiden größten und stärksten, obgleich an körperlichen Eigenschaften einander vollkommen gleich, doch an geistigen unendlich verschieden. Der eine feig gegen andere Hunde oder im Kampfe mit reißenden Thieren, aber im höchsten Grade schlau, vorsichtig und berechnend, immer nur auf seinen Vortheil bedacht, ein vollendeter Egoist, der andere tapfer, muthig bis zur Tollkühnheit, dabei treu und bieder, seinem Herrn mit Liebe zugethan, ein wahrer Held ohne Furcht und Tadel. Ich könnte unzählige Züge von der Schlauheit des einen und der Tapferkeit des anderen erzählen. Beide wären im Stande gewesen, ein selbständiges Leben zu führen und sich den Unterhalt auf eigene Faust zu erwerben: allein wie verschieden wären ihre Wege im Kampfe ums Dasein gewesen. Der eine hätte den Camp meilenweit abgespürt und sich von den Leichen des gefallenen Viehes in Vorsicht und Sicherheit genährt, der andere würde Kälber und Füllen niedergerissen und wahrscheinlich bald von den Hunden des Hirten seinen Tod gefunden haben.

„Oft schon hatte es mein Staunen erregt, wie schnell sich eine für die Hunde wichtige Nachricht unter denselben verbreitet. Der verwesende Leichnam eines Viehes nur von einem einzigen und in abgelegener Gegend entdeckt, wird bald von vielen besucht werden. Bei dem Futterneide des Hundes ist an absichtliche Mittheilung der Nachricht nicht zu denken. Ich hatte längere Zeit in einem Wirtshause des Urwaldes gewohnt. Rings um das Gehöft auf der abgeholzten kleinen Hochebene befanden sich viele Hecken, in denen das zahlreiche Vieh der Ansiedler weidete. Eines Tages saß ich in der Gaststube des Hauses mit meinen Hunden und einer ziemlichen Anzahl Menschen. Da öffnete sich die Hinterthüre des Zimmers, und leise schob sich Vagabond, der schlechteste unter meinen Hunden, herein. Mit dem gleichgültigsten und dümmsten Gesichte von der Welt spähte er nach einem guten Platze, aber heimlich fuhr er noch einmal mit der Zungenspitze über die Oberlippe. In der ganzen Gesellschaft hatten nur zwei dies bemerkt: ich und der Schlaue. Langsam erhob sich dieser und schritt auf den Hereinkommenden zu, obgleich beide sonst nicht in Freundschaft lebten. Dieser merkte sogleich die Absicht. Wie ein ertappter Verbrecher setzte er sich und ließ Kopf und Ohren herabhängen. Der andere trat an ihn heran, beroch ihm das Maul von einem Winkel zum anderen, senkte sogleich die Nase zur Erde und verließ vorsichtig, aber eilig das Zimmer durch die Hinterthüre. Ich eilte ihm nach, voll Neugierde, wie sich die Begebenheit weiter entwickeln werde, und sah nur noch, wie der Hund, die Nase auf der Erde, in den Hecken verschwand. Als ich ihm folgte und kaum dreihundert Schritte zurückgelegt hatte, hörte ich schon das Krachen der Knochen in den Hecken: der Schlaue labte sich an dem Aase eines Kalbes.

„Eine ganz ähnliche Scene erlebte ich unter anderen Verhältnissen. Es war auf einer Reise durch die Hochlande von Rio grande do Sul. Nur drei Hunde, die beiden schon erwähnten, der Schlaue und der Biedere, nebst der Hühnerhündin waren meine Begleiter. Schon seit längerer

Zeit war Noth an Lebensmitteln gewesen; Menschen und Thiere waren erschöpft, namentlich die Hunde zeigten einen hohen Grad von Magerkeit. Wir hatten zur Nacht wie gewöhnlich in einem Wäldchen gelagert und waren am Morgen mit dem Einfangen und Bepacken der Maulthiere beschäftigt, als mehrere hundert Schritte von uns zwei Hunde über den Camp kamen und offenbar nach dem Wäldchen strebten, hinter dem, wie sich später herausstellte, ein Haus lag. Ich hetzte meine Hunde auf die fremden und alle drei eilten sogleich fort. Als sie auf die Fährte der fremden Hunde kamen, nahmen zwei von ihnen, der Biedere und die Hündin, sogleich die Fährte auf und folgten derselben, laut heulend. Der Schlaue jedoch machte Kehrt, folgte der Fährte in entgegengesetzter Richtung und verschwand bald hinter den Hügeln des Campes. Nach etwa einer Stunde waren wir fertig zur Weiterreise, saßen bereits schon im Sattel und sahen uns nach den Hunden um — der Schlaue fehlte noch. Vergebens wurde noch ein wenig gewartet: er kam nicht. Endlich mußte die Reise angetreten werden, auf die Gefahr hin, den Hund zu verlieren. Da erschien er, aber in welcher Verfassung. Sein Bauch hatte wenigstens den dreifachen Umfang angenommen und enthielt für mehrere Tage hin reichlich Futter. Offenbar hatten die beiden fremden Hunde an einem Aase das Frühstück genossen, und ihre Fährte war mit dem Geruche desselben behaftet worden; aber nur einer unter meinen drei Hunden war so schlau, von seiner erworbenen Kenntnis einen nützlichen Gebrauch zu machen."

Die Beschreibung des Wesens und Lebens der Haushunde mag die unübertreffliche Kennzeichnung des Thieres eröffnen, welche der Altvater der Thierkunde, Linné, in seiner eigenthümlich kurzen und schlagenden Weise gegeben hat. Ich bin bemüht gewesen, dieselbe so treu als möglich im Deutschen wiederzugeben, obgleich dies keine leichte Sache ist. Manche Stellen lassen sich gar nicht übersetzen; das übrige lautet etwa also: „Frißt Fleisch, Aas, mehlige Pflanzenstoffe, kein Kraut, verdaut Knochen, erbricht sich nach Gras; lost auf einen Stein: Griechisch Weiß, äußerst beizend. Trinkt leckend; wässert seitlich, in guter Gesellschaft oft hundertmal, beriecht des nächsten After; Nase feucht, wittert vorzüglich; läuft der Quere, geht auf den Zehen; schwitzt sehr wenig, in der Hitze läßt er die Zunge hängen; vor dem Schlafengehen umkreist er die Lagerstätte; hört im Schlafe ziemlich scharf, träumt. Die Hündin ist grausam gegen eifersüchtige Freier; in der Laufzeit treibt sie es mit vielen; sie beißt dieselben; in der Begattung innig verbunden; trägt neun Wochen, wölft vier bis acht, die Männchen dem Vater, die Weibchen der Mutter ähnlich. Treu über alles; Hausgenosse des Menschen; wedelt beim Nahen des Herrn, läßt ihn nicht schlagen; geht jener, läuft er voraus, am Kreuzweg sieht er sich um; gelehrig, erforscht er Verlorenes, macht nachts die Runde, meldet Nahende, wacht bei Gütern, wehrt das Vieh von den Feldern ab, hält Renthiere zusammen, bewacht Rinder und Schafe vor wilden Thieren, hält Löwen im Schach, treibt das Wild auf, stellt Enten, schleicht im Sprunge an das Netz, bringt das vom Jäger Erlegte, ohne zu naschen, zieht in Frankreich den Bratspieß, in Sibirien den Wagen. Bettelt bei Tische; hat er gestohlen, kneift er ängstlich den Schwanz ein; frißt gierig. Zu Hause Herr unter den Seinigen; Feind der Bettler, greift ungereizt Unbekannte an. Mit Lecken heilt er Wunden, Gicht und Krebs. Heult zur Musik, beißt in einen vorgeworfenen Stein; bei nahem Gewitter unwohl und übelriechend. Hat seine Noth mit dem Bandwurm; Verbreitung der Tollwuth. Wird zuletzt blind und benagt sich selbst. Der amerikanische vergißt das Bellen. Die Mahammedaner verabscheuen ihn; Opfer der Zergliederer für Blutumlauf ꝛc.".

Wir haben diese Beschreibung bloß weiter auszuführen. Alle Haushunde kommen in der Lebensweise und in ihrem Betragen so ziemlich überein, solange nicht die Beeinflussung, welche sie von den Sitten und Gewohnheiten des Menschen nothwendig mit erdulden müssen, ihnen eine andere Lebensart vorschreibt.

Die Hunde sind ebensowohl Tag- als Nachtthiere und für beide Zeiten gleich günstig ausgerüstet, auch ebensowohl bei Tage wie bei Nacht munter und lebendig. Sie jagen, wenn sie es dürfen, bei hellem Tage wie bei Nacht und vereinigen sich dazu gern in größeren Gesellschaften.

Geselligkeit ist überhaupt ein Grundzug ihres Wesens und hat auf ihre Sitten den entschiedensten Einfluß. Sie fressen alles, was der Mensch ißt, thierische Nahrung ebensowohl wie pflanzliche, und beide im rohen Zustande nicht minder gern als zubereitet. Vor allem aber lieben sie Fleisch, und zwar etwas fauliges mehr noch als das frische. Wenn sie es haben können, verzehren sie Aas mit wahrer Leidenschaft, und selbst die wohlerzogensten und bestgehaltenen Hunde verschlingen gierig die Auswurfsstoffe des menschlichen Leibes. Einzelne Arten ziehen Fleisch aller übrigen Nahrung vor, andere achten es weniger hoch. Von gekochten Speisen sind ihnen mehlige, besonders süße, die willkommensten, und auch wenn sie Früchte fressen, ziehen sie zuckerhaltige den säuerlichen vor. Knochen, gute Fleischbrühe, Brod, Gemüse und Milch sind die eigensten Nahrungsstoffe eines Hundes, Fett und zuviel Salz dagegen ihm schädlich. Auch mit Brod allein kann man ihn füttern und gesund erhalten, wenn man ihm nur immer seine Nahrung zu bestimmten Zeiten reicht. Keine Speise darf ihm heiß gegeben werden; sie muß immer lau sein und ihm nur aus Geschirren gereicht werden, welche man beständig rein hält. Wenn ein alter Hund sich täglich einmal recht satt fressen kann, hat er vollkommen genug Nahrung erhalten; besser jedoch ist es, wenn man ihn zweimal füttert: gibt man ihm abends so viel, daß er genügend gesättigt ist, so hütet er eifriger und sicherer den ihm anvertrauten Posten als ein hungeriger, welcher leicht bestochen werden kann. Wasser trinken die Hunde viel und oft und zwar es mit der Zunge schöpfend, indem sie dieselbe löffelförmig krümmen und die Spitze etwas nach vorn biegen; Wasser ist auch zur Erhaltung ihrer Gesundheit unbedingt nothwendig.

In gewissen Gegenden haben die Hunde natürlich ihre eigene Nahrung. So fressen sie, wie bemerkt, auf Kamtschatka und auch im größten Theile Norwegens bloß Fische, hingegen gewöhnen sie sich da, wo viel Trauben gezogen werden, leicht an solche Kost und thun dann großen Schaden. Bei Bordeaux haben, wie Lenz angibt, die Winzer das Recht, jeden Hund, welcher sich ohne Maulkorb in den Weinbergen sehen läßt, auf eine beliebige Art vom Leben zum Tode zu bringen. Man sieht daher dort viele Hundegalgen, an denen die Verbrecher aufgehängt werden. Auch in den ungarischen Weinbergen sollen die Haushunde erheblichen Schaden anrichten, weil dort die Trauben fast ganz bis auf die Erde herabhängen.

Wenn die Hunde überflüssige Nahrung besitzen, verscharren sie dieselbe, indem sie ein Loch in den Boden graben und dieses mit Erde zudecken. Bei Gelegenheit kehren sie zurück und graben sich den verborgenen Schatz wieder aus; aber es kommt auch vor, daß sie derartige Orte vergessen. Um Knochensplitter aus dem Magen zu entfernen, fressen sie Gras, namentlich solches von Quecken; als Abführmittel gebrauchen sie Stachelkräuter.

Der Hund kann vortrefflich laufen und schwimmen, ja auch bis zu einem gewissen Grade klettern, aber nicht leicht, ohne Schwindel zu bekommen, an steilen Abgründen hingehen. Sein Gang geschieht in einer eigenthümlichen schiefen Richtung. Bei eiligem Laufe ist er im Stande, große Sprünge zu machen, nicht aber auch fähig, jähe Wendungen, Kreuz- und Querbewegungen auszuführen. Das Schwimmen verstehen alle Hunde von Hause aus, einige Arten jedoch weit besser als andere. Einige lieben das Wasser außerordentlich; verwöhnte Hunde scheuen es in hohem Grade. Das Klettern habe ich von den Hunden hauptsächlich in Afrika beobachtet. Hier erklimmen sie mit großer Gewandtheit Mauern oder die wenig geneigten Hausdächer und laufen wie Katzen mit unfehlbarer Sicherheit auf den schmalsten Absätzen hin. In der Ruhe sitzt der Hund entweder auf den Hinterbeinen oder legt sich auf die Seite oder den Bauch, indem er die Hinterfüße auswärts, die Vorderfüße vorwärts und zwischen dieselben seinen Kopf legt; selten streckt er die Hinterbeine dabei auch nach rückwärts aus. Große, schwere Hunde legen sich im Sommer gern in den Schatten und zuweilen auf den Rücken. Bei Kühle ziehen sie die Füße an sich und stecken die Schnauze zwischen die Hinterbeine. Die Wärme lieben alle, ebenso eine weiche Unterlage; dagegen vertragen nur wenige eine Decke, welche sie birgt, und die Nase mindestens muß stets unter einer solchen hervorschauen. Ehe sich der Hund niederlegt, geht er einige Male im Kreise umher und

scharrt sein Lager auf, oder versucht dies wenigstens zu thun. Das Scharren macht ihm Vergnügen; er kratzt oft mit Vorder- oder Hinterbeinen gleichsam zu seiner Unterhaltung.

Alle Hunde schlafen gern und viel, aber in Absätzen, und ihr Schlaf ist sehr leise und unruhig, häufig auch von Träumen begleitet, welche sie durch Wedeln mit dem Schwanze, durch Zuckungen, Knurren und leises Bellen kundgeben. Reinlichkeit lieben sie über alles: der Ort, wo sie gehalten werden und namentlich, wo sie schlafen sollen, muß immer sauber sein. Ihren Unrath setzen sie gern auf kahlen Plätzen, besonders auf Steinen ab und decken ihn zuweilen mit Mist oder Erde zu, welche sie mit den Hinterfüßen nach rückwärts werfen. Selten gehen die männlichen Hunde an einem Haufen, Steine, Pfahle oder Strauche vorüber, ohne sich hierbei ihres Harns zu entledigen, und zwar thun sie dies, nach Linné'scher Angabe, wenn sie über neun Monate alt geworden sind. Dagegen schwitzen sie selbst beim stärksten und anhaltendsten Laufe wenig am Körper; ihr Schweiß sondert sich auf der Zunge ab, welche sie, wenn sie erhitzt sind, keuchend aus dem Munde strecken.

Die Sinne des Hundes sind scharf, aber bei den verschiedenen Arten nicht gleichmäßig ausgebildet. Geruch, Gehör und Gesicht scheinen obenanzustehen, und zwar zeichnen sich die einen durch feineres Gehör, die anderen durch besseren Geruch vor den übrigen aus. Auch der Geschmack ist ihnen nicht abzusprechen, obwohl derselbe in eigenthümlicher Weise sich äußert. Alle Reizungen, welche ihre Sinneswerkzeuge zu sehr anregen, sind ihnen verhaßt. Am wenigsten empfänglich zeigen sie sich gegen das Licht, sehr empfindlich aber gegen laute und gellende Töne oder scharfe Gerüche. Glockengeläute und Musik bewegt sie zum Heulen; kölnisches Wasser, Salmiakgeist, Aether und dergleichen ruft wahres Entsetzen bei ihnen hervor, wenn man solche Dinge ihnen unter die Nase hält. Der Geruch ist bei manchen in außerordentlicher Weise entwickelt und erreicht eine Höhe, welche wir geradezu nicht begreifen können. Wie wichtig der Geruchsinn für das Leben der Hunde ist, geht schlagend aus Untersuchungen hervor, welche Biffi und nach ihm Schiff anstellten. Sie zerschnitten säugenden Hunden den Riechnerven (Tractus olfactorius) und den Riechkolben (Bulbus olfactorius). Nachdem dies geschehen war, krochen die Hündchen scheinbar gesund im Lager umher; aber sie konnten die Zitzen der Mutter nicht mehr finden, und es blieb nichts anderes übrig, als sie mittels einer Spritze zu ernähren. Sie machten Saugversuche an einem erwärmten Schafspelze, und merkten die Nähe der Mutter gewöhnlich erst durch Berührung. Als sie zu laufen begannen, verirrten sie sich oft und fanden das Lager nicht wieder. Fleisch und Brod in der Milch ließen sie liegen, zogen später das Fleisch dem Brode nicht vor, nahmen das Futter nur durch das Gesicht wahr und ließen sich deshalb leicht und in der allersonderbarsten Weise täuschen. Feuchtigkeit und Wärme eines Gegenstandes leitete sie dabei oft gänzlich falsch. Sie ließen trockenes Fleisch liegen, leckten aber den eigenen Harn und den eigenen Koth auf. Schwefelige Säure und andere starke Gerüche beachteten sie gar nicht; Ammoniak und Aether bewirkten nach längerer Zeit, aber erst viel später als bei anderen Hunden, Niesen. Als sie größer wurden, zeigten sie nicht die geringste Anhänglichkeit an den Menschen.

Ueber das geistige Wesen der Hunde lassen sich Bücher schreiben; es dürfte also sehr schwer sein, dasselbe mit kurzen Worten zu schildern. Die mir am meisten zusagende Beschreibung der Hundeseele hat Scheitlin gegeben. „So groß die leibliche Verschiedenheit der Hunde ist", sagt er, „die geistige ist noch viel größer; denn die einen Hundearten sind völlig ungelehrig, die anderen lernen alles mögliche augenblicklich. Die einen kann man nicht, die anderen schnell ganz zähmen, und was die einen hassen, das lieben andere. Der Pudel geht von selbst ins Wasser, der Spitz will immer zu Hause bleiben. Die Dogge läßt sich auf den Mann, der Pudel nicht hierzu abrichten. Nur der Jagdhund hat eine solche feine Spürnase; nur der Bärenhund beißt den Bären zwischen die Hinterbeine; nur der lange Dachshund, dem in der Mitte ein paar Beine zu mangeln scheinen, ist so niedrig gebaut und so krummbeinig, um in Dachslöcher hineinkriechen zu können, und thut dies mit derselben Wollust, mit welcher der Fleischerhund in Bogen läuft und hinter den Kälbern und Rindern herhetzt.

„Der Hund von Neufundland ist es, welcher den Wolf nicht fürchtet, daher vortrefflich zur Herdenbewachung dient und meisterhaft gräbt, schwimmt, taucht und Menschen herausholt. Auch der Fleischerhund mißt sich mit dem Wolfe, ist ein guter Herdenwächter, jagt auf wilde Schweine und jedes andere große Thier, ist verständig und dem Herrn treu zugethan, geht aber nicht ins Wasser, wenn er nicht muß. Man benutzt und misbraucht ihn zur Hetze, wodurch er ganz nach psychologischer Ordnung immer schärfer und besonders gegen Kälber, welche, weil sie nicht ausschlagen, von ihm nicht gefürchtet werden, eine wahre Bestie wird. Sein Blutdurst ist äußerst widrig, und seine Wuth, zu beißen, Blut zu trinken, Thierüberreste herumzuzerren und zu fressen, gehört zu seinen schlechtesten Eigenschaften. Dem Windhunde wird beinahe aller Verstand, Erziehungsfähigkeit und Treue an seinem Herrn ab-, dafür kindische Neigung, von Unbekannten sich schmeicheln zu lassen, zugesprochen; doch kann man ihn zur Jagd auf Hasen rc. abrichten. Die Wachtelhunde deuten mit ihrem Namen auf das, wozu sie von Natur taugen. Denn der Hund und jedes andere Thier muß durch irgend etwas von sich aus kund thun, wozu es Lust hat, ehe man es abrichten will. Zum bloßen Vergnügen, sich im Arme sanft tragen zu lassen, mit der Dame auf dem Sopha zu schlafen, am warmen Busen zu liegen, Ungünstlinge anzuknurren, in der Stube zu bleiben, mit der Dame aus einem Glase zu trinken, von einem Teller zu speisen und sich küssen zu lassen, dazu wird das Bologneser- und Löwenhündchen gehalten. Am Jagdhunde wird ein scharfer Geruch und viel Verstand und die größte Gelehrigkeit nebst treuer Anhänglichkeit an seinen Herrn gelobt. Ebenso verständig und ein guter Wächter ist der Haus- oder der Hirtenhund. Der Spitz oder Pommer soll klüger, gelehriger, lebhafter und geschickter Art sein und gern beißen, als Haushund wachsam und in einzelnen Abarten tückisch und falsch sein. Dem Menschen ergeben, aber ohne seinen Herrn zu kennen, Schläge nicht fürchtend, unersättlich und doch mit Geschicklichkeit lange zu hungern fähig, gehört zur Kennzeichnung des Nordhundes. Der Doggen Art ist Treue bei wenig Verstand; sie sind gute Wächter, wilde, muthige Gegner auf wilde Schweine, Löwen, Tiger und Panther; sie achten auch ihr eigenes Leben fast für nichts, merken auf jeden Wink des Auges und der Hand, wie vielmehr auf das Wort ihres Herrn, lassen auf den Mann sich abrichten, nehmen es mit drei, vier Mann auf, berücksichtigen Schüsse, Stiche und zerrissene Glieder nicht und balgen sich mit ihresgleichen greulich herum. Sie sind sehr stark, reißen den stärksten Menschen zu Boden, erdrosseln ihn, bannen ihn, auf ihm herumspringend, auf eine Stelle, bis er erlöst wird, und halten rasende Wildschweine am Ohre unbeweglich fest. Leitsam sind sie im höchsten Grade. Sie haben ein wenig mehr Verstand, als man meint. Am tiefsten unter den Hunden steht unleugbar der Mops. Er ist durch geistige Versinkung entstanden und kann sich begreiflich durch sich selbst nicht heben. Er erfaßt den Menschen nicht und der Mensch ihn nicht.

„Der Hundeleib ist für die Zeichnung und Ausstopfung schon zu geistig. Seine Seele ist unleugbar so vollkommen, wie die eines Säugethieres sein kann. Von keinem Thiere können wir so oft sagen, daß ihm vom Menschen nichts mehr als die Sprache mangelt, von keinem Säugethiere haben wir so viele Darstellungen aller Abänderungen, von keinem so eine außerordentliche Menge von Erzählungen, welche uns seinen Verstand, sein Gedächtnis, seine Erinnerungskraft, sein Schließungsvermögen, seine Einbildungskraft oder sogar sittliche Eigenschaften, als da sind: Treue, Anhänglichkeit, Dankbarkeit, Wachsamkeit, Liebe zum Herrn, Geduld im Umgange mit Menschenkindern, Wuth und Todeshaß gegen die Feinde seines Herrn rc., kundthun sollen, weswegen kein Thier so oft als er dem Menschen als Muster vorgestellt wird. Wie viel wird uns von seiner Fähigkeit, zu lernen, erzählt! Er tanzt, er trommelt, er geht auf dem Seile, er steht Wache, er erstürmt und vertheidigt Festungen, er schießt Pistolen los; er dreht den Bratspieß, zieht den Wagen; er kennt die Noten, die Zahlen, Karten, Buchstaben; er holt dem Menschen die Mütze vom Kopfe, bringt Pantoffeln und versucht Stiefel und Schuhe wie ein Knecht auszuziehen; er versteht die Augen- und Mienensprache und noch gar vieles andere.

„Gerade seine Verderbtheit, gerade seine List, sein Neid, Zorn, Haß, Geiz, seine Falschheit, Zanksucht, Geschicklichkeit, sein Leichtsinn, seine Neigung zum Stehlen, seine Fähigkeit, aller Welt freundlich zu sein ꝛc. bringen ihm den gewöhnlichen Menschen nahe. Würmer, Käfer und Fische lobt und tadelt man nicht, aber den Hund! Man denkt, es lohne sich der Mühe, ihn zu strafen und zu belohnen. Man gebraucht in Urtheilen über ihn gerade die Ausdrücke, welche man von dem Menschen braucht. Man macht ihn wegen seiner geistigen und sittlichen Vorzüge zum Reise- und Hausgenossen, zum Lebensgefährten und lieben Freunde; man lohnt ihm seine Liebe und Anhänglichkeit durch Anhänglichkeit und Liebe; man macht ihn zum Tischgenossen, man räumt ihm wohl gar eine Stelle im Bette ein; man kost ihn, pflegt ihn sorgfältig, gibt ihn an den Arzt, wenn er leidend ist, trauert mit ihm, um ihn und weint, wenn er gestorben; man setzt ihm ein Denkmal.

„Nicht ein einziger Hund ist dem anderen weder körperlich noch geistig gleich. Jeder hat eigene Arten und Unarten. Oft sind sie die ärgsten Gegensätze, so daß die Hundebesitzer an ihren Hunden einen unersetzlichen Stoff zu gesellschaftlichen Gesprächen haben. Jeder hat einen noch gescheiteren! Doch erzählt etwa einer von seinem Hunde hundsdumme Streiche, dann ist jeder Hund ein großer Stoff zu einer Charakteristik, und wenn er ein merkwürdiges Schicksal erlebt, zu einer Lebensbeschreibung. Selbst in seinem Sterben kommen Eigenheiten vor.

„Nur wer kein Auge hat, sieht die ihm ursprünglichen und entstandenen Eigenschaften nicht. Und welche Verschiedenheit einer und derselben Hundeart! Jeder Pudel z. B. hat Eigenheiten, Sonderbarkeiten, Unerklärbarkeiten; er ist schon viel ohne Anleitung. Er lehrt sich selbst, ahmt dem Menschen nach, drängt sich zum Lernen, liebt das Spiel, hat Launen, setzt sich etwas in den Kopf, will nichts lernen, thut dumm, empfindet lange Weile, will thätig sein, ist neugierig ꝛc. Einige können nicht hassen, andere nicht lieben; einige können verzeihen, andere nie. Sie können einander in Gefahren und zu Verrichtungen beistehen, zu Hülfe eilen, Mitleid fühlen, lachen und weinen oder Thränen vergießen, zur Freude jauchzen, aus Liebe zum verlorenen Herrn trauern, verhungern, alle Wunden für ihn verachten, den Menschen ihresgleichen weit vorziehen, und alle Begierden vor den Augen ihres Herrn in dem Zügel halten oder schweigen. Der Pudel kann sich schämen, kennt Raum und Zeit vortrefflich, kennt die Stimme, den Ton der Glocke, den Schritt seines Herrn, die Art, wie er klingelt, kurz er ist ein halber, ein Zweidrittelmensch. Er benutzt ja seinen Körper so gescheit wie der Mensch den seinigen und wendet seinen Verstand für seine Zwecke vollkommen an; doch mangelt ihm das letzte Dritttheil.

„Wir müssen wesentlich verschiedene Geister, welche nicht in einander verwandelt werden können, unter den Hunden annehmen. Der Geist des Spitzes ist nicht der des Pudels; der Mops denkt und will anders als der Dachshund. Der Mops ist dumm, langsam, phlegmatisch, der Metzgerhund melancholisch, bittergallig, blutdurstig, der Spitz heftig, jähzornig, engherzig, bis in den Tod gehässig, der Pudel immer lustig, immer munter, alle Zeit durch der angenehmste Gesellschafter, aller Welt Freund, treu und untreu, dem Genusse ergeben, wie ein Kind nachahmend, zu Scherz und Possen stets aufgelegt, der Welt und Allen ohne Ausnahme angehörig, während der Spitz nur seinem Hause, der Metzgerhund nur dem Thiere, der Dachshund nur der Erdhöhle, der Windhund nur dem Laufe, die Dogge nur dem Herrn, der Hühnerhund nur dem Feldhuhn angehört. Bloß der Pudel befreundet sich mit allen Dingen, mit der Katze, dem Gegensatze, mit dem Pferde, dem Gefährten, mit dem Menschen, dem Herrn, mit dem Hause, es bewachend, mit dem Wasser, aus dessen Tiefe er gern Steine holt, mit dem Vogel des Himmels, zu welchem er hoch hinaufspringt, ihn zu fangen, mit der Kutsche und dem Wagen, indem er unter ihnen herläuft. Doggen vertreten Wächter, Soldaten, Mörder, bannen und erdrosseln Menschen. Die Windspiele und Jagdhunde vertreten die Jäger mit angeborenen Jägerbegabungen. Wie leicht sind sie an das Horn zu gewöhnen, wie achtsam sind sie auf den Schuß und jedes Jagdzeichen! Wie verstehen sie so genau alle Stimmen und Bewegungen des Wildes; wie geschickt ist der Hühnerhund, zu lernen,

wie er das gefundene Thier anzeigen, festbannen, welches Bein er erheben oder vorstrecken muß, je nachdem er dieses oder jenes erblickt. Zwar lehrt ihm schon viel die Natur, und er muß gar nicht alles vom Menschen lernen, er lehrt sich manches selbst. Aber der Pudel lehrt sich selbst noch weit mehr, an ihm ist alles Seele, er macht nichts Dummes, oder nur, wenn er selbst es will. In allen Hundearten ist mehr Trieb, in ihm mehr Verstand. Wie rast der Jagdhund der Jagd zu, wie tobt er keuchend athemlos dem Wilde nach! Wie wüthet die Dogge auf den Feind los! Wie niederträchtig umrennt der Metzgerhund mit lechzender, herabhängender Zunge und falschem Auge im Halbkreise die vor ihm angstvoll trippelnden Kälber! Wie roh fällt er sie an, wenn sie auf die Seite sich verirren, wie gleichgültig ist er gegen ihren Schmerz, ja er scheint ihm noch zu gefallen! Wie stürzt der Hühnerhund auf die erlegten Vögel, hingerissen von der Wuth, sie zu erdrosseln! Nichts von allem diesem Unedlen, Unwürdigen, Schimpflichen am Pudel, wenn er nicht verzogen wurde, wenn man ihn, sei es auch nur naturgemäß, seinem eigenen Genius überlassen hat. Der Pudel ist von Natur gut, jeder schlechte ist durch Menschen schlecht gemacht worden."

Was ließe sich über den Verstand des Hundes nicht alles noch sagen! Fürwahr, man darf es Zoroaster nicht verdenken, wenn er in diesem Thiere den Begriff alles thierisch Edlen und Vollkommenen vereinigt sieht. Müssen wir doch alle am Hunde unseren treuesten Freund, unseren liebsten Gesellschafter aus dem ganzen Thierreiche erblicken; sind wir doch im Stande, uns mit ihm förmlich zu unterhalten.

„Ich habe Hunde gekannt", sagt Lenz, „welche fast jedes Wort ihres Herrn zu verstehen schienen, auf seinen Befehl die Thür öffneten und verschlossen, den Stuhl, den Tisch oder die Bank herbeibrachten, ihm den Hut abnahmen oder holten, ein verstecktes Schnupftuch und dergleichen aufsuchten und brachten, den Hut eines ihnen bezeichneten Fremden unter anderen Hüten durch den Geruch hervorsuchten &c. Ueberhaupt ist es eine Lust, einen klugen Hund zu beobachten, wie er die Ohren und Augen wendet, wenn er den Befehl seines Herrn erwartet, wie entzückt er ist, wenn er ihm folgen darf, und wie jämmerlich dagegen sein Gesicht, wenn er zu Hause bleiben muß; wie er ferner, wenn er voraus gelaufen und an einen Scheideweg gekommen, sich umsieht, um zu erfahren, ob er links oder rechts gehen müsse; wie glückselig er ist, wenn er einen recht klugen, wie beschämt, wenn er einen dummen Streich gemacht hat; wie er, wenn er ein Unheil angestellt hat und nicht gewiß weiß, ob sein Herr es merkt, sich hinlegt, gähnt, den Halbschlafenden und Gleichgültigen spielt, um jeden Verdacht von sich abzuwälzen, dabei aber doch von Zeit zu Zeit einen ängstlichen, ihn verrathenden Blick auf seinen Herrn wirft; wie er ferner jeden Hausfreund bald kennen lernt, unter den Fremden Vornehm und Gering leicht unterscheidet, vorzüglich einen Ingrimm gegen Bettler hegt &c. Hübsch sieht sichs auch mit an, wenn ein Hund seinem Herrn zu Gefallen Trüffeln sucht, für die er doch von Natur eigentlich gar keine Liebhaberei hat; wie ein anderer seinem Herrn den Schubkarren ziehen hilft und sich umsomehr anstrengt, jemehr er sieht, daß sein Herr es thut."

Aus diesem allen geht hervor, daß die Hundearten unter einander in eben demselben Grade geistig verschieden sind, wie sie leiblich von einander abweichen. Unerschütterliche Treue und Anhänglichkeit an den Herrn, unbedingte Folgsamkeit und Ergebenheit, strenge Wachsamkeit, Sanftmuth, Milde im Umgang, dienstfertiges und freundliches Betragen: dies sind die hervorragendsten Züge ihres geistigen Wesens. Kein einziger Hund vereinigt sie alle in gleich hoher Ausbildung: der eine Zug tritt mehr zurück, der andere mehr hervor. Mehr, als man annimmt, thut dabei die Erziehung. Nur gute Menschen können Hunde gut erziehen, nur Männer sind fähig, sie zu etwas Vernünftigem und Verständigem abzurichten. Frauen sind keine Erzieher, und Schoßhunde deshalb auch stets verzogene, verzärtelte, launenhafte und nicht selten heimtückische Geschöpfe. Der Hund ist ein treues Spiegelbild seines Herrn: je freundlicher, liebreicher, aufmerksamer man ihn behandelt, je besser, reinlicher man ihn hält, jemehr und je verständiger man sich mit ihm beschäftigt, um so verständiger und ausgezeichneter wird er, und genau das Gegen-

theil geschieht, wenn umgekehrt seine Behandlung eine schlechte war. Der Bauernhund ist ein roher, plumper, aber ehrlicher Gesell, der Schäferhund ein verständiger Hirt, der Jagdhund ein vortrefflicher Jäger, welcher die Kunst der Jagd selbst auf eigene Faust betreibt, der Hund eines vornehmen Nichtsthuers ein üppiger Faullenzer und eigentlich weit ungezogener als der rohe, ungebildete des Bauern. Jeder Hund nimmt den Ton des Hauses an, in welchem er lebt, ist verständig, wenn er bei vernünftigen Leuten wohnt, wird zum hochmüthigen Narren, wenn sein Herr durch Stolz die Hohlheit seines Kopfes ausfüllen muß, beträgt sich freundlich gegen Jedermann, wenn es in seinem Hause gesellig hergeht, oder ist ein grämlicher Einsiedler, wenn er bei einem alten Junggesellen, bei einer älteren Jungfrau wohnt, welche wenig Zuspruch hat. Unter allen Umständen fügt er sich in die verschiedenartigsten Verhältnisse, und immer gibt er sich dem Menschen mit ganzer Seele hin. Diese hohe Tugend wird leider gewöhnlich nicht erkannt, und deshalb gilt heute noch das Wort „hündisch" für entehrend, während es eigentlich gerade das Gegentheil bedeutet. Die Allseitigkeit der Befähigung erhebt den Hund auf die höchste Stufe, die Treue zum Menschen macht ihn zu dessen unentbehrlichstem Genossen. Er gehört ganz und gar seinem Herrn an und opfert ihm zu Liebe sich selbst auf. In seinem Gehorsam, mit welchem er alle Befehle seines Gebieters ausführt, in der Bereitwilligkeit, mit welcher er sich den schwersten Arbeiten unterzieht, sich in Lebensgefahr begibt, kurz, in dem beständigen Bestreben, dem Herrn unter allen Umständen zu nützen und zu dienen: darin liegt sein Ruhm, seine Größe. Wenn man ihn Speichellecker und Schwanzwedler schimpft, vergesse man nicht, daß der Hund sich dieser Kriecherei und Erniedrigung nur seinem Herrn und Wohlthäter gegenüber schuldig macht; gegen diesen wedelnd und kriechend, weist er sofort dem eintretenden Fremden die Zähne und ist sich jeden Augenblick seiner Stellung bewußt.

Manche eigenthümliche Sitten sind fast allen Arten gemein. So heulen und bellen sie den Mond an, ohne daß man dafür eigentlich einen Grund auffinden könnte. Sie rennen allem, was schnell an ihnen vorübereilt, nach, seien es Menschen, Thiere, rollende Wagen, Kugeln, Steine oder dergleichen, suchen es zu ergreifen und festzuhalten, selbst wenn sie recht wohl wissen, daß es ein durchaus unnützbarer Gegenstand für sie ist. Sie sind gegen gewisse Thiere im höchsten Grade feindlich gesinnt, ohne daß dazu ein sicherer Grund vorhanden wäre. So hassen alle Hunde die Katzen und den Igel; sie machen bei letzterem sich förmlich ein Vergnügen daraus, sich selbst zu quälen, indem sie wüthend in das Stachelkleid beißen, obgleich sie wissen, daß dies erfolglos ist und ihnen höchstens blutige Nasen und Schnauzen einbringt.

Beachtenswerth erscheint das sehr starke Vorgefühl des Hundes bei Veränderung der Witterung. Er sucht deren Einflüssen im voraus zu begegnen, zeigt sogar dem Menschen schon durch einen widerlichen Geruch, den er ausdünstet, kommenden Regen an.

In seinem Umgange mit Menschen beweist der Hund ein Erkennungsvermögen, welches uns oft Wunder nehmen muß. Daß alle Hunde den Abdecker kennen lernen und mit äußerstem Hasse verfolgen, ist sicher; ebenso gewiß aber auch, daß sie augenblicklich wissen, ob ein Mensch ein Freund von ihnen ist oder nicht. Wohl nicht zu bezweifeln dürfte sein, daß die Ausdünstung gewisser Personen ihnen besonders angenehm oder unangenehm ist; allein dies würde immer noch nichts für diesen Fall beweisen. Manche Menschen werden, sobald sie in ein Haus treten, augenblicklich mit größter Freundlichkeit von allen Hunden begrüßt, selbst wenn ihnen diese noch nicht vorgestellt worden und ganz fremd sind. Ich kenne Frauen, welche sich nirgends niederlassen können, ohne nach wenigen Minuten von sämmtlichen Haushunden umlagert zu werden. Bei dem Umgange des Hundes mit dem Menschen kann man sehr gut den wechselnden Ausdruck des Hundegesichts beobachten. Die hohe geistige Fähigkeit des Thieres spricht sich in seinem Gesichte ganz unverkennbar aus, und es wird wohl Niemand leugnen wollen, daß jeder Hund seinen durchaus besonderen Ausdruck hat, daß man zwei Hundegesichter ebensowenig wird verwechseln können wie zwei Menschengesichter.

Unter sich leben die Hunde gewöhnlich nicht besonders verträglich. Wenn zwei zusammenkommen, welche sich nicht kennen, gehts erst an ein gegenseitiges Beriechen, dann fletschen beide die Zähne, und die Beißerei beginnt, falls nicht zarte Rücksichten obwalten. Um so auffallender sind Freundschaften von der größten Innigkeit, welche einzelne, gleichgeschlechtige Hunde zuweilen eingehen. Solche Freunde zanken sich nie, suchen sich gegenseitig, leisten sich Hülfe in der Noth ꝛc. Auch mit anderen Thieren werden manchmal ähnliche Bündnisse geschlossen; selbst das beliebte Sprichwort von der Zuneigung zwischen Hund und Katze kann zu Schanden werden.

Der Geschlechtstrieb ist bei den Hunden sehr ausgeprägt und zeigt sich bei allen Arten als Aeußerung einer heftigen Leidenschaft, als ein Rausch, welcher sie mehr oder weniger närrisch macht. Wird jener nicht befriedigt, so kann der Hund unter Umständen krank, sogar toll werden. Dabei ist der männliche Hund nicht ärger betheiligt als der weibliche, obgleich bei diesem die Sache in einem anderen Lichte sich zeigt. Die Hündin ist zweimal im Jahre läufisch, zumeist im Februar und im August, und zwar währt dieser Zustand jedesmal neun bis vierzehn Tage. Um diese Zeit versammelt sie alle männlichen Hunde der Nachbarschaft um sich, selbst solche, welche eine Viertelmeile weit von ihr entfernt wohnen. Wie diese von einer begattungslustigen Hündin Kunde bekommen, ist geradezu unbegreiflich. Man kann nicht wohl annehmen, daß sie durch den Geruch so weit geleitet würden, und gleichwohl läßt sich eine andere Erklärung ebensowenig geben. Das Betragen beider Geschlechter unter sich ist ebenso anziehend wie abstoßend, erregt ebenso unsere Heiterkeit wie unseren Widerwillen. Der männliche Hund folgt der Hündin auf Schritt und Tritt und wirbt mit allen möglichen Kunstgriffen um deren Zuneigung. Jede seiner Bewegungen ist gehobener, stolzer und eigenthümlicher; er sucht sich mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln liebenswürdig zu machen. Dahin gehören das Beschnuppern, das freundliche Anschauen, das sonderbare Aufwerfen des Kopfes, die wirklich zärtlichen Blicke, das bittende Gekläff und dergleichen. Gegen andere Hunde zeigt er sich misgelaunt und eifersüchtig. Finden sich zwei gleich starke auf gleichem Wege, so gibt es eine tüchtige Beißerei; sind mehrere vereinigt, so geschieht dies nicht, aber nur aus dem Grunde, weil alle übrigen männlichen Hunde sofort auf ein paar Zweikämpfer losstürzen, tüchtig auf sie hineinbeißen und sie dadurch auseinandertreiben. Gegen die Hündin benehmen sich alle gleich liebenswürdig, gegen ihre Mitbewerber gleich abscheulich, und deshalb hört auch das Knurren und Kläffen, Zanken und Beißen nicht auf. Die Hündin selbst zeigt sich äußerst spröde und beißt beständig nach den sich ihr nahenden Bewerbern, knurrt, zeigt die Zähne und ist sehr unartig, ohne jedoch dadurch die hingebenden Liebhaber zu erzürnen oder zu beleidigen. Endlich scheint sie doch mit ihnen Frieden zu schließen und gibt sich den Forderungen ihres natürlichen Triebes hin. Wie alle Säugethiere lebt sie in Vielmännigkeit und gestattet mehr als einem Hunde die Beiwohnung: es ist also unrichtig, wenn Scheitlin behauptet, daß nur unter den Menschen, diesen „Unnaturen", hier und da ein Weib viel Männer habe. Sobald die Laufzeit vorüber ist, sind alle Hunde, wenn auch nicht gleichgültig, so doch weit weniger für den Gegenstand ihrer so heißen Liebe eingenommen. Doch bewahren Hund und Hündin die Erinnerung an ihre erste Liebe oft mit überraschender Treue, wie schon daraus hervorgeht, daß Hündinnen noch im reiferen Alter Junge werfen, welche ihrem ersten Liebhaber täuschend ähnlich sind. Englische Hundezüchter wissen dies wohl zu verwerthen und nehmen sich sorgfältig in Acht, eine junge Hündin mit einem ihr an Schönheit und Tugend nicht ebenbürtigen Hunde zusammenzubringen.

Dreiundsechszig Tage nach der Paarung wölft die Hündin an einem dunklen Orte drei bis zehn, gewöhnlich vier bis sechs, in äußerst seltenen Fällen aber zwanzig und mehr Junge, welche schon mit den Vorderzähnen zur Welt kommen, jedoch zehn bis zwölf Tage blind bleiben. Die Mutter liebt ihre Kinder über alles, säugt, bewahrt, beleckt, erwärmt, vertheidigt sie und trägt sie nicht selten von einem Orte zum anderen, indem sie dieselben sanft mit ihren Zähnen an der schlaffen Haut des Halses faßt. Ihre Liebe zu den Sprößlingen ist wahrhaft rührend: man kennt Geschichten,

welche nicht nur unsere vollste Hochachtung, sondern unsere Bewunderung erregen müssen. So erzählt Bechstein eine Thatsache, welche fast unglaublich scheint. „Ein Schäfer in Waltershausen kaufte regelmäßig ihm Frühjahre auf dem Eichsfelde Schafe ein, und seine Hündin mußte ihn natürlich auf dem achtzehn Meilen weiten Geschäftswege begleiten. Einst kam dieselbe in der Fremde mit sieben Jungen nieder, und der Schäfer war genöthigt, sie deshalb zurückzulassen. Aber siehe, anderthalb Tage nach seiner Rückkehr zu Hause findet er die Hündin mit ihren sieben Jungen vor seiner Hausthüre. Sie hatte streckenweise ein Hündchen nach dem anderen die weite Reise fortgeschleppt und so den langen Weg vierzehnmal zurückgelegt und, trotz ihrer Entkräftung und Erschöpfung, das überaus schwere Werk glücklich beendet.“

Man sagt, daß die Hundemutter unter ihrem Gewölfe immer einige bevorzugte Lieblinge habe, und daß man genau zu erkennen vermöge, welcher Hund eines Gewölfes der vorzüglichste sein werde, wenn man der Hündin ihre sämmtlichen Jungen wegtrage und dann beobachte, welches von ihren Kindern sie zuerst aufnehme und nach ihrem alten Lager zurückbringe. Dieser Erstling soll, wie man versichert, immer der vorzüglichste Hund sein. Wahrscheinlich ist diese Annahme nicht begründet; denn die Hündin liebt alle ihre Kinder mit gleicher Zärtlichkeit.

Gewöhnlich läßt man einer Hündin nur zwei bis drei, höchstens vier Junge von ihrem Gewölfe, um sie nicht zu sehr zu schwächen. Die kleinen Gesellen brauchen viele Nahrung, und die Alte ist kaum im Stande, ihnen das Erforderliche zu liefern. Daß der Mensch als Schutzherr des Thieres, eine säugende Hündin besonders gut und kräftig füttern muß, braucht wohl nicht erwähnt zu werden. Jeder Hundebesitzer macht der Hundemutter schon im voraus in einer stillen Ecke, an einem lauen Orte, ein weiches Lager zurecht und ist ihr dann in jeder Weise behülflich, ihre Kinder aufzuziehen. So lange die Hündin säugt, scheint ihr Herz einer umfassenden Liebe fähig zu sein, deshalb duldet sie es auch, wenn man ihr fremde Hunde, ja sogar andere Thiere, wie Katzen und Kaninchen, anlegt. Ich habe letzteres oft bei Hunden versucht, jedoch bemerkt, daß säugende Katzen noch viel freundlicher gegen Pflegekinder waren als die Hundemütter, welche bei aller Herzensgüte ein Zusammenrunzeln der Nasenhaut selten unterdrücken konnten.

Gewöhnlich läßt man die jungen Hunde sechs Wochen lang an der Alten saugen. Ist sie noch kräftig und wohlbeleibt, so kann man auch noch ein paar Wochen zugeben; es kann dies den Jungen nur nützen. Wenn man diese entwöhnen will, füttert man die Alte einige Zeitlang sehr mager, damit ihr die Milch ausgeht; dann duldet sie selbst nicht, daß ihre Jungen noch länger an ihr saugen. Nunmehr gewöhnt man letztere an leichtes Futter und hält sie vor allen Dingen zur Reinlichkeit an. Schon im dritten oder vierten Monate wechseln sie ihre ersten Zähne; im sechsten Monate bekümmern sie sich nicht viel mehr um die Alte; nach zehn, bisweilen schon nach neun Monaten sind sie selbst zur Fortpflanzung geeignet. Will man sie erziehen oder, wie man gewöhnlich sagt, abrichten, so darf man nicht allzulange zögern. Die Ansicht älterer Jäger und Hundezüchter überhaupt, daß ein junger Hund von zurückgelegtem ersten Lebensjahre zum Lernen zu klein und schwach sei, ist falsch. Adolf und Karl Müller, zwei ebenso tüchtige Forscher als Jäger, beginnen den Unterricht ihrer Jagdhunde, sobald diese ordentlich laufen können, und erzielen glänzende Erfolge. Ihre Zöglinge erhalten keinen bösgemeinten Schlag, kaum ein hartes, höchstens ein ernstes Wort und werden die allervortrefflichsten Jagdgenossen und Jagdgehülfen. Junge Hunde sollen behandelt werden wie Kinder, nicht wie verstockte Sklaven. Sie sind ausnahmslos willige und gelehrige Schüler, achten sehr bald verständig auf jedes Wort ihres Erziehers und leisten aus Liebe mehr und tüchtigeres als aus Furcht. Abrichter junger Hunde, welche ohne Stachelhalsband und Hetzpeitsche nichts ausrichten können, sind ungeschickte Peiniger, nicht aber denkende Erzieher. Was man alles aus Hunden machen kann, gehört nicht hierher oder würde uns wenigstens zu weit von unserer Aufgabe ablenken. Wer sich vom Hause aus nicht mit der Abrichtung von Thieren befaßt hat, thut entschieden am besten, wenn er dies von einem darauf eingeübten verständigen Manne besorgen läßt.

Der Hund tritt schon im zwölften Jahre in das Greisenalter ein. Dieses zeigt sich an seinem Leibe ebensowohl als an seinem Betragen. Namentlich auf der Stirn und der Schnauze ergrauen die Haare, das übrige Fell verliert seine Glätte und Schönheit, das Gebiß wird stumpf, oder die Zähne fallen aus; das Thier zeigt sich träge, faul und gleichgültig gegen alles, was es früher erfreute oder entrüstete; manche Hunde verlieren die Stimme fast gänzlich und werden blind. Man kennt übrigens Beispiele, daß Hunde ein Alter von zwanzig, ja sogar von sechsundzwanzig und dreißig Jahren erreicht haben. Doch sind dies seltene Ausnahmen. Wenn nicht Altersschwäche, endet eine der vielen Krankheiten, denen auch sie ausgesetzt sind, ihr Leben.

Eine sehr häufig vorkommende Hundekrankheit ist die Räude, gewöhnlich eine Folge von fetter und zu stark gesalzener Nahrung, schlechtem Wasser, wenig Bewegung und Unreinlichkeit. Junge Hunde leiden oft an der Staupe oder Hundeseuche, einer Erkältung, welche Entzündung der Schleimhäute herbeiführt und am häufigsten zwischen dem vierten oder neunten Monate vorkommt. Wohl mehr als die Hälfte der europäischen Hunde erliegen dieser Krankheit oder verderben doch durch sie. Die entsetzlichste Krankheit aber ist die Tollheit oder Wuth, durch welche bekanntlich nicht bloß die übrigen Hunde und Hausthiere, sondern auch Menschen aufs höchste gefährdet werden.

Gewöhnlich tritt diese fürchterliche Seuche erst bei älteren Hunden ein, zumeist im Sommer bei sehr großer Hitze oder im Winter bei allzu großer Kälte. Wassermangel und Unterdrückung des Geschlechtstriebes scheinen die Hauptursachen ihrer Entstehung zu sein. Man erkennt die Wuth daran, daß der Hund zunächst sein früheres Betragen ändert, tückisch-freundlich wird und gegen seinen Herrn knurrt, dabei eine ungewöhnliche Schläfrigkeit und Traurigkeit zeigt, beständig warme Orte aufsucht, öfters nach dem Futter schleicht, ohne zu fressen, begierig Wasser, aber immer nur in geringer Menge zu sich nimmt und sich überhaupt unruhig und beängstigt geberdet. Untrügliche Kennzeichen sind auch, daß er seine Stimme ändert, indem der Anschlag in ein rauhes, heiseres Heulen übergeht, daß er seine Freßlust verliert, nur mit Beschwerlichkeit schlucken kann, geifert, einen trüben Blick bekommt, gern viel fortgeht, ungenießbare Körper beleckt und verschlingt, bei zunehmender Krankheit um sich schnappt und ohne Ursache beißt. Im Verlaufe der Krankheit tritt gewöhnlich Verstopfung ein, die Ohren werden schlaff, das kranke Thier läßt den Schwanz hängen, sein Auge wird matt, der Blick schielend. Später röthet sich das Auge und wird entzündet. Der Hund ist unempfänglich für Liebkosungen, achtet nicht mehr des Herrn Befehl, wird immer unruhiger und scheuer, sein Blick starr oder feurig, der Kopf senkt sich tief herab, Augen- und Backengegend schwellen an, die Zunge wird stark geröthet und hängt aus dem Maule, an dessen Seiten zäher Schleim herabläuft. Bald knurrt er bloß noch, ohne zu bellen, kennt auch Personen und zuletzt seinen eigenen Herrn nicht mehr. So sehr er nach Getränk lechzt, so wenig vermag er es hinabzuschlingen; selbst wenn es ihm gewaltsam beigebracht wird, verursacht es ihm Würgen und krampfhaftes Zusammenziehen der Schlundmuskeln. Nunmehr tritt Scheu gegen das Wasser und jede andere Flüssigkeit ein. Er legt sich nicht mehr nieder, sondern schleicht schielend mit gesenktem Schwanze unruhig umher.

Jetzt erst entwickelt sich die Krankheit, entweder zur stillen oder zur rasenden Wuth. Bei der stillen Wuth sind die Augen entzündet, aber trübe und starr, die Zunge wird bläulich und hängt oft weit aus dem Maule heraus. Weißer Schaum überzieht die Mundwinkel; das Maul ist immer offen, der Unterkiefer gelähmt und hängt schlaff herab. Mit eingezogenem Schwanze und gesenktem Kopfe läuft der Hund taumelnd und unstet oft Meilen weit fort und beißt, was ihm in den Weg kommt, besonders aber andere Hunde. Stößt er dabei auf ein Hindernis, welches ihm nicht gestattet, den angenommenen Weg zu verfolgen, so taumelt er im Kreise herum, fällt öfters nieder und schnappt nach Luft.

Bei der rasenden Wuth funkelt das Auge, der Stern erweitert sich, das Maul steht offen, ist nur wenig von Geifer benetzt und die bläuliche Zunge hängt aus dem Maule herab. Schon bei

der Entwickelung dieser Krankheitsform zeigt der Hund einen hohen Grad von Trotz und Falschheit, selbst gegen seinen Herrn, schnappt unwillkürlich nach Fliegen oder nach allem, was ihm in die Nähe kommt, fällt das Hausgeflügel an und zerreißt es, ohne es zu fressen, lockt andere Hunde zu sich heran und stürzt sich dann wüthend auf sie, fletscht die Zähne, verzerrt das Gesicht, winselt, leckt mit der entzündeten Zunge seine Lippen und schnalzt auch mit derselben, wobei ihm oft schon wässeriger Geifer aus dem Munde tritt. Vom Wasser wendet er sich taumelnd ab, schwimmt aber doch noch zuweilen durch Bäche und Pfützen. Er beißt alles, was ihm entgegen kommt, oft auch leblose Gegenstände, der angehängte Hund sogar seine Kette. Wie es scheint, peinigen ihn die fürchterlichsten Schmerzen; denn er stirbt unter Zuckungen, gewöhnlich am sechsten oder achten, bisweilen am vierten, selten erst am neunten Tage.

Schon die Griechen kannten die Tollwuth des Hundes, obwohl sie in Südeuropa weit seltener auftritt als bei uns. In den Ländern des kalten oder des heißen Erdgürtels kommt die Seuche minder häufig oder gar nicht zum Ausbruche, wahrscheinlich, weil weder hier noch da der Hund sich selbst überlassen wird. Bisher hat man noch kein sicheres Mittel gegen die Wuthkrankheit aufgefunden, und dies ist um so trauriger, weil leider noch immer viele Menschen infolge der Ansteckung ihr Leben verlieren. Nach amtlichen Nachrichten sind in den Jahren 1810 bis 1819 im preußischen Staate über sechszehnhundert Menschen infolge des Bisses von tollen Hunden gestorben. Geht der Wuthgeifer einmal in das Blut eines anderen Thieres über, so ist es in den allermeisten Fällen verloren, falls nicht augenblicklich ein geübter und erfahrener Arzt bei der Hand ist, welcher die Wunde mit Salzwasser auswäscht, mit glühendem Eisen, Höllenstein oder anderen Aetzmitteln ausbrennt, ausschneidet ꝛc. Ausbrennung des Giftes durch die eine oder die andere Art ist wohl das sicherste Mittel, denn die sämmtlichen übrigen, welche man bisher angewendet hat, haben sich noch nicht bewährt. Neuerdings ist wiederholt die Behauptung aufgestellt worden, daß die Wuthkrankheit beim Menschen nicht vorkomme, und daß in den Fällen, in denen man sie beobachtet zu haben glaubte, eine Verwechselung mit anderen Krankheiten vorgelegen habe. Dies beruht darauf, daß einzelne Erscheinungen der Tollwuth auch bei anderen Krankheiten sich zeigen, während die Gesammtheit der Erscheinungen die Krankheit zu einer durchaus eigenartigen stempelt. Das Auftreten der Hundswuth beim Menschen ist am sichersten dadurch bewiesen worden, daß es Hertwig und Anderen gelang, die Krankheit von gebissenen Menschen, bei denen die Wuth zum Ausbruche gekommen war, durch Impfung auf Hunde und andere Thiere zu übertragen. Ebenso steht es fest, daß nicht nur Hunde, sondern auch Wölfe, Füchse, Katzen, Pferde, Rinder, Ziegen und Schafe unter dieser entsetzlichen Krankheit zu leiden haben. So ist es beispielsweise vorgekommen, daß ein Stallknecht, welcher einem von einem tollen Hunde gebissenen Pferde Arznei eingab, sich die Hand an einem scharfen Zahne des kranken Thieres verletzte und darauf selber an der Tollwuth erkrankte.

Glücklicherweise verfällt nicht Jeder, welcher von einem tollen Hunde gebissen wurde, dieser fürchterlichen und qualvollen Krankheit, umsomehr als der das Gift übertragende Speichel bei den meisten Bissen durch die Kleider aufgefangen und theilweise abgestreift wird und so nicht in die Wunde gelangt.

In der Neuzeit will man beobachtet haben, daß unter Hunden, welche beständig Maulkörbe tragen müssen, die Wuth seltener ist, als unter jenen, welchen in gerechter Würdigung des biblischen Gesetzes „das Maul nicht verbunden“ wurde. In Berlin soll sich seit Einführung der Maulkörbe im Jahre 1854 die Wuth auffallend vermindert haben. Während man 1845 dreißig und in den folgenden Jahren 17, 3, 17, 30, 19, 10, 68 und 83 tolle Hunde der Thierarzneischule zuführte, erhielt man 1854 nur von vier, 1855 von einem, 1856 von zwei, und in den Jahren 1857 bis 1861 von gar keinem tollwüthigen Hunde Kenntnis. Einstweilen ist noch nicht viel auf diese Zusammenstellung zu geben: die Beobachtungszeit ist zu kurz, als daß sie Berechtigung zu richtigen Schlüssen gewähren könnte.

Das untrüglichste Kennzeichen von der Gesundheit eines Hundes ist seine kalte und feuchte Nase. Wird diese trocken und heiß, und trüben sich die Augen, zeigt sich Mangel an Freßlust ꝛc., so kann man überzeugt sein, daß der Hund sich unwohl befindet. Bessert sich der Zustand des Leidenden nicht rasch, und fruchten die von einem tüchtigen Thierarzte verordneten Mittel nicht bald, so ist wenig Hoffnung für Erhaltung des Thieres vorhanden; denn ernste Krankheiten überstehen nur wenige Hunde. Verwundungen heilen schnell und gut, nicht selten ohne jegliche Beihülfe; innerlichen Krankheiten stehen selbst erfahrene Aerzte, geschweige denn Quacksalber, meist rathlos gegenüber, weil jene in auffallend kurzer Zeit das Ende herbeiführen.

Alle Hunde werden von Schmarotzern geplagt. Sie leiden oft entsetzlich an Flöhen und Läusen, und an gewissen Orten auch an Holzböcken oder Zecken. Erstere vertreibt man bald, wenn man unter das Strohlager des Hundes eine Schicht Asche auf den Boden streut, oder das Fell des Thieres mit persischem Insektenpulver einreibt. Die Zecken, welche die Hunde am meisten peinigen, vertreibt man, indem man etwas Branntwein, Salzwasser oder Tabakssaft auf sie träufelt. Sie gewaltsam auszureißen, ist nicht rathsam, weil sonst leicht der Kopf in der Saugwunde stecken bleibt und dort Eiterung und Geschwüre verursacht. Schwieriger ist den Bandwürmern beizukommen. Namentlich Jagdhunde leiden an diesen abscheulichen Schmarotzern, weil sie häufig das Fleisch und die Eingeweide von Hasen und Kaninchen verzehren, in denen der Bandwurm als Finne lebt. Dieser läßt sich, wie alle Würmer, nur schwer vertreiben, doch dürfte in den meisten Fällen ein Absud der abessinischen Kussoblüte dazu wohl hinreichend sein. Außerdem wird empfohlen, dem Hunde Hagebutten sammt den darin befindlichen Körnern und Härchen in das Fressen zu geben.

Der Nutzen, welchen der Hund als Hausthier leistet, läßt sich kaum berechnen. Was er den gesitteten und gebildeten Völkern ist, weiß jeder Leser aus eigener Erfahrung; fast noch mehr aber leistet er den ungebildeten oder wilden Völkerstämmen. Auf den Südseeinseln wird sein Fleisch gegessen, ebenso bei den Tungusen, Chinesen, Njamnjams, Grönländern, Eskimos und den Indianern Nordamerika's. „Auf der Goldküste von Afrika", so erzählt Bosmann, „wird der Hund ordentlich gemästet zu Markte gebracht und lieber als alles andere Fleisch gegessen, ebenso in Angola, wo man zuweilen für einen Hund mehrere Sklaven gegeben hat", ebenso, laut Schweinfurth, im Lande der Njamnjams in Innerafrika. Auf Neuseeland und den kleinen Inseln des Südmeeres hält man Hundebraten für einen besseren Leckerbissen als Schweinefleisch. In China sieht man oft Metzger, welche mit geschlachteten Hunden beladen sind; sie müssen sich aber immer gegen den Angriff anderer, noch frei umherlaufender Hunde vertheidigen, welche sie scharenweise anfallen. In dem nördlichen Asien gibt sein Fell Kleidungsstoffe her, und selbst in Deutschland werden Hundefelle zu Mützen, Taschen und Muffen verarbeitet. Aus Knochen und Sehnen bereitet man Leim; das zähe und dünne Hundeleder wird lohgar zu Tanzschuhen und weißgar zu Handschuhen, das Haar zum Ausstopfen von Polstern benutzt. Hundefett dient zum Einschmieren von Räderwerk ꝛc. und galt früher als Hausmittel gegen Lungenschwindsucht. Sogar der Hundekoth, „Griechisch-Weiß" (Album graecum) genannt, weil die Griechen zuerst auf seine Benutzung aufmerksam machten, war ein gesuchtes Arzneimittel.

Schon seit den frühesten Zeiten wurde der Nutzen der Hunde gewürdigt; die Behandlung, welche sie erfuhren, und die Achtung, in der sie standen, war aber eine sehr verschiedene. Sokrates hatte die Gewohnheit, bei dem Hunde zu schwören; Alexander der Große war über den frühzeitigen Tod eines Lieblingshundes so betrübt, daß er ihm zu Ehren eine Stadt mit Tempeln bauen ließ; Homer besingt den Argus, den Hund des Ulysses, in wahrhaft rührender Weise; Plutarch rühmt Melampithos, den Hund des Handelsmannes von Korinth, welcher seinem Herrn durch das Meer nachschwamm; der treue Phileros ist durch griechische Grabschriften verewigt worden; in römischen Schriften wird des Hundes eines Verurtheilten gedacht, welcher dem in den Tiber geworfenen Leichnam seines Herrn unter traurigem Geheul schwimmend nachfolgte; Soter, der

einzige überlebende von den hündischen Wächtern, welche Korinth vertheidigten, empfing auf Kosten des Staates ein silbernes Halsband mit den darauf gestochenen Worten: „Korinths Vertheidiger und Erretter“. Plinius stellt die Rüden sehr hoch und erzählt viel merkwürdiges von ihnen. Wir erfahren z. B., daß die Kolophonier wegen ihrer beständigen Kriege große Hundeherden unterhielten, daß die Hunde immer zuerst angriffen und in keiner Schlacht ihre Dienste versagten. Als Alexander der Große nach Indien zog, hatte ihm der König von Albanien einen Hund von ungeheuerer Größe geschenkt, welcher Alexander sehr wohl gefiel. Er ließ deshalb Bären, Wildschweine und dergleichen Thiere gegen ihn; aber der Hund lag stockstill und wollte nicht aufstehen. Alexander glaubte, daß er faul wäre, und ließ ihn umbringen. Als solches der albanesische König erfuhr, schickte er noch einen zweiten Hund gleicher Art und ließ sagen, Alexander solle nicht schwache Thiere gegen die Dogge schicken, sondern Löwen und Elefanten, er, der König, habe nur zwei solcher Hunde gehabt; ließe Alexander diesen umbringen, so habe er nicht einen gleichen. Alexander der Große ließ ihn also auf einen Löwen, dann auf einen Elefanten; der Hund aber erlegte beide. Justinus berichtet, daß die Könige Habis und Cyrus in der Jugend von Hunden ernährt worden sind. Gar nicht zu zählen sind die Schriftsteller, welche die Treue des Hundes rühmen. Die Spartaner opferten dem Gott des Krieges auch einen Hund; junge, säugende Hunde durften von dem Opferfleische fressen. Die Griechen errichteten ihnen Bildsäulen; demungeachtet war bei ihnen das Wort Hund ein Schimpfwort. Die alten Egypter gebrauchten die Hunde zur Jagd und hielten sie, wie man aus den Abbildungen auf Denkmälern sehen kann, sehr hoch. Bei den Juden hingegen war der Hund verachtet, was viele Stellen aus der Bibel beweisen; und heutigen Tages ist dies bei den Arabern kaum anders. Hoch geehrt war der Hund bei den alten Deutschen. Als die Cimbern im Jahre 108 v. Chr. von den Römern besiegt worden waren, mußten letztere erst noch einen harten Kampf mit den Hunden bestehen, welche das Gepäck bewachten. Bei den alten Deutschen galt ein Leithund zwölf Schillinge, ein Pferd dagegen nur sechs. Wer bei den alten Burgundern einen Leithund oder ein Windspiel stahl, mußte öffentlich dem Hunde den Hintern küssen oder sieben Schillinge zahlen. Die Kanarischen Inseln haben, wie Plinius berichtet, ihren Namen von den Hunden erhalten. In Peru wurde, nach Humboldt, der Hund bei einer Mondfinsternis so lange geschlagen, bis die Finsternis vorüber war.

Ergötzlich ist es, was die alten Schriftsteller noch alles von der Benutzung des Hundes zu Arzneizwecken aufgeführt haben. Der ganze Hund war eigentlich nur ein Arzneimittel. Namentlich Plinius ist unermüdlich in Aufzählung der verschiedenen Heilkräfte des Hundes; außer ihm leisten Sextus, Hippokrates, Galen, Faventius, Marellus, Bontius, Aeskulap und Amatos jedoch auch das Ihrige. Ein lebender Hund, bei Brustschmerzen aufgelegt, thut vortreffliche Dienste; wird er aufgeschnitten und einer schwermüthigen Frau auf den Kopf gebunden, so hilft er sicher gegen die Schwermuth. Nach Sextus heilt er sogar Milzkrankheiten. Mit allerlei Gewürz gekocht und gegessen, dient er als Mittel gegen fallende Sucht; doch muß es dann ein säugender Hund sein, welcher mit Wein und Myrrhen zubereitet wurde. Ein junger Jagdhund hilft gegen Leberkrankheiten. Wird eine Frau, welche früher schon Kinder geboren hatte, unfruchtbar, dann befreit sie gekochtes Hundefleisch, welches sie in reichlicher Menge genießt, von ihrer Schwäche. Sehniges Fleisch dagegen ist ein Vorkehrmittel gegen Hundebiß. Die Asche eines zu Pulver gebrannten Hundes dient gegen Augenleiden, und werden mit ihr die Augenbrauen gestrichen, so erhalten sie die schönste Schwärze. Eingesalzenes Fleisch von tollen Hunden gibt ein Mittel gegen Hundswuth. Die Asche vom Schädel eines gesunden Hundes vertreibt alles wilde Fleisch, heilt den Krebs, schützt gegen Wasserscheu, mildert, wenn man sie mit Wasser zu sich nimmt, Seitenstechen und Geschwülste aller Art ꝛc.; die Asche von dem Schädel eines tollen Hundes ist gut gegen Gelbsucht und Zahnschmerz. Das Hundeblut wird vielfach angewandt. Gegen die Krätze ist es vortrefflich, den Pferden vertreibt es das Keuchen; wird es in reichlicher Menge getrunken, so ist es ein Gegengift, welches für alles brauchbar ist; wird ein Haus damit

angestrichen, so schützt es gegen die verschiedensten Krankheiten. Das Hundefett wird benutzt, um Muttermäler und Gesichtsblüten zu vertreiben, unfruchtbare Weiber fruchtbar zu machen: dazu muß aber der ganze Hund gekocht und das Fett oben von der Brühe abgeschöpft werden; gegen Lähmung wird es zu einer Salbe verwandt: doch darf es dann bloß von jungen Hunden herrühren; mit Wermut versetzt heilt es die Taubheit. Hundegehirn auf Leinwand gestrichen leistet bei Beinbrüchen gute Dienste, hilft aber auch für Blödigkeit der Augen. Hundemark vertreibt Ueberbeine und Geschwülste. Die Milz ist gegen Milzbrand und Milzschmerzen vortrefflich; am besten wirkt sie, wenn sie aus einem lebenden Hunde ausgeschnitten worden ist. Die rohe Leber wird gegen die Wuthkrankheit empfohlen; doch muß sie stets von einem Hunde von demselben Geschlechte genommen werden, welches der Beißende hatte. Gegen dieselbe Krankheit brauchte man auch Würmer aus dem Aase eines tollen Hundes. Das Leder wird angewandt gegen schweißige Füße; ein dreifaches Halsband davon schützt gegen Bräune; ein Gurt von Hundeleder vertreibt das Leibschneiden. Das Haar des Hundes in ein Tuch gewickelt und auf die Stirn gebunden, lindert Kopfschmerzen, schützt auch gegen Wasserscheu und heilt dieselbe, wenn es auf die Wunde gelegt wird, welche ein toller Hund verursachte. Die Galle mit Honig versetzt ist eine Augensalbe, hilft ebenso gegen Flechten, und wenn sie mit einer Feder anstatt mit der Hand aufgestrichen wird, gegen die Fußgicht, thut auch zur Bestreichung von Flechten treffliche Dienste. Die Milch ist sehr gut, wenn sie getrunken wird; mit Salpeter versetzt hilft sie gegen den Aussatz; mit Asche vermischt erzeugt sie Haarwuchs oder befördert schwere Geburten. Der Harn von jungen Hunden ist, wenn er gereinigt worden, ein Mittel, überflüssigen Haarwuchs zu vertreiben. Mit den Zähnen reibt man kleinen Kindern die Kinnlade und erleichtert dadurch das Zahnen. Wirft man den linken Oberreißzahn ins Feuer, so vergehen die Zahnschmerzen, sobald der Rauch vergangen ist; wird der Zahn zu Pulver gerieben und mit Honig versetzt, so bildet diese Mischung ein Mittel gegen dieselben Schmerzen. Der Koth gibt vortreffliche Pflaster gegen Geschwüre; er kann sogar gegen die Bräune, die Ruhr benutzt werden — doch wer wollte das alles noch zusammenzählen! Bemerkenswerth ist es, daß noch heutigen Tages manche dieser Mittel in Gebrauch sind, namentlich bei den Landleuten, schade dagegen, daß sich die Homöopathie bis jetzt dieser vortrefflichen Mittel noch nicht in wünschenswerther Vollständigkeit bediente.

*

Ungeachtet der Anerkennung aller Dienste, welche die Hunde uns leisten, und der Dankbarkeit, welche wir ihnen schulden, kann ich mich nicht entschließen, auf die fast zahllosen Rassen derselben ausführlich einzugehen, werde vielmehr nur die wichtigsten in den Kreis unserer Betrachtung ziehen. Die Kunde der Rassen liegt außer dem Plane des vorliegenden Werkes, ist auch zur Zeit noch viel zu wenig geklärt, als daß man das Ergebnis begründeter Forschungen an die Stelle von Muthmaßungen setzen könnte. Ich gebe daher nur einen flüchtigen Ueberblick der wichtigsten Formen und enthalte mich aller unfruchtbaren Deutelei über Entstehung und Entwickelung derselben.

Die Merkmale der **Windhunde** (Canis familiaris grajus, C. f. leporarius) liegen in dem äußerst schlanken, zierlichen, an der Brust geweiteten, in den Weichen eingezogenen Leibe, dem spitzigen, fein gebauten Kopfe, den dünnen, hohen Gliedmaßen und dem in der Regel kurzhaarigen, glatten Felle. Die langausgestreckte Schnauze, die ziemlich langen, schmalen, zugespitzten, halbaufrechtstehenden, gegen die Spitze umgebogenen und mit kurzen Haaren besetzten Ohren, die kurzen und straffen Lippen geben dem Kopfe das eigenthümlich zierliche Ansehen und bedingen zugleich die verschiedene Ausbildung der Sinne. Der Windhund vernimmt und äugt vortrefflich, hat dagegen nur einen schwachen Geruchssinn, weil die Nasenmuscheln in der spitzen Schnauze sich nicht gehörig auszubreiten vermögen, und so die Nervenentwickelung des betreffenden Sinnes nie zu derselben Ausbildung gelangen kann wie bei anderen Hunden. An dem gestreckten Leibe fällt die Brust besonders auf. Sie ist breit, groß, ausgedehnt und gibt verhältnismäßig sehr großen

Lungen Raum, welche auch bei dem durch eilige Bewegung außerordentlich gesteigerten Blutumlaufe zur Reinigung des Blutes hinreichenden Sauerstoff aufnehmen können. Die Weichen dagegen sind aufs äußerste angezogen, gleichsam um dem durch die Brust erschwerten Leibe wieder das nöthige Gleichgewicht zu geben. Wir haben denselben Leibesbau bei den Langarmaffen und einen ähnlichen bei dem Gepard bemerken können und finden ihn bei vielen Thieren wieder, immer



Windhund (Canis familiaris grajus). 1/10 natürl. Größe.

als untrügliches Zeichen der Befähigung zu schneller und anhaltender Bewegung. Ungemein fein gebaut sind die Läufe des Windhundes: man sieht an ihnen jeden Muskel und namentlich auch die starken Sehnen, in welche diese Muskeln endigen. Aber auch an dem Brustkasten bemerkt man alle Zwischenrippenmuskeln, und manche Windhunde sehen aus, als ob ihre Muskeln von einem geschickten Zergliederer bereits bloßgelegt wären. Der Schwanz ist sehr dünn, ziemlich lang, reicht weit unter das Fersengelenk herab und wird entweder zurückhängend getragen oder nach rückwärts gestreckt und etwas nach aufwärts gebogen. Die in der Regel dicht anliegende, feine und glatte Behaarung verlängert sich bei einzelnen Rassen und nimmt dann meist auch eine abweichende Färbung an, während diese bei den meisten Rassen ein schönes Röthlichgelb ist. Gerade die vollendetsten Windhunde, nämlich die persischen und innerafrikanischen, tragen fast ausschießlich ein derartig gefärbtes Haarkleid. Gefleckte Windspiele sind seltener und regelmäßig schwächlicher als die einfarbigen.

Hinsichtlich des geistigen Wesens unterscheidet sich der Windhund von anderen Hunden. Er ist ein im höchsten Grade selbstsüchtiges Geschöpf, hängt in der Regel nicht in besonderer Treue seinem Herrn an, sondern läßt sich von Jedermann schmeicheln und neigt sich zu Jedem hin, welcher ihm freundlich ist. Gegen Liebkosungen empfänglich wie kein anderer Hund, läßt er sich ebenso leicht erzürnen und fletscht schon bei der kleinsten Neckerei die Zähne. Eitelkeit und ein gewisser Stolz ist ihm nicht abzusprechen; Zurücksetzungen verträgt er nicht. Bei lebhafter Erregung nimmt sein Herzschlag eine kaum glaubliche Unregelmäßigkeit und Schnelligkeit an; er zittert dabei oft am ganzen Leibe. Alle diese Eigenschaften machen ihn nur bis zu einem gewissen Grade als Gesellschafter der Menschen tauglich. Hat er einen Herrn, welcher ihn beständig schmeichelt, so befindet er sich wohl und zeigt auch eine gewisse Anhänglichkeit; seine Untreue aber macht sich bemerklich, sobald ein anderer Mensch ihm sich freundlicher zeigt als der eigene Herr. Diese Untreue ist geschichtlich. Als Eduard III. starb, zog ihm seine Buhle noch schnell einen kostbaren Ring vom Finger, und sein Windspiel verließ ihn im Augenblicke des Todes und schmiegte sich seinen Feinden an. Doch gibt es auch unter den Windhunden rühmliche Ausnahmen, welche an Anhänglichkeit und Treue hinter anderen Hunden kaum zurückstehen und uns auch in dieser Hinsicht mit der Rasse befreunden. Und möglicherweise verdienen die Windspiele insgesammt von vornherein entschuldigt zu werden; denn gewichtige Gründe sprechen dafür, daß die größere oder geringere Anhänglichkeit eines Hundes mit der verschiedenen Ausbildung ihres Geruchsinnes in Beziehung steht.

Wie der Windhund gegen den Menschen sich zeigt, so benimmt er sich auch gegen andere Hunde. Er liebt sie nicht, sie sind ihm sogar fast gleichgültig: kommt es aber zu einer Balgerei, so ist er sicher der erste, welcher zubeißt, und kann dann gefährlich werden. Denn trotz seiner schlanken, feinen Gestalt ist er stark, und sobald es zum Beißen kommt, benutzt er seine Größe, hält dem Gegner die Schnauze immer übers Genick, packt, sobald jener sich rührt, fest zu, sucht ihn empor zu heben und schüttelt ihn, daß ihm Hören und Sehen vergeht. Dabei handelt er so niedrig, daß er auch mit kleinen Hunden anbindet, welche andere, edeldenkende Hunde stets mit einer gewissen Herablassung behandeln und wenigstens niemals beißen: es kommt häufig genug vor, daß ein Windhund kleinere Hunde in wenigen Augenblicken todtschüttelt. Alle unliebsamen Eigenschaften des Windhundes können jedoch seine Bedeutung nicht beeinträchtigen. Vielen Völkerschaften macht er sich ebenso unentbehrlich wie der Vorstehhund dem europäischen Jäger, der Hirtenhund dem Schäfer. Weit mehr, als er im Norden benutzt wird, gebraucht man ihn im Süden, namentlich in allen Steppenländern. Tataren, Perser, Kleinasiaten, Beduinen, Kabilen, die Araber, Sudânesen, Inder und andere mittelafrikanische und asiatische Völkerschaften achten ihn überaus hoch, im Werthe oft einem guten Pferde gleich. Unter den Araberstämmen der Wüste oder vielmehr der Wüstensteppen am Rande der Sahara geht das Sprichwort:

„Ein guter Falk, ein schneller Hund, ein edles Pferd,
Sind mehr als zwanzig Weiber werth",

und man begreift die Begründung dieses Sprichwortes, wenn man unter den Leuten gelebt hat.

Bei uns freilich wird der Windhund nicht viel gebraucht. Die Jagd mit ihm ist für den Wildstand äußerst schädlich und deshalb auch an vielen Orten untersagt. Nur große Gutsbesitzer machen sich ab und zu das Vergnügen, mit ihm zu jagen. Dazu wird er leicht abgerichtet. Wenn er ein und ein halbes Jahr alt geworden, nimmt man ihn an die Leine und sucht es dahin zu bringen, daß er an dieser ruhig geht. Anfangs bringt man ihn mit einem alten Windhunde auf ein Revier, wo es wenig Hasen gibt, und hetzt erst bloß junge Hasen, welche aber noch nicht weit von ihm entfernt sein dürfen. Die Gegend muß eben und frei sein, und man muß zu Pferde überall hinkommen können, damit man auch zur rechten Zeit bei ihm anlangt, wenn er einen Hasen gefangen hat.

Solche Jagd bietet ein schönes Schauspiel. Der Hase ist so dumm nicht wie er aussieht, und spielt dem unerfahrenen Hunde manche Tücke. In rasender Eile jagt dieser seinem Wilde nach,

macht Sätze von wirklich unglaublicher Ausdehnung, nicht selten solche, welche mit denen der größeren Katzen wetteifern, von zwei, drei und vier Meter Weite, und so geschieht es, daß er dem Hasen bald auf den Leib rückt. Jetzt ist er dicht herangekommen, — im nächsten Augenblicke wird er ihn fassen — aber der Hase hat plötzlich einen Haken geschlagen und rennt rückwärts; der Hund dagegen, welcher in gerader Flucht ihm nacheilte, ist weit über ihn hinausgestürzt, fällt fast auf die Erde, schaut sich wüthend um, geräth in äußersten Zorn, sucht und sieht endlich den Hasen bereits auf anderthalbhundert Schritte Entfernung dahinlaufen. Jetzt wirft er sich herum, rast ihm nach, faßt ihn bereits wieder, da schlägt der Hase einen zweiten Haken und dem Hunde ergeht es wie das erste Mal. In dieser Weise würde die Jagd ohne Ende fortdauern, wenn man nicht zwei Hunde auf einen Hasen laufen ließe, von denen der eine verfolgt, während der andere ihm den Bogen abschneidet. Hat nun endlich der Hund den Hasen gefangen, so muß man sobald als möglich zur Stelle sein; denn die allermeisten Windhunde schneiden ihre Beute an und haben sie manchmal bereits halb aufgefressen, wenn der Jäger herbeikommt. Ein Windhund, welcher die anderen hiervon abhält, wird Retter genannt, und derjenige, welcher im Stande ist, einen Hasen allein ohne Hülfe zu erhaschen, Solofänger; beide werden außerordentlich theuer bezahlt und sind sehr gesucht.

Um von der Schnelligkeit eines guten Windhundes ein Beispiel zu geben, mag eine von Engländern angestellte Beobachtung hier Platz finden. Eine Koppel von Windhunden durchlief, laut Daniel, bei Verfolgung eines aus dem Lager gestoßenen Hasen in zwölf Minuten über vier englische Meilen in gerader Richtung, also nach Abrechnung aller, die Entfernung sehr beträchtlich vermehrenden Krümmungen und Haken, welche der Hase in seiner Noth einschlug. Dies kommt der Schnelligkeit der Personenzüge auf unseren gutverwalteten Eisenbahnen ungefähr gleich. Der Hase hatte sich todt gelaufen, bevor die Windhunde ihn erreichten.

Während im Norden die Windhunde vielfach durch ihren Leibesbau und ihre Behaarung sich unterscheiden, gehören die des Südens, wie es scheint, mehr oder weniger einer Rasse an, welche uns der Steppenwindhund kennen lehren mag. Er ist ein ebenso edles als anmuthiges Thier, seine Behaarung seidenweich, seine Färbung ein leichtes Isabellgelb, welches nicht selten ins Weißliche zieht, häufig aber bis zur echten Rehfarbe dunkelt. Auf den alten egyptischen Denkmälern findet man die Rasse unter anderen, namentlich gefleckten Windhunden abgebildet, woraus also hervorgeht, daß dieses vortreffliche Thier schon im grauen Alterthum benutzt wurde. Ich meinestheils habe ihn in Kordofân kennen gelernt.

Alle Steppenbewohner, und zwar die festsitzenden ebensogut wie die herumwandernden, verehren den Windhund in absonderlicher Weise. Es wurde mir nicht möglich, ein Windspiel käuflich an mich zu bringen, weil die Leute sich durchaus nicht auf den Handel einlassen wollten. Besondere Gebräuche, welche zum Gesetze geworden sind, bestimmen gewissermaßen den Werth des Thieres. So muß, um ein Beispiel zu geben, in Jemen nach altem Brauch und Recht Jeder, welcher ein Windspiel erschlägt, so viel Weizen zur Sühne geben, als erforderlich ist, den Hund zu bedecken, wenn er so an der Standarte aufgehängt wird, daß er mit der Schnauzenspitze eben den Boden berührt. Bei dem verhältnismäßig hohen Preise, welchen der Weizen in jener Gegend hat, beansprucht dies eine ganz außerordentliche Summe; denn ein derartig aufgehangener Windhund erfordert bei dem geringen Fallwinkel des Getreides, wenn er bedeckt sein will, einen Haufen von vielen Scheffeln.

Im Jahre 1848 verlebte ich mehrere Wochen in dem Dorfe Melbeß in Kordofân und hatte hier vielfache Gelegenheit, den innerafrikanischen Windhund zu beobachten. Die Dorfbewohner nähren sich, obgleich sie Getreide bauen, hauptsächlich von der Viehzucht und der Jagd. Aus diesem Grunde halten sie bloß Schäfer- und Windhunde, die ersteren bei den Herden, die letzteren im Dorfe. Es war eine wahre Freude, durch das Dorf zu gehen; denn vor jedem Hause saßen drei

oder vier der prächtigen Thiere, von denen eines das andere an Schönheit übertraf. Sie waren wachsam und schon hierdurch von ihren Verwandten sehr verschieden. Sie schützten das Dorf auch gegen die nächtlichen Ueberfälle der Hiänen und Leoparden; nur in einen Kampf mit dem Löwen ließen sie sich nicht ein. Am Tage verhielten sie sich ruhig und still; nach Einbruch der Nacht begann ihr wahres Leben. Man sah sie dann auf allen Mauern herumklettern; selbst die Strohdächer der Dokhâls oder runden Hütten mit kegelförmigem Dache bestiegen sie, wahrscheinlich um dort einen geeigneten Standpunkt zum Ausschauen und Lauschen zu haben. Ihre Gewandtheit im Klettern erregte billig meine Verwunderung. Schon in Egypten hatte ich beobachtet, daß die Dorfhunde nachts mehr auf den Häusern als auf den Straßen sich aufhalten: hier aber sind alle Hüttendächer glatt und eben; in Melbeß dagegen waren dies nur die wenigsten; gleichwohl schienen auch hier die Hunde oben ebenso heimisch zu sein als unten auf der flachen Erde. Wenn nun die Nacht hereinbrach, hörte man anfangs wohl hier und da Gekläff und Gebell; bald jedoch wurde es ganz ruhig, und man vernahm höchstens das Geräusch, welches die Hunde verursachten, wenn sie über die Dächer wegliefen, unter denen man lag. Doch verging während meines ganzen Aufenthaltes keine Nacht, ohne daß sie Gelegenheit gefunden hätten, dem Menschen zu dienen. Eine Hiäne, ein Leopard oder ein Gepard, wilde Hunde und andere Raubthiere näherten sich allnächtlich dem Dorfe. Ein Hund bemerkte die verhaßten Gäste, und schlug in eigenthümlich kurzer Weise heftig an. Im Nu war die ganze Meute lebendig: mit wenig Sätzen sprang jeder Hund von seinem erhabenen Standpunkte herab; in den Straßen bildete sich augenblicklich eine Meute, und diese stürmte nun eilig vor das Dorf hinaus, um den Kampf mit dem Feinde zu bestehen. Gewöhnlich hatte schon nach einer Viertelstunde die ganze Gesellschaft sich wieder versammelt: der Feind war in die Flucht geschlagen, und die Hunde kehrten siegreich zurück. Bloß wenn ein Löwe erschien, bewiesen sie sich feige und verkrochen sich heulend in einen Winkel der Serîba oder der dornigen Umzäunung des Dorfes.

Jede Woche brachte ein paar Festtage für unsere Thiere. Am frühen Morgen vernahm man zuweilen im Dorfe den Ton eines Hornes, und dieser rief ein Leben unter den Hunden hervor, welches gar nicht zu beschreiben ist. Als ich den eigenthümlichen Klang des Hornes zum ersten Male vernahm, wußte ich ihn mir nicht zu deuten; die Hunde aber verstanden sehr wohl, was er sagen sollte. Aus jedem Hause hervor eilten ihrer drei oder vier mit wilden Sprüngen, jagten dem Klange nach, und in wenigen Minuten hatte sich um den Hornbläser eine Meute von wenigstens fünfzig bis sechszig Hunden versammelt. Wie ungeduldige Knaben umdrängten sie den Mann, sprangen an ihm empor, heulten, bellten, kläfften, wimmerten, rannten unter sich hin und her, knurrten einander an, drängten eifersüchtig diejenigen weg, welche dem Manne am nächsten standen, kurz, zeigten in jeder Bewegung und in jedem Laute, daß sie aufs äußerste erregt waren. Als ich aus den meisten Häusern die jungen Männer mit ihren Lanzen und verschiedenen Schnuren und Stricken hervortreten sah, verstand ich freilich, was der Hornlaut zu sagen hatte: daß er das Jagdzeichen war. Nun sammelte sich die Mannschaft um die Hunde, und Jeder suchte sich seine eigenen aus dem wirren Haufen heraus. Ihrer vier bis sechs wurden immer von einem Manne geführt; dieser aber hatte oft seine Noth, um die ungeduldigen Thiere nur einigermaßen zu zügeln. Das war ein Drängen, ein Vorwärtsstreben, ein Kläffen, ein Bellen ohne Ende! Endlich schritt der ganze Jagdzug geordnet zum Dorfe hinaus, dabei ein wirklich prachtvolles Schauspiel gewährend. Man ging selten weit, denn schon die nächsten Wälder boten eine ergiebige Jagd, und diese war, Dank dem Eifer und Geschick der Hunde, für die Männer eine verhältnismäßig leichte. An einem Dickichte angekommen, bildete man einen weiten Kessel und ließ die Hunde los. Diese drangen in das Innere des Dickichts ein und fingen fast alles jagdbare Wild, welches sich dort befand. Man brachte mir Trappen, Perlhühner, Frankoline, ja sogar Wüstenhühner, welche von den Hunden gefangen worden waren. Mehr brauche ich wohl nicht zu sagen, um die Gewandtheit dieser vortrefflichen Thiere zu beweisen. Eine Antilope entkam ihnen nie, weil sich jedesmal ihrer vier oder

sechs vereinigten, um sie zu verfolgen. Die gewöhnliche Jagdbeute bestand aus Antilopen, Hasen und Hühnern, doch wurden auch andere Thiere von den Hunden erbeutet, z. B. Wildhunde (Canis simensis), Steppenfüchse (Vulpes famelica) und sonstige Raubthiere; auch versicherte man mir, daß ein Leopard, ein Gepard oder eine Hiäne den Windhunden jedesmal erliegen müsse.

Diese Hunde sind der Stolz der Steppenbewohner und werden deshalb auch mit einer gewissen Eifersucht festgehalten. Bei den festwohnenden Arabern der Nilniederung findet man sie nicht, und nur selten kommt ein Steppenbewohner mit zwei oder drei seiner Lieblingsthiere bis zum Nile herab, verliert auch bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich einen seiner Hunde, und zwar durch die Krokodile. Die am Nile und seinen Armen geborenen und dort aufgewachsenen Hunde werden von den Krokodilen niemals überrascht. Sie nahen sich, wenn sie trinken wollen, dem Strome mit der allerverständigsten Vorsicht und tappen nie blindlings zu, wie die der Verhältnisse unkundigen Steppenhunde. Ein Nilhund, um dies kurz zu beschreiben, kommt mistrauisch zum Flußufer, beobachtet das Wasser von dort genau, schreitet bedachtsam näher bis zu dem Spiegel desselben heran, heftet die Augen fest auf das trügerische Element und trinkt in Absätzen, bei der geringsten Bewegung der Wellen sich eilig zurückziehend; der Steppenhund dagegen denkt gar nicht daran, daß im Wasser etwas verborgen sein könne, springt unbesorgt in den Strom, um sich auch Brust und Leib zu kühlen, und fällt so den Krokodilen häufig zum Opfer. Ob dies eine der Hauptursachen ist, daß man unmittelbar am Nile selbst keine Windhunde hält, oder ob noch andere Umstände mitwirken, weiß ich nicht zu sagen.

Ueber die Windhunde des westlichen Theiles der Wüste mag uns General Daumas belehren:

„In der Sahara wie in allen übrigen Ländern der Araber ist der Hund nicht mehr als ein vernachlässigter, beschwerlicher Diener, welchen man von sich stößt, wie groß auch die Nützlichkeit seines Amtes sei, gleichviel ob er die Wohnung bewachen oder das Vieh hüten muß; nur der Windhund allein genießt die Zuneigung, die Achtung, die Zärtlichkeit seines Herrn. Der Reiche sowohl wie der Arme betrachten ihn als den unzertrennlichen Genossen aller ritterlichen Vergnügungen, welche die Beduinen mit so großer Freude üben. Man hütet diesen Hund wie seinen eigenen Augapfel, gibt ihm sein besonderes Futter, läßt ihn, sozusagen, mit sich aus einer Schüssel speisen und sieht mit großer Sorgfalt auf die Reinhaltung der Rassen. Ein Mann der Sahara durchreist gern seine zwanzig, dreißig Meilen, um für eine edle Hündin einen passenden edlen Hund zu finden!

„Der Windhund der besten Art muß die flüchtige Gazelle in wenig Zeit erreichen. „Wenn der „Slugui“ eine Gazelle sieht, welche weidet, fängt er sie, ehe sie Zeit hatte, den Bissen im Munde hinab zu schlingen“, sagen die Araber, um die Schnelligkeit und Güte ihrer Hunde zu versinnlichen.

„Geschieht es, daß eine Windhündin sich mit einem anderen Hunde einläßt und trächtig wird, so tödten die Araber ihr die Jungen im Leibe, sobald sie sich einigermaßen entwickelt haben. Und nicht allein ihre Kinder verliert solch eine ungerathene Hündin, sondern unter Umständen auch das eigene Leben. Ihr Besitzer läßt sie ohne Gnade umbringen: „Wie“, ruft er aus, „du, eine Hündin von Erziehung, eine Hündin von edler Geburt, wirfst dich weg und läßt dich mit dem Pöbel ein? Es ist eine Gemeinheit ohne Gleichen; stirb mit deinem Verbrechen!“

„Wenn eine Windhündin Junge geworfen hat, verlieren die Araber keinen Augenblick, um diese Jungen gehörig zu beobachten und sie zu liebkosen. Nicht selten kommen die Frauen herbei und lassen sie an ihren eigenen Brüsten trinken. Je größeren Ruf die Hündin hat, um so mehr Besuche empfängt sie während ihres Wochenbettes, und alle bringen ihr Geschenke, die einen Milch, die anderen Kuskusu. Kein Versprechen, keine Schmeichelei gibt es, welche nicht angewandt würde, um ein junges, edles Hündchen zu erlangen. „Ich bin dein Freund, mein Bruder, thue mir den Gefallen und gib mir das, worum ich dich bitte; ich will dich gern begleiten, wenn du zur Jagd hinausgehst; ich will dir dienen und dir alle Freundlichkeiten erzeigen.“ Auf alle diese

Bitten antwortet der Herr der Hündin, dem solche Bitten gespendet werden, gewöhnlich, daß er noch nicht Gelegenheit gehabt habe, für sich selbst den ihm anstehenden Hund des Gewölfes auszusuchen, und unter sieben Tagen gar nichts sagen könne. Solche Zurückhaltung hat ihren Grund in einer Beobachtung, welche die Araber gemacht haben wollen. In dem Gewölfe der Windhündin gibt es immer ein Hündchen, welches auf allen übrigen liegt, sei es zufällig oder infolge seiner eigenen Anstrengungen. Um sich nun vollends von der Güte dieses Thieres zu versichern, nimmt man es von seinem Platze weg und beobachtet, ob es sich in den ersten sieben Tagen wiederholt denselben erobert. Geschieht dies, so hat der Besitzer die größten Hoffnungen, einen vorzüglichen Hund in ihm zu erhalten, und es würde vergeblich sein, ihm den besten Negersklaven als Tauschmittel zu bieten: er verkauft den Hund sicherlich nicht. Eine andere Ansicht läßt diejenigen Hunde als die besten erscheinen, welche zuerst, zu dritt und zu fünft geboren werden.

„Mit dem vierzigsten Tage werden die jungen Windhunde entwöhnt; demungeachtet erhalten sie aber noch Ziegen- oder Kamelmilch, soviel sie mögen, und dazu Datteln und Kuskusu. Nicht selten sieht man Araber, welche für die jungen, der Mutter entwöhnten Hunde milchreiche Ziegen festhalten, damit die hochgeachteten Thiere an denselben saugen können.

„Ist der Windhund drei oder vier Monate alt geworden, so beginnt man, sich mit seiner Erziehung zu beschäftigen. Die Knaben lassen vor ihm Spring- und Rennmäuse laufen und hetzen den jungen Fänger auf dieses Wild. Es dauert nicht lange, so zeigt das edle Thier bereits rege Lust an solcher Jagd, und nach wenigen Wochen ist es schon so weit gekommen, daß es auch auf andere, größere Nager verwendet werden kann. Im Alter von fünf und sechs Monaten beginnt man bereits mit der Jagd des Hasen, welche ungleich größere Schwierigkeit verursacht. Die Diener gehen zu Fuß, den jungen Windhund an der Hand führend, nach einem vorher ausgekundschafteten Hasenlager, stoßen den Schläfer auf, feuern den Hund durch einen leisen Zuruf zur Verfolgung an und fahren mit diesem Geschäfte fort, bis der Windhund Hasen zu fangen gelernt hat. Von diesen steigt man zu jungen Gazellen auf. Man nähert sich ihnen mit aller Vorsicht, wenn sie zur Seite ihrer Mütter ruhen, ruft die Aufmerksamkeit der Hunde wach, begeistert sie, bis sie ungeduldig werden, und läßt sie dann los. Nach einigen Uebungen betreibt der Windhund auch ohne besondere Aufmunterung die Jagd leidenschaftlich.

„Unter solchen Uebungen ist das edle Thier ein Jahr alt geworden und hat beinahe seine ganze Stärke erreicht. Demungeachtet wird der Slugui noch nicht zur Jagd verwandt, höchstens, nachdem er fünfzehn oder sechszehn Monate alt geworden ist, gebraucht man ihn wie die übrigen. Aber von diesem Augenblicke an muthet man ihm auch fast das Unmögliche zu, und er führt das Unmögliche aus.

„Wenn jetzt dieser Hund ein Rudel von dreißig oder vierzig Antilopen erblickt, zittert er vor Aufregung und Vergnügen und schaut bittend seinen Herrn an, welcher erfreut ihm zu sagen pflegt: „Du Judensohn, sage mir nur nicht mehr, daß du sie nicht gesehen hast. Ich kenne dich, Freund; aber will dir gern zu Willen sein". Jetzt nimmt er seinen Schlauch herab und befeuchtet dem Judensohne und Freunde Rücken, Bauch und Geschlechtstheile, überzeugt, daß der Hund hierdurch mehr gestärkt werde als durch alles übrige. Der Windhund seinerseits ist voll Ungeduld und wendet seine Augen bittend nach seinem Herrn. Endlich sieht er sich frei, jauchzt vor Vergnügen auf und wirft sich wie ein Pfeil auf seine Beute, immer das schönste und stattlichste Stück des Rudels sich auswählend. Sobald er eine Gazelle oder andere Antilope gefangen hat, erhält er augenblicklich sein Weidrecht, das Fleisch an den Rippen nämlich, — Eingeweide würde er mit Verachtung liegen lassen.

„Der Windhund ist klug und besitzt sehr viel Eitelkeit. Wenn man ihm vor der Jagd eine schöne Antilope zeigt, er aber nicht im Stande ist, diese zu bekommen, sondern dafür eine andere niederreißt und dafür gescholten wird, zieht er sich schamvoll zurück, auf sein Wildrecht verzichtend. Die Erziehung, welche er genießt, macht ihn unglaublich eitel. Ein edler Windhund frißt niemals

von einem schmutzigen Teller und trinkt nie Milch, in welche Jemand seine Hand getaucht hat. Seine Erzieher haben ihn so verwöhnt, daß er die beste Abwartung verlangt. Während man anderen Hunden kaum Nahrung reicht, sondern sie vielmehr zwingt, mit dem Aase und mit den Knochen sich zu nähren, welche die Windhunde verschmähen, während man sie wüthend aus den Zelten stößt und vom Tische wegjagt, schläft der Windhund zur Seite seines Herrn auf Teppichen und nicht selten in einem Bette mit seinem Besitzer. Man kleidet ihn an, damit er nicht von der Kälte leidet, man belegt ihn mit Decken wie ein edles Pferd; man gibt sich Mühe, ihn zu erheitern, wenn er mürrisch ist, alles dies, weil seine Unarten, wie man sagt, ein Zeichen seines Adels sind. Man findet Vergnügen darin, ihn mit allerlei Schmuck zu behängen; man legt ihm Halsbänder und Muscheln um und behängt ihn, um ihn vor dem Blicke des „bösen Auges“ zu schützen, mit Talismanen; man besorgt seine Nahrung mit größter Sorgfalt und gibt ihm überhaupt nur das Essen, welches man selbst für Leckerbissen hält. Und nicht genug damit: der Windhund begleitet seinen Herrn, wenn dieser seine Besuche macht, empfängt wie dieser die Gastfreundschaft im vollsten Maße, erhält sogar seinen Theil von jedem Gerichte.

„Der edle Windhund jagt nur mit seinem Herrn. Solche Anhänglichkeit und die Reinlichkeit des Thieres vergilt die Mühe, welche man sich mit ihm gibt. Wenn nach einer Abwesenheit von einigen Tagen der Herr zurückkommt, stürzt der Windhund jauchzend aus dem Zelte hervor und springt mit einem Satze in den Sattel, um den von ihm schmerzlich Vermißten zu liebkosen. Dann sagt der Araber zu ihm: „Mein lieber Freund, entschuldige mich, es war nothwendig, daß ich dich verließ; aber ich gehe nun mit dir: denn ich brauche Fleisch, ich bin des Dattelnessens müde, und du wirst wohl so gut sein, mir Fleisch zu verschaffen“. Der Hund benimmt sich bei allen diesen Freundlichkeiten, als wisse er sie Wort für Wort in ihrem vollen Werthe zu würdigen.

„Wenn ein Windhund stirbt, geht ein großer Schmerz durch das ganze Zelt. Die Frauen und Kinder weinen, als ob sie ein theueres Familienglied verloren hätten. Und oft genug haben sie auch viel verloren; denn der Hund war es, welcher die ganze Familie erhielt. Ein Slugui, welcher für den armen Beduinen jagt, wird niemals verkauft, und nur in höchst seltenen Fällen läßt man sich herbei, ihn einem der Verwandten oder einem Marabut, vor dem man große Ehrfurcht hat, zu schenken. Der Preis eines Slugui, welcher die größeren Gazellen fängt, steht dem eines Kameles gleich; für einen Windhund, welcher größere Antilopen niederreißt, bezahlt man gern so viel wie für ein schönes Pferd.“

Die Perser benutzen ihre Windhunde, welche den afrikanischen außerordentlich ähneln, ebenfalls hauptsächlich bei der Antilopenjagd, stellen ihnen aber in ihren Baizfalken vortreffliche Gehülfen. Alle vornehmen Perser sind leidenschaftliche Freunde dieser gemischten oder vereinigten Hetzjagden und wagen bei wahrhaft haarsträubenden Ritten ohne Bedenken ihr Leben. Sobald sie in ihrer Ebene eine Antilope erblicken, lassen sie den Baizfalken steigen, und dieser holt mit wenig Flügelschlägen das sich flüchtende Säugethier ein und zwingt es auf eigenthümliche Weise zum Feststehen. Geschickt einem Stoße des spitzen Hornes ausweichend, schießt er schief von oben herab auf den Kopf der Antilope, schlägt dort seine gewaltigen Fänge ein, hält sich trotz alles Schüttelns fest und verwirrt das Thier durch Flügelschläge, bis es nicht mehr weiß, wohin es sich wenden soll, und solange im Kreise herumtaumelt, bis die Windhunde nachgekommen sind, um es für ihren Herrn fest zu machen. Außerdem benutzt man letztere zur Jagd des Ebers und des wilden Esels (Asinus onager), welcher dem Jäger und seinem schnellen vierfüßigen Gehülfen viel zu schaffen machen soll. Seinem natürlichen Triebe folgend, eilt der aufgescheuchte Wildesel augenblicklich den felsigen Abhängen zu, in welchen er den größten Theil seines Lebens verbringt und der Uebung im Klettern wegen die größten Vortheile vor dem persischen Pferde hat. Nur solche gewandte Geschöpfe, wie die eingeborenen Windhunde es sind, können ihm in jene Gebiete folgen; aber auch sie müssen nicht selten ihre Beute aufgeben, obgleich man mehrere Hundemeuten in der Verfolgung des ebenso flüchtigen als muthigen Esels abwechseln läßt.

Das zierlichste Mitglied der ganzen Windhundgesellschaft ist der sogenannte **italienische Hund** (Canis familiaris grajus [leporarius] italicus), anderen Windhunden gegenüber ein wahrer Zwerg, aber ein höchst wohlgebildeter Zwerg, bei welchem jeder Körpertheil im genauesten Verhältnisse steht. Sein ganzes Gewicht übersteigt selten 6 oder 7 Pfund, und die allerausgezeichnetsten wiegen sogar bloß 4 Pfund, trotz ihrer Höhe von 40 Centim. In Gestalt und Färbung stimmt er vollständig mit dem eigentlichen Windhunde überein.

Man hat versucht, das niedliche Geschöpf zur Jagd der Kaninchen abzurichten, allein es eignet sich hierzu weit weniger als zu der Rolle eines Schoßhündchens oder Lieblings von Damen;



Italienischer Hund (Canis familiaris grajus italicus). 1/9 natürl. Größe.

denn der italienische Windhund läßt sich leichter und gründlicher verziehen als jeder andere Hund. Ein liebebedürftiges und erziehungslustiges Frauenherz findet in ihm einen unübertrefflichen Gegenstand, ein Wesen, welches in kurzer Zeit an Eigenwillen, Empfindlichkeit und Empfindsamkeit selbst das verweichlichtste Menschenkind übertrifft. Abgesehen von diesen Eigenschaften ist der schmucke, zart gebaute Hund ein wirklich reizendes Geschöpf, jeder Körpertheil an ihm zierlich und fein gebildet, jede Bewegung von ihm leicht, gefällig und anmuthig. Ueber einen auch mir liebgewordenen Hund dieser Art schreibt mir seine junge Gebieterin, Fräulein **von Drygalski**, das nachstehende. „So sehr auch „Agile" die Bequemlichkeit liebt, so rücksichtlos setzt er dieselbe außer Acht, sobald es gilt, seine Anhänglichkeit an den Herrn zu bethätigen. Der im Zimmer von allen verhätschelte Liebling, das verwöhnte, verweichlichte Schoßthier, scheut weder Regen noch Frost und Wind, wenn es sich darum handelt, mit seinem Gebieter auszugehen. Stundenlang hat er bei wahrem Hundewetter im Freien zugebracht, sich wie ein Wurm gekrümmt, niemals aber seinen Herrn verlassen. Selbst wenn dieser ihn auffordert, nach Hause zu gehen, vermag er es nicht über sich zu gewinnen, dem Befehle Folge zu leisten: er weicht dann höchstens ein Stück Weges zurück, kauert sich nieder, vor Kälte zitternd, blickt seinem Herrn wehmüthig nach und schießt endlich, auch ohne die ihm sicher werdende Erlaubnis zum Mitgehen abzuwarten, wie ein Pfeil heran, heftet die

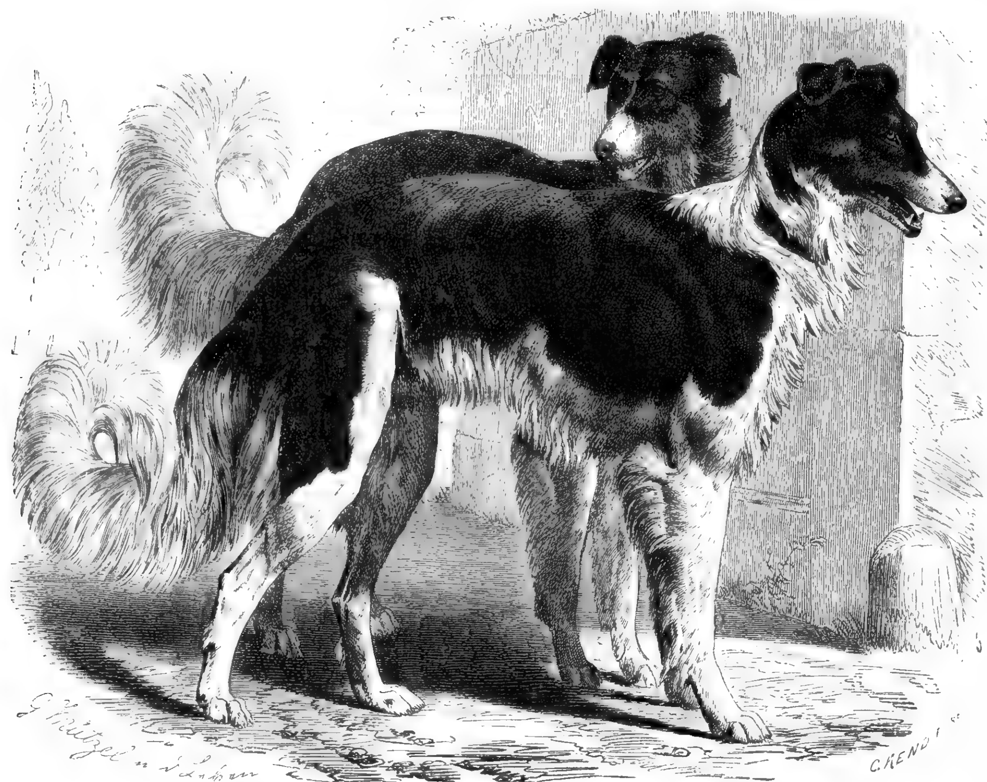
klugen Augen fragend auf den Gebieter, unterdrückt das quälende Gefühl der Kälte und jagt in weiten Sätzen hin und her, um den Frost von sich abzuschütteln. Nur wenn er überhaupt nicht mitgenommen wird, kommt seine verletzte Eitelkeit auch dem Herrn gegenüber zur Geltung. Er schmollt dann mit diesem, verkriecht sich bei dessen Rückkehr, beachtet ihn nicht und beansprucht Liebkosungen und freundliches Zureden, bevor er ihm wieder in gewohnter Weise sich nähert. Liebkosungen verlangt Agile von jedem seiner Freunde und Bekannten; so beglückt er denselben aber sich hingibt, so genügt doch ein einziger Ruf seines Herrn, um ihn zu bewegen, den Freund, welcher ihn hätschelte, sofort zu verlassen und zu dem Gebieter zu eilen. Aber nicht allein treu, sondern auch klug und listig, kühn und muthig ist unser Windspiel. Agile kennt Zeit und Oertlichkeit, erwartet, am Fenster sitzend, rechtzeitig unsere Rückkehr, macht sich zu bestimmter Zeit zum Ausgange mit seinem Gebieter fertig und sucht durch List zu erreichen, was er durch Schmeicheleien nicht erlangen konnte. Verbotenerweise schläft er des Nachts in meinem Bette, läßt sich aber, sobald er die Hausfrau, deren Verbot er übertrat, sich nähern hört, unhörbar aus demselben zu Boden gleiten, kriecht in seinen Korb und thut als ob nichts vorgefallen wäre. Er unterscheidet alte Bekannte sehr genau von Fremden, so gern er auch von diesen sich hätscheln läßt, kennt im Wirtshause, in welchem er sich als Stammgast fühlt, Wirt und Kellner und bestellt sich in nicht miszuverstehender Weise bei ihnen Speise und Trank, bindet dreist mit großen und kleinen Hunden an und schlägt gar manchen von ihnen wacker in die Flucht. Seitdem wir ihn besitzen, glauben wir nicht mehr an die geistige Beschränktheit und sprichwörtliche Untreue der Windspiele überhaupt. Augenscheinlich muß er sich mehr auf sein Gesicht als auf seinen Geruch verlassen; dies beweist er dadurch, daß er im Menschengedränge sich krampfhaft an die Fersen seines Begleiters klammert, während er sonst, wenn ihm eine weitere Umschau nicht verwehrt wird, in Bogensätzen seinen Herrn umspringt. In jenem Falle mag er unklug erscheinen, in diesem wird Niemand dumm ihn schelten, und was die Untreue anlangt, so haben wir bei unserem Windspiele nur das Gegentheil bemerkt."

Das glattanliegende, dünne Fell und die damit im Einklange stehende Frostigkeit der Windhunde deuten ebenso wie ihr häufiges Vorkommen in Afrika und Asien darauf hin, daß man die ursprüngliche Heimat der Thiere in heißen Ländern zu suchen und sie als Wüsten- und Steppenthiere aufzufassen hat, welche erst von hier aus bei uns eingeführt wurden. Der größere Theil der Rassen behielt auch im Norden alle Eigenthümlichkeiten des Windhundgepräges bei, während einzelne Rassen sich unserem Klima anpaßten oder ihm angepaßt wurden. Zu letzteren gehört der schottische oder Wolfswindhund (Canis familiaris grajus [leporarius] hibernicus), ein Thier von derselben Größe wie der gemeine Verwandte und außerordentlicher Schönheit, ebenso zierlich gebaut und mit ebenso feinen Gliedern ausgerüstet wie jener, aber durch die verhältnismäßig dichte Behaarung unterschieden. Seine Gesammtlänge beträgt reichlich 1,5 Meter, wovon der Schwanz etwa 40 Centim. wegnimmt, die Höhe am Widerrist ungefähr 75 Centim.; die Behaarung ist nicht besonders lang, obschon mehr als dreimal länger als die des Windhundes, aber dicht und so gleichmäßig, daß der Pelz ein schützendes Kleid gegen die Kälte nördlicher Länder bildet, die Fahne lang und geschlossen, die Färbung verschieden, schwarz oder braun und weiß, nicht selten auch rothbraun und grau getigert.

Unvermischte Wolfswindhunde sind gegenwärtig sehr selten geworden, falls nicht gänzlich ausgestorben. In früheren Jahrhunderten benutzte man sie hauptsächlich zur Wolfsjagd und hielt sie, ihres Muthes und ihrer Wehrhaftigkeit halber, hoch in Ehren. Nach Behauptung englischer Schriftsteller waren sie noch im vorigen Jahrhundert bedeutend größer als gegenwärtig, obgleich sie auch jetzt noch zu den stattlichsten Hunden zählen. Sie sind gutartig, ihrem Gebieter anhänglich, gegen Fremde weniger zuthunlich als andere Windhunde, denen sie übrigens in ihrem Wesen und Betragen gleichen. Andere Hunde haben sie zu fürchten, weil sie ebenso wie die Verwandten sich leicht zum Zorne hinreißen lassen und dann muthig kämpfen und fürchterlich beißen.

Unsere Abbildung stellt einen Wolfswindhund aus dem Gemeute des Prinzen **Karl von Preußen** dar.

Als häßliche Ausartung der Windhundform und, wie ich hinzufügen will, mehrerer anderer Hunderassen mag der **Nackthund** (Canis familiaris africanus) angesehen werden, afrikanischer Hund genannt, weil man annimmt, daß er ursprünglich dem Innern von Afrika angehörte und von dort nach Nordafrika und über Guinea nach Manila, China, auf die Antillen und Bahama-Inseln



Wolfswindhund (Canis familiaris grajus hibernicus). 1/9 natürl. Größe.

sowie über das Festland von Süd- und Mittelamerika verbreitet wurde. Der Leib ist etwas gestreckt, schmächtig, gegen die Weichen stark eingezogen, der Rücken stark gekrümmt, die Brust schmal, der Hals mittellang, aber dünn, der Kopf länglich und hoch, die Stirn stark gewölbt, die Schnauze ziemlich lang, nach vorn verschmälert und zugespitzt, die mittellangen, etwas breiten, zugespitzten und halb aufrechtstehenden Ohren sind nackt wie der übrige Körper und gegen die Spitze etwas umgebogen, die Lippen kurz und straff. Hohe, ziemlich schlanke und zarte Beine, ein sehr dünner, mäßig langer Schwanz und der Mangel der Afterzehe an den Hinterfüßen bilden seine übrigen Kennzeichen. Nur in der Nähe des Schwanzes, um den Mund herum und an den Beinen finden sich einige Haare; sonst ist die übrige Haut vollkommen nackt und deshalb der Hund ein häßliches Thier. Denn auch die schwarze Hautfärbung, welche bei uns nach einiger Zeit ins Grauliche übergeht und hier und da fleischfarbige Flecken zeigt, ist unschön. Die Länge des Körpers beträgt 65, die des Schwanzes 25 und die Höhe am Widerriste 35 Centim. Diese Beschreibung bezieht sich auf die windhundähnliche Form, neben welcher, wie bemerkt, auch andere vorkommen, wahrhaft abscheuliche Köter, welche nur ein verdorbener Geschmack erträglich finden kann.

In seinem ursprünglichen Vaterlande soll der eigentliche Nackthund zur Antilopenjagd verwendet werden und für diese Jagd eine vorzügliche Bewegung besitzen. Aeußerst leicht, beweglich und im Laufen ebenso schnell als anhaltend, soll er unermüdlich in der Verfolgung einer aufgefundenen Spur sein und es vortrefflich verstehen, dem verfolgten Wilde durch allerlei Abwege näher zu kommen und es sicherer einzuholen. Seine geistigen Fähigkeiten sollen gering sein; doch werden Gutmüthigkeit, Wachsamkeit und treueste Anhänglichkeit an den Herrn von ihm gerühmt. Unter den Sinnen sollen Geruchs- und Gehörsinn am meisten ausgebildet, und er als Spürhund zu gebrauchen sein. Ich theile diese Angaben mit, ohne Gewähr für sie zu übernehmen, muß im Gegentheile bemerken, daß ich sehr starke Zweifel bezüglich der Thatsächlichkeit derselben hege. Diejenigen Nackthunde, welche ich kennen gelernt habe, machten auf mich den Eindruck, als ob sie nichts anderes leisten könnten, denn Abscheu zu erregen. Bestimmte Nachrichten über das Land, in welchem sie Antilopen jagen sollen, fehlen gänzlich.

In unserem Klima kann der Nackthund wegen seiner Zartheit und Empfindlichkeit gegen rauhe Witterung nur als Stubenthier gehalten werden und dauert in der Regel nicht sehr lange aus. Seine Zärtlichkeit gegenüber den Einflüssen der Witterung ist so groß, daß er selbst an den wärmsten Tagen zittert. Auch bei der sorgfältigsten Pflege und trotz aller künstlichen Mittel, um ihn gegen die Rauhheit des Wetters zu schützen, unterliegt er häufig Krankheiten, welche er sich durch Erkältung zugezogen hat.

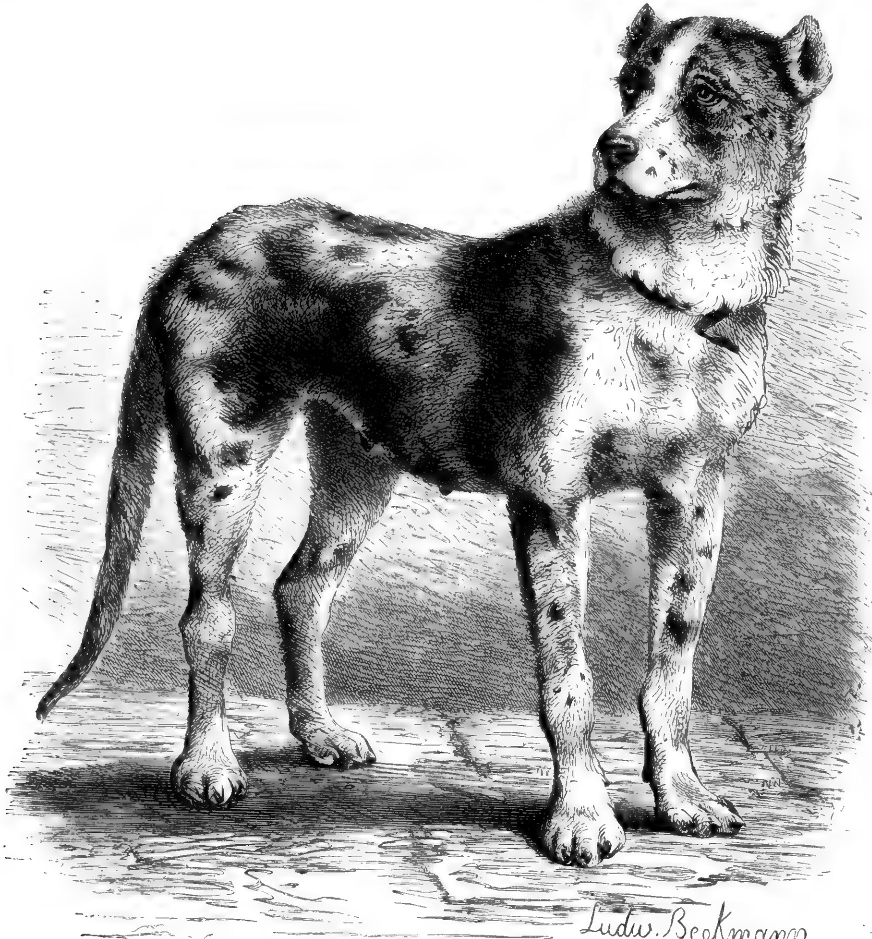
Vielleicht ist hier der Ort, die Schilderung eines Hundes einzuschalten, von welchem Hensel neuerdings nachstehende Beschreibung gegeben hat.

„Ein Wild gibt es, das Lieblingswild des Brasilianers, welches auch mit den besten seiner gewöhnlichen Hunde nicht zu jagen wäre, das Reh. Hierdurch war die Veranlassung gegeben, eine neue Rasse zu bilden, und in der That konnte sie nicht vorzüglicher erzeugt werden. Der brasilianische Rehhund gehört zu den besten, welche wir kennen, obgleich der Brasilianer aus angeborener Trägheit nichts für Verbesserung der Rasse thut und diese daher öfters noch der Gleichmäßigkeit entbehrt.

„Der **Rehhund** ist von mittlerer Größe, eher klein als groß, etwa wie ein Schäferhund, aber mit höheren Beinen, sein Kopf spitz, das Ohr sehr groß, zugespitzt und aufrechtstehend, das Genick stark, die Brust sehr tief, der Leib hoch hinaufgezogen, der Schenkel kräftig und muskelig, der Schwanz lang und dünn, die Farbe verschieden, gewöhnlich rehfarben. Das ganze Gepräge ist entschieden windhundartig, und ich hörte, wie ein deutscher Ansiedler seinen in Brasilien geborenen Kindern einen meiner Hunde als einen Windhund zeigte. Trotz dieser Aehnlichkeit ist doch der Geruch des Rehhundes ein außerordentlich feiner, und ich habe Thiere gesehen, welche noch nach einer vollen Stunde, nachdem das Reh einen Weg vorsichtig überschritten hatte, die Fährte desselben aufnahmen. Hierin unterscheidet er sich wesentlich vom Windhunde, von dem er nur die knappe Form, die Bissigkeit und die Ausdauer im Laufen hat.

„Zu den vorzüglichen Eigenschaften des Rehhundes gehört die Schnelligkeit, doch macht sie sich nur als Ausdauer geltend; denn er jagt langsam, wie es die Natur des Urwaldes mit sich bringt. Man gebraucht gewöhnlich zwei Hunde zur Jagd, welche einander kennen, unterstützen und anfeuern. Mehrere Hunde stören einander, ein einzelner gibt eher die Jagd auf. Die Rehhunde haben vor allen brasilianischen Hunden die Gewohnheit, auf eigene Faust zu jagen. Sie verlassen, sobald sie losgekoppelt sind, den Jäger, und er sieht sie nicht eher wieder als nach Beendigung der Jagd, oft erst in seiner Wohnung, zuweilen wohl am nächsten Tage. Sobald die Hunde losgelassen sind, eilen sie die Berganhöhen hinauf und bringen bald ein Reh getrieben, welches stets im Thale nach dem Wasser flüchtet. Hier haben sich die Schützen aufgestellt, denen das Reh nicht selten zum Schusse kommt. Ist dies nicht der Fall, so geht die Jagd weiter und dauert bei guten Hunden so lange, bis sie das Reh ermüdet und niedergerissen haben. Dann sättigen sie sich daran und treten

den Heimweg an, ohne weiter nach dem Jäger zu fragen. Zuweilen dauert bei ungünstigem Boden, vielen Schluchten und undurchdringlichen Dickichten die Jagd stundenlang, weil das Reh stets Zeit findet, sich wieder zu erholen. Kommt es nicht zum Schuß, so ist es für den Jäger immer verloren, auch wenn es die Hunde endlich niederreißen. Dies betrachtet der wahre Jäger nicht als Unglück, die Hauptsache bleibt ihm immer das Jagen der Hunde. Mit verhaltenem



Dänischer Hund (Canis familiaris danicus). 1/10 natürl. Größe.

Athem, etwas vorgebeugt, lauscht er ihrem Bellen, wenn es wie Glockenton rein und hell in das Thal niederschallt. Langsam, aber stetig nähert sich die Jagd. Ein guter Hund darf nicht hitzig sein, er würde in den zahllosen Dornen der Dickungen sich verwunden und leicht die Fährte verlieren. Ein europäischer Hund würde hier nicht genügen, vielmehr durch Hitze erschöpft und durch die Dornen verwundet, bald unbrauchbar werden. Hier helfen dem Rehhunde seine Leichtigkeit und Gewandtheit; doch vermeidet er wie die Windhunde das Wasser.

„So gern der Rehhund jagt, so wenig gern stellt er das Wild. Kann er es nicht niederreißen, so verläßt er es bald. Nachher ist er auch für die Jagd auf Bisamschweine oder den Tapir nicht so brauchbar; denn die ersteren flüchten unter Felsen oder in hohle Bäume und die Ante oder der Tapir stellt sich den Hunden im Wasser. Dagegen liefert die Kreuzung zwischen dem Rehhunde und gewöhnlichem Jagdhunde oft sehr werthvolle Erzeugnisse für die Jagd auf die größeren Wildarten.“

Als einfacher Blendling zwischen Windhund und Bullenbeißer wird der große dänische Hund (Canis familiaris [leporarius] danicus) angesehen. Man sieht ihn in Deutschland selten, in England als den treuen Begleiter von Pferden und Wagen häufiger. Er ist ein großes schönes Thier von edler Form mit schlanken Beinen und glattem Schwanze, schmalen und kurzen Ohren und großen schönen Augen; die Schnauze ist zugespitzt, aber wie das ganze Thier immer noch weit kräftiger als die des Windhundes. Seine Färbung spielt ins Braune, Mäusefarbene und Schwärzliche; Brust und Kehle sind jedoch immer weißlich.

Der dänische Hund, ein treues und wachsames Thier, gehört in Deutschland zu den Rassen, welche nirgends verbreitet sind, sondern überall nur einzeln vorkommen. In früheren Zeiten soll man ihn zur Jagd auf Rothwild benutzt und deshalb mehr gezüchtet haben; gegenwärtig hält man ihn hier und da als Zierhund. Ueber seine Eigenschaften und sein Wesen weiß ich nichts zu berichten.

*

Eine zweite Gruppe der Hunde umfaßt die Doggen.

Bei dem Bullenbeißer (Canis familiaris molossus) ist der Leib gedrungen, dick, gegen die Weichen nur wenig eingezogen, der Rücken nicht gekrümmt, die Brust breit und tiefliegend, der Hals ziemlich kurz und dick, der Kopf rundlich, hoch, die Stirne stark gewölbt, die Schnauze kurz, nach vorn verschmälert und sehr abgestumpft. Die Lippen hängen zu beiden Seiten über (klaffen vorn aber nicht) und triefen beständig von Geifer; die ziemlich langen und mittelbreiten Ohren sind gerundet, halb aufrecht stehend, gegen die Spitze umgebogen und hängend. Die kräftigen Beine haben mittlere Höhe; an den Hinterpfoten fehlt die Afterzehe. Der Schwanz ist am Grunde dick, gegen das Ende zu verschmälert, ziemlich lang und reicht bis an das Fersengelenk, wird selten gerade oder nach rückwärts gestreckt, sondern meistens in die Höhe gerichtet und vorwärts gebeugt. Die Färbung ist entweder fahl oder bräunlichgelb, bisweilen mit schwärzlichem Ueberfluge, oder auch bräunlich; die Schnauze, die Lippen und die äußeren Enden der Ohren sind schwarz; doch gibt es wie bei allen Hunden vielfache Abänderungen.

Als muthmaßliche Heimat des Bullenbeißers kann Irland betrachtet werden; wenigstens finden sich dort die ausgezeichnetsten Rassen, welche man überhaupt kennt. Entsprechend der Schwere und Plumpheit dieser Thiere ist ihr Lauf weder anhaltend noch rasch. Dagegen besitzen sie eine überaus große Stärke, viel Entschlossenheit und einen unglaublichen Muth, ja, man kann sagen, daß sie mit wenigen Ausnahmen als die muthigsten aller Thiere angesehen werden können. Ihrer Stärke wegen sind die Bullenbeißer zu schwerer und gefährlicher Jagd und zu Kämpfen mit wilden Thieren besonders geeignet. Noch im Anfange dieses Jahrhunderts veranstalteten die Engländer Kampfspiele zwischen Bullenbeißern und Stieren; selbst gegen Bären und Löwen kämpften die Hunde mit vielem Glück: man rechnete nur drei Doggen auf einen Bären, vier auf einen Löwen.

Die geistigen Fähigkeiten des Bullenbeißers sind nicht so ausgezeichnet wie die der übrigen gescheiten Hunde, keineswegs aber so tiefstehend, wie man gewöhnlich angenommen hat. Man glaubte, in dem Bullenbeißer ein Thier der rohen Stärke vor sich zu sehen, und gab sich vom Anfange an dem Glauben hin, daß es in geistiger Hinsicht durchaus nichts leisten könne. Doch ist diese Ansicht unbegründet; denn jeder Bullenbeißer gewöhnt sich an den Menschen und opfert ohne Bedenken sein Leben für ihn auf. Er eignet sich vortrefflich zum Wachen und Hüten des Hauses und vertheidigt das ihm Anvertraute mit wirklich beispiellosem Muthe. Als Reisebegleiter in gefährlichen, einsamen Gegenden ist er gar nicht zu ersetzen. Man erzählt, daß er seinen Herrn gegen fünf bis sechs Räuber mit dem größten Erfolge vertheidigt hat, und kennt Geschichten, in denen er als Sieger aus solchen ungleichen Kämpfen hervorging, trotz unzähliger Wunden, welche er erhalten hatte. Auch als Wächter bei Rinderherden wird er verwendet und versteht es, selbst

den wildesten Stier zu bändigen; denn er ist geschickt genug, sich im rechten Augenblicke in das Maul des Gegners einzubeißen und so lange sich dort fest zu hängen, bis sich der Stier geduldig der Uebermacht des Hundes fügt. Zum Kampfe gegen große Raubthiere, wie Bären und Wölfe, Wildschweine, Löwen ꝛc., läßt er sich leicht abrichten und steht deshalb bei allen Völkern, welche mit derlei Raubgezüchte zu thun haben, in hohem Ansehen. In den alten Thierhetzen auf Auerochsen und anderes



Bullenbeißer (Canis familiaris molossus). 1/8 natürl. Größe.

schweres Wild wurde er vielfach verwendet, und in Amerika wird er noch heutigen Tages bei den Stiergefechten benutzt. Anderen Hunden gegenüber beträgt er sich sehr anständig. Er sucht nur selten Streit und läßt sich besonders von kleineren Hunden viel gefallen. Auch erträgt er Neckereien lange Zeit; bei fortgesetzter Reizung aber greift er, ohne vorher zu warnen oder viel zu bellen und ohne zu irgend welcher List seine Zuflucht zu nehmen, von vorn an, begnügt sich jedoch gewöhnlich, seinen Gegner zu Boden zu werfen und ihn festzuhalten, falls dieser keinen ferneren Widerstand versucht. Gegen seinen Herrn ist er treu und anhänglich; gegen Fremde bleibt er immer gefährlich, er mag frei sein oder an der Kette liegen, und wenn er auf Leute gehetzt wird, ist er wahrhaft furchtbar.

Ihm sehr nahe stehen die eigentlichen Doggen (Canis familiaris molossus), sehr große und starke Thiere mit kurzer, dicker, vorn gerade abgestumpfter Schnauze, deren Oberlippen,

obgleich sie an den Seiten herabhängen, vorn den Mund nicht schließen und so beständig das Gebiß sehen lassen. Die Nase ist nicht selten gespalten, der Pelz kurzhaarig und gewöhnlich von Farbe einfach roth, oft aber auch bunt. In früheren Zeiten, in denen das Land unsicherer war als gegenwärtig, hielt man die Doggen noch in ziemlicher Menge, gegenwärtig findet man sie nur bei Liebhabern. „Die Englischen Docken", sagt von Flemming in seinem Vollkommenen teutschen Jäger, „welche große Herren anfänglich aus England und Irland mit vielen Unkosten bringen lassen, werden jetziger Zeit in Teutschland auferzogen. Und geben denen allergrößten und schönsten den Namen Cammer-Hunde, weil sie solche meistens des Nachts in ihrem Schlaff-Gemach bei sich haben, damit, wann Mörder einfallen sollten, diese solche Bösewichte niederreißen, ihren Herrn aber erretten möchten. Nächst diesen werden andere Englische Docken Leib-Hunde genennet, welche an Hirsche, Schweine und Wölfe gehetzt werden; sonderlich müssen dieselben angewiesen werden, daß sie ein wildes Thier ja nicht vor den Kopff anfallen, sondern zur Seite an die Ohren fassen und zu beiden Seiten sich anlegen. Denn sonst ein Bär sie zerreißen, ein Hirsch sein Gehörn vorwerffen und dieselben spießen, das wilde Schwein hauen, der Wolf aber stetig umb sich schnappen und herrumb beißen würde. Im Stall liegen sie ein jeder besonders vor sich an Ketten, und hat jeder seinen Fraß absonderlich vor sich stehen. Die Bären- oder Bollbeißer sind von dieser vorgemeldeten Art eine besondere Gattung, welche zwar dicke und schwer, zum fangen aber ungemein hitzig erbittert sind. Sie sehen böse und tückisch auf, und werden insgemein zur podolischen und ungarischen Büffel-Ochsen-Hatz, wie auch zuweilen die Bäre damit zu hetzen, gebraucht. Sie werden anfänglich an mäßige Sauen gehetzt, endlich an kleine Bären. Man muß dieselben, wenn sie sich fest einbeißen und verfangen, geschwind mit einer starken rauhen Gänsefeder in die Kehle kützeln, alsdann lassen sie selbst loß. Der Bär schmeisset mit Ohrfeigen umb sich, bis die Herrschaft überdrüssig wird, sodann werden die Hunde an sich angeruffen, und der Bär entweder in einen Kasten gethan, oder von der Herrschaft ihme mit dem Fang-Eysen der Rest gegeben, nachdem die Cammer- oder Leibhunde vorgerücket und denselben gefangen, darzu dann von anwesenden Jägern mit Wald- und Hüffthörnern geblasen wird."

Mit diesen Worten sind die Doggen fast hinlänglich beschrieben. Bei uns sieht man gewöhnlich nur eine mittelgroße Rasse, welche höchstens die Größe eines mäßigen Hühnerhundes erreicht, oft aber nur halb so groß ist. Die Farbe dieses Thieres ist regelmäßig ein lichtes Isabellgelb; es finden sich aber auch, obwohl selten, Doggen, welche dunkler gefärbt sind. Die starken Knochen, die breite Brust und vor allem der ausgezeichnete Bau des Kopfes lassen die Doggen nie verkennen. Der Kopf ist hinten breit und dick, die Schnauze kurz, die Nase eingedrückt und deshalb häßlich, oder aber gespalten, so daß jedes Nasenloch fast für sich besonders zu liegen scheint; die Schneidezähne stehen oft unregelmäßig, z. B. einige hinter den anderen; die Spitze der Unterkinnlade tritt vor die der Oberkinnlade; Eck- und Backenzähne sind gewaltig; die großen Augen haben einen düsteren Ausdruck.

Der Bulldogg oder Boxer (Canis familiaris molossus gladiator) wird zumal in England häufig gehalten. Man sieht ihn, mehr noch als den Bullenbeißer, für ein wüthendes, unzugängliches und stumpfsinniges Thier an, darf ihm diese Eigenschaften jedoch nur in beschränkter Weise zuschreiben. Seinem Herrn gegenüber zeigt der Bulldogg Treue und Anhänglichkeit; doch muß er denselben vollkommen kennen gelernt und erfahren haben, daß dessen geistige Kraft seine leibliche unter allen Umständen unterjochen kann; denn sonst glaubt das Thier nicht selten, das auch an den Menschen versuchen zu dürfen, was es an allen Thieren sich zu Schulden kommen läßt. Ungemein bissig und herrschsüchtig, bekundet der Bulldogg eine wahre Freude, ein anderes Thier todtzubeißen. Dabei muß man rühmend anerkennen, daß sein Muth noch größer ist als seine wirklich furchtbare Stärke. Er wagt sich an jedes Thier, selbst an das gefährlichste: ein wüthender Ochse, ein hungeriger, gefährlicher Wolf, ein Löwe erscheinen einem Bulldogg noch keineswegs

als unüberwindliche Gegner: er versucht wenigstens, auf irgendwelche Art ihrer Meister zu werden. Lenz erzählt mehrere Thatsachen, von denen ich nur die eine anführen will. „Im Jahre 1850 sah ich in Gotha eine Menagerie, bei der sich ein großer schöner Wolf befand. Am folgenden Tage zwängte sich der Wolf aus seinem Käfige und verbreitete unter den vielen Zuschauern großen Schrecken. Ein Bulldogg des Menageriebesitzers, welcher ruhig in einer Ecke gelegen, hatte alles beobachtet, sprang plötzlich aus eigenem Antriebe hervor und verbiß sich fest in die Kehle des Wolfes. So gewann der Mann Zeit, aus einem vom Zelte geschnittenen Stricke eine Schlinge zu fertigen, die er dann dem Wolf über den Kopf warf. Hund und Mann schafften nun gemeinschaftlich den Wolf nach dem Käfige hin; dort kam er aber todt an, die Dogge hatte ihn in ihrem Diensteifer erwürgt.“

Was der Boxer einmal gefaßt hat, läßt er so leicht nicht wieder los. Man kann ihn in einen Stock oder in ein Tuch beißen lassen und an diesem Gegenstande in die Höhe heben, auf den Rücken werfen und andere Dinge mit ihm vornehmen, ohne daß er sein Gebiß öffnet.

Von der Mordlust des Thieres erzählt Lenz Folgendes: „Ich bekam ein erwachsenes Bulldoggweibchen kleinster Sorte, welches ein Fuhrmann von Köln mitgebracht, das vor Hunger ganz elend aussah und nur aus Haut und Knochen zu bestehen schien. Ich bewillkommnete die am ganzen Leibe zitternde Jammergestalt und sprach ihr Trost zu, den sie auch, da er von gutem Futter begleitet war, ohne Bedenken annahm. Dann wollte ich sie in einem Stalle unterbringen, wobei ich mit ihr durch einen Raum mußte, in welchem ich eine Menge Kaninchen hielt. Sobald ich hineintrat, sprang die Bestie augenblicklich mit der Wuth eines Tigers auf ein großes Kaninchen und hatte es im Nu im Rachen. Im nächsten Augenblicke hatte ich das Ungeheuerchen mit der rechten Hand beim Kragen und in der Luft; mit der linken riß ich am Kaninchen, konnte es aber nur in Fetzen aus dem festgeschlossenen Maule zerren. Erst gab ich nun der schwebenden Sünderin einige tüchtige Ohrfeigen, die sie annahm, als ob sie gar nichts davon merkte, alsdann warf ich die bewußten Fetzen zur Thüre hinaus und setzte mein Bulldöggchen, umsomehr an Reue und Besserung glaubend, weil es wieder zu zittern und zu beben begann, zur Erde. Sowie es diese berührte, that es zwei Sätze und hatte wieder ein Kaninchen im Maule, dessen Knochen ich brechen hörte. Ich nahm sogleich die rückfällige Sünderin wieder beim Genicke, riß ihr die Beute weg, theilte einige Ohrfeigen aus und sorgte nun dafür, daß der Kaninchenstall verschlossen blieb. Meinem Geflügel that sie glücklicherweise nichts, und Katzen, gegen die sie, wie ich später sah, sehr feindlich gesinnt war, hatte ich damals nicht. Mit mir vertrug sie sich übrigens vortrefflich, sah bald bei gutem Futter ganz behäbig aus und zog mit mir zu Bekannten und Verwandten auf Rattenfang. In diesem Geschäfte zeigte sie einen wüthenden Eifer, wie z. B. aus folgender Thatsache zu ersehen: Ich hatte ein großes, tiefes Faß mit Falldeckel aufgestellt und bald war eine gewaltige Ratte darin. Das Faß brachte ich auf einen freien Platz; es sammelte sich ein Kreis von Zuschauern, und ich holte eilig meinen Hund. Diesen mußte ein Zuschauer beim Halsbande fassen. Indeß ging ich ans Faß, nahm leise den Deckel ab, warf ihn weg und wollte es nun so senken, daß die Ratte plötzlich zur Freude der Umstehenden hervorspringen sollte. Sowie ich aber das Faß zu senken begann, hatte der Hund den Braten gemerkt, sich losgerissen, sauste an meinem Kopfe vorbei, hoch empor und hinab ins Faß, tumultuirte dort eine Zeitlang mit der zwischen seinen Beinen herumrasenden Ratte und erlegte sie, während eine Menge Köpfe herbeigeeilt waren und verwundert in den Abgrund des Fasses schauten.

„Noch gröber triebens zwei große Bulldoggs, welche einem meiner ehemaligen Schüler, als er preußischer Reiteroffizier war, von einem Freunde als Geschenk zugesandt wurden. Sie langten zusammengekoppelt an und waren von einem Steckbriefe begleitet, welcher besagte, „ihr bisheriger Herr könne sie nicht zum Guten bringen und wolle sie los sein“. Der Offizier wollte die wüthend aussehenden Bestien auch nicht haben, stieg gleich am anderen Morgen zu Pferde und ließ die Hunde frei umherlaufen, um sie einem entfernt wohnenden Gutsbesitzer anzubieten. Unterwegs

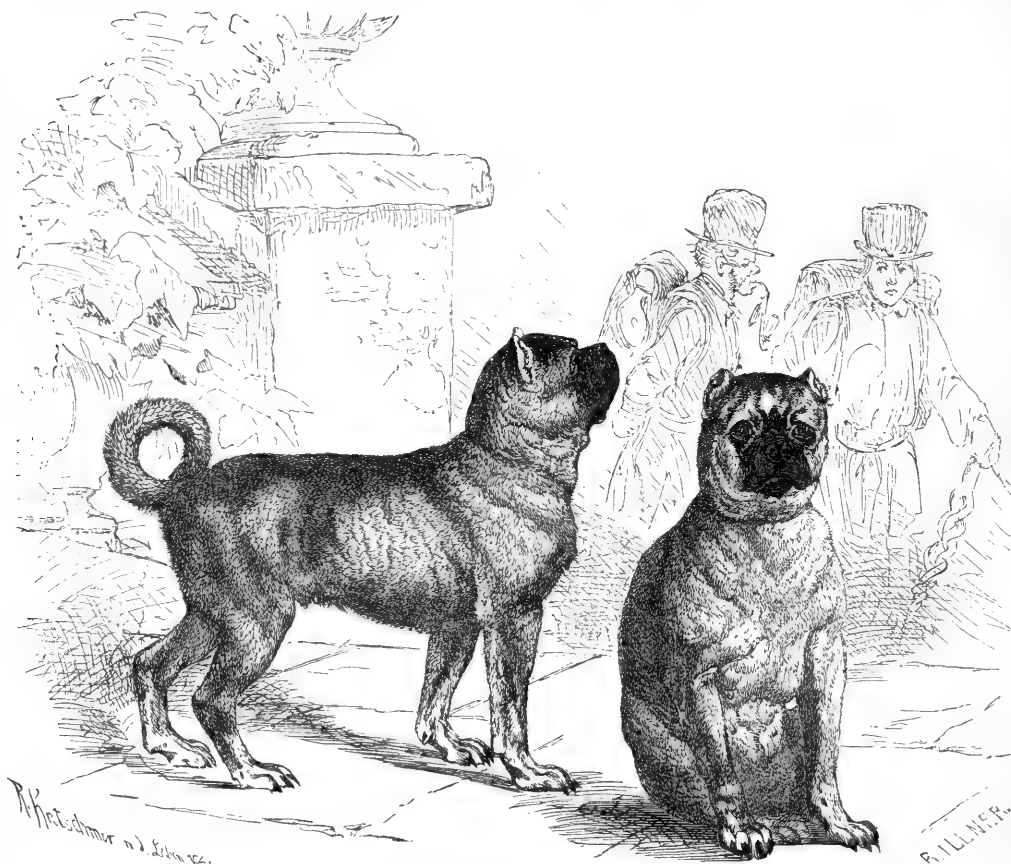
begegnete der Zug einer Schweineherde. Die Hunde fielen über diese her, wollten ein Stück erwürgen, aber die Leute sprangen zu, schlugen den einen todt, den anderen halbtodt. Der Offizier verweilte einige Zeit, verhandelte mit den Leuten über den angerichteten Schaden, ritt dann weiter und freute sich, seine scheußlichen Begleiter los zu sein. Indeß war der Halbtodte wieder auf die Beine gekommen, fühlte sich an dem Orte, wo er die Niederlage erlitten, nicht ganz sicher und zog seinem Herrn nach. Dieser ritt aus Mitleid langsam. Dem Hunde wurde es dennoch schwer, mitzukommen; er legte sich daher quer vor das Pferd, um es zum Stehen zu bringen. Der Herr ritt um ihn herum und langsam weiter. Das wiederholte sich einige Male. Endlich bekams der Hund satt, sprang, wie das Pferd um ihn herum wollte, an dessen Schnauze und biß sich da fest ein. Der Herr zog eine Pistole und schoß ihn todt."

Die Eigenschaften der Doggen waren schon den Römern bekannt und sie deshalb außerordentlich geschätzt, weil sie sich mehr als alle übrigen Hunde eigneten, eine Hauptrolle in den blutigen Spielen des Cirkus zu übernehmen. Nachdem England römische Provinz geworden war, gab es daselbst besondere Beamte, denen die Erziehung und Auswahl der nach Rom zu sendenden Doggen oblag. Dort kämpften letztere zur Freude des Volks mit zahlreichen wilden Thieren, und diese römische Belustigung erbte sich auch auf spätere Zeiten fort, indem in England noch zu Zeiten Elisabeths und Jacobs I. große Thierkämpfe angestellt wurden. Stow schildert ein Gefecht, welches drei Doggen einem Löwen lieferten. Der erste Hund wurde sogleich am Nacken gepackt und herumgeschleppt; dem zweiten ergings nicht besser; der dritte aber erfaßte den König der Thiere an der Lippe, hielt ihn fest, bis er durch Krallenhiebe abzulassen genöthigt wurde, überlebte auch, obgleich schwer verwundet, allein den Sieg über den Gegner, welcher, sobald er sich frei fühlte, erschöpft und zu fernerem Kampfe ungeneigt, über die Hunde wegsprang und in dem geeignetsten Winkel seines Käfigs Schutz suchte.

Nicht alle Doggen sind angenehme Gefährten des Menschen. Man kennt Beispiele, daß sie ihren eigenen Herrn in Belagerungszustand erklärten und ihn nicht von der Stelle ließen. Eine Geschichte, welche erzählt wird, ist ergötzlich. Ein einsam wohnender Junggesell hatte eine große Bulldogge gekauft und brachte sie hoch erfreut mit Hülfe ihres früheren Besitzers auf sein Zimmer. Am anderen Morgen will er sich aus dem Bette erheben, in demselben Augenblicke aber springt die Dogge auf ihn zu, stemmt trotzig beide Füße gegen das Bett und droht ihm mit ihrem furchtbaren Gebisse so verständlich, daß er augenblicklich einsieht, nur die größte Ruhe könne ihn vor dem Viehe schützen. So oft er den Versuch erneuert, sich anzukleiden, wiederholt sich dieselbe Geschichte, und so ist er gezwungen, ruhig liegen zu bleiben. Nun will aber der Zufall, daß ihn gerade an diesem Tage Niemand besucht, und er hat das Vergnügen, seinem schönen Hunde zu Liebe den ganzen Tag hungernd und durstend im Bette zu verweilen. Der frühere Herr errettet ihn endlich von dem ungeschlachten und gefährlichen Thiere.

Man begreift, weshalb die Bulldoggen gegenwärtig wenig gehalten werden. So geistesarm, als man gewöhnlich glaubt, sind sie nicht; es gibt im Gegentheile einzelne, welche an Verstand fast mit dem Pudel wetteifern. Ich kannte einen solchen Hund, welcher durch seine Verständigkeit viel Vergnügen bereitete. Er war auf alles mögliche abgerichtet und verstand, sozusagen, jedes Wort. Sein Herr konnte ihn nach mancherlei Dingen aussenden, er brachte sie gewiß. Sagte er: „geh, hole eine Kutsche!" so lief er auf den Warteplatz der Lohnfuhrwerke, sprang in einen Wagen hinein und bellte so lange, bis der Kutscher Anstalt machte fortzufahren; fuhr er nicht richtig, so begann der Hund von neuem zu bellen, lief auch wohl vor dem Wagen her bis vor die Thüre seines Herrn. Derselbe Hund trank bayerisches Bier leidenschaftlich gern und unterschied es von anderen Biersorten mit untrüglicher Sicherheit. Hatte er nun eine gehörige Menge zu sich genommen, so wurde er betrunken und ergötzte Jedermann durch tolle Streiche aller Art. Ein anderer Boxer, welchen ich neuerdings kennen lernte, ist nicht allein der Liebling seines Herrn, sondern auch das Schoßthier der Herrin, welcher er mit unwandelbarer Treue anhängt, und ebenso

ein geliebter und liebender Freund der Pferde seines Gebieters. Scheinbar unerschütterlich ernst, liebt er doch Spiel und Scherz außerordentlich, geht auf Neckereien harmlos ein und wird nur durch die Plumpheit seiner Späße zuweilen beschwerlich. Er bewacht das ihm anvertraute Gut mit Eifer und Gewissenhaftigkeit, geht bei Tage ungemein gern mit dem Herrn aus, läßt sich des Nachts aber unter keiner Bedingung von seinem Posten, als Beschützer der Herrin, weglocken, ist kleiner Kinder zärtlicher Spielkamerad, trägt auf Befehl dem befreundeten Pferde Zwieback oder Zucker zu und



Mops (Canis familiaris molossus fricator). 1/6 natürl. Größe.

bekundet überhaupt eine Menge guter Eigenschaften. Hieraus geht für mich unwiderlegbar hervor, daß das Wesen auch dieses so ingrimmig erscheinenden Hundes ein gutartiges und daß es die Erziehung ist, welche ihn zu einem vortrefflichen wie zu einem gefährlichen Genossen des Menschen machen kann.

Zu den Doggen gehört das Zerrbild der Hunde, wenn ich so sagen kann, der **Mops** (Canis familiaris molossus fricator), eigentlich ein Bullenbeißer im kleinen, mit ganz eigenthümlich abgestumpfter Schnauze und schraubenförmig gerolltem Schwanze. Sein gedrungener kräftiger Bau und das mißtrauische, mürrische Wesen macht ihn den Bulldoggen außerordentlich ähnlich.

Früher sehr verbreitet, ist der Mops gegenwärtig fast ausgestorben, zum Beweise dafür, daß Rassen entstehen und vergehen. Heutzutage soll das Thier besonders in Rußland noch in ziemlicher Anzahl vorkommen; in Deutschland wird es nur hier und da gezüchtet und dürfte schwerlich wieder zu allgemeinem Ansehen gelangen; denn auch hinsichtlich dieses Hundes hat sich der Geschmack

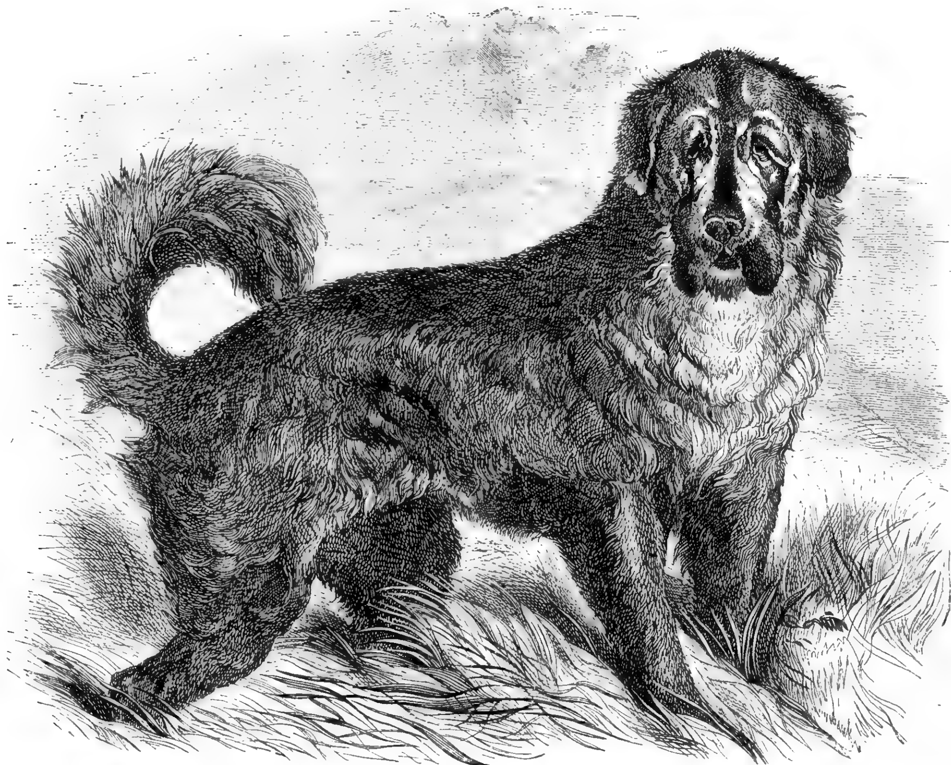
gebessert. Der Mops war der echte Altejungferhund und ein treues Spiegelbild solcher Frauenzimmer, bei denen die Bezeichnung „Alte Jungfer" als Schmähwort gilt, launenhaft, unartig, verzärtelt und verhätschelt im höchsten Grade, jedem vernünftigen Menschen ein Greuel. Die Welt wird also nichts verlieren, wenn dieses abscheuliche Thier sammt seiner Nachkommenschaft den Weg alles Fleisches geht.

Eine große Bullenbeißerrasse benutzte man in früheren Zeiten in der scheußlichsten Weise. Man richtete sie ab, Menschen einzufangen, niederzuwerfen oder sogar umzubringen. Schon bei der Eroberung von Mejiko wandten die Spanier derartige Hunde gegen die Indianer an, und einer derselben, Namens Bezerillo, ist berühmt oder berüchtigt geworden. Ob er zu der eigentlichen Cubadogge gehört hat, welche man als einen Bastard von Bullenbeißer und Bluthund ansieht, ist nicht mehr zu bestimmen. Er wird beschrieben als mittelgroß, von Farbe roth, nur um die Schnauze bis zu den Augen schwarz. Seine Kühnheit und Klugheit waren gleich außerordentlich. Er genoß unter allen Hunden einen hohen Rang und erhielt doppelt soviel Fressen als die übrigen. Beim Angriffe pflegte er sich in die dichtesten Haufen der Indianer zu stürzen, diese beim Arme zu fassen und sie so gefangen wegzuführen. Gehorchten sie, so that der Hund ihnen weiter nichts, weigerten sie sich aber, mit ihm zu gehen, so riß er sie augenblicklich zu Boden und erwürgte sie. Indianer, welche sich unterworfen hatten, wußte er genau von den Feinden zu unterscheiden und berührte sie nie. So grausam und wüthend er auch war, bisweilen zeigte er sich doch viel menschlicher als seine Herren. Eines Morgens, so wird erzählt, wollte sich der Hauptmann Jago de Senadza den grausamen Spaß machen, von Bezerillo eine alte, gefangene Indianerin zerreißen zu lassen. Er gab ihr ein Stückchen Papier mit dem Auftrage, den Brief zu dem Statthalter der Insel zu tragen, in der Voraussetzung, daß der Hund, welcher nach dem Abgehen der Alten gleich losgelassen werden sollte, die alte Frau ergreifen und zerreißen werde. Als die arme, schwache Indianerin den wüthenden Hund auf sich losstürzen sah, setzte sie sich schreckerfüllt auf die Erde und bat ihn mit rührenden Worten, ihrer zu schonen. Dabei zeigte sie ihm das Papier vor und versicherte ihm, daß sie es zum Befehlshaber bringen und ihren Auftrag erfüllen müßte. Der wüthende Hund stutzte bei diesen Worten, und nach kurzer Ueberlegung näherte er sich liebkosend der Alten. Dieses Ereignis erfüllte die Spanier mit Erstaunen und erschien ihnen als übernatürlich und geheimnisvoll. Wahrscheinlich deshalb wurde auch die alte Indianerin von dem Statthalter freigelassen. Bezerillo endete sein Leben in einem Gefechte gegen die Karaiben, welche ihn durch einen vergifteten Pfeil erlegten. Daß solche Hunde von den unglücklichen Indianern als vierbeinige Gehülfen der zweibeinigen Teufel erscheinen mußten, ist leicht zu begreifen.

Zur Schande der Neuzeit benutzte man noch im Jahre 1798 diese Hunde zu gleichen Zwecken, und zwar waren es nicht die Spanier, sondern — die Engländer, welche die Menschenjagd vermittels der Hunde betrieben. In englischen Naturgeschichten findet man freilich den Bluthund von Cuba kaum erwähnt: das großprahlerische Volk schämt sich, seine eigenen schmachvollen Sünden zu bekennen. Dennoch ist es nur zu wahr, daß auch die Engländer, welche gegenwärtig vorgeben, die Sklaverei zu bekämpfen, ihre eifrigsten Anhänger waren. Die Maronneger auf Jamaica hatten sich empört und waren mit gewöhnlichen Waffen nicht zu besiegen; der Aufstand wurde immer drohender und der Krämergeist zagte: da ließ die englische Regierung aus Cuba Negerjäger mit ihren Hunden kommen. Schon die Ankunft derselben genügte, um die gegenüber jeder anderen Bekämpfung furchtlosen Neger zur Unterwerfung zu veranlassen!

In Cuba gebraucht man die fürchterlichen Thiere heute noch ebensowohl zur Verfolgung entlaufener Neger oder Räuber und Verbrecher wie zur Bewältigung wilder Ochsen und als Hatzhunde bei Stiergefechten. Man wendet auf die Erhaltung der reinen Rasse viel Aufmerksamkeit und bezahlt besonders tüchtige mit außerordentlich hohem Preise. Ihre Farbe ist gelblichbraun, schwärzlich um die Schnauze.

Eine andere den Römern ebenfalls schon bekannte Dogge ist die von Tibet (Canis familiaris molossus tibetanus), ein herrliches, schönes und großes Thier von wahrhaft ehrfurchteinflößendem Aeußeren. Der Leib und alle seine Glieder sind stark und kräftig; der Schwanz, welcher gewöhnlich aufwärts getragen wird, ist buschig; die Ohren hängen herab; die Lefzen schließen vorn den Mund nicht, hängen aber zu beiden Seiten der Schnauze tief herunter. Eine am Außenwinkel des Maules entspringende, bis zur Schnauze reichende Hautfalte, welche mit einer anderen in Verbindung steht, die über die Brauen schief herabhängt, verleihen dem Gesichte ein furchterweckendes Ansehen.



Tibetdogge (Canis familiaris molossus tibetanus). 1/12 natürl. Größe.

Die Griechen und Römer geben eine genaue Beschreibung von diesem Hunde und sprechen mit Bewunderung von seinen Leistungen gegen Auerochsen, wilde Eber und selbst Löwen. Neuere Nachrichten erhielt man in den letztvergangenen Jahrzehnten, und erst vor kurzem gelangte eine Tibetdogge lebend nach England. Man sieht aus der ganzen Gestalt, daß diese Dogge der Riese unter allen Hunden ist und sich gleichwohl durch ebenso große Schönheit der Gestalt wie der Färbung auszeichnet. Letztere ist zum größten Theile schwarz, die Schnauze und die Brauengegend gelblich, die Behaarung lang und rauh.

In seiner Heimat gilt dieses prächtige Thier für ebenso brauchbar als lenksam; man findet ihn deshalb in allen Gebirgsdörfern Tibets und zwar ebensowohl als Wächter des Hauses wie der Herden. Es geschieht sehr oft, daß ein tibetanisches Dorf ganz allein der Wachsamkeit dieser Hunde überlassen wird, während die sämmtliche männliche Bevölkerung entweder draußen bei den Herden in den Feldern oder auf der Jagd sich befindet. Dann dienen die Hunde zum Schutze der Frauen und Kinder und gewähren beiden eine vollkommene Sicherheit. Neuere Berichterstatter behaupten,

daß der Muth des Thieres nicht im Verhältnisse mit seiner Kraft stände, andere sagen, daß er als verständiges Thier bloß wirklich furchtbare Feinde mit voller Kraft anfalle.

*

Eine von den Doggen sehr verschiedene Gruppe ist die der Dächsel (Canis familiaris vertagus). Sie zählen jedenfalls zu den eigenthümlichsten und merkwürdigsten aller Hunde. Der lange, walzenförmige, nach unten gekrümmte Leib mit dem eingebogenen Rücken, welcher auf kurzen, verdrehten Ständern ruht, der große Kopf und die große Schnauze mit dem tüchtigen Gebisse, die hängenden Ohren, die großen Pranken mit den scharfen Krallen und das kurze, glatte, straffe Haar kennzeichnen sie. Die Beine sind sehr kurz, plump und stark; die Handgelenke der vorderen nach



Dächsel (Canis familiaris vertagus). ⅓ natürl. Größe.

einwärts gebogen, so daß sich beide fast berühren, von da an aber plötzlich wieder nach auswärts gekrümmt; an den Hinterpfoten bemerkt man eine etwas höher gestellte, gekrallte Afterzehe. Der Schwanz ist an der Wurzel dick, gegen das Ende zu verschmälert, reicht ziemlich bis an das Fersengelenk hinab und wird hoch nach aufwärts gerichtet und stark nach einwärts gebeugt, selten gerade ausgestreckt getragen. Die kurze Behaarung ist grob, aber glatt und von ziemlich wechselnder Färbung, oben gewöhnlich schwarz oder braun, unten rostroth, nicht selten auch einfarbig braun oder gelblich, ja selbst grau oder gefleckt. In der Regel finden sich ein Paar hellrostrothe Flecken über beiden Augen; doch kommen solche auch bei anderen Hunden vielfach vor.

Man ist darüber vollkommen im Unklaren, woher der Dachshund stammt, obgleich man ziemlich allgemein annimmt, daß seine ursprüngliche Heimat in Spanien gesucht werden müsse. Hiermit stimmt freilich die Thatsache, daß man gegenwärtig in Spanien keine Dachshunde mehr findet, schlecht überein. „Die von einem meiner Bekannten hier eingeführten Dächsel", schreibt mir mein Bruder, „gingen bei bester Pflege binnen zwei oder drei Jahren zu Grunde, trotzdem sie anfänglich sich sehr wohl zu befinden schienen und auch sich fortpflanzten. Einen ersichtlichen Grund für solche Hinfälligkeit vermochte man bisher nicht zu finden." Im Verhältnisse zu seiner geringen Größe ist der Dachshund ein außerordentlich starkes Thier, und hiermit steht sein großer Muth im besten Einklange. Aufs Jagen erpicht, wie kaum ein anderer Hund, würde er zur Verfolgung jedes Wildes verwendet werden können, besäße er nicht die Unarten, auf seinen Herrn wenig oder nicht zu achten und das Erjagte gewöhnlich anzuschneiden. Alle Dächsel haben eine sehr feine Spürnase und ein außerordentlich feines Gehör, Muth und Verstand im hohen Grade, Tapferkeit und Ausdauer und können daher zu jeder Jagd gebraucht werden, gehen selbst auf Schweine tolldreist los und

wissen sich auch prächtig vor dem wüthenden Eber zu schützen, welcher sie ihres niederen Baues halber ohnehin nicht so leicht fassen kann wie einen größeren Hund. Sie sind klug, gelehrig, treu, munter und angenehm, wachsam und von Fremden schwer zu Freunden zu gewinnen, leider aber auch listig und diebisch, im Alter ernst, mürrisch, bissig und oft tückisch: sie knurren und fletschen die Zähne sogar gegen ihren eigenen Herrn. Gegen andere Hunde äußerst zänkisch und kampflustig, streiten sie fast mit jedem, welcher sich ihnen naht, selbst mit den größten Hunden, welche ihnen eine offenbare Niederlage in Aussicht stellen. Bei solchen Beißereien mit großen Hunden bekunden sie eine wahrhaft niederträchtige List; denn sobald der Gegner es versucht, sich zu vertheidigen, werfen sie sich auf den Rücken und versuchen ihn in die empfindlichsten Theile des Unterleibes zu beißen, um ihn hierdurch zu verscheuchen oder zu zwingen, von fernerem Kampfe abzustehen.

Bei der Jagd hat man seine liebe Noth mit ihnen. Der Dächsel nimmt die Verfolgung des Wildes mit einer unglaublichen Gier auf und begibt sich mit Hast in die ärgsten Dickichte, sie mögen aus einer Baumart bestehen, aus welcher sie wollen; er findet, Dank seiner vortrefflichen Sinne, auch bald ein Wild auf: nun aber vergißt er alles. Er mag früher wegen seines Ungehorsams soviel Prügel bekommen haben, als er nur will, — ganz gleichviel; der Jäger mag pfeifen, rufen, nach ihm suchen, — hilft alles nichts: solange er das Wild vor Augen hat oder dessen Fährte verfolgt, geht er seinen eigenen Weg mit einer Willkür, welche bei Hunden geradezu beispiellos ist. Stundenlang folgt er dem aufgescheuchten Hasen, stundenlang scharrt und gräbt er an einem Bau, in welchen sich ein Kaninchen geflüchtet hat; unermüdlich jagt er hinter dem Reh drein und vergißt dabei vollständig Raum und Zeit. Ermüdet er, so legt er sich hin, ruht aus und setzt dann seine Jagd fort. Erwischt er ein Wild, z. B. ein Kaninchen, so schneidet er es an und frißt im günstigsten Falle die Eingeweide, wenn er aber sehr hungerig ist, das ganze Thier auf. Er weiß, daß er dafür bestraft werden wird, er versteht genau, daß er Unrecht thut; doch das ist ihm gleichgültig: die Jagdbegierde überwindet alle Furcht vor Strafe, alle besseren Gefühle.

Aus diesen Gründen ist der Dachshund gewöhnlich nur zu einer Jagdweise zu gebrauchen: unterirdisch wohnende Thiere aus ihren Wohnungen zu treiben. Schon sein niederer Bau, die krummgebogenen Beine und die kräftigen Pranken mit den scharfen Zehen deuten darauf hin, daß er zum Graben und zum Befahren von Bauen unter Grund außerordentlich geeignet ist, und sein Muth, seine Stärke und seine Ausdauer sichern ihm bei solchen Jagden den besten Erfolg. Dächsel mit sehr gekrümmten Beinen haben geringeren Werth als solche mit mehr geraden Läufen. Sie sind unfähig, sehr zu laufen, oder ermüden wenigstens eher; die Jäger haben sie aber doch gern, wahrscheinlich, weil sie das Gepräge des Dachshundes am besten ausdrücken.

Einer Abrichtung bedarf der Dachshund nicht. Man sucht sich Junge von einer recht guten Alten zu verschaffen und hält sie im Sommer in einem freien Zwinger, im Winter in einem warmen Stalle, vermeidet auch alles, was sie einschüchtern könnte; denn der ihnen angeborene Muth muß unter allen Umständen gestählt oder wenigstens erhalten werden. „Für den Hauptzweck", sagt Lenz, „zum Eindringen in Dachs- und Fuchsbaue, verwendet man den Dachshund nicht eher, als bis er ein Jahr alt ist. Das erste Mal führt man ihn an der Leine oder trägt ihn in einem Korbe im Mai an einen Fuchsbau, worin Junge sind, läßt einen guten alten Hund vorweg hinein und einen Jungen unter dem Zurufe: „faß das Füchschen" hinterdrein. Weigert er sich, darf man ihn nicht zwingen wollen; man nimmt ihn auf, macht einen Einschlag über dem Fuchsbau bis zu den jungen Füchsen und läßt ihn hinab, um sie zu erwürgen. Dies wiederholt man einige Male und braucht ihn erst dann allein. So oft er dabei aus dem Baue kommt, um nach seinem Herrn zu sehen, wird er schnell ein wenig aufgenommen. Dies macht ihn um so begieriger, wieder hineinzukriechen. Erst nach langer Zeit bringt man ihn an den alten Fuchs. In dem Baue muß der gute Dachshund den Fuchs in den Kessel treiben und dann in geringer Entfernung solange vor ihm liegen und laut sein, bis vor ihm eingeschlagen ist. Kann er den Fuchs nicht aus dem Kessel treiben, so muß er ihn aus dem Baue herausbeißen.

„Ich jagte sonst öfters mit zwei Dachshündchen, welche so klein waren, daß sie bequem neben einander in die Röhre des Fuchsbaues gingen. Sie waren aber so scharf, daß sie jeden Fuchs unbarmherzig austrieben. Einst brachten sie aus einem Loche, welches von dichtem Gebüsche umgeben war, einen hervor. Der Fuchs kam so vor mich zu stehen, daß die Mündung meiner Flinte nahe über seinem Kopfe war, konnte aber, von hinten durch die wüthenden Zwerge bedrängt, nicht rückwärts. Er hielt inne und sah mich starr an. Ich konnte mich nicht gleich entschließen, abzudrücken, sondern beobachtete ihn erst ungefähr anderthalb Minuten lang, wobei seine Blicke jeden Biß verriethen, den ihm die Hunde von hinten gaben. Endlich drückte ich ab und zerschmetterte ihm den Kopf. Ein andermal trieben dieselben Hündchen einen Fuchs heraus; der eine hatte sich so fest in den Schenkel gebissen, daß ihn der Fuchs eine Strecke und zwar so weit mit sich fortschleppte, bis er geschossen wurde.“

Vom Dachse oder Fuchse wird unser Hund oft sehr heftig gebissen; dies behelligt ihn aber gar nicht: er ist viel zu muthig, als daß er dergleichen ruhmvolle, im Kampfe erworbene Wunden beachten sollte, und brennt nachher nur um so eifriger auf die Verfolgung der ihm unausstehlichen Geschöpfe. Man muß es selbst mit angesehen haben, mit welcher Begierde er solche unterirdische Jagd betreibt, um den, trotz mancher ärgerlichen Eigenschaften liebenswürdigen Gesellen vom Herzen zugethan zu werden. Welche Ungeduld, wenn er nicht sogleich einschlüpfen darf, welcher Jammer, wenn er sehen muß, daß ein anderer seinesgleichen ihm bevorzugt und in den Bau gelassen wird! Am ganzen Leibe zitternd vor Jagdbegier, winzelt er kläglich aber leise, verhalten, verschwendet er an jeden ihm sich nähernden Jäger bittende Blicke und Zärtlichkeiten, um den gestrengen Gebieter zu erweichen, daß er ihm gestatte, wenigstens nachzusehen, ob der gehaßte Feind in seinem Daheim anwesend ist oder nicht. Wie will er ihn zwicken und beißen, wie unwiderstehlich auf den Leib rücken, wie fest ihn belagern, wie sicher ihn austreiben! Endlich am Ziele seiner heißen Wünsche, leckt er noch im Fluge dankbar die Hand des ihm Gewährenden, kriecht eilig in den Bau, und arbeitet mit Bellen und Kratzen, daß ihm der Athem zu vergehen droht. Das glatte schöne Fell bestäubt und eingesandet, Augen, Nasenlöcher und Lippen mit Schmutzrändern umgeben, die Zunge dürr und schlaff, erscheint er vor dem Baue, um frische Luft zu schöpfen: aber nur auf Augenblicke; denn flugs geht es von neuem in die Röhre, und dumpfer und dumpfer dringt sein lebendiges „Hau, Hau“ bis zum Eingange herauf. Hat er sich endlich bis zu dem zu Bau gefahrenen Dachse oder Fuchse durchgearbeitet, so gibt es für beide kaum noch Vertheidigung. Ob auch der erste mit Gebiß und Pranke drohe, ob er sich zu verklüften suche, ob der letztere zum Kampfe sich stelle: solch ungestümen Anprall, solcher zähen Beharrlichkeit, solchem Kampfesmuthe widersteht auf die Länge weder Grimbart noch Reineke. Heraus an das Tageslicht müssen sie beide.

Nicht minder eifrig betreibt der Dachshund seine Jagd im Freien. Mit Weidmannslust gedenke ich wiederholter Jagden in den hessischen Bergen, welche nicht allein durch liebe und kundige Freunde verschönt und durchgeistigt, sondern auch durch diese Hunde zu besonders reizvollen wurden. Wie prachtvoll sind die Buchenwaldungen mit ihrem herbstlich gefärbten Gelaube an stillen Oktobertagen, wie fesselnd die Jagden trotz aller Wildarmuth der Gegend! Um eines elenden Lampe willen — wie laut werden die Wälder! Klangvoll ertönt das Geläut der jagenden Dachsmeute, bald sich nähernd, bald wieder entfernend, bald verstummend, bald von neuem aufjauchzend, je nachdem der bedrohte Hase, der schlaue Fuchs, das unwillig vor den kleinen Quälgeistern flüchtende Reh sich wendet und kehrt. Mit gespanntester Aufmerksamkeit lauscht man auf den Gang des Treibens, auf den ersten Schuß; mit wahrem Vergnügen folgt man mit Ohr und Auge den wackeren krummbeinigen Gehülfen, welche jeden Busch, jede Hecke durchstöbern und zehnmal eine Strecke durchsuchen, um ja nichts zu übersehen. Und wenn die Dächsel vollends, wie hier die Regel, nach beendetem Treiben zu ihren Führern zurückkehren und sich fesseln lassen, vergibt man ihnen gern alle Unarten, das Anschneiden des von ihnen abgefangenen, verwundeten oder aufgefundenen verendeten Wildes, das wüthende Zerzausen des werthvollen Fuchspelzes, das streckenweise Ueberjagen, ihre Streitlust,

Zanksucht, ihre Misgunst und ihren Neid auf andere Hunde und sonstige unliebsame Eigenschaften mehr. Beruhen diese ja doch zum größten Theile auf unbändigem Jagdeifer, kaum oder nicht zu zügelnder Weidlust.

Wie neidisch Dachshunde sein können, erfuhr ich an einem, welchen mein Vater besaß. Der Hund war ein abgesagter Feind aller übrigen Geschöpfe, welche sich auf unserem Hofe befanden. Er lebte mit keinem Thiere in Frieden, und am meisten stritt er sich mit einem Pintscher herum, dessen erbärmliche Feigheit ihm freilich regelmäßig den Sieg sicherte. Nur wenn sich beide Hunde in einander verbissen hatten, hielt auch der Pintscher ihm Stand, und dann kam es vor, daß sie, förmlich zu einem Knäuel geballt, nicht bloß über die Treppen, sondern auch von da über eine Mauer hinabrollten, sich über die Gartenbeete fortwälzten und nun in Burzelbäumen den ganzen Berg hinunterkollerten, aber doch ihren Kampf nicht eher einstellten, als bis sie im günstigeren Falle von dem Zaune aufgehalten, im ungünstigeren Falle aber durch das Wasser des Baches, in welchen sie oft mit einander fielen, abgekühlt wurden. Dieser Todfeind sollte einmal die Arznei für den erkrankten Dächsel werden. Letzterer lag elend da und hatte schon seit Tagen jede Nahrung verschmäht. Vergeblich waren die bisher angewandten Hausmittel geblieben: der Hund näherte sich, so schien es, schnell seinem Ende. Im Hause herrschte, trotz des Gedenkens an seine vielen unliebenswürdigen Eigenschaften, tiefe Betrübnis, und namentlich meine Mutter sah seinem Hinscheiden mit Kummer entgegen. Endlich kam sie auf den Gedanken, noch einen Versuch zu machen. Sie brachte einen Teller voll des leckersten Fressens vor das Lager des Kranken. Er erhob sich, sah mit Wehmuth auf die saftigen Hühnerknochen, auf die Fleischstückchen: aber er war zu schwach, zu krank, als daß er sie hätte fressen können. Da brachte meine Mutter den anderen Hund herbei und gebot diesem, den Teller zu leeren. Augenblicklich erhob sich der Kranke, wankte taumelnd hin und her, richtete sich fester und gerader auf, bekam gleichsam neues Leben und — stürzte sich wie unsinnig auf den Pintscher los, knurrte, bellte, schäumte vor Wuth, biß sich in seinem Feinde fest, wurde von dem tüchtig abgeschüttelt, blutig gebissen und jedenfalls so erregt, erzürnt und erschüttert, daß er anfangs zwar wie todt zusammenbrach, allein von Stunde an sich besserte, und nach kurzer Zeit von seinem Fieber genas.

In Frankreich und Großbritannien züchtet man den Spießhund, Turnspit der Engländer (Canis familiaris vertagus rectipes), welcher sich von den bei uns gewöhnlichen Rassen hauptsächlich durch seine stämmigere Gestalt, den größeren Kopf, die kürzere Schnauze, die geraden Vorderbeine und den längeren und dünneren Schwanz unterscheidet. In Sein und Wesen ist er ein echter Dächsel: eifrig, lebhaft, heftig, streitsüchtig wie seine Verwandten. Man verwendet ihn seltener zur Jagd, als zur Bewachung von Haus und Hof und zum Drehen des Bratspießes. Zu diesem Behufe sperrt man ihn in eine als Drehrad dienende Trommel und läßt ihn hier arbeiten. In Gast- und Speisehäusern französischer Städte sieht man ihn oft bei seiner Arbeit. Er unterzieht sich dieser ohne Murren, wenn die Reihe an ihm ist, läßt sich aber weder durch aufmunternde Worte noch durch Strafe bewegen, länger als eine bestimmte, ihm zur Gewohnheit gewordene Zeit zu arbeiten.

Der Otterhund endlich, nach der Insel Skye Skye-terrier genannt (Canis familiaris vertagus scoticus), nach Ansicht Einiger eine Kreuzungsform zwischen Spießhund und Zottelpintscher, steht dem letzteren näher als ersterem, ist kräftig gebaut, hat langen Kopf mit spitziger Schnauze und langen, hängenden Ohren, gestreckten Leib, gerade Beine und mittellanges, struppiges Fell von verschiedener Färbung.

Gegenwärtig benutzt man ihn hauptsächlich zu der Jagd, von welcher sein Name herrührt; früher wurde er auch wohl zur Hasenjagd gebraucht, und heißt deshalb noch heutzutage Welsh Harrier. Der Otterhund ist ein kühnes, muthiges, lebendiges Thier, und nur ein solcher ist zur

Otterjagd zu gebrauchen. Bei der Verfolgung des Fischotters muß der Hund oft im Wasser jagen und deshalb im Schwimmen und Tauchen Meister sein; seinen Muth hat er von Nöthen, denn sein Gegner versteht sein scharfes und kräftiges Gebiß gehörig zu gebrauchen und bringt dem Verfolger oft schwerere Wunden bei als der Dachshund ihm. Zudem versteht es der Otter, der glatthaarigste von allen Mardern, selbst dann noch dem Hunde zu entgehen, wenn dieser ihn bereits gepackt hat. Aber der vortreffliche Hund ist mit allen Eigenschaften ausgerüstet, welche ihm einen glücklichen Erfolg sichern. Mit Ausnahme des Bullenbeißers und Bulldoggen soll es wenig Thiere geben, welche mit so hohem Muthe kämpfen wie er. Man versichert, daß ein Angriff von ihm, so klein und unbedeutend er auch scheint, gefährlicher ist als ein solcher vom Bulldoggen. Dieser läßt das, was er ergriffen hat, allerdings so leicht nicht wieder los und wird aus diesem Grunde gefährlich; der Otterhund aber beißt mindestens ebenso tief wie jener, jedoch außerordentlich oft und schnell hinter einander und soll deshalb nicht nur sehr viele, sondern auch sehr schlimme Wunden hervorbringen.

Der Otterhund kann das allerschlimmste Wetter und die Veränderung der Wärme aushalten und auch in der kältesten Jahreszeit wiederholt Bäder in dem eisigen Wasser ertragen. Sein hartes, rauhes und verwirrtes Kleid, welches den Einflüssen der Kälte sehr widersteht, leistet ihm allerdings vortreffliche Dienste; die Gewöhnung thut das ihrige dazu. Namentlich auf den Felsen der Hebriden, wo die Ottern sehr häufig sind, werden diese Hunde benutzt. Die Jäger landen in Kähnen an irgend einer kleinen Insel und lassen hier ihre Hunde frei. Diese klettern überall auf und in den Felsen herum und durchstöbern jede Höhle. Sobald ein Hund einen Otter findet, jagt er ihn aus seinem Schlupfwinkel hervor und packt ihn; die anderen Hunde eilen zur Hülfe: es entsteht eine wüthende, lärmende Balgerei; der Otter wehrt sich fürchterlich, wird aber doch zuletzt von der muthigen Schar todt gebissen und dann dem Jäger überliefert. Letzterer stellt sich übrigens schon von vorn herein in der Nähe des Meeres auf, um den zum befreundeten Elemente flüchtenden Thieren den Weg abzuschneiden.

Ueber die Abstammung dieser Hunde ist man noch keineswegs im Klaren, und auch die Ansicht, daß der Otterhund Dachshund sei, bedarf noch sehr der Bestätigung. Namentlich widerspricht die ziemlich bedeutende Größe des Thieres dieser Annahme: seine Höhe vom Fuße bis zur Schulter beträgt nicht selten 60 Centim.

*

Weit zahlreicher an Rassen und Formen und sorgfältiger Erziehung ungleich zugänglicher als die Dächsel, nehmen die **Jagdhunde** unbestreitbar den höchsten Rang unter allen Haushunden ein. Sie stehen in keiner Weise zurück hinter dem verständigen Pudel, dem zierlichen Windspiele, dem niedlichen Seidenhunde, vereinigen vielmehr aller Schönheit und Eigenheit in sich und dürfen dreist als die edelsten bezeichnet werden. An ihnen hat der Mensch sich als Schöpfer erwiesen, auf sie einen Theil seiner eigenen Fähigkeiten und Eigenschaften vererbt, sie für die verschiedenartigsten Abstufungen einer und derselben Dienstleistung gestaltet und gemodelt. Schon bei uns ist die Anzahl der Rassen oder Abarten eine erhebliche; weit mehr solcher Abänderungen aber kennt man in Großbritannien, wo man von jeher sehr viel für die Zucht dieser ausgezeichneten Geschöpfe gethan hat.

So schwierig es sein mag, allgemeine Kennzeichen der verschiedenen Jagdhunde aufzustellen, läßt sich doch Folgendes sagen: Sie sind schöne, mittelgroße Hunde, mit gestrecktem, eher schwachem als kräftigem Leibe, länglichem, auf der Stirn flach gewölbtem Kopfe, nicht sehr langer, nach vorn hin verschmälerter und abgestumpfter Schnauze, großen, klugen Augen, breiten hängenden Ohren, kräftigem, aber verhältnismäßig langem Halse, breiter und voller Brust, nicht auffallend eingezogenen Weichen, mittelhohen, schlanken, jedoch nicht mageren Beinen, wohlgebildeten Füßen, deren hinteres Paar eine gekrallte Afterzehe trägt, und ziemlich langem Schwanze. Die Behaarung ist bald kurz

und fein, bald lang und grob, der Schwanz entweder kurz oder langfahnig, die Färbung ungemein verschieden, eintönig oder fleckig. Ueber jedem Auge befindet sich meist ein kleiner, rundlicher, lichterer Flecken.

Alle Jagdhunde sind geborene Jäger, und wenn dies nicht der Fall, taugen sie eben nichts. Mehr als bei jedem anderen Hunde kommt es bei ihnen auf die Rasse oder Unterrasse an, und regelmäßig findet man hier, daß gute Mütter oder erprobte, geschickte Eltern auch vortreffliche Junge erzeugen. Alle sind kräftig, schnell und durch ihre ausgezeichneten Sinne, namentlich durch den überaus feinen Geruch, vor den übrigen Hunden zur Jagd befähigt. Sie besitzen ein so starkes Spürvermögen, daß sie die Fährte eines Wildes noch nach Stunden, ja sogar nach Tagen durch den Geruch wahrnehmen können. Deshalb bedient man sich ihrer zum Aufspüren und Aufsuchen des Wildes und namentlich des Haarwildes und richtet sie zu diesem Zwecke besonders ab.

Unter den verschiedenen Rassen wollen wir die bekanntesten, die Hühnerhunde, zuerst betrachten. Sie sind mittelgroß und ziemlich stark gebaut; ihre Schnauze ist lang und dick, die Nase zuweilen gespalten, das Ohr breit, lang und hängend, ein „Behang"; das Haar kurz bei den Vorstehhunden, länger bei den eigentlichen Hühnerhunden, ziemlich lang bei den sogenannten Wasserhunden; die Färbung bei uns zu Lande gewöhnlich weiß mit braunen, seltener mit schwarzen Flecken; doch gibt es auch ganz weiße, braune, schwarze oder gelbe. Die Ruthe wird gewöhnlich in der Jugend gestutzt, weil der Hund sie später, wenn er vor dem Wilde steht, bewegt und das Wild leicht verscheuchen würde, wenn man sie ihre volle Länge erreichen ließe.

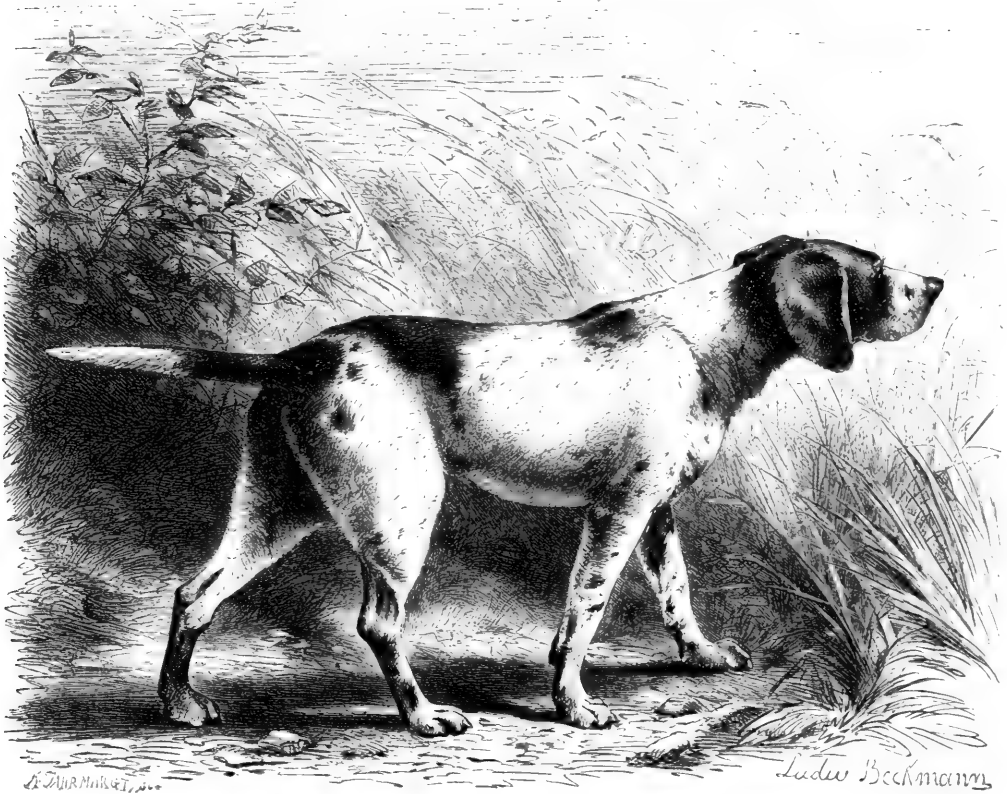
Die Hühnerhunde sind ganz ausgezeichnete, kluge, gelehrige, folgsame und jagdbegierige Thiere und zur Jagd auf allerlei Wild geradezu unentbehrlich. Sie spüren das Wild weniger durch scharfe Verfolgung der Fährte aus als vielmehr durch Wittern desselben, und zwar gibt es Hühnerhunde, welche schon aus einer Entfernung von sechszehn bis achtzehn Schritten mit aller Sicherheit ein Jagdthier durch den Geruchssinn wahrnehmen. Bei der Jagd selbst gehen alle höchst verständig zu Werke.

„Ich habe mich", sagt Diezel, „seit einer langen Reihe von Jahren fortwährend damit beschäftigt, die Fähigkeit der bei uns vorkommenden Thiere zu vergleichen, und mich immer fester überzeugt, daß sie alle bei weitem von einem übertroffen werden, nämlich von dem gewöhnlichen Begleiter des Jägers, von dem Vorstehhunde (Canis familiaris avicularius oder C. sagax venaticus).

„Dieser Hund muß jedoch, wenn meine Behauptung auf ihn anwendbar sein soll, von ganz reiner Abkunft sein und alle seine natürlichen Anlagen, namentlich einen sehr scharfen Geruch besitzen. Er muß ferner nicht vereinzelt erzogen werden, sondern unmittelbar unter den Augen seines Führers aufgewachsen sein, damit er gleich von Jugend an jedes Wort und jeden Wink verstehen lernt. Endlich muß auch sein Herr alle Eigenschaften eines guten Lehrers, worunter die Geduld keine der geringsten ist, im vorzüglichen Grade besitzen, ja er muß sogar ein sicherer Schütze sein; denn nur wenn alle Erfordernisse mit einander vereinigt sind, kann der Lehrling jenen bewunderungswürdigen Grad von Folgsamkeit, Selbstbeherrschung und Geschicklichkeit erreichen, welchen ich hier in einigen kurzen Sätzen zu schildern versuchen will.

„Ein vollkommen abgerichteter, stets zweckmäßig geführter Hund, im Alter von drei bis vier Jahren, sucht, seinem natürlichen Triebe folgend, mit immer dem Winde entgegengehaltener Nase das Wild auf, indem er bald rechts bald links sich wendet. Auch bleibt er von Zeit zu Zeit einmal stillestehen und sieht sich nach seinem Gebieter um, der nun durch eine Bewegung dem Hunde die Gegend bezeichnet, welche er absuchen soll. Diese Winke werden auf das genaueste befolgt. Kommt ihm nun die Witterung irgend eines bedeutenden Wildes in die Nase, so hört auf einmal die sonst unaufhörliche Bewegung des Schweifes auf. Sein ganzer Körper verwandelt sich in eine lebende Bildsäule. Oft auch schleicht er nach Katzenart und mit leichten Tritten dem Gegenstande näher, ehe

er ganz feststeht. Nach wenigen Augenblicken wendet er nun den Kopf nach seinem Herrn, um sich zu überzeugen, ob dieser ihn bemerkt hat oder nicht, und ob er sich nähert. Es gibt sogar Hunde, welche, wenn der Oertlichkeit nach solches nicht möglich ist (z. B. im Walde oder im hohen Getreide, wo man es nicht sehen kann), das gefundene Wild auf kurze Zeit verlassen, um ihren Herrn aufzusuchen und an Ort und Stelle zu führen. Doch thaten dies von den vielen Hunden, welche ich in meinem Leben besessen und geführt, nur einige, und nicht schon in der ersten Zeit, sondern sie lernten es erst in späteren Jahren.



Vorstehhund (Canis familiaris avicularius). 1/10 natürl. Größe.

„Eine der schönsten Gelassenheitsproben für junge, feuerige Hunde ist die, wenn sie das dicht vor ihren Augen von dem Jäger getroffene Flugwild flattern und dann fallen sehen, dasselbe aber nicht greifen dürfen. Und auch dieser großen Versuchung lernt ein folgsamer Hund bald widerstehen und wagt es nicht eher, zu apportiren, als bis er von seinem Herrn die Erlaubnis dazu erhalten hat.

„Ein ebenso schwieriger und fast noch schwierigerer Punkt ist die tief in des Hundes Natur liegende Begierde, jedem ihm ins Gesicht kommenden Hasen zu verfolgen. Hier hat er einen um so schwereren Kampf zu bestehen, als es ja unstreitig die Bestimmung des Hundes ist, das Wild zu verfolgen und zu fangen. Es muß augenscheinlich der Hund seine Natur hier verleugnen, und er verleugnet sie auch wirklich. Denn nachdem er eine Viertelstunde lang vor dem Lager des Hasen gestanden hat, darf er, wenn dieser endlich aufsteht und entflieht, ihm dennoch keinen Schritt nachfolgen, viel weniger noch im Lager selbst oder im Augenblicke des Entweichens ihn ergreifen oder tödten. Er darf es sogar dann nicht thun, wenn ein in voller Flucht begriffener Hase sich seinen Zähnen gleichsam freiwillig darbietet und, sozusagen, in den Rachen hineinlaufen würde.

„Der unkundige Zuschauer, welcher Zeuge eines solchen Auftrittes ist, kann nicht anders glauben, als daß ein solcher Hund ganz gleichgültig und ohne alle Leidenschaft sei, daß der Hase für ihn gar keinen Reiz habe. Aber wie sehr trügt hier der Schein! Nicht Gleichgültigkeit, nicht Mangel an Lust, anders zu handeln, wenn ich so sagen darf, ist es, was ihn davon abhält, sondern der Gehorsam, das Gefühl der Unterwürfigkeit, die Furcht vor der Strafe. Die Natur scheint hier unter den Händen der Kunst gleichsam untergegangen zu sein; allein sie ist es nicht, sie schlummert nur, oder vielmehr sie schweigt, weil sie schweigen muß, weil ihre Stimme nicht laut werden darf.

„Man beobachte denselben Hund, welcher unmittelbar unter den Augen seines Führers diesen hohen Grad von Selbstbeherrschung zeigte, wenn er allein oder sich selbst überlassen ist, oder wenn er einen Führer hat, den er nicht achtet. Er wird sich dann der Begierde zu jagen so gewiß überlassen als jeder andere auch. Daher kommt es dann auch, daß in der ersten Zeit der Abrichtung selbst Hunde, welche in der Nähe ihres Herrn schon ziemlich folgsam sind, noch manchen Fehler begehen, sobald man ihnen gestattet, sich weit zu entfernen. Es sei mir vergönnt, einige Beispiele davon anzuführen, wie groß der Hang dieser Hunde ist, das Wild zu verfolgen. Schon viele Hunde wurden mit Schrotschüssen verwundet, weil sie, auf mehrmaliges Rufen und Pfeifen nicht achtend, sich der Begierde gleichsam blindlings überlassen hatten. Sie schrieen im Augenblicke der Verwundung laut auf, ließen sich aber dadurch doch nicht von der Fortsetzung der Verfolgung abhalten. Andere wurden so stark getroffen, daß sie sogleich umkehren mußten. Aber kaum war eine Stunde verflossen, kaum hatten sie sich ein wenig wieder erholt, als sie auch wieder jedem vorkommenden Hasen ebenso leidenschaftlich nachsetzten wie zuvor.

„Der merkwürdigste Fall dieser Art, welcher mir vorgekommen ist, war folgender: Eine Vorstehhündin, welche aber nicht von mir erzogen und abgerichtet, sondern bloß meiner Führung auf einige Zeit anvertraut war, stand am Rande eines ziemlich breiten Grabens dicht vor einer Rebhühnerkette. Als ich mich näherte, um zu schießen, stand unfern von uns ein junger Hase auf. Den Hund durchzuckte die Lust, hinter ihm herzujagen, wie ein elektrischer Schlag, und gewiß würde er es augenblicklich gethan haben, hätte nicht meine Näherung und ein lauter Warnungsruf ihn noch nothdürftig zurückgehalten. Er blieb daher in seiner früheren Stellung, wandte aber, den zuerst gefundenen Gegenstand gleichsam ganz aufgebend, den Kopf immer nach der Seite hin, wo der Hase lief, und zitterte dabei sichtlich am ganzen Leibe. Jetzt stiebten die Rebhühner auf, und ich schoß davon zwei. Allein anstatt wie gewöhnlich diese mit dem größten Eifer zu apportiren, sprang der Hund, ohne im geringsten auf die herabfallenden Vögel zu achten, augenblicklich über den Graben und setzte dem schon längst entflohenen Hasen nach. So sehr hatte dieser schon vom ersten Augenblicke an seine ganze Seele beschäftigt. Man berechne, welchen Kampf, welchen Grad von Selbstüberwindung es ihm gekostet haben mag, einer so reizenden Versuchung zu widerstehen!

„Einen höchst anziehenden Anblick gewährt es dem Zuschauer, sogar dem, welcher nicht selbst Jäger oder Jagdkenner ist, wenn er die Vorsicht wahrnimmt, mit welcher sich der Vorstehhund dem aufgefundenen Federwilde nähert. Wenn er z. B. bei Mangel an günstigem Winde nicht ganz sicher weiß, nach welcher Seite hin die Rebhühner gelaufen sind, kehrt er schnell um, umkreist in großen Bogen, wo er sie vermuthet, und jede große Annäherung sorgfältig vermeidend, spürt er auf diese Weise endlich den Platz auf, wo sie festliegen, und hier erst bleibt auch er selbst augenblicklich feststehen. Beim Absuchen der Getreidestücke läuft der erfahrene Hund nicht etwa in die Frucht selbst hinein, sondern bloß an der Seite des Ackers hin, jedoch so, daß ihm der Wind von dem Wilde her entgegenweht; denn auf der entgegengesetzten Seite wird er den Zweck des Auffindens nicht so sicher erreichen.

„Den höchsten Grad von Verstand dieser Art sah ich einst, als ich mit einigen Bekannten zu Anfang des Sommers einen Spaziergang machte, um deren Hunde, welche im Rufe vorzüglicher Befähigung standen, mir vorführen zu lassen. Sämmtliche Felder waren mit Frucht bedeckt; ich war daher nicht wenig gespannt darauf, wie man es anfangen werde, um hier Gelegenheit zu haben,

die drei Hunde, welche wir bei uns hatten, arbeiten zu sehen. Bald aber überzeugte ich mich, daß dieser Zweck ganz gut erreicht wurde; denn diese Hunde, einer wie der andere, suchten im sogenannten Sommerbau, nämlich den Gersten=, Hafer= und Kartoffeläckern, deren Frucht noch weiter zurück war, ganz unbefangen hin und her; sobald sie aber an einen Roggen= oder Weizenacker kamen, änderten sie alsbald ihr ganzes Wesen und ihre Bewegungen; denn sie setzten jetzt nicht mehr hin und her, wie sie es zuvor in der noch niedrigen Frucht gethan hatten, sondern es unterstand sich keiner mehr, einen solchen Acker mit hohem Getreide zu betreten. Vielmehr suchten sie jetzt nur noch im langsamen Trabe, und zwar immer nur in der äußersten Furche, auf der Seite, wo sie den besten Wind hatten, um das Wild in die Nase zu bekommen. Als ich meine Verwunderung über diese Vorsicht äußerte und zugleich den Wunsch aussprach, zu erfahren, auf welche Weise man sie dazu gebracht hatte, die Fruchtstücke so genau zu unterscheiden, erwiderte man, daß dies sehr leicht und bald dadurch bewerkstelligt worden wäre, indem man sie zwar sehr oft zu einem Spaziergange mitgenommen, ihnen aber nie gestattet habe, einen Acker mit schon hohem Getreide zu betreten, sowohl um jeden Verdruß mit den Feldbesitzern zu vermeiden, als auch um die Hunde stets im Auge zu behalten.

„Ich besaß einst einen Hund, welcher fast menschliche Ueberlegung zeigte, und ich will nur einen einzigen Fall davon hier mittheilen. Wenn ich in Dienstgeschäften aus dem Walde zurückkam, führte mich mein Weg gewöhnlich an einem kleinen, sumpfigen Weiher vorüber, wo in der Strichzeit, d. i. in den Frühlings= und Herbstmonaten, fast immer Heerschnepfen (Telmatias gallinago) zu liegen pflegten. Dies wußte mein Hund wohl. Er eilte darum schon in der Entfernung von mehreren tausend Schritten vor mir voraus, suchte einen solchen Vogel auf und blieb vor demselben stehen, drehte aber sogleich seinen Kopf nach mir, um sich zu überzeugen, ob ich rechts ab die Straße verlassen und mich nach dem Weiher wenden oder meines Weges gehen würde, da letzteres jedesmal geschah, wenn ich entweder keine Lust oder keine Zeit zum Schießen hatte. So lange nun dem Hunde noch Hoffnung übrig blieb, daß diese von ihm angezeigte Schnepfe von mir werde aufgesucht werden, blieb er fest und unbeweglich mit immer nach mir gerichteten Augen stehen. Sobald ich aber, ohne mich zu nähern, vorübergegangen war, stieß er sie heraus und verließ sogleich den Sumpf, ohne weitere aufzusuchen. Dies Verfahren hat er mehr als dreißigmal wiederholt, und viele meiner Bekannten waren Augenzeugen davon.

„Schon mehrmals ist mir auch der Fall vorgekommen, daß, während meine Hunde im vollen Suchen begriffen oder doch überhaupt in lebhafter Bewegung waren, plötzlich innehaltend, sie sich flach auf den Boden niederwarfen und in dieser Stellung liegen blieben. Wenn ich nun der Richtung ihrer Blicke folgend nachforschte, was wohl die Ursache ihres Benehmens sein möge, so war es regelmäßig irgend ein Wild, meistens ein Hase, den ich oft noch in sehr großer Entfernung laufen oder vielmehr auf uns zukommen sah; denn nur in dem einzigen Falle, wenn er in gerader Linie sich uns näherte, nicht aber, wenn er seine Richtung seitwärts vorbei nahm, legten sich die Hunde nieder, wie ein Raubthier, welches auf die Annäherung seines Opfers lauert, um dasselbe, wenn es nahe genug herangekommen, sicherer zu erhaschen, zuvor aber sich vor dessen Augen soviel als möglich zu bergen sucht.

„Ein Hühnerhund, welcher einem meiner Freunde gehörte, bemerkte einst, während er von weitem eine Jagd auf einer Insel von geringem Umfange mit ansah, daß einer von den hin= und hergesprengten Hasen sich über eine schmale Brücke, dem einzigen zu der Insel führenden Eingange, in das Freie gerettet hatte. Als er nun abermals jenseits des Wassers einen Hasen erblickte, eilte er, auf jede Art der Verfolgung verzichtend, in vollem Laufe nach der Brücke hin, legte sich dort flach auf den Boden und erwartete in dieser Stellung den nächsten Flüchtling, um sich desselben so recht auf dem kürzesten Wege zu bemächtigen. Um zum Schlusse zu kommen, erwähne ich bloß noch, daß derselbe Hund, welcher die gesunden Hasen vor sich sieht, ohne sich zu rühren, die angeschossenen halbe Stunden weit unermüdet verfolgt, sobald sein Herr es ihm befiehlt oder

vielmehr es ihm erlaubt; denn der innere Trieb fordert ihn dazu auf, jede Schweißfährte so weit als möglich zu verfolgen. Durch die Abrichtung hat er aber gelernt, das endlich gefangene oder aufgefundene Thier ohne die geringste Verletzung herbeizubringen. Auch als aufgestellter Wächter entspricht er jeder Erwartung; denn halbe Tage lang bleibt er unbeweglich neben dem Gewehre oder der Jagdtasche seines Herrn im Walde liegen. Kein Unbekannter darf es wagen, sich zu nahen oder sie zu nehmen."

Wie fest manche Hühnerhunde vor dem Wilde stehen, mag aus folgender Thatsache hervorgehen, welche Lenz erwähnt. In England hatte man ein prachtvolles Gemälde verfertigt, welches einen schwarzen Vorstehhund, Namens Pluto, und einen weiblichen, Namens Juno, darstellt, wie beide vor einem Rebhuhne stehen. Der Maler zeichnete fünf viertel Stunden lang, und beide standen während dieser Zeit wie versteinert.

Der Hund lernt alle diese Jagdbegriffe allerdings erst nach langer Abrichtung; aber wohl bei keinem anderen Thiere sieht man besser, wie viel es leisten kann, wenn der Mensch es lehrt und gut behandelt, als bei dem Hühnerhunde. Ein wohl abgerichteter Jagdhund ist ein wirklich wunderbares Thier und verdient seinen lateinischen Namen, Canis sagax, in vollem Maße. Auch er ist ein Menschenhund, wie Scheitlin sagt; denn er beweist wahren Menschenverstand. Er weiß genau, was er zu thun hat, und ein schlechter Jäger, welchen ein gut geschulter Jagdhund begleitet, wird von diesem nicht selten in der allerempfindlichsten Weise getadelt. So kannte ich einen Hühnerhund, Namens Basko, welcher wohl alles leistete, was man jemals von einem seiner Art verlangen konnte. Sein Herr war ein ganz vorzüglicher Schütze, welcher gewöhnlich unter zwanzig Schüssen auf fliegendes Wild keinen oder nur einen Fehlschuß that. Einst kommt der Sohn eines Freundes unseres Weidmanns zu ihm, ein junger Aktenmensch, welcher die Feder allerdings besser gebrauchen konnte als das Gewehr, und bittet um die Erlaubnis, ein wenig zu jagen. Der Förster gewährt ihm dies mit den Worten: „Gehen Sie, aber schießen Sie gut, sonst nimmt es Basko gewaltig übel". Die Jagd beginnt; Basko wittert nach kurzer Zeit eine Kette Hühner aus und steht wie ein Marmorbild vor derselben. Er erhält Befehl, sie aufzutreiben. Die Hühner fliegen, der Schuß knallt, aber kein Stück von dem Wilde stürzt herab. Basko sieht sich äußerst verwundert um und beweist augenscheinlich genug, daß seine gute Laune verschwunden sei. Er geht aber doch noch einmal mit, findet eine zweite Kette Hühner, und es geht wie das erste Mal. Da kommt er dicht an den Schützen heran, wirft einen Blick der tiefsten Verachtung auf ihn und eilt spornstreichs nach Hause. Noch nach Jahr und Tag war es demselben Jäger unmöglich, den Hund, welcher ein für die Jagd begeisterter war, mit sich auf das Feld zu nehmen: die Verachtung gegen den Schützen war zu tief in seinem Herzen eingewurzelt.

„Ich besaß", schreibt Oskar von Loewis, „eine Vorstehhündin, welche im Apportiren das erstaunlichste leistete. Verlor ich ein Stück Wild aus der Jagdtasche, hieß ich sie der Rückspur suchend folgen, und niemals kehrte das zuverlässige Thier mit leerem Maule zurück. Junge Birkhühner, welche bekanntlich nach öfterem Aufscheuchen während der Mittagshitze sehr fest liegen, hat sie mir oft auf Befehl lebend zu Füßen gelegt. Sie verstand jeden meiner Winke, jedes Wort: ich konnte mich mit ihr unterhalten wie mit einem Menschen. Jedes Ding, welches man ihr zeigte und zu beschaffen befahl, wußte sie zu erlangen. Sie schleppte Pfeifen, Dosen, Schlüssel, Tücher, Brodstückchen, Stöcke, ja sogar übelriechende Gegenstände, wie Cigarren und dergleichen, zart und vorsichtig herbei, letztere freilich unter Grimassen, nahm mir oder anderen auf den Zuruf die Mütze vom Haupte, zog Tücher aus den Taschen hervor und bediente mich besser als mancher Mensch. Einst handelten mir befreundete Damen mit einem hausirenden Juden, welcher endlich wegging. Nachdem er sich bereits mindestens fünfhundert Schritte weit entfernt hatte, wünschte eine der Damen noch eine Kleinigkeit zu kaufen. Der Handelsmann vernahm meinen Zuruf nicht mehr; folglich mußte meine Hündin helfen. „Minni, hole die Mütze jenes Mannes", sagte ich zu ihr, auf den Hausirer deutend. Wie ein Pfeil schoß sie dem Juden nach, sprang ihm zu seinem größten Entsetzen

auf den Rücken, zog ihm die Mütze vom Kopfe und lief mit derselben vor dem jammernden Manne her, bis er ihn glücklich zurückgebracht hatte, und Itzig zu seiner Freude erfuhr, es habe sich nicht um einen Ueberfall, sondern nur um ein Geschäftchen gehandelt."

Es versteht sich von selbst, daß ein so gut erzogener Hund auch einen vortrefflichen Erzieher haben muß, wenn aus ihm etwas werden soll. Die Abrichtung ist ein sehr schwieriges Geschäft und wird bloß von wenigen Erwählten verstanden. Geduld, Ernst und Liebe zum Thiere sind Haupterfordernisse eines Erziehers, und deshalb läßt sich wohl mit voller Bestimmtheit behaupten, daß eine Frau nun und nimmermehr einen Jagdhund würde erziehen können. Nach Dietrich aus dem Winckell erzog man früher den Jagdhund in gewaltsamer Weise, mit Peitsche und Korallenhalsband; nicht wenige Abrichter bedienen sich noch heutigen Tages dieser Schablone. Einsichtsvollere Lehrer verfahren anders. Ich will die „Methode" der einen wie der anderen hier wiedergeben: der gewaltige Unterschied wird sich Jedermann bemerklich machen. Wenn der junge Hühnerhund ein Jahr alt geworden war, begann man mit der Abrichtung, am liebsten im Februar, und wenn dies nicht anging, im Juli oder August. Während der ganzen Lehrzeit mußte er an einem ganz ungestörten Orte eingesperrt oder angebunden werden und durfte durchaus keine Gelegenheit zu Zerstreuung oder Spielerei haben, dort auch von Niemandem als von seinem Herrn besucht, gefüttert und getränkt werden. Eine Stunde vor jedem Unterrichte erhielt er eine mäßige Mahlzeit, dann nahm man das Thier an eine drei Meter lange Leine, deren Ende zugleich ein Halsband bildete, versah sich mit einer kurzen Peitsche und lehrte dem Hunde zunächst den Dressurbock (ein fest mit Bindfaden umwickeltes Strohbündel) aufnehmen. Man legte ihm zuerst die Leine an, zog ihn unter dem Zurufe „hierher!" und mit einem bestimmten Pfiffe an sich, lobte und streichelte ihn, wenn er von selbst kam, oder schaffte ihn mit Gewalt herbei, wenn er sich störrisch zeigte. Sobald er auf den Ruf folgte, wurde er noch ein wenig herumgeführt, und zwar, indem man sich bald rechts, bald links wendete und dabei „herum!" rief. Dann wurde er nach seinem Wohnplatze zurückgebracht und ihm Gelegenheit gegeben, das Gelernte ordentlich durchzudenken. In einer anderen Stunde begann das Apportiren. Man legte den Dressurbock auf die Erde, zog den Hund an der Leine dicht herbei, drückte seinen Körper platt auf den Boden und hielt ihn dort in liegender Stellung, schob ihm mit der anderen Hand den Bock ins Maul und rief „Faß!" griff ihm dabei von oben herab hinter die Eckzähne, öffnete ihm die Kinnlade und schob ihm den Bock bis unter die Fänge, rief nochmals „Faß!" und schloß mittels der Hand das Maul. Nach kurzer Zeit ließ man ihn los, und indem man „Aus!" rief, nahm man ihm den Bock wieder ab. Wenn er das Maul nicht selbst öffnete, reibte man ihm den Bock gegen das Zahnfleisch oder drehte ihm das Halsband derart zusammen, daß er unwillkürlich das Maul aufsperrte. In einer späteren Lehrstunde ließ man ihn, während er den Bock im Maule hatte, aufstehen und einige Schritte weit gehen und nahm ihm denselben unter dem Zurufe „Aus!" wieder ab. Nach und nach hörte man auf, ihm das Maul zuzuhalten, während er den Bock faßte, und ließ ihn denselben aus immer größeren Entfernungen herbeiholen, wobei man immer „Apportez!" sagte. Wollte er etwas nicht thun, so wurde er jedesmal dazu gezwungen und dies solange, bis er es gern ausführte. Später nahm man anstatt des Bockes Stücken Holz und andere Dinge, endlich einen Hasenbalg und schließlich Hasen, Rebhühner, zuletzt auch Raubthiere, Raubvögel, Elstern und Krähen, kurz, lauter Thiere, welche er nur höchst ungern aufnahm und trug. Nachdem er diese Kunst begriffen hatte, wurde ihm das Verlorensuchen beigebracht. Man ging mit dem Winde und ließ unbemerkt etwas fallen, was er gern apportirte, wendete nach einigen Schritten mit dem Zurufe: „Such verloren!" um, und leitete ihn auf demselben Wege gegen den Wind zu dem Gegenstande hin, indem man ihm denselben zeigte und „Apportez!" rufte. Diese Uebung wurde weiter und weiter ausgedehnt, bis er auch dieses begriffen hatte. Hierauf mußte er das Vorstehen lernen, wieder mit seinem Bocke, welchen man vor ihm auf den Boden warf, während man den Kopf ihm zur Erde drückte und „tout beau!" oder, wenn er es nach einiger Zeit ergreifen sollte, „Avancez!" ausrief. Alles dies wurde in einem

umschlossenen Raume vorgenommen, erst mit, später auch ohne Leine. Hatte nun der Hund die Sache gut begriffen, so nahm man ihn mit sich auf das Feld hinaus, immer noch an der Leine und mit der Peitsche in der anderen Hand. Hier ließ man ihn an einem freien Orte, wo Wild war, gegen den Wind suchen, und schwenkte ihn dabei abwechselnd rechts und links, indem man „herum!“ rief. Durch die Worte „Such, such!“ feuerte man ihn an, durch ein leises „Sachte, sachte!“ beruhigte man ihn, wenn er zu hitzig wurde, und durch einen starken Ruck an der Leine bezeichnete man ihm seine Unzufriedenheit, wenn er nicht gehorchen wollte. Suchte er nach Mäusen, Lerchen und anderen kleinen Thieren, wurde er unter dem Zurufe „Pfui!“ abgehalten, und niemals schoß man ein solches Thier vor ihm. War er bei der Suche folgsam geworden, so brachte man ihn dann an Orte, wo es Rebhühner, aber wenig Hasen gab, und ließ ihn an der Leine unter dem Winde suchen, rief ihm, sobald er etwas in die Nase bekommen hatte, zu „Such!“ und ließ ihn, sobald er festlag oder stand, kreisen, bis man die Hühner erblickte. Hierauf ging man zurück, führte ihn unter dem Zurufe „Hierher!“ ab, ließ ihn nochmals vorgehen, wieder kreisen und stieß endlich die Hühner, ohne zu schießen, auf, gestattete aber ihm das Nachfahren durchaus nicht. Fielen die Hühner wo anders ein, so verfuhr man wie vorher und suchte endlich eins im Sitzen oder, wenn es aufstand und der Hund nicht hinterdrein fuhr, im Fluge zu schießen, wobei man sich aber sehr vor einem Fehlschusse zu hüten hatte. War das Huhn gefallen, so ließ man es sich bringen und sah streng darauf, daß er es nicht schüttelte oder zerbiß. Nach dem Schusse durfte er nie schwärmen, sondern wurde gleich herangerufen und mußte, bis der Jäger geladen hatte, ruhig neben ihm sitzen. Auf Hasen lehrte man ihn in ähnlicher Weise. Im Walde brachte man ihm zunächst bei, daß er sich nie weit von dem Schützen entfernen dürfe, und ging deshalb zuerst in buschreiche Orte, wo man ihn immer übersehen konnte. Zum Schluß endlich führte man ihn an das Wasser und ließ ihn hier zuerst in ganz seichtem Wasser apportiren und veranlaßte ihn, später immer tiefer und tiefer in dasselbe hineinzugehen; niemals aber durfte man einen jungen Hund in das Wasser werfen, weil er sonst leicht zu große Scheu davor bekam.

Gegenwärtig gehen wenigstens viele Lehrer des Jagdhundes von anderen Grundsätzen aus. Sie sehen in ihrem Zöglinge keinen Sklaven, sondern einen verständigen Gehülfen, und behandeln ihn darnach, und zwar von Jugend auf. Das Thier, lehrt Adolf Müller, muß nicht allein in einem stets reinlich gehaltenen, luftigen, weder zu warmen, noch zu kalten Stalle hausen, sondern auch frei sich bewegen können, frei von der Last und dem Drucke der Kette; denn nur der frei sich bewegende und entwickelnde Hund wird ein gesundes, gewandtes, vielseitiges und gehobenes Wesen. „Man bringe ihn freundlich an seine Seite, leite und unterrichte ihn als Freund, um ihn zu demjenigen Hausthiere heranzubilden, welches unseres Verkehrs am würdigsten ist, und jede Mühe, welche wir an seine Ausbildung verwenden, belohnt sich reichlich und nutzbringend.

„Die erste Grundlage der Erziehung des Hundes bildet frühzeitige, unausgesetzte und freundliche Beschäftigung mit ihm. Schon bei seiner Geburt walte das aufmerksame Auge des Pflegers über dem kleinen Wesen; er unterstütze die Fürsorge der Mutter durch warmes und trockenes Betten der Jungen, helfe der Alten an Körperkraft auf durch gute und reichliche Nahrung, um so mittelbar die Ernährung der Jungen zu befördern. Gut genährt und von plagenden Schmarotzern gereinigt, entwächst das Hündchen gesund und kräftig den Säuglingswochen und tritt nunmehr in die Pflege seines Erziehers. Dieser beginnt in der achten oder neunten Woche die belehrende Beschäftigung mit dem jungen Schüler. Indem er den Kern aller Erziehung, welcher in dem Sprichworte: „Jung gewohnt, alt gethan“, liegt, vernünftig ausbeutet, sichert er sich fernerhin einen unfehlbaren Erfolg dadurch, daß er dem Schüler alles, auch das Schwierigste, spielend beibringt. Dem jungen Hunde Appell lehren oder beibringen, heißt nichts anderes, als ihn durch menschlichen Umgang vertraulich, willig und folgsam machen.

„Nichts unsinnigeres kann erdacht werden als der alte Gebrauch der Schultyrannen. Man ließ den Hund dreiviertel oder ein Jahr in völliger Zügellosigkeit zu einem wahren Tölpel voller

Unarten heranwachsen, und nun brachte man ihn plötzlich in das Fachwerk einer Dressur hinein, deren Pedanterie und Schablonenmäßigkeit jedem einsichtsvollen Thierkundigen geradezu lächerlich erscheinen muß. Wer kennt nicht das kriechende Avanciren und abwechselnde „Couche tout beau“ vor dem Dressirbock, diesem Popanz der Hühnerhundschule, wer nicht das pedantische Lenken an langer Dressirleine im Felde nach der sogenannten Stubendressur, wo dem oft mit Korallen und Peitsche mishandelten Thiere die „graue Theorie“ so recht exemplarisch alle Lust zur Jagd, alle Anhänglichkeit und Liebe an den Herrn auf ewig austrieb? Solche Miserzieher sind auch die Urheber der traurigen Erscheinung verschlagener und handscheuer Hunde, dieser Armensünder des Prügelsystems, welche bei dem Pfiffe oder Rufe ihres Tyrannen zusammenschrecken und sich verkriechen, durch deren ganzes Leben sich sozusagen der brennende Faden der Furcht und des Zagens zieht! Dank der unverwüstlichen Natur unseres ebenso klugen als geduldigen Thieres gingen selbst aus dieser traurigsten aller Schulen zuweilen vortreffliche, brauchbare Hunde hervor; aber bei weitem die meisten wurden für ihr Leben verpfuscht, und viele talentvolle kamen nicht zur vollen Entwickelung ihrer Eigenthümlichkeiten.

„Kehren wir dieser düsteren Knechtung den Rücken und beschauen wir uns die heitere Unterweisung auf menschwürdiger Grundlage. Durch häufigen Verkehr und dadurch, daß wir ihn selbst füttern, haben wir uns des kleinen Zöglings Zuneigung bereits in hohem Grade erworben. Wir haben ihn an Ruf und Pfiff und nach und nach auch an die Leine gewöhnt. Nun führen wir ihn, mit uns spazierend, ins Freie, anfangs nur kurze Strecken, allmählich weiter. Schon in der zwölften Woche kann eine fleißigere Lehre im Apportiren beginnen. Indem man schon frühe vor dem Hündchen spielend etwa einen Ball hinrollt, wird es eifrig darnach springen, ihn haschen, aufnehmen und dem freundlich es zu sich Lockenden auch bringen. In kurzem werden Wiederholungen dieser Spielübungen, welche den Schüler jedoch niemals ermüden, wohl aber beleben sollen, ihm zur Gewohnheit, welche er bei allmählich ernsterer, aber immer milder Behandlung, wie durch Belobungen und Schmeicheleien, stets lieber gewinnt. Auf dieser Grundlage baut man nun leicht weiter. Man beginnt alsdann die Lehre, das Verlorene und Versteckte zu suchen. Zuerst verbirgt man das vom Hunde Herbeizubringende vor seinen Augen, so daß er es sogleich auf den Zuspruch: „Such verloren!“ ohne Mühe hervorholen kann. Allmählich geht man weiter, und hat bei einem einigermaßen gelehrigen Thiere bald die Freude, außerordentlich schnelle Fortschritte zu bemerken. Nach jedem gelungenen Versuche belobt man den Hund oder reicht ihm zeitweise nach dem Zustandebringen besonders schwieriger Aufgaben einen Leckerbissen. Von entschiedenem Erfolge bei den Uebungen mit meinen Hühnerhunden war immer die Weise, daß ich einen mit Heu ausgestopften Kaninchenbalg, welchen ich bei dem Größerwerden des Hundes mit einem Hasen- und zuletzt mit einem beschwerten Fuchsbalge vertauschte, eine immer vergrößerte Strecke bis zu einem verborgenen Orte auf dem Boden hinschleifte und sodann den im Stalle oder an der Leine liegenden Hund mit dem beschriebenen Zurufe auf die Spur desselben hetzte. Alle meine Zöglinge begriffen, und zwar schon im ersten Vierteljahre ihres Lebens, nachdem sie erst einmal ohne Anstand apportirten, daß sie das Versteckte zu suchen und zu bringen hatten. Bei mehreren habe ich die Freude erlebt, daß sie weite Strecken nach dem Verlorenen zurückgingen; ja ich habe einen besonders begabten Hühnerhund herangezogen, welcher halbe Stunden Wegs weit dies immer willig und mit sicherem Erfolge that. Keine bessere Vorübung, eine Wildsährte zu verfolgen, das gefundene oder gefangene Wild oft von fernher herbeizubringen, gibt es für den Zögling als die beschriebene.

„Jeder Hund wird bei der angedeuteten Behandlung ohne alle Gewaltmaßregeln alles das begreifen und willig lernen, was er überhaupt zu lernen fähig ist. Denn durch einseitiges kurzsichtiges Meistern wird alles das nur irre geleitet, ja unterdrückt und verdorben, was aus der Naturgabe des Hundes heraus sich in der Schule der Erfahrung mit den verschiedensten Zügen der Eigenthümlichkeit oft so überraschend entfaltet.“

Dem glatthaarigen Hühnerhunde ähnelt am meisten der Hirschhund (Canis familiaris sagax acceptorius), wie man sagt, ein Abkömmling von dem Bluthunde und Windhunde, deren beider Eigenschaften er in sich vereinigen soll. Er zeichnet sich aus durch sein scharfes Spürvermögen und seine außerordentliche Schnelligkeit. Gegenwärtig befinden sich nur noch wenig Ueberreste im Besitze der Königin von England. Früher war es anders. Georg III. war ein leidenschaftlicher Liebhaber



Hirschhund (Canis familiaris sagax acceptorius). 1/10 natürl. Größe.

der Hirschhetze, an welcher er oft persönlich theilnahm. Nicht selten hetzte man mit solchem Eifer, daß von den hundert berittenen Jägern, welche anfangs hinter dem Hirsche drein ritten, zuletzt nur noch zehn oder zwanzig übrig waren, wenn das flüchtige Wild von den Hunden gepackt wurde. Man durchritt in Windeseile unglaubliche Entfernungen und setzte die Jagd oft so lange fort, daß ein großer Theil der Pferde und selbst viele Hunde dabei zu Grunde gingen. Fünfzig englische Meilen hinter einem Hirsche herzureiten war keineswegs ein seltener Fall. Gegenwärtig ist es freilich anders, da die Bebauung des Bodens dieser Jagd viel zu große Hindernisse in den Weg legt.

Ein ungleich wichtigeres Thier als der Hirschhund ist der ihm nahe verwandte Fuchshund. Berühmte Männer haben sich mehr mit ihm als mit anderen Dingen beschäftigt, dicke Bücher sind über ihn geschrieben worden, und noch heutigen Tages erwecken Fuchshundmeuten bei den Großen

Englands weit mehr Theilnahme als ganze Völkerschaften. Auf die Zucht, Veredlung und Erhaltung von Fuchshunden verwendet man Summen, mit denen man Tausende von verarmten, im Elende verkommenden Menschen zu glücklichen und nützlichen Staatsbürgern machen könnte; ihnen errichtet man Ställe, welche die gerade in Großbritannien so tiefstehenden Schulen weit in Schatten stellen; für sie hält man Abrichter und Erzieher, die mehr als doppelt so viel Gehalt bekommen als Lehrer, welche das im Schmutze der Unwissenheit und Lasterhaftigkeit liegende Volk der „Fuchsgegenden“ zu Menschen erwecken und bilden könnten, wären sie vorhanden, hätte man für menschliche Untergebene ebensoviel Theilnahme als für die thierischen Unterthanen. Der Jagdfreund mag den Fuchshund mit Entzücken betrachten: dem Menschenfreunde, welcher seinen Blick von den jagenden Hunden auf die durchjagten Gegenden und ihre Bewohner schweifen läßt, kommen Gedanken wie die vorstehend angedeuteten.

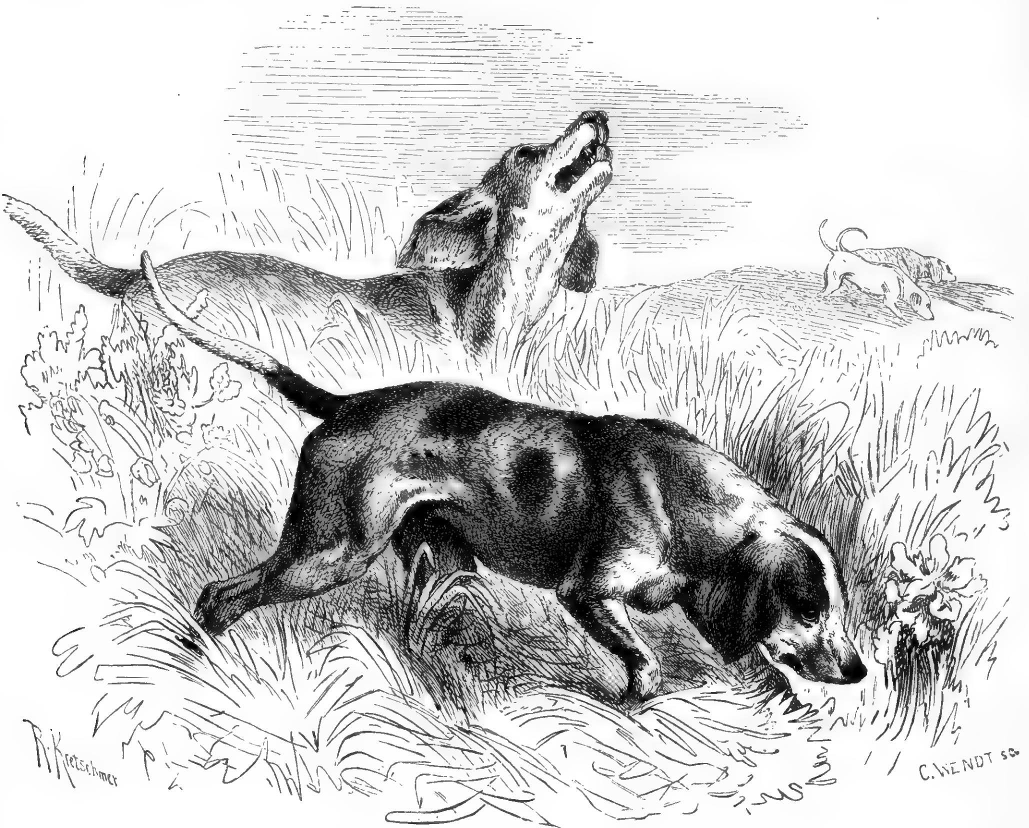
Eine Meute Fuchshunde zu pflegen und sie auf gleicher Höhe zu halten, gilt, so viel Geld das Vergnügen auch kosten mag, als Ehrensache in den Augen des reichen Grundbesitzers. Der gewöhnliche Preis für eine Meute von etwa sechszig Hunden schwankt zwischen 500 bis 1000 Pfund Sterling; besonders schöne, auserwählte Thiere gleicher Anzahl werden mit 2000 Pfund und darüber bezahlt. Ungefähr ebensoviel, wenn nicht mehr, beansprucht die Einrichtung der Ställe, welche mit allen erdenklichen Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten ausgerüstet sind; kaum weniger beträgt der jährliche Aufwand für Erhaltung und Ersatz der Hunde, Besoldung ihrer Abrichter und dergleichen. Die Ställe sind wahre Paläste, geräumig, hoch, luftig, warm und sauber wie Putzzimmer; zu ihnen gehören außerdem wohl umhegte, stets reinlich gehaltene Vorhöfe, Tummelplätze für die Hunde, auf denen sie unter Aufsicht ihrer Pfleger Luft und Licht genießen dürfen, eigens hergerichtete Küchen, in denen das Futter bereitet wird, sowie endlich die Wohnungen der Beamten. Der Boden der Ställe ist mit verglasten Fließen gepflastert, von denen jede Unreinlichkeit abläuft oder leicht entfernt werden kann; die Lager befinden sich auf erhöhten, stets mit frischem Stroh belegten Pritschen; für fließendes Wasser hat man im Stalle und auf dem Erholungsplatze, für Baumschatten auf letzterem Sorge getragen. Es fehlt an nichts, was zum Wohlsein der Thiere beitragen könnte.

Obgleich der Fuchshund schon seit vielen Geschlechtern ausgebildet und zu dem gemacht wurde, was er ist, arbeitet man doch ununterbrochen an seiner Vervollkommnung. Zur Nachzucht wählt man nur die ausgezeichnetsten Hunde, sorgt auch gebührend für Erneuerung des Blutes, um alle nachtheiligen Folgen der Inzucht möglichst zu vermeiden. Die jungen Fuchshunde werden unter häufiger Anwendung der Peitsche von eigenen Lehrmeistern in besonderer Weise abgerichtet, schlechte, d. h. ungelehrige oder störrische, vielleicht durch die Erziehung selbst verdorbene Hunde, unnachsichtlich entfernt, in der Regel sogar getödtet. Vorbild und Unterweisung älterer, eingeschulter und erfahrungsreicher Hunde thut das übrige, um den Unterricht des jungen Nachwuchses zu vollenden.

Der Fuchshund (Canis familiaris sagax vulpicapus) ist mittelgroß und wohlgebaut, am Widerrist etwa 55, höchstens 60 Centim. hoch, sein Kopf klein, das Ohr oder der Behang, welcher meistens gekürzt wird, sehr groß, breit und lappig, der Hals dünn, der Schultertheil zurücktretend, die Brust weit, der Rücken breit; die Läufe oder Beine sollen gerade sein „wie Pfeile“; der ziemlich dichtbehaarte Schwanz muß „anständig“ getragen werden. Die Färbung wechselt: weiße Grundfarbe mit mehr oder weniger dunkelbrauner Fleckung, welche die Ohrgegend einschließen muß, scheint am beliebtesten zu sein.

Der Ursprung des Fuchshundes ist ungewiß. Man nimmt an, daß er von dem alten englischen Jagdhunde abstammt und durch verschiedene Kreuzungen, an denen eine große Menge anderer Hunde theilnahmen, zu der Vollkommenheit gebracht worden ist, welche er zeigt. Er besitzt die Schnelligkeit des Windhundes, den Muth des Bulldoggen, die Feinheit des Geruchs vom Bluthunde, die Klugheit des Pudels, kurz, vereint gleichsam alle guten Gaben der Hunde in sich. Seine

Schnelligkeit ist wirklich unglaublich. Bei einem Wettrennen durchlief ein Hund, Blaumütze genannt, eine Länge von fast $4\frac{1}{2}$ englischen Meilen in acht Minuten und wenigen Sekunden, und das bereits erwähnte Rennpferd Flying-Childres, welches auf demselben Grunde lief, erreichte das Ziel kaum eine halbe Minute früher als er. Wenn man dabei die körperliche Beschaffenheit beider Thiere in Rechnung zieht, muß man wahrhaft über die Schnelligkeit des Hundes erstaunen; denn sie ist verhältnismäßig eine ungleich größere als die jener unübertrefflichen Pferde. Aber nicht



Fuchshund (Canis familiaris sagax vulpicapus). 1/10 natürl. Größe.

allein die Schnelligkeit, sondern auch die Ausdauer der Fuchshunde ist außerordentlich. Eine gute Meute folgt dem Fuchse halbe Tage lang und darüber mit gleichem Eifer; die Hunde des Herzogs von Richmond z. B. fanden, wie Bell erwähnt, den Fuchs morgens dreiviertel auf acht Uhr und erlangten ihn erst nach zehnstündigem „harten Rennen" zehn Minuten vor sechs Uhr abends. Mehrere von den Jägern wechselten dreimal ihre Pferde, verschiedene von diesen rannten sich zu Tode: von den Hunden aber waren beim Ende der Jagd dreiundzwanzig zur Stelle.

Gegenwärtig beginnt man erst vormittags um elf Uhr mit der Jagd. Kundige Jagdgehülfen haben in dem zu bejagenden Gebiete des Nachts alle Röhren der verschiedenen Fuchsbaue verstopft und Reineke gezwungen, sich im Freien zu bergen. An versprechenden Stellen sucht man ihn auf. Die Hunde werden gelöst, und durchstöbern eifrig, sich vertheilend und zerstreuend, Wälder und Dickichte. Ein guter Hund darf nur dann „sprechen, wenn er etwas zu reden hat"; die Suche geschieht also lautlos. Endlich läutet ein Hund auf, die übrigen stimmen ein: der Fuchs ist gefunden! Tally ho (ho, halloh) ruft der „Einpeitscher"; der „Hundsmann" stößt ins Horn; die Reiter

sammeln sich, und die wilde Jagd beginnt — ein prachtvolles Schauspiel! Durch Busch und Hecken, über Zäune, Gräben und Mauern geht es dahin, die Hunde in dicht geschlossener Meute, angefeuert durch ununterbrochenen Zuruf des „Hundsmannes“, welcher jeden einzelnen kennt und nennt, dicht hinter Reineke her, welcher seinerseits, um zu entkommen, alle Schnelligkeit, Behendigkeit, Gewandtheit, List und Ausdauer anwendet, vor keinem Hindernisse zurückbebt, jedes nimmt und überwindet, so lange es geht. Selten gelingt es dem armen Schelm, sein Leben zu retten; in der Regel holt ihn die blutgierige Meute binnen zwei bis drei Stunden ein, und wenn der „Hundsmann“ nicht unmittelbar zur Stelle, um die Lunte, das Ehrengeschenk des Jägers, welcher Reineke zuerst gesehen, zu retten, ist dieser wenige Augenblicke später ergriffen, erwürgt, zerfetzt und aufgefressen.



Stöberhund (Canis familiaris sagax irritans). 1/7 natürl. Größe.

Ein allerliebstes Thier ist der Stöberhund, Beagle der Engländer (Canis familiaris sagax irritans), von den Braken hauptsächlich dadurch unterschieden, daß er im wesentlichen die Merkmale des glatthaarigen Vorstehhundes zeigt, während jene uns als Zwitter von Jagdhund und Dächsel, ihren vermeintlichen Stammeltern, erscheinen. Die Schulterhöhe des Stöberhundes soll 35 Centim. nicht übersteigen. In Gestalt, Behang und Behaarung ähnelt er dem Fuchshunde; doch sind seine Läufe stämmiger und niedriger, und es scheint deshalb die Annahme, daß er eine Kreuzungsform vom Fuchshunde und Dächsel ist, nicht unbegründet zu sein.

Man gebraucht den Stöberhund in voller Meute zur Hasenhetze und erfreut sich hauptsächlich an seiner wohlklingenden Stimme, welche, wenn die Meute stark ist, ein herrliches Geläute gibt. Sein Geruchssinn ist so fein, daß er einen einmal verfolgten Hasen immer wieder auffindet und auftreibt, und er läuft so ausdauernd, daß er Lampe trotz seiner Schnelligkeit und seiner Kreuz- und Quersprünge doch einholt und niedermacht. Berühmt war die Meute des Obersten Hardy. Sie bestand aus zweiundzwanzig Hunden, welche sämmtlich das angegebene Maß noch nicht einmal erreichten. Man trug sie zur Jagd hin und von derselben wieder zurück in Körben, welche auf Pferde geladen wurden. Bei der Hetze liefen sie regelmäßig in Reih und Glied. In einer schönen Nacht wurden sie ihrem Eigenthümer gestohlen, und derselbe hat nie wieder erfahren, was mit ihnen geschehen ist. — Gegenwärtig sind auch diese Hunde selten geworden.

Ganz das Gegentheil von diesen kleinen, zierlichen Thieren ist der Blut- oder Schweißhund (Canis familiaris sagax sanguinarius), welchen man jetzt ebenfalls nicht oft mehr sieht. In den guten, alten Zeiten wurde das Thier häufig als Diebesfänger benutzt und diente dem Lande zur Sicherung vor Räubern, welche in jenen Tagen überall ihr Unwesen trieben. Er war so klug, daß er die Fährte eines Diebes selbst dann verfolgte, wenn derselbe seinen Weg in einem Bache oder Flüßchen fortgesetzt hatte, um den Hund zu täuschen. Dieser suchte dann beide Ufer des Flusses so lange ab, bis er die Fährte des nach dem Lande zurückgekehrten Diebes von neuem auffand und verfolgen konnte.



Schweißhund (Canis familiaris sagax sanguinarius). 1/8 natürl. Größe.

Auch im Kriege wurden Bluthunde angewandt, so noch in den Kriegen zwischen England und Schottland. Heinrich VIII. brachte sie auf seinen Kriegszügen mit nach Frankreich, und Graf Essex hatte allein achthundert von ihnen bei seinem Heere in Irland. Gegenwärtig dienen sie zum Aufsuchen eines angeschossenen Wildes und nehmen den Schweiß allerdings besser auf als alle übrigen Jagdhunde. Die Farbe der echten Bluthunde ist lohbraun und auf dem Rücken fast schwarz. Sie haben 70 Centim. Schulterhöhe oder darüber, sind stark gebaut und zeichnen sich namentlich durch die breite und lange Schnauze aus, an welcher die Oberlippe über die Unterlippe herabhängt. Die Ohren sind breitlappig, der Scheitel ist hoch und gewölbt, der Blick ernst, klug und edel. Man sagt, daß sie heftigen Gemüthes wären und deshalb als gefährliche Thiere angesehen würden. Ihr Blutdurst soll so groß sein, daß sie selbst auf ihren eigenen Herrn losgehen, wenn sie einmal eine Beute niedergemacht haben. Die Stimme des Thieres ist so eigenthümlich langgezogen, laut und tief, daß man sie niemals vergessen kann, wenn man sie nur einmal gehört hat. Ueber seine Abkunft ist man völlig im Unklaren.

Die Engländer unterscheiden ihre Jagdhunde sehr genau, während unter uns die Bezeichnungen vielfach verwechselt werden. So nennt man beispielsweise auch die Vorstehhunde oft Hühnerhunde und umgekehrt, während zünftige Weidmänner unter ersteren mit Recht nur die kurzhaarigen, unter letzteren dagegen die langhaarigen Rassen verstehen. Allerdings leisten beide Gruppen, wenn gut geschult, so ziemlich dasselbe, wie sie sich überhaupt in ihren wesentlichen Eigenschaften, welche ihnen ja doch zum größten Theile anerzogen wurden, in hohem Grade ähneln.



Wasserhund (Canis familiaris hirsutus aquatilis). 1/8 natürl. Größe.

Der Hühnerhund (Canis familiaris hirsutus) erreicht in der Regel 60 Centim. Schulterhöhe, hat gerade, ziemlich starke Läufe und mäßig große Füße, ist überhaupt kräftig, keineswegs aber plump gebaut, sein Kopf groß und lang, auf der Stirn mäßig gewölbt, die Schnauze mittellang, nach der Spitze zu merklich verschmälert, vorn jedoch gerade abgestutzt, das Auge groß und mild, das Ohr breitlappig und hängend, die Oberlippe seitlich über die untere herabgezogen, der Leib gestreckt, in den Weichen nicht wesentlich verengt, die Fahne lang und buschig, das Haar fein, weich, aber meist etwas gekräuselt, das reiche Fell daher etwas zottig. Neben Braun kommt Schwarz, Weiß, Rothgelb als Färbung des Pelzes vor; auch gibt es weißbunte und reinweiße Hühnerhunde.

Der Wasserhund (Canis familiaris hirsutus aquatilis) ist unter allen Rassen der am stämmigsten gebaute, sein Kopf stark und hoch, die Schnauze kurz, breit und stumpf, der Hals dick, der Leib voll und gedrungen, die Fahne lang und buschig; die Beine sind stark und sehr kräftig, die Füße breit. Ein zottig gekräuseltes Fell von meist eintöniger und dunkler Färbung bekleidet den Leib. An Höhe steht das Thier dem Hühnerhunde etwas nach, an Gewicht übertrifft es ihn.

Das bereits von den Jagdhunden überhaupt und von den Vorstehhunden insbesondere Mitgetheilte gilt auch für die Hühnerhunde. Sie besitzen dieselben leiblichen und geistigen Begabungen, in der Regel aber ein sanfteres Gemüth, bekunden daher meist noch größere Anhänglichkeit an ihren Herrn und wissen sich Jedermanns Freundschaft zu erwerben. Alle trefflichen Eigenschaften des Haushundes vereinigen sich in ihnen. Nicht alle, aber doch die meisten, sind für den Jäger noch brauchbarer als die Vorstehhunde, weil sie nicht allein auf festem Boden, sondern auch im Wasser sich bewähren. Hier leistet zumal der letztgenannte außerordentliche Dienste.

*

Mehrere sehr verschiedenartige Hunde pflegt man unter dem Namen der Seidenhunde zusammenzufassen. Der Seidenhund (Canis familiaris extrarius) ist ein sehr schönes Thier, von 80 Centim. Leibeslänge, mit langer Fahne und etwa 50 Centim. Höhe am Widerrist. Der Leib ist etwas gedrungen und gegen die Weichen eingezogen, der Rücken nicht gekrümmt, die Brust breit und kaum vorstehend, der Hals kurz und dick, der Kopf länglich und ziemlich erhaben, die Schnauze nicht sehr lang, nach vorn etwas verschmälert und zugespitzt. Die Ohren sind lang, breit, gerundet, vollständig hängend und mit sehr langen Haaren besetzt, die Lippen kurz und straff, die Füße von mittlerer Länge, nicht dick, aber ziemlich stark, die vorderen vollkommen gerade, die Hinterfüße ohne Afterzehen. Der mittelstarke und mittellange Schwanz reicht etwas unter das Fersengelenk und wird stark nach rückwärts gebeugt und aufwärts getragen. Die Behaarung ist lang, zottig, aber seidenartig; Schnauze und Vorderseite der Füße sind kurz behaart, die Hinterseite derselben aber, der Kopf, der Bauch und der Schwanz, besonders an der Unterseite, mit langen, zottigen Haaren bedeckt. Die Obertheile des Körpers sind gewöhnlich schwarz, Brust, Bauch, Füße, die Lippen und Wangen bräunlichgelb, und auch über den Augen findet sich ein bräunlicher Flecken. Außerdem kommen aber auch röthlichbraune, schwarz und weiße und sehr häufig gefleckte mit gelbbraunen, rothbraunen oder schwarzen Flecken auf weißem Grunde vor. Diese Kennzeichen gelten für die ganze Gruppe, welche wieder in eigentliche Seidenhunde, Wachtelhündchen und Pudel zerfällt. Die ersteren sind bei uns die seltensten, und zumal den großen Seidenhund sieht man wenig, eher den Malteserseidenhund, welcher seiner Kleinheit wegen oft als Schoßhündchen gehalten wird.

Alle Seidenhunde sind leicht und schnell, aber nicht ausdauernd. Sie haben feinen Geruch und großen Verstand, ohne jedoch besonders gelehrig zu sein. Zur Jagd auf kleines Wild und namentlich auf Federwild werden einige und vor allen die Wachtelhunde vielfach benutzt; doch bedürfen sie einer sehr sorgfältigen Erziehung, weil ihre ursprüngliche Jagdbegierde so groß ist, daß sie häufig durch Dick und Dünn gehen und kaum durch Zurufe sich bändigen lassen. Selbst bei der besten Erziehung zittern sie vor Begierde bei Auffindung einer Spur und sind nicht im Stande, ihre Freude oder ihren Eifer zu verbergen, sondern kläffen und bellen fast fortwährend. Aus diesem Grunde werden sie häufiger in der Stube gehalten als zur Jagd benutzt. Die Engländer haben sich große Mühe mit ihrer Zucht gegeben und deshalb auch eine Menge von Spielarten erzielt, welche sie in Jagd- und Tändelhunde trennen. Unter den Wachtelhunden unterscheiden sie Springer, d. h. solche, welche lustig durch Dick und Dünn und namentlich durch niederes Dorngestrüpp hindurchjagen, und Schnepfenhunde, welche hauptsächlich zur Jagd auf Waldschnepfen verwendet werden. Letztere sind kleiner als die Springer und wiegen selten mehr als zwölf, sehr oft nur neun oder zehn Pfund. Außerordentlich lebendig und thätig, verrichten sie ihre Arbeit mit einem geradezu unerschöpflichen Grade von Selbstbewußtsein und Vergnügen. Dabei sind sie sehr muthig und behalten auch in anderen Klimaten ihre ursprüngliche Kühnheit bei, selbst in dem heißen Indien, welches die besten nordischen Hunde bald verdirbt. Kapitän Williamson erzählt, daß eines dieser kleinen tolldreisten Thiere einstmals sogar einem Tiger muthig entgegenging. Das gewaltige Raubthier schaute den kleinen Kläffer anfangs verwundert an, dann aber

stand es auf, von dem Gebelfer des zudringlichen Naseweis gestört, und flüchtete! Der Erzähler versichert, daß es einen unbeschreiblichen Anblick gewährt habe, die beiden in Größe und Kraft so verschiedenen Thiere hinter einander zu sehen, den großen, gewaltigen Tiger mit gehobenem Schweife voran und den muthigen kleinen Hund zankend und bellend hinterdrein. Und dies ist nicht der einzige Fall, welcher den Muth dieser niedlichen Thiere erprobte. Ein anderer Offizier von dem bengalischen Geschützwesen jagte in der Nähe eines Rohrdickichts nach Trappen und Pfauen, als plötzlich ein Tiger hervorbrach. Augenblicklich wurde derselbe von den Hündchen gestellt, und obgleich die muthigsten und kühnsten mit zwei Tatzenschlägen niedergelegt wurden, hielten die anderen doch so lange Stand, bis sich der Tiger zurückgezogen hatte.

Die kleinen Wachtelhündchen werden König-Karlshündchen, die kleinsten Blenheimshündchen genannt, jene aus dem Grunde, weil König Karl II. von England sie außerordentlich liebte und stets einige bei sich hatte. Ihre dunkle Farbe, welche übrigens oft ins Bräunliche spielt, die weiße Vorderbrust, das seidenweiche, lange Haar und das große lange Behänge zeichnen sie aus. Die allerbesten und geschätztesten von ihnen wiegen bloß fünf, die größten nicht mehr als sieben Pfund. Sie sind als Stubenhunde außerordentlich beliebt, weil schmuck, munter und gelehrig, wenn sie richtig behandelt werden, und die unterhaltendsten Gesellschafter, welche man sich denken kann. Ewig auf lustige Streiche bedacht, lassen sie sich mit sehr geringer Mühe erheiternde Kunststücke lehren. Unangenehm ist, daß ihre Augen beständig thränenfeucht sind, und ihnen von einem Winkel aus diese Thränen ohne Unterlaß über die Wangen herablaufen.

Während wir die letzterwähnten Rassen die Zwerge der Gruppe nennen können, müssen wir den Neufundländer (Canis familiaris terrae novae) als den Riesen unter den Seidenhunden ansehen. Das gewaltige, prächtige Thier soll ein doppelter Bastard des großen Pudels mit dem französischen Fleischerhunde sein und in Neufundland seine Rasse bis zur Stunde in ihrer ursprünglichen Reinheit erhalten haben. Es ist sehr ungewiß, um welche Zeit sich diese Rasse in Neufundland gebildet und wer hierzu Veranlassung zunächst geboten hat. Man weiß gewiß, daß die Engländer bei ihrer ersten Niederlassung in Neufundland im Jahre 1622 diese Hunde noch nicht vorfanden, und nimmt deswegen mit großer Wahrscheinlichkeit an, daß die Stammeltern, jedenfalls vortreffliche und ausgezeichnete Hunde, nach der Ansiedlung gebracht worden sind. „Der Neufundländerhund", sagt Fitzinger, „trägt wie alle Bastarde die Kennzeichen seiner elterlichen Abstammung unverkennbar an sich. Er vereinigt mit der Gestalt, Größe und Stärke des französischen Fleischerhundes, welcher selbst ein Bastard des großen Windhundes und Jagdhundes ist, zum Theil die Behaarung und Gestalt der Ohren, welche zu den klimatischen Abänderungen des großen Seidenhundes gehört. Es ist ein gewaltiges, starkes und kräftiges Thier mit breitem, langem Kopfe, etwas verdickter Schnauze, mittelgroßen, hängenden, zottig behaarten Ohren, starker Brust, kräftigem Halse, mit ziemlich hohen, starken Beinen, mit dichter, langer, zottiger, krauslicher, weicher, fast seidenartiger Behaarung, mit ziemlich langem, zottigem Schwanze und mit stark ausgebildeten Schwimmhäuten zwischen den Zehen. Seine Färbung ist sehr verschiedenartig. Viele sind schwarz mit einem lebhaften, rostgelben Flecken über jedem Auge und rostgelben Flecken an der Kehle und an den Fußgelenken. Etwas weniger häufig ist er schwarz und weiß, oder braun und weiß gefleckt, oder einförmig schwarzbraun und weiß."

Mit Recht gilt der Neufundländer für eine der schönsten Rassen und wird sehr gesucht; denn auch seine Eigenschaften stehen mit seiner äußeren Schönheit im Einklange und verkünden den guten Stamm, von welchem er herrührt. Seinem Herrn ist er im höchsten Grade treu und anhänglich, dabei verständig und außerordentlich gelehrig. Selbstverständlich muß man darauf sehen, seine natürlichen Begabungen bei der Abrichtung auszubilden, um das Thier zu dem in seiner Art vollkommensten zu machen. Der Neufundländer ist der beste aller Wasserhunde; das Wasser scheint sein eigentlich heimisches Element zu sein. Er schwimmt leidenschaftlich gern und mit der größten

Leichtigkeit, taucht wie ein Seethier und kann stundenlang im Wasser aushalten. Einmal fand man einen dieser Hunde in einer weiten Meeresbucht, Meilen vom Lande entfernt, und mußte wohl annehmen, das er viele Stunden lang im Meere herumgeschwommen war. Dem Neufundländer ist es vollkommen gleichgültig, in welcher Weise er schwimmen muß; denn er geht ebensogut gegen den Strom oder Wellenschlag als mit beiden. Ohne irgendwelche vorausgegangene Abrichtung holt er unermüdlich jeden Gegenstand aus dem Wasser, selbst bei der strengsten Kälte, und bringt ihn seinem Herrn. Der Mensch kann ihm überhaupt nicht mehr Vergnügen bereiten, als wenn er ihm Gelegenheit gibt,



Neufundländerhund (Canis familiaris terrae novae). 1/12 natürl. Größe.

sich viel im Wasser aufzuhalten. Geht man mit ihm ins Wasser, so erhöht man sein Vergnügen noch bedeutend. Der Hund scheint außer sich vor Freude zu sein, daß auch der Mensch gleich ihm mit dem Wasser vertraut ist, und bemüht sich nach Kräften, diese Freude an den Tag zu legen. Er schwimmt bald vor seinem Herrn, bald hinter ihm her, taucht unter ihm weg, thut, als wolle er ihn ein Stückchen tragen oder stützen, kurz, spielt förmlich im Wasser. Und wenn endlich der Herr ermüdet sich nach dem Ufer wendet, bemüht sich der Hund, ihn noch zum neuen Wettschwimmen aufzufordern.

Diese außerordentliche Befähigung des Neufundländers für das Wasser macht ihn zu einem sehr nützlichen Thiere an allen Seeküsten. Man kennt Hunderte von Beispielen, daß durch den Muth und die Kraft des vortrefflichen Geschöpfes ertrinkende Menschen gerettet worden sind. Viele Schiffer haben ihn stets bei sich, weil er vorkommenden Falls die ganze Mannschaft zu retten im Stande ist. Bei Schiffbrüchen ist er oft mit einem Seile im Maule ans Land geschwommen und hat so die Rettung der Mannschaft vermittelt, oder aber er ist vom Lande aus in die See gegangen und hat einen der Schiffbrüchigen nach dem anderen herüberbugsirt. In Ortschaften, welche in der

Nähe tiefer Gewässer liegen, macht er sich als unübertrefflicher Kinderwärter sehr verdient. Man darf dreist das kleinste Kind seiner Wachsamkeit und Treue anvertrauen, weil man sicher ist, daß dem Kinde, solange der Hund sich bei ihm befindet, nicht das geringste zu Leide geschieht. Die Beispiele, in denen er sich bei diesen Geschäften bewährt hat, sind nicht zu zählen. Sobald er einen Menschen im Wasser in Gefahr sieht, stürzt er sich augenblicklich in das ihm befreundete Element, eilt zu jenem hin, schiebt ihm die Schnauze unter die Achsel und hebt ihn mit derselben über den Wasserspiegel empor. Auch halberfrorene Leute hat er mehrmals vor dem sicheren Tode bewahrt, indem er ganz nach Weise der Bernhardinerhunde handelte. Das Land wittert er von Schiffen aus in großer Entfernung, zuweilen auf mehr als zehn englische Meilen, und gibt dies durch Bellen zu erkennen. Zu diesen vortrefflichen Eigenschaften kommt noch seine große Gutmüthigkeit und Sanftheit, sowie die unauslöschliche Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten; — ebenso bewahrt er freilich auch erlittene Unbill und Strafe in seinem Gedächtnisse auf und wird Leuten, welche ihn mit Absicht quälen, manchmal gefährlich.

In Neufundland wird das edle Thier sehr schlecht behandelt. Man spannt ihn vor einen kleinen Wagen oder Schlitten, läßt ihn Holz schleppen und beladet seinen breiten Rücken mit Eselsbürden, nährt ihn auch nur mit dem erbärmlichsten Futter, welches es geben kann, mit alten, halbverfaulten oder verdorbenen Fischen und dergleichen. Viele der schönen Thiere gehen unter der elenden Behandlung zu Grunde, und andere lassen sich, wenn sie einmal von ihren Tyrannen sich befreien können, mancherlei Vergehen zu Schulden kommen, indem sie die Herden überfallen und sonstwie Schaden anrichten. Außer zu jenen Arbeiten benutzt man sie in Neufundland auch noch zur Vertreibung des amerikanischen Wolfes, und zwar mit dem besten Erfolge, weil das starke Thier jenen feigen und erbärmlichen Räuber mit leichter Mühe bewältigt und gewöhnlich im Kampfe todtbeißt.

Gegen andere Hunde benimmt er sich mit sehr großer Würde und läßt sich erstaunlich viel gefallen; doch spielt er den kleinen Kläffern, wenn es ihm zu bunt wird, manchmal einen schlimmen Streich. So erzählt man, daß ein Neufundländer einen kleinen Hund, der ihn beständig ärgerte, plötzlich beim Kragen faßte, mit ihm ins Meer sprang und ihn wohl eine halbe Meile weit hinausschleppte, ihn dann aber in das Wasser warf und es ihm überließ, sich mit Mühe und Noth selbst wieder an das Land zu haspeln. Noch schlimmer erging es einem kampflustigen Bulldoggen, welcher den Neufundländer eines Schiffers ohne Ursache angriff und sich in dessen Kehle verbiß. Vergebens versuchte der Große, das wüthende Vieh abzuschütteln. Da kam er auf einen guten Gedanken. Er lief mit ihm nach dem Theerkessel, dessen Inhalt gerade lustig brodelte, und tauchte den Bulldoggen gelind mit den Hinterbeinen dahinein. Daß dieser augenblicklich losließ, kann man sich denken, und schwerlich hat er jemals wieder einen Neufundländer angegriffen, nachdem ihn der erste, an dem er seinen Uebermuth versuchen wollte, für sein Leben gezeichnet hatte.

Mit dem Neufundländer hat der **Bernhardinerhund** (Canis familiaris extrarius St. Bernardi) Aehnlichkeit. „Die Bernhardiner Doggen“, sagt **Tschudi**, „sind große, langhaarige, äußerst starke Thiere, mit kurzer, breiter Schnauze und langem Behang, von vorzüglichem Scharfsinn und außerordentlicher Treue. Sie haben sich durch vier Geschlechter rein fortgepflanzt, sind aber jetzt nicht mehr rein vorhanden, nachdem sie bei ihrem treuen Dienste durch Lawinen umgekommen sind. Eine nahverwandte Rasse wird nachgezogen und ein junges Thier zu sechs bis zehn Louisd'or verkauft. Die Heimat dieser edlen Thiere ist das Hospiz des St. Bernhard, 7880 Fuß über dem Meere, jener traurige Gebirgssattel, wo in der nächsten Nähe ein acht- bis neunmonatlicher Winter herrscht, indem das Thermometer sogar bis — 27° R. steht, während in den heißesten Sommermonaten und im ganzen Jahre kaum zehn ganz helle Tage ohne Sturm und Schneegestöber oder Nebel kommen, wo, um es kurz zu sagen, die jährliche Mittelwärme niedriger steht als am europäischen Nordkap. Dort fallen bloß im Sommer große Schneeflocken, im Winter dagegen trockene, kleine, zerreibliche Eiskrystalle, die so fein sind, daß der Wind sie durch

jede Thür- und Fensterfuge zu treiben vermag. Diese häuft der Wind oft, besonders in der Nähe des Hospizes zu 30 bis 40 Fuß hohen, lockeren Schneewänden an, welche alle Pfade und Schlünde bedecken und beim geringsten Anstoße in die Tiefe stürzen.

„Die Reise über diesen alten Gebirgspaß ist nur im Sommer bei ganz klarem Wetter gefahrlos, bei stürmischem Wetter dagegen und im Winter, wo die vielen Spalten und Klüfte vom Schnee verdeckt sind, dem fremden Wanderer ebenso müh- als gefahrvoll. Alljährlich fordert der Berg eine kleine Anzahl von Opfern. Bald fällt der Pilger in eine Spalte, bald begräbt ihn ein Lawinenbruch, bald umhüllt ihn der Nebel, daß er den Pfad verliert und in der Wildnis vor Hunger und Ermüdung umkommt, bald überrascht ihn der Schlaf, aus dem er nicht wieder erwacht. Ohne die echt christliche und aufopfernde Thätigkeit der edlen Mönche wäre der Bernhardspaß nur wenige Wochen oder Monate des Jahres gangbar. Seit dem achten Jahrhundert widmen sie sich der frommen Pflege und Errettung der Reisenden. Die Bewirtung der letzteren geschieht unentgeltlich. Feste, steinerne Gebäude, in denen das Feuer des Herdes nie erlöscht, können im Nothfalle ein paar hundert Menschen beherbergen. Das Eigenthümlichste ist aber der stets gehandhabte Sicherheitsdienst, den die weltberühmten Hunde wesentlich unterstützen. Jeden Tag gehen zwei Knechte des Klosters über die gefährlichsten Stellen des Passes: einer von der tiefsten Sennerei des Klosters hinauf in das Hospiz, der andere hinunter. Bei Unwetter oder Lawinenbrüchen wird die Zahl verdreifacht und eine Anzahl von Geistlichen schließen sich den „Suchern“ an, welche von den Hunden begleitet werden und mit Schaufeln, Stangen, Bahren und Erquickungen versehen sind. Jede verdächtige Spur wird unaufhörlich verfolgt, stets ertönen die Signale; die Hunde werden genau beobachtet. Diese sind sehr fein auf die menschliche Fährte dressirt und durchstreifen freiwillig oft tagelang alle Schluchten und Wege des Gebirges. Finden sie einen Erstarrten, so laufen sie auf dem kürzesten Wege nach dem Kloster zurück, bellen heftig und führen die stets bereiten Mönche dem Unglücklichen zu. Treffen sie auf eine Lawine, so untersuchen sie, ob sie nicht die Spur eines Menschen entdecken, und wenn ihre feine Witterung ihnen davon Gewißheit gibt, machen sie sich sofort daran, den Verschütteten freizuscharren, wobei ihnen die starken Klauen und die große Körperkraft wohl zu statten kommen. Gewöhnlich führen sie am Halse ein Körbchen mit Stärkungsmitteln oder ein Fläschchen mit Wein, oft auf dem Rücken wollene Decken mit sich. Die Anzahl der durch diese klugen Hunde Geretteten ist sehr groß und in den Geschichtsbüchern des Hospizes gewissenhaft verzeichnet. Der berühmteste Hund der Rasse war Barry, das unermüdlich thätige Thier, welches in seinem Leben mehr als vierzig Menschen das Leben rettete.“

Diesen Hund hat ein Dichter verherrlicht, und Tschudi führt das Gedicht in seinem Werke auch an; ich aber weiß ein noch besseres Gedicht, wenn es gleich nicht in gebundener Rede geschrieben wurde: die Beschreibung, welche Scheitlin von Barry gibt. „Der allervortrefflichste Hund, den wir kennen“, sagt er, „war nicht derjenige, welcher die Wachmannschaft der Akropolis in Korinth aufgeweckt, nicht derjenige, der als Bezerillo Hunderte der nackten Amerikaner zerrissen, nicht der Hund des Henkers, der auf den Befehl seines Herrn einen ängstlichen Reisenden zum Schutze durch den langen, finsteren Wald begleitete, nicht Drydens „Drache“, der, sobald sein Herr ihm winkte, auf vier Banditen stürzte, etliche erwürgte, und so seinem Herrn das Leben rettete, nicht derjenige, der zu Hause anzeigte, des Müllers Kind sei in den Bach gefallen, noch der Hund in Warschau, der von der Brücke in den Strom hinabsprang und ein kleines Mädchen dem Tode in den Wellen entriß, nicht Aubry's, der wüthend den Mörder seines Herrn anpackte und im Kampfe vor dem König zerrissen hätte, nicht Benvenuto Cellini's, der die Goldschmiede, als man Juwelen stehlen wollte, sogleich aufweckte: sondern Barry, der Heilige auf dem St. Bernhard! Ja Barry, du höchster der Hunde, du höchstes der Thiere! Du warst ein großer, sinnvoller Menschenhund mit einer warmen Seele für Unglückliche. Du hast mehr als vierzig Menschen das Leben gerettet. Du zogst mit deinem Körblein und Brod und einem Fläschlein süßer, stärkender Erquickung am Halse aus dem Kloster, in Schneegestöber und Thauwetter Tag für Tag, zu

suchen Verschneite, Lawinenbedeckte, sie hervorzuscharren oder, im Falle der Unmöglichkeit schnell nach Hause zu rennen, damit die Klosterbrüder mit dir kommen mit Schaufeln und dir graben helfen. Du warst das Gegentheil von einem Todtengräber, du machtest auferstehen. Du mußtest, wie ein feinfühlender Mensch, durch Mitgefühl belehren können, denn sonst hätte jenes hervorgegrabene Knäblein gewiß nicht gewagt, sich auf deinen Rücken zu setzen, damit du es in das freundliche Kloster trügest. Angelangt, zogst du an der Klingel der heiligen Pforte, auf daß du den barmherzigen Brüdern den köstlichen Findling zur Pflege übergeben könntest. Und als die süße



Bernhardinerhund (Canis familiaris extrarius St. Bernardi). 1/10 natürl. Größe.

Last dir abgenommen war, eiltest du sogleich aufs neue zum Suchen aus, auf und davon. Jedes Gelingen belehrte dich und machte dich froher und theilnehmender. Das ist der Segen der guten That, daß sie fortwährend Gutes muß gebären! Aber wie sprachst du mit den Gefundenen? Wie flößtest du ihnen Muth und Trost ein? Ich würde dir die Sprache verliehen haben, damit mancher Mensch von dir hätte lernen können. Ja, du wartetest nicht, bis man dich suchen hieß, du erinnertest dich selbst an deine heilige Pflicht, wie ein frommer, Gott wohlgefälliger Mensch. Sowie du nur von fern die Ankunft von Nebel und Schneewetter sahst, eiltest du fort.

„So thatest du unermüdlich, ohne Dank zu wollen, zwölf Jahre. Ich hatte die Ehre, auf dem Bernhard dich kennen zu lernen. Ich zog den Hut, wie sichs gebührte, ehrerbietig vor dir ab. Du spieltest soeben mit deinen Kameraden, wie Tiger mit einander spielen. Ich wollte mich mit dir befreunden: aber du murrtest, denn du kanntest mich nicht. Ich aber kannte schon deinen Ruhm und deinen Namen und seinen guten Klang. Wäre ich unglücklich gewesen, du würdest mich nicht angemurrt haben. Nun ist dein Körper ausgestopft im Museum zu Bern. Die Stadt that wohl

daran, daß sie dich, da du alt und schwach geworden und der Welt nicht mehr dienen konntest, ernährte, bis du starbst. Wer deinen Körper wohl ausgestopft nun in Bern sieht, ziehe den Hut ab und kaufe dein Bild daselbst und hänge es in Rahmen und Glas an die Wände seines Zimmers, und kaufe dazu auch das Bild des zarten Knaben auf deinem Rücken, wie du mit ihm vor der Klosterpforte stehst und klingelst, und zeige es den Kindern und Schülern und sage: gehe hin und thue desgleichen, wie dieser barmherzige Samariter that, und werfe dafür von den Wänden die Bilder von Robespierre, Marat, Hannickel, Abellino und andere Mörder- und Raubbildnisse zum Fenster hinaus, auf daß das junge Gemüth von Hunden lerne, was es beim Menschen verlernte."

Auch auf dem Gotthard, dem Simplon, der Grimsel, Furka und allen anderen Hospizen werden, nach Tschudi, vorzügliche Hunde gehalten, welche eine äußerst feine Witterung des Menschen besitzen, öfters Neufundländer oder Bastarde von solchen. Die Hospizbewohner versichern überall, daß diese Thiere besonders im Winter das Nahen eines Wetters schon auf eine Stunde vernehmen und durch unruhiges Umhergehen untrüglich anzeigten. So hoch berühmt aber wie Barry ist kein anderer Hund von ihnen allen geworden. Gegenwärtig sollen die Bernhardinerhunde vollständig ausgestorben und durch andere ersetzt worden sein, welche mehr den Doggen als den Neufundländerhunden ähneln. Soweit die mir zugänglichen Mittheilungen erkennen lassen, stehen sie hinsichtlich ihrer Leistungen nicht hinter ihren Vorgängern zurück.

Unsere Abbildung stellt nicht den eigentlichen St. Bernhardshund, sondern denjenigen vor, welcher in Deutschland Bernhardiner genannt zu werden pflegt.

Ein Seidenhund ist auch der allbekannte Pudel (Canis familiaris genuinus). Ihn zu beschreiben erscheint unnöthig, da er so ausgezeichnet ist, daß Jedermann ihn kennt. Der gedrungene Körperbau mit den langen, wolligen, zottigen Haaren, welche hier und da förmliche Locken bilden und den ganzen Hund dicht einhüllen, die langen und breiten Ohren kennzeichnen ihn vor seinen übrigen Verwandten. Ein schöner Pudel muß ganz weiß oder ganz schwarz sein, oder darf höchstens bei ganz schwarzer Farbe einen weißen Stirn- oder Brustflecken haben.

Der Pudel bekundet durch seine Liebe für das Wasser seine Verwandtschaft mit den übrigen Seidenhunden. Er schwimmt gut und gern und kann wohl auch zur Jagd abgerichtet werden. Weit mehr eignet er sich zum Gesellschafter des Menschen, und als solcher leistet er das größte, was überhaupt ein Thier zu leisten vermag. Um ihn zu kennzeichnen, borge ich mir die Worte Scheitlins, eines seiner wärmsten Verehrer.

„Der Pudel ist unter allen Hunden am besten gebaut. Er hat die schönste Kopfform, den wohlgebildetsten Leib, die schönste Gestalt, eine volle, breite Brust, wohlgebaute Beine, ist nicht hoch und nicht niedrig, nicht lang und nicht kurz und stellt sich am würdigsten dar. Schon körperlich ist er zu allen Künsten vorzugsweise geeignet. Tanzen kann er von selbst lernen; denn seine halbmenschliche Natur treibt ihn, sich an seinem Herrn aufzurichten, auf zwei Beine zu stellen und aufrecht zu gehen. Bald genug merkt er, daß er es könne, und er thut es sehr oft von selbst, wenn er will.

„Sein Geschmacksinn ist fein; er unterscheidet zwischen Speisen sehr genau; er ist ein Leckermaul. Sein Geruchsinn ist berühmt. Er kennt die Kinder seines Herrn durch ihn und findet mit Hülfe derselben seine verlorene Spur. Gibt man ihm von einem verlorenen Kinde einen Schuh oder sonst etwas zu riechen, so kann er durch die Festhaltung des Eindrucks dieses Geruchs das verlorene Kind von selbst finden. Kaum jemals täuscht er sich: ihm ist der Geruch als Erkennungsvermögen angewiesen. Er fühlt auch fein. Für körperliche Schmerzen ist er sehr empfindlich; er ist wehleidig. Sein Gehör ist vortrefflich. Von weitem kennt er die Stimme, unterscheidet sie auch dem Sinne nach, kennt den Unterschied der Glocken und Klingeln, kennt die Art und Weise und den Ton des Schrittes seiner Hausgenossen. Aber sein Gesicht ist zurückgeblieben: er sieht nicht gut, er kennt seinen Herrn durch das Gesicht nur, wenn er ziemlich nahe ist.

„Der Ortssinn ist im Pudel ausgezeichnet, Er findet den Weg nach Hause Stunden und Tage weit her. Er läuft in der Stadt oder auf dem Lande willkürlich herum und besucht, mit der Gewißheit zu finden, irgend ein Haus, in welchem er mit seinem Herrn, sei es auch nur einmal, gewesen, in welchem ihm wohlgethan worden ist. Deshalb kann er abgerichtet werden, Brod beim Bäcker, Fleisch in der Fleischerei zu holen. Sein Zeitsinn ist merkwürdig; er merkt an den Tagen, daß der Sonntag kommt; er kennt, wie der hungerige Mensch, die Mittagsstunde und die Schlachttage im Schlachthause. Die Farben kennt er genau und unterscheidet die Dinge mit Hülfe derselben deutlich. Sonderbar ist der Eindruck der Musik auf ihn: manche Werkzeuge kann er wohl leiden, andere gar nicht.



Pudel (Canis familiaris genuinus). 1/8 natürl. Größe.

„Der Pudel hat ein außerordentlich scharfes Wahrnehmungsvermögen. Nichts entgeht ihm, und darum heißt er gescheit. Er ist ein vollkommener Beobachter und lernt deshalb nicht bloß die Worte, sondern auch die Mienen und Blicke seines Herrn ausgezeichnet verstehen. Sein Gedächtnis ist in hohem Grade treu. Jahrelang bleibt ihm die Form und die Farbe seines Herrn in der Seele; jahrelang verliert er den Weg irgend wohin nicht. Man nennt den Hund schon wegen seines unterscheidenden Geruchsinns gescheit: wie viel mehr wird man ihn wegen seines getreuen Gedächtnisses gescheit nennen, da man ja im täglichen Leben jedes Kind mit gutem Gedächtnisse und selbst einen dummen Gelehrten, d. h. Vielwisser, für gescheit hält. Dieses Gedächtnis ist eine Hauptursache zur Gelehrigkeit des Pudels. Doch bedarf er auch dazu Geduld, Gutmüthigkeit und Folgsamkeit. Er kann wirklich trommeln, Pistolen losschießen, an Leitern hinaufklettern, frei mit einer Schar Hunde eine Anhöhe, die von anderen Hunden vertheidigt wird, erstürmen und mit Kameraden eine Komödie spielen lernen. Wir wissen, daß man auch Pferden und Elefanten (aber bloß diesen!) ähnliches und gleiches lehren kann.

„Zwei Dinge kommen noch dazu: des Pudels Nachahmungssucht und sein Ehrgefühl, d. h. seine Eitelkeit. Immer schaut er seinen Herrn an, immer schaut er, was er thut, immer will er ihm zu Diensten stehen. Er ist der rechte Augendiener; er denkt, wie ein Kind vom Vater, was dieser thut, sei recht, er müsse oder dürfe es ebenfalls thun. Nimmt der Herr eine Kegelkugel, so nimmt er zwischen seine Pfoten auch eine, will sie anbeißen und plagt sich, wenn es ihm nicht gelingen will. Sucht jener Steine behufs wissenschaftlicher Behandlung, so sucht auch der Pudel Steine. Gräbt der Herr irgendwo, so fängt auch der Pudel mit den Pfoten zu graben an. Sitzt jener im Fenster, so springt auch dieser auf die Bank neben ihn, legt beide Tatzen aufs Gesimse und guckt ebenfalls in die schöne Aussicht hinaus. Er will auch einen Stock oder Korb tragen, weil er den Herrn oder die Köchin einen tragen sieht. Er trägt ihn sorgfältig, stellt ihn vor die Leute hin, geht von einer Person zur anderen, um zu zeigen, wie geschickt er sei, und wedelt mit dem Schwanze selbstgefällig. Während des Tragens bekümmert er sich gar nicht um andere Hunde; er scheint sie als Taugenichtse zu verachten, sie aber scheinen ihn zu achten.

„Der Pudel ist der geachtetste (aber nicht der gefürchtetste) und auch beliebteste Hund, weil er der gutmüthigste ist. Kindern ist er ganz besonders lieb, weil er auf jede Weise sich necken und auf sich reiten, sich zupfen und zerren läßt, ohne zu knurren, zu beißen und ungeduldig zu werden. So gefräßig er ist, so kann man ihm doch das Fressen oft aus seinem Rachen wieder hervorholen, was sehr wenige Hunde zulassen. Den, welcher ihn einmal geschoren, kennt er für sein ganzes Leben und schaut ihn darum an, wo er ihn trifft. Kommt er nach Jahresfrist wieder ins Haus, um ihn zu scheren, so rennt er augenblicklich weg und verbirgt sich: er will nicht geschoren sein. Aber seinen Mann kennend, läßt er sich willig aus dem Winkel und Dunkel hervorziehen und fügt sich ohne Widerspruch in die Nothwendigkeit. Wird er von einem tollen Hunde gebissen und kommt der Henker ihn zu holen, so weiß er augenblicklich, was ihm droht. Er verbirgt sich, sein Auge wird sogleich trübe und erschrocken, doch wehrt er sich nicht. Den Todesstich oder Schlag empfängt er, wie die Pferde, mit ruhigem Herzen. Wird er krank und einem Arzte übergeben, so unterzieht er sich der Kur sehr gutwillig, und wie der Orang merkt er schnell, was ihm dienlich sei. Kein Thier erkennt so schnell die Meisterschaft des Menschen, daß es ihm gehorchen solle und müsse, und daß der Gehorsam das beste für ihn sei.

„Sehr artig ist zu sehen, wie er seinen Herrn sucht. Er läuft mit gesenktem Kopfe die Straße lang, steht still, besinnt sich, kehrt wieder um, bleibt an der anderen Ecke der Straße wieder still stehen, denkt mehr, als er schaut, beschreibt Diagonalen, um schneller irgendwo zu sein ꝛc. Artig zu sehen ist auch, wenn er ausgehen will und nicht soll, seinen Herrn überlisten will, wie er ihn zu überschleichen sucht, thut, als wenn er nicht fort wolle, wenn man ihn nicht anschaut, plötzlich den Reißaus nimmt oder mit füchsischer, überhündischer List an der Wand ein Bein aufhebt, als ob er pissen müsse, damit man ihn hinausjage, und wenn man ihn hinausjagt, augenblicklich, ohne zu pissen, zum Schlachthause oder zu einer von seinen Buhlen läuft, wenn man ihm aber nicht glaubt, endlich alle Hoffnung entwischen zu können aufgibt, mit vollkommener Entsagung sich unter den Tisch legt und das Pissen läßt und vergißt. Er hat vollkommen wie ein Mensch gelogen.

„Es darf uns nicht Wunder nehmen, wenn viele Beobachter dem Pudel menschliche Verstandsgeschicklichkeit zuschreiben. Und wirklich ist kein Mensch in Beobachtungsumständen geschickter, keiner äußert seine Ungeduld, wenn man ihn nicht berücksichtigt, besser als der Pudel. Er prüft vorher sorgfältig, ehe er entscheidet, und er will sich nicht täuschen lassen und auch nicht ausgelacht werden.

„Mit Prügeln kann man den Pudel nichts lehren; er ist nur ängstlich, verwirrt, thut immer weniger, ganz wie ein Kind, welches weinend lernen muß. Doch listig thut er auch bisweilen ganz dumm. Mit gutem kann man ihm sogar an widriges gewöhnen und Dinge essen oder trinken lehren, welche er sonst verschmäht. Manche Pudel werden und sind so recht eigentliche Kaffeefraubasen und ziehen dieses Getränk unbedingt jedem anderen vor.

„Sonderbar ist es, daß der Pudel, je gutmüthiger und verständiger, um so weniger ein guter Hauswächter ist, desto minder auf den Menschen abgerichtet werden kann. Er liebt und schätzt alle Menschen; will man ihn gegen einen Menschen reizen, so schaut er nur seinen Herrn und dessen Gegner an, als ob er denke, es könne seinem Herrn nicht möglich sein, ihn auf einen seinesgleichen zu hetzen. Man könnte seinen Herrn morden, ohne daß er sich für ihn wehrte. Gegen seinen Herrn ist er stets unterwürfig im höchsten Grade, er fürchtet nicht nur die Schläge, sondern schon den Unwillen, das Wort, den drohend verweisenden Finger.

„Pferde und Hunde scheinen unter allen Thieren am ersten erschreckt werden zu können, der Pudel kann sogar erstaunen, d. h. es kann seine Beurtheilungskraft plötzlich stillgestellt werden. Ein Pudel verfolgte einen Raben auf einer Wiese. Der Rabe stellt sich gegen ihn, auf einmal ruft er den Hund an: „Spitzbube, Spitzbube!" — erschrocken fährt der Hund zurück, sein Verstand stand ihm still: ein Thier, ein Vogel und — eine Menschenstimme!

„Der Pudel ist nie gern allein; immer sucht er Menschen auf. Die ersten sind ihm die besten Er gibt sich nicht gern mit Hunden anderer Art ab, und will er spielen, so thut er es mit Pudeln, wenigstens vorzugsweise. Mit solchen erfreut er sich dann sehr. Andere Hunde scheint er zu hassen oder sie ihn, wahrscheinlich, weil sie ihn als einen besonderen Menschenfreund und vorgezogenen oder als den höchstbegabten unter den Hunden ansehen und ihn darum nicht leiden mögen.

„Der Pudel liebt die Freiheit ungemein. Er kommt und geht wieder. An der Kette ist kein Hund gern, am allerwenigsten der Pudel, er versteht, sich davon auf alle Weise loszumachen, und erprobt darin seine Künste, Stricke zu zerreißen und zu zerbeißen. Aus Schleifen zieht er den Kopf; er kann gerade so wie ein Mensch jauchzen, wenn er entkettet wird, und vor Freude ganz unsinnig thun."

Von seinen Erfindungsgaben, um sich frei zu machen, erzählt Giebel eine anmuthige Geschichte. „In einer der Hundesteuer unterworfenen, großen Stadt fing der Abdecker, wie üblich, alle markenlosen Hunde ein und steckte Groß und Klein, Alt und Jung, Schön und Häßlich in einen weiten Schuppen, wo sie ihr unverschuldetes Unglück in dem lautesten Jammergeheul beklagten. Der verständige Pudel allein saß ruhig, in sein Schicksal ergeben, im Winkel des Gefängnisses und sah bald, auf welche Weise die Thüre geöffnet wurde. Der Weg zur Freiheit war ihm damit gezeigt. Er ging flugs an die Thür, zog mit der Pfote den Drücker nieder, öffnete die Thür, und auf seinen Wink folgte die ganze Schar der Gefangenen. Im Sturmschritte und lärmend eilte sie, im Thore die Wache unter das Gewehr rufend, in die Stadt hinein, und jeder kehrte zu seinem Herrn vergnügt zurück."

Doch was ließe sich nicht über den Pudel noch alles sagen! Man könnte über ihn allein ein ganzes Buch schreiben!

*

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit einer anderen, sehr merkwürdigen Gruppe zu, den Pintschern (Canis familiaris Gryphus) nämlich. Mehrere Naturforscher zählen sie noch zu der vorigen Abtheilung, und in der That haben wenigstens einige wegen ihres Haarkleides und der Bildung der Schnauze, der Ohren und des Schwanzes, wegen ihrer Gutmüthigkeit und Treue, ihrer Munterkeit und Spiellust vieles mit dem Pudel gemein; der Bau des Schädels und des Gerippes weicht jedoch entschieden ab und läßt sie als eigenthümliche Hunde erscheinen. Man unterscheidet hauptsächlich die glatthaarigen und stachelhaarigen oder die Ratten- und Affenpintscher. Erstere ähneln in ihrem Gesammtbau dem Dachshunde, unterscheiden sich von ihm aber durch die höheren und geraden Beine und die ganz aufrechtstehenden oder nur mit der Spitze überhängenden Ohren. Die meisten sind dunkelfarbig; gefleckte kommen schon seltener vor. Ihr Körper ist ziemlich schlank, der Kopf stark, die Schnauze lang und gerade abgestumpft, der Schwanz, welcher nach rückwärts oder vorwärts gekrümmt getragen wird, glatt, die Beine sind mittelhoch und gerade. In

der Jugend schneidet man den Pintschern gewöhnlich den Schwanz und die Ohren ab und verhäßlicht hierdurch die Thiere in unverantwortlicher Weise.

Alle Pintscher sind äußerst kluge, höchst muntere und über alle Maßen jagdbegierige Hunde. Sie fangen mit der größten Liebhaberei Ratten, Mäuse, aufwühlende Maulwürfe, und sind geradezu unermüdlich in der Verfolgung dieser Thiere. Als Hausgenosse des Menschen können sie nicht immer empfohlen werden, weil sie wegen ihrer steten Unruhe ihrem Herrn oft mehr Verdruß als Freude machen; dagegen eignen sie sich vortrefflich für Leute, welche reiten oder mit schnellen Pferden fahren: denn am allerliebsten begleitet der Pintscher seinen Herrn, wenn er tüchtig rennen und laufen muß. Doch selbst bei den schnellsten Ritten macht er sich noch immer Zeit, jedes Mauseloch zu untersuchen und jeden Maulwurf im Aufwerfen seiner Haufen zu stören. Die Nase hoch gegen den Wind getragen, späht er nach allen Seiten hin, und wo etwas raschelt, naht er sich vorsichtig und leise, steht eine Zeitlang unbeweglich, thut plötzlich einen Sprung, schlägt mit den Vorderfüßen in die Erde und hat im nächsten Augenblicke das unterirdisch lebende Geschöpf im Maule. Genau auf dieselbe Weise jagt er Maulwürfe, und zwar mit solchem Eifer, daß er bei einem längeren Spaziergange, wie Lenz sagt, regelmäßig vier bis fünf und zuweilen vierzehn und mehr Stücke fängt. Die Maulwürfe frißt er nicht, sondern begräbt sie; von den Mäusen dagegen frißt er soviel, bis er vollkommen gesättigt ist, die übrigen wirft er weg.

Die Fähigkeit im Fangen von Ratten hat natürlich die Aufmerksamkeit der Engländer besonders auf ihn gezogen, und so sind sie frühzeitig darauf verfallen, große Rattenjagden abzuhalten und dabei ihre Hunde in Thätigkeit zu setzen. Damit die Sache doch auch nach etwas Klang hat, werden dabei außerordentlich hohe Wetten gemacht, und das Vergnügen bekommt hierdurch das Gepräge des Glückspiels. Man kreuzt den Pintscher noch mit dem kleinen Bulldoggen und erhält dann den wahren Rattenpintscher, welcher unter dem englischen Namen „Bullterrier“ oder Bulldoggpintscher bekannt geworden ist. Dieser leistet allerdings unglaubliches im Fangen und Todtbeißen der Ratten; denn seine Ausdauer und Geschicklichkeit ist wirklich bewunderungswürdig. Gewisse Leute der City Londons übernehmen es, für die vornehmen jungen Nichtsthuer die nöthige Anzahl von Ratten herbeizuschaffen. Mit diesen Thieren begibt man sich in eine alte Niederlage, in einen Keller oder andere derartige Orte, stellt sich ringsum an den Wänden auf, um dem Wilde und seinen Verfolgern größtmöglichen Spielraum zu gewähren, und läßt nun die Ratten zu Dutzenden, oft zu Hunderten auf einmal laufen. Eine bestimmte Anzahl von Hunden, gewöhnlich aber doch nur zwei, werden hierauf ausgesetzt. In einigen verrufenen Stadtvierteln Londons gibt es förmliche Kampfbühnen für diese Ratten: Sandplätze, ringsum mit Planken umhegt, hinter denen die Zuschauer sich aufstellen. Der Besitzer derselben gehört regelmäßig den untersten Volksschichten an und empfängt von den Zuschauern außer einem gewissen Eintrittsgeld auch noch eine Summe für jeden Rattenkopf. Sobald sich eine Anzahl von Zuschauern gesammelt hat, bringt er seine Rattenkäfige herbei und läßt die Thiere laufen. Es gibt zunächst ein unerhörtes Durcheinander; die unglückseligen Ratten durchstöbern den ganzen Raum des Sandplatzes, in der Hoffnung einen Ausweg zu finden, rennen schreckerfüllt an einander und geberden sich, als empfänden sie eine Vorahnung ihres gräßlichen Endes. Sobald sie sich einigermaßen beruhigt haben, bringt der Vorsteher der Arena die Pintscher herbei und läßt sie laufen. Und nun beginnt ein Schlachten und Morden ohne Gleichen. Wood berichtet, daß er einen dieser Bulldoggpintscher gekannt habe, welcher unter dem Namen Tiny wahrhaft berühmt geworden ist. Derselbe wog bloß $5\frac{1}{2}$ Pfund, und gleichwohl war er der allerärgste Feind der Ratten, den man sich denken konnte. In einem Zeitraume von 28 Minuten 5 Sekunden — mit solcher Gewissenhaftigkeit beobachteten die Zuschauer das großartige Schauspiel! — hatte er fünfzig Ratten erbissen, und man berechnet, daß dieses ausgezeichnete Thier während seines Lebens über fünfzigtausend Ratten erlegt habe, eine Menge, welche, wie mein Berichterstatter hinzufügt, anderthalb Tonnen an Gewicht gehabt haben mag. Er konnte nicht zurückgescheucht werden, weder durch die Anzahl, noch durch die Größe seines Wildes,

und freute sich am meisten, wenn er recht starken Ratten zu Leibe konnte. Seine Jagd betrieb er in einer sehr regelrechten und klugen Weise. Zuerst suchte er sich die stärksten und kräftigsten Ratten aus, um so die schwierigste Arbeit zu verrichten, während seine Kräfte noch frisch waren; dann wurde es ihm leicht, die übrigen zu vertilgen, selbst wenn er schon etwas angegriffen von seiner Arbeit war. In seinen jungen Jahren rannte er mit solch außerordentlicher Behendigkeit auf dem Sandplatze herum, daß es hieß, man könne den Schwanz von seinem Kopfe nicht unterscheiden; in seinen alten Tagen saß er jeden Abend an günstigen Stellen, wie eine Katze, lauernd an den Rattenlöchern und paßte an ihnen mit großer Sorgfalt auf. Selten blieb seine Jagd erfolglos. Die Jagdbegierde auf sein Wild wurde der Grund zu seinem Tode. Er war in einem Zimmer eingesperrt und hörte in einem anderen Raume eine Ratte nagen, welche er nicht bekommen konnte. Dies versetzte ihn in solche große Aufregung, daß er schließlich ein hitziges Fieber davon trug und daran zu Grunde ging.

Dieser Hund gehörte einem Reichen und hatte es deshalb verhältnismäßig gut, während es den gewöhnlichen Schaustellerhunden oft, nachdem sie ihre Pflicht und Schuldigkeit im vollsten Maße gethan haben, ebenso zu ergehen pflegt, wie es den Ratten durch sie erging. Die biederen Engländer sind nämlich noch nicht zufrieden, die Mörderei unter den Ratten mit angesehen zu haben, sondern verlangen noch mehr und kaufen am Ende des Schauspiels regelmäßig dem Besitzer seinen Hund ab, verschaffen sich einen größeren Bulldoggen und lassen durch diesen nunmehr den kleinen Hund zerreißen. Daß an solcher Barbarei nicht gewöhnliche Leute, nicht bloß die niederen Volksklassen, sondern zumeist die Vornehmen und Hochstehenden besonderen Gefallen finden, versteht sich von selbst; denn gerade sie pflegen der Barbarei und Unmenschlichkeit nach besten Kräften Vorschub zu leisten.

Die geistigen Fähigkeiten aller Pintscher sind sehr beachtenswerth. Sie zeigen einen hohen Verstand, viel Selbstüberlegung und Geschicklichkeit, sich in alle Lagen möglichst gut zu finden. Man kennt Beispiele, daß solche Hunde den Werth des Geldes zu würdigen und sich daher Münzen zu verschaffen wußten, um dafür Eßwaaren zu kaufen. Ein Hund mit Namen Peter stahl kleine Geldmünzen, wo er sie nur finden konnte, und lief damit zum Bäcker hin, um sich dort Gebäck zu kaufen. Als ihm einmal der Bäcker, dessen eifriger Kunde er war, einen angebrannten Zwieback hinlegte, verließ er ihn im Augenblick und besuchte fortan einen auf der anderen Seite der Straße, welcher seinen neuen Kunden nach Verdienst ehrte.

Der Muth der Pintscher ist wirklich großartig, und zumal der Bulldoggpintscher beweist sich hierin ganz als echter Abkömmling des Bulldoggen. Anderson erzählt in seinem Werke über den See Ngami einige sehr anziehende Thatsachen. Einer dieser Hunde, Namens Venus, wagte sich sogar an ein verwundetes Nashorn, welches fliehen wollte, und verbiß sich so geschickt in dessen Oberlippe, daß der gewaltige Riese nicht im Stande war, den kleinen Kläffer abzuschütteln, und so den Jägern zu einem zweiten Schusse, welcher tödtlich wurde, Gelegenheit geben mußte. In einer sehr jagdreichen Gegend, in welcher es namentlich viele Schakale gab, erlegte dieser kleine Hund einen seiner wilden und bedeutend stärkeren Vettern auf sehr listige Art. An demselben Orte, welchen er sich zum Baden und Trinken auserkoren hatte, streifte eines Tages ein Schakal vorbei und erblickte den kleinen Hund. Dieser verkroch sich augenblicklich vor ihm und sah so kläglich aus, daß dem Schakal der Gedanke kommen mochte, hier sei mit leichter Mühe eine Mahlzeit zu gewinnen. Er nahte sich also kühn seiner vermutheten Beute, mußte aber sehr bald einsehen, daß er es mit einem Wesen zu thun hatte, das ihm nicht nur gewachsen, sondern überlegen war. Denn kaum war er nahe genug, als Venus ihm mit einem geschickten Satze an die Gurgel sprang und sich hier so fest verbiß, daß der Schakal nach wenigen Minuten erstickend verendete.

Sehr verschieden von dem gewöhnlichen Pintscher ist einer der sonderbarsten Hunde, was Gestalt und Aussehen anlangt: der Affenpintscher (Canis familiaris Gryphus hirsutus). Ihn macht

seine Häßlichkeit schön, und deshalb wird er von Liebhabern eifrig gesucht und hochgeachtet. Bei einem Affenpintscher von guter Rasse ist der Körper außerordentlich lang im Verhältnisse zu seinen Gliedern, und das Thier erscheint fast dachshundartig gebaut. Der Hals ist sehr stark, der Leib verlängert, sodaß die ganze Länge die Höhe um das Dreifache übertrifft, das Haar lang und straff, fällt auch über den ganzen Körper und die Glieder sowie dick und verworren über das Gesicht herab, sodaß die Augen und die Nase unter der üppigen Bedeckung kaum sichtbar sind. Bei gewissen Rassen ist das Haar allerdings weicher, immer aber bleibt diese eigenthümliche Verworrenheit und Ungleichmäßigkeit. Bei uns zu Lande findet man diese echte Rasse seltener, sondern sieht zumeist



Affenpintscher (Canis familiaris Gryphus hirsutus). 1/6 natürl. Größe.

Affenpintscher, welche ebenso hochbeinig sind als die Rattenpintscher; das struppige Gewand der eigentlichen Affenpintscher haben sie jedoch ebenfalls.

Wenn ich sagte, daß die Häßlichkeit diesen Hund schön mache, meine ich natürlich bloß die des Leibes; denn geistig betrachtet, muß der Hund als einer der besten angesehen werden. Es ist ein munteres und unterhaltendes Thier, dem Menschen im höchsten Grade zugethan, schmeichelnd und liebkosend gegen seine Freunde und sehr brav im Kampfe mit anderen Hunden. Auch er eignet sich vortrefflich zur Rattenjagd und wird sogar hier und da zur Kaninchen- oder Wachteljagd mit Erfolg verwendet.

*

Die letzte Gruppe der Hunde, welche wir betrachten wollen, umfaßt diejenigen, welche dem Menschen am treuesten dienen und am meisten von ihm geknechtet werden, die Haushunde.

Zu dieser Gruppe gehört der Pyrenäenhund, der Pommer, der Spitz, der ungarische Wolfshund, der Hund der Lappen, der Kamtschatkdalen, der Hasenindianer, der

Eskimos und der Hund von der Baffinsbai, ebenso auch der Zigeunerhund, der chinesische, der isländische, der sibirische Hund und andere. Als allgemeine Kennzeichen gelten die folgenden: der Leib ist etwas gedrungen, ziemlich dick, nur gegen die Weichen ein wenig eingezogen, der Rücken leicht gekrümmt, die Brust kaum vorstehend, der Hals ziemlich kurz und dick, der Kopf länglich, wenig erhoben, die Stirn schwach gewölbt, die Schnauze nicht sehr lang, nach vorn ziemlich stark verschmälert und zugespitzt; die Füße sind von mittlerer Höhe, dick und stark, die vorderen vollkommen gerade; der Schwanz ist nicht sehr dünn, oft sogar buschig, ziemlich lang, reicht etwas unter das Fersengelenk und wird entweder gerade nach rückwärts gestreckt oder nach links geringelt aufwärtsgebogen getragen; die Ohren sind kurz, nicht sehr schmal, zugespitzt und aufrechtstehend mit mittellangen Haaren besetzt, die Lippen kurz und straff; an den Hinterpfoten ist keine Afterzehe vorhanden. Eine zottige, lange und grobe Behaarung, welche auf der Schnauze und der Vorderseite der Beine sich bedeutend verkürzt, ist noch Gemeingut aller hierhergehörigen Hunde. Die Färbung ist natürlich sehr verschieden, bei allen dunkleren aber befindet sich über dem Auge jederseits ein rundlicher, bräunlichgelber Flecken. Als mittlere Größe des Körpers gilt etwa eine Länge von 50, die Höhe am Widerrist beträgt 75, der Schwanz mißt etwa 30 Centim.

Der Haushund (Canis familiaris domesticus) wird als einer von den Hauptstammrassen aller Hunde angesehen und von einigen Naturforschern als ursprünglich in Frankreich heimisches Thier betrachtet. Er ist ein starker aber keineswegs besonders schwerer Gesell, in seinem Laufe ziemlich rasch und ausdauernd, besitzt viel Verstand und zeichnet sich ebenso durch seinen Scharfsinn und seine Klugheit wie durch seine Wachsamkeit, Anhänglichkeit, Treue oder seinen Muth und seine Tapferkeit aus. Alle diese Eigenschaften stempeln ihn ganz von selbst zu dem, was er ist. Man verwendet ihn mit dem größten Vortheile als Wächter des Hauses wie als Hüter und Lenker der Herden oder aber auch als Zugthier, und jede seiner Aufgaben weiß er zur größten Zufriedenheit seines Herrn zu lösen. Er ist derjenige Hund, welcher vielen Völkerschaften geradezu unentbehrlich ist und die Leistungen der verschiedenartigsten Hausthiere in sich vereinigt. Einige Völker halten ihn wie ein Kind, andere mishandeln ihn auf die schnödeste Weise, und gleichwohl bleibt sich seine Treue und sein Diensteifer überall gleich. Er lernt alle seine Fertigkeiten von selbst, ohne seinem Herrn besondere Mühe zu machen, und zeigt dabei Geduld, Ausdauer, Lust an seinen eigenen Fortschritten und hohen Muth.

Von allen diesen Hunden verdient der eigentliche Schäferhund (Canis familiaris pecuarius) besonders erwähnt zu werden. Er zeichnet sich vor anderen Haushunden dadurch aus, daß nur die Spitzen seiner Ohren überhängen, ist auch in der Regel schlank gebaut, dürrleibig, hochbeinig und sehnig wie ein Wolf, dem er an Größe freilich bedeutend nachsteht. Der längliche Kopf mit der spitzigen Schnauze, die mageren, geraden Beine, die mittellange Ruthe, welche etwas eingezogen zu werden pflegt, das dichte, krause, manchmal zottige Fell von graubräunlicher Färbung sind anderweitige Kennzeichen, welche zur Vervollständigung des Bildes dienen mögen.

„Wenn irgend eine Hunderasse“, sagt Adolf Müller treffend und wahr, „ein Verdienst um die Menschheit sich erworben, also ein Anrecht auf das Gefühl der Anerkennung und Liebe hat, so ist es der kluge, treue, wachsame und nimmermüde Schäferhund, der Hund, von welchem Buffon nicht mit Unrecht das beredte Wort gesprochen, daß er der wahre, unverfälschte Hund sei, welcher als der Stamm und das Muster des ganzen Geschlechts betrachtet werden muß.

„Jede Hunderasse verliert bei aller Beharrlichkeit ihrer Natur unter verschiedenen Himmelsstrichen mehr oder weniger von ihrer körperlichen und geistigen Charakteristik: der treue Leiter und Beschützer der Herden ist sich überall in den bedeutendsten Zügen seines Leibes und Geistes gleichgeblieben. So viel auch Laune und Unkenntnis durch unpassende Kreuzung am Aeußeren und Inneren des Thieres verändert und verschlechtert haben mögen, immer und immer kehrt seine zähe, kräftige Natur zu ihrer urwüchsigen, sprechenden Wesenheit zurück.

„Wie der Spitz stellt der Schäferhund die Wachsamkeit gleichsam über sich selber. Den leisesten Tritt eines den Feldweg Wandernden vernimmt sein feines Gehör; der geringste Luftzug bringt der scharfen Nase die Witterung des der Herde sich Nahenden, und ebenso entschieden als sicher ist die Fremdes ankündigende Stimme. Zu dieser Wachsamkeit gesellt sich auf der Grundlage einer rauhen, derben Natur ernster Muth, welcher das Thier aber niemals auf die Abwege des Raufboldes führt. Auch die Tugend der Genügsamkeit besitzt unser Hund in hohem Grade, und die Unempfindlichkeit gegen Nässe, Kälte und Hitze theilt er mit seinem Gebieter. Immer beweist er sich verständig, aufmerksam



Schäferhund (Canis familiaris pecuarius). 1/10 natürl. Größe.

und im Hüteramte von morgens bis abends unverdrossen thätig. Dabei ist er ernsten, ruhigen Wesens, karg im Lautgeben und Bellen, treu und voll Anhänglichkeit an seinen Herrn." Ohne ihn würde es unmöglich sein, Vieh zu hüten; ein Schäfer richtet mit ihm mehr aus als zwanzig Hirten ohne Hund.

Man verwendet den Schäferhund gewöhnlich schon im ersten Jahre seines Alters als Wächter der Herden. Mit der Zeit lernt er seinen Wirkungskreis vollständig ausfüllen. Es ist keineswegs gleichgültig, welches Vieh er zu hüten hat; denn er muß nach den verschiedenen Hausthieren sein Betragen einrichten. Der Hund des Kuhhirten muß stets seinen Herrn beobachten und aufmerken, was dieser befiehlt. Rinder, welche nicht sogleich gehorchen, muß er wirklich beißen; denn sonst haben sie keine Furcht vor ihm. Treibt er die Kuh vor sich her, so darf er ihr nur nach den Hinterbeinen beißen, nie nach dem Schwanze oder an die Seiten, am allerwenigsten nach dem Euter. Schlägt eine Kuh nach ihm aus, so muß er sich gut in Acht nehmen, aber dennoch beißen; widersetzt sich ein Ochse oder eine Kuh geradezu mit den Hörnern, so trägt er, wenn er seinem Amte gewachsen ist, dennoch den Sieg davon, indem er das Thier in die Schnauze beißt und sich daran festhängt. Die spanischen Hirten benutzen während des Hütens auch noch die Schleuder und wissen sie mit

unfehlbarer Sicherheit zu gebrauchen. Ein Ochse, welcher einigemal durch einen ihm an den Kopf geworfenen Stein vom Hirten gestraft worden ist, darf sich vor dem Hunde in Acht nehmen; denn dieser merkt sich den störrischen sehr bald und erlaubt ihm schon nach kurzer Zeit bloß die allerbeschränktesten Bewegungen innerhalb eines gewissen Kreises. Starke Hammel muß der Schäferhund auch beißen, jedoch bloß in die Hinterbeine; Lämmer, trächtige oder säugende Schafe aber darf er niemals beißen, sondern er muß dann bloß so thun, als ob er beißen wollte.

Wie bei jedem Hunde erkennt man in ihm das Spiegelbild seines Herrn. Der Hirtenhund Spaniens ist ebenso wüthend, der Schäferhund Deutschlands ebenso gutmüthig wie sein Herr. Ist dieser ein Wilddieb: sein Hund thut es bald dem tüchtigsten Jagdhunde gleich; bestrebt sich jener, sein kärgliches Brod durch Sammeln von Schwämmen und dergleichen zu verbessern: der Hund hilft sie ihm suchen; muß der Gebieter zwei- und vierbeinigen Räubern entgegentreten: der Hund übernimmt den Löwenantheil an entstehenden Kämpfen; lebt der Schäfer friedliche Tage: ein sanfteres Wesen gibt es nicht, als seinen Hund. Beide gleichen, beide unterhalten sich. Es gibt Schäferhunde, welche wirklich jedes Wort ihres Herrn verstehen. Ein glaubenswürdiger Beobachter erzählte mir, daß er selbst gehört habe, wie ein Schäfer seinem Hunde befahl, den „Raps“ besonders in Acht zu nehmen. Das Thier stutzte einen Augenblick, wahrscheinlich, weil er das Wort früher noch nicht gehört hatte. Weizen und Roggen, Gerste und Hafer, Wiese und Feld waren ihm bekannte Dinge, vom Raps jedoch wußte er noch nichts. Nach kurzer Ueberlegung machte er die Runde um die Herde, untersuchte die einzelnen Felder und blieb endlich bei demjenigen stehen, dessen Frucht sich von den ihm bekannten Getreidearten unterschied: das mußte das Rapsfeld sein, und dem war auch wirklich so!

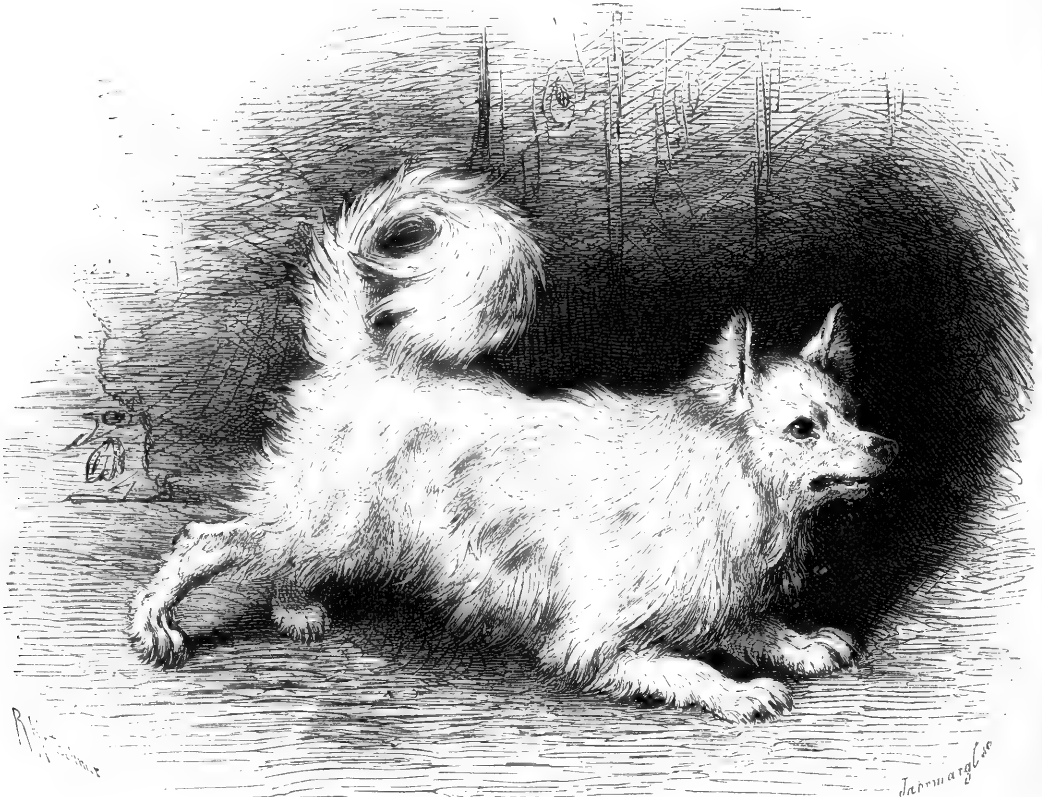
Solche Erzählungen beruhen nicht auf Einbildung, sondern sind buchstäblich wahr: man braucht nur einen Schäferhund zu beobachten, um sie zu glauben. „Wie erwacht in mir“, erzählt Müller, „immer aufs neue die Erinnerung so mancher glänzenden That der Wachsamkeit, Ueberlegung und Charakterstärke, wenn ich des besten Vertreters der Rasse, den ich je gekannt, gedenke, wie er beim Eintreiben der Herde in die Stoppelfelder ohne jegliches Geheiß sich vor die hin und wieder noch stehen gebliebenen Fruchthaufen stellte, ernst und würdig im Bewußtsein seines Amtes, und die ganze Herde vorüberwandeln ließ. Mit derselben umsichtigen Ruhe beschützte er lautlos die Gemüseäcker, an denen seine Herde vorüberzog. Man sah den Schafen an, daß sie wohl inne waren, welcher Meister des Hüters ihre Flanken bewachte. Da war kein starrköpfiges Schaf, welches aus der Reihe sprang, selten ein Leckermaul, welches über die Grenze wegnaschte, aber auch kein Thier der Herde, alt wie jung, welches vor dem lockigen Gesellen zurückschreckte oder gar angstvoll in Flucht gerieth. Ruhig und stetig, wie an einer Schnur geleitet, zog die Herde durch die Flur dahin, und wenn sie an einem Hag oder an einer Hute stille hielt und lagerte, umstanden Gruppen von Schafen den Hund, wie ein zu ihnen gehöriges Glied der Herde.“

Gewiß, ein wohlerzogener Schäferhund ist eines der edelsten Glieder seiner Sippschaft!

Was der Schäferhund für die Herden, ist der Spitz oder Pommer (Canis familiaris domesticus pomeranus) für das Haus. Klein oder höchstens mittelgroß, kräftig und untersetzt, spitzköpfig und spitzschnauzig, als müßte man auf Reineke den Verdacht der Vaterschaft werfen, kurzbeinig und langschwänzig, ausgerüstet mit mäßig großen Ohren und eben solchen klugen und lebhaften Augen, dicht eingehüllt in ein bald grobes und langes, bald feines und kurzes Fell von rein weißer, gelber, fuchsrother, grauer, ausnahmsweise auch schwarzer Färbung, höchstens noch mit lichter Stirnbläſſe und weißen Abzeichen an den Füßen, tritt er uns entgegen, so daß man ihn schwerlich verkennen kann.

Dieser in seiner Art ebenfalls ganz vortreffliche Hund wird in vielen Gegenden Deutschlands, zumal in Thüringen, als Wächter auf Bauerhöfen zum Bewachen des Hauses und Hofes oder von Fuhrleuten als Hüter ihrer Wagen benutzt. Bei letzteren fehlt er wohl selten und übernimmt hier

zugleich noch eine andere Rolle: er erheitert und erfreut durch sein munteres Wesen den in gleichmäßiger Weise seinen Tag verbringenden Mann bei dem schwierigen Geschäfte. Der Pommer gilt für die beste Rasse, weil er bei unwandelbarer Treue und Anhänglichkeit besonders aufmerksam und lebhaft ist, dabei weder Regen noch Kälte scheut, ja gewöhnlich im Hause oder Hofe dort am liebsten zu liegen pflegt, wo der Wind am stärksten pfeift. Uebrigens zeigen alle Spitze einen großen Hang zur Freiheit und taugen deshalb nicht als Kettenhunde, während sie als umherstreifende Wächter ihrer Treue und Unbestechlichkeit wegen unersetzbar sind.



Spitz (Canis familiaris domesticus pomeranus). $^1/_{10}$ natürl. Größe.

In seinem Wesen und Betragen unterscheidet sich der Spitz wesentlich vom Schäferhunde. Abgesehen von der unermüdlichen Wachsamkeit, welche beide mit gleichem Eifer ausüben, und seiner Freundschaft gegen Hausthiere ist er das gerade Gegentheil von diesem, immer in Bewegung, soviel wie möglich laut, ein oft höchst unangenehmer Kläffer sogar, heftig, reizbar und bissig. Weder im Gehöfte, noch auf dem Wagen kann er in Ruhe bleiben. Dort lockt ihn jeder Vorübergehende an die Straßenthüre, jedes ängstlich gackernde Huhn in den Hintergarten; hier setzt er mit geschickten Sprüngen von der Ladung auf den Bock, vom Bocke auf den Rücken des Pferdes, oder aber herab auf die Straße und von dieser wieder auf den Wagen. Wie der Schäferhund liebt er Hausthiere ganz ungemein, am meisten aber doch die Pferde, mit denen er sich förmlich verbrüdert; wie seinem Verwandten geht ihm das Wohl und Wehe seiner Pflegebefohlenen, unter welche er selbst das Federvieh rechnet, sehr zu Herzen: aber während jener seine Arbeit still und gemessen verrichtet, tobt er ununterbrochen im Hause und Hofe umher, und sein beständiges Gebell gewinnt den Anschein des Keifens eines ewig schlecht gelaunten Wesens. Und doch ist er keineswegs übermüthig, sondern nur



Band I, S. 649. **Eskimohund.**

eifrig und über die Maßen geschäftig. Alles Mistrauen, welches er gegen Fremde jeden Standes an den Tag legt, wurzelt einzig und allein in dem Bestreben, seinem Gebieter voll und ganz zu dienen. Zunächst sieht er in jedem Geschöpfe einen Dieb, mindestens einen Lästigen oder Störenfried, dem gegenüber er Haus und Hof, Vieh und Geräth zu vertheidigen hat. Der Besuchende wird übel empfangen, der fechtende Handwerksbursche nicht viel schlimmer, der Bettler kaum mit größerem Ingrimm; aber während er ersterem, sobald er ins Haus getreten, freundlich begegnet, knurrt er den Handwerksburschen noch an, nachdem er sich von dessen Ungefährlichkeit überzeugen mußte, und verfolgt er den Bettler noch bellend, nachdem dieser bereits Haus und Hof verlassen hat. Zwei- und vierbeinige behaarte und gefiederte Räuber und Diebe mögen sich vor dem Spitz in Acht nehmen: gegen sie ist er mit Bewußtsein heftig, zornwüthig, unerbittlich. Er verbeißt sich, und ob es ihm das Leben kosten möge, in der Wade des Diebes, kämpft ingrimmig mit dem Fuchse, weicht selbst dem Wolfe nicht, und tödtet den Habicht, welcher sich auf die Henne stürzte, falls dieser nicht durch schleunige Flucht sich rettet.

Alles Beschützen, alles in Ordnung halten, das ihm Anvertraute mit unbestechlicher Treue hegen und pflegen, scheint Lebenszweck des Spitzes zu sein. „In der Nähe eines vielbesuchten Badeortes mit schöner Umgebung“, so erzählte mir eine geistreiche und sinnige Frau, „lernte ich einen der wackersten Spitze kennen, welcher mir jemals vorgekommen ist. Wir wünschten einige der nächsten Aussichtspunkte zu besuchen und verlangten vom Wirte Weg und Steg zu wissen. „Ich will Ihnen einen Führer mitgeben, auf welchen Sie sich verlassen können“, bemerkte der Mann, und rief seinen Hund herbei. „Spitz“, sagte er, „Du führst diese Herrschaften und zeigst ihnen alles, — alles hörst Du!“ Spitz antwortete durch Wedeln des Schwanzes, machte die Runde von einem Mitgliede der Gesellschaft zum anderen und setzte sich in Bewegung. Unter seiner Führung stieg man den Berg hinauf. Einige Gesellschaftsmitglieder blieben zurück. Spitz wartete, ruhig am Wege sitzend, bis sie herangekommen waren; eine andere Gesellschaft, welche Tags vorher denselben Führer benutzt hatte, kam von oben herab, erkannte den Hund und lockte ihn an sich: Spitz wedelte freundlich dankend, blieb sich aber seines Auftrags bewußt und verließ die neuen Bekannten nicht. Rechts und links ab vom Wege führte er die ihm Anbefohlenen; auf jedem Aussichtspunkte blieb er sitzen, bis man sich zum Weitergehen anschickte; endlich kehrte er um. Er hatte seine Aufgabe glänzend gelöst, nichts versäumt, keinen schönen Punkt übergangen, kein Mitglied der Gesellschaft verloren. Sichtlich erfreut nahm er, zu Hause angelangt, das Lob seines Herrn und die Liebkosungen der von ihm Geführten entgegen.“

Nicht minder nützlich als die letztgenannten beiden macht sich der Eskimohund (Canis familiaris borealis), welcher im ganzen Norden der Erde von den hier hausenden ungesitteten Völkerschaften als das wichtigste aller Hausthiere angesehen werden muß. Er übertrifft unseren Schäferhund meist an Größe, unterscheidet sich von ihm auch sofort durch sein wolfsähnliches Ansehen, die aufrechtstehenden Ohren, den dicken Pelz, welcher im Winter förmlich wollig erscheint, und den listigen Gesichtsausdruck. Sein Auftreten bekundet Ungebundenheit und ein gewisses Maß von Freiheit, obgleich er diese nur zeitweilig genießt, da er andererseits auch in der allerschändlichsten Knechtschaft lebt, welche man sich denken kann. Der Eskimohund hat im ganzen Norden der alten Welt höchst ähnliche Verwandte und wird ebenso zum Hüten des Viehes wie zum Ziehen von Schlitten benutzt. Bei seinen Arbeiten als Renthierhirt wollen wir uns nicht aufhalten, sondern mehr auf letztere Beschäftigung Rücksicht nehmen.

Der Eskimohund bringt fast sein ganzes Leben unter dem Joche zu; denn entweder muß er Schlitten ziehen oder Lasten tragen. Im Norden von Amerika und seinen benachbarten Inseln ist er wirkliches oder einziges Jochthier, welches der Mensch dort sich zu eigen gemacht hat. Nur während der kurzen Sommerzeit gestattet ihm sein eigennütziger Herr eine gewisse Freiheit, während des Winters ist er vollendeter Sklave.

Einen wohlgenährten Eskimohund darf man ein schönes Thier nennen; leider aber wird ihm die Nahrung, wenn er sich nicht selbst solche verschafft, von seinem Herrn so sparsam zugemessen, daß er viele Monate hindurch mehr einem Gerippe als einem lebenden Wesen ähnelt. Sein Verhältnis zu dem Menschen ist eigenthümlicher Art. Er weiß, daß er in Sklavenketten liegt, und versucht, diese Ketten zu brechen. Es ist etwas vom wölfischen Wesen in ihm, in leiblicher Hinsicht sowohl wie in geistiger. Dem arktischen Wolfe gleicht er so sehr durch seine dichte Behaarung, die aufrechtstehenden Ohren, die Breite des Oberkopfes und die spitzige Gestalt der Schnauze, daß beide, aus einiger Entfernung gesehen, gar nicht unterschieden werden können. Während Parry's zweiter Polarreise wagte einst eine Jagdgesellschaft nicht, auf einen Trupp von zwölf Wölfen zu feuern, welche einige Eskimos bedrohten, weil sie, über die Art der Thiere im Ungewissen, fürchteten, einige von den Hunden zu tödten, welche den einzigen Reichthum jener gutmüthigen Menschen ausmachen. Der Eskimohund raubt und stiehlt wie nur einer, ist auf der anderen Seite aber auch wieder so hündisch demüthig, wie nur ein von Furcht gepeinigter Sklave es sein kann. Vor den Schlitten wird immer ein ziemlich starker Trupp gespannt, welcher unter Leitung eines älteren und erfahrenen Hundes seinen Weg verfolgt; von einer Lenkung des Schlittens nach unseren Begriffen seitens des Menschen kann keine Rede sein. Jeder einzelne Hund ist an einen Lederriemen gespannt, welcher vermittels eines höchst einfachen Kummets an ihm befestigt wurde. Eine Weile geht alles gut. Plötzlich aber gerathen zwei von dem Gespanne aus irgend welcher Ursache in Feindschaft. Aus dem Knurren entsteht eine Beißerei; das ganze Gespann verwirrt sich in einen undurchdringlichen Knäuel; alles knurrt, bellt, beißt, wüthet durch einander, und nicht einmal die mit Macht geschwungene Peitsche des Schlittenführers bringt Ordnung in den Haufen. Endlich hat sich der Hundeballen so arg verwirrt, daß an keine freie Bewegung mehr zu denken ist, und nun liegt es dem Eskimo ob, die Thiere wieder zu entwirren und von neuem einzuspannen. Dann geht die Fuhre weiter, und die Peitsche wird etwas öfter gebraucht.

Ohne dieses Hausthier würden die Eskimos nicht bestehen können. Die Hunde leisten ihnen alle denkbaren Dienste. Mit einer Bürde von 30 Pfund beladen, begleiten sie ihre Herren, wenn diese zu ihren langdauernden Jagden aufbrechen. Ihrer sechs bis acht ziehen einen Schlitten, welcher mit fünf bis sechs Personen oder einem Gewichte von 600 bis 800 Pfund besetzt ist, acht bis zehn Meilen weit in einem Tage. Nach langer Ruhe und guter Fütterung vor einen Schlitten gespannt, sind sie kaum zu zügeln und durchlaufen auf ebener Bahn mehr als zwei geographische Meilen in einer Stunde. Spüren sie ein Ren unterwegs, so rennen sie wie rasend in der Richtung desselben und ruhen nicht eher, als bis sie den Jäger schußgerecht an das Wild gebracht haben. Außerdem helfen sie bei der Seehund-, Bären- und Otterjagd, halten Wache, vertheidigen ihren Herrn in Gefahr und leisten noch hundert andere Dienste. Und gleichwohl fühlen die Eskimos nicht die geringste Liebe zu ihnen, sondern betrachten sie höchstens als belebte Maschinen, welche einzig und allein zu dem Zwecke geschaffen wurden, ihnen Dienste zu leisten. Aus diesem Grunde sind sie auch die unnachsichtigsten und grausamsten Herren, welche die armen Thiere geradezu regelrecht quälen, sie Hunger und Durst leiden lassen, peitschen, mit Fußstößen behandeln und ihrer Geduld Dinge zumuthen, welche selbst einem Engel zu toll sein dürften. Daß die Hunde auch ihrerseits keine besondere Zuneigung zu ihrem Herrn zeigen, versteht sich ganz von selbst.

Wie gedachte Hunde und ihre Verwandten benutzt werden, hat trefflich schon Steller geschildert: „Unter den zahmen Thieren auf Kamtschatka gebührt den Hunden wegen Alterthums und Nutzens das Vorrecht, und machen sie allein die ganze Klasse der kamtschadalischen zahmen Thiere aus. Die Kamtschadalen behaupten, daß sich ihr Adam, Kuttka, vormals der Hunde nicht bedient, sondern den Schlitten selber gezogen habe. Damals hätten die Hunde wie Menschen geredet. Es sei aber einstmals geschehen, daß Kuttka's Nachkommen in einem Kahne den Fluß abwärts getrieben. Als sie nun am Ufer einige zottige Hunde erblickt und diese ihnen zugerufen: „Was seid ihr für Leute?“ so hätten sie nicht geantwortet, sondern wären hurtig vorbeigeschwommen.

Darüber hätten sich die Hunde dergestalt erzürnt, daß sie beschlossen, ins künftige kein verständiges Wort mehr mit irgend einem Menschen zu sprechen, welches sie auch bis zu dieser Stunde gehalten. Doch wären sie noch so neugierig, daß sie alle Fremden anbellten und befragen wollten, wer sie seien und woher sie kämen.

„Ohne diese Hunde kann so wenig Jemand als an anderen Orten ohne Pferd und Rindvieh leben. Die kamtschatkischen Hunde sind verschiedenfarbig, hauptsächlich aber dreierlei: weiß, schwarz und wolfsgrau, dabei sehr dick- und langhaarig. Sie ernähren sich von alten Fischen. Vom Frühjahre bis in den späten Herbst bekümmert man sich nicht im geringsten um sie, sondern sie gehen allenthalben frei herum, lauern den ganzen Tag an den Flüssen auf Fische, welche sie sehr behend und artig zu fangen wissen. Wenn sie Fische genug haben, so fressen sie, wie die Bären, nur allein den Kopf davon, das andere lassen sie liegen. Im Oktober sammelt Jeder seine Hunde und bindet sie an den Pfeilern der Wohnung an. Dann läßt man sie weidlich hungern, damit sie sich von dem Fette entledigen, zum Laufen fertig und nicht engbrüstig werden mögen, und alsdann geht mit dem ersten Schnee ihre Noth an, so daß man sie Tag und Nacht mit gräßlichem Geheul und Wehklagen ihr Elend bejammern hört. Ihre Kost im Winter ist zweifach. Zur Ergötzung und Erstärkung dienen stinkende Fische, welche man in Gruben verwahrt und versäuern läßt, weil auf Kamtschatka nichts stinkend wird (denn wenn auch die Itälmen und Kosaken solche Fische mit großem Appetite verzehren, die wie Aas stinken, bei welchen ein Europäer in Ohnmacht fallen oder die Pest besorgen möchte, sprechen sie, es sei gut sauer, und pflegen daher zu sagen, daß in Kamtschatka nichts stinke). Diese sauern Fische werden in einem hölzernen Troge mit glühenden Steinen gekocht und dienen ebensowohl zur Speise der Menschen als zum Hundefutter. Die Hunde werden zu Hause, wenn sie ausruhen, oder auf der Reise des Abends, wenn sie die Nacht über schlafen, mit diesen Fischen allein gefüttert; denn wenn man sie des Morgens damit füttert, werden sie von diesen Leckerbissen so weichlich, daß sie auf dem Wege ermüden und nur Schritt für Schritt gehen können. Das andere Futter besteht in trockener Speise, von verschimmelten und an der Luft getrockneten Fischen. Damit füttert man sie des Morgens, um unterwegs ihnen Muth zu machen. Weil nun das meiste daran Gräten und Zähne, die Hunde aber mit der größten Begierde darüber herfallen, verrichten sie mehrentheils die Mahlzeit mit einem blutigen Maule. Uebrigens suchen sie sich selber Speise auf und stehlen grausam, fressen Riemen und ihrer Herrn eigne Reisekost, wo sie dazu kommen können, steigen wie Menschen auf den Leitern in die Balagans oder Wohnungen und plündern alles, ja, was das Lächerlichste: Niemand ist im Stande, seine Nothdurft zu verrichten, ohne immer mit einem Prügel um sich zu schlagen. Sobald man seine Stelle verläßt, sucht einer den anderen unter vielem Beißen um das Depositum zu übervortheilen. Demungeachtet frißt kein kamtschatkischer Hund Brod, wo er auch noch so hungerig. Der Koth von den Hunden ist wegen der vielen, unter beständigem Ziehen ausgepreßten Galle gelb und auch an Beschaffenheit von dem menschlichen nicht zu unterscheiden, stinkt dabei aber so heftig, daß man sich kaum davor auf dem Schlitten erhalten kann. Von dem heftigen Ziehen und Anstrengen wird das Geblüt sowohl in den inwendigen als äußerlichen Theilen mit solcher Gewalt gepreßt, daß auch die Haut zwischen den Zehen der Füße röthlich wie Blut wird, und man kann daran einen guten Hund erkennen, daß sein After so hochroth wie das schönste Scharlach ist. Dabei sind die kamtschatkischen Hunde sehr leutescheu, unfreundlich, fallen keinen Menschen an und bekümmern sich nicht im geringsten um des Herrn Güter, gehen auch auf kein Thier oder Wild, aber stehlen, was sie bekommen, sind sehr furchtsam und schwermüthig und sehen sich beständig aus Mistrauen um, sie mögen thun, was sie wollen. Sie haben nicht die geringste Liebe und Treue für ihren Herrn, sondern suchen denselben allezeit um den Hals zu bringen; mit Betrug muß man sie an die Schlitten spannen. Kommen sie an einen schlimmen Ort, an einen steilen Berg oder Fluß, so ziehen sie aus allen Kräften, und ist der Herr genöthigt, um nicht Schaden zu nehmen, den Schlitten aus den Händen zu lassen, so darf er sich nicht einbilden, solchen eher wieder zu erhalten, bis sie

an einen Ruheplatz kommen, es sei denn, daß der Schlitten zwischen den Bäumen stecken bleibt, wo sie jedoch keine Mühe sparen, alles in Stücke zu zerbrechen und zu entlaufen. Woraus man sieht, wie sehr die Lebensart unvernünftige Thiere verändert und welchen großen Einfluß sie auf die Hundeseele hat.

„Man kann sich nicht genug über die Stärke der Hunde verwundern. Gewöhnlich spannt man nur vier Hunde an einen Schlitten; diese ziehen drei erwachsene Menschen mit anderthalb Pud Ladung behend fort. Auf vier Hunde ist die gewöhnliche Ladung fünf bis sechs Pud. Leicht beladen kann ein Mensch in einem Tage auf schlimmen Wegen und bei tiefem Schnee 30 bis 40 Werst zurücklegen, auf gutem Wege 80 bis 100 Werst, und hat man sich sowohl an dem Pentschinischen See als Werchnoi Ostrog und an den Flüssen Kamtschatka's landeinwärts nimmermehr Hoffnung zu machen, daß man bei dem größten Ueberflusse von Pferden sich derselben auf Winterreisen werde bedienen können, obwohl im Sommer sich sowohl geschwinder als bequemer damit würde reisen lassen. Im Winter sind die Pferde nicht zu gebrauchen wegen des allzutiefen Schnees, über welchen die Hunde hinlaufen, ein Pferd aber bis an den Leib einfällt, wie auch wegen der vielen steilen Gebirge und engen Thäler, unwegsamen, dicken und grausen Wälder und vieler Ströme und Quellen, so entweder gar nicht zufrieren oder doch wenigstens nicht so hart, als daß es ein Pferd ertragen könne. Wegen der erschrecklichen und öfteren Sturmwinde hat man auch niemals oder selten auf einen gebahnten Weg zu hoffen. Allein auf dem Flusse Kamtschatka, so fest gefrieret, bleibet große Hoffnung übrig, daß daselbst die Pferde im Winter sehr nützlich können verwendet werden.

„Dieser Ursachen wegen werden die Hunde allezeit nöthige und nützliche Thiere bleiben und ihnen niemals bei aller Kultivirung die Last, zu ziehen, abgenommen werden. Man findet ebenso große Liebhaber von Hunden als anderswo von Pferden, und kann leicht Jemand an einen kamtschadalischen Schlitten für Hund und Hundegeschirr 60 bis 80 Rubel anwenden.

„Ungeachtet nun die Reise mit Hunden sehr beschwerlich und gefährlich und man fast mehr entkräftet wird, als wenn man zu Fuße ginge, und man bei dem Hundeführen und Fahren so müde wie ein Hund selber wird, so hat man doch dabei diesen Vortheil, daß man über die unwegsamsten Stellen damit von einem Orte zum anderen kommen kann, wohin man weder mit Pferden noch, wegen des tiefen Schnees, sonst zu Fuße kommen könnte. Sie sind außer dem Ziehen gute Wegweiser und wissen sich auch in den größten Stürmen, wo man kein Auge aufmachen kann, zurecht und nach den Wohnungen zu finden. Sind die Stürme so hart, daß man liegen bleiben muß, was sehr oft geschieht, so erwärmen und erhalten sie ihren Herrn, liegen neben demselben ein bis zwei Stunden ruhig und still, und hat man sich unter dem Schnee um nichts zu bekümmern, als daß man nicht allzutief vergraben und ersticket werde. Oft kommt es vor, daß ein Sturm einige Tage, ja eine ganze Woche fortwähret. Die Hunde liegen während dieser Zeit beständig still, wenn sie aber die äußerste Hungersnoth treibt, so fressen sie Kleider und alle Riemen vom Schlitten ab, und man kann sich nicht genug über ihre starke Natur verwundern, worin sie die Pferde bei weitem übertreffen. So hat man auch vor den Stürmen allezeit die sicherste Nachricht von dem herannahenden oder kommenden Ungewitter durch die Hunde; denn wenn sie im Schnee graben und sich dabei legen, mag man, wofern zu weit von Wohnungen entfernt, sicherlich einen Ort sich aufsuchen, wo man vor dem Sturme sich verbergen kann.

„Die kamtschatkischen Schlitten sind nach Kräften der Hunde und nach der gebirgigen Gegend dergestalt ausgedacht, daß solche der geschickteste Mechanikus nicht besser hätte erfinden können. Sie scheinen ihren Grund aus der Anatomie und Bildung des menschlichen Körpers zu haben. Oben ist ein länglichhohler Korb, der aus lauter gebogenen Hölzern und zwei dünnen, langen Stöcken besteht, daran dieselben mit Riemen festgebunden sind. Dieses Gegitter nun ist überall und auf allen Seiten mit Riemen umwunden und biegt sich alles daran, ohne zu zerbrechen; bricht auch ein Hölzchen, so lassen doch die Riemen den Korb nicht auseinanderfallen. In diesen Korb packt man fünf Pud schwer, und wenn ein Mensch darauf sitzt, kann man noch zwei Pud sehr bequem

mit sich führen. Dieser Korb ist auf zwei krummgebogene Hölzer aufgebunden, welche wiederum auf den Schlittenläufern festgemacht sind. Letztere sind nicht über ein Drittel Zoll dick, der ganze Schlitten aber wiegt nicht über sechszehn Pfund. Obgleich nun daran alles so dünn und biegsam ist, so widerstehen die Schlitten doch solcher Gewalt, daß man sich nicht genug darüber wundern kann. Man fährt damit öfters dergestalt an Bäumen an, daß sich der Schlitten fast doppelt zusammenbiegt und doch keinen Schaden leidet. Man fährt damit über die höchsten Gebirge und steilsten Klippen und behält allezeit soviel Kräfte, daß man den Schlitten erhalten oder vor allem Sturz und Fall bewahren kann. Man sitzt darauf mehrentheils auf einer Seite, um zugleich bei einer gefährlichen Stelle von demselben herabspringen zu können. Zuweilen setzt man sich auf mehreren Orten darauf wie auf ein Pferd. Die Hunde laufen ihren Weg, will man zur Linken, so schlägt man mit dem Stocke zur rechten Seite an die Erde oder an den Schlitten, will man zur Rechten, schlägt man an die linke Seite des Schlittens; will man still halten, steckt man den Stock vor den Schlitten in den Schnee; fährt man einen steilen Berg hinab, so steckt man den Stock in Schnee zwischen das Vorderbogenholz und hemmt dadurch ein. Ungeachtet man nun fährt, so wird man doch ebenso müde, als wenn man zu Fuß ginge, weil man die Hunde beständig zurückhalten, bei schlimmen Wegen vom Schlitten abspringen, daneben herlaufen und den Schlitten halten muß; fährt man einen Berg hinauf, so muß man ohnedies zu Fuße gehen. Außer den Sturmwinden werden die Hundereisen gefährlich und beschwerlich wegen der vielen Flüsse, welche selten in dem härtesten Winter zufrieren, oder bei gelinder Witterung aller Orten gleich wieder aufthauen, und hat man folglich immer zu befürchten, hineinzufallen und zu ertrinken, welches auch alle Jahre geschieht. Noch eine Beschwerde verursachen die dichten Wälder, durch welche man fahren muß. Selten trifft man einen geraden Baum an, sondern fährt zwischen den Aesten und Zweigen dahin, dabei man immer in Sorge steht, Arme und Beine zu zerbrechen oder die Augen aus dem Kopfe zu verlieren. Ueberdies haben die Hunde die schelmische Eigenschaft, daß sie aus allen Kräften ziehen und laufen, wenn sie an einen solchen Wald, Fluß oder steilen Abhang kommen, weil sie wissen, daß sie ihren Herrn herabwerfen, den Schlitten zerbrechen und auf diese Art von der Last, zu ziehen, befreit werden können.

„Der andere Hauptnutzen der Hunde, weshalb sie auch so häufig gehalten und gezogen werden, ist, daß man sowohl den abgelebten Schlittenhunden wie den zur Fahrt untauglichen die Häute abnimmt und zweierlei Kleider daraus macht, welche in dem ganzen Lande von großem Nutzen und großem Werthe sind. Diese Kleider haben vor dem übrigen Pelzwerke folgende Vorzüge: erstens sind sie die prächtigsten Staats- und Feiertagskleider von uralten Zeiten her, und pflegt sich Einer gegen den Anderen, seine Ehre zu retten, also vernehmen zu lassen, wo es zu Rangstreitigkeiten und Rühmen kommt. „Wo warst Du Kerl, da ich und meine Vorfahren schon Hundskuklanken trugen? Was hattest Du dazumal für Kleider an?“ Bis zur Stunde kann man allezeit einen Hundskuklanken für einen aus Fuchs oder Biber gemachten vertauschen. Zweitens sind die Hundefelle sehr warm, drittens sehr dauerhaft, da sie in den größten Strapazen wenigstens vier Jahre aushalten, während ein Renthier- oder Mufflonfell einen Winter dient und dann kahl wird; viertens brauchen diese Kleider nicht so sehr wie andere in Acht genommen zu werden: sie lassen die Haare nicht fahren und sind allezeit trocken.

„Je längere Haare die Hunde haben, je höher werden sie geschätzt. Diejenigen Hunde aber, so hohe Füße, lange Ohren, spitzige Nasen, ein breites Kreuz, unten breite Füße und nach den Ohren zu dicke Köpfe haben, stark fressen und munter sind, werden von Jugend auf zu Schlittenhunden auserlesen und auf folgende Art belehrt und abgerichtet. Sobald sie sehen, werden sie sammt der Mutter in eine tiefe Grube gelegt, daß sie weder Menschen noch Thiere zu sehen bekommen, und ernähren selbe dadrinnen. Wenn sie von der Hündin abgewöhnt sind, legen die Kamtschadalen solche abermals in eine Grube, bis sie erwachsen. Nach einem halben Jahre spannen sie dieselben mit anderen gelernten an den Schlitten und fahren mit ihnen einen kurzen Weg. Weil die jungen

Thiere nun hunde- und leutescheu sind, so laufen sie aus allen Kräften. Sobald sie wieder nach Hause kommen, müssen sie wieder in die Grube, solange und soviel, bis sie von nichts anderem wissen, des Ziehens gewohnt werden und eine weite Reise verrichtet haben. Alsdann werden sie unter den Wohnungen neben andere gebunden und erhalten als Ausstudirte im Sommer ihre Freiheit. Aus dieser Erziehung sind hernach ihre mores herzuleiten.

„Der größte Verdruß bei der Hundefahrt ist der, daß sie, sobald sie angespannt werden, den Kopf gegen den Himmel erheben und erschrecklich zu heulen und zu wehklagen anfangen, nicht anders, als wenn sie den Himmel wegen ihrer harten Umstände anrufen wollten. Sobald sie aber in das Laufen kommen, schweigen sie auf einmal alle still. Darauf geht der andere Verdruß an, daß einer um den anderen zurückspringt, seine Nothdurft verrichtet, und während sie diese Zeit ausruhen, so brauchen sie hierin die List, daß allezeit einer nach dem anderen seine Nothdurft verrichtet, auch wohl manchmal nur halb, und geben sie öfters umsonst dieses Geschäft vor. Kommen sie an Ort und Stelle, so liegen sie ermüdet da, als wenn sie todt wären.

„Diejenigen Hunde aber, welche die Kamtschadalen zur Hasen-, Zobel-, Fuchs- und Mufflonsjagd abrichten, füttern sie öfters mit Krähen, die man in Ueberfluß hat, wovon sie den Geruch bekommen und nach diesen wie nach allem Wild und Vögeln laufen. Mit solchen Hunden treiben die Kamtschadalen im Juli Enten, Gänse und Schwäne, wenn sie in die Felder fallen, und auch in den großen Inseeen in ziemlicher Menge zusammen."

Im übrigen Sibirien werden die Hunde etwas besser behandelt. „Der sibirische Hund", sagt Wrangel, „hat auffallende Aehnlichkeit mit einem Wolfe, sein Gebell gleicht ganz dem Geheul desselben. Im Sommer bringt er, um gegen Stechfliegen in Sicherheit zu sein, die größte Zeit im Wasser zu, im Winter hat er sein Lager tief im Schnee. Das vollständige Gespann eines Schlittens besteht aus zwölf Köpfen. Ein besonders gut abgerichteter Hund befindet sich an der Spitze und leitet die übrigen. Hat dieses Thier nur ein einziges Mal einen Weg zurückgelegt, so erkennt es nicht nur aufs genaueste die zu nehmende Richtung, sondern auch die Orte, wo man zu verweilen pflegt, selbst wenn die Hütten tief unter dem Schnee verborgen sind. Er hält plötzlich auf der gleichförmigen Oberfläche still, wedelt mit dem Schwanze und scheint dadurch seinen Herrn einzuladen, die Schaufel zu ergreifen, um den engen Gang in die Hütte zu finden, welche einen Rastort gewähren soll. Im Sommer muß derselbe Hund Boote stromaufwärts ziehen; hindert ihn ein Felsen, weiter vorwärts zu gehen, so stürzt er sich ins Wasser und setzt seinen Weg am anderen Ufer fort. Dafür werden ihm täglich zehn halbverfaulte Häringe als Futter gereicht!

„Der Hund ist den Sibiriern unentbehrlich. Als im Jahre 1821 eine Seuche unter den Thieren wüthete und eine jukagirische Familie alles verlor, mit Ausnahme von zwei ganz kleinen Hunden, welche noch nicht sehen konnten, da theilte die Hausfrau ihre eigene Milch zwischen diesen beiden Hündchen und ihrem Kinde und hatte die Freude, daß diese beiden Hunde die Stammeltern einer sehr starken Rasse wurden. Im Jahre 1822 waren die Einwohner am Kolymaflusse, nachdem sie ihre meisten Hunde durch die Seuche eingebüßt hatten, in die traurigste Lage versetzt. Sie mußten ihr Brennholz selbst herbeischleppen; dabei fehlte ihnen sowohl Zeit als Kräfte, die an verschiedenen, weit entfernten Orten gefangenen Fische nach Hause zu bringen. Endlich waren sie gezwungen, während aller dieser Arbeiten, welche äußerst langsam von Statten gingen, die Jagd der Vögel und Pelzthiere fast ganz zu verabsäumen. Eine furchtbare Hungersnoth, welche viele Menschen hinraffte, war die Folge des Mangels an Hunden, welche hier nie ersetzt werden können, weil es bei dem rauhen Klima und kurzen Sommer ganz unmöglich ist, das nöthige Futter für die Pferde anzuschaffen, und endlich, weil der Hund ganz flüchtig über den Schnee hinwegläuft, wo das schwere Pferd beständig versinken würde."

Von diesen Thieren kann man in Wahrheit das Wort Zoroasters anwenden: „Durch den Verstand des Hundes besteht die Welt".

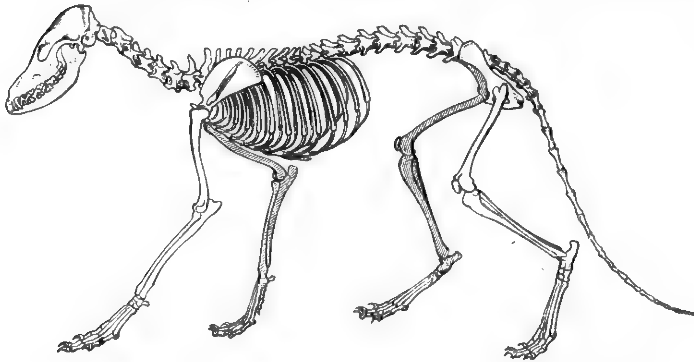
*

Die Füchse (Vulpes) unterscheiden sich von den Urhunden, Wölfen, Schakalen nebst Verwandten und den Haushunden durch den Bau ihres Gebisses zwar nicht wesentlich, wohl aber durch den langgestreckten Leib, den gestreckten, spitzschnäuzigen Kopf, den in der Regel länglichrunden, etwas schief stehenden Augenstern, die niederen Läufe, den sehr langen, dickbuschig behaarten Schwanz sowie den nur schwach gebogenen, fast wagrechten, am Vorderrande seicht vertieften Brauenfortsatz des Stirnbeines merklich genug, um sie nach Ansicht einiger Forscher in einer besonderen Gruppe zu vereinigen, möge man dieser nun den Rang einer Sippe (nach Gray's Meinung sogar einer Unterfamilie) zugestehen oder nicht. Auch in ihrem Wesen und Gebaren bekunden sie, bei aller Uebereinstimmung mit den Sitten und Gewohnheiten anderer Hunde, so manche Eigenthümlichkeit und verdienen besondere Beachtung.

Unter den in unserem Vaterlande wildlebenden Säugethieren steht der Fuchs (Canis vulpes, C. alopex, Vulpes vulgaris) unzweifelhaft obenan. Kaum ein einziges anderes Mitglied der ersten Klasse genießt einen so hohen Ruhm und erfreut sich einer so großen Bekanntschaft wie Freund Reineke, das Sinnbild der List, Verschlagenheit, Tücke, Frevelhaftigkeit und, wie ich sagen möchte, gemeinen Ritterlichkeit. Ihn rühmt das Sprichwort, ihn preist die Sage, ihn verherrlicht das Gedicht; ihn hielt einer unserer größten Meister für würdig, seinen Gesang ihm zu widmen. Es ist gar nicht anders möglich: der Gegenstand einer so allgemeinen Theilnahme muß ein ausgezeichnetes Geschöpf sein. Und das ist denn auch unser Schlaukopf und Strauchdieb in jeder Hinsicht. Wir müssen ihm seiner geistigen wie leiblichen Eigenschaften wegen unsere Achtung zollen, ihn gewissermaßen liebgewinnen. Gleichwohl erfreut sich Reineke keineswegs unserer Freundschaft. Trotz aller Anerkennung, welche seine Fähigkeiten uns einflößen, wird er von uns verfolgt und befehdet, wo sich nur immer Gelegenheit dazu bietet. Es scheint fast, als bestände zwischen dem Menschen und Thiere ein Wettstreit, als bemühe sich der Mensch, ihm gegenüber zu zeigen, daß die geistigen Fähigkeiten des Erdenbeherrschers denn doch noch die des Fuchses überträfen: und Reineke seinerseits läßt es sich angelegen sein, seinem Verfolger immer und immer wieder zu beweisen, daß man auch trotz aller Hindernisse noch zu leben verstehe.

Der Fuchs ist ein vollendetes Thier in seiner Art. „Zierlicher, als seine Verwandten in Tracht und Haltung", sagt Tschudi, „feiner, vorsichtiger, berechnender, biegsamer, von großem Gedächtnis und Ortssinn, erfinderisch, geduldig, entschlossen, gleich gewandt im Springen, Schleichen, Kriechen und Schwimmen, scheint er alle Erfordernisse des vollendeten Strauchdiebes in sich zu vereinigen und macht, wenn man seinen geistreichen Humor hinzunimmt, den angenehmen Eindruck eines abgerundeten Virtuosen in seiner Art." Reineke ist unbedingt der allervollendetsten Spitzbuben einer. Mit seinen leiblichen Begabungen stehen seine geistigen Fähigkeiten nicht bloß im Einklange, sondern helfen ihm gewissermaßen über manche Mängel seiner leiblichen Ausrüstung, im Vergleiche zu anderen, besser begabten Raubthieren hinweg. Reineke versteht sein Handwerk zu treiben und läßt sich kaum von einem zweiten Geschöpfe übertreffen. Ihm scheint nichts unerreichbar, seiner List und Tücke kein Wild zu schnell oder zu stark, seiner Behendigkeit nichts zu rasch und zu gewandt zu sein. Gefahr würdigt er vollkommen, aber fürchtet sie nicht; denn für ihn sind alle Netze, Fallen, Schlingen und Jagdwaffen eigentlich kaum da; für ihn findet sich aus jeder Verlegenheit noch ein Ausweg, und nur die größere Menschenlist oder die durch Verbindung mit des Fuchses eigenen Familiengenossen unberechenbar vermehrte Macht des Erdenbeherrschers kostet unserem Strauchdiebe Haut und Haar.

Reineke lebt, hundertfach durch Wort und Bild gezeichnet, in Jedermanns Anschauung und ist wohl bekannt. Demungeachtet verdient er den weniger mit der Natur Vertrauten besonders vorgestellt zu werden. Seine Länge beträgt bis 1,3 Meter, wovon freilich 40 Centim. auf den Schwanz kommen, die Höhe am Widerrist dagegen nur 35, höchstens 38 Centim., das Gewicht sieben bis zehn Kilogramm. Der Kopf ist breit, die Stirn platt, die Schnauze, welche sich plötzlich verschmälert, lang und dünn. Die Seher stehen schief und die Lauscher, welche am Grunde sich



Gerippe des Fuchses (Canis vulpes). Aus dem Berliner anatomischen Museum.

verbreitern und nach oben zuspitzen, aufrecht. Der Leib erscheint seines ziemlich dichten Haarkleides wegen dick, ist in Wahrheit aber ungemein schlank, jedoch äußerst kräftig und der umfassendsten Bewegung fähig. Die Läufe sind dünn und kurz, die Standarte oder Lunte aber ist lang und buschig, der Balg sehr reichlich, dicht, weich, und hinsichtlich seiner Färbung ein wirklich vollendeter zu nennen. Reineke sammt seiner ganzen edlen Sippschaft trägt ein Kleid, welches seinem Räuberthume in der allervortrefflichsten Weise entspricht. Die Färbung, ein fahles, grauliches Roth, welches sich der Bodenfärbung förmlich anschmiegt, paßt ebenso zum Laubwalde wie zum Nadelholzbestande, er sei hoch oder niedrig, oder ist für die Heide wie für das Feld und für das Stein- oder Felsengeklüfte gleich geeignet. Mehr als anderen Thieren scheint dem Fuchse der Rock nach dem Lande angepaßt zu sein; denn der südliche Fuchs ist von dem nördlichen und der Gebirgsfuchs von dem der Ebene nicht unwesentlich in der Färbung verschieden. Seine im Norden in der Steppe und Wüste lebenden Verwandten zeigen uns, wie wir später sehen werden, ihre Gleichfarbigkeit mit dem Boden noch deutlicher. Wenn wir das Gewand unseres Raubgesellen genau prüfen, finden wir, daß die Farbenvertheilung etwa folgende ist: Auf der ganzen Oberseite ist der Pelz rost- oder gelbroth gefärbt; die Stirn, die Schultern und der Hintertheil des Rückens bis zur Schwanzwurzel sind, weil die einzelnen Haare an dieser Stelle in eine weiße Spitze endigen, mit Weiß überlaufen, die Lippen, Wangen und die Kehle weiß. Ein weißer Streifen zieht sich an den Beinen herab; die Brust und der Bauch sind aschgrau, die Weichen weißgrau, die Vorderläufe roth, die Lauscher wie die Branten oder Zehen schwarz; die Standarte endlich ist rostroth oder gelbroth, schwärzlich überlaufen und ihre Blume oder Spitze weiß. Alle diese Farbenschattirungen gehen ganz unmerklich in einander über, keine sticht grell von der anderen ab, und daher kommt es eben, daß das ganze Kleid für alle Verhältnisse so außerordentlich sich eignet. Der vorsichtig dahinschleichende Fuchs wird kaum bemerkt, eben weil seine ganze Umgebung ihm ähnlich gefärbt ist und ihn dadurch deckt. Alle Verwandten haben mehr oder weniger dieselbe Färbung, nur daß diese je nach der Oertlichkeit sich ändert und den durch sie bedingten Abweichungen entspricht.

Jede einzelne Fuchsart weicht hinsichtlich ihrer Färbung vielfach ab und so auch unser Reineke. Der schönste Rothfuchs ist der nördliche, welcher jedoch ebenfalls sehr abändert. Je weiter man nun von dem Norden nach Süden herabkommt, um so kleiner, schwächer und weniger roth zeigt sich der Fuchs. In flachen, sumpfigen Gegenden ist er am schlechtesten; gibt es aber bergige Strecken dazwischen, so wird er in diesen wieder etwas besser. In Deutschland findet man die schönsten Füchse im nördlichen Tirol. Im südlichen Theile Tirols und der Schweiz ist er als Bergfuchs noch immer ziemlich groß und rauh, aber schon mehr grau, und es kommen auch einzelne sogenannte Kohlfüchse vor. In der Lombardei und dem Venetianischen zeigt der Fuchs ein ganz anderes Gepräge; er ist hier kleiner, grauer und fahlgelber, und es finden sich bereits viele Kohlfüchse. In Südfrankreich ist er ebenso, und in Spanien bereits sehr klein und fahl

geworden. Aus diesem Grunde hat man die südlichen Füchse als Art von den unserigen und namentlich von den nordischen unterschieden, ob mit Recht oder Unrecht, lassen wir dahingestellt sein. Die Unterschiede sind jedenfalls ziemlich hervorstechend, da sie sich auch auf die Größe beziehen.

In der Weidmannssprache heißt nur das Männchen Fuchs, die Füchsin „Fähin“ oder „Betze“; die Augen nennt man „Seher“, die Ohren „Lauscher“, die Beine „Läufe“, die Zehen „Branten“, den Schwanz „Standarte, Stange, Lunde oder Lunte und Ruthe“, die Schwanzspitze „Blume“, die Afterdrüse „Viole“, das Fell „Balg“, das Grannenhaar „Haar“, das Wollhaar „Wolle“. Der Fuchs „schleicht, trabt und schnürt, wird flüchtig“, er „läuft“ vor den Hunden oder aufs Reizen, „bellt, kriecht zu Baue, steckt im Baue, fährt aus demselben, raubt, mauset, reißt und frißt den Raub, nimmt die „Schleppe, den Brocken, Vorwurf oder Abzugsbissen“; er „ranzt“ oder „rollt“, d. h. begattet sich; die Füchsin „rennt“ während der „Ranz- oder Rollzeit“ und „wirft“ oder „wölft“ ihre Jungen.

Reineke bewohnt den größten Theil der nördlichen Hälfte unserer Halbkugel. Er geht durch ganz Europa, Nordafrika, West- und Nordasien. Man vermißt ihn nirgends gänzlich und trifft ihn in manchen Gegenden häufig an. Seine Allseitigkeit läßt ihn aller Orten passende Wohnplätze finden, wo andere Raubthiere, aus Mangel an solchen, sich nicht aufhalten können, und seine List, Schlauheit und Gewandtheit befähigen ihn, diese Wohnsitze mit einer Beharrlichkeit und Hartnäckigkeit zu behaupten, welche geradezu ohne Beispiel dasteht.

Seine Wohnplätze werden immer mit äußerster Vorsicht gewählt. Es sind tiefe, gewöhnlich verzweigte Höhlen im Geklüft, zwischen Wurzeln oder anderen günstigen Stellen, welche am Ende in einen geräumigen Kessel münden. Wenn es nur irgend angeht, gräbt er sich diese Baue nicht selbst, sondern bezieht alte, verlassene Dachsbaue oder theilt sie mit Grimbart, trotz der Abneigung desselben, mit anderen Thieren Geselligkeit zu pflegen. Alle größeren Fuchsbaue sind ursprünglich vom Dachse angelegt worden. Falls er es haben kann, gräbt er den Bau an Berggehängen, so daß die Röhren aufwärts führen, ohne zu flach unter den Boden zu kommen. In ganz ebenen Gegenden liegt der Kessel oft dicht unter der Oberfläche. Zur Herbst- und Winterszeit bezieht er, namentlich in ebenen Gegenden, gern zusammengefahrene Steinhaufen, und unter Umständen müssen eine alte Kopfweide und Kopfeiche als Wohnung und Wochenzimmer dienen. Bei Platzregen, Sturm, kalter Witterung und während der Paarungszeit, auch im Sommer während der größten Hitze oder solange die Füchsin kleine Junge hat, findet man unseren Buschklepper regelmäßig in seinem Baue; bei günstiger Witterung aber durchwandert er sein Gebiet und ruht da aus, wo sich gerade ein passendes Plätzchen findet, gewöhnlich im Dickichte, im Rohre, im Getreide, im Riedgrase ꝛc. In waldarmen Ebenen, beispielsweise in dem Fruchtlande Unteregyptens, graben sich die Füchse nur für ihr Gewölfe wirkliche Baue, während die alten unter dem milden Himmel des Landes jahraus jahrein im Freien leben.

Der Fuchs zieht, um zu rauben, die Nacht dem Tage vor, jagt jedoch auch recht gern angesichts der Sonne, an stillen Orten über Tages lieber noch als in der Dunkelheit. In den langen Tagen der Sommermonate zieht er an gedeckten Stellen seines Gebietes oft mehrere Stunden vor Sonnenuntergang mit seinen Jungen auf Raub aus, und bei anhaltender Kälte und tiefem Schnee scheint er nur in den Morgenstunden zu ruhen; denn schon von zehn Uhr vormittags an sieht man ihn in den Feldern umherstreichen. Wie der Hund hält er die Wärme sehr hoch. Bei schönem Wetter legt er sich auf einen alten Baumstamm oder Stein, um sich zu sonnen, und verträumt in behaglichster Gemüthsruhe manches Stündchen. Da, wo er sich sicher fühlt, überläßt er sich auch an wenig oder nicht gedeckten Stellen ziemlich sorglos dem Schlafe, schnarcht laut wie ein Hund und schläft so tief, daß es bisweilen selbst den durch einen klugen Hund aufmerksam gemachten Jäger gelingt, ihn in solcher Lage zu überraschen und zu beobachten. Mit Einbruch der Dämmerung oder schon in den Nachmittagsstunden beginnt er einen seiner Schleich- und Raubzüge. Aeußerst vorsichtig strolcht

er langsam dahin, äugt und windet von Zeit zu Zeit, sucht sich beständig zu decken und wählt deshalb immer die günstigsten Stellen zwischen Gestrüpp, Steinen, hohen Gräsern und dergleichen zu seinen Wegen, Pässen oder Wechseln. So lange es irgend angeht, hält er das Dickicht, und wenn er dieses verlassen muß, geschieht es sicher nur da, wo einzelne Büsche und ähnliche Deckungsmittel ihm nach einer anderen ebenso günstigen Stelle des Waldes gleichsam eine Brücke schlagen. Daher kennen erfahrene Jäger die Fuchspässe sehr genau und können mit ziemlicher Sicherheit im voraus bestimmen, welchen Wechsel Reineke unter den gerade obwaltenden Umständen annehmen wird. Der Fuchs achtet auf alles und bemerkt auch das geringste, noch ehe andere Thiere davon etwas ahnen. Seine Sinnesfähigkeiten kommen ihm dabei vortrefflich zu statten: er vernimmt, äugt und windet außerordentlich scharf und weiß mit überraschender Geistesgegenwart und Schlauheit jede gemachte Beobachtung zu benutzen. List und Verstellung sind ihm zur zweiten Natur geworden. Ein auf die Jagd gehender Fuchs sieht harmlos aus und ist doch entschieden eines der gefährlichsten Raubthiere, welche wir in bewohnten Gegenden noch besitzen.

Seine Jagd gilt allem Gethier von dem jungen Reh an bis zum Käfer herab, vorzüglich aber den Mäusen, welche wohl den Haupttheil seiner Mahlzeiten bilden. Er schont weder Jung noch Alt, verfolgt die Hasen und Kaninchen aufs eifrigste, wagt es sogar, ein Reh- oder Hirschkälbchen zu beschleichen, wenn er glaubt, daß dieses einen Augenblick lang unbewacht ist, obgleich er weiß, daß ihn die Mutter, sobald sie ihn bemerkt, abtreibt und, wenn sie ihn erreichen kann, mit den starken Vorderläufen dergestalt durchprügelt, daß er lendenlahm davonhinkt. Er plündert nicht allein die Nester aller auf dem Boden brütenden Vögel, indem er Eier und Junge verzehrt, sondern versucht auch die flugbegabten, alten Vögel zu überlisten und kommt nicht selten zum Ziele. Er schwimmt und wadet durch Sumpf und Moor, um den auf dem Wasser brütenden Vögeln beizukommen: es sind Fälle bekannt, daß er brütende Schwäne erwürgt hat. Außerdem überfällt er die Herden des zahmen Geflügels und stiehlt sich zur Nachtzeit bis in die Höfe einzelnstehender Bauerngüter: wenn er ein gutes Versteck besitzt, schleicht er dem Hausgeflügel selbst bei hellem Tage nach. Wahrhaft furchtbar wird die Füchsin, welche Junge hat. Diese vermag sie mit Mäusen nicht zu sättigen und füttert sie deshalb fast ausschließlich mit größerem Wilde. „Mein Jäger", so schreibt mir Eugen von Homeyer, „erlegte eine alte Füchsin auf dem Wege zu ihren Jungen, welche ein ganzes Bündel fast flügger Kiebitze den letzteren zutrug und in ihrem Magen nichts hatte als eine Maus. Sie lebt, wie ich anderweitig erfuhr, auch in dieser Zeit fast ausschließlich von Mäusen, während sie ihre Sprößlinge mit größerem Wilde versorgt. So fand ich in einem Baue zwei Hasen, ein frisches, aber bereits angeschnittenes Rehkalb, eine alte Wildente und ein Entenei. Mehr als zwanzig Hasengerippe lagen in der Nähe." So arg treibt es der Fuchs wohl nie, geht sogar mit Vorliebe allerlei Kleinwild nach und liebt nur einige Abwechslung. In großen Gärten und Weinbergen ist er sicherlich ein viel häufigerer Gast, als man gewöhnlich glaubt. In beiden fängt er Heuschrecken, Maikäfer und deren Larven, Regenwürmer rc., oder sucht süße Birnen, Pflaumen, Trauben und andere Beeren zusammen. An dem Bache lungert er umher, um eine schöne Forelle oder einen dummen Krebs zu überraschen; am Meeresstrande frißt er den Fischern die Netze aus; im Walde entleert er die Schneißen der Jäger. Kerfe aller Art: Käfer, Wespen, Bienenlarven und Fliegen und dergleichen zählen im Sommer wohl zu seinen regelmäßigen Gerichten. So kommt es, daß seine Tafel fast immer gut bestellt ist und er nur dann in Noth geräth, wenn sehr tiefer Schnee ihm seine Jagd besonders erschwert. Dann ist ihm alles genießbare recht, nicht allein Aas, welches er überhaupt und zu jeder Jahreszeit angeht und, wie viele Hunde, recht gern zu fressen scheint, sondern auch ein alter vertrockneter Knochen, selbst ein Stück halbverfaultes Leder. Mit der gefangenen Beute spielt er, falls er halbwegs gesättigt ist, lange und grausam vor dem Erwürgen.

Es würde selbst den Raum unseres Buches überschreiten, wollte ich alle die Listen und Verstellungskünste hier wieder erzählen, welche man ihm bei Beobachtung seiner Jagdausflüge nach

und nach abgesehen hat; von denen, welche er überhaupt zur Anwendung bringt, gar nicht zu reden. Nicht allein die Thierfabel, sondern auch die Thiergeschichte führen deren in Menge auf, und manche von ihnen haben bis zum heutigen Tage noch nicht allen Glauben verloren, so wenig wahrscheinlich sie auch sind. „Ist ein listig, boßhafftig vnd fürwitzig thier“, sagt der alte Geßner, „den ygel kehrt er sattlich vmb vnd beseicht jm den kopff, von welchem er dann erstickt; den hasen betriegt er mit schimpff mit jm ze gopen; die vögel indem dz er sich besudelt vnd als ob er todt seye, sich auf den wasen streckt, die vögel also als zu einem schelmen lockt vnd sy erfasset; die fischly facht er mit seinem schwantz, den er in das wasser streckt, vnd so sich die fischlein daryn geschwummen zeucht er sy herauß, erschütt den schwantz vnd läbt wol vmb ein kleine vnten. Jch geschwyg deß lists den er mit den bynen vnd wäspen braucht, damit er das honig vnd waben vnverletzt frässe ꝛc.“ Solche und ähnliche Geschichten werden noch heutigen Tages erzählt und von nicht Wenigen als baare Münze genommen. Ein Körnlein Wahrheit ist auch in ihnen zu finden: die Thatsache, daß der Fuchs bei seinen Jagden allerdings mit Ueberlegung, Umsicht und Schlauheit zu Werke geht und deshalb Thiere, welche ihm leicht zu entrinnen vermögen, ebensogut zu erlisten weiß als langsames und täppisches Wild. „Daß unser Raubritter“, schreibt E. von Homeyer ferner, „alte Vögel greift, ist unzweifelhaft; es erscheint mir jedoch auch wahrscheinlich, daß die alten Schilderungen der Art und Weise, wie er es anstellt, solche zu überlisten, theilweise richtig sind. Wenn der Fuchs, um sich zu sonnen, auf einer Waldblöße liegt, versammeln sich Krähen in immer wachsender Anzahl unter stetem Lärm und rücken dem Fuchse, welcher regungslos daliegt, allmählich näher, bis ein sicherer Sprung des Todgeglaubten einen der Schreier zum Opfer fordert. Mein Vater hörte einmal im Mai, ehe es noch junge Krähen gab, von fern anhaltendes Schreien der Krähen eines Waldes, und vermuthete, daß dasselbe einem Raubvogel gelte. Schon in die Nähe gekommen, vernahm er einen furchtbaren Lärm, welcher sich auf ihn zu bewegte, und bald sprang ein Fuchs mit einer Krähe im Maule vorüber, gefolgt von einem großen Schwarme schreiender Genossen des Opfers. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß das plötzliche Aufschreien aller Krähen den Augenblick bezeichnete, an welchem der Fuchs eine derselben ergriff.“

Bei seinen Jagdzügen gilt ihm die eigene Sicherheit als erstes Gesetz; ihr ordnet er alle Lüste und Begierden unter, und eben deshalb entgeht er so vielfachen Nachstellungen. Niemals wagt er sich auf einen von scharfen Hunden geschützten Hof oder in ein Gehege, welches mit Scheuchen umstellt ist. Alles ihm nicht bekannte erregt seinen Verdacht, und wenn er erst mistrauisch geworden ist, bekundet er erstaunliche Selbstbeherrschung. Verdächtige Beute untersucht er vorher genau und läßt sie weit lieber im Stiche, als daß er sich der Gefahr aussetzt; deshalb schleppt er nur sehr ausnahmsweise todte Körper weg oder besinnt sich lange, Köder anzunehmen, welche man ihm stellt, um ihn zu berücken. Erst nachdem er alles sorgfältig geprüft hat, wendet er sich rascher, doch auch jetzt noch auf Umwegen, seinem Ziele zu.

Ganz anders benimmt er sich, wenn er sich vollkommen sicher weiß. Dann verwandelt sich seine Vorsicht in eine wirklich unverschämte Frechheit. Er erscheint bei hellem Tage in dem Hofe, holt sich angesichts der Bewohner ein Huhn, eine Gans, macht sich mit seiner Beute offen davon und trägt sie ruhig seines Weges, selbst wenn ihm die Hunde auf den Balg kommen. Nur im äußersten Nothfalle läßt er so schwer errungenes im Stiche, und regelmäßig kehrt er dann zurück, um zu sehen, ob er es nicht noch wegbringen könne. Dieselbe Dreistigkeit zeigt er zuweilen unter Umständen, welche schleunigste Flucht zur Nothwendigkeit machen. So packte ein Fuchs, welcher in einem Treiben von Hunden gejagt wurde und schon zweimal Schrote hatte pfeifen hören, in vollster Flucht einen kranken Hasen und trug ihn eine Strecke weit fort. Ein anderer hob sich bei einem Kesseltreiben aus dem von den Jägern umstellten Felde, raubte einen verwundeten Hasen, erwürgte ihn vor den Augen der Jagdgesellschaft, verscharrte ihn rasch noch im Schnee und entfloh dann mitten durch die Linie der Treiber und Schützen. Ein dritter erschien, wie Krückeberg mittheilt, während eines Treibens vor der Dickung an einer Stelle, auf welcher ein stark angeschossener, bald

darauf verendeter Fuchs stark geschweißt hatte, nahm, der blutigen Spur folgend, sofort die Fährte desselben auf, würgte seinen Kameraden trotz des Lärmens der Treiber und des lauten Jagens eines Dächsels in der Dickung und wiederholte seine Angriffe so oft, daß einer der Schützen herbeischleichen und ihm mit wohl gezieltem Schusse auf dem Leichname niederstrecken konnte. „Auf dem Anstande“, erzählt E. von Homeyer, „hörte ich einmal einen kurz vorher gesehenen Hasen klagen, eilte leisen Schritts hinzu und bemerkte einen Fuchs, welcher den armen Schelm würgte. Seine Mordlust war so groß, daß ich ihn erlegen konnte, bevor er mich wahrgenommen hatte.“ In allen diesen Fällen machte, so darf man glauben, die einmal erwachte, nicht mehr zu bändigende Raub- und Mordlust den Fuchs taub und blind gegen alle Gefahren; denn daß er diese gar nicht zu würdigen gewußt hätte, läßt sich kaum annehmen, weil andere Beispiele dagegen sprechen. Ein Fuchs, welcher in einer Scheune gefangen worden war und mit Knitteln und Heugabeln erschlagen werden sollte, entwischte dem drohenden Schicksale glücklich, rannte lustig davon, bemerkte auf der nächsten Wiese Gänse, würgte schnell zwei von ihnen und nahm eine mit sich hinweg, gleichsam denen zum Hohne, welche ihm den Hals brechen wollten. Forstrath Liebig erzählt, daß ein Fuchs in Mähren auf den Hof eines Bauern kam, um Hühner zu würgen, mit dem Stocke verjagt wurde, wiederkehrte, nochmals vertrieben wurde und zum dritten Male einrückte, dabei aber sein Leben lassen mußte. Aehnliche Beispiele ließen sich wohl noch mehrere auffinden. Solche Züge aus dem Leben des Thieres, solche Beweise von Geistesgegenwart können dem Unbetheiligten nur Vergnügen gewähren und eine gewisse Hochachtung für den schlauen Burschen abnöthigen. Daß der vortrefflichste aller Raubritter bei seinen Zügen mehr umbringt, als er wirklich auffressen kann, und, wenn er es vermag, ein entsetzliches Blutbad unter der gefiederten Herde anrichtet, thut dieser Achtung in meinen Augen keinen Abbruch: dafür ist er eben ein Raubthier, welches von mein und dein nach menschlichen Begriffen keine Vorstellung hat und den „Kampf ums Dasein“ ebensogut bestehen muß wie der Mensch oder jedes andere Geschöpf. Ob es gedachter Kampf erfordert, auch Füchse zu fressen, will ich freilich nicht behaupten; ich enthalte mich hierüber des Urtheils ebenso wie über die bei so vielen Völkerschaften noch übliche Menschenfresserei. Hunger thut weh, und aus dem Fuchse wird unter solchem Wehgefühle ein Wolf, welchem seine Artgenossen ebensowenig gelten als den Kanibalen ihre Menschenbrüder. Jener aber ist ein Raubthier ersten Ranges, welches seinen Wirkungskreis mit vollendeter Meisterschaft auszufüllen sucht, und so erklärt es sich, daß er noch weniger Bedenken hat als der Menschenfresser, seinesgleichen zu verspeisen. Der Fall, daß er einen schwer Verwundeten seiner eigenen Art zerreißt und auffrißt, ist freilich durchaus nicht selten, und die Entschuldigung, welche sich auf den quälenden Hunger stützt, keineswegs immer zutreffend. Ein Bekannter Winckells traf einen Fuchs darüber an, einen anderen, welcher sich über Nacht im Schwanenhalse gefangen hatte, zu verzehren, und zwar that er das mit so vieler Lüsternheit, daß der Jäger im Freien herangehen und sich durch Erlegung des Räubers für den zerrissenen Balg des Gefangenen bezahlt machen konnte. Förster Müller sah mit an, wie sechs junge Füchse miteinander spielten, dann zankten und dabei den einen blutig bissen. Der Verwundete suchte zu entkommen, wurde aber augenblicklich von der ganzen Schar mörderisch angefallen, umgebracht und aufgefressen. Aehnlich erging es einem jungen Fuchse, welcher angeschossen worden war, sich aber noch bis zu seinem Baue fortschleppte: als man letzteren kurze Zeit darauf öffnete, hatten ihn seine Brüder bereits verzehrt. Wildmeister Euler schoß eine säugende Füchsin und legte sie neben dem Baue in ein Loch, fand aber am anderen Morgen nur noch den Balg und die Knochen: das übrige hatten die jungen Füchschen verzehrt. Gefangene Füchsinnen haben sogar ihre halberwachsenen Kinder aufgefressen.

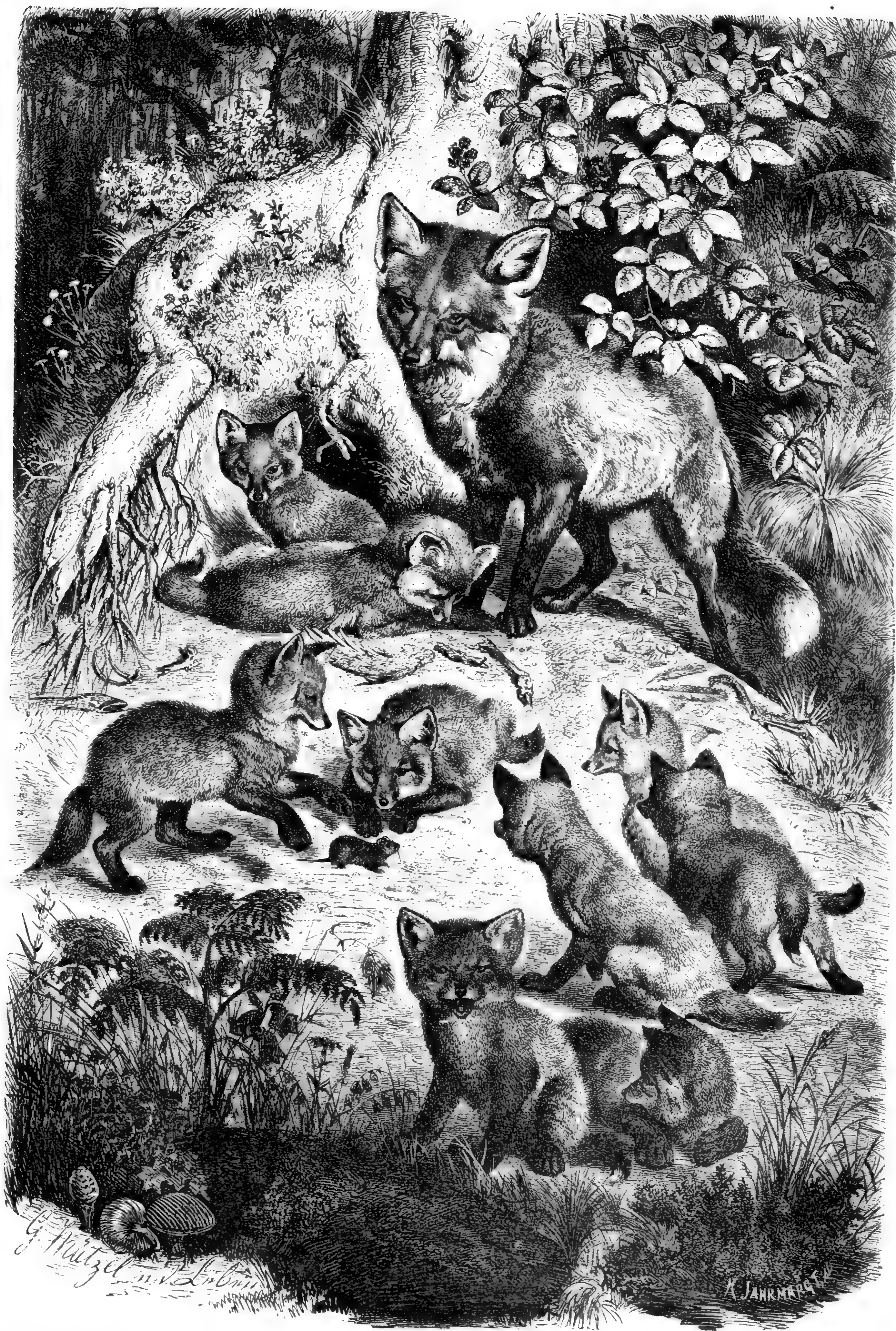
Der Lauf des Fuchses ist schnell, ausdauernd, behend und im höchsten Grade gewandt. Er versteht zu schleichen, unhörbar auf dem Boden dahinzugleiten, aber auch zu laufen, zu rennen und außerordentlich weite Sätze auszuführen. Selbst gute Jagdhunde sind selten im Stande, ihn einzuholen. Bei rascherem Laufe trägt er die Lunte gerade nach rückwärts gestreckt, während er sie

beim Gehen fast auf dem Boden schleppt. Wenn er lauert, liegt er fest auf dem Bauche, wenn er ruht, legt er sich nicht selten, wie der Hund, zusammengerollt auf die Seite oder auch selbst auf den Rücken; sehr häufig sitzt er auch ganz nach Hundeart auf den Keulen und schlägt dabei die buschige Standarte zierlich um seine Vorderläufe. Vor dem Wasser scheut er sich nicht im geringsten, schwimmt vielmehr leicht und rasch über Flüsse von der Größe der Elbe; auch im Klettern zeigt er sich nicht ungeschickt, da man ihn zuweilen auf Bäumen bis fünf Meter über dem Boden antrifft. „Mir sind viele Beispiele bekannt“, schaltet E. von Homeyer hier ein, „daß der Fuchs ebensowohl aus freiem Antriebe wie verfolgt auf Bäume steigt. In der Regel wählt er hierzu solche, welche vom Winde umgebogen wurden und unter einem Winkel von 45 bis 50 Graden einen Stützpunkt gefunden haben. Aber er steigt auch in der Dickung drei bis vier Meter hoch auf die Bäumchen, um junge Vögel aus dem Neste zu nehmen.“ Daß er hohle Bäume zu seinem Wochenbette benutzt, werden wir weiter unten sehen. Die Stimme des Fuchses ist ein kurzes Gekläff, welches mit einem stärkeren und höheren Kreischen endet. Erwachsene Füchse „bellen“ bloß vor stürmischem Wetter, bei Gewittern, bei großer Kälte und zur Zeit der Paarung; die Jungen dagegen schreien und kläffen, sobald sie hungerig sind oder sich langweilen. Im Zorne oder bei großer Gefahr knurrt oder heult der Fuchs; einen Schmerzenslaut vernimmt man von ihm nur dann, wenn er von einer Kugel getroffen oder ihm durch einen Schrotschuß ein Knochen zertrümmert worden ist: bei jeder anderen Verwundung schweigt er hartnäckig still. Im Winter, namentlich bei Schnee und Frost, schreit er laut und klagend; am meisten aber hört man ihn zur Zeit der Paarung.

Reineke zählt nicht zu den geselligen Thieren und unterscheidet sich auch dadurch von Urhunden, Wölfen und Schakalen. Zwar trifft man nicht selten mehrere Füchse in einem Dickichte und selbst in einem und demselben Baue an; sie aber vereinigte, in den meisten Fällen wohl gewohnheitsmäßig, die Oertlichkeit, nicht der Wunsch mit anderen ihresgleichen gemeinsam zu leben und zu wirken. Unter Umständen, namentlich in Zeiten der Noth, geschieht es wohl, daß Füchse gesellschaftlich jagen; ob jedoch hierbei gemeinschaftlich gehandelt wird, dürfte fraglich sein. In der Regel geht jeder Fuchs seinen eigenen Weg und bekümmert sich um andere seiner Art nur in so weit, als es sein Vortheil angemessen erscheinen läßt. Selbst die verliebten Füchse halten nur so lange zusammen, als ihre Liebe währt, und trennen sich sofort nach der Ranzzeit wieder. Freundschaft gegen andere Thiere kennt der Fuchs ebensowenig wie Geselligkeit. Man hat allerdings wiederholt beobachtet, daß er sogar mit seinem Todfeinde, dem Hunde, freundlich verkehrte: dies aber geschah jedenfalls nur in seltenen Ausnahmsfällen. Auch das Verhältnis zu Vetter Grimbart darf nicht als ein freundschaftliches aufgefaßt werden, da es Reineken keineswegs um den Dachs, sondern nur um dessen Wohnung zu thun ist. Er nimmt diese mit der ihm eigenen Dreistigkeit wenigstens theilweise in Besitz, ohne viel nach Grimbart zu fragen. Besondere Kniffe und Listen, um den Dachs zu vertreiben, wendet er nicht an; denn die uralte Erzählung: „So der Tachs hinauß gefaren ist, so befleckt er jm den eyngang mit seinem kaat, welcher so er widerkommen, von großem abschühen das er ab sölichem gestanck hat, verlaßt er sein eigen loch vnd näst, welches dann dem Fuchs eynzewonen gantz bequemlich ist“, muß nach Adolf Müllers Erfahrungen unerbittlich in das Bereich der Fabel verwiesen werden. Er zieht ohne weiteres ein, wählt sich die vom Dachse nicht in Besitz genommenen Theile des Baues zu seinen Wohnräumen und haust dann, falls es Grimbart nicht vorzieht, auszuwandern, gemeinschaftlich mit diesem in einem und demselben Baue. Von einem freundschaftlichen Zusammenleben der so verschiedenen Gesellen bemerkt man nichts, eher das Gegentheil. Ein Fuchs, berichtet Oberförster Hoffmann, flüchtete beim Treiben in einen Dachsbau und sollte nun gegraben werden. Der Bau wurde, weil die Nacht hereinbrach, verfeuert und das Graben am anderen Tage fortgesetzt. Nachdem man mehrere Einschläge gemacht hatte, fand man endlich nicht den Fuchs, sondern nur dessen Kopf, eine Menge zerzauster Wolle und frischen mit Sand vermischten Schweiß. Die Bewohner des Baues hatten aus Aerger wegen der

gestörten Winterruhe auf etwas barbarische Weise von ihrem Hausrechte Gebrauch gemacht und Reineke, welcher keinen Ausweg fand, verzehrt.

Die Ranzzeit fällt in die Mitte des Februar und dauert einige Wochen. Um diese Zeit gesellen sich gewöhnlich mehrere Rüden zu einer Fähin, folgen ihr auf Schritt und Tritt und machen ihr nach Hundeart den Hof. Jetzt vernimmt man ihr Gekläff öfter als je; auch werden unter den verschiedenen Mitbewerbern lebhafte Händel ausgekämpft. Zwei Füchse beißen sich oft mit größter Wuth einer Füchsin wegen. In Egypten, wo sie bei weitem nicht so vorsichtig sind als bei uns, treiben sie die Paarung offen im Felde und vergessen in der Liebesaufregung sich nicht selten so weit, daß sie den Menschen nahe herankommen lassen. Ich selbst habe einmal den Fuchs eines sich gerade begattenden Paares mit der Kugel erlegt und dasselbe von einem meiner dortigen Jagdgefährten gesehen. Auch bei uns zu Lande geschieht die Paarung zuweilen im freien Felde, „auf offener Wüstung“, wie Adolf Müller, welcher sie mit angesehen hat, sich ausdrückt, in der Regel aber wohl im Innern des Baues. Wenigstens versichert von Bischofshausen, dies durch eigene Beobachtung in Erfahrung gebracht zu haben. Es findet, wie man von außen recht gut vernehmen kann, ein fortwährendes Hin- und Herjagen im Baue statt, wobei gepoltert, geknurrt und „gegäckert“ wird, als ob ein Dachshund den Fuchs im Baue umherhetze. Beide Baue, welche Bischofshausen aufgraben ließ, und in denen Fuchs und Füchsin gefunden wurden, waren Nebenbaue mit zwei hufeisenförmig verlaufenden Röhren. Wenn die Fähin sich trächtig fühlt, verläßt sie, wahrscheinlich um den Nachstellungen noch verliebter Füchse besser entgehen und ihre ungestümen Zumuthungen leichter abweisen zu können, das Hochzeitsgemach wieder und hält sich in schützenden Dickichten auf, welche in der Nähe der von ihr zur Wochenstube ersehenen Baue liegen. Während der Trächtigkeitsdauer besucht und erweitert sie, laut Beckmann, verschiedene Baue ihres Wohngebietes und bezieht zuletzt in aller Stille denjenigen, dessen Umgebung in der letzten Zeit am seltensten von Menschen und Hunden betreten wurde. Ob dieser Bau versteckt oder frei liegt, kommt wenig in Betracht. In Ermangelung eines ihr passenden Baues gräbt sie eine Nothröhre oder erwählt sich einen hohlen Baum, einen Reisighaufen oder endlich ein in dichtem Gebüsche wohl verstecktes Lager, welches besonders sorgfältig hergerichtet und mit Haaren ausgekleidet wird, zum Wochenbette. „Mir sind“, so theilt Oberjägermeister von Meyerinck mir mit, „zwei Fälle bekannt geworden, daß eine Füchsin in hohlen Eichen gewölft hatte. In der Oberförsterei Harte bei Nauendorf hat ein Förster sieben junge Füchse mit der alten Fähin aus einer solchen Eiche herausgeholt. Die Eiche war von oben eingefault und das Loch nur etwas über einen Meter eingetieft. Ich selbst sah an einem Maimorgen, vom Pürschgange zurückkehrend, auf einer mit einzelnen Kopfeichen bestandenen Hütung etwa dreihundert Schritte von mir einen weißen Gegenstand langsam und ruhig fortziehen, lief schnell darauf zu und erkannte einen Fuchs, welcher eine zahme Gans schleppte und sich eben anschickte, mit derselben eine etwa fünf Meter hohe Eiche zu erklimmen, wobei er einen Maserauswuchs in ungefähr einundeinhalb Meter Höhe zum Aufsprunge benutzte. Mittlerweile war ich bis auf siebenzig Schritte herangekommen und wollte schießen, als der Fuchs die Gans fallen ließ, mit einigen gewandten Sätzen von Auswuchs zu Auswuchs die Eiche erstieg und auf derselben verschwand. Nachdem ich die Eiche ringsum mit Papierschnitzeln und Schießpulver verwittert hatte, begab ich mich, die am Halse verletzte Gans mit mir nehmend, nach Hause, um Hülfe zu holen. Zwei Stunden später war ich in Begleitung einiger Jäger mit Aexten und Leitern wieder zur Stelle, ließ tüchtig klopfen und erlegte den endlich erscheinenden Fuchs oder richtiger, eine Füchsin, deren Gesäuge auf Junge deutete. Nunmehr wurde die Eiche erstiegen und das eingefaulte über einundeinhalb Meter in die Tiefe herabreichende Loch mit einem Stocke untersucht. Sofort meldeten sich die jungen Füchschen; es wurde darauf an passender Stelle ein Loch eingehauen und das ganze Geheckе von vier Stück etwa einen Monat alten Füchschen herausgezogen.“ Ausnahmsweise kommt es, wie Waldbereiter Schwab in der Jagdzeitung mittheilt, vor, daß zwei Füchsinnen in demselben Baue wölfen. Einer seiner Untergebenen grub einen Bau



Band I, S. 663.

Fuchs.

aus und zog aus demselben vierzehn Füchschen und eine Fähin hervor. Beide Gehecke wurden in verschiedenen Abtheilungen des Baues gefunden, und unterschieden sich wesentlich durch die Größe; denn sechs von ihnen waren noch sehr klein, acht dagegen bereits ziemlich erwachsen. Anscheinend hatten sich die beiden starken Familien ganz gut vertragen. Adolf Müller hat neuerdings ganz dasselbe beobachtet.

Schon während der Tragzeit rupft sich die Füchsin, wie Bischofshausen feststellte, ihre Bauchhaare aus, in der Nabelgegend beginnend und bis zum Halse damit fortfahrend, hauptsächlich wohl, um das Gesäuge für die erwarteten Jungen freizulegen und gleichzeitig diesen ein weiches und warmes Lager bereiten zu können. Sechszig bis dreiundsechszig Tage oder neun Wochen nach der Begattung, Ende Aprils oder anfangs Mai, wölft die Füchsin. Die Anzahl ihrer Jungen schwankt zwischen drei und zwölf; am häufigsten dürften ihrer vier bis sieben in einem Neste gefunden werden. Sie kommen nach Pagenstechers Untersuchungen mit verklebten Augen und Ohren zur Welt, haben ein durchaus glattes, kurzes, braunes, mit gelblichen und graulichen Spitzen gemischtes Haar, eine fahle, ziemlich scharf abgesetzte Stirnbinde, eine weiße Schwanzspitze und einen kleinen weißen undeutlichen Fleck auf der Brust, sehen äußerst plump aus, erscheinen höchst unbeholfen und entwickeln sich anfänglich sehr langsam. Frühestens am vierzehnten Tage öffnen sie die Augen; schon um diese Zeit aber sind bereits alle Zähnchen durchgebrochen. Die Mutter behandelt sie mit großer Zärtlichkeit, verläßt sie in den ersten Tagen ihres Lebens gar nicht, später nur auf kurze Zeit in tiefer Dämmerung, und scheint ängstlich bestrebt zu sein, ihren Aufenthalt zu verheimlichen. Ein oder einundeinhalb Monat nach ihrer Geburt wagen sich die netten, mit röthlichgrauer Wolle bedeckten Raubjunker in stiller Stunde heraus vor den Bau, um sich zu sonnen und unter einander oder mit der gefälligen Alten zu spielen. Diese trägt ihnen Nahrung in Ueberfluß zu, von allem Anfange an auch lebendiges Wildpret: Mäuse, Vögelchen, Frösche und Käfer, und lehrt die hoffnungsvollen Sprößlinge, gedachte Thiere zu fangen, zu quälen und zu verzehren. Sie ist jetzt vorsichtiger als je, sieht in dem unschuldigsten Dinge schon Gefahr für ihr Gewölfe und führt es bei dem geringsten Geräusche in den Bau zurück, schleppt es auch, sobald sie irgend eine Nachstellung merkt, im Maule nach einem anderen Baue, ergreift selbst hartbedrängt noch ein Junges, um es in Sicherheit zu bringen. Selten nur gelingt es dem Beobachter, die spielende Familie zu bemerken. Wenn die Kleinen eine gewisse Größe erlangt haben, liegen sie bei gutem Wetter morgens und abends gern vor der Eingangsröhre und erwarten die Heimkunft der Alten: währt ihnen diese zu lange, so bellen sie und verrathen sich hierdurch zuweilen selbst. Schon im Juli begleitet das Gewölfe die jagende Alte oder geht allein auf die Jagd, sucht bei Tage oder in der Dämmerung ein Häschen, Mäuschen, Vögelchen oder ein anderes Thierchen zu überraschen, und wäre es auch nur ein Käfer. „Sie haben“, sagt Tschudi, „schon ganz die Art der Alten. Die längliche, spitze Schnauze folgt emsig am Boden der Fährte, die feinen Oehrchen stehen gerade aufgerichtet, die kleinen, graugrünen, schief blitzenden Aeuglein visiren scharf das Revier, die reichwollige Standarte folgt leise dem leisen Auftritte der Sohlen. Bald steht der junge Jäger mit den Vorderfüßen auf einem Steine und spürt umher, bald duckt er sich in den Busch, um die Ankunft der Nestvögel zu erwarten, bald steht er heuchlerisch harmlos am Bergstalle, um den nächtlicher Weile das muntere Volk der Mäuse das Heugesäme durchsucht.“ Ende Juli's verlassen die jungen Füchslein den Bau gänzlich, und beziehen mit ihrer Mutter die Getreidefelder, welche ihnen reichen Fang versprechen und vollkommene Sicherheit gewähren. Nach der Ernte suchen sie dichte Gebüsche, Heiden und Röhricht auf, bilden sich inzwischen zu vollkommen gerechten Jägern und schlauen Strauchdieben aus, und trennen sich endlich im Spätherbste gänzlich von der Mutter, um auf eigene Faust ihr Heil zu versuchen.

Lenz theilt Beobachtungen mit, welche die Mutterliebe der alten Füchsin auf das glänzendste beweisen. „Am 19. April 1830 grub der Jäger des Herrn von Mergenbaum zu Nilsheim, in Gesellschaft des Hauptmanns Deßloch, Hofgärtners Resserl und mehrerer Anderer, einen Bau

mit jungen Füchsen aus. Nachdem ein scharfer Dachshund eine kurze Zeit den Füchsen vorgelegen hatte und die Röhren mit Schützen besetzt waren, wurde an der Stelle, wo der Hund die Füchse verrathen, stark auf den Bau geklopft, welches Klopfen die Füchsin zu dem schnellen Entschlusse brachte, die Flucht zu ergreifen. Sie vergaß aber dabei ihrer Jungen nicht, nahm eines derselben ins Maul, brach neben dem vorliegenden Hunde durch, sprang aus dem Baue und ließ auch jetzt das Kleine nicht fallen, obgleich mehrere Flinten ganz aus der Nähe, jedoch ohne zu treffen, auf sie abgefeuert wurden."

Eckström, ein schwedischer Naturforscher, gibt einen anderen Beleg für die Mutterliebe der Füchsin. „In der Nähe eines Gutes hatte ein Fuchspaar seinen Bau und Junge darin. Der Verwalter stellte eine Jagd auf die alten Füchse an, erlangte sie aber nicht. Man bot Tagelöhner auf, um den Bau zu graben. Zwei Junge wurden getödtet, das dritte nahm der Verwalter mit sich auf den Hof, legte ihm ein Hundehalsband an und band es dicht vor seinem Kammerfenster an einen Baum. Dies war am Abend des nämlichen Tages bewerkstelligt worden. Am Morgen, als die Leute im Gehöfte erwachten, wurde ein Mann hinausgeschickt, um nachzusehen, wie es mit dem jungen Fuchse stände. Er stand sehr trübselig an derselben Stelle, hatte aber einen fetten Truthahn mit abgebissenem Kopfe vor sich. Nun wurde die Magd herbeigerufen, welche die Aufsicht über das Hühnerhaus hatte, und mit Thränen im Auge mußte sie gestehen, daß sie vergessen hatte, die Truthühner einzutreiben. Infolge angestellter Untersuchung fand sich, daß die alte Füchsin während der Nacht vierzehn Truthühner geschlachtet hatte, deren zerstückte Körper hier und da im Wohn- und Viehhofe herumlagen; eins hatte sie, wie schon gesagt, vor ihr angefesseltes Junge gelegt."

Der Fuchs bekümmert sich, so lange die Füchsin am Leben ist, nicht im geringsten um seine Nachkommen, deren Vaterschaft er, entsprechend der Vielehigkeit, welche unter seinem Geschlechte gilt, auch freilich kaum für sich allein beanspruchen kann. Während die Fähin sich redlich abmüht, ihre zahlreichen Sprößlinge standesgemäß zu ernähren, bei ihrer Jagd geradezu tolldreist verfährt, und angesichts des in gerechten Zorn gerathenden Besitzers am hellen Tage die Ente aus dem Bache, vor den Augen des Hundes das Huhn aus dem Garten, vor dem Rohre des Jägers den Hasen, in Gegenwart der Rike das Rehkälbchen überfällt, abwürgt und fortschleppt, in und vor dem Baue eine wahre Schlachtbank anlegend, bummelt er gemächlich durch Wald und Feld und erscheint, laut Adolf Müller, höchstens dann vor dem Baue, wenn ihm einige leckere Reste besagter Schlachtbank allzu verführerisch in die Nase duften, um solche Reste zu stehlen. Von einer Unterstützung des schwierigen Erziehungsgeschäftes seinerseits kann also nicht gesprochen werden, es sei denn, daß man ihm Spiele mit den Jungen, in welche er sich in einem Anfalle besonders guter Laune zuweilen einlassen soll, als Verdienst anrechnen wolle. Dagegen scheint, übereinstimmenden Angaben verschiedener Beobachter zufolge, wirklich festzustehen, daß er ebensogut wie eine ledige Füchsin sich verwaister Jungen annimmt und, durch das klägliche Bellen der hungerigen Thierchen gerührt, ihnen Nahrung zuschleppt. In der Freundlichkeit, mit welcher alte Füchse beiderlei Geschlechts junge, hülflose und, was wohl zu beachten, gesunde Füchschen behandeln, offenbart sich ein edler Zug des Wesens dieses nicht mit Unrecht als im höchsten Grade selbstsüchtig bezeichneten Raubthieres. „Zu einer alten, völlig gezähmten Füchsin", erzählt Beckmann, „welche in einem Zwinger an der Kette liegt, brachte ich einen Drahtkäfig mit drei jungen Füchschen. Beim ersten Anblicke derselben wedelte die Füchsin mit der Lunte, rannte unruhig hin und her und bot alles auf, um in den Käfig zu gelangen. Da ich dem Dinge doch nicht recht traute, ließ ich den Käfig weiter rücken; allein abends bei der Fütterung sah ich mit Erstaunen, daß die Füchsin unter beständigem Winseln ihr Pferdefleisch in der Schnauze hin und her trug, ohne zu fressen. Als ich sie von der Kette befreite und die Thüre des Käfigs öffnete, schlüpfte sie sofort in diesen, ließ indessen im Eifer das Fleisch unterwegs fallen. Im ersten Augenblicke des Begegnens standen Alt und Jung mit weit gesperrtem Rachen einander unbeweglich gegenüber; nach einigem Ver-

handeln durch Berühren der Nasenspitzen mit zustimmendem Ruthenwedeln aber stürzte plötzlich die ganze Gesellschaft in ausgelassenster Freude über- und durcheinander, und die Balgerei wollte kein Ende nehmen. Als jedoch die Jungen anfingen, mit ihren scharfen Zähnchen das Gesäuge ihrer Pflegemutter zu untersuchen, wurde es dieser unheimlich; sie scharrte heftig an der Thüre, um hinauszukommen, und zeigte seitdem keine Lust mehr, das Innere des Käfigs zu betreten. Dagegen versäumte sie nie, bei der abendlichen Fütterung den größten Theil ihres Futters oft im vollen Regen stundenlang hin und her zu tragen. Ward sie von der Kette gelöst, so war sie mit zwei Sprüngen vor dem Käfige, legte das Fleisch dicht vor dem Gitter nieder und kehrte sodann beruhigt zurück. Mit dem Heranwachsen der Füchschen nahm ihre Aufmerksamkeit allmählich ab. Einem meiner Freunde entwischte ein eben eingefangenes ganz junges Füchschen und blieb fast acht Tage lang spurlos verschwunden. In der entferntesten Ecke des ziemlich großen Gartens lag ein zahmer männlicher Fuchs an der Kette: eines Abends wurde er im Spiele mit dem Jungen überrascht. Das junge, menschenscheue Füchschen flüchtete sofort in die Hütte; der Alte nahm vor dem Eingange Stellung und litt nicht, daß man seinem Pflegling zu nahe kam. Dies hübsche Verhältnis währte nach der Entdeckung noch fast vierzehn Tage lang, bis der junge Fuchs plötzlich verschwand und nicht wieder gesehen wurde.“ Obgleich ich erfahren mußte, daß von mir gefangen gehaltene Füchse, ungeachtet des Vorhandenseins der Mutter, ihre Jungen ohne Gewissensbisse verzehrten, will ich zur Ehre des alten Rüden jeden Verdacht an Ermordung des Pfleglings ausschließen; wie dem aber auch sein möge: der Beweis für obige Angabe ist durch das Verhalten dieser beiden Füchse vollständig erbracht.

Jung eingefangene Füchschen können leicht aufgezogen werden, weil sie mit der gewöhnlichen Kost junger Hunde fürlieb nehmen, sich auch gern von einer gutmüthigen Hündin, welche sie am Gesäuge duldet, bemuttern lassen. Sie werden, wenn man sich viel mit ihnen abgibt, bald zahm und erfreuen durch ihre Munterkeit und Beweglichkeit. Während meines Aufenthaltes in Egypten besaß ich eine Zeitlang einen, welcher mir innerhalb meiner Wohnung wie ein Hund auf dem Fuße nachlief und mich sehr liebte. Gleichwohl schien er es nicht gern zu haben, wenn ich ihn auf den Arm nahm und ihm schmeichelte. Er that zwar so, als ob er vor Zärtlichkeit und Glück ganz außer sich sei, leckte mich und fächelte wie ein Hund bei großer Hitze: es war aber alles bloß Heuchelei; denn er bezweckte durch seine Schmeicheleien nichts anderes, als so schnell wie möglich wieder wegzukommen. Gelang ihm dies, so ließ er sich auch so leicht nicht wieder fangen, obwohl er immer jene heuchlerische Miene annahm, wenn ich mich ihm näherte. Auf den Hühnerhöfen meiner Nachbarn wußte er in der allerkürzesten Zeit sehr genau Bescheid, verfehlte auch nicht, so oft er konnte, sich von dort ein Hühnchen zu holen. Bei dem geringen Preise, welchen das Geflügel in Egypten hat, war die Bezahlung der durch ihn umgebrachten Hühner eben keine große Ausgabe für mich, und ich leistete sie schon aus dem Grunde sehr gern, um meinem Fuchse auch sein Vergnügen zu lassen und die Leute nicht gar zu sehr gegen ihn aufzubringen. Leider schien er die Straflosigkeit, deren er sich früher trotz seiner Diebereien erfreut hatte, endlich verscherzt zu haben: man brachte ihn eines Tages als Leiche.

„Von mehreren Füchsen, welche ich aufgefüttert habe“, erzählt Lenz, „war der letzte, ein Weibchen, der zahmste, weil ich ihn am kleinsten bekam. Er fing eben an, selbst zu fressen, war aber doch schon so boshaft und beißig, daß er, wenn er eine Lieblingsspeise vor sich hatte, dabei immer knurrte und, wenn ihn auch Niemand störte, doch rings um sich in Stroh und Holz biß. Durch freundliche Behandlung ward er bald so zahm, daß er sichs gern gefallen ließ, wenn ich ihm ein eben gemordetes Kaninchen aus dem blutigen Rachen nahm und statt dessen den Finger hineinlegte. Ueberhaupt spielte er, selbst als er erwachsen war, außerordentlich gern mit mir, war außer sich vor Freude, wenn ich ihn besuchte, wedelte wie ein Hund und sprang winselnd um mich herum. Ebenso freundlich war er gegen jeden Fremden; ja, er unterschied Fremde schon auf fünfzig Schritte weit, wenn sie um die Hausecke kamen, sogleich von mir und lud sie mit lautem Gewinsel

ein, zu ihm zu kommen, eine Ehre, welche er mir und meinem Bruder, die wir ihn für gewöhnlich fütterten, in der Regel nicht erwies, wahrscheinlich, weil er wußte, daß wir doch kämen. Kam ein Hund, so sprang er, jener mochte groß oder klein sein, ihm mit feuersprühenden Augen und grinsenden Zähnen entgegen. Er war am Tage ebenso munter wie bei Nacht. Sein liebstes war, wenn er an mit Fett geschmierten Schuhen nagen oder sich darauf wälzen konnte. Anfangs befand er sich frei in einem eigens für ihn gebauten Stalle. Gab ich ihm da z. B. einen recht großen, beißigen Hamster, so kam er gleich mit funkelnden Augen leise geschlichen und legte sich lauernd nieder. Der Hamster faucht, fletscht die Zähne und fährt grimmig auf ihn los. Er weicht aus, springt mit den geschmeidigsten Wendungen rings um den Hamster herum oder hoch über ihn weg und zwickt ihn bald mit den Pfoten, bald mit den Zähnen. Der Hamster muß sich unaufhörlich nach ihm wenden und drehen und wirft sich endlich, wie er das satt kriegt, auf den Rücken und sucht mit Krallen und Zähnen zugleich zu fechten. Nun weiß aber der Fuchs, daß sich der Hamster auf dem Rücken nicht drehen kann; er geht daher in engem Kreise um ihn herum, zwingt ihn dadurch aufzustehen, packt ihn, während er sich wendet, beim Kragen und beißt ihn todt. Hat sich ein Hamster in einer Ecke festgesetzt, so ist es dem Fuchse unmöglich, ihm beizukommen; er weiß ihn aber doch zu kriegen, denn er neckt ihn so lange, bis er vor Bosheit einen Sprung thut, und packt ihn im Augenblicke, wo er vom Sprunge niederfällt. — Einst, da mein Fuchs kaum die Hälfte seiner Größe erreicht hatte und noch nie ins Freie gekommen war, benutzte ich die Gelegenheit, als bei einem Feste wohl achtzig Menschen versammelt waren, und setzte ihn zur Schau auf den drei Fuß breiten Rand eines runden, kleinen Teiches. Die ganze Gesellschaft versammelte sich sogleich rings um das den Teich umgebende Geländer, und der Fuchs schlich nun, betroffen über den unbekannten Platz und den Anblick der vielen Menschen, behutsam um den Teich herum, und während er die Ohren bald anlegte, bald aufrichtete, bemerkte man in seinem kummervollen Blicke deutlich die Spuren ernsten Nachdenkens über seine gefährliche Lage. Er suchte, wo gerade Niemand stand, Auswege durch das Geländer, fand aber keinen. Dann fiel es ihm ein, daß er gewiß in der Mitte am sichersten sein würde, und weil er nicht wußte, daß man im Wasser sinkt, so that er vom Ufer, welches etwa einen Fuß hoch war, einen großen Satz nach der Mitte zu, erschrak aber nicht wenig, als er plötzlich untersank, suchte sich indeß doch gleich durch Schwimmen solange zu halten, bis ich ihn hervorzog, worauf er sich den Pelz tüchtig ausschüttelte. Einstmals fand er Gelegenheit, bei Nacht und Nebel seinen Stall zu verlassen, ging in den Wald spazieren, gelangte am folgenden Tage nach Reinhardsbrunn, ließ sich aber dort ganz gemüthlich von Leuten anlocken, aufnehmen und zu mir zurückbringen. Das zweite Mal, als er ohne Erlaubnis spazieren gegangen, traf er mich zufällig im Walde wieder und sprang voller Seligkeit an mir empor, so daß ich ihn aufnehmen konnte. Das dritte Mal suchte ich ihn in Begleitung von sechszehn Knaben in den Ibenhainer Berggärten. Als wir in Masse kamen, hatte er keine Lust, sich einfangen zu lassen, saß mit bedenklicher Miene an einem Zaune und sah uns mit Mistrauen an. Ich ging ihm von unten her langsam entgegen, redete ihm freundlich zu; er ging ebenso langsam rückwärts bis zur oberen Ecke des Zaunes, wo ich ihn zu erwischen hoffte. Dort hielt ich ihm die Hand entgegen, bückte mich, ihn aufzunehmen, aber wupp! da sprang er mit einem Satze über meinen Kopf hin, riß aus, blieb aber auf etwa fünfzig Schritte stehen und sah mich an. Jetzt schickte ich alle die Knaben in weitere Ferne, unterhandelte und hatte ihn bald auf dem Arme. Als ich ihm zum ersten Male ein Halsband umthat, machte er vor Aerger drei Ellen hohe Sprünge, und als ich ihn nun gar anlegte, wimmerte, wand und krümmte er sich ganz verzweiflungsvoll, als wenn er das schrecklichste Bauchweh hätte, und wollte tagelang weder essen noch trinken. Als ich einmal einen recht großen Kater in seinen Stall warf, war er wie rasend, fauchte, grunzte, sträubte alle Haare, machte ungeheuere Sprünge und zeigte sich feig. Gegen mich aber bewies er sich desto tapferer; denn als ich einmal seine Geduld erschöpft hatte, gab er mir einen Biß in die Hand, ich ihm eine Ohrfeige, er mir wieder einen Biß und ich ihm wieder eine Ohrfeige; beim dritten Bisse packte ich ihn am

Halsbande und hieb ihn jämmerlich mit einem Stöckchen durch; er wurde aber desto rasender, war ganz außer sich vor Wuth und wollte immer auf mich losbeißen. Das ist das einzige Mal gewesen, wo er mich oder sonst Jemand absichtlich gebissen hat, obgleich jahrelang täglich mit ihm Leute spielten und manche ihn neckten."

Eine allerliebste Fuchsgeschichte erzählt Jäger, der frühere Vorsteher des leider eingegangenen Wiener Thiergartens. „Reineke Fuchs, der Held der mittelalterlichen Thierfabel und der gefürchtete Feind von allem was fleucht und kreucht, spielt im Thiergarten eigentlich eine klägliche Rolle. Da dieser Landstreicher einer anständigen Erziehung schwer zugänglich ist, und seine Enthaltsamkeit im Thiergarten wirklich auf eine harte Probe gestellt würde, wenn man es versuchen wollte, ihm freieren Spielraum zu gewähren, wird er gewöhnlich zu geisttödtender Einzelhaft in einem beliebigen Käfige verurtheilt, und die Folgen sind bei ihm dieselben wie bei einem menschlichen Verbrecher, den man in die Einzelzelle steckt. Nach einigen vergeblichen Versuchen, seine Freiheit zu erlangen, ergibt er sich mit Gleichmuth in sein Schicksal. Seine Geisteskräfte verlieren ihre Schmiegsamkeit; er sitzt den ganzen Tag in stillem Brüten versunken, betrachtet theilnahmlos seine Begaffer und führt sein Gefangenleben mit einer musterhaften Ergebung wie ein vollendeter Weltweiser. Er, dieses schlaueste, erfindungsreichste, in seinem Erfindungsreichthum sogar witzige Geschöpf, bietet das vollendetste Bild eines zur Einzelzelle verurtheilten politischen Verbrechers, welcher zu stolz ist, sein inneres Leid zur Schadenfreude seiner Peiniger zu enthüllen. Aus diesen Gründen ist es für mich immer ein unangenehmes Ereignis, wenn ein Gönner des Thiergartens einen dieser Freigeister mir mit der Bitte übergibt, ihn in getreue Obhut zu nehmen. Ich erscheine mir wie ein Kerkermeister und ziehe es in vielen Fällen vor, den armen Teufel zu Pulver und Blei zu begnadigen, als täglich aus seinem Blicke den Vorwurf zu lesen, daß ich ein zur Freiheit geborenes Wesen in geisttödtender Gefangenschaft halte.

„Eine Anwandlung von solchem höchst unstaatsmännischen Gefühle brachte mich einstmals auf den Gedanken, Meister Reineke in den Bärenzwinger zu werfen. Ich konnte den mir wie Vorwurf klingenden, theilnahmlosen Blick nicht länger ertragen. Aus seiner Lage mußte er unter allen Umständen befreit werden, sei es todt oder lebendig. War er wirklich der, als welcher er gilt, der Erfindungsreiche, nie in Verlegenheit zu setzende, in alle Verhältnisse sich fügende, nun so mußte er sich wohl auch in einer so ungeschlachtenen Gesellschaft, wie der Bärenzwinger sie ihm bot, zurechtfinden; wenn nicht, so blieb es für ihn gleichgültig, ob ein Bär ihn verspeiste oder eine Pistolenkugel seinem Leben ein Ziel setzte. Kurz, eines schönen Tages sah sich Freund Reineke nach mehrmonatlicher Einzelhaft plötzlich auf ein, seinem Verständnisse zu leben, würdiges Feld gebracht. Im ersten Augenblicke mochte es ihm vielleicht ebenso sonderbar vorkommen, wie wenn ein großstädtischer Stutzer mitten unter die Gäste einer Bauernhochzeit versetzt wird. Aber offenbar mußte ihm sogleich das Sprichwort: „Bange machen gilt nicht" eingefallen sein. Mit einer Gleichgültigkeit, wie ein Stutzer seine Halsbinde zurechtlegt, schüttelte er seinen Pelz und betrachtete sich die vier ungeschlachtenen Lümmel in Ermangelung eines Sehglases mit seinen eigenen Augen. Wie die Weiber stets die größte Neugierde entwickeln und die Häßlichen auf einem Balle einen neu ankommenden Tänzer am aufmerksamsten mustern, so war auch die hinkende Bärenjungfer unseres Zwingers zuerst bei der Hand, um den schmucken Gesellen zu begucken und zu beschnüffeln. Reineke bestand diese Musterung mit bewundernswerther Ruhe. Als jedoch die Bärin seinem Antlitze in etwas zu bedenklicher Weise nahe kam, fuhr er ihr mit den Zähnen über das Gesicht und belehrte sie auf nachdrückliche Weise, daß er nicht Liebe um jeden Preis suche. Sie wischte sich etwas verdutzt die Schnauze und blieb in achtungsvoller Entfernung stehen. Mittlerweile untersuchte das Füchslein, ohne sich von der Stelle zu bewegen, aufmerksam die Oertlichkeit, entdeckte an der vorspringenden Ecke des Thurmes einen vortrefflich gelegenen Punkt und gewann diesen mit zierlichen Sprüngen. Nicht lange dauerte es, so machte ihm die ganze Gesellschaft des Bärenzwingers ihre Aufwartung. Es sah unendlich komisch aus, wie die vier zottigen Bestien mit keineswegs Gutes verheißenden

Blicken im geschlossenen Halbkreise den in die Ecke gedrückten, schmächtigen Ankömmling beguckten und ihm immer näher auf den Leib rückten. Beim Fuchse war keine besondere innere Erregung sichtbar. Er schaute seinen Gegnern ruhig ins Gesicht, und als endlich einer derselben seine Schnauze etwas weiter vorwagte als die anderen, hatte er auch schon eine blutige Nase gekriegt. Da zeigte sich nun recht, wie nur der Schaden die Mutter der Weisheit ist. Jeder der vier Bären brauchte eine blutige Nase, um zur Erkenntnis zu gelangen, daß Reineke Lebensart genug besitze, auch mit Bären umzugehen. Immerhin aber gereichte es ihrem Verstande zur Ehre, daß diese Ueberzeugung bei ihnen sehr schnell zum Durchbruche kam. Einer um den anderen zog brummend ab, und der Fuchs genoß wieder seine freie Aussicht. Er machte sich nun unbesorgt auf den Weg, untersuchte seinen neuen Wohnort mit bewundernswerther Gemüthsruhe und erkor sich ein Plätzchen zwischen ein paar größeren Steinen für seinen Tagesschlummer. Die Bären, durch das erste Zusammentreffen belehrt, ließen ihren Gast ungeschoren und gingen anderen Unterhaltungen nach, während Reineke sein Fell ordnete. Nach wenigen Tagen war er in dem Bärenzwinger vollkommen zu Hause. Er hielt es unter seiner Würde, mit den Bären in nähere Unterhaltung zu treten, während die letzteren es für besser erachteten, den sonderbaren Kauz seinen eigenen Betrachtungen zu überlassen, anstatt sich wieder blutige Nasen zu holen. Wie wenig dieser sich um sie kümmerte, geht daraus hervor, daß er seine Lebensweise nicht im mindesten veränderte. Während die Bären Tags über sich viel mit den Beschauern zu schaffen machten, blieb er in stolzer Ruhe auf seinem Plätzchen sitzen; nachts dagegen, wenn seine Mitbewohner im tiefsten Schlummer lagen, machte er seinen Rundgang. Kurz, er schloß sich an Niemand an und lebte wie ein Vornehmer unter Bauern. Wie er sich alle Verhältnisse nutzbringend zu machen wußte, so hatte er auch den Steigbaum zu seinem Ruheplätzchen erkoren, wußte, trotzdem er für den ebenen Boden geschaffen ist, mit einem gewandten Sprunge die erste Gabel zu gewinnen und schlief dort mit einer Sorglosigkeit, als wenn er allein Herr des Zwingers wäre. Kam zufällig einmal ein Bär auf den Gedanken, den Baum zu besteigen, so wich er auf die höhere Gabel aus, und wenn der Bär die erste Gabel erreicht hatte, sprang er demselben mit mustergültigem Gleichmuthe auf den Rücken und von dort auf den ebenen Boden herab. Als die Kälte des Winters auch dem dicken Fuchspelze zu nahe auf den Leib rückte, legte er den glänzendsten Beweis von der Gabe ab, sich in die Verhältnisse zu schicken. Da die Bären zur Befriedigung seiner geistigen Bedürfnisse gar nichts beitrugen, machte er sich ungesäumt daran, wenigstens leiblichen Nutzen von seinen zottigen Hausherren zu ziehen. Er ging also des Nachts in den Bärenstall und legte sich mit derselben Gemüthsruhe zwischen die schnarchenden Bären, kroch sogar zwischen ihre Pranken hinein, als wenn er es mit zwei Wollsäcken zu thun hätte. Offenbar waren die Gebrüder Petz durch diese Unverschämtheit so verblüfft, daß sie sich in das unvermeidliche Schicksal, Kopfpolster und Matratze für Freund Reineke abzugeben, ruhig fügten. Das köstlichste dabei war, daß aus diesem rein nützlichen Verhältnisse durchaus kein eigentliches Freundschaftsbündnis wurde. War der Zweck der gegenseitigen Warmhaltung erfüllt, so kümmerte sich der Fuchs nicht im geringsten mehr um seine lebendigen Wärmflaschen, zog sich ruhig auf seinen Standort zurück und verbrachte den Tag als vollendeter Einsiedler.

„Man muß gestehen, die Probe, auf welche Reineke gestellt wurde, war keine leichte gewesen: er hatte sie aber mit vollendeter Meisterschaft gelöst. Nicht nur, daß er sich so schnell in die Verhältnisse schickte, er hat auch verstanden, den möglichsten Nutzen aus ihnen zu ziehen und jedem Besucher des Thiergartens die Lehre gegeben, daß ein gebildeter Mensch selbst mit den gröbsten Schlingeln sich vertragen kann, wenn er dem Grundsatze huldigt: Bange machen gilt nicht."

Reineke ist der Jägerei ungemein verhaßt, steckt deshalb jahraus jahrein im Waldbanne und ist vogelfrei: für ihn gibt es keine Zeit der Hegung, keine Schonung. Man schießt, fängt, vergiftet ihn, gräbt ihn aus seinem sicheren Baue und schlägt ihn mit dem gemeinen Knüppel nieder, hetzt ihn zu Tode, holt ihn mit Schraubenziehern aus der Erde heraus, kurz, sucht ihn zu vernichten, wo immer nur möglich und zu jeder Zeit. Wäre er nicht so gescheit und schlau: der Mensch hätte

ihn längst vollkommen ausgerottet. Bei allen Jägern gilt es als Evangelium, an welchem zu rütteln unverantwortliche Ketzerei ist, daß der Fuchs eines der schädlichsten Thiere des Erdenrunds sei und deshalb mit Haut und Haar, Kind und Kindeskind vertilgt werden müsse. Das sonst offene Weidmannsgemüth schreckt vor keinem Mittel zurück, nicht einmal vor dem gemeinsten und abscheulichsten, wenn es sich darum handelt, den Fuchs zu vernichten. Vom Standpunkte eines Jägers aus, in dessen Augen Wald und Fluren einzig und allein des Wildes wegen da zu sein scheinen, mag eine so unerbittliche, fast unmenschliche Verfolgung berechtigt erscheinen, von jedem anderen Gesichtspunkte aus ist sie es nicht. Denn Wald und Flur werden nicht der Rehe, Hasen, Auer-, Birk-, Hasel-, Rebhühner und Fasanen halber bestellt und gepflegt, sondern dienen ungleich wichtigeren Zwecken. Demgemäß ist es die Pflicht des Forst- und Landwirtes von beiden Gebieten nach Kräften alles fernzuhalten, was ihren Ertrag schmälern oder sie sonstwie schädigen kann. Nun wird Niemand im Ernste behaupten wollen, daß irgend eine der genannten Wildarten unseren Fluren und Forsten Nutzen bringen könnte: alle ohne Ausnahme zählen im Gegentheile zu den schädlichen Thieren. Man kann den von ihnen verursachten Schaden übersehen und verzeihen, nicht aber in Abrede stellen. Allen Gewinn, welchen man aus dem Wildstande ziehen kann, wiegt den Wildschaden nicht auf: jedes Reh, jeder Hase verzehrt an sonstwie zu verwerthenden Pflanzenstoffen mehr als sie einbringen. Schon daraus geht hervor, daß ein Raubthier, welches den Wildstand vermindert, streng genommen nicht zu den schädlichen, sondern zu den nützlichen Thieren gezählt werden muß. Beeinträchtigung des Wildstandes ist aber die geringste Leistung Reinekes: unverhältnismäßig mehr macht er sich verdient durch Vertilgung von Mäusen. Sie, die überaus schädlichen Nager, bilden, wie bereits bemerkt, seine Hauptspeise: er fängt nicht bloß so viele, als er zu seiner Nahrung braucht, zwanzig bis dreißig Stück auf die Mahlzeit, sondern fährt, auch wenn er vollkommen gesättigt ist, zu seinem Vergnügen mit der Mäusejagd fort, beißt die erlangten Wald- und Feldfeinde todt und läßt sie liegen. Hierdurch macht er sich in so hohem Grade nützlich, daß seine Thätigkeit allgemeine Beachtung, nicht aber nur Misachtung verdient. Ich bin weit entfernt, ihn von den Sünden, welche er sich zu Schulden kommen läßt, freisprechen zu wollen; denn ich weiß sehr wohl, daß er kein schwächeres Geschöpf verschont, viele nützliche Vögel frißt und deren Nester plündert, in Geflügelställen wie ein Marder würgt und andere Schandthaten begeht: dies alles aber wird durch den von ihm gestifteten Nutzen sicherlich aufgewogen. Im Jagdgehege wird er empfindlich schädlich, im Forste und auf Flur und Feld bringt er mehr Nutzen als Schaden. Daß ihn der Jäger haßt und verfolgt, finde ich begreiflich; daß der liederliche Bauer, welcher seinen Hof nicht in Ordnung hielt, den Hühnerstall des Nachts offen stehen ließ und von Rechtswegen dafür bestraft wurde, alles Unheil auf sein Haupt herabwünscht, ebenfalls: daß aber ein Naturforscher in das rückhaltlose Verdammungsurtheil des Jägers und Bauern einstimmen kann, wie Giebel in seiner „landwirtschaftlichen Zoologie“ es gethan, ist mir unbegreiflich.

Uebrigens verlange ich nur Aufgeben der gegenwärtig noch üblichen unweidmännischen Vertilgungsarten, keineswegs aber Schonung des Fuchses. Gerade die Jagd dieses schlauesten unserer wildlebenden Thiere gewährt außerordentliches Vergnügen, belohnt sich verhältnismäßig auch so gut wie jede andere. Gewöhnlich erlegt man den Fuchs bei der Treibjagd, hat dabei jedoch alle Vorsichtsmaßregeln zu gebrauchen, weil Reineke, selbst wenn scharfe Hunde hinter ihm her sind, niemals blind ins Blaue tappt, sondern Weg und Steg mit Ueberlegung wählt, sorgfältig auf jedes Geräusch, jede Bewegung des Schützen achtet, bald hier, bald dort die Nase aus dem Dickichte steckt und sich seine Leute ansieht, bevor er blitzschnell über die Schneuße springt. Wenn man sehr vorsichtig ist, schießt man ihn auch wohl auf dem Anstande, indem man ihn durch Nachahmung des Lautes eines jungen Hasen oder einer Maus herbeilockt, oder erlegt ihn bei hellem Mondscheine vor der Schießhütte, einem in die Erde gegrabenen, von dichtem Gebüsche verdeckten und oben mit Erde und Moos bedachten Gemache, vor dem ein freier, womöglich von Gebüsch umgebener Platz sich befindet, auf welchem der Fuchs geludert d. h. durch Aas geködert wird. Gelegentlich seiner winterlichen

Raubzüge auf den verschneiten Feldern gibt er Gelegenheit zu einer ungemein anziehenden Jagd. „Bekannt ist", bemerkt E. von Homeyer, „daß man mit Fuhrwerk so nahe an ihn herankommen kann, um mit Erfolg Windhunde auf ihn zu hetzen, weniger bekannt dagegen, daß er sich vom Schlitten aus erlegen läßt. Man umfährt ihn zuerst in weiten, sodann in immer enger werdenden Kreisen, und der schlaue Räuber legt sich zuletzt platt auf den Boden und läßt sich, in der Hoffnung, übersehen zu werden, bis auf gute Schußweite nahe kommen. Ja ich habe es einmal erlebt, daß ein verwundeter Fuchs, welcher im besten Laufe nach einer nahen Schonung war, zum zweiten Male von Schlitten umkreist, sich von neuem legte und so lange liegen blieb, bis das Gewehr geladen worden war und er getödtet werden konnte." Bewunderungswürdig ist die Selbstbeherrschung des durch den Schuß verwundeten Fuchses. Selten vernimmt man einen Klagelaut von ihm, öfterer sieht man ihn Thaten verrichten, welche Heldenmuth erfordern. Winckell hatte mit der Kugel einem Fuchse den Vorderlauf dicht unterm Blatt entzweigeschossen. Beim Ausreißen schlug ihm dieser immer um den Kopf; darüber ärgerlich, fuhr er mit der Schnauze herum, biß den Lauf schnell ab und war nun eben so flüchtig, als fehle ihm nichts. Ueberhaupt besitzt der Fuchs eine überraschende Lebenszähigkeit. Es sind mehrere Beispiele bekannt, daß für todt gehaltene Füchse plötzlich wieder auf= und davonsprangen. Scheintodte bissen die Leute, welche sie schon längere Zeit getragen hatten; Wildungen sah, daß ein Fuchs, dem man den Balg schon bis zu den Ohren abgestreift hatte, den Abstreifer noch tüchtig in die Finger biß. Auf drei Beinen laufen verwundete Füchse noch ebenso schnell als auf vieren; ja sie sind selbst dann noch weggelaufen, wenn man sie angeschossen und ihre Hinterläufe eingehesset d. h. durch einander gesteckt hatte, wie man bei erlegten Hasen zu thun pflegt.

Lebendig fängt man den Fuchs in Fallen aller Art, am häufigsten aber doch im Schwanenhalse und Tellereisen oder auch in dem sogenannten Kunstbau. Dieser wird in der Nähe des eigentlichen Fuchsbaues angelegt und besteht aus einer Röhre, welche in einem Bogen hufeisenförmig umläuft und für beide Enden nur einen einzigen Eingang hat. Der hinterste Theil dieser Röhre wird etwas erweitert und höher angelegt als der Eingang, damit sich kein Wasser dort ansammle, die Röhre selbst mit Steinplatten allseitig ausgekleidet. Ueber dem Kessel liegt dicht unter dem Boden eine größere Platte, welche man mit leichter Mühe abheben kann. Wenn nun der Fuchs nachts auf seine Jagd ausgegangen ist, schleicht man leise zu dem von ihm befahrenen Bau und verstopft alle Röhren desselben. Der Heimkehrende versucht vergeblich, in das Innere seiner Wohnung einzudringen und flüchtet sich, weil ihm der Tag über den Hals kommt, in den nebenanstehenden Kunstbau, aus welchem er dann mit geringer Mühe ausgehoben wird. Der Fang mit dem Schwanenhalse erfordert einen echten Jäger, welcher mit der Lebensweise und den Sitten des Thieres genau vertraut ist, glückt auch nur vom Anfang Novembers bis Ende Januars, wenn die Nahrung knapp ist; denn wenn der Fuchs viel zu fressen hat, fällt es ihm gar nicht ein, den Köder anzugehen. Schon mehrere Tage, bevor man das Eisen stellt, muß man Lockspeise oder den Vorwurf auf den Platz legen und somit den Fuchs an diesen gewöhnen. Erst wenn er mehrere Nächte die Speise aufgenommen hat, wird das gereinigte und mit etwas Witterung bestrichene Eisen fangbar gestellt, mit frischer Füllung und mit frischem Vorwurfe versehen und sorgfältig den Blicken verborgen.

„Unglaublich ists", sagt Winckell, „wie vorsichtig der Fuchs auf für ihn eingerichteten Fangplätzen zu Werke geht. Ich hatte einst die Freude, Augenzeuge zu sein, als im harten Winter nach einem fest angekirrten Fuchse das Eisen gelegt worden war. Es fing eben an zu dämmern, als Reineke, durch Hunger getrieben, herangetrabt kam. Emsig und ohne Arg nahm er die entferntesten Vorwurfsbrocken an, setzte, so oft er einen verzehrte, sich gemächlich nieder und wedelte mit der Standarte. Je näher er dem Orte kam, wo das Eisen lag, desto behutsamer wurde er, desto länger besann er sich, ehe er etwas nahm, desto öfter kreiste er den Platz. Gewiß zehn Minuten blieb er unbeweglich vor dem Abzugsbissen sitzen, sah ihn mit unbeschreiblicher Lüsternheit an, wagte es aber dennoch nicht zuzugreifen, bis er wieder drei= oder viermal das Ganze umkreist

hatte. Endlich, als er ganz sicher zu sein glaubte, ging er wieder vor das Eisen, streckte den einen Vorderlauf nach dem Brocken aus, konnte ihn aber nicht erreichen. Wieder eine Pause, während welcher er wie vorher unverwandt den Abzugsbissen anstarrte. Endlich, wie in Verzweiflung, fuhr er rasch darauf los, und in dem Augenblicke war er mit der Halskrause geziert."

In früheren Zeiten fing man viele Füchse durch Ausgraben ihrer Baue, um hohen Herrschaften das absonderliche Vergnügen des Prellens zu bereiten. Man brachte die Thiere in einen rings umschlossenen Hof und trieb sie über schmale und lange Netze hinweg, welche an dem einen Ende von einem Herrn, an dem anderen von einer Dame gehalten wurden. Die Mitte des Netzes lag am Boden auf, und über sie mußten die Füchse weglaufen. Sobald sich nun einer gerade auf dem Netze befand, wurde dieses schnell straff gezogen, das Thier flog in die Höhe und fiel derb auf den Boden nieder oder unter Umständen auch auf einen Herrn, auf eine Dame, auf andere Netze 2c., bis es endlich doch auf einem harten Gegenstande sich zerschmetterte. Wenn im Freien geprellt wurde, umhegte man den Platz mit hohen Tüchern und bildete innerhalb derselben mehrere Gassen, durch welche die Füchse getrieben wurden, um auf die Netze zu kommen. „Die gnädigsten Herrschaften sehen", so erzählt Flemming, „dem Prellen mit Vergnügen zu und delektiren sich an den vielfältigen Luftsprüngen und Capriolen der Füchse und Hasen, und dem Umfallen und Stolpern der Cavalliers und Dames, welche sämmtlich in grüner, mit Gold und Silber verchamarirter Kleidung erschienen sind. Sie schicken mit vielfältigem Prellen die Füchse und Hasen nach mancherley wunderlichen Figuren in die Luft, daß die Herrschaft ihr Vergnügen haben kann. Soll es nun bald zu Ende gehen, so werden junge Sauen herausgelassen, und die machen denn bey den Dames unter den Reifröcken einen solchen Rumor, daß nicht zu beschreiben."

Zu den vielen seit alter Zeit üblichen Vertilgungsmitteln ist neuerdings Gift gekommen. Mit ihm bestreut man in strengen Wintern ausgeworfenes Aas oder Fleischbrocken, welche man auf die Wechsel wirft, und ist in den meisten Fällen des Erfolges sicher. Der arme Schelm nimmt, nicht ohne Bedenken, aber vom Hunger getrieben, den Brocken auf und ist wenige Augenblicke später eine Leiche. „Erst wenn es zu spät", sagt Radde, welcher in Sibirien viele Füchse mit Strychnin vergiftete, „erkennt er sein Unglück. Er benimmt sich in seinem Elende auf sehr verschiedene Weise. Entweder springt er angestrengt in Sätzen hastig davon, läßt ein bis einundeinhalb Faden Springweite hinter sich, stellt die Hinterläufe in eine Linie, schlägt den rechten Vorderfuß weit vor, so daß bis auf die Zeichnung die Spur in ihrer Stellung der des springenden Rehes gleichkommt. So rast er fort, bis er mit dem letzten Satze umschlägt und verendet, die Füße zum weiteren Sprunge gespannt. Oder aber ganz langsam geht er von dannen; drei, vier Schritte hat er gethan, so deutet die Scharte in der Spur, welche der Innenzeh veranlaßte, schon auf die Wirkung des Giftes hin. Der Gang wird schwankender; es stellt sich Speichelfluß ein, einige Tropfen davon fallen seitwärts vor die Vorderfüße in den Schnee; die Spur wird weniger scharf: die Hinterfüße beginnen seitwärts zu gleiten, ihre Nägel treten weiter vor; das Thier schnappt nach den Weichen, in welche es jedoch nur selten die Zähne haut; endlich wird die Spur entweder enger und enger, und der Fuchs bleibt stehen und fällt mit gekrümmtem Rücken, oder er setzt die Füße in fast gerader Richtung und fällt beim langsamen Dahinschleichen. Weiter als dreißig bis achtzig Meter entfernt sich kein Fuchs von der Stelle, auf welcher das Gift lag; keiner bleibt aber auch am Platze; die meisten gehen acht bis zehn Meter weit und fallen."

„Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg": dieses Jägersprichwort hat noch heutigen Tages seine volle Bedeutung. Fuchspelze werden zwar bei uns zu Lande nicht besonders gesucht, wohl aber in Polen, Rußland, der Türkei und in ganz Sibirien. Bei den Mongolen gelten, laut Radde, Rothfüchse mehr als andere, werden auch viel höher bezahlt als in Deutschland. In Radde's Gegenwart wurden mehrere Male Fuchsbälge gegen zwei bis drei Zobelfelle eingetauscht. Für die schlechtesten Felle zahlte man zwei bis drei, für die besten zehn bis fünfzehn Rubel Silber, während bei uns zu Lande gewöhnliche Fuchsbälge vier bis fünf Mark, die besten höchstens zwanzig

Mark werth sind. Sogenannte „Schwarzfüchse“, Felle der dunkelfarbigen Spielart kosten sogar 100 bis 250 Rubel das Stück. Deutschland allein liefert gegen hunderttausend Fuchsbälge; sie aber stehen hinter den nordischen weit zurück. Die besten Felle kommen, nach Lomer, aus Norwegen, Schweden und dem inneren Rußland; auf sie folgen, der Reihe nach sich verschlechternd, die aus Sibirien, Dänemark, der Schweiz, Bayern, Steiermark, Norddeutschland, den Rheinländern, Frankreich, Italien und Spanien.

Während wir einzig und allein den Balg des Fuchses verwerthen, wähnten unsere Vorfahren das ganze Thier, alle einzelnen Theile in besonderer Weise zu Arzneizwecken ausnutzen zu können. Nach dem Pröbchen, welches ich bei Schilderung des Haushundes gegeben habe, dürfte es genügen, wenn ich sage, daß ein im Sinne der Quacksalber des siebenzehnten Jahrhunderts verwendeter Fuchsleichnam so ziemlich alle heutigen Tages gebräuchlichen Arzneistoffe ersetzen konnte. Sollte ein Quacksalber der Gegenwart genaueres erfahren wollen, so möge er des alten Geßners Werke aufschlagen: er findet dort die verschiedenen Heilmittel und deren Verwendung ausführlich beschrieben und — selbst unter den „Gebildeten“ unserer Zeit noch eine für das Gelingen eines etwa beabsichtigten Heilmittelschwindels vollkommen genügende Anzahl von Gläubigen.

Außer dem Menschen hat der Fuchs immer noch eine Anzahl von Feinden. Nicht allein der Wolf fängt und verspeist ihn, sondern auch die Hunde haben so großen Groll auf ihn, daß sie ihn wenigstens zerreißen. Merkwürdig ist es, daß trächtige oder säugende Füchsinnen häufig von den männlichen Hunden geschont und gar nicht verfolgt werden. Die übrigen Säugethiere können Reineke nichts anhaben: unter den Vögeln hat er aber mehrere sehr gefährliche Feinde. Der Habicht nimmt junge Füchse ohne Zögern weg, der Steinadler sogar erwachsene, obgleich ihm dies zuweilen schlecht bekommt. Tschudi berichtet einen solchen Fall. „Ein Fuchs lief über den Gletscher und wurde blitzschnell von einem Steinadler gepackt und hoch in die Lüfte geführt. Der Räuber fing bald an, sonderbar mit den Flügeln zu schlagen und verlor sich hinter einem Grat. Der Beobachter stieg zu diesem heran, da lief zu seinem Erstaunen der Fuchs pfeilschnell an ihm vorbei: — auf der anderen Seite fand er den sterbenden Adler mit aufgebissener Brust. Dem Fuchse war es gelungen, den Hals zu strecken, seinen Räuber bei der Kehle zu packen und diese durchzubeißen. Wohlgemuth hinkte er nun von dannen, mochte aber wohl sein Leben lang die sausende Luftfahrt nicht vergessen.“ In den übrigen Thierklassen hat der Fuchs keine Feinde, welche ihm gefährlich werden könnten, wohl aber solche, welche ihn belästigen, so namentlich viel Flöhe. Daß er diese durch ein sorgfältig genommenes Bad in ein im Maule getragenes Bündel Moos treibe und dann durch Wegwerfen dieses Bündels sich jene unangenehme Gäste vom Halse schaffe, ist eine Fabel.

Es ist erwiesen, daß der Fuchs fast alle Krankheiten des Hundes theilt und auch von der fürchterlichen Tollwuth befallen wird. Ja, man kennt sogar Beispiele, daß er, von dieser entsetzlichen Seuche getrieben, bei hellem Tage in das Innere der Dörfer kam und hier alles biß, was ihm in den Weg lief. „Im kleinen österreichischen Kronlande Kärnten“, so schreibt man mir, „wurde zuerst vor fünf Jahren eine Krankheit der Füchse bemerkt, welche seither an Umfang zuzunehmen scheint, über deren Ursprung und Wesen man aber heute noch nicht im Klaren ist. Unzweifelhaft verhält sich die aufgetretene Krankheit der Hundswuth sehr ähnlich, theilt sich das Krankheitsgift durch den in die Bißwunde dringenden Geifer der Füchse den Gebissenen mit, wie das Wuthgift toller Hunde, und ruft Erscheinungen wie dieses hervor. Allen Beobachtungen zufolge, zieht der kranke Fuchs planlos, in einer Art Irrsinn, welcher ja beim wüthenden Hunde ebenfalls auftritt, umher, weicht menschlichen Wohnungen auch bei hellem Tage nicht aus, geht dort in ebenerdige Vorlauben, selbst Wohnzimmer oder in Stallungen und läßt sich von seiner Richtung oft selbst durch Schläge nicht abbringen. Seine Gangart ist Schritt oder langsamer Trapp; Thiere mit vorgeschrittener Krankheit schleppen das mehr und mehr gelähmte Hintertheil. Kommt dem kranken Fuchse ein Thier in den Wurf, so sucht er ihm einen Biß beizubringen und setzt dann seinen Marsch wieder

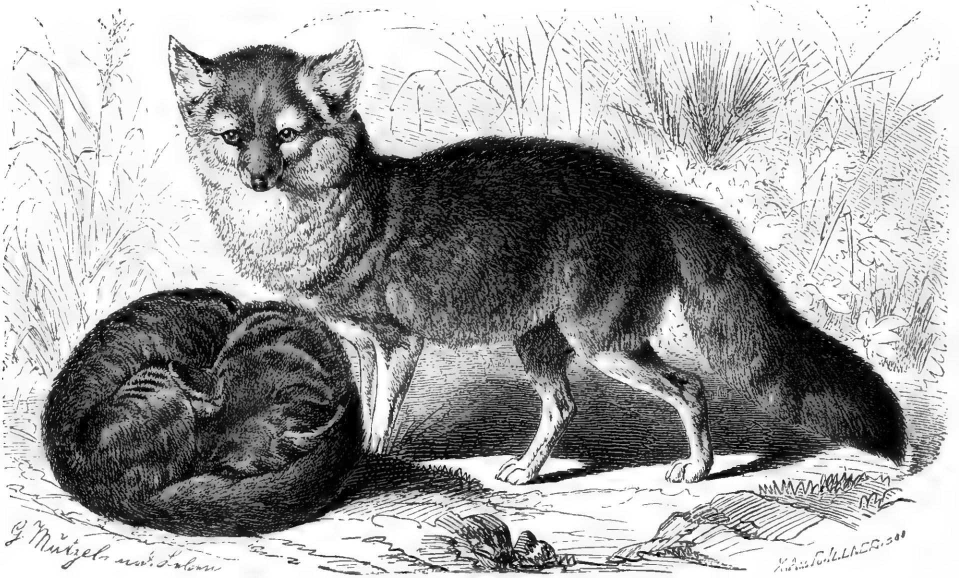
fort, aus dessen Richtung ihn das Ansichtigwerden von Menschen nicht abwendet, wenn schon bisher kein Fall bekannt wurde, daß er auch auf Menschen so losginge, um sie zu beißen, wie auf Thiere. Schicken sich Leute an, ihn zu erschlagen, so flieht er nicht, setzt sich aber auch nur schwach zur Wehre. In den Mägen so erschlagener Füchse, die stets ganz abgemagert waren, fanden sich Gräser, Holztheile, thierischer Koth, doch keine Fleischfressern zukommenden Nahrungsreste. Die von kranken Füchsen gebissenen Hausthiere: Rinder, Schweine, Schafe, sind in allen uns bekannt gewordenen Fällen dem Bisse erlegen, und zwar stets unter Anzeichen, wie sie der Biß eines wüthenden Hundes hervorruft. So wurde vor Kurzem ein dem Bauer Pitschacher in Griffen, Gerichtsbezirk Gurk, gehöriger, auf der Alpe weidender Ochse unter den Augen des in einiger Entfernung beschäftigten Hirten von einem Fuchse gebissen. Der nicht tiefe und bald vernarbte Biß belästigte den Ochsen nicht; er weidete friedlich unter einer Schar Rinder noch etwa vierzehn Tage auf der Alpe fort, von welcher ihn dann sein Besitzer zur Ackerbestellung holte, und er that dann, mit einem Kameraden vor den Pflug gespannt, seine Schuldigkeit wie sonst. Doch etliche Tage später verliert er die Freßlust, trinkt nicht mehr, will eingespannt nicht in der Furche bleiben, oft trotz Antreibens nicht von der Stelle gehen, dann wieder plötzlich wie wüthend sich ins Joch legen, stürzt, desselben entledigt, auf seinen Gefährten los, so daß das Paar nicht mehr in einen Stall zu bringen räthlich erscheint, rennt, abgesondert eingestallt, wiederholt mit dem Kopfe an die Wand und läßt aus dem aufgerissenen Maule die Speichel triefende Zunge weit heraushängen. Schließlich muß er gebeilt werden. Die inneren Organe zeigten sich bei der Oeffnung dieses Thieres ganz gesund und regelrecht, nur die Blutgefäße strotzten von gallertartig verdicktem Blute. Ein ganz ähnlicher Fall trug sich in der Nachbargemeinde Glöcknitz mit einem dem Simon in Eden gehörigen Ochsen, welcher in Gegenwart des Eigenthümers von einem Fuchse gebissen worden war, vor wenigen Wochen zu. Von Fällen, daß Menschen durch kranke Füchse gebissen wurden, ist unseres Wissens nur einer ganz sicher festgestellt worden. In der Nähe der Stadt St. Veit wurde ein Knecht beim Erschlagen eines in den Schweinestall gedrungenen Fuchses von diesem leicht in den kleinen Finger gebissen. Mehrere Wochen darnach stellten sich bei dem bisher sehr gesunden, kräftigen Menschen Trübsinn und allmählich auch Appetitlosigkeit und Schlingbeschwerden ein. Der in Kenntnis gesetzte Vorstand der politischen Behörde ließ den Knecht ärztlich untersuchen und beobachten und dann ins Krankenhaus der Landeshauptstadt bringen, wo er nach einigen Tagen mit allen Anzeichen der Hundswuth verschied."

Als treues Spiegelbild Reineke's darf der Grau- oder Silberfuchs (Canis cinereoargentatus, C. griseus, C., Vulpes, Urocyon virginianus) angesehen werden, obgleich nicht er, sondern eine zweite Art Nordamerika's sein westlicher Vertreter zu sein scheint. Der Graufuchs unterscheidet sich von unserem Fuchse durch etwas höhere Läufe und verhältnismäßig kürzeren Schwanz, erreicht auch kaum die Größe des Verwandten. Seine Länge beträgt 1,05 bis 1,1 Meter, wovon ungefähr 40 Centim. auf den Schwanz gerechnet werden müssen, die Höhe am Widerrist etwa 30 Centim. Ein eigenthümlich gesprenkeltes Grau, welches Stirn, Scheitel, Hinterbacken, Nacken und die ganze Oberseite deckt und aus Schwarz und Silbergrau zusammengesetzt wird, bildet die vorherrschende Färbung. Die einzelnen Haare sind an der Wurzel weiß, übrigens schwarz, vor der Spitze breit weiß geringelt. Wangen und Kehle haben gelblichweiße, Ohren und Halsseiten graugelbliche, Unter- und Innenseite hellrostgelbe oder gelblichweiße Färbung; ein Brustband ist dunkler; ein schwarzer Streif zeichnet die Vorderläufe; der Schwanz endlich ist oberseits schwarz, unterseits rostroth, an der Spitze grau.

Nach Audubon sind es mehr die südlichen als die nördlichen Staaten Nordamerika's, welche den Graufuchs beherbergen; nördlich von Maine scheint er nicht mehr vorzukommen. In Neuengland und Canada ist er selten, in Pennsylvanien und Neujersey ungefähr ebenso häufig wie der Rothfuchs, in den südlichen Staaten dagegen, die Gebirge von Virginien ausgenommen, die einzige

dort vorkommende Art und zumal in Florida, Mississippi und Louisiana ungemein häufig. Nach Westen hin verbreitet er sich bis Kalifornien.

Es läßt sich schwer sagen, in welcher Hinsicht der Graufuchs von Reineke und seiner Sippschaft im engsten Sinne des Wortes sich unterscheidet. Die mir bekannten Schilderungen, unter denen die ausführliche Darstellung Audubons obenan steht, gleichen einer Lebensbeschreibung unseres Fuchses wie ein Ei dem anderen. Ungeachtet seiner höheren Beine soll der Graufuchs nicht so schnell und ausdauernd laufen können wie der letztgenannte oder der amerikanische Roth- und zumal der Schnellfuchs; im übrigen aber dürfte er sich in seinem Auftreten von dem Verwandten kaum wesentlich unterscheiden. Schwer zu begehende oder großen Raubthieren undurchdringliche Dickichte und Fels-



Grau- oder Silberfuchs (Canis cinereo-argentatus). 1/8 natürl. Größe.

geklüft mit Höhlungen und Spalten bilden seine Wohnsitze, die Umgebung seiner Aufenthaltsorte vom Meeresstrande an bis zu dem Gehöfte des Bauern sein Jagdgebiet. Ob er mit größerer Vorliebe als Reineke und der Rothfuchs dem Sumpfgeflügel nachstellt und seltener als diese in Hühnerställe einbricht, lasse ich dahingestellt sein. Audubon versichert, daß er zwar weit furchtsamer und scheuer wäre als der Rothfuchs und nicht allein durch das Anschlagen eines Hundes, sondern schon durch das Knacken eines Zweiges in eilige Flucht geschreckt würde, daß man auch von räuberischen Ueberfällen geschützter Geflügelgehege oder gar der Schafherden wenig oder nichts vernehme, bemerkt aber ausdrücklich, daß unser Thier im Süden ebenso gehaßt und verfolgt werde wie der Rothfuchs im Norden. Der letztere, meint unser Gewährsmann, läßt sich mit einem listigen und kühnen Räuber, der erstere mit einem stehlenden Diebe vergleichen; doch sind die Weibchen beider Arten, wenn sie Junge haben, von derselben Dreistigkeit beseelt. Wie Reineke, stellt auch der Graufuchs mit Vorliebe Mäusen und Ratten, insbesondere der Wiesenmaus und der Baumwollratte nach, ohne irgend etwas anderes genießbares zu verschmähen. Audubon schildert in sehr anschaulicher Weise, wie das Thier, einem trefflichen Spürhunde vergleichbar, mit sorgfältigster Benutzung des Windes an eine Kette von Baumwachteln sich anschleicht und glücklich einen der Vögel davonträgt. „An einem kalten regnerischen Reisetage", so erzählt er, „bemerkten wir einen Graufuchs, welcher in der Art und Weise eines Vorstehhundes ausging. Gegen den Wind, durch das hohe Gras schleichend,

stand er plötzlich still und ließ sich auf seine Keulen nieder. Einen Augenblick später erhob er sich wieder und schlich mit langsamen und vorsichtigen Schritten vorwärts, seine Nase dann und wann hoch in die Luft erhebend und von einer Seite zur anderen bewegend. Zuletzt schien er sich seiner Beute versichert zu haben und bewegte sich in gerader Richtung, jedoch noch immer sehr behutsam, zeitweilig auf der Erde kriechend, vorwärts, kam uns dabei auch dann und wann aus den Augen, bis wir ihn endlich wieder bemerkten, als er den letzten Halt machte. Von einem Bewegen der Lunte, wie man es bei der Hauskatze beobachtet, bemerkten wir nichts; die Ohren waren niedergebeugt, der Kopf wurde nur wenige Zoll über dem Boden erhoben: so verblieb er ungefähr eine halbe Minute, und nun erst sprang er mit gewaltigem Satze auf seine Beute. Das Schwirren einer aufstehenden Kette von Baumwachteln und zwei oder drei scharfe, kreischende Laute wurden vernommen, und der vom Erfolge begünstigte Räuber zeigte sich kurz darauf mit einer Baumwachtel im Maule. Wir hatten ein Gewehr bei uns und wären wohl im Stande gewesen, ihn zu erlegen, aber wozu? Er hatte uns gezeigt, daß er nicht allein zu dem Hunde gehört, sondern es auch einem trefflichen Vorstehhunde gleichthun kann, hatte sich außerdem in einer rechtlichen Weise ernährt: warum ihn also tödten?" Etwas weniger mild gestimmt wird man, wenn man die von ihm geplünderten Nester des Truthahns und anderer nützlicher Vögel auffindet oder an eine Stelle kommt, auf welcher sich die Spuren eines zwischen ihm und einer Truthenne stattgefundenen Kampfes erkennen lassen, und man begreift dann, daß er ebenso verfolgt wird wie seine Verwandten, obgleich man wohl annehmen darf, daß er, wie diese, durch Verminderung der verderblichen Nagerbrut mehr Nutzen als durch Aufzehren uns nützlicher Thiere Schaden bringt. Neben größerem Wilde, insbesondere Wirbelthieren aller Klassen, stellt der Graufuchs übrigens auch Kerbthieren nach, zerkratzt, beispielsweise, um zu solchen zu gelangen, halbverfaulte Baumstrunke in den Waldungen, und ebenso verzehrt er Pflanzenstoffe verschiedenster Art. Audubon wurde von einem Landwirte im Staate New York auf ein Maisfeld aufmerksam gemacht, in welchem einige unbekannte Thiere dadurch, daß sie sich von einem reifenden Kolben genährt, nicht unbeträchtlichen Schaden verursacht hatten. Die Fährte des Thieres lehrte uns den Silberfuchs als Thäter kennen, und die vorläufige Feststellung der Diebe wurde durch den Fang von drei derselben vollkommen bestätigt.

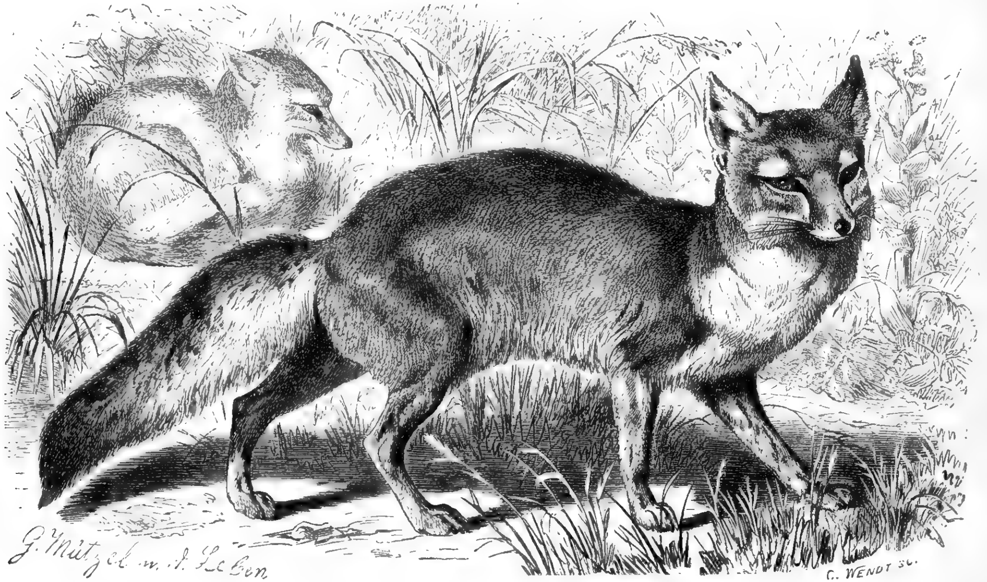
In Carolina wölft der Graufuchs in den letzten Tagen des März oder in den ersten des April, in den nördlichen Staaten etwas später. Die Jungen bleiben ungefähr drei Monate lang unter der Obhut ihrer Mutter und zerstreuen sich dann, sowie sie selbständig geworden und das einsame Leben der Alten zu führen im Stande sind. Auch wenn sie bereits volle Größe erhalten haben, erkennt man sie noch leicht an ihrer verhältnismäßig geringen Vorsicht und namentlich bei der Jagd mit Hunden daran, daß sie nur im Nothfalle in längerer Flucht ihr Heil, vielmehr im Besteigen passender Bäume ihre Rettung zu suchen pflegen, während die gewitzigten Alten durch allerlei Künste und Kniffe sich ihren Todfeinden öfter mit Erfolg zu entziehen wissen. Audubon scheint es sehr auffällig zu finden, daß ein Fuchs Bäume besteigt, während wir, nach den von Reineke uns gegebenen Probestückchen urtheilend, diese Meinung nicht theilen. Für ein so gewandtes Thier, wie der Fuchs es ist, hat es keineswegs besondere Schwierigkeiten, einen Baum mit weit nach unten ragenden Aesten, seitlichen Auswüchsen, Knollen und anderen Unebenheiten zu erklimmen, während der plumpere Hund sich außer Stande sieht, dies nachzuthun.

Hinsichtlich der Jagd und anderer Vertilgungsarten des Graufuchses gilt mit wenig Abänderungen dasselbe, was man von unserem Fuchse sagen kann. Man wendet aber auch in Amerika die verschiedensten Fallen an, um den lästigen Strolch in seine Gewalt zu bringen, und betreibt ebenso eifrig wie in England die Fuchshatze, in welcher man eine vorzügliche, Nerven und Glieder stärkende Uebung und ein hochfeines Vergnügen findet.

Gefangene Graufüchse betragen sich im wesentlichen wie ihr europäischer Verwandter, sollen aber niemals ganz zahm werden und immer den unbesieglichen Hang nach Befreiung bewahren. Besonders schwer soll es sein, ihnen das bissige Wesen abzugewöhnen; Audubon wenigstens

versichert, daß er niemals einen Gefangenen dieser Art gesehen habe, welcher mehr als halbzahm geworden wäre. In einer Hinsicht unterscheidet sich der Graufuchs jedoch zu seinem Vortheile von den Verwandten: er besitzt nicht den unangenehmen Geruch derselben.

Das Fell hat seines groben Haares wegen geringen Werth und wird meist nur zur Fütterung von Reisepelzen verwendet. Nach Lomer, welcher das Thier nicht „Silberfuchs“, wie die meisten Kürschner, sondern „Griesfuchs“ nennt, gelangen jährlich fünfundzwanzigtausend dieser Felle in den Handel, welche einen Werth von ebensoviel Thalern haben.



Korsak (Canis Corsac). 1/7 natürl. Größe.

Von den übrigen Fuchsarten darf ich hier bloß noch diejenigen erwähnen, welche sich durch besondere Eigenthümlichkeiten in der Lebensweise oder durch auffallende Färbung wesentlich unterscheiden. Zu den kleineren Arten der Sippe gehört der Nachbar unseres Reineke in Asien, der Korsak, wie die Russen ihn nennen, die Kirsa oder „Kirassu“ der Mongolen, „Korrsuk“ und „Stepnaja Lisiza“ oder Steppenfuchs der Kosaken (Canis Corsac, Vulpes Corsac). In der Größe steht das Thier unserem Reineke merklich nach, da er höchstens 90 Centim. Gesammt- oder 55 bis 60 Centim. Leibes- und 35 Centim. Schwanzlänge hat; in Gestalt und Wesen ähnelt er dem Verwandten sehr, ist jedoch verhältnismäßig etwas höher gestellt und kurzschwänziger, hat auch einen mehr rundlichen Augenstern. Die Färbung des dichten Pelzes ändert weniger ab als bei Wolf und Fuchs, unterscheidet sich jedoch nach der Jahreszeit. Das frischgewachsene Sommerhaar hat röthliche Färbung, das allmählich nachwachsende, dieses und das Wollhaar später überwuchernde sogenannte Winterhaar einen breiten silberweißen Ring vor der dunkleren Spitze, wodurch eine bald mehr röthliche, bald mehr fahlweiße Gesammtfärbung entsteht. Kehle, Untertheile und Innenseite der Beine sind gelblichweiß, ein auf der Schnauzenseite vor dem Auge stehender dreieckiger Fleck dunkelgrau, eine Brustbinde röthlich, die Beine fahlröthlich; der Schwanz ist an der Wurzel isabell-, auf der Oberseite fahlgelb und schwarz gemischt, unterseits am Enddrittel und an der Spitze schwarz, das Ohr außen einfarbig fahlgraugelb, der Augenring erzgelb gefärbt.

Das Verbreitungsgebiet des Korsak erstreckt sich von den Steppen um das Kaspische Meer an bis in die Mongolei; jedoch findet sich das Thier ausschließlich in Gegenden mit Steppen- oder Wüstengepräge, niemals in Waldungen und demgemäß ebensowenig in Gebirgen. In die nördlichen

Theile seines Verbreitungsgebietes wandert er alljährlich in namhafter Anzahl ein und mit beginnendem Frühjahre wieder zurück. Einen festen Wohnsitz hat er überhaupt nicht, da er sich ebensowenig wie Wolf und Fuchs eigene Baue gräbt, vielmehr unstet umherschweift und schlechtweg unter freiem Himmel sich zur Ruhe legt oder höchstens zufällig gefundene Bobakbaue benutzt, vielleicht nachdem er sie ein wenig erweitert hat. In solchen Murmelthierhöhlen sollen häufig mehrere, mindestens zwei Korsaks zusammengefunden werden, was auf größere Geselligkeit, als Reineke sie liebt, hindeuten würde. Alpenhasen und verschiedene Wühlmäuse bilden wahrscheinlich seine Hauptnahrung; außerdem jagt er auf Vögel, Eidechsen und Frösche, wahrscheinlich auch auf größere Kerbthiere, zumal Heuschrecken. Seine Fortpflanzungsgeschichte scheint noch wenig erforscht zu sein; mir wenigstens sind eingehende Berichte über diesen Lebensabschnitt des Thieres nicht bekannt geworden.

Seines weichen, dichten, warmen und gut aussehenden Winterbalges wegen wird er eifrig gejagt, besonders von den Kirgisen, Karakalpaken, Truchmenen und anderen diesseits des Urals wohnenden Nomadenstämmen. Man wendet alle nur denkbaren Mittel an, um sich seiner zu bemächtigen. Außer den Fallen und Schlingen, welche man vor einen Ausgang seiner Höhlen stellt, jagt man ihn auch mit Hunden, welche man vor die Röhren seines Baues bringt, während man ihn ausräuchert. Sucht er sein Heil in der Flucht, so ist er regelmäßig verloren. Laut Radde hetzt man ihn da, wo der Bobak lebt, selten am Tage, weil er dann in den verlassenen Murmelthierbauen schläft, spürt ihn vielmehr nach frischem Schneefalle bis zu seinem Lagerplatze auf und stellt hierauf die gebräuchliche Bogenfalle. Alte Thiere, welche die ihnen verderbliche Falle kennen, gehen angesichts derselben oft zum Lager zurück und lassen sich erst in der sechsten bis neunten Nacht durch den Hunger zwingen, nach außen zu gehen, ziehen selbst den Hungertod dem in der Falle vor. In letzterem Falle gräbt man den Leichnam erst im kommenden Frühjahre aus, nachdem der tiefgefrorene Steppenboden aufgethaut ist. Neben den Hunden haben die Tataren noch andere und viel gefährlichere Jagdthiere auf ihn abgerichtet. Sie bedienen sich nämlich gezähmter Steinadler, wohl auch Jagdedelfalken, zu seinem Fange, und solchen geflügelten Räubern kann der arme Schelm natürlich nicht entgehen. Die Kirgisen fangen ihn häufig mit dem Krätzer d. h. einem Werkzeuge, welches einem doppelten Korkzieher ähnelt und an einer Stange befestigt wird. Mit diesem fahren sie in den Bau, bohren durch Drehen die beiden Spitzen fest in den Balg des beklagenswerthen Geschöpfes und ziehen es dann gewaltsam hervor. Ein so eingekrätzerter Korsak zittert, wenn er an das Tageslicht kommt, am ganzen Leibe und läßt alles über sich ergehen, ohne auch nur einen Versuch zu machen, sich zu wehren.

Die gedachten Stämme allein bringen jährlich bis fünfzigtausend Felle in den Handel, ungerechnet diejenigen, welche sie selbst verbrauchen. In Rußland trägt man den Korsak weniger, um so öfter aber in China, wo er über Kiächta eingeführt wird.

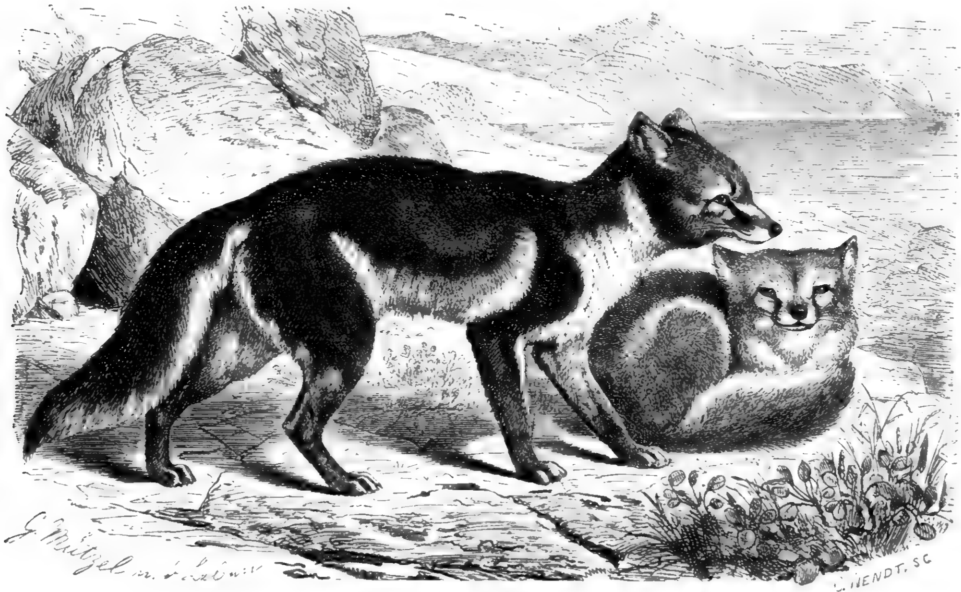
Ueber gefangene Korsaks hat zuerst Hablitzel einige Beobachtungen veröffentlicht. Ungeachtet aller Versuche ist ihm niemals gelungen, einen dieser Füchse zu zähmen, und selbst derjenige, welchen er ganz jung erhalten und beständig unter seiner Aufsicht hatte, gestattete seinem Herrn nie, ihn anzugreifen, ohne sich nach Kräften dagegen zu wehren. Nur seinem Wärter, welcher ihn fütterte, erlaubte er dies. Sobald sich aber ein anderer ihm näherte, empfing er denselben mit funkelnden Augen, zeigte ihm murrend die Zähne und biß um sich, soviel er konnte. Sah er ein, daß er mit seinem Beißen nichts auszurichten vermochte, so begann er vor lauter Angst zu zittern und verrichtete auf beiderlei Art seine Nothdurft. Bei Tage verhielt er sich ruhig und schlief gewöhnlich; mit Eintritt der Nacht aber wurde der Trieb nach Freiheit in ihm rege, und er bemühte sich dann unaufhörlich, von der Kette loszukommen. Dabei winselte er beinahe wie ein Fuchs. Die Gesellschaft anderer Thiere verabscheute er gänzlich, mit seinesgleichen dagegen vertrug er sich sehr gut. Drei Korsaks, welche Hablitzel besaß, lagen fast beständig dicht neben einander, oft einer förmlich in den anderen gerollt.

Diese Mittheilungen besagen, bei Lichte betrachtet, herzlich wenig; denn sie schildern einfach das Benehmen aller nicht von Jugend an erzogenen, sondern wild eingefangenen Füchse. Ich habe den Korsak längere Zeit lebend gehalten und neuerdings oft in Gefangenschaft gesehen, erhebliche Unterschiede zwischen seinem und Reineke's Betragen jedoch nicht wahrgenommen. Unter Umständen wird er sich, wenn auch nicht genau ebenso, so doch sehr ähnlich benehmen. Er gehört zu den glücklichsten Bewohnern eines Thiergartens, richtet sich in dem ihm angewiesenen Käfige bald ein, scheut weder die Hitze des Sommers noch die Kälte des Winters und setzt sich mit demselben Gleichmuthe den Strahlen der Sonne aus, mit dem er sich bei eisiger Kälte auf das Steinpflaster seines Käfigs legt. Mit seinen Mitgefangenen verträgt er sich ebenso gut und ebenso schlecht wie der Fuchs, lebt manchmal monatelang mit dem Gefährten in Frieden und Freundschaft, erbost sich einmal plötzlich, beginnt Streit mit dem Genossen, beißt wüthend um sich, verwundet und tödtet, frißt den Getödteten auch ohne Gewissensbisse auf, wenn sonst der Hunger ihn quält. Demungeachtet pflanzt er sich ohne sonderliche Umstände im Käfige fort, weil zwischen verschiedenen Geschlechtern der Frieden wenigstens vorherrscht, behandelt seine Jungen zärtlich und zieht sie in der Regel glücklich groß. Jüngere Weibchen verzehren freilich, wie so viele Raubthiere thun, nicht selten ihre Nachkommenschaft, und auch dem Vater ist niemals recht zu trauen; doch hört man im allgemeinen mehr von glücklich als von unglücklich verlaufenden Zuchten unserer Thiere.

Auch im Thierreiche gibt es ausgeartete Mitglieder guter Familien; auch hier finden sich Verwandte, welche sich leiblich außerordentlich nahe stehen und geistig doch in jeder Hinsicht unterscheiden. Ein solcher, aus der Art geschlagener Gesell ist der **Eisfuchs**, ein nahestehender und gleichwohl in Sitten und Lebensweise auffallend sich unterscheidender Verwandter unseres Reineke, eines der einfältigsten und zugleich zudringlichsten, der dümmsten und doch auch schlauesten Glieder der Fuchsfamilie. Ich selbst bin auf meinen vieljährigen Reisen von keinem Thiere mehr überrascht oder in Erstaunen versetzt worden: als gerade von dem Eisfuchse. Kein anderes mir bekanntes Säugethier, kein Vogel, ja kein Wirbelthier überhaupt, scheint in gleich störrischer Weise an dem einmal Gewohnten festzuhalten und alle Erfahrungen so hartnäckig in den Wind zu schlagen wie dieser nordische Fuchs, der Vetter des unserigen, welcher sich bekanntlich mit überraschender Fähigkeit in jede Ortsgelegenheit zu schicken und alle Erfahrungen auf das beste zu benutzen weiß.

Der **Eis-, Polar-** oder **Steinfuchs** (**Canis lagopus**, Vulpes und Leucocyon lagopus, V. fuliginosus, Canis isatis), wegen seiner stumpfen und dicken Schnauze, der kurzen, rundlichen Ohren, der niederen Beine, der wie der übrige Leib dicht mit Fell bekleideten Fußballen, des sehr buschigen, vollen Schwanzes sowie endlich der absonderlichen Färbung von **Gray** zum Vertreter der Untersippe Leucocyon erhoben, ist merklich kleiner als unser Fuchs, ungefähr 95 Centim. lang, wovon ein reichliches Drittheil auf den Schwanz kommt, und trägt im Sommer ein erd- oder felsenfarbiges, im Winter dagegen entweder ein schneefarbiges oder ebenfalls dunkles Kleid. Bald nach der Härung, welche je nach der Heimat und Oertlichkeit früher oder später im Sommer, gewöhnlich aber im Juni eintritt, sprossen auf der Ober- und Außenseite erdbräunliche, mehr oder weniger ins Graue, Schieferfarbene und Bläuliche spielende, im Gesichte und auf der Unterseite dagegen weiße Haare hervor und bilden mit den allmählich nachwachsenden Wollhaaren von gleicher Färbung den Sommerpelz. Im Verlaufe der Zeit verlängert und verdichtet sich dieser, entsprechend dem stetig fortschreitenden Wachsthume der Haare, mehr und mehr, und ist mit Beginn des Herbstes schon sehr reich geworden. Nunmehr beginnt langsam die Umfärbung desselben Haares. Einzelne Spitzen verbleichen und werden weiß, sind jedoch noch nicht zahlreich genug, um den dunklen Untergrund zu decken, und es entsteht somit eine graulich gesprenkelte Färbung. Mehr und mehr schreitet die Verbleichung und Umfärbung fort; es bilden sich weiße Farbenfelder und endlich eine weiße Decke, unter welcher das dunkle Wollhaar noch hindurchschimmert. Nach und nach verbleicht auch dieses sammt den Wurzeln der Grannenhaare, und mit Beginn des Winters hat der ganze Pelz

eine reinweiße Färbung erhalten. Wachsthum und Verbleichung der Haare werden, wie bei allen mir bekannten Wildhunden und Raubthieren überhaupt, durch frühzeitig eintretende rauhe Witterung sehr beschleunigt; eine doppelte Härung jedoch, d. h. ein zweimaliges Abwerfen und Neuwachsen des Haares, findet nach meinen, an gefangenen Eisfüchsen sehr sorgfältig durchgeführten Beobachtungen bestimmt nicht statt. Nun aber gibt es auch Eisfüchse, welche im Winter nicht ein weißes, sondern ein bräunlich schieferfarbenes, bräunlich blaues oder braunes Kleid erhalten. Man hat geglaubt, sie als eigene Art ansehen zu dürfen; die grönländischen Eskimos versicherten jedoch Brown, daß man zuweilen weiße Mütter mit blauen Jungen finde und umgekehrt, und es sind somit die sogenannten Blaufüchse, welche nach unseren an gefangenen angestellten Beobachtungen auch



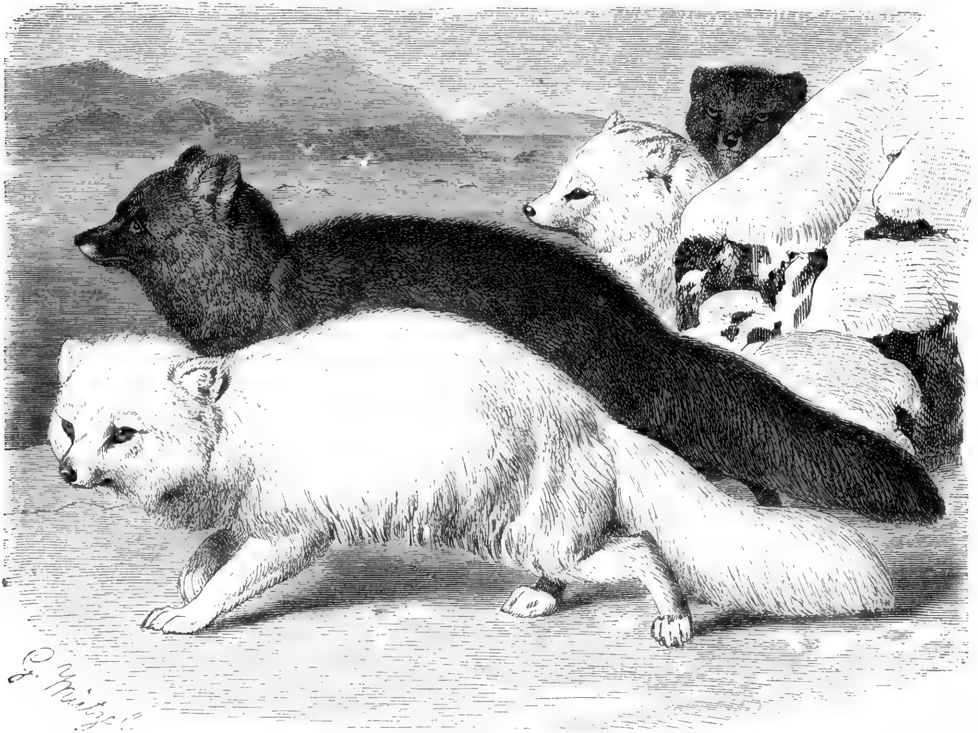
Eisfuchs (Canis lagopus) im Sommerkleid. 1/8 natürl. Größe.

im Alter ihre Färbung nicht verändern, ebensogut wie buntgescheckte Eisfüchse nur als Spielarten des am häufigsten und regelmäßigsten auftretenden Weißfuchses zu betrachten. Laut Newton soll es auf Island ausschließlich Blaufüchse geben, vielleicht infolge des verhältnismäßig milden Klimas der Insel; auf Spitzbergen dagegen kommen, so viel man bis jetzt erkundet, nur Weißfüchse vor. Bemerkt zu werden verdient, daß ein in St. Petersburg gefangen gehaltener und in einem warmen Zimmer eingesperrter Eisfuchs seinen weißen Winterpelz genau zu derselben Zeit wie in der Freiheit erhielt.

Wie der Name sagt, bewohnt der Eisfuchs die Polargegenden oder die Länder, in denen es viel Eis gibt, und zwar die der Alten Welt ebensogut wie die der Neuen, die Inseln nicht seltener als das Festland. Es ist anzunehmen, daß er sich mit den Eisbergen über die ganze nördliche Erde verbreitet hat; wenigstens sah man oft Eisfüchse auf solchen natürlichen Fähren im Meere schwimmen oder fand sie, als einziges Landsäugethier, auf Eilanden, welche weit von anderen entfernt sind, in überraschender Menge vor, konnte also nur annehmen, daß er hier einmal eingewandert sei. Aus freiem Antriebe geht er nicht leicht über den 60. Grad nördlicher Breite nach dem Süden hinab; ausnahmsweise kommt er nur in Sibirien in niederen Breiten vor. An allen Orten, welche ihn beherbergen, ist er häufig, am häufigsten aber doch auf Inseln, von denen er nicht so leicht wieder auswandern kann. Daher kennen ihn alle hochnordischen Völker sehr wohl. Die Russen nennen ihn „Hündchen“ (Pessez), die Tataren Weißfuchs (Aik-tilkoe), die

Jakuten Kyrrsa, die Samojeden Noga und Sellero, die Ostjäken Kiön, die Tungusen Tschitara, die Grönländer Terienniak und Kaka ꝛc.

Nur bei bevorstehendem Unwetter oder an Orten, an denen er sich nicht recht sicher fühlt, zieht er sich in Höhlen im Geklüfte oder auch in selbstgegrabene Röhren zurück und wagt sich dann bloß des Nachts heraus, um auf Raub auszugehen; an allen Orten jedoch, wo er auch bei Tage nicht nöthig hat, vor dem Menschen sich zu verbergen, nimmt er sich nicht die Mühe, selbst Gruben und Höhlen zu scharren, sondern lauert unter Steinen, Büschen, in abgeworfenen Argalihörnern



Eisfuchs (Canis lagopus) im Winterkleid. 1/8 natürl. Größe.

und ähnlichen Verstecken auf Beute. Er ist kein Kostverächter und nimmt mit aller thierischen Nahrung fürlieb. Unter den Säugethieren fällt ihm zur Beute, was er bewältigen kann; am liebsten jagt er auf Mäuse. Die Züge der Lemminge verfolgt er oft meilenweit und setzt ihnen auch über die Flüsse und Meere nach, so daß, wie man versichert, oft der vierte Theil des Zuges solcher Wühlmäuse ihm zum Fraße wird. Aus der Klasse der Vögel raubt er Schneehühner, Regenpfeifer, Strand- und Seevögel, sobald er diese erwischen kann, und namentlich den Bruten wird er überaus verderblich. Außerdem beansprucht er alles, was das Meer von Thieren auswirft, diese mögen einer Klasse angehören, welcher sie wollen. Im Nothfalle frißt er selbst thierischen Auswurf und dergleichen, oder er dringt in das Innere der Häuser ein und stiehlt hier weg, was sich forttragen läßt, selbst ganz unnütze Dinge. Wenn er viele Nahrung hat, vergräbt er einen Theil derselben und sucht ihn zu gelegener Zeit wieder auf. Dasselbe thut er auch, wenn er fürchtet, von dem Menschen gestört zu werden. Diese Vorrathskammern scharrt er, nachdem sie gefüllt sind, wieder zu und ebnet sie mittels der Schnauze so glatt, daß man sie nicht im geringsten bemerken kann.

Auf Spitzbergen lebt er, laut Newton, in großer Anzahl. „Wir sahen ihn“, sagt genannter Beobachter, „nicht allein wiederholt in der Nachbarschaft der Klippen, auf denen Alken brüten,

sondern vernahmen auch fortwährend sein kläffendes Bellen. Er ist in der That der gefährlichste Feind aller Vögel der Eilande, und die Furcht vor ihm scheint von wesentlichem Einflusse auf die Anlage der Brutplätze zu sein. Was ihm zur Beute sich bietet, wenn die Seevögel Spitzbergen verlassen haben und nur das Schneehuhn zurückbleibt, dünkt mich eine der am schwierigsten zu beantwortenden Fragen zu sein. Die größere Anzahl von Eisfüchsen soll im Lande verbleiben und im Winter ebenso rege sein wie im Sommer; es gibt auf Spitzbergen aber keine Beeren, welche ihm das Leben fristen könnten, und an offenes Wasser kann er auch nicht gelangen. So bleibt nur übrig anzunehmen, daß er sich Vorräthe anlegt. Möglicherweise diente eine große Menge von Muscheln, welche ich auf der Moräne eines Gletschers im Sicherheitshafen fand, zu solchem Zwecke."

Man trifft den Eisfuchs häufig in Gesellschaften; gleichwohl herrscht keine große Eintracht unter diesen: es finden vielmehr blutige Kämpfe statt, welche für den Zuschauer sehr viel ergötzliches haben. Einer faßt dabei den anderen, wirft ihn zur Erde, tritt mit den Füßen auf ihm herum und hält ihn so lange fest, bis er ihn hinreichend gebissen zu haben glaubt. Dabei schreien die Kämpen wie die Katzen, während sie, wenn sie ungeduldig werden, mit heller Stimme heulen.

Die geistigen Fähigkeiten des Thieres sind keineswegs gering; demungeachtet zeigen sich gerade bei der Beobachtung des Wesens die sonderbarsten Widersprüche, und man geräth oft in Zweifel, wie man diese oder jene Handlung zu beurtheilen habe. List, Verschlagenheit, Kunstfertigkeit, kurz, Verstand zeigten alle, welche beobachtet wurden; dabei aber bemerkte man eine Dummdreistigkeit wie bei kaum einem anderen Thiere. Hiervon habe ich mich selbst überzeugen können. Wir, mein norwegischer Jäger und ich, begegneten nach Sonnenuntergang einem dieser Füchse auf dem Doverfjeld in Norwegen und schossen mit der Büchse siebenmal nach ihm, ohne ihn bei der herrschenden Dämmerung genau auf das Korn nehmen und somit auch erlegen zu können. Anstatt nun die Flucht zu ergreifen, folgte uns dieser Fuchs noch wohl zwanzig Minuten lang, wie ein gutgezogener Hund seinem Herrn, und erst da, wo das felsige Gebiet endete, hielt er es für gerathen, umzukehren. Er ließ sich durch gutgezielte Steinwürfe ebensowenig vertreiben, als er sich von den hart vorüberpfeifenden Kugeln hatte in die Flucht schlagen lassen. Mein Jäger erzählte mir, daß er das Thier mehrmals mit den Händen gefangen hätte, weil es ohne Umstände auf ihn zugekommen und sich neugierig fragend vor ihm hingesetzt habe. Einmal fraßen ihm Eisfüchse sogar die Renthierdecke an, unter welche er sich gelegt hatte. Seine einsam im Gebirge stehende Hütte wurde des Winters regelmäßig von ihnen geplündert, und er mußte förmliche Vorsichtsmaßregeln ergreifen, um diese zudringlichen Thiere los zu werden. Ich erwähne diese Thatsachen nur flüchtig, hauptsächlich aus dem Grunde, um zu beweisen, daß der Eisfuchs sich überall gleichbleibt.

Die ausführlichste und zugleich anziehendste Schilderung dieses Thieres hat schon im vorigen Jahrhundert der berühmte Seefahrer Steller gegeben; und wenn dieselbe auch vielfach im Auszuge nacherzählt worden ist, halte ich es doch für angemessen, sie hier vollständig folgen zu lassen.

„Von vierfüßigen Landthieren gibt es auf Behringseiland nur die Stein- oder Eisfüchse, welche ohne Zweifel mit dem Treibeise dahingebracht worden und, durch den Seeauswurf genährt, sich unbeschreiblich vermehrt haben. Ich habe die Natur dieser an Frechheit, Verschlagenheit und Schalkhaftigkeit den gemeinen Fuchs weit übertreffenden Thiere nur mehr als zu genau während unseres unglückseligen Aufenthaltes auf diesem Eilande kennen zu lernen Gelegenheit gehabt. Die Geschichte der unzähligen Possen, die sie uns gespielt, kann wohl der Affenhistorie des Albertus Julius auf der Insel Sarenburg die Wage halten. Sie drängten sich in unsere Wohnungen sowohl bei Tage als bei Nacht ein, und stahlen alles, was sie nur fortbringen konnten, auch Dinge, die ihnen gar nichts nutzten, als Messer, Stöcke, Säcke, Schuhe, Strümpfe, Mützen ꝛc. Sie wußten so unbegreiflich künstlich eine Last von etlichen Pud von unseren Vorrathsfässern herabzuwälzen und das Fleisch daraus zu stehlen, daß wir es anfangs kaum ihnen zuschreiben konnten. Wenn wir einem Thiere das Fell abzogen, so geschah es oft, daß wir zwei bis drei Stück Füchse

dabei mit Messern erstachen, weil sie uns das Fleisch aus den Händen reißen wollten. Vergruben wir etwas noch so gut und beschwerten es mit Steinen, so fanden sie es nicht allein, sondern schoben, wie Menschen, mit den Schultern die Steine weg und halfen, unter denselben liegend, einer dem anderen aus allen Kräften. Verwahrten wir etwas auf einer Säule in der Luft, so untergruben sie dieselbe, daß sie umfallen mußte, oder einer von ihnen kletterte wie ein Affe oder eine Katze hinauf und warf das darauf Verwahrte mit unglaublicher Geschicklichkeit und List herunter. Sie beobachteten all unser Thun und begleiteten uns, wir mochten vornehmen, was wir wollten. Warf die See ein Thier aus, so verzehrten sie es, ehe noch ein Mensch dazu kam, zu unserem größten Nachtheile; und konnten sie nicht alles gleich auffressen, so schleppten sie es stückweise auf die Berge, vergruben es vor uns unter Steinen und liefen ab und zu, solange noch was zu schleppen war. Dabei standen andere auf Posten und beobachteten der Menschen Ankunft. Sahen sie von fern Jemand kommen, so vereinigte sich der ganze Haufe und grub gemeinschaftlich in den Sand, bis sie einen Biber oder Seebären so schön unter der Erde hatten, daß man keine Spur davon erkennen konnte. Zur Nachtzeit, wenn wir auf dem Felde schliefen, zogen sie uns die Schlafmützen und Handschuhe von und unter den Köpfen und die Biberdecken und Häute unter dem Leibe weg. Wenn wir uns auf die frisch geschlagenen Biber legten, damit sie nicht von ihnen gestohlen würden, so fraßen sie unter dem Menschen ihnen das Fleisch und Eingeweide aus dem Leibe. Wir schliefen daher allezeit mit Knütteln in den Händen, damit wir sie, wenn sie uns weckten, damit abtreiben und schlagen konnten.

„Wo wir uns auf dem Wege niedersetzten, da warteten sie auf uns, und trieben in unserer Gegenwart hunderterlei Possen, wurden immer frecher, und wenn wir still saßen, kamen sie so nahe, daß sie die Riemen von unseren neumodischen, selbstverfertigten Schuhen, ja die Schuhe selbst auffraßen. Legten wir uns, als ob wir schliefen, so berochen sie uns bei der Nase, ob wir todt oder lebendig seien; hielt man den Athem an sich, so zupften sie wohl gar an der Nase und wollten schon anbeißen. Bei unserer ersten Ankunft fraßen sie unseren Todten, während daß Gruben für sie gemacht wurden, die Nase und Finger an Händen und Füßen ab, machten sich auch wohl gar über die Schwachen und Kranken her, daß man sie kaum abhalten konnte. Einen Matrosen, der in der Nacht auf den Knien sitzend zur Thür der Hütte hinausharnen wollte, haschte ein Fuchs an dem entblößten Theile und wollte seines Schreiens ungeachtet nicht bald loslassen. Niemand konnte, ohne einen Stock in der Hand, seine Nothdurft verrichten, und den Koth fraßen sie gleich so begierig wie die Schweine oder hungrigen Hunde weg. Jeden Morgen sah man diese unverschämten Thiere unter den am Strande liegenden Seelöwen und Seebären herumlaufen und die schlafenden beriechen, ob nichts todtes darunter sei: fanden sie solches, so ging es gleich an ein Zerfleischen, und man sah sie alle mit Schleppen bemüht. Weil auch besonders die Seelöwen des Nachts im Schlafe ihre Jungen erdrücken, so untersuchten sie, dieses Umstandes gleichsam bewußt, alle Morgen ihre Herden Stück für Stück und schleppten die todten Jungen wie Schinder davon.

„Weil sie uns nun weder Tag noch Nacht ruhen ließen, so wurden wir in der That dergestalt auf sie erbittert, daß wir Jung und Alt todtschlugen, ihnen alles Herzeleid anthaten und, wo wir nur konnten, sie auf die grausamste Art marterten. Wenn wir des Morgens vom Schlafe erwachten, lagen immer zwei oder drei Erschlagene vor unseren Füßen, und ich kann wohl während meines Aufenthaltes auf der Insel auf mich allein über zweihundert ermordete Thiere rechnen. Den dritten Tag nach meiner Ankunft erschlug ich binnen drei Stunden über siebenzig mit einem Beile, aus deren Fellen das Dach über unserer Hütte verfertigt ward. Aufs Fressen sind sie so begierig, daß man ihnen mit der einen Hand ein Stück Fleisch vorhalten und mit der anderen die Axt oder den Stock führen konnte, um sie zu erschlagen. Wir legten einen Seehund hin, standen mit einem Stocke nur zwei Schritte davon und machten die Augen zu, als ob wir sie nicht sähen: bald kamen sie angestiegen, fingen an zu fressen und wurden erschlagen, ohne daß sich daran die anderen hätten spiegeln und entlaufen sollen. Wir gruben ein Loch oder Grab und warfen Fleisch oder ihre todten

Kameraden hinein; ehe man sichs versah, war die ganze Grube voll, da wir denn mit Knütteln alles erschlugen. Obgleich wir ihre schönen Felle, deren es hier wohl über ein Drittheil der bläulichen Art gibt, nicht achteten, auch nicht einmal abzogen, lagen wir doch beständig gegen sie als unsere geschworenen Feinde zu Felde. Alle Morgen schleppten wir unsere lebendig gefangenen Diebe bei den Schwänzen zur Hinrichtung oder Bestrafung vor die Kaserne auf den Richtplatz, wo einige enthauptet, anderen die Beine zerschlagen oder eines nebst dem Schwanze abgehauen wurde. Einigen stach man die Augen aus, andere wurden bei den Füßen paarweise und lebendig aufgehangen, da sie sich einander todtbeißen mußten. Einige wurden gesenget, andere mit Katzen zu Tode gepeitscht. Das allerlächerlichste ist, wenn man sie erst beim Schwanze festhält, daß sie aus allen Kräften ziehen, und dann den Schwanz abhaut; da fahren sie einige Schritte voraus und drehen sich, wenn sie den Schwanz missen, über zwanzigmal im Kreise herum. Dennoch ließen sie sich nicht warnen und von unseren Hütten abhalten, und zuletzt sah man unzählige ohne Schwanz oder mit zwei oder drei Beinen auf der Insel herumlaufen.

„Wenn diese geschäftigen Thiere einer Sache nichts anhaben können, wie z. B. Kleidern, die wir zuweilen ablegten, so losten und harnten sie darauf, und dann geht selten einer vorbei, der dies nicht thun sollte. Aus allem ersah man, daß sie hier nie einen Menschen mußten gesehen haben, und daß die Furcht vor den Menschen den Thieren nicht angeboren, sondern auf lange Erfahrung gegründet sein müsse."

Diese Ansicht Stellers ist jedenfalls unrichtig; denn wenn die Eisfüchse überhaupt Erfahrung befolgen wollten, müßten sie sich in Norwegen ganz anders zeigen als auf Behringseiland. Sie sind aber hier und da dieselben. Genau an den nämlichen Orten, wo in Skandinavien Eisfüchse leben, kommen auch Rothfüchse vor, und Freund Reineke zeigt sich in Lappland gerade ebenso listig und verschlagen wie bei uns zu Lande.

Die Ranzzeit des Eisfuchses fällt, seinen heimatlichen Verhältnissen entsprechend, etwas später als die des Rothfuchses, nämlich in die Monate April und Mai. Ihre Begattung verrichten die Eisfüchse, wie die Katzen, mit vielem Geschrei. Sie rollen Tag und Nacht und beißen sich wie die Hunde aus Eifersucht grausam. Mitte oder Ende Juni's wölft das Weibchen in Höhlen und Felsenritzen neun bis zehn, ja selbst zwölf Junge. Den Bau pflegen die Füchsinnen am liebsten oben auf den Bergen oder am Rande derselben anzulegen. Sie lieben ihre Jungen außerordentlich, fast zu sehr; denn sie verrathen dieselben, in der Absicht, sie vor Gefahren zu schützen. Sobald sie nämlich einen Menschen auch nur von fern erblicken, beginnen sie zu bellen wie die Hunde, wahrscheinlich, um die Leute von ihrem Baue abzuhalten. Und hiervon mag wohl ihr russischer Name, „Hündchen", herkommen. Bemerken sie, daß man ihren Bau entdeckt hat, so tragen sie die Jungen im Maule nach einem verborgenen Orte; tödtet man aber die letzteren, so verfolgen einen die Mütter mit großer Begier Tag und Nacht durch viele Meilen und lassen, wie Steller sagt, nicht eher ab, bis sie ihrem Feinde einen Possen gespielt haben oder selbst erschlagen worden sind.

Man jagt die Eisfüchse theils um sie auszurotten, theils um ihren Balg zu verwerthen, obgleich dieser nicht eben sehr geschätzt wird. Die meisten Felle gehen von Rußland nach China, und Ende vorigen Jahrhunderts betrug die durchschnittliche Zahl immer noch Tausende jährlich. Aus Mangasea allein konnten in gewissen Jahren vierzigtausend Stück ausgeführt werden. Je dunkelblauer die Felle sind, um so größeren Werth haben sie im Handel, und man unterscheidet ungefähr zwischen den dunkeln und hellen fünf Abstufungen. Der Fang ist eigenthümlich. Bei hohem Schnee graben sich die Füchse in diesen eine Röhre und wohnen in der Tiefe derselben. Das ist die Zeit, in welcher ihnen die Ostjäken und Samojeden am meisten nachstellen. Wo man sie erlangen kann, graben sie die Leute mit einem breiten Spaten aus Renthierhorn heraus, fassen sie ohne weiteres beim Schwanze und schleudern sie mit dem Kopfe gegen den Boden, um sie hierdurch zu tödten. Der Jäger erfährt sehr bald, ob sich ein Fuchs in einer solchen Röhre befindet oder nicht. Er legt das Ohr an die Mündung, und wenn sich das Thier darin rührt, scharrt er mit

dem Spaten den Schnee weg; hierdurch wird der schlafende Fuchs aufgeweckt und verräth durch Gähnen und Niesen seine Gegenwart. Vor Erdröhren stellt man wohl auch Netze und Schlingen. Außer dem Menschen haben die Eisfüchse in den Seeadlern gefährliche Feinde. Steller beobachtete, daß ein Seeadler einen Eisfuchs mit den Klauen erfaßte, ihn emporhob und dann fallen ließ, um ihn auf dem Boden zu zerschmettern.

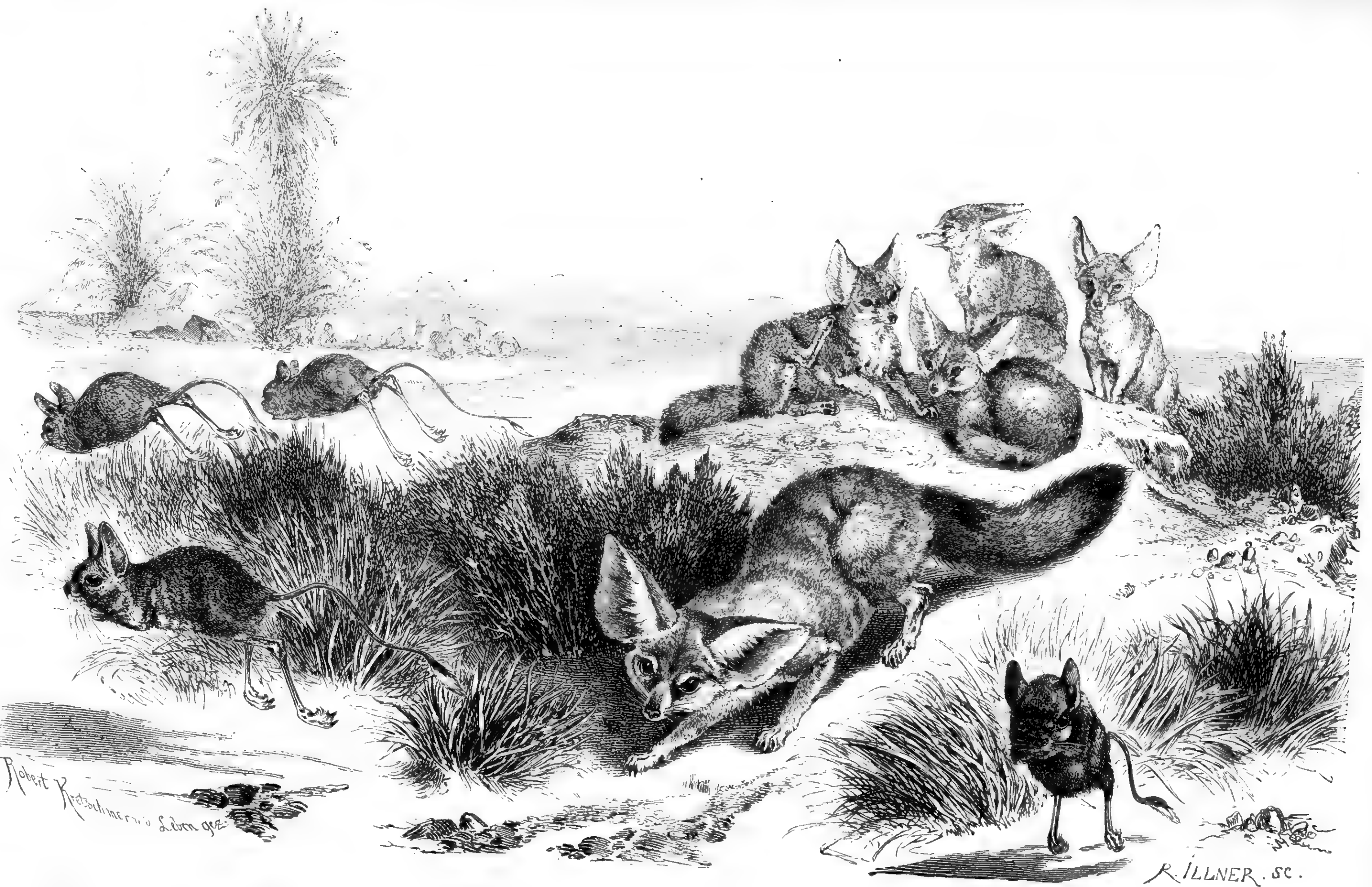
Jung eingefangene Eisfüchse werden ziemlich zahm und können dahin gebracht werden, ihrem Herrn wie ein Hund nachzufolgen. Sie sind aber immer reizbar, knurren, sobald sie angerührt werden, boshaft wie Hunde, und ihre grünen, glänzenden Augen blitzen dann feurig und tückisch. Mit anderen ihrer Art vertragen sie sich nicht gut in einem Käfige. Zwei Eisfüchse, welche ich pflegte, fielen über den dritten her und bissen ihn todt, wobei der Bruder des Ermordeten eifrig mit half.

*

Allerliebste Füchschen bewohnen Afrika und die angrenzenden Theile Asiens. Zwerge der gesammten Hundefamilie und der Fuchssippschaft insbesondere, ungemein zierlich gebaut und mit fahlgelbem Fell bekleidet, unterscheiden sie sich von den Verwandten namentlich durch die großen Ohren, welche bei zwei von ihnen alles gewohnte Maß weit überschreiten, aber auch bei den übrigen Arten der Gruppe die Lauscher anderer Füchse merklich übertreffen. Man hat sie in einer besonderen Sippe vereinigt und Großohrfüchse (Megalotis) oder Fenek s (Fenecus) genannt, obschon ihr Gebiß dem anderer Füchse gleichartig ist und demgemäß ihre Trennung von diesen angefochten werden kann. Eine wohlbegrenzte, leicht kenntliche Untersippe bilden sie jedenfalls.

Alle Großohrfüchse geben sich als treue Kinder ihrer Heimat kund. Wer auch nur oberflächlich mit den Erzeugnissen des Landes bekannt ist, welches sie beherbergt, muß sie augenblicklich als Wüsten- oder Steppenthiere erkennen und wird sogar im Stande sein, ohne von ihrem Aufenthalte etwas zu wissen, sie sofort unter den übrigen Wüsten- oder Steppenthieren einzureihen. Ich habe schon einmal erwähnt, daß alle Thiere, welche die Wüste hervorbrachte, eigenthümlich gestaltet und gezeichnet sind. Die große Allmutter gibt den Geschöpfen, welche sie in ihrem Schoße hegt, das entsprechendste Gewand: alle Wüstenthiere zeichnen sich vor den übrigen nicht bloß durch das Kleid, sondern noch mehr durch den leichten und schönen Leibesbau aus. Das Kleid hat unter allen Umständen mehr oder weniger die Färbung des Sandes; denn alle Abweichungen von dem Sandgelb, welche vorkommen, sind unwesentlich. Der Leib ist verhältnismäßig klein, dabei aber äußerst zierlich und leicht gebaut, und gleichwohl zu den schnellsten Bewegungen und zu überraschender Ausdauer befähigt. Dazu besitzen sämmtliche Wüstenthiere eine Schärfe der Sinne, wie sie in solcher Einhelligkeit nur bei wenig anderen Geschöpfen gefunden wird; und allen endlich wohnt ein frischer, fröhlicher Geist inne, eine Liebe zur Freiheit, ein Hang zur Unabhängigkeit und ein Selbstbewußtsein ohne Gleichen. Nicht bloß der gelbbraune Beduine ist frei, leiblich wie geistig, auch die höheren Thiere seiner Heimat sind es; auch sie leben und athmen bloß, wenn sie ihre Wüste um sich haben. In der Färbung kommen Abweichungen, Veränderungen vor: in dem geistigen Wesen gleichen oder ähneln sich alle Wüstenthiere.

Die Wüste ist zu arm an Nahrung, als daß sie große Thiere ernähren könnte; es finden sich deshalb in ihr nur verhältnismäßig kleine, zierliche Geschöpfe, deren geringe Körpergröße wenig Nahrung bedarf. Und auch diese spärliche Nahrung kann nicht so ohne Beschwerde errungen werden: deshalb verlieh die Wüste ihren Kindern die nöthige Behendigkeit und Ausdauer, schärfte sie ihnen die Sinne, um auch das wenige wahrzunehmen, was sie ihnen bieten konnte. Große Lauscher setzen unsere Füchse oder alle Wüstenthiere überhaupt in den Stand, auch das geringste Geräusch zu vernehmen, scharfe Seher gestatten ihnen einen weiten Ueberblick, die feine Nase bringt jeden Geruch zum Bewußtsein. Ihr dem Erdboden gleichgefärbter Balg verbirgt sie selbst auf ganz kahlen Stellen den Blicken in überraschender Weise. So erscheinen sie alle wohlbefähigt, in



Band I, S. 685.

Wüstenfuchs.

ihrer Heimat zu leben und glücklich zu sein. Auch unsere kleinen Räuber sind ganz vortrefflich ausgerüstet, in diesem Gebiete als Jäger aufzutreten. Sie machen immer noch genug Beute, um sich ohne große Sorge ernähren zu können. Von einem der zu unserer Gruppe zählenden südafrikanischen Füchschen, den **Kama** (Canis Caama), erzählt man, daß er sich selbst an Straußeneier mache und wirklich fähig wäre, ein ganzes Ei des Riesenvogels auf eine Mahlzeit zu fressen. Diese Behauptung aber beruht wohl bloß auf den Anschauungen der Kaffern über die Eßfähigkeit eines Geschöpfes, soweit solche durch die eigenen Erfahrungen begründet sind; denn bekanntlich ist ein einziges Straußenei hinreichend, um vier Menschen zu sättigen, und also unmöglich, anzunehmen, daß ein Füchslein, welches kaum halb so groß ist als unser Reineke, eine größere Eßlust zeigen sollte als vier Menschen zusammengenommen. Das kleine Thierchen ist nicht im Stande, ein so großes Ei fortzuschleppen, aber es weiß sich doch zu helfen: es rollt nämlich, so sagt man, das Ei einfach vom Neste aus bis zu seinem Baue hin und öffnet es hier in einer ebenso einfachen als gescheiten Weise. Für sein schwaches Gebiß ist die harte Schale viel zu stark; sie erlaubt den scharfen Zähnen wegen der Glätte und des großen Durchmessers des Eies nicht einmal eine ordentliche Ansatzfläche. So muß der Kama auf andere Mittel denken, um sie zu zerschellen. Im Baue angekommen, rollt er das Ei über einige Steine hinab, bis es zerbricht, und ist dann geschwind bei der Hand, um den herausfließenden Inhalt aufzulecken.

Wenn die glutstrahlende Sonne sich zur Erde neigt und alle Tagesgeschöpfe noch einmal neulebendig geworden sind in der Kühle des Abends, denkt eine mehr oder weniger düstere und dennoch so schmucke Schar daran, ihr Tage- oder besser Nachtwerk zu beginnen. Von den greulichen Hiänen und den heulenden Schakalen, welche um diese Zeit hungrig nach Nahrung umherstreifen, will ich hier nicht reden, und der Karakal, der Wüstenluchs, ist uns bereits bekannt geworden: es gilt jetzt, noch einen dieser Räuber, und zwar den zierlichsten und schmucksten von allen, vorzustellen. Das ist der **Fenek** oder **Wüstenfuchs** (Canis Zerdo, Vulpes, Megalotis und Fenecus Zerda s. Zerdo, F. arabicus und Brucei, Vulpes zaarensis und minimus, Viverra aurita), ein Thier, welches noch besser als die Gazelle selbst die Wüste kennzeichnet. Man denke sich ein Fuchsgesicht, zart und fein, listig, pfiffig und schlau im Ausdrucke wie das unseres Reineke; aus diesem Gesichte aber treten ein Paar ungewöhnlich große Augen hervor, und zu beiden Seiten dieses Gesichtes strecken sich gewaltige Lauscher, so großartige Ohren heraus, wie sie nicht nur in der ganzen Fuchssippe, ja kaum in der gesammten Hundefamilie wiederzufinden sind. Auf ungemein zarten, zierlichen Füßchen ruht der schlanke Leib, und eine dicke, lange und buschige Lunte endet ihn. Das ganze Thier zeigt augenblicklich an, daß es ebenso gewandt als behend sein muß, und gibt schon äußerlich die vorzügliche Schärfe seiner Sinne kund.

Mit der Dämmerung hört man zuweilen ein leises Kreischen, welches nicht wohl beschrieben werden kann, und sieht, wenn man glücklich ist, zwischen den Sandhügeln, zwischen dem Geklüfte oder in den Niederungen zwischen dem Grase unseren Fenek dahinschleichen, äußerst bedachtsam, äußerst vorsichtig, lauernd, äugend, witternd, lauschend nach allen Seiten hin. Da ist nichts, was der Aufmerksamkeit dieses durchgebildeten Raubgesellen entginge. Die Heuschrecke dort, welche den letzten Abendsprung macht, hat so viel Geräusch hervorgebracht, daß es die großen Lauscher des Fenek wohl vernommen haben, und mehr neugierig als eßlustig schleicht die zierliche Gestalt herbei, um ihr den Garaus zu machen; oder die gewandte Eidechse hat sich geregt, und im Nu ist der Fenek bei der Hand, um zu sehen, was es gebe. Doch seine Hauptnahrung besteht in anderen Thieren, namentlich in Vögeln. Wehe der Wüstenlerche, welche zufällig nahe des Weges sitzt, den der Fenek wandelt! Sie ist verloren, wenn sie nur einmal den Flügel regt, ein Kind des Todes, wenn sie, träumerisch an ihr einfaches Lied gedenkend, einen einzigen Ton vernehmen läßt! Wehe auch dem Flughuhn, gerade ihm strebt der Fuchs am eifrigsten nach! Er braucht nicht viel zu fangen: ein einziges gibt einen leckeren Braten, hinreichend für ihn und vielleicht auch für seine hungrige

Sippschaft. Da muß man ein Schleichen sehen, wenn in die feine Nase des feinen Stromers eine Witterung gekommen ist von einer Flughuhnkette! Vielleicht hat bloß eines oder das andere den Pfad gekreuzt, auf welchem der Gaudieb dahinstrolcht, aber das genügt. Sorgfältig wird die Fährte aufgenommen, mit tiefgesenkter Nase geht es weiter, lautlos, unhörbar und unsichtbar. Der Fenek kennt die Flughühner wohl, und sein Auge ist schärfer als das der meisten Reisenden. Er läßt sich nicht täuschen von ähnlich gefärbten Steinen oder Erdhaufen; denn seine Nase und sein herrliches Gehör sprechen ein Wörtchen mit beim Aufspüren. So gering auch das Geräusch ist, welches ein Flughuhn hervorbringt, wenn es in seinem Federwamse nestelt, so wenig sichtbar die Bewegung scheint, welche ein sorgenvolles Männchen macht, auch im halben Schlafe noch, um zu sichern, und so unbedeutend, für uns unbegreiflich, der Geruch ist, welchen die Fährte eines Huhnes zurückließ: dem Fenek entgeht es nicht. Sieh da! er hat die volle Ueberzeugung gewonnen und schleicht jetzt heran, fast auf dem Bauche kriechend, unwahrnehmbar für Auge wie für Ohr. Dort, hinter dem letzten Busche macht er Halt. Wie glühen die Augen, wie sind die Lauscher gebreitet und vorgespannt, wie gierig spürt er nach den sich sicher träumenden, schlummermüden Vögeln hin. Die ganze Gestalt ist lebendig, und doch sieht man keine Bewegung; die ganze Seele des Fuchses liegt in seinem Gesichte, und doch erscheint dieses so starr und ruhig wie er selbst, welcher aus Wüstensand geformt zu sein scheint. Da, ein einziger Sprung, ein kurzes Flattern: das Flughuhn hat geendet. Schnell stürmen die anderen empor, schallend klatschen die Flügelschläge. Sie irren unsicher in der Nacht umher und fallen nach kurzer Zeit wieder ein im Riedgrase, vielleicht kaum wissend, welcher nächtliche Besucher sie aufgescheucht.

Der Fenek ist der kleinste aller Füchse. Sammt seiner Standarte, deren Länge etwa 20 Centim. beträgt, mißt er höchstens 65 Centim. und wird am Widerrist kaum 20 Centim. hoch. Der ganze Leibesbau ist ungemein fein, der Kopf sehr zugespitzt, die großen Augen haben rundliche Augensterne, welche von einer braunen Regenbogenhaut eingefaßt werden. Als das ausgezeichnetste am ganzen Thiere erscheinen aber unzweifelhaft die Lauscher. Sie haben fast Kopfeslänge und sind etwas mehr als halb so breit. Das Thier gewinnt durch sie ein wahrhaft abenteuerliches Ansehen, sie machen den Fenek gewissermaßen den Fledermäusen ähnlich. Ihre Innenränder sind weiß behaart und zwar derartig, daß von der Ohröffnung zwei Haarbüschel aufsteigen, welche sich, sozusagen, in einem Barte fortsetzen nach der oberen Spitze hin, dort aber kürzer und dünner werden. Die kleine Schnauze zieren lange, borstenartige Schnurren, welche ebenfalls wesentlich zu dem äußeren Gepräge des Thieres gehören. Der Balg ist seidenweich und verstärkt sich zur Winterzeit durch ein sehr dichtes Wollhaar, welches sich während der Raue durch Anstreichen des Körpers an Aesten ꝛc. flockenartig löst. Man sollte eigentlich nicht glauben, daß der Fenek in seiner warmen Heimat einen dichten Balg nöthig hätte; allein der kleine Gesell scheint gegen die Kälte äußerst empfindlich zu sein und genügenden Schutzes zu bedürfen. Die Färbung der ganzen Oberseite ähnelt durchaus der des Sandes, die Unterseite ist weiß, und auch über dem Auge befindet sich ein weißer Flecken, vor demselben aber ein dunklerer Streifen. Die sehr lange buschige Standarte sieht fast ockerfarben aus, ein Fleck an der Wurzel und die Blume sind schwarz. Bei dem Weibchen ist der Balg immer mehr strohgelb, wie er auch bei zunehmendem Alter bei weitem lichter wird.

Das merkwürdige Thier wurde zuerst von Skjöldebrand, schwedischen Konsul in Algier, bekannt gemacht und später von Bruce beobachtet und abgebildet. Die Mauren nennen es Zerda, die Araber Fenek, und diesen Namen führt unser Füchschen auch in allen Nilländern. Er bewohnt den ganzen Norden Afrika's, findet sich aber bloß in den echten Wüsten, und zwar in den Niederungen, welche reich an Wasser sind und mehr das Gepräge der Steppen tragen, obwohl sie nicht den Reichthum dieser letzteren nachweisen können. An geeigneten Orten nicht gerade selten, wird der Fenek, weil er sehr vorsichtig und flüchtig ist, gar nicht häufig gefangen; wenigstens kommt er in Thiergärten und Thierschaubuden immer äußerst selten und einzeln vor, ist selbst in den Museen noch keineswegs eine gewöhnliche Erscheinung.

Seine Naturgeschichte war bis in die neueste Zeit sehr unklar. Anfänglich berichtete man die sonderbarsten Dinge über ihn. Es wurde erzählt, daß er nicht wie andere Füchse in Bauen, sondern wie Katzen auf Bäumen lebe; man behauptete, daß er weniger kleinen Vögeln als vielmehr Datteln und anderen Früchten, welche seine Hauptnahrung ausmachen sollten, nachgehe, und dergleichen mehr. Rüppell ist der erste, welcher diesen Angaben widerspricht und den Fenek als echten Fuchs hinstellt; seine Beschreibung ist aber noch immer kurz und für uns unvollständig und ungenügend. Da hat mir nun mein lieber Freund und Reisegefährte Dr. L. Buvry, welcher den Fenek sowohl im Freien wie in der Gefangenschaft genau beobachtete, eine anmuthige Beschreibung ausdrücklich für dieses Werk mitgetheilt. Einen guten Theil von dieser Schilderung habe ich bereits in vorstehendem verwendet, das übrige ist folgendes:

„Das Wesen des Fenek ist durch seine eigenthümliche Leibesgestalt genugsam ausgeprägt; denn die zarten, dünnen Läufer zeigen die Behendigkeit und Schnellfüßigkeit, welche er besitzen muß, auf den ersten Blick, und das Gesicht spricht so deutlich von der Scharfsichtigkeit, Feinhörigkeit, Klugheit und Schlauheit des Fuchses, daß sein Ausdruck nicht falsch verstanden werden kann. Man darf wohl sagen, daß es kaum einen vollendeteren Fuchs als dieses Wüstenkind gibt.

„Wie der Fuchs legt auch der Fenek einen Bau unter der Erde an, am liebsten in der Nähe des schachtelhalmähnlichen Pfriemenkrautes, welches den spärlichen Pflanzenwuchs der Wüstengegend Algeriens bezeichnet, wahrscheinlich, weil in der Nähe desselben der Boden immer etwas fester ist und den vielen Röhren, welche zu dem Kessel im Baue führen, einige Haltbarkeit gewährt. Gewöhnlich sind diese Röhren nur flach, und auch der Kessel liegt nicht tief unter der Oberfläche der Erde. Er ist unten mit Palmenfasern, Federn und Haaren ausgefüttert und besonders ausgezeichnet durch seine große Reinlichkeit. Das Graben versteht der Fenek meisterhaft. Seine Vorderläufe arbeiten dabei so schnell, daß man den Bewegungen derselben mit den Augen nicht folgen kann. Dieser Gewandtheit verdankt er zuweilen die Rettung seines Lebens; denn bei Verfolgung scharrt er sich wie ein Gürtel- oder Schuppenthier geradezu in die Erde ein. In Begleitung eines Haufens berittener Araber verfolgte ich einstmals einen Wüstenfuchs, welcher in geringer Entfernung vor uns hertrabte, und sah mit Verwunderung, daß er plötzlich vor unseren Augen entschwunden war. Aber ich kannte seine Kniffe, und sein Kunststückchen sollte ihm diesmal schlecht bekommen. Ich stieg vom Pferde, grub ihm nach und zog nun das überraschte Thier unter dem Jubel meiner Begleiter lebendig aus seinem Schlupfwinkel hervor.

„Bei Tage schläft der Fenek in seinem Baue. Dabei rollt er sich zusammen und verbirgt seinen feinen Kopf fast ganz unter der buschigen Standarte, nur die Lauscher bleiben frei. Das geringste Geräusch schreckt den schlafenden Wüstenfuchs augenblicklich auf. Wird er überrascht, so wimmert er wie ein kleines Kind und bezeugt dadurch gewissermaßen einen unangenehmen Eindruck der gestörten Ruhe. Mit sinkender Sonne verläßt er den Bau und wendet sich zunächst den Tränkplätzen zu. Dabei hat man bemerkt, daß er niemals geradenwegs über die Sanddüne geht, sondern immer die Tiefen derselben aufsucht und sich somit möglichst gedeckt fortschleicht. Die Brunnen der Niederungen bestehen zumeist aus einfachen trichterartigen Löchern, weil der sandige, von Thonerde durchsetzte Boden senkrecht eingeteufte Schachte unmöglich macht. Um diese Löcher herum ist die Erde meistens etwas feucht, und hier prägt sich die Fährte des Fenek gewöhnlich so klar aus, daß man den eigenthümlichen Bau der eng zusammenstehenden Pranken mit den überragenden, namentlich an den Hinterläufen stark hervortretenden Krallen deutlich wahrnehmen kann.

„Der auf Jagd ausziehende Fenek kommt zuerst zum Brunnen und säuft hier anhaltend und begierig, bis er vollkommen gesättigt ist. Nach diesem ersten Geschäfte sucht er seinen Hunger zu stillen, und dabei kommt ihm seine feine Nase trefflich zu Statten. Hier überrascht er eine große Wüsten-, dort eine Isabelllerche, und wenn dieselbe auch auffliegt, er versteht es dennoch, ihr wieder aufzulauern, und erlangt sie schließlich gewiß. Kleine Vögel sind seine Lieblingsspeise. Deshalb schont er auch kein Nest, dasselbe mag Eier oder Junge enthalten. Fehlen ihm Vögel

oder Eier, so nimmt er mit Eidechsen, Käfern und Heuschrecken vorlieb, ja er verschmäht es auch nicht, mit den Rennmäusen (Meriones) oder Springmäusen (Dipus) anzubinden, obgleich ihm diese kaum weniger Arbeit verursachen als die Vögel. Von ersteren fand ich oftmals Haare und Ueberreste in dem Baue des Fenek. Gelegentlich stattet unser Füchslein auch den Palmenhainen einen Besuch ab, und hier gewähren ihm die Datteln einen Leckerbissen; denn gleich unserem Reineke verschmäht auch er Früchte keineswegs, verspeist im Gegentheile selbst Wassermelonen.

„Nach den Berichten der Eingeborenen soll die Füchsin im Monat März drei bis vier Junge wölfen. Dieselben sollen blind zur Welt kommen, ein ungemein zierliches Aussehen haben und mit gelblichen Haaren bedeckt sein. Allen Aussagen zufolge liebt die Mutter das kleine reizende Gewölfe mit derselben Zärtlichkeit wie unsere Füchsin ihre Nachkommenschaft.

„Man fängt den Fenek in Haarschlingen, welche bei Tage in dem Ausgange seines Baues befestigt werden, oder gräbt ihn aus; doch ist die letztere Fangart oft erfolglos. Auffallenderweise pflegt er die Schlinge, in welcher er sich gefangen hat, nicht entzweizubeißen, was unser Reineke ganz unzweifelhaft thun würde, versucht dies selbst dann nicht, wenn bei seinen Anstrengungen, frei zu werden, die Schlingen sich so fest zusammenschnüren, daß die Lederhaut zerrieben und das rohe Fleisch des Laufes bloßgelegt wird. Der Grund ist wahrscheinlich in dem allzufeinen Gebisse zu suchen; dieses ist überhaupt nicht dazu eingerichtet, feste Körper zu bewältigen, und die Muskelkraft der Kiefern auffallend gering. Einen Beweis hierzu lieferten mir drei lebende Feneks, welche, wenn sie nicht frei waren, d. h. in der Stube umherlaufen durften, in einem leichten Käfige eingesperrt wurden. Dieser war vorn bloß durch ein Gitter von ungefähr zollstarken Fichtenstäben verschlossen, und obwohl die Füchse an den Stäben bei Nacht fortwährend arbeiteten, ist es ihnen doch niemals gelungen, sich durchzubeißen.

„In der Gefangenschaft ist der Fenek, vorzüglich wenn er jung in die Gewalt des Menschen kam, ein äußerst lebendiger, höchst vergnüglicher Gesellschafter. Er wird sehr bald zahm und mit seinem neuen Herrn vertraut. Manche werden so anhänglich, daß sie dem Menschen folgen, aus- und eingehen und abends in ihren Käfig zurückkehren. Weniger liebenswürdig zeigt er sich gegen andere seiner Art. Mehrere Feneks beißen sich gelegentlich, und die Weibchen haben nicht selten unter der schlechten Laune des Männchens zu leiden; ja bei mir ereignete es sich sogar, daß ein unzartes und unhöfliches Männchen ein reizendes Weibchen umbrachte. Meine Gefangenen liebten die Wärme über alles, und oftmals ist es vorgekommen, daß sie sich in noch glühender Kaminasche Pelz und Pfoten verbrannten, ohne den Platz zu verlassen. Vor offenem Feuer muß man sie schützen; denn ich erlebte es mehrmals, daß sie ohne weiteres in dasselbe hineinsprangen. Wenn ich speiste, saß mein Lieblingsfenek stets zu meinen Füßen und las sorgsam alles auf, was ich vom Tische warf. Milch und Semmel gehörten zu seinen bevorzugten Speisen. In meiner Stube hatte ich auch Käfige mit Vögeln hängen, welche das Thier lebhaft anzogen. Es war seine Hauptbeschäftigung, stundenlang den Bewegungen der Vögel zu folgen. Er entwickelte dabei ein bewunderungswürdiges Mienenspiel, bei welchem die Begierde nach den fröhlichen Vögeln sehr deutlichen Ausdruck gewann.

„Bei zweckmäßiger Behandlung und guter Pflege kann der Fenek lange in der Gefangenschaft aushalten. Mein Liebling lebte noch zwei Jahre im Berliner Thiergarten und endete nur durch ein trauriges Misverständnis sein Dasein. Er folgte nämlich heimlich dem Wärter, als dieser seinen Käfig verließ, und ging mit ihm in den Behälter des Schakals. Dieser ungastliche Gesell erwürgte ihn augenblicklich zum größten Leidwesen Aller, welche den liebenswürdigen und eigenthümlichen Burschen kennen gelernt hatten. — Vor Erkältung muß man diese echten Söhne der glühenden Sahara besonders in Acht nehmen, weil sie infolge einer solchen von einer Augenkrankheit befallen werden, welche fast immer mit dem Tode endet.“

In den letzten Jahren habe ich den Fenek in verschiedenen Thiergärten gesehen. Einer mir sehr auffallenden Beobachtung, welche ich in Paris machte, muß ich hier Erwähnung thun. Im

Raubthierhause des Jardin des Plantes lebte ein Pärchen, welches der Kälte wegen noch in dem heizbaren Raume gehalten und von den Wärtern selten besucht wurde. Um so größer schien die Freude der Thiere zu sein, wenn endlich Jemand kam. Sie geberdeten sich wie unsinnig, hüpften und sprangen lebhaft umher, ließen freudige Töne hören und kamen zuletzt so in Aufregung, daß sie sich begatteten! Ich besuchte sie mehrere Male: es geschah jedesmal dasselbe, und ich darf also wohl vermuthen, daß die schließlich eintretende Brunst nichts anderes als die Folge der maßlosen Aufregung der Thiere war. Dieses merkwürdigen Gebarens ungeachtet, muß ich meinem Freunde beistimmen: der Fenek ist der liebenswürdigste Fuchs der Erde.

*

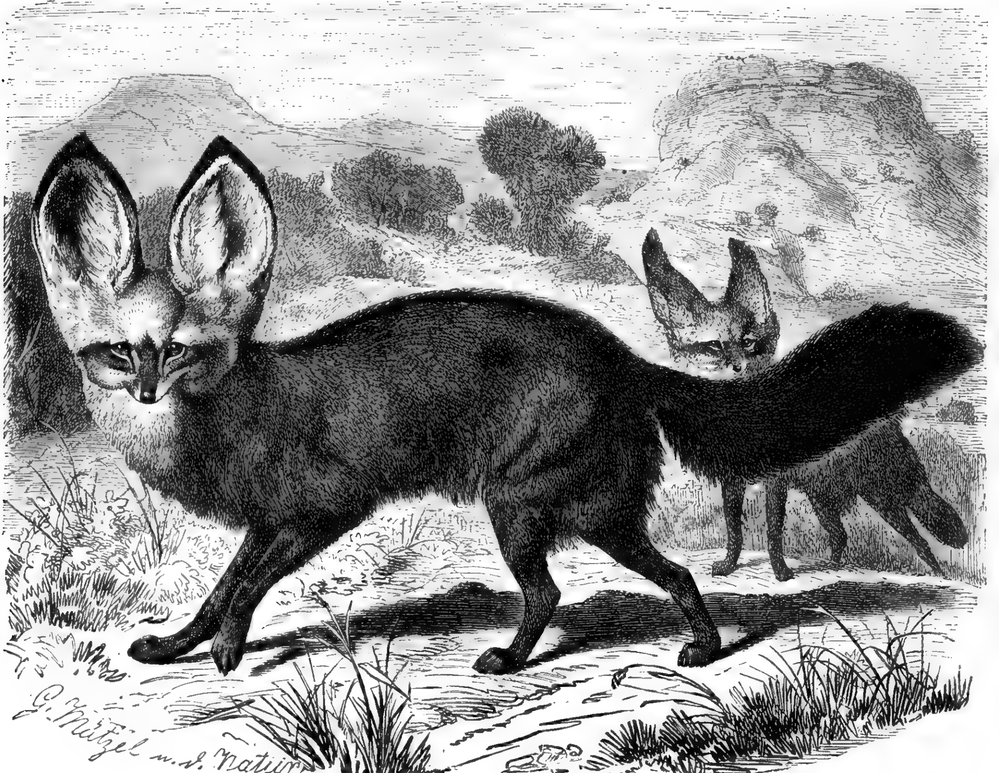
Alle bisher erwähnten Füchse weichen durch ihr Gebiß nicht von dem allgemeinen Gepräge ab und vertreten demgemäß Gruppen, denen man den Rang von Sippen strenggenommen nicht zusprechen darf, die noch zu schildernden Arten der Familie hingegen unterscheiden sich nicht allein durch äußerliche Merkmale, sondern auch durch den Zahnbau und verdienen daher unsere besondere Beachtung. So kennzeichnen den Löffelhund (Otocyon caffer, Canis megalotis und Lalandii, Megalotis, Agrodius und Otocyon Lalandii) äußerlich der schlanke Bau, die hohen Läufe, der etwa der Hälfte der Leibeslänge gleichkommende Schwanz, der kurze spitzschnauzige Kopf und die sehr großen, von vorn gesehen eiförmigen Ohren, mehr aber noch der Zahnreichthum, da das Gebiß aus 48 Zähnen besteht und abweichend von allen Raubthieren vier Backenzähne in jedem Kiefer, oben also zwei Zähne, unten einen Zahn mehr als das Gebiß des Hundes aufweist. Es kommt diese Anzahl von Zähnen jedoch nicht gleichmäßig bei allen Stücken vor; denn Dönitz fand unter vier Schädeln drei, welche oben nur sieben Backenzähne enthielten. Die Gesammtlänge eines anscheinend ausgewachsenen Löffelhundes beträgt 85 bis 90 Centim., wovon genau ein Drittel auf den Schwanz gerechnet werden muß, die Höhe am Widerrist 35 Centim. Ein düsteres, ins Grünliche spielendes Graufahlgelb ist der allgemeine Farbenton des Pelzes; die einzelnen Haare sehen an der Wurzel bräunlich, in der Mitte fahlgelb, an der Spitze hellgelb oder dunkelbraun aus, wodurch eine Sprenkelung entsteht, deren Gesammteindruck dem Felle jene Färbung verleiht. Die Außenseite und ein im oberen Theile scharf ausgesprochener Innenrand der Ohren sind dunkelfahlbraun, die Läufe vorn und außen und der Schwanz auf der Oberseite und an der Wurzel röthlich dunkelbraun, eine wenig deutliche von Auge zu Auge und weiter nach hinten verlaufende Stirnbinde sowie die Unterlippe hellfahlbraun, Kehle und Halsseiten lichtfahlgelb gefärbt.

Ich habe mich vergeblich bemüht, in den mir bekannten Naturgeschichten und Reisebeschreibungen Stoff zu einer einigermaßen genügenden Lebensschilderung des Löffelhundes zu finden. Das Thier bewohnt Südafrika und einen großen Theil Ostafrika's, da es Kirk auch am Sambesi, Speke in Uyoyo im Osten fanden, und soll nach erstgenanntem in Meuten jagen und trotz seiner geringen Stärke Säugethiere bis zur Größe von Antilopen bewältigen, diese heftig verfolgen und nach längerer Jagd zu Boden reißen, sogar den Wildbüffel angreifen und tödten. Diese wenig glaubwürdigen Angaben sind die einzigen, welche ich in gedruckten Werken habe finden können; um so dankbarer bin ich meinem verehrten Freunde Fritsch, das „Thierleben" durch nachstehende Schilderung des Thieres bereichert zu haben.

„Der Löffelhund wird von den Ansiedlern am Vorgebirge der guten Hoffnung wegen seines weinerlichen abgesetzten Gebelles Gna-Schakal genannt; im Se-chuana heißt er „Motlosi", richtiger „Mo-tlosi". Sein Lieblingsaufenthalt sind die bebuschten Hochsteppen des Inneren, nördlich vom Orangeflusse; in die Ansiedelung und das obere Natal mag er wohl zuweilen herunterkommen, ist in den vorgedachten Gegenden jedoch viel häufiger als hier. Bei Tage lagert er wie andere seiner Verwandtschaft wohlverborgen in dichtem Gestrüppe oder in den vom Erdferkel ausgehöhlten Termitenhaufen, des Nachts schweift er umher, kommt auch unter wahrhaft erbärmlichen Klagetönen zuweilen in die Nähe der Lagerfeuer. Seine Nahrung besteht aus kleinen Thieren

und Abfällen thierischer Natur, besonders aber in Wanderheuschrecken (Acridium migratorium), deren Zügen er in Gemeinschaft des großen Trappen, der Krähen und kleinen Falken als treuer Begleiter folgt. Sein Fleisch, welches ganz appetitlich aussieht, erinnert im Geschmacke an das widerlich Fade der Heuschrecken; auch behält man davon einen ranzigen Nachgeschmack im Munde.

„Die Eingeborenen stellen dem Motlosi eifrig nach, weil sie ebensowohl sein Fleisch gern genießen als auch das Fell sehr schätzen. Letzteres dient nämlich bei den Betschuanenstämmen als



Löffelhund (Otocyon caffer). 1/8 natürl. Größe.

Besatz der großen Pelzmütze in Form einer Kopfklappe mit breitem, von hohem, hinten herabgezogenem Aufschlage, durch welche die verheirathete Frau von dem unverheiratheten Mädchen sich unterscheidet.

„Man jagt den Gna-Schakal hauptsächlich mit Hunden, welche ihn in seinen Verstecken aufspüren und abwürgen, oder gräbt ihn aus. Geschossen wird er seltener, geht auch weniger als der Schabrakenschakal oder die Hiäne auf die Lockspeise der Stellgewehre. Weniger Raubthier als unser Reineke und feindlicher als andere Windhunde gleicher Größe, setzt er sich selbst angegriffen nur schwach zur Wehre. Unter dem Schusse hörte ich ihn seine Klagetöne ebenfalls ausstoßen."

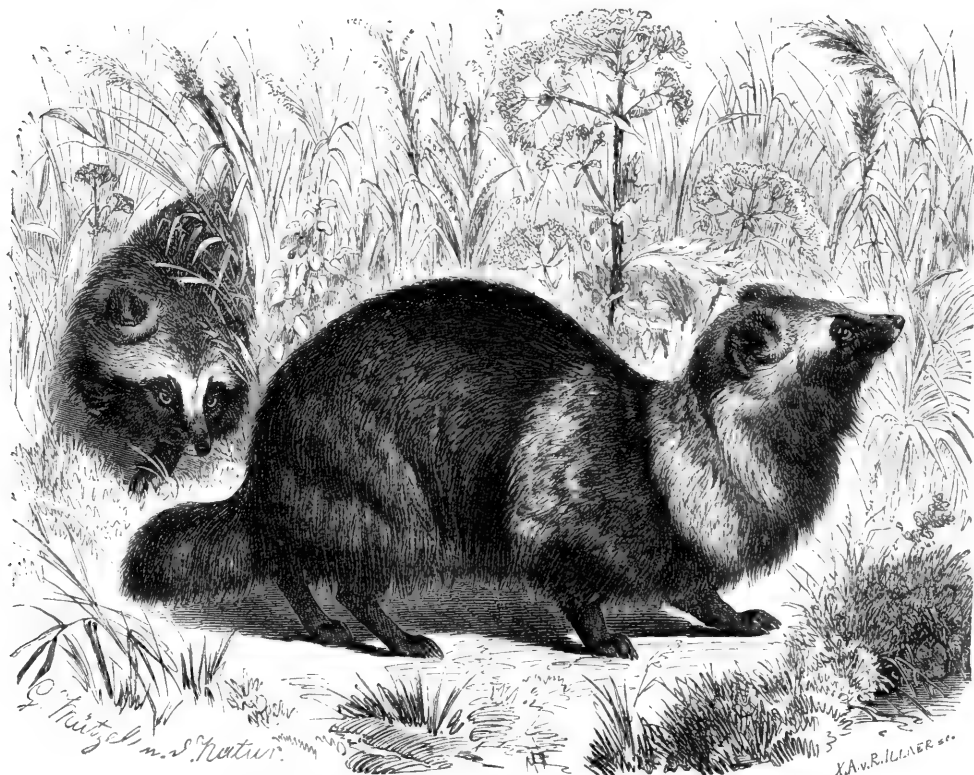
Gefangene Löffelhunde sollen lebend bis nach England gebracht worden sein; bestimmtes hierüber habe ich jedoch nicht in Erfahrung bringen können.

*

Mehr noch als die Löffelhunde unterscheiden sich die Schleichkatzenhunde (Nyctereutes) von ihrer Verwandtschaft, obgleich ihr Gebiß im wesentlichen mit dem Zahnbaue anderer Hunde

übereinstimmt. Es sind 42 Zähne vorhanden, die Höckerzähne aber verhältnismäßig stärker entwickelt. Außerdem weichen die Verhältniszahlen der Wirbel ab, finden sich namentlich mehr Brustwirbel als bei den übrigen Hunden, mit Ausnahme des Löffelhundes, dagegen aber weniger Schwanzwirbel, und lassen sich sonst noch Eigenthümlichkeiten des Gerippes nachweisen; alle diese Abweichungen erscheinen jedoch nicht so erheblich wie die allgemeinen Merkmale der Sippe.

Der Marderhund, Waschbär- oder Schleichkatzenhund, Tanuki der Japaner, Chausé der Chinesen, Ilbigáe der Birar-Tungusen, Jendakó der Golden, Naotó der Mandschu ꝛc.



Marderhund (Nyctereutes procyonoides). 1/6 natürl. Größe.

(Nyctereutes procyonoides, Canis procyonoides und viverrinus), erinnert in seinem Gesammtgepräge mehr an Marder als an Hunde. Der gestreckte, hinten verdickte Leib ruht auf niederen schwächlichen Beinen, der Kopf ist kurz, schmal und spitz, der Schwanz sehr kurz, beinahe stummelhaft und buschig, das Ohr kurz, breit, abgerundet und fast ganz in dem sehr reichen Pelze versteckt, die Färbung marder-, nicht aber hundepelzartig, mit Ausnahme eines ziemlich breiten über die Schultern nach den Vorderläufen ziehenden dunkelbraunen Bandes und der ebenso aussehenden Läufe auch sehr veränderlich, bald heller, bald dunkler. Kopf und Halsseiten sind gewöhnlich hellfahl, die übrigen Theile bräunlich, Wangen und ein scharf abgegrenzter Ohrrand braun, die Untertheile hellbraun; der Schwanz in seiner größeren Endhälfte ist schwarzbraun, ein großer Flecken auf der Halsseite vor und ein anderer auf der Leibesseite hinter dem erwähnten Schulterbande schmutzigisabellfahl; die einzelnen Haare sind an der Wurzel braun, an der Spitze bis gegen ein Drittheil der Haarlänge hin fahlgelb. Das Wollhaar übertrifft, laut Radde, an Fülle das jedes anderen Hundes und würde den Pelz ungemein werthvoll machen, wäre das Deckhaar nicht struppig wie das des Dachses, und störte nicht die vielfach abändernde Gesammtfärbung die Gleichmäßigkeit

eines aus solchen Fällen bereiteten Pelzes. Im Sommer ist die Färbung merklich dunkler, weil die nach der Härung allmählich auswachsenden Grannenhaare an der Spitze noch nicht ausgebleicht sind. Die Länge des Thieres, einschließlich des 10 Centim. langen Schwanzes, beträgt 75 bis 80 Centim., die Höhe am Widerrist nur 20 Centim.

Gray beschrieb den Marderhund nach einem ihm wahrscheinlich von China zugegangenen Balge, Temminck zwei Jahre später dasselbe Thier unter seinem zweiten Namen nach den von Siebold aus Japan mitgebrachten Stücken. Gegenwärtig wissen wir, daß unser Hund nicht allein in Japan und China, von Kanton bis zum Amurflusse vorkommt, sondern wahrscheinlich im ganzen gemäßigten Ostasien auftritt und im Nordosten seines Verbreitungsgebietes auch wohl bis zum 51. Breitengrade hinaufgeht. Im Stromgebiete des oberen Amur und seiner Zuflüsse scheint er besonders häufig zu sein, Gegenden mit fischreichen Gewässern überhaupt anderen vorzuziehen und sich daher soviel wie möglich an die Flußthäler zu halten. Doch traf ihn Radde, dem wir eine ziemlich eingehende Schilderung seines Lebens, die einzige, welche wir besitzen, verdanken, auch in den sich sanft verflachenden, nur licht bewaldeten Ostabhängen des Burejagebirges an.

Nach den von Radde an freilebenden und gefangenen Marderhunden gesammelten Beobachtungen ist die Lebensweise ungefähr folgende: Wie Wolf, Schakal und Korsak nicht eigentlich an eine bestimmte Oertlichkeit gebunden, durchschweift der Marderhund ein ziemlich weites Gebiet, im Sommer vielleicht ohne Wahl, im Winter in Fluß- und Bachthälern sich festsetzend. Am Tage schläft er, in sich zusammengeknäuelt, Kopf und Pfoten von seinen langen Haaren fast gänzlich bedeckt, hinter hohen Binsenhumpen, welche den unteren Theil seiner Lieblingsthäler in weiter Ausdehnung unwegsam machen, vielleicht auch in verlassenen Fuchs- und anderen Thierbauten, des Nachts zieht er zur Jagd aus. Er läuft nicht rasch, hat in seinen Bewegungen etwas schleichkatzenartiges, beugt den Rücken oft zum gekrümmten Buckel und macht plötzlich Seitensprünge. Wie der Fuchs geht er nachts gern auf dem Eise, nimmt womöglich die alte Spur auf, macht kleinere Sätze als Reineke, stellt selten alle vier Füße in eine gerade Linie und springt öfter, als er trabt. Seine Stimme ist ein leises Miauen, im Zorne ein eigenthümliches Knurren, auf welches ein sehr langgezogenes klägliches Winseln zu folgen pflegt. Bei Tage scheu und furchtsam, hält er des Nachts selbst den ihm überlegenen Hunden muthig Stand; wenig vorsichtig und äußerst gefräßig, fällt er leicht Fallen und Gift zum Opfer. Seine Jagd gilt vor allem Mäusen und Fischen. Erstere verfolgt er im Sommer gemeinschaftlich mit anderen seiner Art oder seinen Familiengliedern und begibt sich zu diesem Zwecke in die Ebenen und Verflachungen des Gebirges; die Gesellschaft zerstreut sich, von einem Punkte in Bogenlinien auslaufend, an einem zweiten sich wieder begegnend und in gleicher Weise die Jagd weiter betreibend. Den Fischen stellt er wie der Fuchs eifrig nach, lungert und lauert daher an allen Bächen und Flüssen, frißt die geschuppten Wasserbewohner überhaupt so gern, daß er, so lange er genug von ihnen hat, Fleisch von höheren Wirbelthieren liegen läßt. Acht bis zehn spannenlange Fische verzehrt er auf einmal ohne befriedigt zu werden, scheint im Gegentheile, wenn er seine Lieblingskost vor sich hat, geradezu unersättlich zu sein. Frisch gefangene oder ihm neu zugeworfene Fische beißt er rasch einige Male in den Kopf, um sich ihrer gewiß zu versichern. Außerdem sind ihm Pflanzenstoffe der verschiedensten Art, beispielsweise Beeren, Holzäpfel, nach Versicherung der Birar-Tungusen auch Eicheln, sehr willkommen: er ist mehr Allesfresser als irgend ein anderer Hund. Den Winter verbringt er übrigens nur dann im Freien, wenn er nicht Gelegenheit fand, sich zu mästen; anderenfalls legt er sich, nachdem er schließlich noch wie Bär und Dachs die abgefallenen Holzäpfel aufgelesen hat, im November in verlassenen Fuchsbauten oder tiefer gehenden Erdlöchern zu einem nicht allzulangen Winterschlafe nieder, erinnert also auch in dieser Hinsicht mehr an gewisse Marder als an Hunde. Radde traf ihn während der Wintermonate im Gebirge nur äußerst selten an und erfuhr jene ihm mit Recht überraschende Thatsache von den, wie alle von der Jagd lebenden Völkerschaften,



Band I, S. 693.

Hiänenhund.

sehr genau beobachtenden Tungusen, welche noch mittheilten, daß unser Hund nur in frostfreien Höhlen überwintert.

Mit Strychninpillen fängt man den Marderhund leicht, findet ihn jedoch nicht immer ohne längeres Suchen auf, weil er die ganze Pille verschlingt und weit mit ihr geht, bevor er fällt: Radde erlangte die mit Gift getödteten Thiere gewöhnlich an den offenen Blänken der Flüßchen, wo sie zuletzt noch getrunken hatten. Rasche und geübte Hunde stellen das Thier bald und bewältigen es nach kurzem Kampfe. Die Eingeborenen Sibiriens, Japaner und Chinesen essen das Fleisch und verarbeiten das Fell hauptsächlich zu Wintermützen.

Gefangene Marderhunde gewöhnen sich ziemlich rasch an den Menschen, verlieren auch bald ihre Wildheit, nicht aber ebenso ihre Furchtsamkeit. Anfänglich fressen sie nur dann, wenn sie sich unbeachtet glauben, später machen sie, zumal angesichts von Fischen, keine Umstände mehr. Nach jeder tüchtigen Mahlzeit schlafen sie tief und lange. Sie sind sehr reinlich, wählen sich stets einen trockenen Winkel zum Lager und setzen flüssige wie feste Ausleerungen auf besonderen und verschiedenen Stellen ab.

*

Als Uebergangsglied von den Hunden zu den verwandten Hiänen betrachtet man eine der merkwürdigsten und zugleich am schönsten gezeichneten Arten der Hundefamilie: den Hiänenhund. Man hat auch ihn zum Vertreter einer eigenen Sippe erhoben, obgleich sein Gebiß von dem anderer Hunde nicht sicher unterschieden werden kann und auch der Schädel dem Hundeschädel im wesentlichen gleicht. Nach Pagenstechers Untersuchungen weicht das Gebiß von dem des Wolfes nur dadurch ab, daß der letzte obere Mahlzahn dort dreieckig und klein, hier viereckig und groß ist, die bei anderen Hunden kleinen Lückzähne bei dem Hiänenhunde groß sind und die hinteren an ihrem Hinterrande zwei starke Sägezacker zeigen. Der Schädel vergleicht sich „einem verhältnismäßig kleinen, etwas kurzen, stumpfen, breitgesichtigen Hundeschädel, an welchem die Nasenkanäle lang, mit weiten Nebenhöhlen versehen und durch ihre Weite zum Athmen bequem sind, die Trommelbeine durch ihre beträchtliche Entwickelung ein feines Gehör anzuzeigen scheinen, und an welchem die weit abstehenden Jochbogen und die Kammleiste auf kräftige Muskeln hindeuten". Auch bezüglich der Anzahl und der Verhältniszahlen der Wirbel steht das Thier den Hunden gleich, erscheint also nur äußerlich als ein Mittelglied zwischen Hunden und Hiänen. Sein Leib ist schlank, aber doch kräftig gebaut, der Kopf mäßig, eher klein als groß, die Schnauze stumpf; Gehör und Gesicht sind sehr entwickelt, die Ohren hoch, breit und fast nackt, die rundsternigen Augen groß. Die mäßig hohen Beine, mit kräftigen, vorn und hinten vierzehigen Füßen, der mittellange, nicht besonders buschige Schwanz und das in höchst eigenthümlicher Weise gefärbte, kurz- und glatthaarige Fell dienen zur weiteren Kennzeichnung der Gruppe.

Der Hiänen-, Steppen- und gemalte Hund oder die Jagdhiäne, Simr der Araber, Tekuela der Abessinier, Mebbie oder Mebbra der Westafrikaner (Lycaon pictus, L. venaticus, typicus, tricolor, Hyaena picta und venatica, Canis pictus und tricolor, Kynos pictus), erreicht eine Länge von 1,35 bis 1,5 Meter, wovon 35 bis 40 Centim. auf den Schwanz kommen, 70 bis 75 Centim. Höhe am Widerrist und ein Gewicht von 30 bis 35 Kilogramm, hat also ungefähr die Größe eines schmächtigen Wolfes oder mittelgroßen Fleischerhundes, in seiner Gestalt aber größere Aehnlichkeit mit letzterem. Bei aller Schlankheit und Leichtigkeit des Baues macht er den Eindruck eines kräftigen und starken Thieres. Es gibt kaum zwei von diesen Hunden, welche vollkommen gleich gezeichnet wären: nur am Kopfe und am Nacken hat die Zeichnung eine gewisse Beständigkeit. Weiß, Schwarz und Ockergelb bilden die Hauptfarben. Bei dem einen ist die weiße, bei dem anderen die schwarze Farbe vorherrschend und so gleichsam Grundfärbung, von welcher die lichteren oder dunkleren Flecken ziemlich grell abstechen. Auch die Flecken sind unregelmäßig, bald kleiner, bald größer, sehr verschieden gestaltet und oft über den ganzen Leib vertheilt, die weißen

und ockerfarbenen aber immer schwarz gesäumt. Die Schnauze ist bis zu den Augen hinauf schwarz, und diese Färbung setzt sich auch noch in langen Streifen zwischen den Augen und Ohren, längs des Scheitels, des Oberkopfes und Nackens fort. Die Lauscher sind schwarz, die Seher braun. Die Schwanzwurzel ist ockerfarben, die Schwanzmitte schwarz, die buschige Blume weiß oder ockergelb.

Wie die neueren Forschungen lehren, verbreitet sich der Hiänenhund über einen großen Theil Afrika's. Früher kannte man ihn nur aus der Kapgegend; später fand ihn Rüppell in der Bahiudawüste auf; neuere Reisende haben ihn am Kongo wie in Mozambik beobachtet. Er ist ein echtes Steppenthier, bunt am Leibe und lebendig vom Geiste. Das Hündische spricht sich in seinem Wesen vorwiegend aus. Er ist Tag- und Nachtthier und liebt zahlreiche Gesellschaften; deshalb findet man ihn stets in Meuten oder Rudeln von dreißig bis vierzig Stücken vereinigt. In früheren Zeiten war er am Kap eine häufige Erscheinung, und vielfache Berichte erwähnen seiner. Daß dabei mannigfaltige Ausschmückungen seiner Naturgeschichte mit unterlaufen, versteht sich von selbst, und noch heute sind wir nicht im Stande, das Wahre immer und überall von dem Unwahren zu säubern. Der Kapuziner Zucchelli gibt in seiner „Missions- und Reisebeschreibung nach Kongo", welche anfangs des vorigen Jahrhunderts erschien, eine ziemlich ausführliche Beschreibung von ihm. „Es wird nicht undienlich sein", sagt er, „hier etwas derjenigen Thiere zu gedenken, welche einen natürlichen Haß gegen alle anderen Thiere im Walde haben und dieselben verfolgen und jagen, nämlich der Mebbien. Diese Mebbien sind eine Art wilder Hunde, welche jagen, aber doch von den Wölfen sich sehr unterscheiden. Sie scheinen vielmehr die Eigenschaft der Spürhunde zu haben und von der Natur erschaffen zu sein, die anderen schädlichen Thiere wegzutreiben. Befinden sie sich in dem Walde, so braucht sich kein Wandersmann vor reißenden Thieren zu fürchten. Als einst einer von unserer Mission zu Bamba durch die Wüste reisen wollte, besprach er sich vorher mit dem Fürsten, ob er dies der Löwen und Panther wegen wohl wagen dürfte, und der Fürst erwiderte ihm, daß er ganz ohne Gefahr reisen könne, weil er vor etlichen Tagen in jener Gegend die Mebbien gesehen habe, welche den Weg von allen grimmigen Thieren gereinigt haben würden. Sie vertreiben also die wilden Thiere, obschon sie selbst solche sind; gleichwohl lieben sie den Menschen überaus und fügen ihm nicht den geringsten Schaden zu, weshalb man sie auch ohne Scheu in die Dörfer und sogar bis in die Höfe kommen läßt.

„Ihr Widerwille gegen andere wilde Thiere ist so groß, daß sie die grausamsten Raubthiere, wie Löwen und Panther, anfallen und trotz deren Stärke durch ihre Menge überwältigen und niederreißen. Was sie des Tags über an Beute gemacht haben, das theilen sie des Abends unter einander, und wenn etwas übrig geblieben ist, so schleppen sie es bis in die Dörfer hinein, damit auch die Menschen einen Theil davon zu genießen bekommen. So fahren sie einen Tag und eine Woche fort, bis die Gegend von allen wilden Thieren gereinigt ist; dann gehen sie an einen anderen Ort und setzen ihre Jagd in derselben Weise fort."

Man erkennt aus dieser Darstellung leicht die Zeit, in welcher sie geschrieben wurde, und die Unklarheit der Beobachtung. Ganz anders lautet schon der Bericht von Kolbe, welcher dieselben Thiere an dem Vorgebirge der guten Hoffnung bemerkte. Hier heißen sie „wilde Hunde", welche oft in die Dörfer der Hottentotten und in die Häuser der Europäer laufen. Sie fügen dem Menschen kein Leid zu, richten aber unter den Schafen großen Schaden an, wenn sie nicht vertrieben werden; denn sie reißen oft sechszig bis hundert Stück Schafe nieder, beißen ihnen den Bauch auf, fressen ihnen die Eingeweide aus und laufen dann davon.

Nun vergeht eine lange Zeit, bis desselben Thieres wieder Erwähnung geschieht. Erst Burchell fand den Hiänenhund in der Nähe des Kigariep wieder auf und beobachtete ihn vielfach, brachte auch ein Stück lebendig mit nach England. Dieser Forscher, welcher ihn Jagdhiäne nennt, bestätigt, daß er bei Tage und in Gesellschaft jagt und eine Art von Gebell hören läßt, welches lebhaft an das der Hunde erinnert. Er rühmt auch den Muth und die Munterkeit des Thieres den Hiänen gegenüber, welche nur bei Nacht wie feige Diebe herumschleichen.

Rüppell brachte sieben Stück von seiner ersten afrikanischen Reise mit nach Hause. Er hatte sie in der Bahiudawüste in Südnubien erbeutet. Sie waren dort unter dem Namen Simr wohlbekannt und wurden als sehr schädliche Thiere betrachtet. Man redete ihnen nach, daß sie Menschen angriffen, und die neuesten Nachrichten widersprechen dem nicht. Gewöhnlich lagen sie in der Nähe der Brunnen im Hinterhalte, um auf Antilopen und andere kleine Thiere zu lauern.

Ich selbst habe mich vergeblich bemüht, eines der schönen Thiere habhaft zu werden, obgleich mir wiederholt von seinem Vorhandensein erzählt wurde.

Gordon Cumming, ein sehr eifriger Jäger und guter Beobachter, lernte die Steppenhunde im Norden der Kapansiedelung genau kennen. Als er einstmals in einem Verstecke bei einer Quelle auf Wild lauerte, sah er ein von vier gemalten Hunden verfolgtes, von Blut triefendes Gnu heranspringen und sich in das Wasser stürzen. Hier machte es Halt und bot den Hunden die Stirn. Alle vier waren an Kopf und Schultern mit Blut bedeckt, ihre Augen glänzten in gieriger Mordlust, und sie wollten eben ihre Beute packen, als Cumming mit dem einen Laufe seiner Doppelbüchse das Gnu, mit dem anderen einen Hund niederschoß. Die drei noch übriggebliebenen Steppenhunde begriffen nicht, woher das Unheil gekommen, und umkreuzten äugend und sichernd den Ort; da schoß Cumming einen zweiten an, und alle drei eilten davon. „Diese Hunde", erzählt er, „jagen im Innern der Ansiedelung in Meuten, deren Zahl bis auf sechszig steigt, mit einer ungeheueren Ausdauer, so daß sie selbst die größte und stärkste Antilope ermatten und überwältigen. An die Büffel wagen sie sich, soviel ich weiß, nicht. Sie verfolgen das Wild, bis es nicht weiter kann, reißen es dann augenblicklich zu Boden und verzehren es in wenigen Minuten. Vor dem Menschen fürchten sie sich weniger als irgend ein reißendes Thier. Die Weibchen erziehen ihre Jungen in großen Höhlen, welche sie in den öden Ebenen graben. Nähert sich der Mensch den Höhlen, so laufen die Hunde weg, ohne ihre Brut zu vertheidigen. Die Verheerung, welche sie unter den Herden der Boers anrichten, sind unglaublich; denn sie tödten und verstümmeln viel mehr Schafe als sie verzehren können. Ihre Stimme ist dreifach verschieden: sehen sie plötzlich einen gefährlich scheinenden Gegenstand, so bellen sie laut; des Nachts, wenn sie in Menge beisammen und durch irgend etwas aufgeregt sind, geben sie Töne von sich, welche klingen, als ob Menschen sprächen, denen dabei die Zähne vor Frost klappern; wenn sie sich sammeln, stoßen sie einen wohlklingenden Laut aus, der etwa so klingt, wie die zweite Silbe des Kukukrufes. Sie behandeln alle zahmen Hunde mit der äußersten Verachtung, warten ihren Angriff ab, kämpfen aber dann mit vereinten Kräften und zerreißen die Feinde gewöhnlich. Die Haushunde erwidern die Feindseligkeit mit Ingrimm und bellen stundenlang, wenn sie die Stimme der wilden auch nur von fern hören."

Einst hatte sich Cumming in der Nähe eines Wasserbehälters in mondheller Nacht versteckt, ein Wildebeest niedergestreckt, auch eine Hiäne angeschossen und war eingeschlafen, bevor er wieder geladen. Nach einiger Zeit ward er durch sonderbare Töne geweckt, träumte, daß Löwen ihn umlagerten, erwachte mit einem lauten Schrei und sah sich rings von einer Masse knurrender und zähnefletschender, wilder Hunde umgeben. Sie spitzten die Ohren, streckten die Hälse nach ihm aus, während ein Trupp von ungefähr vierzig in etwas größerer Entfernung hin- und hersprang, ein anderer unter Zank und Streit vom Wildebeest fraß. Cumming erwartete, ebenfalls zerrissen zu werden, sprang aber schnell auf, schwenkte seine Decke und redete die wilde Versammlung mit lauter Stimme an. Dies wirkte. Die Thiere zogen sich weiter zurück und bellten aus Leibeskräften. Er begann zu laden: aber der ganze Schwarm war verschwunden, ehe er Feuer geben konnte.... Noch in derselben Nacht kamen fünfzehn Hiänen, machten sich an das Wildebeest, und am anderen Morgen waren von diesem nur noch die größten Knochen übrig. Im Lande der Bakalaharis lief eine Meute wilder Hunde, ein Kudu verfolgend, an Cummings Wagen vorbei und rissen die Antilope ganz nahe bei den Zugochsen, die eben an der Quelle getränkt wurden, nieder. — Ein geschickter und tüchtiger englischer Jäger versichert, daß die Vortrefflichkeit der Nase und die Jagdfähigkeit der Thiere wahrhaft bewunderungswürdig sei. Eine Meute dieser wilden Hunde übertrifft

sogar die bestgeschulten Fuchshunde. Sehr häufig entkommt diesen der Verfolgte, bei den wilden Hunden ist dies nur äußerst selten oder niemals der Fall. Unser Jäger glaubt die Krone der Jagdfähigkeit den wilden Hunden ertheilen zu können und spricht sich dahin aus, daß ihre Befähigung zur Jagd eine wirklich außerordentliche ist. Immer sind die Thiere äußerst vorsichtig, wenn sie sich einem wilden Ochsen, Zebra oder einem anderen kräftigen Thiere nähern; um so dreister und kühner aber fallen sie über eine Herde von wehrlosen Wiederkäuern her. Sie scheinen besonderes Vergnügen daran zu finden, den Ochsen die Schwänze abzubeißen, und bringen sie den Thieren hiermit nicht bloß eine schmerzliche Verletzung bei, sondern verursachen ihnen auch eine große Unbequemlichkeit für spätere Zeiten. Und die Hiänenhunde sind nicht eben vorsichtig im Gebrauche ihrer Zähne, sondern beißen manchmal noch mehr ab als den Schwanz.

Wenn die Nomaden der Bahiudasteppe behaupten, daß die Hiänenhunde auch Menschen angreifen, scheinen sie Recht zu haben. Es dürfte sich mit diesen ebenso verhalten wie mit anderen Raubthieren: verschiedene Umstände werden ihr Betragen mehr oder weniger ändern. Speke erzählt in einem seiner ersten Reiseberichte von einer „Bunthiäne", welche „in Größe und Ansehen einem starken Wolfe gleichkommt, große Ohren hat, tüchtig läuft, in Meuten jagt, wie ein Hund bellt und deshalb Waldhund genannt wird", daß drei von diesen Thieren, unverkennbar unsere Hiänenhunde, eines Tages mit lautem Gebelle aus dem Walde hervorstürzten, und einer davon unseren Mann angreifen wollte, aber umkehrte und davon lief, als dieser sich, um zu schießen, gegen ihn wendete. Heuglin nennt den Hiänenhund trotz seiner wirklich schönen Färbung und hohen Gestalt „ein ebenso unflätiges, sehr stark riechendes als bissiges Thier, welches seine „Falschheit und Hinterlist nicht verleugnen kann" und versichert, daß er, angeschossen, sich nicht scheue, selbst den Menschen anzugehen.

Wie dem übrigens sein möge: ein in hohem Grade anziehendes Geschöpf ist und bleibt dieser buntfarbige Räuber. „Es muß", so habe ich früher anderswo gesagt, „ein prachtvolles Schauspiel sein, diese schönen, behenden und lauten Thiere jagen zu sehen. Eine der großen, wehrhaften Säbelantilopen ist von ihnen aufgeschreckt worden. Sie kennt ihre Verfolger und eilt mit Aufbietung aller Kräfte der federnden Läufe durch den Graswald der Steppe dahin. Ihr nach stürmt die Meute, kläffend, heulend, winselnd und in unbeschreiblicher Weise lautgebend, ich möchte sagen: aufjauchzend; denn die Laute klingen wie helle Glockenschläge. Weiter geht die Jagd; die Antilope vergißt über der größten Gefahr jede andere. Unbekümmert um den Menschen, welchen sie sonst ängstlich meidet, eilt sie dahin; dicht hinter ihr, in geschlossenem Trupp, folgen die Hiänenhunde, welche den Erzfeind aller Thiere noch viel weniger beachten als ihr geängstigtes Wild. Ihr Lauf ist ein niemals ermüdender, langgestreckter Galopp, ihre Ordnung eine wohlberechnete. Sind die vordersten ermattet, so nehmen die hinteren, welche durch Abschneiden der Bogen ihre Kräfte mehr geschont haben, die Spitze, und so lösen sie sich ab, so lange die Jagd währt. Endlich ermattet das Wild, die Jagd kommt zum Stehen. Ihrer Stärke sich bewußt, bietet die Antilope den mordgierigen Feinden die Stirn. In weiten Bogen fegen die schlanken, spitzigen Hörner über den Boden. Ein und der andere Verfolger wird vielleicht tödtlich getroffen; dieser und jener empfängt einen Schlag mit den scharfen Schalen, welcher ihn taumelnd dahinsinken läßt: aber nach wenigen Sekunden bereits hat eines der älteren erfahreneren Raubthiere das Wild an der Kehle gepackt, und im nächsten Augenblicke hängen ihm so viele am Nacken als Platz finden können. Alle heulen laut auf vor Jagdlust und Blutgier; eines sucht das andere zu vertreiben; man vernimmt die verschiedenartigsten Laute durcheinander. In der Regel liegt das Wild schon nach Verlauf einer Minute röchelnd, verendend am Boden; zuweilen aber gelingt es ihm doch, sich noch einmal zu befreien. Dann beginnt eine neue Hetze und die Jagdhiänen stürmen mit bluttriefender Schnauze hinter dem schweißenden Wilde drein. Ihre Mordgier scheint durch den Tod jedes neuen Opfers gesteigert zu werden; denn so lange sie lebendige Thiere um sich sehen, lassen sie sich gar nicht Zeit zum Fressen, sondern würgen nur, verstümmeln wenigstens. „Am Morgen", so erzählt der ver-

läßliche Burchell, „kam Philipp mit dem Ochsenzuge; weil dieser aber nicht wie üblich eingehürdet worden war, hatten die Jagdhiänen drei von ihnen die Schwänze abgefressen, einem nur die Quaste, den beiden anderen aber den ganzen Schwanz. Wie schwer der Verlust des Schwanzes für die Ochsen ist, begreift man erst, wenn man bedenkt, daß sie die Fliegen ohne Hülfe des Wedels gar nicht mehr abwehren können. Schafe und Rinder sind den Angriffen dieser Thiere besonders ausgesetzt, die ersteren greifen sie offen an, die letzteren durch listiges Beschleichen." Wenn sie eine Schafherde überfallen, begnügen sie sich nicht mit den acht bis zwölf Pfund schweren fetten Schwänzen, sondern reißen so viel Stücke nieder, als sie eben können, fressen die Eingeweide der erwürgten und lassen das übrige liegen. Endlich des Mordens satt, stürzen sie sich über die gefällten Opfer her, reißen ihnen den Leib auf und wühlen fressend, heulend, kläffend in den Eingeweiden umher. Jetzt erscheinen sie gänzlich als Hiänen, freßwuthig, unreinlich, blutdürstig im eigentlichen Sinne des Wortes. Vom Muskelfleisch fressen sie wenig; Burchell fand eine frisch getödtete Elenantilope, welcher sie nur die Höhlen ausgefressen hatten und nahm den Rest des Wildes für seine eigene Küche in Anspruch.

Der Hiänenhund scheint ein für die Zähmung vielversprechendes Raubthier zu sein. Er würde einen Spürhund abgeben, wie kein englischer Lord solchen besitzt; aber freilich so ohne weiteres läßt sich ein derartiger Charakter dem Willen des Menschen nicht unterthänig machen. Burchell schildert das Wesen dieses Thieres sehr richtig. Eine gefangene Jagdhiäne, welche er dreizehn Monate lang in seinem Hofe hatte, schreckte Jedermann ab, Zähmungsversuche mit ihr anzustellen, zeigte sich im Verlaufe der Zeit aber doch nicht gänzlich unzugänglich und spielte zuletzt oft mit einem gleich ihr angeketteten Hunde, ohne diesen jemals zu verletzen. Ihr Wärter durfte sich jedoch niemals Vertraulichkeiten gegen sie herausnehmen. Im Jahre 1859 sah ich zu meiner großen Freude einen sehr schön gehaltenen und fast erwachsenen Steppenhund in einer Thierschaubude in Leipzig. Der Besitzer derselben besaß außer ihm auch noch zwei junge Nilpferde, die ersten, welche nach Deutschland gekommen waren, und bot somit dem Kundigen einen seltenen Genuß. Der Hund ergötzte Jedermann durch seine außerordentliche Lebendigkeit und Beweglichkeit. Bei meinen vielfachen Besuchen in jener Bude habe ich ihn kaum eine Minute lang ruhig gesehen. Allerdings konnte er auch nur diejenigen Bewegungen ausführen, welche ihm seine Kette zuließ; allein niemals sprang er in derselben einförmigen Weise hin und her, in welcher sich andere eingesperrte Raubthiere zu bewegen pflegen, wußte vielmehr die mannigfaltigsten Abwechselungen in seine Sprünge zu bringen. Die Lust, größere Thiere anzugreifen, war bei ihm sehr ausgeprägt; denn so oft sich ihm die Nilpferde näherten oder ihm auch nur einen Theil ihres Körpers zuwandten, versuchte er es, sie wenigstens zu zwicken, da ihm das dicke Fell seiner Genossen natürlich undurchdringlich war. Aeußerst spaßhaft sah es aus, wenn er ein Nilpferd am Kopfe angriff. Der ungeschlachte Riese öffnete gutmüthig ernst seinen ungeheueren Rachen, als wolle er dem übermüthigen Hunde anrathen, sich in Acht zu nehmen, und dieser versuchte es dann auch wirklich nicht, den gar zu gefährlich aussehenden, aber im Grunde doch harmlosen Wasserbewohner anzugreifen. Er war so gut gezähmt, als er vielleicht gezähmt werden kann, und freute sich ungemein, wenn sein Wärter sich ihm näherte und ihn liebkoste. Gleichwohl waren die Hände dieses Mannes über und über mit Bißwunden bedeckt, welche der Hund ihm beigebracht hatte, wahrscheinlich gar nicht in böser Absicht, sondern eben nur aus reinem Uebermuthe und besonderer Lust zum Beißen.

Die Betrachtung des lebenden Steppenhundes ließ sogleich jede Aehnlichkeit zwischen ihm und der Hiäne verschwinden. Schon das kluge, geweckte, muntere und listige, ja übermüthige Gesicht des behenden Gesellen zeigte einen ganz anderen Ausdruck als das dumme, störrische und geistlose der Hiäne. Noch auffallender aber wurde der Unterschied zwischen beiden, wenn man die leichten und zierlichen Bewegungen des Hundes mit denen der Hiäne verglich. Der Hund erschien auch dem Uneingeweihten gleichsam als ein vollendetes Erzeugnis des freundlichen, hellen Tages, während die Hiäne als ein echtes Kind der Nacht sich kundgibt.

Später habe ich mehrere der trefflichen Thiere gesehen und einige auch gefangen gehalten. Ein ungestümer Muthwillen, ein, wie es scheinen will, unbezähmbarer Drang zum Beißen, vielleicht ohne Absicht dadurch wehe zu thun, sondern eher das Bestreben, die quecksilberne Lebendigkeit des regen Geistes zu bethätigen: dies scheint mir das eigentliche Wesen dieses Thieres zu sein. Jede Fieber zuckt und bewegt sich, sobald der Hiänenhund irgendwie in Aufregung geräth. Seine unglaubliche Regsamkeit nimmt das Gepräge der übertriebenen Lustigkeit an und erscheint einen Augenblick später als Wildheit, Bissigkeit, Raublust. „Bellen hilft hier nichts“, läßt Grandville seinen Wolf sagen, „es muß gebissen werden“: hätte er den Steppenhund gekannt, er würde ihm dieses Wort in das Maul gelegt haben. Die meisten beißen wirklich ohne alle Ursache, zu ihrem Vergnügen, zu ihrer Belustigung, auch ohne jegliche Bosheit. Sie beißen den Pfleger, nachdem sie ihm einen Augenblick früher eine Erquickung aus der Hand nahmen; ihre Liebkosungen geschehen ebenso stürmisch wie ihre Angriffe auf Beute.

Jung aufgezogene Hiänenhunde gewöhnen sich bald an eine bestimmte Person, an ihren Wärter, an regelmäßige Besucher ihres Aufenthaltes, und legen beim Erscheinen eines Freundes ihre Freude in einer Weise an den Tag wie kein anderes mir bekanntes Raubthier. Angerufen, erheben sie sich von ihrem Lager, springen wie unsinnig in dem Käfige und an dessen Wänden umher, fangen unter sich aus reinem Vergnügen Streit oder auch wohl ein Kampfspiel an, verbeißen sich in einander, rollen sich auf dem Boden hin und her, lassen plötzlich von einander, durchmessen laufend, hüpfend, springend den Käfig von neuem und stoßen dabei ununterbrochen Laute aus, für welche man keine Bezeichnung findet, da man sie jedoch nicht, wie man gern thun möchte, ein Gezwitscher nennen darf. Tritt der Mensch, welcher die ganze unsägliche Lustigkeit hervorgerufen, in den Käfig, so wird er augenblicklich umlagert, umsprungen, durch die wundersamsten Laute begrüßt und vor reiner Zärtlichkeit — gebissen, mindestens gezwickt. Unbeschreibliche Lebhaftigkeit ist diesen Thieren eigen von Jugend auf. Es mag nicht unmöglich, muß aber gewiß sehr schwer sein, sie zu zähmen: gelänge es, so würde man an ihnen höchst nutzbare Jagdgehülfen gewinnen. Zu Haus- und Stubenthieren eignen sie sich nicht; denn außer ihrer Bissigkeit haben sie noch einen Fehler: sie verbreiten, wie Heuglin sehr richtig sagt, einen unerträglichen Geruch, einen noch schlimmeren fast als die Hiänen.

Bemerken will ich schließlich noch, daß gefangene Hiänenhunde sich ohne sonderliche Umstände fortpflanzen und, was mir als das wichtigste erscheint, bis zehn Junge wölfen; so wenigstens ist in einem Thiergarten beobachtet worden. Leider ergeht es auch ihnen wie so vielen Thieren der Wendekreisländer: sie erliegen auch bei sorgfältigster Pflege früher oder später der Lungenschwindsucht, dem gewöhnlich unheilbaren Leiden, welches unter den Beständen unserer Thiergärten ebensoviele Opfer fordert wie unter den Menschen.

Namenverzeichnis des ersten Bandes.

A.

B.

C.

D.

M.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.